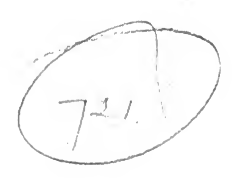
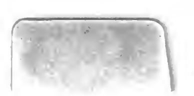






ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN

LITERATUR-ZEITUNG

ERSTER JAHRGANG.



ERSTER BAND.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,
und
Leipzig,
in der königlich-sächsischen Zeitungs-Expedition.
1813.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

JURISPRUDENZ.

Berlin b. Mylius: *Lehrbuch des Naturrechts*, als einer Philosophie des positiven Rechts, vom Professor *Hugo* in Göttingen. Dritter ganz von neuem ausgearbeiteter Versuch. 1809. XII u. 486 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Das Lehrbuch, dessen dritte Ausgabe wir jetzt vor uns haben, erschien zum ersten Mal im Jahre 1798 und zum zweyten Male ein Jahr später 1799. Alle drey Ausgaben sind von einander sehr verschieden, und der Vf. hat Recht, wenn er sagt, dass die drey Auflagen als drey verschiedene Bücher betrachtet werden können. Diese Verschiedenheit liegt jedoch mehr und eigentlich nur in der Ökonomie und in der Ausführung, nicht aber in den Grundsätzen und in der Tendenz des Werks selbst. Diese ist im Wesentlichen in allen drey Ausgaben ganz und gar dieselbe, und Rec. ist bey einer, freylich nicht von Wort zu Wort vorgenommenen, Vergleichung kein Punct von Bedeutung aufgestossen, über welchen der Vf. seine Ansicht geändert hätte. Auch daraus allein, dass Manches weggelassen ist, was in einer der früheren Ausgaben sich fand, darf man keineswegs folgern, dass der Vf. es ganz aufgegeben oder seine Meinung darüber geändert habe: denn es lassen sich Gründe genug denken, warum in einem Buche, dem durch seine Bestimmung gewisse, nicht gar zu weite Grenzen gesetzt sind, über einen Gegenstand oder vielmehr über eine Masse von Gegenständen von einem sehr grossen Umfange, etwas weggelassen wird, und einem anderen Gedanken Platz machen muss. Auch ist es für einen denkenden reichhaltigen Kopf, der aus sich selbst schöpft, eben so reizend, das Bekannte, schon einmal Gesagte, in einem neuen Lichte aufzufassen, oder es ganz wegzulassen, und mit einem anderen gleichfalls nahe liegenden Gedanken zu vertauschen, als es ihm unerträglich ist, das, was ein Werk des Geistes ist und seyn soll, in der Folge zu einem Werke der Hände werden zu lassen. Darum gewähren aber auch die Werke dieser Männer denen, die mit Geist und für den Geist lesen, einen so reichen und bey wiederholter Lectüre nicht leicht verminderten, wohl gar noch erhöhten Genuss, und Rec. gesteht es gern, dass er der wiederholten, oft fragmentarischen Lectüre der Lehrbücher, wie anderer Schriften, des eben so geistreichen als gelehrten Prof. *Hugo* sehr vielen Genuss verdankt, und er weiss von mehreren einsichtsvollen Männern, dass ihnen diese Lehrbücher zu belehrenden und unterhaltenden Handbüchern stets zur Seite liegen.

Zu dem inneren Berufe des Vfs. als Lehrer und Schriftsteller über die Philosophie des Rechts aufzutreten, kam, wie wir aus mehreren Stellen sehen, noch eine äussere Veranlassung durch den ehrwürdigen *Feder*, welchem der Vf. auch, als seinem ehemaligen Lehrer, Gönner und Collegen und unwandelbaren Freunde, dieses Lehrbuch gewidmet hat. Doch ist dasselbe dem bekannten Lehrbuche dieses verdienstvollen Gelehrten durchaus nicht ähnlich; vielmehr liegt das Eigenthümliche desselben in der Verschiedenheit von diesem und anderen Lehrbüchern des Naturrechts, welche besonders in dem Jahrzehend, in welches die ersten beiden Ausgaben desselben fallen, in so grosser Anzahl erschienen. Wie nämlich jenes Decennium dadurch ewig merkwürdig bleiben wird, dass man in der politischen Welt, von metaphysischen Sätzen ausgehend, ein neues Gebäude aufzuführen versuchte, welches den Foderungen der Vernunft, und folglich, wie man rasch fortschloss, auch den Bedürfnissen der Menschheit und der menschlichen Gesellschaft vollkommen genügen, und von ewiger Dauer seyn sollte, selten aber nur die erste Probe auszuhalten im Stande war, und daher nur zerstörend, nicht hervorbringend sich zeigte: eben so brachte jegliches Jahr ein oder etliche Systeme zum Vorschein, in welchen mit mehr oder weniger göttlicher Grobheit und Allgemeinheit die aus den Tiefen der Metaphysik geschöpften, und aus einem sogenannten höchsten Gesichtspunct aufgefassten Sätze, nicht nur als Wahrheiten, sondern geradezu als die einzig möglichen Wahrheiten gegeben wurden, und in welchen die Befolgung und Anwendung dieser Sätze aufs wirkliche Leben als thunlich und als höchst heilsam angepriesen, ja von denen geradezu und höchst gebieterisch erklärt wurde, dass deren Übertragung durchaus nothwendig, und dass jede Abweichung davon nichts weniger sey, als eine Verletzung solcher Rechte, welche ohne eine wahre und gänzliche Entwürdigung des Menschen, und ohne Verzichtleistung auf das, was den Menschen gerade zum Menschen macht, nicht veräussert werden könnten, welche daher auch nicht nur durch Mittel jeglicher Art gegen Jedermann vertheidigt, sondern auch zu jeglicher Zeit und unter jeglichen Umständen reclamirt werden könnten, wenn durch die bisher bestandene geistige und sittliche Barbarey das eine oder das andere derselben aufgegeben oder beschränkt seyn sollte.

Dergleichen Lehren, welche für die Ruhe und für das auf diese Ruhe hauptsächlich sich gründende Glück der Menschheit eben so gefährlich, als der Wahrheit entgegen waren, droheten dadurch recht tief und zerrüttend in das Innere der Gesellschaft ein-

zudringen, weil — §. 33 — man sogar den Richtern erlauben wollte, oder sie selbst es sich erlaubten, das, was man Naturrecht nannte, und was man in den Untersuchungen über diese Wissenschaft als Wahrheit construirte, wenigstens dann und wann, noch ehe es promulgirt war, über das promulgirte Gesetz zu stellen. Diese Tendenz, welche bey der Mangelhaftigkeit der bestehenden Legislationen sich gar leicht in einzelnen Fällen als zweckmäfsig darstellen liefs, mufste natürlich den besonnenen, die Grenzen und Zwecke der verschiedenen Disciplinen richtig schätzenden Gelehrten doppelt auffallen, da auch so Manches aus Gründen *a priori* der Verdammnifs übergeben wurde, was Jahrhunderte hindurch nicht nur ohne Nachtheil, sondern zum wahren Heil der Völker bestanden, und den Beyfall der aufgeklärtesten und sittlichsten Menschen erhalten hatte. Zu diesen gehörte auch unser Vf., der, ehe noch die Erfahrung als Lehrmeisterin auftrat, bemüht war, die Speculation in die ihr gebührenden Schranken zurückzuweisen, und mit Gründen und Beyspielen darzuthun, dafs die Speculation *allein* nicht im Stande sey, über die Angelegenheiten *endlich* und *unbedingt* zu entscheiden, über welche sie sich eine Entscheidung anmafste. Er ging daher, als er den lange genährten Vorsatz zur Ausführung brachte, über die Jurisprudenz, welche er bis dahin in dogmatischen und historischen Vorlesungen und Schriften — unter welchen das Lehrbuch über die Rechtsgeschichte diesem Zweige des menschlichen Wissens eine ganz neue Gestalt gab — bearbeitet hatte, philosophische Untersuchungen anzustellen, und philosophische Vorlesungen zu halten, nicht *davon* und *danach* aus, ein einzig mögliches untrügliches System des sogenannten Naturrechts blofs mittelst abstracter metaphysischer Untersuchungen und Combinationen zu ergrübeln, und auf eine den Lehrlingen meistens unverständliche Weise zu demonstriren und zu construiren, sondern sein Streben ging dahin — 38 —, frey von den Fesseln eines Systems und mit möglichster Überwindung der Macht der Gewohnheit und des Vorurtheils, unter Leitung einer gesunden und gebildeten Vernunft, mit Rücksicht auf die Geschichte und Erfahrung seine Zuhörer — denn auf diese ist besonders bey der ersten Auflage hauptsächlich gerechnet — über den Menschen, über die Gesellschaft und über die rechtlichen Verhältnisse und Grundsätze, wie solche hie und da wirklich sind, oder wie solche unter diesem oder jenem Volke einst waren, oder wie solche seyn könnten und seyn sollten, zu verständigen, und auf mehrseitige Ansichten über die wichtigsten Institute und Doctrinen der Rechtswissenschaft zu leiten, und das bey einer redlichen und bescheidenen Forschung fast nothwendig sich hervorthuende fruchtbare Resultat ihnen recht eindringend zu machen, dafs es bey den Gegenständen, welche in das Gebiet des Rechts gehören, und die eine positive Bestimmung zu erhalten pflegen, leicht sey, sich sowohl in Ansehung des Umfanges als des Inhalts derselben mehrere Gestaltungen zu denken, dafs es hingegen oftmals schwer, ja dem endlichen menschlichen Verstande fast unmöglich werde, anzugeben, welche von mehreren Modificationen und Bestimmungen, die sich gedenken lassen, oder die einst existirt haben oder noch existiren, der Vernunft nur *allein* und in *jedweder Hinsicht* entsprechen, ja dafs es schon schwer sey, zu bestimmen, welche der Vernunft *am meisten* entsprechen, und zur Erreichung des Zweckes, welchen sie befördern sollen, am *wirksamsten* seyen, und dafs es von einer anderen Seite oftmals schwer und gefährlich sey, das, was man für vernunftmäfsig erkennt, anzunehmen, dafs es endlich überhaupt nicht leicht etwas in der Welt gebe, wobey nicht gefehlt werden könne, und wirklich gefehlt werde, sobald die Menschen sich irren oder gegen ihr Gewissen handeln (§. 110). Dieses alles führt dann gleichsam von selbst zu der Bemerkung, dafs das dreiste und unbedingte Absprechen über die Rechtssatzungen von geringer Einsicht zeuge, und dafs die unerläfsliche Pflicht des Staatsbürgers, sich bey einer bestehenden Gesetzgebung zu beruhigen, und in Allem, hauptsächlich aber in den richterlichen Verhältnissen, sich unter das Gesetz zu stellen, nicht aber über dasselbe sich zu erheben, von der moralischen Seite betrachtet, eine so schwere Pflicht gar nicht seyn könne, indem die Gewissenhaftigkeit des Staatsbürgers in Beziehung auf seine äufseren Handlungen ganz und gar unter dem Staate stehen — unter anderen §. 11 der ersten, §. 41, 45 der zweyten — §. 380 der dritten Ausgabe. — Aber nicht nur für diejenigen, die unter dem Gesetze stehen, und nach demselben leben sollen, liegen dergleichen wichtige Lehren in jenen Sätzen; sondern auch der Staat, und diejenigen, welche ihn zu repräsentiren haben, finden darin die höchst wichtigen Wahrheiten, von ihrer Seite recht gewissenhaft zu seyn, und bey ihren Satzungen die ewigen Gesetze der Sittlichkeit vor Augen zu behalten, und solche möglichst zu befolgen und zu befördern, wie auch mit Anordnungen und recht einfachen allgemeinen Vorschriften nicht zu sehr bey der Hand zu seyn, sondern das, was da ist, zu achten, den Gewohnheiten den ihnen gebührenden Einflufs zu lassen, §. 120. 122. 130 ff., bey Neuerungen und Abänderungen behutsam zu seyn, und lieber Alles, was nicht ganz nothwendig zerstört werden mufs, unangetastet zu lassen — §. 125. 133, indem jedes Bestehende, aufser dem Guten, das auch die mangelhaft scheinende Sache mit sich führe, noch das, was oft mehr als alles Andere entscheidet, für sich habe, dafs es einmal da ist, und vielleicht lange schon da ist, dafs die Menschen daran gewöhnt sind, und die damit verbundenen Unbequemlichkeiten und Härten auszugleichen gewufst haben, auch ja selbst der Zufall, durch welchen so Manches entstanden seyn mag, als Werk der Vorsehung betrachtet werden müsse, §. 107. Es wird mithin der Willkühr, welcher die letzten Grundsätze dieses Systems allerdings ein weit gröfseres Feld einräumen, als jene Systeme, die nur von *einem* möglichen Rechte, von einer *allein seligmachenden* Form etwas wissen wollen, ein weit mächtigeres und kräftigeres Bollwerk entgegengesetzt, als das ist, welches durch Gründe *a priori* auf eine sogenannte innere Nothwendigkeit und auf eine Unmöglichkeit des Gegentheils gestützt wird, die mit der Wirklichkeit in Widerspruch steht, und durch That-

sachen widerlegt wird. Zugleich wird durch diese Behandlung Alles praktischer, und den Regionen des gemeinen Lebens und des gemeinen Verstandes, für welchen die Tiefen der Metaphysik so wenig gemacht sind, näher gerückt, und es wird der Politik und Moral der wohlthätige Einfluss auf die Satzungen des positiven Rechts gelassen, den jene ohnehin sich nie nehmen läfst, diese aber nie verlieren darf. Dieser Einfluss aber muss, wenn man consequent seyn will, da, wo Alles *a priori* entschieden werden soll, so gut wie ganz wegfallen. Wenn sich übrigens der Vf. über das, was die Politik heischt, weniger herausgelassen hat, auch wegen des Unbestandes dieser grofsen Beleberin des Weltalls weniger hat herauslassen können: so hat er dagegen des Moralischen, und, frey von der Aufklärerey und dem Kaltsinne des Zeitalters, der Religion, dieser eben so schönen als sicheren Stütze des Moralischen, sehr oft Erwähnung gethan, und wie z. B. §. 220 bey der Ehe verschiedener Glaubensgenossen, §. 225 Note 3 bey der Trauung durch Geistliche, §. 375 Note 13 bey Religionsverschiedenheit der Staatsbeamten, und besonders §. 180, wo über die Religion als Grund eines Unterschieds in der Civität gehandelt wird, und bey noch vielen anderen Gelegenheiten, sich der Religion da angenommen, wo man ihren Werth nur zu oft, wegen einer Toleranz, die aber nichts anders ist, als völlige Gleichgültigkeit, verkennt, und ihr gar keinen Einfluss mehr einräumen will.

In der Einleitung S. 1 — 42 wird zuerst der Begriff einer Philosophie des Rechts §. 1 dahin bestimmt, dafs sie Vernunfterkenntnifs aus Begriffen über das ist, was in einem Staate Rechtens seyn *kann*. Dafs hier von einem moralischen, nicht physischen *Können* die Rede sey, braucht wohl nicht erwähnt zu werden, da noch in dem nämlichen Paragraphen demselben das *Soll* substituirt wird, auch überhaupt dem Sprachgebrauche nach das *Können* hauptsächlich nur von einer moralischen Möglichkeit zu verstehen ist — erste Ausg. S. 28 —, überhaupt aber das, was in dergleichen Dingen der Gewalt möglich ist, der Vernunfterkenntnifs aus Begriffen nicht unterliegt. Dann werden die Disciplinen — positives Recht — Moral — Politik — Naturrecht — Völkerrecht — angegeben, welche mit der Philosophie des Rechts zusammengrenzen, und welche bey Untersuchungen leicht durch einander fliefsen, bey den wirklichen Gesetzgebungen aber selten in der gehörigen Mischung sich finden. Hierauf folgen einige sehr geistvolle und recht aus der Fülle geschöpfte Züge über die Literatur der Philosophie des positiven Rechts. Wozu die Philosophie des Rechts nützen soll, was für Quellen dabey benutzt, und was für Cautelen dabey zu beobachten, macht den Schlufs der Einleitung aus. Mit Recht wird beständige Rücksicht auf die Meinung verständiger und guter Menschen empfohlen. Freylich giebt es aber auch hier Grenzen: denn die Macht der Gewohnheit hat auch auf sie ihren Einflufs, und die Umstände ändern auch Manches. Mistrauisch und bescheiden mufs uns freylich die abweichende Meinung Anderer gegen unsere Ansichten machen, und die Wahrheit, dafs es in unserer Erkenntnifs so wenig objective Gewifsheit gebe — §. 64 —, bey uns stets gegenwärtig erhalten; aber weiter dürfte auch die Achtung gegen die Meinung der Verständigsten nicht gehen.

Den ersten Theil des Werkes selbst macht S. 49 — 105 eine juristische Anthropologie aus, in deren erstem Theile der Mensch als Thier, im zweyten als vernünftiges Wesen, und im dritten als Mitglied eines Staats betrachtet wird. Wir wollen, eingedenk des Gesetzes, kurz zu seyn, nur auf den §. 72, in welchem die Entstehung der bürgerlichen Verfassung, der Obrigkeit, des rechtlichen Zustandes entwickelt wird, aufmerksam machen. Die Zwecke der Menschen stehen, so sagt der Vf., sich oft unter einander entgegen, es fehlt an den Mitteln, sie alle zu befriedigen, es entstehen Collisionen; und da freywillige Unterwerfung unter den unparteyischen Ausspruch eines Dritten nicht leicht zu erwarten steht: so ist Gewalt zu fürchten. Dieses ist offenbar eine unvernünftige Entscheidungsart. Die Vernunft besiehlt daher, sobald auf irgend eine Art eine Entscheidung durch unparteyische Dritte zu Stande kommt, sich ihr zu fügen. So entsteht bürgerliche Obrigkeit, jedoch ohne dafs es gerade eines Vertrages bedarf. Dafs es sich so denken läfst, dafs es der menschlichen Vernunft viele Ehre macht, wenn man so zu Werke geht, will Rec. nicht bestreiten. Wenn man aber bedenkt, wie, besonders bey unserer Tradition von Entstehung des Menschengeschlechts durch ein einziges Menschenpaar — eine Tradition, welche so viele innere Wahrscheinlichkeit für sich hat als jede andere —, nicht zu verkennen ist, dafs *Hülfe bedürfen*, *abhängig seyn*, *folgen* von der einen Seite, und *Hülfe leisten*, *sorgen*, *leiten* und *gebieten* von der anderen Seite so alt sind als das Menschengeschlecht, und daher Familienherrschaft zugleich mit der Entstehung und Vergröfserung der Familien entstand, deren Grund in der That selbst noch älter ist; wenn man ferner erwägt, dafs, wenn die Häupter von einzelnen Familien, oder die Häupter mehrerer Familien, von einander unabhängig waren, die Zusammenschmelzung in eine gröfsere bürgerliche Gesellschaft auf einem ganz anderen Wege geschah — wie die Geschichte der neueren Staaten genugsam lehrt —; wenn man die dem einen Theile der Menschen beywohnende überwiegende Neigung zur Herrschaft und das bey einem anderen Theile eben so starke Bedürfnifs nach Rath, Schutz und fremder Leitung gehörig schätzt: so findet man sich mehr noch, als es selbst auch mit der Deduction des Vfs. bestehen kann, geneigt, einer Erklärungsart beyzutreten, welche an einem neuen geistreichen Schriftsteller einen so beredten als edeldenkenden Vertheidiger gefunden hat, und den ersten Grund aller Herrschaft gleichsam als eine Mitgabe des Schöpfers zu betrachten. Jedoch braucht man defswegen nicht die Folgerungen für richtig anzuerkennen, welche Hr. *v. Heller* aus der von ihm bestrittenen Theorie herleitet; vielmehr möchte Rec. glauben, dafs sich aus der Theorie, nach welcher die höchste Gewalt auf Verträgen beruht, mehr wohlthätige Folgen für die Menschheit herleiten lassen, als aus jeder anderen. Aber Theorieen sind es freylich nicht, welche den Menschen zu leiten, und im Zaune zu halten im Stande sind; dieses kann nur die Stimme in uns, und die zum Gefühl ge-

wordene Überzeugung, dafs es noch etwas Höheres gebe, als den Menschen und als dieses irdische Seyn. Rec. kann sich bey dieser Gelegenheit der Bemerkung nicht enthalten, dafs die *hallersche* Staatenkunde, und ein anderes Werk eines geistreichen, mit trefflichen Gaben ausgestatteten Verfassers — *Ludens* Politik — als sehr lehrreiche Beyspiele dienen können, wie wenig es für die Wissenschaft taugt, und zur Wahrheit führt, wenn die Erfahrungen und Eindrücke einer bestimmten Zeit auf die Behandlung der Wissenschaften einen bedeutenden Einflufs gewinnen. Vor ihnen mufs jede Zeit so betrachtet werden, wie sie dem Unendlichen erscheint, dem tausend Jahre sind, wie ein Tag, der gestern vergangen ist.

Richtig bemerkt der Vf., dafs sich nicht allgemein bestimmen lasse, bey welchen Handlungen das Mittel der Entscheidung durch Obrigkeit eintreten solle; und das, was man in verschiedenen Staaten und zu verschiedenen Zeiten wahrnimmt, bestätigt diese Bemerkung. Inzwischen möchte doch Rec. nicht geradezu zugeben, dafs sich hier gar keine Regel aufstellen lasse, und er möchte sich nicht dabey beruhigen, dafs es eine physische Unmöglichkeit sey, dafs Alles durch die Obrigkeit bestimmt werde. Hier möchte doch dem Zufall, dem man zwar seine Rechte lassen mufs, aber doch auch nicht zu viele Rechte einräumen darf, zu viel überlassen bleiben. Ohne anderer sehr gewichtvoller Gründe zu gedenken, möchte blofs die Wahrnehmung, dafs es schwer ist, zu bestimmen, welche Entscheidung von mehreren möglichen gut und die beste sey, zu dem Grundsatz führen, dafs die Obrigkeit nur dann mit ihrer Entscheidung dazwischen treten müsse, wenn es nothwendig ist. Dafs übrigens für den Unterthan jede Entscheidung, sie mag ihm nun nothwendig und gut scheinen oder nicht, blofs weil sie da ist, und da seyn soll, nothwendig ist, bedarf keiner Erwähnung; wenigstens kennt der philosophische Jurist das nicht, was dem leidenden Gehorsam entgegensteht.

Dafs sich ein Universal-Staat denken lasse, dafs, wenn man sich die Hauptübel, welche aus dem Particularismus der Staaten entspringen, recht lebhaft vor die Augen gerückt sieht, die Betrachtung eines Universal-Staats seine Reize haben könne, dafs ferner die Übel, welche ein *imperium orbis terrarum*, wie es die Römer hatten und nannten, mit sich führen kann, auf einen Universal-Staat nicht übergetragen, am wenigsten aber in vergröfsertem Mafse übergetragen werden dürfen, will Rec. gern zugeben. Allein dessenungeachtet würde er ohne Bedenken es übernehmen, darzuthun, dafs die Realisirung der Idee eines Universal-Staats zu den Unmöglichkeiten gehöre, und dafs ein solcher in der Wirklichkeit nicht so wohlthätig seyn würde, als er in der Idee erscheint. Des Menschen Wirken, das dürfte Nachdenken und Erfahrung lehren, ist, sobald es nicht blofs geistig ist, und nicht blofs durch Ideen sich an den Tag legen soll, an Zeit und Raum gebunden, und wenn sich gleich die Grenzen der einen so wenig als des anderen bestimmen lassen: so läfst sich doch eher demjenigen beypflichten, der diese Grenzen ziemlich eng, als dem, der sie zu weit bestimmen will. Rec. nimmt daher keinen Anstand, den Particularismus der Staaten als den peremtorischen Zustand zu betrachten, da es sich nicht blofs erklären läfst — §. 83 —, wie Particulär-Staaten entstanden, sondern da es sich unwidersprechlich demonstriren und nachweisen läfst, wie sie entstehen mufsten.

Auch in dem, was über und gegen die Privatrechte §. 107 u. f. gesagt wird, kann Rec. mit dem Vf. nicht übereinstimmend denken. Er glaubt vielmehr, dafs es sich, ohne nöthig zu haben, in tiefe metaphysische Untersuchungen einzugehen, aus sehr wesentlichen Eigenschaften und Gefühlen des natürlichen Menschen, bis zu einer ziemlich hohen Evidenz darthun lasse, dafs er mit der Bestimmung zu Privatrechten, und zu der Art von bürgerlicher Freyheit, welche ohne Privatrechte nicht bestehen kann, aus der Hand des Schöpfers gekommen, und dafs mit den Privatrechten ihm mehr genommen werden würde, als ihm auf eine andere Weise je wieder gegeben werden könnte. Wie viele Anstalten sind nicht auch in einer Utopia, und in einem Staate, der noch mehr als Utopia seyn würde, nöthig, welche man in einem auf Privatrechte gegründeten Staate nicht braucht; und liegt nicht in dieser Nothwendigkeit so vieler Anstalten — welche am Ende doch nicht ausreichend seyn würden — von der einen Seite, und in der Allgemeinheit der Privatrechte, für die ein wahrer *consensus gentium* spricht, von der anderen Seite ein groser Beweis für dasselbe? Und was liefse sich nicht fürchten, wenn einmal die Machthaber Weisheit und Mäfsigung verlören, die Machthaber, die doch auch Menschen sind! Damit will Rec. jedoch nicht behaupten, dafs die den Privatrechten zukommenden Grenzen unendlich seyen, dafs nicht die denselben angepriesene Heiligkeit übertrieben werden könne, und dafs nicht jegliche Privatrechte einer sehr mannichfaltigen Einwirkung des Staats unterworfen seyn müssen. Wenn es ferner auch noch so richtig ist, dafs sich schwer entscheiden läfst, welchen Einflufs die wichtigsten Einrichtungen auf die Glückseligkeit der Menschen haben, und wenn der Streit über die beste Staatsverfassung bey weitem den Werth nicht hat, den Einige ihm beylegen wollen: so kann Rec. doch *Popen* nicht beypflichten, wenn er in dem bekannten Verse behaupten will, dafs es sich nicht bestimmen lasse, ob bey der einen Art der Verfassung die Wahrscheinlichkeit einer guten Verwaltung gröfser oder kleiner sey, als bey der anderen. Führe uns nicht in Versuchung, heifst der göttliche Herzenskündiger seine Jünger täglich beten; und es giebt nicht nur Versuchungen zum Unrechtthun, sondern auch zum Lässigwerden, und so viel Schönes und Edles im Menschen geht verloren, wenn die Verfassung mit ihrer eisernen Hand zu sehr in den Weg tritt, wenn die Liebe fehlt, die nicht das Ihre sucht. Doch wir brechen ab.

(Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

JURISPRUDENZ.

Berlin b. Mylius: *Lehrbuch des Naturrechts*, als einer Philosophie des positiven Rechts, vom Professor *Hugo* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Untersuchungen über das Privatrecht, an deren Spitze einige sehr richtige Bemerkungen über die Gewohnheit und über die Einfachheit der Privatrechte stehen, folgen der Ordnung der Institutionen. Also zuerst das Personen-Recht. Der Vf. erklärt sich für die Rechtmäfsigkeit der Sclaverey, und ungeachtet er desshalb verketzert worden ist, nimmt doch Rec. keinen Anstand, ihm darin beyzustimmen, ja er gesteht sogar, dass es ihm zweifelhaft sey, ob nicht in einem Staate, in welchem die Sclaverey rechtlich ist, die Masse von allgemeiner Glückseligkeit gröfser seyn werde, als in den unsrigen. Er nimmt dabey freylich an, dass dieselbe Gesetzgebung, welche die Sclaverey sanctioniren oder ganz aufheben kann, auch eben so gut die Befugnisse habe, dem Rechte des Herrn Schranken zu setzen und Bedingungen vorzuschreiben — §. 137. not. 3 —, als unsere Gesetzgeber den Eigenthümern von manchen Sachen, z. B. Waldungen, Jagden, Bauplätzen in den Städten, dergleichen Einschränkungen machen, und dass die Verfeinerung der Sitten ihre Kraft auch auf die Behandlung der Sclaven nicht unbezeugt lassen werde. Die ganze Lage der Dinge, welche entsteht, wenn nicht jeder Mensch aller Rechte, namentlich nicht des Rechts auf Eigenthum, fähig ist, wenn also die Zahl der Subjecte der Rechte vermindert wird, indem zugleich die Masse der Objecte desselben wächst, ist so wesentlich von der jetzigen verschieden, und es werden dadurch so manche Hindernisse einer höheren Cultur aus dem Wege geräumt, so manche Ursachen der Verarmung und der Hülflosigkeit gehoben, dass dadurch gewiss ein grofser Theil der mit der Sclaverey verbundenen Übel compensirt werden muss. Überhaupt wird aber eine unparteyische Betrachtung des Zustandes — sowohl des physischen als moralischen — derjenigen grofsen Classe von Menschen, welche nichts zu thun hat, als gegen die stets auf sie eindringenden unerbittlichen Feinde der menschlichen Existenz — gegen Hunger und Kälte — zu kämpfen, und eine Vergleichung ihres Zustandes mit dem Zustande anderer unedlerer Geschöpfe, die sich im Eigenthum befinden, die Begriffe von dem Werth der Freyheit sehr herabstimmen, und der Lage einen grofsen Theil ihrer Reize benehmen, in welcher es Jedem frey steht, seine Mitmenschen, so lange es ihm gut dünkt, und so lange er seinen Vortheil dabey findet, zu benutzen, hinterher aber, wenn die Umstände sich ändern, oder wenn Alter und Krankheit die Miethlinge drückt, durch deren Arbeit er sich vielleicht bereichert hat, und die nur für ihn gelebt haben, wegzuwerfen und hülflos der Noth und der Gesellschaft, für die sie bisher nichts waren, zu überlassen. Es wäre gewiss eine sehr interessante Arbeit, wenn einmal ein geistreicher Mann, nicht mit Blicken in das Leben der Negersclaven in den Colonieen, sondern mit Rückblicken in die Familien der Römer und Griechen, bey welchen der Erzieher, der Hausarzt, der Capellist so gut Sclav war als der gemeinste Arbeiter, die Idee verfolgte und uns zeigte, wie es in einem Staate aussehen würde, von dessen Bewohnern etwa die Hälfte frey, die andere Hälfte hingegen Sclaven wären, welche durch ihre Concurrenz nicht nur die Quoten der übrigen nicht verkürzten, sondern noch vermehrten.

Wenn der Vf. in der Note 5 zum §. 170 glaubt, es habe bey einer gemeinschaftlichen Behandlung der Geschäfte von beiden Geschlechtern mit dem Geschlechtstriebe nicht so viel auf sich, als ein geistreicher zu früh verstorbener edler Schriftsteller gemeint habe: so dürften doch gerade alle die Beyspiele, die er für sich anführt, gegen ihn sprechen. Denn endigt sich nicht so manches Geschäft einer Mannsperson mit einer Frauensperson, je nachdem die Personen und Umstände sind, mit Liebschaft, Ehe und Schwangerschaft? Sind die Regentinnen, die in ihren Ministern Liebhaber fanden, etwas Unerhörtes? Und wird die Andacht in der Kirche, die Aufmerksamkeit bey einer Vorlesung nicht oft durch das Zusammenseyn beider Geschlechter gestört? Es liefse sich überall wohl mit guten Gründen behaupten, dass die Rechte des weiblichen Geschlechts nicht dieselben seyn sollen und seyn dürfen, als die des männlichen Geschlechts. Wer weniger oder mehr Rechte haben solle, ist damit nicht entschieden, sondern nur so viel, dass sie verschiedene Rechte haben müssen. — Vollkommen pflichtet hingegen Rec. dem Vf. bey, wenn §. 180 von ihm die Intoleranz etwas in Schutz genommen wird. Wenn man die Sache recht genau untersuchte: so würde es sich finden, dass das, was man so oft Toleranz nennt, die Jedem Jedes gestatten will, nichts ist, als ein unglücklicher Indifferentismus, der gar keine Früchte tragen kann. — Was §. 189 u. 390 über den Staatsbanquerot gesagt wird, hat etwas Richtiges, und wenn man den Gläubigern, die das Ihrige

ganz oder zum Theil verlieren, die Klagen über eine unbillige und ungerechte Compenſation, bey welcher derjenige, der an dem Staat nichts zu fodern hat, frey ausgeht, nicht wird verargen können: ſo drängt ſich doch die Bemerkung auf, daſs die Mittel, wodurch jeder Staatsbanquerot würde vermieden werden können, vielleicht ein noch gröſseres Übel ſeyn würde, zumal da die Erfahrung lehrt, daſs ein ſolcher Banquerot nicht die Convulſionen und Zerrüttungen hervorbringt, welche man davon erwarten ſollte.

Die Materie von den Ehehinderniſſen wird in einer künftigen Ausgabe viele Abkürzungen leiden können. Um dem *ſapienti ſat* Genüge zu leiſten, bedarf es hier nur wenig, und wie mit Anderen umzugehen, iſt §. 79 geſagt.

Daſs — §. 232 — die älterliche Gewalt ſtrenger ſeyn dürfe, als die vormundſchaftliche, hat doch ſeine ſehr guten Gründe. Die Ältern ſind doch eines Theils auf eine vielfachere Weiſe die Wohlthäter ihrer Kinder, als die Vormünder, welche von dem Ihrigen nichts hergeben, anderen Theils ſpricht in dem Innerſten der Ältern etwas, was bey den Vormündern wenigſtens nicht vorausgeſetzt werden darf. Es wäre daher wohl beſſer geweſen, wenn die beiden ganz verſchiedenen Verhältniſſe abgeſondert abgehandelt worden wären. Das älterliche Verhältniſs iſt ja gröſstentheils ganz natürlich, und es würde kein groſses Unglück ſeyn, wenn die Geſetzgebung und der Staat ſich gar nicht darum bekümmerte; das vormundſchaftliche hingegen entſteht ja erſt durch die bürgerliche Geſellſchaft. — Daſs die Mutter bey der Erziehung die wenigſten Rechte habe, iſt nun freylich wohl kaum zu ändern: wenn aber derjenige, der die meiſten Pflichten dabey hat, auch die meiſten Rechte haben ſoll: ſo würde es anders ſeyn müſſen. Auch zeigen viele Beyſpiele, daſs die Mütter, denen die Erziehung der Töchter ganz obliegt, ſich auch häufig der Erziehung der Söhne mehr und glücklicher annehmen, als die Väter. Wie ſchlecht ſieht es nicht meiſtens um die Erziehung aus, wenn die Kinder ihre Mütter verlieren, wo hingegen der frühe Tod der Väter ſelten die nachtheiligen Folgen hat, welche man in den erſten Augenblicken davon fürchtet. Hier iſt es, wo das weibliche Geſchlecht in ſeinem ſchönſten Glanze, in ſeiner hohen Herrlichkeit erſcheint. Die Erziehung durch Ältern mag nach §. 236 ein gewiſſes Fortſchreiten erſchweren; aber dagegen wird dadurch die Beſchränkung auf die Gegenwart vermieden, welche etwas ſehr Widriges hat. Und mag — §. 237 — bey den Ältern einer guten Erziehung Manches im Wege ſtehen: ſo glaubt doch Rec., daſs im Ganzen die Erziehung der Ältern, ſobald man auf ein ruhiges Gewöhnen mehr ſieht, als auf ein ſchnelles Dreſſiren, ſehr viel für ſich habe: Denn was vermag die Liebe nicht, und wo iſt der Liebe mehr als bey den Ältern, und wo bedarf es der Liebe mehr, als bey der Erziehung?

Die reichhaltige vortreffliche Schilderung des unglücklichen Looſes der Armen §. 250 ff., welchem das ſo viel glücklichere der Reicheren die Wage nicht halten kann, weil auch der Reichthum eine groſse Schattenſeite darbietet, verdiente in die Haustafel eines Jeden, der ſich zu den Reicheren rechnet, eingegraben zu werden, nicht nur um die Wohlthätigkeit zu befördern, ſondern um eine ganz andere Anſicht, ſowohl in Anſehung der Armen, als des ganzen Eigenthums, gemein zu machen. Denn wer wird billigerweiſe über Beſchränkungen des Eigenthums klagen, wenn der Zweck derſelben Minderung eines ſo grellen Unterſchiedes iſt? Freylich muſs die Überzeugung dabey ſeyn, daſs ein ſo edler Zweck beabſichtigt werde, und daſs die Mittel demſelben entſprechen.

Die richtige Bemerkung §. 287, daſs das Erbrecht poſitiv und eine Wohlthat des Staats iſt, welche um ſo weniger nothwendig und natürlich iſt, je geringer und ſchwächer die Verbindung zwiſchen dem Erblaſſer und dem Erben iſt, rechtfertigt die Abgabe, welche hie und da von dergleichen Erbſchaften gegeben werden muſs, und es wäre vielleicht zu wünſchen, wenn dieſer Weg noch mehr als bisher benutzt, und zu einer reicheren Quelle für die Armen gemacht würde. Aber auch nur zu dieſem Zwecke würde Rec. dieſe Abgabe empfehlen, welche bey den nächſten Verwandten, z. B. Deſcendenten, ganz wegfallen, und dann ſtufenweiſe bis zu einer ziemlich groſsen Quote ſteigen könnte. Der Ausdruck *lachende Erben* zeigt recht eigentlich an, wie wenig wehe man thut, wenn man hier etwas derb eingreift. Es iſt aber ſonderbar, daſs die gemeine Anſicht dieſem ſo ſehr entgegen iſt, und daſs man ſicher darauf rechnen kann, daſs eine neue Abgabe, zu welcher man von dem, was man ſchon in der Taſche, und oft ſauer verdient hat, zahlen muſs, ungleich weniger Tadler finden wird, als wenn man *bona vacantia* und Erbſchaften, die Jemandem bloſs durch den Zufall zukommen, dem gemeinen Säckel zuſpricht.

Auch bey der Lehre von den Foderungen und den Gründen derſelben finden ſich der feinen Bemerkungen ſehr viele; wir dürfen uns aber aus Mangel an Raum nicht darüber verbreiten. Nur in Anſehung der Aſſecuranzen §. 337 kann Rec. nicht unbemerkt laſſen, daſs er die Schattenſeite derſelben für gröſser hält, als man gewöhnlich zu thun geneigt iſt. Nicht nur kann der Menſch dadurch in gewiſſen Fällen zur Nachläſſigkeit verführt, ja wohl gar zu ganz neuen Gattungen von Betrügereyen gereizt werden, ſondern es geht dadurch ein gewiſſes Gefühl der Abhängigkeit von einem höheren Weſen, das Vertrauen und das Hinblicken auf dieſes höhere Weſen, welches den Menſchen veredelt und ſtärkt, und die ſtete wohlthätige Sorge für ſchlimme Zeiten und Unglücksfälle verloren. Unſere Väter aſſecurirten und zählten überhaupt auf die Beyhülfe Anderer weniger, vertrauten dagegen mehr auf Gott, und ſuchten in guten Tagen ſich einen Nothpfennig zurückzulegen, der ſie in den Stand ſetzte, einen Unglücksfall, er mochte herkommen woher er wollte, zu ertragen, und der, wenn die Noth nicht eintrat, reiner Gewinn war.

Indem Rec. hier abbricht, will er dieſes Buch allen denen empfehlen, welche Freude am Leſen ſach- und geiſtreicher Schriften finden; denn zu dieſer Gattung gehört dieſes Werk in einem ſehr hohen Grade, und weit mehr, als man es von einem

Lehrbuche erwarten kann. Auch wünscht Rec., daſs die Vorlesungen über dasselbe gemeiner werden, aber freylich im Geiste und mit dem Geiste des Vfs.; und er ist fest überzeugt, daſs dadurch mehr Bescheidenheit im Urtheil, mehr Zufriedenheit mit dem Bestehenden, und mehr Anhänglichkeit an das Vorhandene hervorgebracht wird, als wenn das Positive mit Gründen, die die Probe nicht halten, als das einzig Mögliche, dargestellt wird. Was und wer zu viel beweiset, beweiset nichts.

PN.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Leipzig, b. Hartknoch: *Handbuch bey dem Studium der Harmonie* von *Heinrich Christoph Koch*, fürstl. schwarzburg-rudolstädtischem Kammermusikus. 1811. 472 gespaltene S. 4. (2 Rthlr. 12 gr.)

2) Rudolstadt in der Hof- Buch- u. Kunst-Handlung: *Versuch, aus der harten und weichen Tonart jeder Stufe der diatonisch-chromatischen Tonleiter vermittelst des enharmonischen Tonwechsels in die Dur- und Moll-Tonart der übrigen Stufen auszuweichen*, von *Heinr. Christ. Koch*. 1812. 64 S. 4. (1 Rthlr. 12 gr.)

Mit Vergnügen bemerken wir auch in diesen Schriften des rühmlichst bekannten Vfs. die seltene Vereinigung von Kunsterfahrung und theoretischem Sinne, der, bey dem Gegebenen nicht stehen bleibend, den Fortschritten der Meister mit scharfem Auge folgt, und dabey die Gabe der wissenschaftlichen Mittheilung in einem den Musikern so seltenen Grade besitzt. Das erstere war der Grund, welcher den Vf., wie in der Vorerinnerung bemerkt wird, bewog, statt einer Umarbeitung seines beynahe vergriffenen ersten Theiles der Anleitung zur Composition, das Handbuch der Harmonie No. 1, auszuarbeiten. Besonders haben *Chladni's* Untersuchungen, und das freyere Fortschreiten in dem Gebrauche der dissonirenden Verbindungsarten der Töne einen Haupteinfluſs auf das vorliegende Werk geäuſsert. Der Vortrag desselben ist zwar ernst, aber ohne pedantisch, deutlich und lebendig, ohne spielend zu seyn, und erhebt sich dadurch, wie durch das fortschreitende Interesse, welches der Vf. selbst den trockensten Gegenständen zu geben sucht, über viele neuere Anleitungen dieser Art. Damit wollen wir jedoch nicht behaupten, daſs es dem Vf. geglückt sey, die für den Gebildeten, aber Uneingeweihten erwünschte systematische *Ordnung* der Lehrmaterien und *Präcision* in der Bestimmung der Begriffe überall erreicht zu haben. Wir wollen z. B. von der erborgten Definition in der Einleitung absehen; aber wenn der Vf. sagt, es werden zur Verfertigung neuer Kunstwerke (sollte heiſsen Werke der Tonkunst) zwey von einander ganz verschiedene Fähigkeiten des Geistes erfodert, nämlich 1) Dichtungskraft, oder das Vermögen, ein schönes Tongemälde zu erzeugen, 2) die Fähigkeit, dieses Tongemälde in organischer Bildung schulgerecht zum Vortrage darzustellen; und wenn er dann diesem gemäſs die Tonsetzer den Contrapunctisten gegenüber stellt: so wird Jeder leicht einsehen, daſs dem Ausdrucke Dichtungskraft eine zu enge, dem Ausdrucke Contrapunctist eine zu weite Bedeutung gegeben worden sey; ohnehin aber die nähere Bestimmung des Letzteren noch nicht gegeben worden war. Übrigens sollte man eigentlich die letztere Fähigkeit mit der reinen *Setzkunst* oder Composition der Wortbedeutung gemäſs bezeichnen, wie man eben auch bey Werken der Malerey die Erfindung von der Composition und Anordnung unterscheidet. Dann gäbe es immer noch einen *ästhetischen* und einen *mechanischen* Theil der Darstellung. Der Grund, warum man dieses gemeiniglich verwechselt hat, ist, weil die Erfindung nur durch die *Darstellung erkannt* wird. Wir wünschten deſshalb, der Vf. hätte seine eigene Bestimmung der letzteren Fähigkeit genauer betrachtet: so würde er theils gefunden haben, daſs vor der organischen Bildung das Schulgerechte verschwindet, oder vielmehr das Skelet in der organischen Bildung *verborgen* liegt, mithin die Correctheit der Schönheit der Darstellung stillschweigend untergeordnet ist, theils folglich jene zweyte Fähigkeit nicht „ein Gegenstand der Kunst sey, welcher gelehrt und gelernt (wie kann überhaupt eine Fähigkeit gelernt werden?) werden kann, und den man gemeiniglich den mechanischen Theil der Setzkunst nennt," sondern letzterer Theil auch nur einen *Theil* jener Fähigkeit der Darstellung betrifft. — Sonderbar ausgedrückt heiſst es S. 7: „In der modernen (bloſs in der modernen?) Musik spricht sich ein Tonstück bey seinem Vortrage durch zwey verschiedene, aber zusammen vereinigte Verbindungsarten des Kunstmaterials aus" — Harmonie und Melodie. Nicht ganz bequem rechnet der Vf. die Theorie des Rhythmus, welche auch die Lehre vom Takte umfassen würde, zur Theorie der *Melodie*. Auch möchten wir die Anführung mehrerer Definitionen für eine Sache in einem schriftlichen Unterrichte wenigstens nicht billigen. Dennoch vermissen wir gleich in der Einleitung die Anführung der übrigen *Bedeutung* von Contrapunct und besonders von Harmonie. Der Vf. scheint letzteren Ausdruck bloſs in den oben angegebenen mehr praktischen und empirischen Bedeutungen zu nehmen, nicht aber als das auf Naturgesetz begründete Zusammenstimmen der Töne überhaupt. Die Gründe, warum die Theorie der Melodie eher als die der Harmonie studirt werden soll, haben uns keinesweges befriedigt. Vielleicht hätte man auch einen Abriſs der Geschichte und Literatur dieser Theorie in der Einleitung dieses Handbuchs erwartet.

Das Ganze ist in zwey Abtheilungen getheilt, von welchen die erstere, nicht ganz schicklich überschrieben: *Grammatik des Satzes*, von den gegenseitigen Beziehungen der Töne und ihrer Verbindung zu einer allgemeinen Tonfamilie, von den Tonarten, Tonleitern, Intervallen, Accorden, und der Verbindung einzelner Accorde, so wie auch anhangsweise von dem Gebrauche der Töne, welche nicht zur Harmonie (hier wiederum Harmonie in einer anderen Bedeutung genommen) gehören. Die zweyte, unverhältniſsmäſsig kürzere, überschrieben: *vom Contra-*

puncte, — (gleichsam die harmonische Syntax) —, handelt nach Erläuterung einiger Vorbegriffe vom Takte, von der Modulation u. s. w., welche zum Theil hätten vorausgesetzt werden können, vom zwey-, drey- und vierstimmigen Satze.

Übrigens haben wir für den Unterricht in der Harmonie ganz denselben Wunsch, welchen wir auch immer für die Logik gehegt haben, und auf welchen der Vf. vielleicht bey einer zweyten Auflage dieses Werks Rücksicht nehmen könnte, — den nämlich, dass man sich in diesen Feldern, zwar einfacher, aber darum nicht *geistloser*, oder überflüssiger (vgl. S. 463 — 466) und nirgends vorkommender Beyspiele bediene. Wie Manches, was nach den Regeln der Theoretiker für erlaubt gehalten wird, wird doch von keinem ächten Componisten so gebraucht, oder ist so widrigklingend, dass man es wenigstens nicht durch Beyspiele fortpflanzen und das Ohr des Schülers daran gewöhnen sollte, welches so leicht verbildet werden kann. Viel interessanter müssten ausgewählte Beyspiele aus classischen Werken seyn.

Dasselbe Urtheil möchte Rec. über die Beyspielsammlung No. 2 fällen, deren Werth und Nutzen er nicht einsehen kann. Er beklagt vielmehr die „angehenden Tonsetzer und Organisten, oder Dilettanten, die sich bey ihren musikalischen Privatunterhaltungen auf dem Fortepiano gern mit der freyen Phantasie beschäftigen," und eine solche — Brücke *suchen*. Das Äussere dieses Werkchens ist vorzüglich.

M . . . s.

Carlsruhe, in Macklots Hofbuchhandlung: *Davids Erhöhung*, ein Schauspiel in fünf Acten. Von *Albert Ludwig Grimm*. 1811. VIII u. 248 S. gr. 8. (18 gr.)

Diess merkwürdige Erzeugniss eines, wie es scheint, jungen, aber vielversprechenden Dichters ist auf den Grund der heiligen Schrift gebaut. Wie David, Isaïs jüngster, in seiner Kindheit von Samuel gesalbter Sohn, von seinem Vater gesandt, zu seinen drey im Heere Sauls dienenden Brüdern mit Lebensmitteln kömmt; wie er dort von Saul Erlaubniss erhält, den Zweykampf mit dem riesenhaften Philister zu bestehen, und nach Besiegung desselben seinen Bund mit Jonathan schliesst: diess ist der in der Bibel gegebene Stoff zum ersten Aufzuge. Hinzugefügt vom Dichter ist die Scene, worin David seinem Freunde eingesteht, dass er die ihm zum Siegeslohn bestimmte Königstochter Michal schon längst geliebt habe (vielleicht nach 1 Sam. 18, 20); ferner die Erzählung Jonathans S. 38. ff., und überhaupt dessen Liebe zur Hanna, Davids Schwester, deren in der Bibel gar nicht gedacht wird. — Im zweyten Aufzuge wird uns die Eifersucht des auf sein Heldenthum stolzen Saul gegen den siegreichen David vorgeführt, den er von nun an mannichfaltig verfolgt. Dazwischen schlingt sich das (1 Sam. 18, 19 angedeutete) Verhältniss Adriels mit der von David verschmähten Merob, deren teuflische Cabalen gegen David eben durch jene Verschmähung und zugleich durch ihre einwirkende Eifersucht begründet werden. Die Vereinigung Davids und Michals, die historisch genommen in diesen Aufzug gehört hätte (18, 27), ist, der theatralischen Foderung wegen, bis zum Ende des Stückes verschoben. Der dritte Act beginnt mit einer Scene zwischen Isaï und Hanna, worin das Verhältniss der Hanna zum Jonathan lebendig aufgeführt wird. Hieran knüpft sich bequem die Verfolgung Davids durch Saul, und Davids Übergang zu Achis, die 1 Sam. 29, 6 — 11 erzählt wird. Im vierten und fünften Aufzuge ist in Rücksicht auf den Stoff das Meiste des Dichters Eigenthum, doch auch dieses ist an die wenigen historischen Begebenheiten geknüpft, welche die Bibel darbietet 1 B. Sam. 24, 1 — 19; 21, 1 — 9; 22, 17 — 18; 31, 1 — 4. Rührend ist Davids Klage bey der Leiche des Saul, vor dem er nun nicht mehr seine Unschuld rechtfertigen kann; aber Saul öffnet noch einmal seine Augen, und die letzten Worte der auf immer erblassenden Lippen sind der Segen seiner geliebten, ihm nun auf immer versöhnten Kinder. Davids Erhöhung beruht nicht allein auf seiner Ernennung zum Könige, sondern wird in einem geistigeren Sinne von Isaï in folgender schönen Schlussrede ausgesprochen:

So trifft des Samuels Verheissung ein!
Du warst ein Knäblein noch, und klein und kindisch,
Und spieltest mit den Lämmern auf der Weide.
Da trat der Richter Samuel zu mir,
Die Brüder sah er alle forschend an,
Dann fragt' er: „Sind das alle deine Söhne?"
Ich sagte: „Nein, Herr, einer ist noch übrig,
Ein Kindlein, das noch mit den Lämmern spielt."
Da sprach er: „Lass das Kindlein zu mir bringen,"
Und als er dich ersah, da salbt' er dich
Aus seinem Ölhorn, einem König gleich,
Legt' dir die Hand auf deine zarten Locken,
Sprach über dich ein fromm Gebet des Segens,
Und wandte sich zu mir mit diesem Wort:
„Freu dich des Kindes, Vater Isai,
„Denn es wird einst ein grosser König werden,
„Von Gott vor allen andern hoch gestellt.
„Durch einen seines Stammes wird der Erden
„Gross Heil entspringen, Heil der ganzen Welt."

Die Anordnung der Scenen des so reichen Stoffes ist durchaus trefflich und dramatisch; die Charaktere sind scharf gezeichnet, und mannichfaltig das ganze Stück durch gemischt. In der That gewähren, der unstäte Saul, der heldenmässig kindliche David, der fromme, heissliebende Jonathan, der gottergebene patriarchalische Greis Isaï, der rechtliche Abner, die lautere Unschuld der Hanna, die rein liebende Michal neben der teuflischen Merob, und dem nicht viel besseren Adriel, ein eben so anziehendes als lehrreiches Gemälde, das durch seinen biblischen Ursprung eine noch höhere Weihe empfängt.

Die Sprache des Vfs. ist edel, bis auf einige Weitläuftigkeiten, die eine zweyte Auflage tilgen wird. Dass sie häufig an Schillers Wallenstein erinnert, wollen wir nicht zum Nachtheile gesagt haben, da unser Dichter nie sclavisch nachahmt. Und welch ein schöneres Vorbild im dramatischen Stile hätte er zum Muster erwählen können?

X—y.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

P H Y S I K.

Tübingen, b. Cotta: *Zur Farbenlehre* von *Goethe.* Erster Band. XLVIII und 654 S. Zweyter Band. XXVIII u. 757 S. 1810. gr. 8. Mit Kpf. (8 Rthlr. 12 gr.)

[Von zwey Recensenten.]

Es ist ein merkwürdiges Schauspiel, wenn ein grosser Mann gegen einen andern auftritt und einen Riesenkampf beginnt, dem die Menge nur in der Ferne staunend zusehen mag. *Goethe* und *Newton*, beide gleich unerreichbar, kämpfen nicht als einzelne Menschen; das Innere und Äussere kämpft in ihnen und durch sie. Der Sterbliche wagt sich nicht in den Streit der Unsterblichen; aber wenn auch Götter einander gegenüber stehen: so bleibt es dem zuschauenden Haufen erlaubt, Beyfall oder Tadel laut zu rufen, und dieses Recht wollen wir uns nicht nehmen lassen. Und wenn wir gewahr werden, dass der Kampf ewig dauern würde, dass die Kräfte der Streitenden gleich und unerschöpflich sind: so rufen wir ihnen Frieden zu. Auch hier fängt der geistige Kampf mit der Frage an: welches ist das Urphänomen? wo sollen wir anfangen, wo aufhören? Beantworten lässt sich eine solche Frage nicht; es ist Sache des Genies, den Ort zu finden, wo die Forschung am fruchtbarsten anhebt; und wenn wir nur tief in den Gegenstand eindringen, wenn sich nur die Mannichfaltigkeit der Natur unfern unseren Augen entwickelt: so mag es fürs Erste gleichgültig seyn, ob die Forscher zusammentreffen, oder nicht. Die Geschichte der Wissenschaft lehrt, dass man nur still und ruhig seinen Gang gehen muss; endlich erscheint doch ein heller Punct, der allen Forschern ein Ziel wird, wohin sie streben. *Goethe* fängt mit der Frage an: wie sehen wir einen hellen oder dunkeln Gegenstand auf seiner dunkeln oder hellen Unterlage? Es ist das Sehen selbst in seiner Totalität, welches den alles lebendig ergreifenden Forscher leitet. Ihm ist die dunkle Kammer, durch deren Öffnung nur ein Strahl dringt, die Zurüstung mit Prismen, das kleinliche Messen der Winkel ein verwickeltes, zusammengesetztes späteres Geschäft, als der erste heitere Blick in die grosse Natur. *Newton* misst den Weg, auf welchem das Bild zu ihm kommt; er sucht den Strahl so einzeln zu fassen, als möglich ist; er verdunkelt sein Zimmer, um alles Fremde zu entfernen, ganz allein auf den Gegenstand seiner Forschung gerichtet. Es ist gewiss, dass *Newton* durch alles Messen der Winkel niedahin gelangt, zu lernen, wie der Sinn mit eigener Kraft das Bild ergreift; es ist gewiss, dass *Goethe* leicht ungerecht gegen eine Beobachtung werden könnte, welche die Veranlassung zur Entdeckung der achromatischen Gläser wurde. *Goethe* hat in diesem Werke zuerst einen wichtigen fruchtbaren Satz aufgestellt, der in das Innere des Menschen ein helles Licht wirft, und den man als Gesetz des menschlichen Geistes ansehen kann, diesen nämlich, dass der Geist überall Totalität fodere. Wenn man dem Auge das Helle bietet, sagt er: so fodert es das Dunkele; bietet man ihm das Dunkele: so will es das Helle. Giebt man ihm das Blaue: so bringt es das Gelbe hervor; giebt man ihm das Gelbe: so erzeugt es das Blaue, um den ganzen Farbenkreis zu schliessen. Nicht bloss den Gegensatz (in kleinliche Gegensätze die ganze Natur zu fesseln, ist das Geschäft kleinlicher Menschen), die Totalität verlangt der Geist, um in einer wiederkehrenden Linie das Ganze zu finden. So klingt auch das Licht, wie *Goethe* sich schön ausdrückt, durch das ganze Farbenbild ab; die ganze Reihe der Erscheinungen folgt einander im Geiste, wenn eine verschwindet. Dieses Gesetz lässt sich überall in unserem Innern nachweisen; es ist für den Geist, was das Gesetz der Anziehung für die äussere Natur war. Liegt nicht das Wesentliche des Begriffs darin, dass ein Merkmal nicht isolirt, nicht als Merkmal eines Gegenstandes gefasst wird, sondern dass der Geist die Totalität der Gattung fodert, zu welcher das Merkmal als solches gehört? Ist es nicht das Wesentliche des Urtheils, dass in ihm das Verbindungswort mit Rücksicht auf alle möglichen Urtheile, bejahende, verneinende, allgemeine, besondere, ausgesprochen wird, dass der ganze Kreis des Möglichen durchlaufen, gezogen wird? Das Thier scheint auch ein Urtheil zu haben, ein Analogon des Urtheils nannten es einige Philosophen; es bringt wenigstens dieselben Erfolge hervor, als ob es geurtheilt hätte: aber nie spricht es sein Urtheil aus, weil es ihm nur um den Erfolg zu thun ist, nie um die Totalität der Urtheile, welche mit und durch das Ausgesprochene gefodert wird. Das Auge des Geistes blickt nie auf einen Gegenstand allein, es sehnt sich nach dem Ganzen, und ein beständiges Streben nach diesem Ganzen ist der Charakter dessen, was wir in eigentlicher Bedeutung Geist nennen, was nur dem Menschen allein und ausschliesslich eigen ist. Aussprechen musste sich dieses Gesetz zuerst in dem Geiste, der diesen Namen vor allen andern vorzüglich verdient. Was über die Art, wie der Mensch sieht, eigentlich sehen lernt, was über die mit Unrecht sogenannten Gesichtsbetrüge und damit verwandten Ge-

genſtände geſagt wird, iſt das Beſte von Allem, was je Phyſiker darüber lehrten. Aber iſt der Zweck erreicht, das newtoniſche Syſtem zu ſtürzen? Wir zweifeln. Schon der Grundſatz, daſs Blau, und in gröſserer Vollendung Violet entſteht, wenn ſich das Helle über das Dunkele zieht, und ſo Gelb und in gröſserer Vollendung Roth, wenn ſich das Dunkele, Trübe hinzieht über das Helle, läſst ſich nach *Newton* ebenfalls erklären. Denn überall, wo Dunkelheit iſt, haben wir ein dunkles Zimmer, und durch brechende Mittel ſehen wir in einem Falle die untere Seite des Farbenbildes, im anderen die obere. Die farbigen Ränder, wo und wie ſie entſtehen mögen, laſſen ſich newtoniſch deduciren, und es iſt nur eine mathematiſche Aufgabe, dieſes in jedem Falle zu bewerkſtelligen. Man ſieht auch immer, wenn eine ſolche Erſcheinung durch Brechung Statt findet, neben dem Gelben den gefärbten rothen Rand, und neben dem Blauen den violetten Rand; auch ſieht man ihn, wenn man helle Gegenſtände durch ein convexes oder concaves Glas auf einem dunkeln Grunde betrachtet, wo es *Goethe* nicht angiebt. Selbſt das Gefärbte kann eine Art von etwas verfinſtertem Zimmer geben, und in dieſer Rückſicht farbige Ränder zeigen. Die Luft iſt blau; dieſe zarte Materie vermag nur die ſchwächſten Strahlen zurückzuwerfen, in dem alle anderen durchgehen, aber dieſe blaue Farbe ſehen wir nur in groſsen Maſſen, ſo wie wir die Farbe der Fernambuktinctur in zarten Röhren nicht mehr wahrnehmen. Die Sonne ſchickt durch ein dunkles Glas nur die ſtärkſten Strahlen, die rothen, durch. Und wenn wir dunkles Ebenholz durch trübe Gläſer, Flor und andere trübe Mittel anſehen: ſo wird es doch nie blau; eben ſo bekommt das reine Gelb durch ähnliche Mittel keine rothe Farbe. Wie nun, wenn der Mathematiker fragt, nach welchen Geſetzen die Verrückung des Bildes geſchehe, deren es nach *Goethes* Theorie der farbigen Ränder bedarf, um dieſe hervorzubringen? Wenn hier alſo eine Lücke bleibt, welche nur die mathematiſche Phyſik auszufüllen vermag: ſo werden wir es ihr danken müſſen, daſs ſie zugleich bey dieſen nothwendigen Unterſuchungen die Geſetze der farbigen Strahlen mit anzeigt. So wenig die mathematiſchen Geſetze ſagen können, wie wir das Sehen lernen: ſo können ſie doch allein uns lehren, unter welchen Winkeln Bilder erſcheinen, und Regenbogen ſtehen. Nur von ihr erwarten wir die Beſtimmung, wie mit dem verdoppelnden Kryſtall ſich die abgebildeten Puncte um einander drehen. Das Licht iſt körperlich, es hat ſogar ſeine Polaritäten, es will, wie die Körper, gemeſſen werden. Aber lieſse ſich nicht die reiche, fruchtbare *goetheſche* Anſicht mit den genauen *newtoniſchen* Erörterungen vereinigen, und könnte dieſe nicht dadurch von den Hypotheſen befreyet werden, welche ſich dem unbefangenen Forſcher als widrig ſchon ankündigen, daſs nämlich im Lichte nichts als kleine Bündel von Strahlen ſich befinden, und ein Bündel von ſieben Strahlen ein weiſses Bündel macht? Uns ſcheint es wohl. Alles Licht iſt urſprünglich ſich ſelbſt gleich, ein reines ungetrübtes Weſen. Aber es iſt noch immer materiell, obgleich die zarteſte Materie, und daher bewegt es ſich von einem Orte zum andern. Die verſchiedene Schnelligkeit, womit die Strahlen fortgehen, giebt die verſchiedenen Farben. Die brechenden Mittel, chemiſch auf das Mechaniſche wirkend, bringen erſt dieſe verſchiedene Schnelligkeit hervor, und auf dieſe Weiſe Trennung in das gleichförmige Licht. Es iſt hier nicht von einem überall verbreiteten elaſtiſchen Äther die Rede, der bewegt in Schwingung geräth, ſondern von einer Emanationslehre, die ſich aber auf verſchiedene Bewegungen gründet. In dieſer Rückſicht hat ſie die gröſste Ähnlichkeit mit der Lehre vom Ton. So wie das Ohr Accorde fodert, und dieſe im Abklingen der Töne hört: ſo fodert das Auge die Totalität der Farben-Accorde, und merkt beym Blauen und Violetten auf die Quinte deſſelben, auf das Rothe. So wäre die ganze prismatiſche Erſcheinung nur ein Abklingen des Lichts, und *Goethes* Theorie ſtände hier oben, indem ihr die *newtoniſche* dienſtfertig zu Hülfe käme, um Winkel zu meſſen, wie der Tonkünſtler Saiten zu meſſen hat. Wie der Wiederhall denſelben Ton zurückruft, ſo bleibt auch das gefärbte Licht nach Brechungen und Zurückſtrahlungen daſſelbe. Die phyſiſche Übereinſtimmung zwiſchen Ton und Farbe, welche man längſt geahndet, welche *Euler* heraus zu zwingen verſucht, und *Goethe* in ihrem innerſten Weſen durch den Ausdruck Abklingen angegeben hat, würde hiedurch eine pſychiſche werden. Der Streit zwiſchen dem Inneren und Äuſseren, der Dynamik und Atomiſtik, Philoſophie und Mathematik wird immer aufhören, wenn man eins dem anderen richtig zu Hülfe kommen läſst. Immer mag das Erſte oben an ſtehen; nur muſs man nicht vergeſſen, daſs überall das Zweyte zur Ergänzung und Berichtigung unſerer Anſichten folgen müſſe, und daſs Jenes ohne Dieſes nicht ſicher ſtehen könne. Dann wird der polemiſche Theil dieſes Buchs wegfallen, und die ſchöne Dogmatik bleiben, die hier in dem reinen, anſpruchloſen Gewande der ſchönſten Sprache auftritt. Doch man möge den Inhalt des Werks ſelbſt vornehmen, den ein anderer Mitarbeiter dieſer Zeitung geliefert hat. L. R.

Die vorliegende Arbeit zerlegt ſich in drey Theile: der erſte giebt den Entwurf einer Farbenlehre nach einigen Hauptgeſichtspuncten, beſonders dem *phyſiologiſchen*, *phyſiſchen* und *chemiſchen*, nach allgemeinem Umriſs und nachbarlichen Verhältniſſen mit anderen Lehren und Künſten, endlich nach ſinnlich-ſittlicher Wirkung der Farben und deren Bezug auf Schönheit und Ebenmaſs. Dieſer Theil iſt der eigentlich *didaktiſche* des Werkes. Der andere iſt *polemiſch*, und beſchäftigt ſich damit, die newtoniſche Farbenlehre in ihrer Quelle zu prüfen; ihr gegenüber, und ſtets im Angeſicht, das Natürliche hervorzuheben und gleichſam ſichtbar zu machen, wie es ſich von ſelbſt rechtfertigt, ſomit durch einen von der Zeit abgenöthigten Umweg, der jedoch wegen der ſtets dringender werdenden Foderungen der Natur zumal die bündigſte Beweisführung iſt, zuletzt zu beruhigen, und mit bewährter Kraft die natürlichen Lehren ſelbſt weiter zu führen. Der dritte Theil iſt

der *historische*, bestimmt, von der einfachsten unmittelbarsten Ansicht der Farben, wir möchten sagen von der vollen, aber annoch sich unverständlichen Empfindung derselben ausgehend durch die Vermittlung der Phantasie, des Gedankens, des Begriffes, kurz der ganzen Entwickelungsreihe des Subjectiven bis zur reinen Objectivität in der Erkenntnifs der Farbe hinzuführen. Ein solches Anheben von der Fülle des Sinnes und Fortschreiten durch alle Momente der Verwickelung bis zur Befreyung aus derselben, zum Mafs und zu reiner Übersicht des Ganzen stellt alle Momente der Wissenschaft selbst dar, so dafs die wahre Geschichte mit der Wissenschaft eins und dasselbe ist. Obgleich nun dieser historische Theil, wie er im zweyten Bande vor uns liegt, in der Vorrede bescheidentlich eine blofse Materialiensammlung genannt wird: so fühlen wir uns doch von der Einheit, welche gleichsam verborgen unter diesen historischen Andeutungen und Ausführungen waltet, unwiderstehlich angezogen, dieselbe darzulegen, um zu diesem Behuf vor allem diese historische Gallerie zu durchwandern, und die fortschreitende Geistesentwicklung darin nach unserem Vermögen aufzudecken, um in solcher Erwägung des sich allmählich aufschliesenden Sinnes für die ganze Naturwissenschaft überhaupt, so wie der Erkenntnifs der Farbenerscheinungen insbesondere, zuletzt von der Nothwendigkeit überzeugt zu werden, wie sehr man einer falschen Lehre entgegenwirken, sie von Grund aus vernichten müsse, wenn es endlich damit Ernst werden soll, der natürlichen Erkenntnifs ihre gebührende Wirksamkeit zu verschaffen. So gehen wir dann mit dem Vf. wirklich vereint in den Kampf gegen dasjenige, was durch die Zeugnisse der Historie sich als unnatürlich herausgestellt, und reinigen uns gleichsam hiedurch für die Auffassung der heiteren und natürlichen Lehre.

Die einfachsten Farbeneindrücke werden von dem kindlichen, d. h. hier höchst aufmerksamen Sinne sogleich in den tiefsten Beziehungen aufgefafst, ohne dafs man sich noch darüber erklären könnte. Diese erste frische Empfindung drückt sich aus als Freude oder Abscheu, wird solcher Art in Dichtung und Gestalt gekleidet, so wie im Schaffen und Wirken zu Tage gelegt. Diefs Alles am meisten, anhaltendsten und mit Religion bey stationären Völker, so zwar, dafs ihre Aufnahme und Behandlung nur von der höchsten Kunstbildung, wo Mechanik zum verständigen Organ sich erhebt, erreicht oder übertroffen wird. Eben so merkwürdig möchte die sittliche Beziehung der Farben bey den frühesten Völkern seyn; wir haben in den indischen und persischen Schriften Beweise genug hievon gefunden. Schon über die Auswahl der königlichen Farben, des Gelb und Orange der Sinesen, des Blau und Schwarz des indischen Krischna, des Purpurs bey den Vorderasiaten, des Grün bey den Tataren u. s. w. liefse sich Mancherley bemerken. Hier wird das zwar vielfältig, aber ganz in den Mythus oder die Technik verwebt, bey den Morgenländern Vorkommende übergangen, und sogleich bey den *Hellenen* begonnen, wo die Behandlung der Farbe als besonderer Gegenstand der Untersuchung uns schon etwas Entscheidenderes verspricht. Vom *Pythagoras* beginnt die Betrachtung, und durchwandert zuerst die altgriechische Literatur bis auf *Theophrastus*. Besonders bedeutsam hat uns das aus *Platon* Beygebrachte geschienen; man erkennt hieraus am meisten das Hindringen der alten Physik auf das Harmonische in den Farben, wie in anderen Dingen. Immer aber bleibt in einigen Namen der Farben, wie sie im Timäos aufgezählt werden, etwas zurück, was annoch unerklärbar ist, und wefswegen man andere Stellen zu Rathe ziehen mufs. Einer der bedeutendsten Aussprüche, ganz elementarisch in der Farbenlehre, ist der, dafs durch das Weifse das Gesicht entbunden, durch das Schwarze gesammelt werde. Dieser Satz ist so oft unter anderer Gestalt wieder erschienen, bis er zuletzt von unserem Vf. selbst in reinster Objectivität ausgesprochen worden. Überhaupt können wir nicht eindringend genug bemerken, dafs der Timäos über Farbe wie über andere Naturerscheinungen die tiefsinnigsten Lehren enthält, und uns gleichsam als der reinste und innerlich vollständigste Abrifs der ganzen Physik der alten Welt dienet. — Aus dem Fortgange der Betrachtung erhellet, wie nahe der rechten Bedingung des Ursprungs der Farbe Aristoteles gewesen: eben so der Umwandlungen, Steigerungen und Mischungen. — In der beygefügten Rubrik: *Farbenbenennungen der Griechen und Römer*, wird jener oben bemerkten Unentschiedenheit des Ausdrucks über Farben begegnet, und wir sehen das hier Gesagte als einen schönen Anfang der Kritik an, wodurch bey genauester Vergleichung des überall Zerstreueten endlich etwas ganz Entscheidendes wird gesagt werden können. Was die *Römer* zu Ergründung der Farbenverhältnisse geleistet, ist so ziemlich in *Lucretius* und *Plinius* begriffen. Aus des Ersteren Gedicht über die Natur der Dinge ist hier die schöne Stelle über die Farben nach der *knebelschen* Übersetzung beygebracht, und was Plinius und etwa der Eine oder der Andere über die Malerey und das Colorit gesagt haben, findet man hier durch *Heinrich Meyer* in eine inhaltsvolle Geschichte des Colorits verarbeitet, welche, wenn sie gleich hypothetisch genannt wird, dennoch eine so gründliche Vorarbeit bleibt, dafs die fernere Erforschung dieses Versuches nicht entrathen kann. Denn das trockene Verzeichnifs des Plinius ist hier zu schönerem Leben verjüngt.

Nun fafst die fortschreitende Darstellung die Bestrebungen der alten Welt in der Farbenlehre in *eine* Betrachtung zusammen. Wir müfsten zu sehr ins Einzelne gehen, wenn wir alle die treffenden Bemerkungen, denen man hier begegnet, auszeichnen wollten. Insbesondere haben wir das Wahre und so zart Gegriffene gefühlt bey den Äufserungen (S. 113): „So entzückt uns denn auch in diesem Fall, wie in den übrigen, am Plato die heilige Scheu, womit er sich der Natur nähert, die Vorsicht, womit er sie gleichsam nur umtastet und bey näherer Bekanntschaft mit ihr sogleich wieder zurücktritt, jenes Erstaunen, das, wie er selbst sagt, den Philosophen so gut kleidet.“ So, däucht uns, zeigt sich überall das rechte Beginnen, aus dem etwas Vollendetes hervorgeht. Auch das

leuchtet aus diesen Bemerkungen hervor, wie Vieles den *wirksamen Alten* die Selbstthätigkeit des Auges, seine eigene Lichtkraft gegolten, die wir jetzt minder anerkennen, aber darum ihrem Zauber nicht weniger unterthan sind. Endlich wie die Alten alle die hauptsächlichsten Puncte, worauf es ankömmt, kannten, aber nicht dazu gelangen, ihre Erfahrungen zu reinigen und zusammenzubringen. Ihre eigentlichen *Versuche* gingen aufs Plastische, die mehr geisterhaften Erscheinungen der Farben wussten sie wohl zu fassen, aber nicht zu bannen und zu behandeln. Am tiefsten bewegten uns die Bemerkungen S. 121 über die Möglichkeit der vollständigen Durcharbeitung aller von den Alten vorbereiteten, von den Neueren weitergeführten Elemente der Kunst und Wissenschaft, welche, wie eindringend gezeigt wird, ungeachtet aller Verwirrungen der Gegenwart, uns Deutschen vor allen verliehen und aufbewahrt sey. — In einem Nachtrage wendet sich der Blick noch einmal auf die Römer und insbesondere auf *Seneca*, an dem sich zeigt, wie ungeachtet mancher erworbenen schönen Kenntnisse und ungeachtet der Gewandtheit, die insbesondere dieser Römer sonst an sich blicken läst, und des zutrauensvollen Blickes über seine Zeit hinaus, er dennoch nicht aufhört Römer zu seyn, d. h. ein in engen Schranken Geborner, und mit dem Besitz der Welt Überfüllter, der niemals mit der Natur, von Anfang an, vertraut umgegangen nach Art der Griechen, sondern an ihren Begebenheiten hängt, und die Seltsamkeit derselben gern erspähen mochte. Übrigens möchte, was besonders noch von der Farbe nach römischem Sinne gesagt werden könnte, in den Dichtern zerstreut zu finden seyn. — Die Lücken von hier an bis zur Erwägung dessen, was das Mittelalter gewährt, sind mit Betrachtungen über das Edele, Menschliche, überhaupt Erfreuliche, was uns aus allen, auch den dunkelsten Zeiten entgegentritt, trefflich erfüllt; insbesondere haben uns die Blicke auf die grossen Epochen des Werdens und Wirkens in der Universalgeschichte angezogen, wie denn hier ein für allemal bemerkt werden muss, dass uns dergleichen weit über das Einzelne der Farbenlehre Hinausreichende in diesem Werke keineswegs wundern, sondern erquicken und befriedigen wird; sobald wir erwägen, was der Vf. S. 107 sagt: „Wie Jemand über einen gewissen Fall (hier die Farbe) denke, wird man nur erst recht einsehen, wenn man weiss, wie er überhaupt gesinnt ist. Dieses gilt, wenn wir die Meinungen über wissenschaftliche Gegenstände, es sey nun einzelner Menschen, oder ganzer Schulen und Jahrhunderte recht eigentlich erkennen wollen. Daher ist die Geschichte der Wissenschaften mit der Geschichte der Philosophie innigst verbunden, aber eben so auch mit der Geschichte des Lebens und des Charakters der Individuen, wie der Völker." So finden wir denn gerade in der Erwägung dieser, für alle Wissenschaften dunkeln Zeiten vom Vf. die klarsten Vorschriften zur Ergründung des tief Verborgenen in Natur und Geschichte gegeben, und wenden uns nun mit ihm zur Schätzung des aus dem Alterthume dieser Zeiten Überlieferten, welches als weit über die unentwickelte Kraft der Zeit hinausragend mit der vollen Gewalt heiliges Ansehens auf dieselbe wirken musste — der *Bibel*, dann des *Platon* und *Aristoteles*. Wie sehr erfreulich ist es in unseren Tagen, wo fast Alles auf die entgegengesetzten Seiten entweder des Verständigen, Kritischen, oder des Phantastischen, Schwärmerischen allzusehr neigt, zwey der besten Männer, *Goethe* und *Johannes Müller*, in wahrer Schätzung der für alles Menschliche so bedeutungsvollen Schriften des alten und neuen Bundes übereinstimmend zu finden! Wenige haben den Einfluss derselben auf die Erziehung der Völker so tief eingesehen, und so überzeugend dargestellt. Auch den Einfluss Platons und Aristoteles haben wir sonst nirgends mit *der* Bestimmtheit angegeben gefunden. Eben so wird die Gewalt der Autorität überhaupt erwogen; wie der Mensch sich benimmt, während sie herrscht, und wie er zuletzt, ihr auszuweichen strebend, ins Extreme geht. Dieses Schwanken der Entwickelung zeigt uns die *Geschichte des Mittelalters* im Grossen, und wir möchten sie schon darum die *romantische* Zeit, das grosse *Helldunkel* der Geschichte überhaupt nennen, darin die hellsten Lichter im tiefsten Dunkel glänzen, von ihm wieder verschlungen werden, die kaum beginnenden Wege bald wieder plötzlich abbrechen, dann aufs neue aus eigener Kraftaufregung aufgefunden werden sollen, und zuletzt unter den Füssen ausgleiten, bis der Geist endlich die Selbstständigkeit gewinnt, in diese Verwirrung sich zu finden, und das in jener lebensschwangeren Zeit tausendfach Angeregte, Begonnene, scheinbar Verlorene, fest zu fassen und zu vollenden.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

K U R Z E   A N Z E I G E N.

Schöne Künste. *Berlin*, b. Unger: *Vierstimmige Gesänge ohne Begleitung, zur Belebung gesellschaftlicher Unterhaltung*, componirt von *Adolph von Lehmann*. 1stes Heft. (Mit bunter Capsel, auf welcher der Kanon, welchen das erste Stück ausmacht, abgedruckt ist.) Quer 8., jede Stimme 13 S. (20 gr.) Ein neuer Zuwachs von wenigstens fünf guten vierstimmigen Gesängen, für welche die Freunde dieser schönen, geselligen Unterhaltung dem Herrn *v. L.* dankbar seyn werden. Wir rechnen nämlich den Kanon Nro. 1 ab, welchen die Schwierigkeit der Declamation etwas drückt, und Nro. 5 (überschrieben „die Alten waren keine Narren"), bey welchem Stücke die Langweiligkeit der componirten Prosa den Tonsetzer herabgezogen hat. Im Übrigen erblickten wir überall einen richtigen fliessenden Satz und Kenntniss der Stimmen. Den einzelnen Stimmen ist eine Übersicht beygefügt, welche auch als Clavierauszug brauchbar ist. Das Äussere ist sauber. M...s.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

PHYSIK.

Tübingen, b. Cotta: *Zur Farbenlehre* von *Goethe.* I. II. Band. u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Mit Vergnügen sehen wir aus dieser Dunkelheit den *Rogerius Bacon* gleich einem aufgehenden Stern uns entgegenleuchten. Was an dem Manne selbst und dessen Eintritt in seine Zeit merkwürdig ist, wird (S. 148 — 164) sehr befriedigend aufgeführt. Die Wichtigkeit desselben für die Geschichte der Naturwissenschaft, so wie die Köstlichkeit auch der kleinsten von seinen Schriften, haben wir an dieser Stelle treu und sinnvoll beachtet gefunden. B. hat auch in die Farbenlehre tiefe Blicke gethan, nicht selten zwar ganz nach dem Vorbilde der damals herrschenden Meister des Alterthums, aber dennoch mit eigener Kräftigkeit, welche uns in diesen Zeiten gährendes Geistes auch in anderen und auf Anderes gerichteten Männern, z. B. in *Peter Abälard*, so groſs anspricht. Uns ist dieser *Rog. Bacon* oft wie ein Prophet erschienen, der aus anhaltender Vertraulichkeit der Natur weissagt, was des Menschen Kunst noch zu Tage bringen wird; dann wieder tritt er uns, gefangen von seiner Zeit und deren besonderer Entwickelungsstufe, wie ein in Geheimniſs gehüllter Priester Ägyptens mit Hieroglyphen und Symbolen entgegen, um durch die deutungsvollen Zeichen der Mathesis auch das tiefer gelegene Geistige zu bezeichnen, was annoch nicht verstanden, aber von ihm insbesondere zart und tief gefühlt wurde. Es wäre wünschenswerth, daſs wir überhaupt von den Früchten jener stillen, einsamen Klosterstudien im Mittelalter eben so geistreiche Notizen hätten, wie die hier von *Bacon* gegebene ist. Haben die damals mitlebenden jene mit der Natur vertrauten, ja oft von ihr ganz überwältigten Männer, wie das furchtbare Geheimniſs und den Zauber der Natur selbst mit Erstaunen, nicht selten mit Abscheu angesehen: so sollten wir uns um so mehr bemühen, an dem Studium derselben unsere Einsicht zu üben, und was in früherer Zeit dunkeles Gefühl bleiben muſste, nun zur Klarheit zu führen. Hiedurch allein dürfte erkannt werden, auf welche Weise diesen mittleren Zeiten der Schrecken zuerst, dann die Lust am Geheimniſs gekommen, und wie man weiter unruhig dahin gewirkt, das Geheimniſs so offenbar als möglich zu machen. Übrigens ist auſser den wenigen Beobachtern, welche man in dem Zeitalter *Bacons* findet, von Licht und Farbe selten absichtlich die Rede. In den Lebensaltern, wo die Factionen alle noch in einer gewissen Fluctuation sind, lebt, athmet, sieht, hört und empfindet man überhaupt, ohne Vieles darüber zu bemerken oder zu reden; am liebsten spricht sich dann die Empfindung in Bildern aus, und so sind in den Dichtern damaliger Zeit, besonders den Minnesängern, oft ganz herrliche Blicke in die Farbenwelt geschehen, wovon wir manches Beyspiel aufzuführen wüſsten. Es scheint uns überhaupt das Studium der Dichter nicht allein dieser, sondern aller natürlichen Zeiten im Betreff der Farbe äuſserst wichtig: denn wir finden in ihrer gemeinsamen Überzeugung vom Gegensatz der Farben die Beruhigung, deren die Einsicht nur dann sich zu erfreuen hat, wenn sie mit der unbefangenen Empfindung übereinstimmt.

In das 16te Jahrhundert treten wir mit dem frohen Vorgefühle erhöheter Wirksamkeit der Geister ein. Durch alte Literatur uud Sprachkunde sehen wir auch die Farbenlehre gefördert. Wir finden (S. 173 ff.) das Büchlein des *Thylesius de coloribus* in der Ursprache abgedruckt, worin ein redliches Bestreben, die Alten zu verstehen, und ihre Aussagen von den Farben aufs Reine zu bringen, unverkennbar ist. Ferner lernen wir *Portius* als Übersetzer und Herausgeber der theophrastischen Schrift von den Farben kennen, endlich den *J. L. Scaliger*, der solche kritische Untersuchungen über die Ansichten der Alten von Farben und insbesondere Farbenbenennungen für diese Zeit abschlieſst, und zur Erläuterung des *Thylesius* dient. Zu dergleichen historischen Studien und Ansichten trat nun, ihnen Anfangs geradezu entgegenwirkend, und in den meisten Dingen völlig polemisch, die auflebende Chemie und mit ihr als seinem vorzüglich geübten Organ *Paracelsus*. Wer seine Schriften genau kennt, wird wissen, daſs, obgleich auch die Farbe bey ihm überall vom Schwefel und dessen Verhältnissen zu Mercur und Salz abhängt, dennoch auſser dieser besonderen Weise von Erklärung sehr vieles Herrliches, das Gemüth aufs innigste Ansprechendes über Licht und Farbe von ihm gesagt worden ist. Besonders möchten wir aufmerksam machen auf die Art, in welcher bey *P.* die Farbe als Signatur der Dinge genommen wird. Wir haben (nach S. 206) über diesen Mann noch Manches zu erwarten, und wollen hier nicht vorgreifen. So wahr (S. 207) das Urtheil über die *Alchymie* im Allgemeinen und als ein *bestimmtes Kunstbestreben* ist, daſs sie nämlich „ein Sprung sey von der Idee, vom Möglichen zur Wirklichkeit, eine falsche Anwendung ächter Gefühle, ein lügenhaftes Zusagen, wodurch

unseren liebsten Hoffnungen und Wünschen geschmeichelt wird," und so monoton auch dergleichen Unwesen von den Meisten bis zum Ekel getrieben wird: so können wir doch nach vielfachen und höchst ermüdenden Studien dieser Sache nicht umhin, von einigen Alchymisten, wie z. B. *Basilius*, *Valentinus*, *Raim. Lullus* (besonders in dessen Experimenten), dann auch von *J. P. Faber* mit Achtung zu sprechen, und eben für die tiefste Empfindung der Farben-Verhältnisse Bedeutendes in ihren Schriften zu finden. Hier ist nicht der Ort, davon zu reden. Diess wird nächstens unter vielen anderen Beleuchtungen des Mystischen in der Erziehung des Menschengeschlechtes in einer eigenen Schrift geschehen.

Es scheidet sich nun immer schärfer die alte und neue Zeit, und es wird klarer, dass, je mehr die Menschen selbst thätig werden, und neue Naturverhältnisse entdecken, das Überlieferte an seiner Gültigkeit verliere, und seine Autorität nach und nach unscheinbar werde. Diess wird auffallend genug an den Entdeckungen gezeigt, welche von nun an sich drängen. Aber die Scheidung aus dem Chaos der Mittelzeit ging langsam, und so fand auch die Farbenlehre meistens nur in allgemeinen Betrachtungen über Naturerscheinungen ihre Stelle. Vor Vielen begegnet uns *Bernardin Telesius*, welcher gegen die aristotelische Gewohnheit den durch das All greifenden Gegensatz nach Art der eleatischen Schule aufgriff, und denselben auch auf die Farben anwandte. Der Vf. bedauert, das besondere Büchlein *de colorum generatione* nicht gesehen zu haben. Wir möchten nach der crassen Weise, wie Telesius, Pomponatius u. A. der damaligen Zeit die Lehren der Alten erneuerten, aber nicht erfrischten, fast bezweifeln, ob sich in jenem Büchlein etwas Bedeutendes finde. Freylich wäre schon genug, wenn die Farben auf den Gegensatz des Warmen und Kalten richtig vertheilt wären, was indess dem natürlichen Gefühle nach schon nicht wohl anders seyn kann. Nun folgt *Cardanus*, ein Mann, der in Allem, womit er sich befasste, eine interessante Seite zeigt, voll Seltsamkeit, tiefes Blickes und Verwirrung, doch selten ohne eine die Wissenschaft mächtig fördernde Gewalt des Geistes. Man lernt an ihm mehr als an vielen Anderen *sich zurecht finden*. S. 220 ff. wird *Bapt. Porta* ganz der grossen Bedeutung gemäss, welche dessen Bemühungen für seine Zeit hatten, behandelt, und hiebey über das Wesen und den Ursprung der *Magie* eindringende Bemerkungen mitgetheilt, welche man ja nicht übersehen möge, wenn sie gleich nur fern andeutend sind, und mehr ans Negative grenzen. Bey Würdigung des *Bacon von Verulam* und seines vielverheissenden, anregenden, ansprechenden aber nichts vollendenden Wesens freuen wir uns der gänzlichen Übereinstimmung mit dem Vf. Der ganze Abschnitt vom 16ten Jahrhundert schliesst sich mit einigen Grundzügen desselben, dass es nämlich in seiner ersten Hälfte eine hohe Bildung gehabt, welche aus Gründlichkeit, Gewissenhaftigkeit, Gebundenheit und Ernst hervorgegangen, und nicht leicht wieder in gleicher Höhe zu erringen sey. Dabey herrsche in ihm noch das lebhafte, fördernde Ineinandergreifen von Autorität und Selbstthätigkeit. In der zweyten Hälfte wird der Freyheitstrieb gewaltiger, und der Protestantismus gegen alles was bisher gegolten, umgreifender. Bacon spricht das alles nur aus, und jeden tüchtigen Mann sehen wir nun ferner sich und die Natur versuchen, und durch jeden von solcher Art wird seine Zeit auf eine gewisse Weise in Schwingung gesetzt. So ein eigener Mann war *Galilei*, der bewies, wie *ein* Fall für Tausende entscheidet. Die Farbe selbst scheint seinem construirenden Geist zu weit abgelegen zu haben. Wahrhaft erquickt haben wir uns an dem freundlichen Bilde von *Keppler* (S. 247) — so müsste man überall den Menschen ins Gemüth dringen, wenn eine treffende Geschichte der Wissenschaften, gerecht gegen jede Zeit, zu Stande kommen sollte. Seine Bezeichnung der Farbe als *Lux in potentia* scheint uns (besonders da er auch die Stelle ihrer Erzeugung zwischen Licht und Dunkel angiebt) sehr bedeutungsvoll gewissermaßen die *lebendige Intention zur völligen Verklärung in einer jeden Farbe* anzugeben, und es liesse sich durch manche Stellen seiner Schriften belegen, wie er bey der Farbe und anderen Naturerscheinungen überall dieses stufenweise sich entwickelnde Bestreben der Dinge zur Offenbarung im Sinne gehabt. — Bey Erfindung des Fernrohrs drängte sich Alles, an dessen Verbesserung zu arbeiten; die Gesetze der Refraction, vorher meist nur empirisch bestimmt, wurden genauer untersucht. *Snellius* nähert sich dem gegenwärtig allgemein bekannten Gesetz; jedoch sprach er es nicht unter dem Verhältniss der Sinus des Einfalls- und Brechungs-Winkels aus. *Antonius de Dominis* thut sehr richtige Blicke in die Lehre von der Verdunkelung des Lichtes zur Farbe, und nächstdem einen grossen Schritt zur Erklärung des Regenbogens. *Aguilonius* giebt ein ziemlich richtiges Farbenbild, betrachtet aber die Gewalt des Lichten und Finsteren zu sehr und fast allein pathologisch. Nun, nachdem durch eine heitere Erklärung von der bey vielen Schriftstellern dieser Zeit besprochenen Intentionalität der Farben (S. 267 ff.) eine gar schickliche Gelegenheit gefunden wäre, hätten wir gewünscht, etwas von dem tiefen Farbengefühl und der Licht- und Flammen-Lust des *Jordano Bruno* (z. B. *de minimo* c. I.) zu vernehmen; eben so von den zwar *sehr subjectiven*, aber doch bedeutsamen Eröffnungen *J. Böhme's* über die Farben (Sign. R. 14. 10. Myst. m. 1, 6. Ird. und himml. Myst. 7, 3. 4. 5. 6. 7. Sign. R. 11, 43 u. a. a. O.), von letzteren besonders wegen der sinnlich-sittlichen Bedeutung der Farben. Von *Cartesius* wird mit völlig entschiedener Wahrhaftigkeit gesprochen. Bey vielem Verdienst um den Regenbogen fühlt man in allen seinen Arbeiten nur allzu sehr den Mangel des Lebens, daher seine lahme Einbildungskraft sich allerwärts an Häkchen und Handhaben festhält. Überhaupt wird man bey der durch ihn vorzüglich vorbereiteten Sucht, alles durch Bewegung zu erklären, bemerken, wie sich die Sinne allzu sehr vermischen und verwirren. Auf ihn hat sich der crasseste Materialismus französischer Atomistik und Handgreiflichkeit gebauet. Ganz anders finden wir es bey *Athanasius*

Kircher, der, weniger Willens, aus eigenem Gedankenwerke die Natur zu bauen, sie vielmehr fleissig beobachtet in Gemeinem und Wundersamem, wie es vorkommt. Er erkennt die rechte Weise, die Farben abzuleiten, und ist reich an den herrlichsten Bemerkungen über dieselben, wie schon der hier gegebene Auszug seines Werkes: *Ars magna lucis et umbrae*, beweist. Man könnte denselben verdoppeln, und das Gute, Brauchbare wäre noch lange nicht erschöpft. Überhaupt ein in Fleiss und Aufmerksamkeit seltener Mensch war dieser Ath. Kircher, freylich nach Art der guten alten Zeit zum Glauben geneigt; aber davon läst sich eher wegnehmen, als hinzuthun. Man wird von nun an immer mehr dem Technischen geneigt, und kann vor Freude über die täglich anwachsenden Entdeckungen nicht fertig werden mit Kunststücken und Wunderthaten, die man mit steigendem Selbstgefühle sich zumisst, und bald alles Geheimnisses mächtig zu werden wähnt, indess dasselbe nur eingesperrt wird, um bald unversehends mit all seiner Wundergewalt die mühsamsten Künsteleyen zu verderben, und die grosssprecherischen Lichter auszulöschen. Der Materialismus war nun unvermeidlich, auch zeigt er sich bald in der Lehre vom Licht und den Farben. So ist dann auch nicht unbegreiflich, wie nun allmählich von Farben als Bestandtheilen des Lichtes die Rede kommt. *De la Chambre* schiebt und schreibt Alles dem Lichte zu, um Alles wieder von ihm zu fodern, indessen jene alte und von Kircher besonders aufgegriffene Lehre vom Gegensatz sich noch erhält, bis sie von *Newton* verdrängt wird. Die Schwächung des Lichtes konnte man zwar nicht umgehen; aber die Natur des Schattens wurde nicht mehr erwogen, man hatte ihn ja schon so sehr besiegt. Man hatte sich schon so sehr gewöhnt, von einer behandelbaren Substantialität des Lichtes zu reden, dass *Isaac Vossius* auch die Ansichten, welche er aus der Alchymie geholt, die Farbe nämlich als Signatur innerer Thätigkeit zu betrachten, als Steigerung zum Lichte durchs Verbrennen und als Sinken ins Dunkel durch die Auflösung, nicht benutzte, vielmehr den Schluss hieraus zog, dass *also* im vollen Lichte *alle* Farben seyen. Er ist schon früher als eigentlicher Vorläufer *Newtons* angesehen worden. Mit *Grimaldi* beginnen die *Leiden des Lichtes* unter den Menschen *statt des früher anerkannten selbstthätigen Kampfes*. Er zerrt, quetscht, zerreisst, zersplittert das Licht und quält es mannichfach, um ihm Farben abzugewinnen. Diese Leiden steigen, wie der Mechanismus herrschender wird. Durch *Boyle*, einen Mann von Treue und Aufmerksamkeit für die Natur, aber ganz in der Zeit gefangen, werden diese Leiden von anderer nicht so innerlich zerstörender Art — das Licht wird von Façetten und Rauhigkeiten der Oberfläche zurückgeworfen. Auch *Malebranche* will das Licht durch die Bewegung fassen, und neigt besonders zum Vergleich mit den Schallschwingungen. Überhaupt beliebt man in dieser und der nun folgenden Zeit immer mehr *die Natur wie ein mechanisches Product menschlicher Kunst* anzusehen, *was, so barok es erscheint, doch eine tiefliegende Bedeutung hat* — es war dieser Ansicht auf diesen Stufen nicht auszuweichen. Ganz klare Beobachtung ist bey aller Wahrhaftigkeit in vielen Naturforschern dieser Zeit etwas Seltenes. Um so achtbarer ist *Nuguet*, der zuerst die prismatischen Farbenerscheinungen richtig ableitet. Sein ganzes System wird hier (S. 332) mitgetheilt und seine wahren Einsichten von den falschen und unzulänglichen gesondert. Wie natürlich, machte der Mann auf seine Zeit wenig Eindrücke, er war still und ruhig bey der Wahrheit einfacher Beobachtung, indess die selbst gemachte Meinung immer laut hervortritt, und Alles überschreyet — diess um so mehr, je grössere Anstrengung das Selbstmachen der Meinungen kostet. — S. 346 finden wir noch einige Nachholungen, — dann folgt nach einer kurzen Einleitung, woraus zwar die Unsicherheit, aber doch der Vorzug richtiger Gefühle in der praktischen Farbenbehandlung für diese Zeiten sich ergiebt, die Geschichte des Colorits seit Wiederherstellung der Kunst von Hn. Hofrath *Meyer* — ein ganz köstlicher, hier jedoch keinen Auszug gestattender Aufsatz, der durchaus gelesen werden muss. Es beginnt nun das achtzehnte Jahrhundert, und damit die merkwürdige Periode von *Newton* bis *Dollond*. Zugleich wird es wichtig, die *londoner Societät* kennen zu lernen. Ihr Anfang verliert sich ins Dunkel. Die Unruhe der Zeit hat uns Vieles entrückt. In der allgemeinen Bewegung des politischen Lebens suchte man im Stillen Trost an der Natur; früher fühlte man sich nicht hiezu gedrungen, da das Leben noch allzu viel mit sich selbst zu schaffen hatte. Mit dem Frieden musste auch die neue Liebe für die Naturwissenschaft wachsen; doch verlangte der praktische Sinn allzu frühe nach dem Brauchbaren, und so konnte bey dem durch Bacon bemerklich gemachten Gefühl des Endlosen in der Natur nicht so bald ein fester Überblick gewonnen werden. Man schweifte planlos, ergriff bald diess bald jenes. Vieles musste so entgegen kommen, noch Mehreres überraschte den unvorbereiteten Geist, der sich nun, wie man in den philosophischen Transactionen sieht, zwischen der bey der Societät angenommenen Scheue vor der Theorie und dem angeborenen Drang zu erklären oft gar wunderlich durchhalf. Vieles wurde angeregt, aber nach Art der *Silva silvarum* des Bacon: man *versuchte bald Gott und die Natur*, aber es kam weniger zur Vollendung, zum Abschluss in Principien. *Hook* erscheint als geistreicher, unterrichteter, geschäftiger, aber zugleich eigenwilliger, unduldsamer, unordentlicher Secretair und Experimentator. Nun tritt *Newton* auf, und geht äusserst rasch zur Vollendung der Lichtzersetzungslehre vorwärts, wie sich denn bey schwankenden Meinungen diejenige alsbald in ihrer Art vollendet, welche von dem eigensinnigsten Geiste gehalten wird. Wir machen hier mit dem Vf. (S. 410) auf den Grundfehler *N's*. — das Leugnen vom Einfluss der Grenze bey der Farbenerzeugung — aufmerksam. Es ist diess die Hauptsache, mit deren Erläuterung die newtonische Lehre stehen oder fallen muss, welches letztere jetzt durch unseres Vfs. Entwurf der Farbenlehre

hinlänglich erwiesen, ja man darf sagen, nach den Hauptpuncten abgeschlossen ist. *N.* hat Viele dadurch für sich gewonnen, dass er die oft für unstät und gesetzlos gehaltenen prismatischen Farben mit entschiedener Haltung als gesetzmäsig erklärte, wofür man ihm Dank schuldig ist; aber die Behauptung des Gesetzmäsigen in einer Erscheinung ist noch nicht die wahre Erörterung des Gesetzmäsigen selbst nach seinen innerlichen Bedingungen. Der innere Reichthum des Lichtes, seine Farbenfülle kann gefallen, mag sogar, recht behandelt, etwas Poetisches haben: aber allzu reich macht arm, und unterwirft endlosen Leiden, wie denn das Licht nie mehr gelitten, als da man es *innerlich* trübte, und dabey doch Alles so hell machen wollte. Wenn die Dunkelheit nichts Wesentliches bey Erzeugung der Farben ist, wodurch sollte denn jemals das Licht bewogen werden, anders denn als Licht — nur in verschiedenen Graden der Stärke — zu erscheinen? Was jedoch noch auf keine Weise Farbe zu nennen ist. Aber gerade ein solcher Schein hat die Meisten verführt, und *N.* selbst rannte sich fest darin, und wurde sophistisch. — Dieser Gegenstand, als der wichtigste in Beziehung auf den polemischen Theil, wird hier sehr ausführlich und gründlich behandelt. Es wird dann weiter gezeigt, wie *Lucas* gründliche Einwendungen beseitigt worden, wie man sich im Falschen mehr und mehr verhärtete. *Mariotte* fasst die Sache gegen *N.* auf, kommt der Wahrheit nahe, bemerkt genau die zwey Reihen der Farben, aber kann sich von dem solidificirten Lichtstrahl nicht losreissen. Seiner wird wenig geachtet. *Desaguliers* tritt gegen ihn und *Rizetti* auf, welcher ebenfalls das Wahre in mancher Hinsicht getroffen. *Newtons* Lehre siegt — sein unbeugsamer Charakter drückt ihr das Siegel auf. Hiebey ganz ins Innerste dringende Bemerkungen *über Charakter* und *Charakterlosigkeit*, den tiefen Eindruck, welchen Consequenz auf den mit ihr Begabten selbst sowohl als auf die Anderen macht, und über die Individualität der Engländer im Ganzen; dann, was die ersten Schüler und Bekenner *N's.: Clarke*, *s'Gravesand*, *Muschenbroekh* u. A. gethan.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

PÄDAGOGIK. *Hamburg*, b. Bachmann u. Gundermann: *Entwurf gemeinnütziger Kenntnisse für Landschullehrer* von *Johann Georg Reyher*, Dr. u. Prof. der Arzneykunde in Kiel. Erster Band. Die Naturlehre. Auch unter dem Titel: *Entwurf einer Naturlehre fur Landschullehrer* etc. 1804. XVI u. 184 S. 8. (20 gr.) Der Vf. will in vier Bänden einen Entwurf gemeinnütziger Kenntnisse für Landschullehrer liefern, woron der erste Band die Naturlehre, der zweyte die Naturbeschreibung, der dritte die allgemeine Kenntnifs des menschlichen Körpers, die Gesundheitslehre und die Lebensordnung mit den ersten Vorkehrungen bey plötzlichen Unglücksfällen, und der vierte die ökonomische Technologie enthalten soll. Der vor uns liegende erste Band enthält die Naturlehre. Der Vf. handelt im I Abschn. in 15 §§. von den allgemeinen Eigenschaften der Körper; darauf trägt er in der 1 Abth. die Lehre von der Stereometrie in 4 §§., in der 2 die Lehre von der Chemie in 12 §§., in der 3 die Lehre der Mechanik, Hydraulik und Hydrostatik in 15 §§. vor. Im II Abschn. redet er zuerst in 3 §§. vom Weltgebäude überhaupt, handelt darauf in der 1 Abth. von der Sonne in 5 §§., in der 2 vom Monde in 4 §§., in der 3 von Kometen, Planeten und Fixsternen in 3 §§. Im III Abschn. wird von der Erdkugel, in sofern sie als ein Planet betrachtet wird, in 11 §§. geredet. Im IV Abschn. wird zuerst von der physischen Erdbeschreibung überhaupt gehandelt, und darauf in der 1 Abth. die natürliche Beschaffenheit des Erdkörpers in 5 §§ beschrieben. Die 2 Abth. handelt von den Eigenschaften und Erscheinungen einiger Körper, die sich überall auf unserer Erde finden. In der 1 Unterabth. ist von der Lichtmaterie in 10 §§. die Rede. Die 2 handelt von der Wärmematerie in 15 §§. In der 3 wird die elektrische Materie in 7 §§. näher beschrieben, und in der 4 ist vom Wasser in 6 §§. die Rede. Die 3 Abth. handelt von der Beschaffenheit und den Eigenschaften der Luftmasse, welche unseren Erdkörper umgiebt, überhaupt in 2 §§. In der 1 Unterabth. wird von den physischen Eigenschaften der Luft in 10 §§. geredet. Die 2 handelt von den chemischen Eigenschaften der Luft in 10 §§., die 3 von der Materie in 20 §§.

Rec. ist überzeugt, dass einige physikalische Kenntnisse dem Landschullehrer unentbehrlich sind, damit er theils sich selbst von den unter den Landleuten so gewöhnlichen abergläubischen und lächerlichen Meinungen frey erhalten, theils ihnen auch in seinem Wirkungskreise entgegenarbeiten könne; er giebt auch gern zu, dass eine Naturlehre, wie die vorliegende, wenn von Vorschlägen zur Bildung der Landschullehrer, *wie sie seyn sollen*, die Rede ist, vollkommen zweckmäsig sey; er zweifelt aber, dass es sich ganz so verhalte, wenn man an Landschullehrer, *wie sie bey der gegenwärtigen Lage der Dinge seyn können*, denkt, gesetzt auch, dass sie in den besseren Seminarien gebildet würden. Ganz richtig bemerkt Hr. *R.*, dass es nicht seine Absicht habe seyn können, etwas Neues zu sagen, sondern nur das zu ordnen, und im Zusammenhange aufzustellen, was die besten und neuesten Schriftsteller über diese Gegenstände gedacht, und durch Erfahrung und Beobachtung erwiesen haben. Aber wenn der Vf. in der That nützlich werden wollte: so musste er überdiess auch in einer populären Sprache schreiben, er musste sich aller wissenschaftlichen Terminologie enthalten, musste Alles, was ohne weitläuftige und kostbare Experimente nicht verstanden und begriffen werden konnte, unterdrücken. So lange unsere Landschullehrer noch nicht aus den gebildeten Ständen genommen, und von früher Jugend an zu ihrem künftigen Berufe erzogen werden: so lange können sie auch in den wenigen Jahren, in welchen sie in einem auch noch so gut eingerichteten Seminario für ihre künftige Bestimmung vorbereitet werden, keine eigentlich wissenschaftliche Bildung erhalten, weil diese ihnen mehr schädlich als nützlich seyn würde. Rec. befürchtet vielleicht nicht ohne Grund, dass ein Schullehrer, dem die Naturlehre, nach der Manier des Vf., vorgetragen worden, in seiner Schule und im Umgange mit seinen Landleuten auch vom Salpeterstoffgas, Wasserstoffgas u. s. w. reden werde, worüber seine Zuhörer freylich Nase und Ohren aufsperren, aber von allen seinen gelehrt klingenden Worten kein einziges verstehen würden. Nach unserer Überzeugung müssen Landschullehrer jeden Unterricht so viel möglich in der Sprache und auf die Art erhalten, in der und auf welche sie ihn dereinst wieder mittheilen sollen. Wir können also diesen Entwurf wohlgebildeten Lesern empfehlen, denen es um einige Bekanntschaft mit den neuesten Entdeckungen in der Chemie und Physik zu thun ist; aber als Lehrbuch für künftige Landschullehrer können wir ihn nicht billigen, und wünschen, dass der Vf., wenn er sein Werk fortsetzen sollte (denn noch ist uns keine Fortsetzung davon zugekommen), sich zuvor eine genauere Bekanntschaft mit den wahren Bedürfnissen des Landmannes, mit dem Zustande desselben und mit der Beschaffenheit derer, die zu Landschullehrern gebildet werden, verschaffen möge. —m—

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

P H Y S I K.

TÜBINGEN, b. Cotta: *Zur Farbenlehre* von *Goethe.* I. II. Band u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Nun tritt die *französische Akademie* auf. Da wurde denn gleich vom Anfange her zwar nicht so Reichliches wie in London, aber doch Gutes und im Ganzen nach einem geordneteren Plane geleistet. Der gesellige Geist der Franzosen konnte aber nicht lange im Stillen die Naturbeobachtung fortsetzen, ohne dass ein grösseres Publicum daran Theil nähme. So wurde, was zuerst nur zwischen einigen wackeren Männern, wie *Mariotte, de la Hire etc.*, zur Beförderung der Farbenerkenntniss verhandelt worden, was weiter zur Aufnahme der newtonischen Ansicht geschah, sehr bald ins gesellschaftliche Interesse gezogen, um so mehr, je mehr man sich von Seiten der Akademiker bemühte, die Gegenstände gründlicher Untersuchung in interessante Gegenstände zu verwandeln. Literatoren, Lobredner, Schöngeister, Auszügler und Gemeinmacher, *Fontenelle, Voltaire, Allgarotti* u. A., geben vor der Menge den Ausschlag für die newtonische Lehre, welche als eine bereits fertige und in der Autorität einer schon wohlbegründeten Gesellschaft glänzende von der eben entstandenen französischen Akademie der Wissenschaften mit Begierde aufgenommen und diese Aufnahme schon der Anglomanie der Franzosen wegen zu einer hohen Ehre gerechnet wurde. Des Eigenen, Besseren einzelner Glieder vergass man leicht. Die grösste Angelegenheit aber liess man sich seyn, die einmal autorisirte Sache zu verbreiten, Alles eifrig zu besprechen, ja damit die Lust der Gesprächigkeit nicht unterbrochen würde, Alles unmittelbar vom Auge und von den anderen Sinnen sogleich in die Kehle gehen zu lassen. So wurde Physik und Optik insbesondere *mise à la portée de tout le monde* — man nippte, kostete von Allem, und es wurde der Rand des Weltbechers vielfach beschmutzt, aber der Inhalt nicht erschöpft. Dazu das siebenfarbige Licht, welchen Spielraum gestattete es nicht der Redseligkeit! und die Lichtstrahlen, die hüpfenden, springenden, dann plötzlich gelähmten, gebrochenen, zerrissenen und wieder heil und ganz auferstehenden — wie war *dem* Reize zu widerstehen? — Der gesunde Verstand praktischer Arbeiter in der Färberey wirkte indessen im Stillen fort, und man sieht hieran, wie der einfache, in sich selbst sich besinnende Sinn das Zusammengesetzte, Gekünstelte sich nicht aufdringen lässt. Der gelehrteren Gegner *N's.*, z. B. *Dufoy*, *Castel*, wird nicht geachtet, so geistreich und treffend besonders des Letzteren Äusserungen sind (527). *Gautier* trat noch kühner hervor, hatte sehr viel Wahres, hing aber an den Strahlen, womit sich dann gegen Strahlen nur endlos kämpfen lässt. Indessen sind wir ihm Vieles schuldig. Seine Unterdrückung durch die Akademie fällt mit der Geburt und dem frühesten Leben unseres Vfs. in *eine* Zeit. So ist die Geisterwelt verbunden; ihr innerliches Leben mag wohl unterdrückt, ja dem Scheine nach zerrissen werden: keine Gewalt der Willkühr aber wird sie jemals überwinden; in ihr liegt die Spannkraft aller Dinge. — S. 551 ff. wird aufgeführt, was seit der Zeit in Deutschland für die Farbenlehre geschehen. Einzelne richtige, manchmal tiefe Blicke sind nicht zu verkennen, besonders an *Tob. Mayer*, *Lambert*, *Scherffer*, allein die Atomistik, und die bald weit und breit herrschende Autorität *Newtons* hinderten den freyen Blick. Scherffer hat noch mitten im Druck des Irrthums am meisten das Wahre gefühlt und ausgesprochen. Über die physiologischen Farben machte auch *Franklin* wichtige Bemerkungen.

Die Entdeckung der Achromasie entkräftete *N's* Lehre im Innersten: theils aber achtete man ihrer Anfangs wenig, theils schloss man sie durch das Wort *Zerstreuung* an das bisherige Gerede an, und so suchte man die Gefahr noch zu umgehen, was um so leichter war, da diejenigen Freunde der einfachen Natur, wie z. B. *Klügel*, der schon in Zusammenstellung der Lehrmeinungen über die Farbe äusserst behutsam zu Werke ging, die Bedeutenheit der Achromasie zwar anerkannten, aber damit kühn und derb hervorzutreten noch nicht wagten. So viel geschah indess durch viele dergleichen auf einander folgende Erfahrungen, die alle gegen *N.* zeugten, dass Manche von der Autorität sich losrissen; doch nur Wenige vermochten schon für sich selbst zu gehen — man versuchte mancherley Accommodationen, und gerieth bald mehr und mehr in eine völlige Anarchie der Meinungen. Indess war hiemit ein Jeder auf seine eigene Kraft zurückgewiesen, und es geschahen bey vielem Unwesen dennoch einige die Sache fördernde Schritte, die man in der Art, wie sie geschehen, nach der Verzeichnung S. 593 — 665 selbst mitwandeln muss. Nicht selten kam uns hier Erfreuliches entgegen, und in den Bemerkungen des Vfs. insbesondere liegen segensreiche Maximen für den Umgang mit der Natur. Doch diess sind ihren Stellen gemäss nur Fragmente,

und wir dringen weiter zum Ganzen, und wie der Vf. selbst dazu gekommen. Vom *einfachen, natürlichen* Blick ist in den frühesten Zeiten der Grund zur wahren Farbenlehre gelegt worden; mit der Verwicklung und Verwirrung menschlicher Bildung hat man sich hievon entfernt, hat *alle Ausflüchte* des Falschen bis zur Hartnäckigkeit versucht, und wir sehen die Geschichte nun bis dahin geführt, dass sie mit anerkannter Nothwendigkeit zur ältesten Ansicht zurückkehrt. Aus der *Confession des Vfs.* von sich selbst leuchtet hervor, wie er aus besonderem, und man darf bey einem für die ganze Naturwissenschaft so wichtigen Gegenstand wohl sagen, *höherem Beruf* bey dem Grund aller Farbe, den ihm eben jener natürliche Blick eröffnete, nicht bloss, gleich so vielen Anderen, zusehend stehen blieb, sondern darauf fortbauete, sich durch keinerley kalte, spöttische oder bemitleidende Aufnahme seiner Mittheilungen, insbesondere von Seiten der Physiker von Profession, abschrecken liess, wie vielmehr die von innen durchdringende Kraft hiedurch vielfach geübt, gestärkt und zur völligen Klarheit in sich selbst gebracht wurde. Wir wissen nicht leicht etwas Lehrreicheres, jeden wahren Beruf gegen alle Schwierigkeiten Stärkenderes, als diese Confession, wodurch dann zumal auch das Verhältniss zwischen den fruchtbaren Bestrebungen des Vfs. in Poesie, bildender Kunst und Naturforschung in ein heiteres freundlich überraschendes Licht gesetzt wird. Unverrückbar hat der Vf. den Anfang und das Ende aller Farbenlehre festgehalten, und zuletzt durch die historische Vermittlung im eigentlichen Entwicklungsgange derselben sich festgesetzt, so dass wir in den ersten Elementen dieser Lehre in dem frühesten Zeitalter ihm schon begegnen, mit ihm den Gang der Entwicklung gewandelt, zuletzt in Anerkennung der Nothwendigkeit nur auf jenen Elementen fortzubauen aufs Neue mit ihm zusammengetroffen sind, somit für die Farbenlehre, ja für alle wahre Naturwissenschaft, eine entschiedene Erkenntniss des Anfangs, Mittels und Endes gewonnen haben.

Wie nun dieses in aller Wissenschaft das eigentlichste Bestreben seyn, und man sich nirgends beruhigen sollte, bis jeder einzelne Moment sorgfältig erwogen, das Wahre durchgehends vom Falschen geschieden, und dem letzteren keinerley Ausflucht mehr gestattet ist, so dass es nun in eigenem Ärger sich auffrisst oder berstet: so hat uns der Vf. im polemischen Theil (S. 353 bis zu Ende des ersten Bandes) ein Beyspiel gegeben, wie alle wahre Polemik für die Sache der Wahrheit auf Leben und Tod zu führen ist. So derb und kräftig musste gestritten werden — hatte das falsche *Evangelium* von der *inneren Zwietracht des Lichtes* nicht alle Köpfe eingenommen? Es war demnach entweder so zu kämpfen, wie hier geschieht, oder man muss besser gar nicht anfangen. Wir haben ja die Beweise, dass man es sich auch im Falschen und Unreinen bequem machen könne, dabey verbleibe man. Wie sehr wünschten wir, dass alle Tüchtigen in allen Wissenschaften den angehäuften Wust, mit *der* Geduld, mit *dem* Scharfblick zergliederten, und so aus dem eigenen Gewebe desselben den Beweis von seiner Nichtigkeit führten. Einstweilen hat uns der Vf. das reine Licht wieder gegeben, bey dessen Klarheit wir hoffen dürfen, auch noch in anderen Dingen, und am meisten über uns selbst klar zu werden. — Was nun in dieser Abtheilung des Werkes begriffen ist, gestattet keinen Auszug, es muss Schritt vor Schritt verfolgt werden. Wir geben nur die Hauptgesichtspuncte an, unter denen der erste die genaue Angabe des *wesentlichen Unterschiedes der newtonischen und goethischen Farbenlehre* ist. Hierüber hat sich der Vf. (Seite 365 1 B.) zur Genüge erklärt, und wir haben nichts als das schon hie und da Angedeutete zu wiederholen, wie nämlich *N.* das Licht bloss von der leidenden Seite fasse, ohne ihm doch seinen wahren Feind entgegenzusetzen; *G.* aber wie natürlich das Licht von der wirksamen, gleichwie von der leidenden Seite betrachtet, und durch die Entgegensetzung des Dunkels auf die Vollständigkeit des Urphänomens dringt. Ferner aber müssen wir den Leser dringend ersuchen, auf die (S. 387) gegebene Betrachtung des Grundsteins der n. Lehre, die Refrangibilität des Lichtes als Quelle der Farben, so wie auf die Recapitulation der 8 ersten Versuche *Newtons* (S. 463) vor allem aufmerksam zu seyn; dabey immer *Newtons* Optik zur Hand zu haben, um sich von der Aufrichtigkeit des Kampfes, den *Goethe* führt, zu überzeugen. Bey der mühseligen Durcharbeitung des polemischen Theils, der durch dürre Wüsten führt, wo die Meinung nicht selten wie durch die *Fata Morgana* täuschen möchte, wird dem Leser an den Ruhepuncten des Kampfes manches Erfreuliche begegnen, z. B. die tiefgegriffenen Äusserungen über den Werth des Experiments, über den Ursprung der Meinung aus der Art des Wollens u. s. w. Beym Abschluss dieses polemischen Theils verweist uns der Vf. auf die historische Entwicklung, aus welcher wir die Sinnes- und Denk-Art, gegen die solche Polemik nothwendig geworden, ihrer Entstehung und Bedingungen nach begreifen sollen. Da diess nun dem von uns eingeschlagenen Wege gemäss schon einigermassen klar geworden, und man sich mit dem Menschen, gleich wie es der Vf. lehrt, sogleich völlig aussöhnen soll, sobald man dessen Irrthümer ihm sichtbar gemacht: so hoffen wir, dass wahrheitsliebende Newtonianer, durch das Studium des historischen und polemischen Theils vom alten Irrthume losgebunden, zu freyer Beweglichkeit gelangen, und ihr Gemüth in eine Stimmung bringen werden, welche heiter genug ist, die einfachen und gründlichen Lehren des Entwurfs selbst aufzunehmen, wie sie gegeben sind — wohlmeinend und mit Liebe zur Natur.

Der *Entwurf der Farbenlehre* selbst (S. 1 — 352 des ersten Bandes) hat, abgesehen von der Wahrheit des Inhaltes, schon in Hinsicht der Methode den Vorzug vor der newtonischen Optik, dass in jenem nicht wie in dieser von den verwickeltsten, alle Sorgfalt und Vorbereitung erfodernden Erscheinungen ausgegangen, vielmehr die Grundanschauung, worauf Alles beruht, auch vor Allem uns nahe gebracht, und von

ihr in heiterer Folge fortgeschritten wird. Stellt sich dem Geist gleich Anfangs eine intriguate Verwicklung entgegen: so geschieht gar leicht, dass er nach dem nächsten Scheine greift, der etwa die Sache erhellen könnte, weil der Geist sich gerne vom Drange befreyet. Hier dagegen wird Schritt vor Schritt nichts zugemuthet, das die vorhergehenden Anschauungen und Betrachtungen nicht schon wohl und ohne Schwierigkeit begründet hätten. Die Schwierigkeit kann demnach nur demjenigen noch sich aufwerfen, welcher den Entwurf nicht von vorn herein studirte, sondern nur da und dort etwas aufgreifen wollte. Wonach die ganze historische Entwicklung trachtete, das ist hier nicht in Bruchstücken, sondern in wohlgeordnetem Zusammenhange aufgestellt, und wir dürfen behaupten, dass, wer diese Anordnung der Grundanschauungen, ihre natürliche Entwicklung, leugnen wollte, der müsste gegen eigenes Gewissen seinen Sinn verläugnen, denn auch nicht das Geringste ist in den Grundlehren, das nicht ohne die mindeste Künsteley dem Auge dargelegt werden könnte, und diess ist doch wohl die erste Foderung, welche man an eine Farbenlehre zu machen berechtigt ist. Wir können hier nur skizziren, und hie und da eine Bemerkung beyfügen; mit der besonderen Anordnung des Entwurfs hat die den Kupfertafeln des Werkes angehängte Anzeige und Übersicht den theilnehmenden Leser schon hinreichend bekannt gemacht. Der Vf. betrachtet in der *ersten Abtheilung* die Farben, in sofern sie dem Auge angehören, und auf einer Wirkung und Gegenwirkung desselben beruhen. Er nennt sie mit Recht *physiologische* Farben, da sie zur gesunden Natur des Auges gehören, wenn man sie gleich sonst meistens als schädliche Gespenster ansah. Sie sind die eigentlichen Gegenstände des Gesichtes, und Alles, was von ihnen ihrer Erzeugung, Erscheinen und Verschwinden gesagt werden kann, beruht auf der ursprünglichen Anschauung des Lichtes und der Finsterniss, wodurch das Auge in einen völlig entgegengesetzten Zustand versetzt wird, in Spannung und Fülle des Lichtgefühls und in Erschlaffung und Leere, da dann das Auge sucht und strebt, und nach Aussen stets verschwimmend, gleichsam nach Innen gewiesen wird. Es knüpft sich natürlich hieran das Verhältniss der Retina, ihr Wechsel von Empfindlichkeit und Unempfindlichkeit für Licht und Finsterniss; das gesunde Schweben des Auges im mässig Erleuchteten. Dem Licht und Dunkel entspricht das Weisse und Schwarze, und zwar zum Behuf der Farbenerzeugung im begrenzten Verhältnisse — in *Bildern*. — Beide können neben einander aufs Auge wirken, und thun diess wirklich. — Die Wirksamkeit in der Fülle des Einen fodert das Andere, wo dann in der Opposition der grosse Unterschied vom Ausstrahlen des Weissen und dem in sich selbst sich Zurückziehen des Schwarzen bemerklich wird. Bey Versuchen hierüber hat man sich vor den Täuschungen des Ineinanderwirkens der Entgegengesetzten zu hüten, dass nicht Alles im Nebel schwinde. Hieran schliesst sich also von selbst die Betrachtung grauer Bilder und die Erhebung derselben auf schwarzem, die Verdunkelung auf weissem Grunde. Diess eben zeichnete ist so sehr die Opposition und das *Ineinandergreifen der ersten Regsamkeiten des Auges*, dass es Menschen giebt, welche durchaus die Farbe nicht unterscheiden, ja, was hier die Hauptsache ist, sie gar nicht sehen, wie uns selbst ein Fall gegenwärtig ist. Nur erst beym *festeren Aushalten des Auges* im Licht sowohl als im Dunkeln, im Weissen wie im Schwarzen, beginnt die Farbe, dem Schattenhaften entsteigend, sich zu zeigen, in ihrer natürlichen Ordnung zu folgen, im gesetzmässigen Gegensatz sich zu erwecken, wie diess im 4 *Abschn.*, *blendendes*, *farbenloses* Bild, und im 5 *Abschn.*, *farbige Bilder*, sich aufs Anschaulichste zeigt. Wir erinnern uns nirgends so freundlichen, heiteren, und leicht zu wiederholenden Erfahrungen begegnet zu seyn. Die ganze Farbenwelt erscheint uns in höherem Leben, da uns ihr voller Umkreis, ihre wechselseitige Belebung und Erfrischung, ihr Bezug auf Grundfarben, worin das Leben der Farben überhaupt sich sammelt, und die Brennpuncte seiner Existenz erreicht, aufgeschlossen wird, und gezeigt, wie das Auge nach Totalität verlangt, und nur darin sich beruhigt, weil nur in diesem Falle seine Function erfüllt ist. Daher denn bey Kindern und kindlichen Völkern sogleich vom ersten Helldunkel die Neigung nach Grundfarben strebt, und zwar nach den strahlendsten Lichtern in denselben — die Vermittlung folgt erst im Verlaufe der Bildung. Jedes Stehenbleiben auf einer dieser Entwicklungsstufen des Auges, so wie das Auseinanderweichen oder in sich selbst Schwinden des ganzen Farbenkreises sowohl, wie jedes Grades und jeder Stufe desselben, führt ins Krankhafte, wovon S. 42 folgende bedeutende Beyspiele vorkommen, die wir, wenns der Raum gestattete, leicht vermehren könnten. *Des* Winkes doch wollen wir uns nicht enthalten: Beobachter möchten bey solchen Übeln, wo sie von innen entspringen, niemals die Gemüthsart der Kranken übersehen, und welche Welt jedesmal aus derselben sich erzeugen und fortbilden könne. — An die physiologischen Farben schliessen sich in der *zweyten Abtheilung* die *physischen* an, zu deren Hervorbringung farblose Mittel, durchsichtig und durchscheinend sowohl als undurchsichtig, gehören. Sie lassen sich schon leicht objectiviren, aber noch nicht halten. Hier begegnen wir nun im ersten dioptrischen Abschnitt der wichtigen Lehre von den Graden der Durchsichtigkeit, und der Trübung der Mittel. Diese Lehre, durch alle verschiedenen Mittel hindurch geführt, wie hier der Anfang gemacht worden, würde uns zugleich auf die Stufen *innerer Beweglichkeit* und *Lebendigkeit der Mittel* aufmerksam machen; damit zumal würde die *mannichfaltige Regsamkeit für flüchtigeres Farbenspiel*, so wie das mit *hartnäckigerer Trübung auch dauerndere Halten der Farbe* bemerklich werden. Überhaupt scheint uns die Lehre von der Trübung der Mittel den eigentlichsten innersten Lebensprocess der chemischen Farben aufzuschliessen, und wir sehen mit dem Vf. die *Trübung* als ein *Urphänomen*,

als das Wirken und Schaffen, wodurch Licht und Finsternifs fich vermitteln, und als die wahre Mutter der Farben an. (Die wunderliche Erfahrung vom Erfcheinen des Blauen beym Abwafchen eines fchwarz bekleideten Portrait (S. 63) ift zum Theil auch uns begegnet). Nun folgt die durch fubjective und objective Verfuche erläuterte und berichtigte Lehre von der *Refraction* und zugleich der eindringendfte Beweis, dafs kein farbenlofes Licht, von welcher Art es auch fey, durch Refraction Farben hervorbringe, wenn es nicht begrenzt, nicht in ein Bild verwandelt worden. Das hier S. 70 — 142 von den Bildern und deren Wirkung zur Erzeugung und Anordnung der Farben Gefagte können wir dem eigenen Studium nicht genug empfehlen. Die Klarheit der Sache, das Unwiderfprechliche zeigt fich fchon auf den erften Blick; aber um fo leichter ift es auch, diefen erften natürlichen Blick des Sinnes durch Vermittlung mannichfaltiger fub- und objectiver Verfuche, wie fie hier angegeben find und leicht vermannichfacht werden können, zu rechtfertigen, und zur vollen Evidenz zu bringen. Wir felbft bewerkftelligen diefs auf eine fehr fruchtbare Weife in Gefellfchaft einiger unbefangener Kinder von 11 — 15 Jahren, deren reinen Sinn wir zwar leiten, aber die Erfcheinungen felbft finden, und an denfelben fich erfreuen laffen. — Was nun die Farbenerfcheinungen betrifft, welche bey der *Spiegelung* fich zeigen: fo findet man auch hierüber im Gefolge der Entwicklung der Farbenlehre (S. 142 ff.) fowohl in objectivem als fubjectivem Betracht höchft merkwürdige Erfahrungen und tief eindringende Blicke. Es find manche Erfcheinungen darunter, die einem Jeden begegnen: aber hat man fie wohl bey aller Präcifion der katoptrifchen Gefetze auch gefetzmäfsig und ordentlich an die übrigen anzuknüpfen gewufst? Die *paroptifchen* Erfcheinungen, bisher von der fogar als Beweis der Anziehung des Lichts durch die Körper berühmt gewordenen *Beugung* deffelben hergeleitet, hier aber als aus dem an undurchfichtigen farbenlofen Körpern herftrahlenden Licht entftanden betrachtet, führen eben auch wieder auf die Ränder und auf die Verhältniffe farbiger Schatten und Doppelbilder. Sie gehören zu den nicht feltenen im Leben, und mögen manche Täufchung bewirken, weil fie unfer Auge, wie die ganze Körperwelt, *nur an den Rändern berühren.* (Zu den Randbeleuchtungen und Ränderausgleichungen durch das Sonnenbild (154) möchten wir auch die Erfcheinung noch hinzufügen, dafs am hohen Mittag da, wo die Sonne durch dunkelbelaubte Gänge dringt, ihre Erleuchtung in kreisförmigen oder ovalen, theils helleren, theils halbfchattigen Lichtbildern auf dem Boden erfcheint, wie vielfältig auch bey genauerer Unterfuchung die Ränder find, an welchen das Licht vorbeyftrahlt.) Die *epoptifchen* Farben entfpringen auf der Oberfläche eines farbenlofen Körpers durch mancherley Veranlaffung, jedoch ohne fremde Mittheilung, vielmehr aus der Art ihres Fortfchrittes im eigenen Trübungsverhältnifs. So zeigen fie fich in verfchiedenen Stufen, welche (S. 165 ff.) lehrreich durchgeführt werden, zuerft noch vorübergehend, wie beym Anhauchen gefchliffener Flächen, alsbald aber dauerhafter, z. B. bey Sprüngen im Glas oder Eis, bey der Trennung der Blätter durchfichtiger Steine, fodann immer mehr in die Oberfläche dringend und haftend, wie bey den häutchen metallifchen Auflöfungen, bey Erhitzung der Metalle; endlich faft die ganze Maffe durchdringend, wie bey abgeftorbenem Glas. So gelangen wir an die Grenze, wo, nach denfelben Gefetzen erfcheinend, diefelben Gefetze nur körperlicher, d. h. durch einen und alle Puncte hindurch ausdrückend, die *chemifchen* Farben eintreten, welchen die 3 *Abtheilung* diefes Entwurfs (S. 186 — 254) gewidmet ift.

(Der Befchlufs folgt im nächften Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Berlin*, i. d. Realfchulbuchhandlung: *Anleitung zur zweckmäfsigen Abfaffung aller fchriftlichen Auffätze, welche im burgerlichen Leben vorkommen*, nebft einer kleinen Sprachlehre und dem nöthigen Stoff zu Stilübungen von *H. P. Wilmfen*, Prediger an der evangel. ref. Parochialkirche. 1811. VI und 157 S. 8. (8 gr.) Das grofse Talent des Vfs. im Unterrichten bewährt fich auch an diefem kleinen Briefsteller. Sehr zweckmäfsig find die nöthigen Vorbereitungen angeordnet, worauf doch zuletzt Alles ankömmt. Der 1 Abfchnitt giebt Anleitung zur Sammlung eines Wörtervorraths durch Auffuchung der Wurzelwörter und der von denfelben abgeleiteten oder zufammengefetzten; durch die Anwendung der Vor- und Nachfilben; durch Zufammenftellung zahlreicher Wörterfamilien, oder folcher Wörter, welche entgegengefetzte oder gleiche Bedeutungen haben; durch Auffuchung edler und unedler Wörter und Redensarten u. ff. Die Lehrer werden freylich Anfangs das Befte thun müffen. Im 2 Abfchnitte ift von der Claffification der Wörter die Rede, und ein Anhang dazu giebt ein Verzeichnifs unregelmäfsiger Zeitwörter mit ihren vorzüglichften Abweichungen. So kurz hier Alles abgehandelt ift: fo ift doch nichts Wefentliches übergangen. Der 3 Abfchnitt befchäftigt fich mit der Wortfügung, und ihm ift zugegeben ein alphabetifches Verzeichnifs felten vorkommender Zeitwörter in Verbindung mit den Fällen (*Cafus*), welche fie erfodern. Diefes Verzeichnifs hätte viel kürzer feyn, wo nicht gänzlich wegbleiben können. Die lebendige Übung des Sprechens mufs hier doch das Meifte thun, oder das Lefen. Wenn diefs Wort da ift: fo ift auch wohl die Conftruction deffelben da. Der 4 Abfchnitt handelt von der Verbindung der Wörter zu Sätzen und von der Wörterfolge; und der Anhang dazu von Scheidezeichen. Dafs die Benennung Scheidezeichen nicht ganz glücklich gewählt fey, ergiebt fich befonders aus dem darunter begriffenen Ausrufungszeichen, Oberftrich (Apoftroph), Längeftrich und Gedankenftrich. Der 5 Abfchnitt ift der Rechtfchreibung gewidmet. Nichts Neues zwar, aber das Gewöhnliche mit mufterhafter Präcifion und Kürze. Der 6 Abfchnitt endlich die eigentliche Anweifung zur zweckmäfsigen Einrichtung fchriftlicher Auffätze, nebft Beyfpielen von Auffätzen im Gefchäftsftil, im Briefftil und im Lehrvortrag. Die Beyfpiele find mit vielem Gefchmack gewählt. Von S. 152 an ift als Anhang Stoff zu Stilübungen beygegeben. — Das Buch ift der beften Empfehlung werth, und wird fich beym Gebrauch immer felbft wohl mehr empfehlen.

De.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

P H Y S I K.

Tübingen, b. Cotta: *Zur Farbenlehre* von *Goethe*. I. II Band u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Wir müssten eine Abhandlung schreiben, wenn wir Alles mittheilen wollten, was sich uns beym Studium dieser dritten Abtheilung aufgedrungen, z. B. bey Anknüpfung des Gegensatzes der Farbenreihe an den *chemischen Gegensatz von Säure* und *Alkali*, wo sich das ganze Gebiet der *Gährung* und *Verbrennung*, der *Fäulniss* und *Verwesung* aufthut, und der ganze chemische Farbenkreis sich wieder an das Schwarze und Weisse anschliesst, wie diess schon wackere Chemiker des Mittelalters aufs herrlichste zeigten, nur allzusehr in räthselhafte Worte gehüllt. Ferner, wie Vieles giebt die Erscheinung des Weissen bey Pulverisirung durchsichtiger Krystalle zu denken! Zeigt sich nicht schon auf dieser Stufe erstarrten Lebens die Klarheit der Gemeinschaft und die Trübung des Selbstischen? Bey den Metallen wird das chemische Farbenverhältniss am reichsten und wichtigsten, und wie in physiologischer Entwicklung des Auges schliesst sich auch hier mit dem Gegensatz des Weissen und Schwarzen die Farbenwelt auf. Doch über dem Drang und der Beschattung der Farben in den Metamorphosen dieser ohnehin *drangvollsten Korper* der Erde geräth äussere Beobachtung selbst in Drang, und wir haben uns noch gar sehr zu gedulden, nur um gehörig zu unterscheiden. Neben dem, was hier sich findet, verweisen wir einstweilen auf die schönen Bemerkungen von *Steffens* bey *Runge's Farbenkugel*. Die Wichtigkeit der Grenze wird S. 198 auch für die chemische Farbensteigerung dargethan, eben so S. 199 das Schwanken und lebendige Wogen der Farbe. Wie weit wären wir, wenn überall das Durchwandern der ganzen Farbenkreise so wie S. 202 berücksichtiget würde! — Was die Fixation, Mischung und Mittheilung der chemischen Farben betrifft: so ist bisher nirgends so Vollständiges gesagt worden, wie S. 205—224; die praktische Behandlung ist für den Künstler hiedurch ausnehmend befördert. Die Bemerkungen über den Gang der Färbung bey Mineralien, Pflanzen, Thieren, Menschen S. 228—248 geben uns wesentliche Grundzüge zu reichen Betrachtungen, insbesondere, wenn man den Gegensatz zwischen dem Licht und der Finsterniss, wie er in der inneren Natur eines jeden Geschlechts liegt, tiefer verfolgt. Auf diesem Wege allein kommen wir zur Erkenntniss der hohen Bedeutung, welche die Farbe für die Physiognomik der Dinge hat. Die physische und chemische Wirkung farbiger Beleuchtung, dann die chemische Wirkung bey der dioptrischen Achromasie deuten zuletzt noch auf eine höhere Belebung und Verklärung des chemischen Farbenverhältnisses und Steigerung zu einer Zartheit und Feinheit, welche, das Körperliche erweckend und bethätigend, dasselbe mehr und mehr einem durchdringenden, heiteren Geist unterwirft. — So sehen wir denn beym Schluss dieser Abtheilung deutlicher, als je, das ursprünglich geistige Verhältniss von Licht und Dunkel bis in die tiefste Leiblichkeit verfolgt und in dieser Letzteren noch das in den Bewegungen und mannichfaltigen Metamorphosen der Farbe sich verkündigende Regen und Leben jenes Grundverhältnisses; und so dürfen wir mit Recht die Arbeit unseres Vfs. als den Gipfel dessen betrachten, was seit den ältesten Zeiten für die Farbenlehre geschehen ist, und zugleich als den in einem ausführlichen Beyspiel dargelegten Anfang einer gründlichen ächt empirischen Durchforschung der Natur zu rechtem Heil und Frommen der Wissenschaft. Die 4 *Abtheilung: allgemeine Ansicht nach Innen*, enthält Rückblicke auf die innerliche Natur der Farbe, sucht im lebendigen, durchgreifenden Verein zu fassen und darzustellen, was bisher der genauen Unterscheidung wegen aus einander gehalten wurde. Das Unterscheiden scheint uns fast überall in der gegenwärtigen Manier der Behandlung der Naturlehre das Verwahrlosteste zu seyn, und eben daher so mancher Jammer zu kommen. Hier finden wir ein Muster des Geduldens bis ins Einzelnste des Unterschieds. Um so erfreulicher kommen uns die Betrachtungen nach Innen entgegen. Vor allem musste auffallen, wie leicht, wie augenblicklich die Farbe entsteht, oft durch leisen Druck, Schwingung, Hauch, Wärme an glatten reinen Körpern sowohl, wie an farbenlosen Flüssigkeiten; wie ernst jedoch bey dieser spielenden Beweglichkeit die Farbe sey. Schon als Ausdruck des geheimnissvollen, räthselhaften Strebens und Versinkens im Verhältniss zwischen Licht und Finsterniss erscheint sie nothwendig tief und ernst; eben so entschieden und bestimmt ansprechend, charakteristisch, da ein gewisser Grad jenes Verhältnisses jedesmal ausgedrückt ist. In völliger Klarheit wird der Geist wieder magisch in das Geheimniss gezogen, von da verlangt er wieder zur Klarheit; was aber dazwischen liegt, macht den eigentlichen Reiz des Lebens aus. — Der Vortrag geht nun immer mehr

in die Tiefe des Farbenlebens, weist bestimmt auf zwey Grundfarben, *Gelb* nnd *Blau* — als zwey ursprüngliche Gegensätze, die durch Steigerung sich gemeinschaftlich einem Dritten nähern, wodurch nach beiden Seiten ein Tiefstes und Höchstes, ein *Gemeinstes* und *Edelstes* — das *Grün* und der *Purpur* entsteht, und zuletzt eine Harmonie der Farben, die uns befriedigt und neu belebt, die eben so beweglich und mannichfach ist, als sie sich entschieden und dauerhaft darstellen läst u. s. w. Die 5 *Abtheilung* betrachtet die *nachbarlichen Verhältnisse der Farbenlehre* zu anderen Lehren und Künsten, wobey wir besonders auszeichnen, was über des Physikers Anerkennen seiner Grenze und verständiges Bewegen innerhalb derselben, vom Haften auf den Urphänomenen gesagt ist, in denen die Physik ihre Vollendung und Abschlufs in sich und die Philosophie den wahren Anfang findet. Die Theilnahme der Mathesis finden wir mit dem Vf. um so wünschenswerther, weil durch sie erst eine richtig eingeleitete Methode zur Schärfe der Evidenz gebracht wird. In diese Evidenz haben wir indessen hier schon den Grund der Farbenlehre, zwar ohne Zahl und Figur, aber mit der wahren innerlichen Gewalt der Mathesis erhoben gefunden. — Welche Bedeutung die Farbe in der wahren Naturgeschichte zur Bezeichnung des beweglichen Lebens in den Dingen habe, möge jeder Naturfreund bedenken. Hierin haben wir vom Vf. noch vieles Schöne zu erwarten: aber auch schon ausgesprochen hat er Vieles als Dichter für den, der es zu nehmen versteht.

Wenn bekannt ist, was in der Physiologie die richtige Fassung der natürlichen Wirksamkeit eines so edelen Organs, wie das Auge, besagen wolle, und dann die Erörterung des Verrückten, Verwirrten in einer solchen Wirksamkeit für die Pathologie, wird begreifen, wie vielen Dank auch der heilende Künstler unserem Vf. schuldig sey. Auf gleiche Weise in seiner Art der Färber. Was die allgemeine Physik besonders in ihrer Methode gewinnen möchte, sobald sie durchaus mit *der* Geradheit, Schärfe und Klarheit behandelt wird, wie hier die Farbenlehre, diefs ist schon aus dem von uns bisher Angegebenen einigermafsen zu erkennen; des Genaueren mufs man sich selbst belehren. Nur wenn die Kraft des Sinnes so geleitet, geübt, befriediget wird, mag Manches, was bis jetzt Formel und Wortschall war, zum Leben auferstehen. Die Lehre vom Gegensatz, der durch Alles greift, konnte von keinem Sinne so objectiv und subjectiv zugleich gefafst werden, die Momente der Wirksamkeit durch keinen anderen so neben einander gestellt, im Übergange gezeigt, mit einem Mal übersehen, wie durch das Auge; auch ergiebt sich bey näherer Betrachtung, dafs z. B. die Lehren vom Magnetismus, von der Elektricität, vom Galvanismus, chemischen Processs u. s. w., so tief sie auch eindringen in die Natur, dennoch, ihren Gegenständen gemäfs, nie zu dem überall eingreifenden Reichthum, zu der Steigerung und Veredlung in sich selbst — kurz, zu dem Adel, welcher den Menschen schon an sich zur Kunst auffodert, gelangen können, so dafs man sagen darf. die Farbenlehre verklärt die Erkenntnifs der übrigen Erscheinungsweisen der Natur, wie das Auge den dunkeln Leib verklärt, und wohl verstanden wird sie uns einen heiteren Durchblick ins Innerste der Dinge gewähren, wie durch das Auge wir ins Gemüth des Menschen schauen. Von der 6 *Abtheilung: Sinnlich sittliche Wirkung der Farbe*, schweigen wir lieber ganz, als dafs wir in allzugedrängter Kürze etwas Ungehöriges sagen sollten. Am liebsten geht man ohnehin mit dem Zartesten, Edelsten in stiller Vertrautheit um. Hiezu aber wird eine Würdigkeit erfodert, die errungen seyn will, und wir können Jeden, insbesondere auch den Künstler, versichern, dafs diese reifste Frucht der Farbenlehre, welche sinniggenossen das innere Auge eröffnet, niemals von demjenigen erreicht werden möchte, welcher voreilig, oder in müssiger Neugierde nach ihr hinlangt; nur *der* wird sie verdienen und haben, welcher sich mühselig durch alle Entwicklungsstufen, wie wir bisher sie angedeutet, durchgearbeitet hat.

K. J. W.

MEDICIN.

Frankfurt a. M., b. Hermann: *Ausführliche Darstellung und Untersuchung der Selbstverbrennungen des menschlichen Körpers, in gerichtlich-medicinischer und pathologischer Hinsicht*, von *J. H. Kopp*, der A. u. W. Doctor u. Professor der Chemie, Physik und Naturgeschichte zu Hanau. 1811. 84 S. 8. (8 gr.)

Wenn es dem gerichtlichen Arzt obliegt, bey eintretenden aufsergewöhnlichen Todesfällen dem Richter nach dem Befunde der Thatsachen über den Zusammenhang derselben befriedigende Auskunft zu ertheilen: so sind die Selbstverbrennungen des menschlichen Körpers in dieser Hinsicht sehr merkwürdig und wichtig. Denn die Erfahrung hat bewiesen, dafs durch Unkunde mit dieser Todesart das medicinische Gutachten den Richter bey solchen Fällen zu Ungerechtigkeiten verleiten kann. *Metzger* war der erste, der die Selbstverbrennungen in gerichtlich-medicinischen Schriften als einen dahin gehörigen Artikel aufnahm. Auch unser Vf. untersuchte schon früher die Selbstverbrennungen historisch und ätiologisch, in seiner Dissertation *de caussis combustionis spontaneae in corpore humano factae* (Jen. 1800), und in *Piepenbrings Archiv für die Pharmacie und ärztliche Naturkunde Bd. III. St.* 1. Seitdem hat er diesen Gegenstand von Neuem und mit Sorgfalt bearbeitet, und glaubt nun die vorliegende Abhandlung als die ausführlichste und vollständigste über die Selbstverbrennung des menschlichen Körpers liefern zu können. —

Die Krankheit, von der die Rede ist, gründet sich auf eine eigenthümliche Entzündbarkeit des menschlichen Körpers, wodurch er geeignet wird, ohne eine äufsere verhältnifsmäfsig hinreichende Einwirkung des Feuers plötzlich in Brand zu gerathen, und gröfs-

tentheils in Afche überzugehn. Der Vf. führt 17 der glaubwürdigften Fälle an, und gründet darauf feine eigene Theorie der Selbftverbrennungen. Bey den angeführten Beobachtungen fällt vorzüglich die Bemerkung auf, dafs die meiften felbftverbrannten Perfonen fich mehr oder weniger der Trunkenheit ergeben hatten. Es fchien diefs Vielen fo wichtig, dafs fie hierin den Schlüffel zur ganzen Krankheit gefunden zu haben glaubten. Der Vf. aber glaubt im Gegentheil, dafs die Selbftverbrennung auf die vermuthete Weife nicht entftehen könne, wofür er mehrere nicht verwerfliche Gründe anführt. —

Seine aus allen Thatfachen gezogenen Refultate, wodurch diefes Phänomen der Erklärung fähig wird, find folgende: 1. Weibliche Perfonen waren den Selbftverbrennungen vorzüglich — doch nicht ausfchliefslich — unterworfen. Bekanntlich ift die Haut und das Zellgewebe des andern Gefchlechtes zarter und laxer, und die Individuen deffelben mehr zur Erzeugung des Fettes geneigt. — 2. Alle Selbftverbrennungen ereigneten fich bey bejahrten Perfonen. Meift hatten fie fchon 60 überftiegen. Junge Leute waren diefer Krankheit nie ausgefetzt. 3. Aufser der Kraftlofigkeit, welche dem hohen Alter fchon eigen ift, litten Selbftverbrannte auch an ausgebildeten Formen mit Afthenie; fo an Gelbfucht. Wie gering der Fonds von Lebensthätigkeit bey ihnen öfters war, zeigt fich befonders in einer Beobachtung, wo Theile des Körpers gänzlich in Fäulnifs übergingen. 4. Die Lebensart der Selbftverbrannten war unthätig, fie mufste mithin der Schwäche Nahrung geben. 5. Den Erfahrungen zufolge waren mehrere diefer Perfonen fehr dick. Die im hohen Grade Statt findende Fettigkeit verbindet fich gemeinhin mit Afthenie, die befonders im Lymphfyftem prädominirt. Daher die Geneigtheit zur Wafferfucht und zu anderen Kachexieen. 6. Die meiften durch Selbftverbrennung Umgekommenen liebten den Trunk. 7. Meift befand fich ein, doch nur unbedeutendes Feuer, Licht, brennende Kohlen u. dergl. in der Nähe des Orts, wo die Verbrennung vorfiel. 8. Die Entzündung gefchah mit grofser Gefchwindigkeit, und fetzte bald den ganzen Körper in Brand, fo dafs gewöhnlich folche Menfchen nicht um Hülfe rufen konnten. 9. Die dabey erzeugte Flamme war leicht beweglich, liefs fich fchwer mit Waffer löfchen, und befchädigte nicht eher die brennbaren Umgebungen, als wenn fie ganz nahe und in beftändiger Berührung mit dem entzündeten Körper waren. 10. Der Ort, wo die Verbrennung vor fich ging, war mit einem empyreumatifchen Geruche angefüllt; die Wände, die übrige Afche und Kohlen u. dergl. mit ftinkender Feuchtigkeit und Fett bedeckt. 11. Der Rumpf war gröfstentheils, bis auf einige Knochen, vom Feuer verzehrt. Vom Kopfe und den Extremitäten blieb in den häufigften Fällen mehr oder weniger übrig. 12. Die Krankheit erfchien gern bey kalter Witterung und gemeiniglich im Winter. —

Nach diefen Vorausfetzungen fucht nun der Vf. den Verbrennungsprocefs zu erklären. — Man kann hier, wie in anderen Krankheiten, die Anlage von den hinzugekommenen fchädlich einwirkenden Potenzen unterfcheiden. Zu den Umftänden, welche die Ausbildung der Anlage, der Verbrennlichkeit, begünftigten, gehörte zuvörderft Schwäche. Der häufige und unmäfsige Genufs von Brantwein fcheint befonders das Saugaderfyftem in einen afthenifchen Zuftand verfetzt zu haben. Durch diefe anomalifche Befchaffenheit konnte es gefchehen, dafs fich eine Maffe brennbarer Stoffe in dem Körper der Selbftverbrannten verbreitete und nach der Structur der Theile fich mehr oder weniger anhäufte. Der entzündbare Stoff mufste die Eigenfchaft haben, alle Zellchen leicht zu durchdringen und durch die flüffigen Theile nichts von feiner Brennbarkeit zu verlieren, wie diefes auch die Natur der brennbaren Gasarten mit fich bringt. So wie fich in der Wafferfucht in den laxen Zellen Lymphe anhäuft: fo erzeugte fich hier *Hydrogengas*. Nicht als wenn die ganze Quantität von Luft, die zur Einäfcherung nöthig war, fchon vorhanden gewefen wäre. Nein, es kam hier nur darauf an, dafs fich fo viel brennbarer Stoff anwefend befand, um die erfte Entzündung zu unterhalten. Denn durch diefe felbft entband fich noch hinlängliche Quantität brennbarer Luft, aus dem mit Hydrogen gefchwängerten Körper. Gleichzeitig ift in folchen Körpern auch ein Übergewicht anderer brennbarer Stoffe, befonders des *Schwefels* und *Phosphors*, vorhanden; der dadurch brennbar gewordene Körper kann eben fo wenig für fich in Feuer übergehen, als es ähnliche verbrennliche Materien ohne das Hinzutreten eines zündenden Funkens vermögen. Einige glaubten, der Körper der Selbftverbrannten würde durch ein in der Nähe befindliches Feuer angefteckt. Allein vereinigt man die Beweife für die Unwahrfcheinlichkeit diefer Meinung mit anderen angeführten Beobachtungen: fo wird es fehr glaublich, dafs die *Elektricität* als Veranlaffung in den Selbftverbrennungen eine wichtige Rolle fpielt, welches befonders aus der 17ten Beobachtung erhellet, wo der Zufall offenbar einen elektrifchen Anfang nahm. Dafür ftimmen auch noch andere Umftände, unter welchen die Selbftverbrennungen gefchahen. Mehrere berühmte Schriftfteller fuchten den Grund diefer Erfcheinung allein in der Elektricität; aber diefe allein ift dazu nicht hinreichend, fondern es wird die Verbrennlichkeit als Anlage erfodert. So wie mehrere Thiere, hat auch der Menfch ein Quantum Elektricität in fich, welche unter gewiffen Umftänden frey werden, und als folche hervortreten kann, wovon es an Beyfpielen nicht fehlt. Der fo entwickelte elektrifche Funken durchdringt nun den mit entzündlicher Materie angefüllten Körper mit grofser Schnelligkeit und entzündet fie. Durch die plötzliche Entbrennung derfelben vermögen die wäfferigen Theile nicht, das von allen Seiten hervorbrechende Feuer zu unterdrücken. Bey den Meiften verbreitete fich die Entzündung fo gefchwind, dafs fie nicht einmal im Stande waren, durch Rufen ein Zeichen ihrer Noth zu geben. Anfangs erftreckt fich das Feuer mehr über die Oberfläche des Körpers, weil diefe mit der zum Verbrennen nothwendigen at-

mofphärifchen Luft in Verbindung fteht. Sobald die äufseren Theile zerftört find, kann alsdann diefe auch die Entzündung der tiefer verborgenen Theile unterhalten. — Alle übrigen bey den Selbftverbrennungen gemachten Bemerkungen erklärt der Vf. aus der gegebenen Expofition. — Weiber befitzen defswegen eine gröfsere Difpofition zu diefer Krankheit, weil ihre Fafer laxer, das Zellgewebe fchlaffer, mithin die Anhäufung der brennbaren Subftanzen leichter von Statten gehen kann. — Bey bejahrten Perfonen concurriren viele Veranlaffungen zu diefer Krankheit, die bey jungen Leuten nicht in folchem Mafse wirken; daher ftellt fie fich auch leichter bey jenen als bey diefen ein. Hang zum Trunke, Mangel an Bewegung, allgemeine Abnahme der Vitalität u. f. w. — Die Eigenfchaften der beobachteten Flamme, ihre Leichtigkeit, der geringe Eindruck, den das Waffer auf fie macht, find alle dem brennenden Wafferftoffe eigen. — So erklärt der Vf. auch die übrigen dabey fich ereignenden Phänomene aus feinen Prämiffen auf eine fehr befriedigende Weife. Überhaupt mufs Rec. bekennen, dafs, feiner Überzeugung nach, die von dem Vf. gelieferte Theorie der Selbftverbrennungen Alles leiftet, was nach unferen Kenntniffen und den vorhandenen mangelhaften Thatfachen nur irgend geleiftet werden konnte, obgleich nicht zu leugnen ift, dafs noch manche Schwierigkeit zu löfen bleibt.

J. M. PF.

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Leipzig*, b. Bruder u. Hoffmann: *Die Leiden der Thiere.* Ein Buch für Jedermann, befonders für die Jugend und ihre Freunde, zur gerechten und liebreichen Behandlung der Thiere. Von *J. L. W. Scherer*, erftem Prediger zu Berftadt im Grofsherzogthum Heffen. *Zweyte, ftark vermehrte Auflage.* 1810. VI u. 176 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.) Rec. hat diefe Schrift, welche einen von uns oft zu wenig geachteten Gegenftand zur Sprache bringt, bereits in No. 22. Jahrg. 1810 diefer A. L. Z. ausführlicher angezeigt. Die Bemerkungen deffelben find jedoch bey diefer *zweyten* Auflage nicht benutzt worden, vielleicht weil die zweyte Auflage zu fchnell auf die erfte folgte. Sollte das Buch noch eine Auflage erleben: fo würde Rec. dem Vf. rathen, für feinen Zweck hauptfächlich dadurch zu arbeiten, dafs er bey der kurzen Naturgefchichte der einzelnen Thiere mehr, als es bis jetzt gefchehen ift, intereffante, von geiftigen (noch nicht genug erforfchten) Anlagen und Fähigkeiten zeigende, Anekdoten aus der Thierwelt zur Beherzigung für feine jungen Lefer erzählte. Die beftändigen Wiederholungen der befonderen Thierquälereyen bey jedem einzelnen Thiere ift zu einförmig, geht nicht felten ins Kleinliche und erreicht dann kaum den beabfichtigten Zweck, ja der Fall ift gar wohl denkbar, dafs dergleichen Angaben von jungen leichtfinnigen Gemüthern fogar mifsbraucht werden können. Lernt dagegen das Kind in den Thieren mehr überhaupt *geiftige*, der höheren Menfchennatur verwandte Anlagen, Fähigkeiten und Äufserungen anerkennen; fo bekommt es Achtung gegen die Thierwelt, und wird fich, ohne dafs man feinem Gefühle durch Aufführung der mannichfachen befonderen Thierqualereyen wehe zu thun nöthig hat, alsdann zu einer gerechten und liebreichen Behandlung derfelben innerlich verpflichtet fühlen. Rec. macht aus diefer Urfache den Vf. auf einige Schriften aufmerkfam, welche er bey einer neuen *Umarbeitung* des Buchs, aus dem hier angegebenen Gefichtspuncte, zweckmäfsig benutzen könnte: *Bingley's* Thierfeelenkunde. Aus dem Engl. bearbeitet von Dr. *J. A. Bergk.* III Th. Leipzig 1810. Thierfeelenkunde auf Thatfachen gegründet, oder 56 merkwürdige Anekdoten von Thieren. Berlin, 1804. Die Erde, oder Schilderungen der Natur und Sitten der Länder und Völker etc. Von *Reinecke.* Weimar, 1803, wo man befonders Th. I. S. 155 ff. mehrere äufserft intereffante und unterhaltende Anekdoten von Äufserungen feltener Seelenfähigkeiten aus der Thierwelt erzählt findet.

H. H.

Hannover, b. den Gebr. Hahn: *Neuer Volks-Kalender auf das Schaltjahr* 1812. Oder: *Beyträge zu einer nützlichen und angenehmen Unterhaltung, befonders für den Bürger und Landmann;* herausgegeben von *F. J. Kutfcher*, Paftor zu Hayen und Grohnde. 190 S. 8. (9 gr.) Wohlausgeftattet mit belehrenden und unterhaltenden Auffätzen erfcheint der alte Freund auch diefes Jahr. Unter den Scenen aus dem Leben merkwürdiger, intereffanter Menfchen wird befonders gefallen, was von Eduard Drinker, Bürger in Philadelphia, und dem böhmifchen Erzbifchof, Johannes von Jenzenftein, erzählt ift. Die Scenen aus dem Leben und den letzten Tagen des unglücklichen Grafen von Patkul haben etwas Schauderhaftes. Auch der fünfte Abfchnitt, Merkwürdigkeiten aus der Natur und fremden Ländern, hat gleich den übrigen, recht anziehende Auffätze. Die Befchreibung des Seeburger See's, vier Stunden von Göttingen, wird vielleicht in manchem Lefer angenehme Rückerinnerungen erwecken. In der Befchreibung der Abtey de la Trappe wird der Stifter diefes ftrengen Ordens Johann Armond *de Roine* genannt, da er doch eigentlich Armand Jean le Bouthillier *de Rancé* heifst. Die gemeinnützigen Vorfchläge und Anweifungen für Haushaltungen in der Stadt und auf dem Lande haben es diefsmal mit den Spargelfeldern, den Ratten und Mäufen, den Stubenfliegen und der Peft oder peftartigen Krankheiten zu thun.

Bg.

Carlsruhe, in Macklots Hofbuchh.: *Die Wanderer nach Salem. Ein Buch für Leidende.* 1810. 278 S. 8. (1 Rthlr.) Ein paar Proben werden genugfam zeigen, was man in diefem Buche zu erwarten hat. S. 179 „Prinzeffin! flüfserte (flüfterte) Athanafia ängftlich, laffen Sie ihn. Alle Mühe ift hier umfonft. Er ift tod (todt). Die Kugel hat ihm das Herz getroffen, *und wenn* jemand uns hier überrafchte. Mag er felbft kommen, der Tirann (Tyrann), der Barbar, dem ich geopfert wurde, der meinen Geliebten durch feine Hankershänker (Henkershenker) morden liefs. Die fürchterliche Wolluft foll er mir nicht nehmen, feine Leiche zu küffen. Aber er ift ja nicht tod (todt)." S. 56. „Wenn der Menfch das Beftreben, mit fich felbft einig zu werden, nicht aufgeben darf noch kann, und doch von der anderen Seite in fich heterogene Wefen, eine finnliche und eine vernünftige Natur, zu dem Ganzen einer Perfon für die Totálität eines Erdenlebens verbunden fieht, wovon fowohl die finnliche als auch die vernünftige Natur fich einen eigenen Zweck zu realifiren vorzeichnet: fo mufs er beym erften Blick auf diefes räthfelhafte Verhältnifs der beiden Theile feiner Perfon, beynahe ganz verzweifeln, ob er je mit fich einig werden, und Frieden und Harmonie zwifchen feine Anlagen, Vermögen und Kräfte bringen werde." — Man fieht, die Wanderer find erft ganz kürzlich noch bey einem akademifchen Lehrftuhle vorbey gewandert. — Hätte fie ihr Weg doch auch bey einer Dorffchule vorbeygeführt, um etwas Orthographie zu lernen, damit man nicht *Hyroglíphen, Hyroglifen, Piramide, Lecktüre, Pfiche, Mifterien, Even (Ephen)* u. f. lefen müfste. Wie herrlich würde fich dann nicht, von folchen niederen Fehlern gereinigt, die Stelle S. 68 ausnehmen! „Vorwärts treibt das Stundenrad die Zeiger an der Uhr in die Unendlichkeit, und der Menfch fteht zwifchen feinem *angewieffenen* Secundenraum, erblickt die Stunde vor feiner Ankunft in der Weltgefchichte, und ift fchon wieder in fein Grab hinabgetaucht, ehe die folgende ausgefchlagen hat." Welche Erhabenheit!

Cd.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

GESCHICHTE.

Göttingen, b. Vandenhoek u. Ruprecht: *Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt*, von *A. H. L. Heeren*. Dritter Theil. *Europäische Völker*. Erste Abtheilung. *Griechen*. Mit einer Charte. 1812. XII u. 522 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Als Hr. *Heeren* den beiden ersten Bänden seines bekannten Werks mehrere Jahre nach ihrer Erscheinung die Sorgfalt einer gänzlichen Überarbeitung widmete, ohne die vom Anfang her angekündigte Fortsetzung über die europäischen Völker zu beginnen; als seitdem wieder eine Reihe Jahre verfloss, ohne dass er die geäusserten Wünsche des Publicums befriedigte: war wohl allerdings der Zweifel ziemlich allgemein geworden, den er in der Vorrede des vor uns liegenden Theils berücksichtiget, ob es auch seine ernstliche Absicht sey, den ursprünglich angedeuteten Plan zu vollenden. Mit dem jetzt erschienenen Bande (welcher auf dem Titel als der *erste* der ersten Abtheilung des dritten Theils hätte bezeichnet werden müssen) fängt er nicht nur an, seine Zusage zu erfüllen, sondern er verpflichtet sich aufs Neue, dieses Werk durch die byzantische und arabische Zeit des Mittelalters zu führen. Er betrachtet es als die eigentliche Aufgabe und Bestimmung seines Lebens, und leicht wird sich jeder Sachkundige sagen, wie dessen glückliche Ausführung wohl die ganze Kraft eines in gelehrten Forschungen hingebrachten Lebens erfodert. Zumal da die Schwierigkeiten mit jedem Bande wachsen, wie freylich auch die Erndte der Entdeckungen es thun kann: und bey dieser Fülle der Gegenstände würde es sehr unangenehm seyn, wenn sich die Leser nicht mit den S. 16 angekündigten Beschränkungen befriedigen wollten, welche ausser Griechen, Macedoniern und Römern die übrigen Völker des alten Europa ausschliesst.

Wenn ein interessanter Unbekannter seinen Besuch im Voraus ankündigt: so empfangen wir ihn mit einem Bilde vor der Einbildung, welches nicht selten seiner wirklichen Erscheinung schadet. Der Umriss, welchen sich Rec. von einem Werke über Griechenland, nach dem Plan des *heerenschen*, entworfen hatte, schien ihm nothwendig aus den Andeutungen des Titels hervorzugehen, wenn auch die Ausführung der beiden ersten Bände zum Theil etwas anderes gewährte. Er foderte so wenig eine Geschichte (S. V), als er sie erwartete; und über den Begriff der *Politik* glaubt er mit dem Vf. einverstanden zu seyn. Der Name von *Ideen* schien ihm erschöpfende und eindringende Untersuchungen, Kritik und strenge Gelehrsamkeit keineswegs zu entfernen, sondern nur Anspruch auf grössere Kühnheit und freyere Ordnung auszudrücken. Wäre es anders gemeint, und hätte ein Schriftsteller über die Geschichte des Alterthums, in einem Neuheit ankündigenden Werke, zunächst ein anderes Publicum vor Augen, als das der strengsten Sachkundigen: so müsste daraus eine so verfehlte Manier entstehen, dass eine solche Schrift für die Wissenschaft wenigstens als verloren angesehen werden müsste. Je richtiger nun unleugbar das Gefühl war, welches Hn. *H.* zuerst bestimmte, die von ihm aufgefassten Seiten der alten Geschichte mit der Literatur des Alterthums und der neueren Ethnographie zu beleuchten; je mehr man sich die geringe Brauchbarkeit der früheren Bearbeitungen einiger Haupttheile der griechischen Alterthümer und den gänzlichen Stillstand in demselben eingestehen musste: um so mehr foderte Rec., dass hier nun auch dem Bedürfnisse und den von laut gewordenen Bewunderern der früheren Theile erregten Erwartungen genügt werde. Er hoffte, dass ein Werk dieser Art, sich bestimmt auf seinen Gegenstand beschränkend, und dadurch Raum dafür gewinnend, den politischen Zustand der Griechen vom Anfang der historischen Zeit bis zur Errichtung der Provinz Achaja, ganz nach unabhängigen Studien, im Einzelnen und in der Verbindung des Ganzen, nach der Folge der Entwickelungen, darstellen würde. Er wünschte, dass bey dieser glücklichen Gelegenheit, durch ein allgemein verbreitetes Werk, der Unbestimmtheit und Verworrenheit der Vorstellungen, selbst der meisten philologischen Gelehrten, über die unter dem Namen Griechenland zusammengefasste Welt ein Ende gemacht werden möchte; dass die Verschiedenheit der Nation und ihres Zustandes in verschiedenen Zeitpuncten, wie um den persischen Krieg, vor und nach dem peloponnesischen, und unter den Macedoniern, so anschaulich gemacht werde, dass die Nennung der Zeit künftig hinreiche, damit jeder gute Leser sich vergegenwärtige, wie die Staaten und ihre Bürger in jeder charakterisch verschieden waren. Er hoffte besonders, dass Hr. *H.* sich der belohnenden Arbeit widmen werde, die inneren Verhältnisse der verschiedenen Staaten zu prüfen; zu unterscheiden, welche Gegenden in den mit einem Namen bezeichneten Landschaften einen Staat bildeten, welche, in einigen, dem herrschenden Canton unterthan waren, wie sich dieses, wie sich die Verfassungen der souverainen Staa-

ten veränderten. Die Verzögerung schien ihm ein Unterpfand zu seyn, dass Hr. *H.* sich nichts Geringeres vorsetze. — Der *Verkehr* ist in Hinsicht der Griechen noch ungleich interessanter, als für die aussereuropäischen Völker, weil so wenig erörtert ist, wie sie auf andere Nationen erleuchtend und bildend einwirkten, und also dieses Glied des Titels wenigstens hier durchaus gegen den überhaupt vielleicht mit Unrecht bey den ersten Bänden erhobenen Tadel gesichert war, dass diese Untersuchungen eigentlich mit denen über den Handel zusammenfielen. Ein Werk aber, wie jenes, dessen Plan wir ausgeführt zu sehen wünschten, konnte unmöglich aus einzelnen Excerpten hervorgehen, noch weniger auf moderne Bearbeitungen, nur auf ihre Quellen zurückgeführt, gegründet werden. Es musste wie unwillkührlich entstehen, aus der Fülle vertrauter Kenntniss, eben als wenn wir ein ähnliches über unsere Heimat niederschrieben, oder über andere Staaten, in denen wir uns einheimisch gemacht haben. Was hier für das Alterthum unwiederbringlich verloren ist, Anschauung und Belehrung über bestimmte Fragen, konnte nur durch die vollkommenste Vertraulichkeit mit der alten Literatur einigermassen ersetzt werden: welche wieder ganz nothwendig eine so umfassende und vertraute Kenntniss der griechischen Sprache voraussetzt, als wäre sie lebend und im Gespräch geübt. Oder, mit anderen Worten, wenn auch die älteren Philologen grösstentheils den Tadel verdienen sollten, dass sie eine lebendige Kenntniss des historischen Alterthums weder hatten, noch begründeten: so konnte diese doch nur von einem gelehrten Philologen ausgehen. Eben daher musste Hn. *H's.* Zögern, die griechische Geschichte zu bearbeiten, leicht erklärlich scheinen, indem, um die Wahrheit unumwunden zu sagen, die ersten Bände eine Unbekanntschaft mit der Sprache verrathen, bey der ihm selbst gerade diese Fortsetzung unmöglich vorkommen musste, als er vor sechzehn Jahren das Werk unterbrach. Sie zeigt sich in jenen Bänden in fast allen übersetzten Stellen auf eine Weise, wovon man, ohne bestimmte Beyspiele, schwerlich eine Vorstellung haben würde. Wir erinnern daher nur an eine Stelle Herodots Th. II. S. 764 der ersten Ausgabe (die zweyte kann Rec. nicht vergleichen), wo *γένεια*, *Zeugungsglieder*, *πυρὴν*, *Schote*, und *σακκέουσι ἱματίοισι*, *sie schütten es in Säcke*, übersetzt ist. So wenig es nun einem Manne von Hn. *H's.* Talenten schwer fallen konnte, sobald ihm selbst das Bedürfniss klar war, das ihm hier Mangelnde zu erwerben: so war damit doch nur erst die Möglichkeit gewonnen, jene einheimische Vertraulichkeit mit den sämmtlichen Classikern Griechenlands zu erlangen, in deren Besitz er ein Werk, wie wir es als Bedürfniss der Literatur erkennen, seiner Nation schenken konnte.

Unsere Wünsche sind aber durch die gegenwärtige Erscheinung keineswegs erfüllt worden; ja wir können nicht umhin zu fragen: wenn der Vf. nichts anderes geben wollte, warum liess er denn so viele Jahre ungenutzt verfliessen für die Fortsetzung eines Werks, dessen Vollendung er als eine so heilige Pflicht betrachtet? Nicht allein finden wir von allem dem, was wir zu erhalten wünschten, gar nichts geleistet, sondern wir wüssten auch nicht einen einzigen Punct anzugeben, über den die Alterthumskunde wirklichen, wenn auch nur kleinen, Gewinn erlangt hätte. Wir sind weit entfernt, zu verkennen, dass an mehreren Stellen interessante Gegenstände zur Sprache kommen; immer aber sind sie nur mit einem ersten und flüchtigen Blick betrachtet. Forschungen giebt der Vf. so wenig, dass er vielmehr, was ihm selbst deren würdig zu seyn scheint, an „den Fleiss der Geschichtschreiber oder Antiquare" verweist (so S. 66. 95. 187. 352. 374), und, im Widerspruche mit der Idee seines Werks, im Grunde das Materiale der Alterthümer und Geschichte für so wohl ausgemacht halten muss, dass es nur noch Reflexionen darüber bedürfe. Ferner erhellet es aus dem Buche selbst, dass er, weit entfernt, jene überschauende Vertraulichkeit mit der griechischen Literatur gewonnen zu haben, nur einen kleinen Theil ihrer Schriften, und auch diesen nur theilweise, benutzt hat. Denn wie wären sonst auf der einen Seite die gänzliche Vernachlässigung von Hauptschriftstellern, auf der anderen Behauptungen erklärlich, die durch Stellen in den doch sonst angeführten geradehin widerlegt sind? Überhaupt aber trägt der ganze Band das Gepräge der Flüchtigkeit und Eilfertigkeit, welches freylich auch den früheren eigen ist, hier aber keineswegs die Entschuldigung zulässt, welche Rec. sich für jene genügen liess, dass der damals noch jugendliche Vf. von dem Interesse der Vergleichung eben ganz neu hervorgetretener Entdeckungen mit dem Alterthum hingerissen schrieb.

Rec. weiss den eigentlichen Sinn und Plan dieses Theils nicht anders zu bezeichnen, als durch den Namen einer Skizze der Culturgeschichte Griechenlands, mit Rücksicht auf die politische, und auf den bürgerlichen Zustand. Die Politik nimmt bey weitem den kleinsten Theil dieser Abhandlungen ein, und würde, bey einer mässig gedrängten Behandlung, auf einen noch weit geringeren Raum gebracht seyn. Wären die einzelnen Abhandlungen über die Religion, die älteste Poesie, die Wissenschaften u. s. f. so richtig und befriedigend, als sie es wenig sind, könnten wir dem Vf. für Belehrung und Erfreuung durch sie danken: so ertrügen wir es freylich, dass sie hier nicht an ihrem Orte sind. Der griechische eigenthümliche Sinn, der in den Verfassungen und der Politik erscheint, ist allerdings derselbe, welcher auch dort wirkte; aber wir sollen ihn hier nur von der politischen Seite betrachten, und wir klagen eben darüber, dass bey der Zugabe des Fremdartigen so Vieles von dem Allerwesentlichsten fehlt, wo wir gerade zu Foderungen berechtiget sind. Für den berufenen Leser sind jene Gegenstände keineswegs so fremd, dass man ihm darüber viel zu erzählen brauchte, wenn sie auch als einwirkende Ursachen berührt werden mussten — wie die Entstehung der Wissenschaften und der Gelehrsamkeit. Doch auch diese waren in ihren Äusserungen weit mehr Folge allge-

meinwirkender Urfachen, als felbft Urfache. Die Dichter gehören dem Nationalgeifte an, der von ihnen allerdings wieder genährt ward; aber wenn auch die Verfaffungen, die Gefetzgebungen und die Staatsverhältniffe in einer Nation, die keinen Homer und keinen Sophokles hervorzubringen vermocht hätte, eine andere Geftalt haben müfsten: fo haben diefe doch das alles nicht beftimmt. Shakfpeare und Goethe haben unbefchreiblichen Einflufs auf viele taufend Gemüther gehabt, doch weder der Eine noch der Andere auf die politifche Gefchichte und den bürgerlichen Zuftand, und fie würden ihn auch nicht haben, wenn fie fo allgemein vernommen würden, als Homer und die Lyriker, vielleicht, zu Athen.

Wir halten den Beruf des Gefchichtfchreibers für ein heiliges Amt, und für fo ernft, dafs er, wie der Redner vor Gericht oder im Staat, jedes Wort abwägen mufs: nicht allein in fofern die Ehre der vergangenen Gefchlechter ihm anvertraut ift. Dem deutfchen Sinne find hingewagte halbwahre Äufserungen zuwider, und ftreng müffen wir darüber wachen, dafs unfere Schriftfteller nicht in die Leichtfertigkeit verfallen, welche wir fo oft fremden Literatoren vorgeworfen haben. Von Behauptungen diefer Art, niedergefchrieben nach dunkeln Erinnerungen, welche der Vf. zu prüfen fich nicht die Mühe gegeben, liefse fich aus diefem Werk eine leidige Menge fammeln, wie S. 146 Ephefus, welches nie eine einzige Colonie ausgefandt hat, und, wenigftens in der vormacedonifchen Zeit, feines Handels wegen niemals genannt wird, gerade in diefen beiden Hinfichten zwifchen Milet und Phocäa aufgeführt ift; und ebendafelbft heifst es von den griechifchen Colonieen in Vorderafien: „die Kette, die fich vom Hellefpont bis zu Ciliciens Grenzen hinzog," da doch öftlich von Rhodus nur das einzige ifolirte Phafelis lag. So fagt der Vf. S. 203, von den Macedoniern fowohl als von den Römern fey in den Einrichtungen der Amphiktyonen (wegen der ftimmführenden Völker) Vieles geändert worden, welches nur von den Römern wahr ift; fo redet er S. 436 von dem fo grofsen Schatz von Maximen zur Führung der öffentlichen Gefchäfte, der fich in den poetifchen Fragmenten Solons finde, u. f. f.

So gefchrieben ift ein hiftorifches Werk kaum für ein ἀγώνισμα ἐς τὸ παρὸν, ein vorübergehendes Schaufpiel, zu achten, vielweniger für ein bleibendes Eigenthum, wie Hr. *H.* S. 468 Thucydides bekannte Worte κτῆμα ἐς ἀεὶ hätte überfetzen müffen, und nicht „ein Werk auf immer", welchen Stolz der Gefchichtfchreiber gar nicht hat äufsern wollen. In den aus ihm angeführten und überfetzten Stellen ift überhaupt Vieles falfch gefafst, wovon zum Theil in den einzelnen Bemerkungen. Noch fchlimmere Fehler enthalten die Auszüge und Überfetzungen aus dem angeblich ariftotelifchen zweyten Buch der Ökonomik; diefe werden wir bey dem zehnten Abfchnitt erörtern. Auch S. 191 enthält die überfetzte Stelle aus dem Panegyricus des Ifokrates mehrere Unrichtigkeiten. So: ὥστε σπεισαμένους πρὸς ἀλλήλους — συνελθεῖν εἰς ταὐτόν· „dafs wir *gleichfam als Verbündete* — zufammenkommen, anftatt *unfere Fehden ruhen laffend.* Μήτε τοῖς ἰδιώταις, μήτε τοῖς διενεγκοῦσι τὴν φύσιν ἀργὸν εἶναι τὴν διατριβήν· „dafs weder die *Ungebildeten* noch die *Gebildeten* hier leer ausgehen"; es ift aber von Ungefchickten, und denen, die vorzügliche Talente *zu den Wettkämpfen* haben, die Rede. Ἐπιδείξασθαι τὰς ἑαυτῶν εὐτυχίας „ihren *Reichthum* zu zeigen", nicht fo, fondern ihre *Gaben;* auch hier ift, wie die Folge zeigt, von den Kämpfenden, im Gegenfatz der Zufchauer, die Rede.

Dem Mangel an Vertraulichkeit mit der griechifchen Literatur müffen wir auch eine andere in diefem Werke fehr häufige Claffe von Fehlern zufchreiben, die in deutfchen auch nur halbwegs gelehrten Schriften felten vorzukommen pflegt. wir meinen falfche Schreibart der griechifchen Ortsnamen. Wo hier nicht ein allgemeiner Gebrauch etwas geändert hat, oder Analogie gilt, wie bey dem Abftreifen der Endungen, darf man nicht von der Schreibart der Nation abweichen, und jedes grundlofe Vertaufchen eines Buchftabens ift ein Barbarismus. Dergleichen Fehler aber find die folgenden: Tänarium, S. 19 (ftatt Tänarus); Scilläum, S. 25 (ft. Scylläum); Phalereus und Phalerä, S. 40 (ft. Phalerus); Munychius, ebend. (ft. Munychia); Cytheron, S. 41, 42 (ft. Cithäron); Pagafa, S. 49 (ft. Pagafä); Eftiäotis, S. 50 (ft. Heftiäotis); Cythere S. 55 (ft. Cythera, τὰ Κύθηρα); Plateä, S. 153, 213, 215, 391 (ft. Platää); Cytynium, S. 204 (ft. Cytinium); Clazomene, S. 290, 319 (ft. Clazomenä); Aegospotamos, S. 346 (ft. Aegospotami); Olynt, S. 365 (ft. Olynth); Leontium, S. 403, 440 (ft. Leontini, freylich ein fehr gewöhnlicher Fehler); Segeftus, S. 498 (ft. Segefta). Solche Fehler, oder fie mit dem eigentlichen Namen zu nennen, Schnitzer, nicht zu machen, ift gar kein Verdienft; fie nicht machen zu können, fo wenig als es einem Deutfchen begegnen könnte, anftatt Göttingen, Götting oder Gödding en zu fchreiben, ift nur ein Zeichen der *Vorkenntniffe,* um griechifche Alterthümer und Gefchichte zu bearbeiten; und fo weit wenigftens waren jene „gelehrten Compilatoren", deren unfer Vf. unter anderen S. 233 unfanft gedenkt, zu ihrem Werk ausgerüftet. Jedermann weifs, dafs man fehr gelehrt über das Alterthum feyn, und doch aus Geiftlofigkeit es fchlecht verftehen kann; aber ohne Gelehrfamkeit wird auch der befte Kopf unmöglich etwas Treffendes darüber fagen können. — Als unphilologifch können wir auch die falfche Stellung der Accente auf einzeln angeführten Worten nicht ungerügt laffen: fo etwas ift mehr, als nur ein unangenehmer Übelftand. Wir erwähnen, zum Beyfpiele, unter vielen nur φύλαι S. 347, welches kein Druckfehler feyn kann, da auch S. 246 φύλαις vorkommt. Rec. wird nur über einige Abfchnitte Bemerkungen bey den Stellen, welche er fich im Durchlefen angezeichnet hat, etwas vollftändig vortragen, und auch fo fürchtet er den Raum zu überfchreiten, worauf er eigentlich Anfpruch machen kann.

Die *allgemeinen Vorerinnerungen* machen den Übergang zur alteuropäifchen Gefchichte mit Verfu-

chen über das Problem der Überlegenheit Europa's. Hr. *H.* selbst giebt die hier versuchten Lösungen nicht für befriedigend aus: um so weniger brauchen wir unsere Bedenklichkeiten ausführlich vorzutragen. Die Nationen von ganz Vorasien bis Tibet und an den Indus, auch die von Nordafrica, Ägypten ausgenommen (*Λίβυες ξανθοί*, Herod. Scyl. Callim.), sind von derselben Race wie die Europäer; auch die Indier scheinen durch Einwanderung eines Volks gemischt, welches mit den Persern und den Hauptnationen Europens nahe verwandt war; die Braminen sind noch jetzt durch weissere Farbe unterschieden. Ferner möchten alle diese Länder, mit Ausnahme Arabiens, alle von dem Vf. angeführten, zum Ackerbau und zur Cultur einladenden Vorzüge noch mehr als selbst das südliche Europa besitzen. Rec. glaubt aber auch, dass, wenn Europa jetzt über die anderen Welttheile herrscht, seine Colonieen ausbreitet, und die alten Einwohner vertilgt oder verdrängt, dagegen Asiens Einfluss, als des Stammlandes der Religionen, ungleich tiefer eindringend gewesen ist; dann, dass am Anfang unserer historischen Zeit das Übergewicht in jeder Hinsicht für Asien war; wie denn auch bey den Hebräern die erhabenste Literatur und Freyheit blühten — Freyheit in eigenthümlichen Formen, die in den Propheten auch unter Tyrannen noch lange fortlebte. Die mohammedanische Religion, welche am Niger wohlthätig geworden ist, hat über Asien Erstarrung und todte Einförmigkeit gebracht; hätte diese nicht eine undurchdringliche Scheidewand gegen Europa gezogen: so würden die Perser Bildung und Literatur mit uns theilen; und hätten dagegen die slavischen Völker nicht die Religion Europens angenommen: so würden sie noch vollkommene Asiaten seyn. Willkommen würde es wohl Vielen mit uns gewesen seyn, wenn der Vf. hier entwickelt hätte, wie wir eben die europäische Form den Nationen verdanken, welche sein Werk darstellen soll, und vorzüglich den Griechen. — Auch mit der grössten Deutungsfreyheit ist es ein falscher Satz (S. 14), dass die Alpen bis auf Cäsars Zeit gegenseitige Schutzwehr des Südens und Nordens gewesen wären; Italien, Illyrien, Macedonien, Griechenland, Thracien, selbst Asien haben es empfunden, dass dem nicht so war.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

GESCHICHTE. *Tübingen*, b. Heerbrandt: *Denkwürdigkeiten aus dem Leben Leopolds I, römischen Kaisers.* Ein Beytrag zur Geschichte des österreichischen Hauses und der göttlichen Weltregierung. 1812. VI und 138 S. 8. (10 gr.) Den Ton und die Absicht dieses Werkchens kündigt schon der Titel an. Es ist, wie der Vf. sagt, ein sehr vollständiger und doch concentrirter Auszug aus dem zu Leipzig 1708, in 2 Theilen herausgekommenen *Leben und Thaten Leopoldi des Grossen* u. s. w. Der Predigerton wird durch den Stand des Vfs. entschuldigt. Die kritische Geschichte stellt Leopold I, der auf den Beynamen des Grossen keine gegründeten Ansprüche hat, gar nicht so vortheilhaft dar, als unser Vf. ihm gleich Anfangs schildert. Man findet indessen hier manchen Beweis von seinen guten Geistesfähigkeiten, die verschiedene Äusserungen des jungen Prinzen liefern. (Lassen sich aber solche Äusserungen nicht von den meisten Prinzen anführen?) Seine Fertigkeit in der lateinischen Prosa und Poesie wird durch verschiedene Belege, an welchen wohl die Lehrer keinen geringen Antheil gehabt haben, dargethan. Die Zahl seiner witzigen Einfälle soll so gross gewesen seyn, dass sie ein ganzes Buch füllen könnten. Bey Audienzen beantwortete er alle Anreden in der Sprache der Anredenden, und in der grössten Ordnung; auch soll er in allen modernen Sprachen sich mit der grössten Zierlichkeit ausgedrückt haben. Warum werden die vortrefflichen Hofmeister und Lehrer, deren Leitung und Unterricht Leopold I so viel Ehre macht, nicht angeführt, wie es bey anderen Geschichtschreibern dieses Kaisers geschieht? Einer seiner Lieblingszeitvertreibe war der Besuch der Bibliothek, die im Jahre 1665 schon auf 10,000 Manuscripte und 90,000 gedruckte Bücher enthielt. Leopold vermehrte diese durch 583 Handschriften und 1459 auserlesene Bücher; auch kaufte er dem berühmten Lambecius 3000 Bücher ab. Er hatte ausserdem noch eine Cabinetsbibliothek von 1300 Bänden. Die wissenschaftliche Cultur beförderte er nicht nur durch Anlegung eigener, sondern auch durch Begünstigung fremder Institute. Zu jenen gehört das *Consilium artis consultorum*, eine Akademie der Künste, unter deren Mitgliedern sich, ausser den vornehmsten Fürsten Deutschlands, der Pater Menegatti, Mathematicus Summus, als Director, der berühmte Mathematiker Ehrherd Weigel, der Maler (Joachim) Sandrat, der Mechaniker Hautsch, und der Bildhauer Weigel befanden. Die Freygebigkeit, mit welcher er Gelehrte und Künstler belohnte, mag wohl an seinem Beynamen der Grosse hauptsächlich Ursache seyn. Er soll die von Becker (?) erfundenen, ledernen Schiffbrücken bey seiner Armee zuerst eingeführt haben. Sein religiöser (von Menegelti und anderen Gewissensräthen geleiteter) Charakter wird durch manche Äusserungen bewiesen. Als Regent wird er selbstthätig, weder sich noch seinen Ministern zu viel zutrauend, geschildert, und seine Regierung soll gleichsam eine Theokratie (?) gewesen seyn. Er soll keine Leibwache gehabt, und sein Hof soll vom kleinsten verdunkelt worden seyn. — Von der Kriegsgeschichte Leopold I werden bloss die Begebenheiten des türkischen Kriegs (bis zum carlowitzer Frieden) und des nordischen Krieges erzählt. Der spanische Erbfolgekrieg war doch für das österreichische Haus ungleich wichtiger, als der nordische. Der Grosswessir hatte, wie es hier heisst, vor Wien (1683) 300,000 Mann, ohne die Tataren, und 100,000 Zelte; sein Zelt stellte eine Residenz, so gross wie Warschau oder Lemberg, vor. Leopolds Verfahren, als er Ungarn in ein Erbreich verwandelte, wird für gemässigt und grossmüthig erklärt, und die ungarischen Stände sollen, aller Einwendungen Fököly's ungeachtet, einmüthig beschlossen haben, Ungarn als ein Erbreich dem Hause Österreich zuzusprechen. Wie wenig kennt doch der Vf. die wahre Geschichte!

Ig.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

GESCHICHTE.

Göttingen, b. Vandenhoek u. Ruprecht: *Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt,* von *A. H. L. Heeren.* Dritter Theil u. f. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Die *geographische Ansicht Griechenlands,* im *ersten Abschnitt,* ist an einigen Stellen durch Züge zum Gemälde des Landes aus Reisebeschreibungen belebt, übrigens ersetzt sie die grosse Kürze, welche Vieles übergehen muss, weder durch Bündigkeit noch durch Zuverlässigkeit. Eine eigentliche Übersicht der politischen Geographie, in dem von Rec. oben angegebenen Sinne, hat sie offenbar nicht seyn sollen; dennoch war doch eine solche unentbehrlich, hingegen an Geographieen, weitläuftig und kurz gefasst, fehlt es nicht. Dass der Vf. überhaupt nur von dem Zustand Griechenlands bis auf die macedonische Unterjochung reden wolle, erfahren wir erst gegen das Ende dieses Bandes; denn auch unter dieser Herrschaft blieben die Griechen noch so eigenthümlich, und so bedeutende Landschaften behaupteten beständig ihre Unabhängigkeit, dass die Ankündigung der Einleitung, die nächste Abtheilung werde von den Macedoniern handeln, jene Abgrenzung gar nicht erwarten läſst. Auch geht der Vf. in diesem Abschnitte zuweilen darüber hinaus, an anderen Stellen scheint er die Zeitgrenze zu beobachten, immer bleibt es unbestimmt; und doch ist z. B. die Behauptung (S. 21), dass Arkadien nirgends das Ufer erreichte, wegen Triphylien, nur unter einer Zeitbestimmung wahr oder falsch. Gythium lag nicht 3 Meilen von Sparta (S. 24), sondern 6 (240 Stadien, Strabo VIII p. 363). Nicht sich selbst verkennend stiftete sich Sparta eine Flotte (ebend.); so etwas kann man mit Recht von Peter des Grossen so lange bewunderter Liebhaberey sagen: ohne eine Flotte hätte Sparta im peloponnesischen Kriege Athen nie besiegen gekonnt. Und wie wenig laconische Schiffe zählte diese! Argos war keineswegs die Hauptstadt der ganzen, hier Argolis genannten Landschaft (S. 25); die ἀκτή mit ihren vier unabhängigen Städten ist übersehen. Da Sparta den Argivern das Schicksal von Messene bereitete; durch die Schlacht in der Hebdoma sie an den Rand des Verderbens gebracht, und zu heillosen Rettungsmitteln gezwungen hatte, auch nachher immerfort sie bedrohte: so ist das harte Urtheil des Vfs. ungerecht (ebend.). Die Spiele zu Nemea wurden nicht zu Poseidons Ehre gefeyert (ebend.), sondern entweder als Leichenspiele oder für Zeus Nemeäus. Von Elis friedlicher Ruhe, durch allgemeines Einverständniss der Griechen dem heiligen Lande gewährt, redet der Vf., als ob das Land diesen Vorzug in der historischen Zeit genossen habe; er nennt es das Land des Friedens (S. 25, 26). Nach Strabo (VIII p. 358) verschwand das Vorrecht der Unverletzlichkeit schon seit Phidons Angriff, in der achten Olympiade: und wie hätte der herrschsüchtige Staat, welcher Pisatis und Triphylia sich unterwarf, darauf ferner Anspruch machen können? Elis gehörte zur Ligue von Argos, und Agis verheerte das Land nach dem peloponnesischen Kriege; nun nahmen sie an allen griechischen Fehden Antheil. — Vielleicht verdient keine einzige Nation das Lob der Tugend, nicht nach Vergrösserung gestrebt zu haben (S. 31), die Achäer gewiss nicht; ihr Bund, als er glänzte, war höchst eroberungssüchtig, und schon zwey Jahrhunderte früher (Ol. 97) hatten sie Calydon an sich gerissen, und hätten gern Acarnanien erobert. Der Vf. redet von dem achäischen Bunde, als einem Beyspiele für das übrige Griechenland (ebend.), als ob es eine ganz eigenthümliche Verfassung gewesen wäre. Das war sie so wenig, dass Polybius (II c. 39) die Conföderation der Italioten mit ihr vergleicht; und alle griechischen Volkstaaten (ἔθνος) der alten Zeit hatten keine andere; in seiner Zeit freylich hatte sich von dieser Art ausser Achaja wenig erhalten. Im peloponnesischen Kriege waren die Achäer nicht neutral (S. 32). Thucydides meldet ausdrücklich (II c. 9), schon Anfangs wären die Pellenier unter Sparta's Verbündeten gewesen, nachher alle Achäer; jene Absonderung einer achäischen Stadt zeigt auch, wie kein Unterschied zwischen dem ihrigen und anderen Völkerstaaten war. Gefährlich (ebend.) war der achäische Bund den Macedoniern nicht einmal in Antigonus hohem Alter, und unter Demetrius schwacher Regierung, verbündet mit den Ätolern. Denn Aratus war ein schlechter Feldherr, und die Achäer, bis auf Philopömen, sehr schlechte Soldaten; als Cleomenes sich erhob, und Griechenlands Befreyung von äusserer Herrschaft gewiss war, wenn man sich einen einheimischen Dictator gefallen lassen wollte: waren sie es, welche sich selbst und der übrigen Nation Ketten schmiedeten. — Die attischen Berge sind *jetzt* nackt (S. 35): im Alterthum waren sie mit Wald bedeckt. — Lord Elgins Raub (S. 38) ist allerdings auf ewig entweiht, und dem Continent auch verloren, aber doch aus dem Meere geborgen: es gelang schon 1806, die Kisten aus dem gesunkenen

Schiffe durch Taucher heraufzufördern. Ob und wo diese Heiligthümer jetzt als antiquarische Curiositäten aufgestellt sind, ist freylich unbekannt. — Locris liegt nicht am Euripus (S. 46), denn diesen Namen führte nur die enge Strafse bey Chalcis, nicht das breite Meer zwischen Euböa und dem festen Lande. Eben so wenig liegt Thermopylä im Umfang des Landes der östlichen Locrer (ebend.), es ward zum Gebiet der Melier gerechnet (Scylax Caryand. p. 24 ed. Hudf.). Die Acarnaner waren keineswegs Barbaren (S. 47): wie viele unter den griechischen Völkern des Mutterlandes kann man denn nennen, welche Schriftsteller hervorgebracht hätten? Und wenn nicht alle diese mit derselben Schmach belegt werden sollen: so verdienen es wahrlich die Acarnaner nicht, die in ganz Griechenland wegen ihrer Treue und Rechtlichkeit hochgeachtet waren (Polybius IV c. 30), und die, selbst ein harmloses Volk und schwach, in den schrecklichsten Zeiten einen ganz erhabenen Muth gezeigt haben. Also hat der Geschichtschreiber von ihnen wohl mehr zu erwähnen, als ihren Namen (S. 47); noch viel mehr aber von den Ätolern (ebend.), deren Verfassung und Ausbreitung, durch die zugewandten Orte, Hr. *H.* um so weniger übergehen durfte, da er von den Achäern in der macedonischen Zeit redet. — Demetrias war nicht der spätere Name von Pagasä (S. 49), sondern eine neue Stadt, nicht fern von diesem alten Hafen erbaut (Strabo IX p. 436). — Eine thessalische Stadt, Magnesia (ebend.), welche S. 50 sogar zu den berühmten gezählt wird, hat nie existirt. Danville, dessen Ruhm es nicht schaden darf, dafs er kein Philolog war, wefswegen aber seine Charten der alten Geographie mit grofser Vorsicht gebraucht werden müssen, hat diese Stadt, so wie Chalcis in Chalcidice, durch ein Mifsverständnifs auf die Charte gebracht. — Über den ungriechischen Ursprung der Thessalier, über ihr Staatsrecht, und die Abhängigkeit der umwohnenden Völker, sagt Hr. *H.* gar nichts; diese Letzten rechnet er an einer anderen Stelle (S. 204), nach einer bey den Neueren eingeschlichenen, den Griechen völlig fremden und falschen Ansicht, zu den Thessaliern. Diesen Namen trug nur die herrschende Nation. — Auch die Vermuthung (S. 51), dafs die Perrhäber und Athamaner illyrisches Ursprungs gewesen seyn möchten, kann nur auf einem Mifsverständnifs beruhen; die Ersten haben dem Alterthume immer für Griechen gegolten, die Anderen waren Epiroten (Strabo VII p. 321, 326. IX p. 440 ff.). — Kein alter Schriftsteller nennt Cythera reizend (S. 53); es ist nicht der geringste Grund vorhanden, anzunehmen, dafs es nicht schon im Alterthume die traurige Felseninsel gewesen sey, deren Anblick neuere Reisende befremdet hat, welche hier, auf die Autorität moderner Poeten, das lachende Eiland der Liebesgöttin zu sehen erwarteten. — Die Schlufsbetrachtungen (S. 54 ff.) würden ziemlich erläuternd seyn, wenn Griechenland ein reiches, industrievolles und allgemeinhandelndes Land gewesen wäre; aber es war im Ganzen arm, kaufte die Arbeiten fremder Fabriken, und hatte, da Ägina gefallen war, kaum andere Handelsstädte als Corinth und Athen. Die griechische Vortrefflichkeit aber hatte mit der geographischen Lage nichts gemein: es gehört vielmehr zu den Wundern, dafs der Handel zu Athen die Poesie nicht gefährdete; auch wäre es doch gewifs geschehen, wenn er nicht fast ausschliesslich von den Beysassen betrieben worden wäre. — Die Beschreibung der Colonieländer scheint für den folgenden Theil aufgehoben zu seyn; da die Griechen selbst das Mutterland nur als *das zusammenhängende Hellas* (ἡ συνεχὴς Ἑλλάς) unterscheiden, die Pflanzorte aber doch nicht weniger zu Hellas zählen, als ob sie von diesem nicht durch Meere oder Barbaren getrennt wären: so hätten diese ihren Platz auch hier finden sollen.

Zweyter Abschnitt. Ältester Zustand der Nation und ihre Zweige. Der Vf. hat sich begnügt, die gewöhnlich geltenden Meinungen vorzutragen; so dafs wir hier die Verbreitung der hellenischen Nation über ganz Griechenland, ihre vier Stämme, und deren spätere Verminderung auf zwey — durch Verschmelzung der Aeolier und Achäer mit den Doriern — wiederfinden. Dafs diese Meinungen falsch und unbrauchbar sind, mufs Jedem, bey dem ersten Versuch, sich die Sache kritisch klar zu machen, einleuchten. Über einige Puncte, wie über die Erweiterung des hellenischen Namens, läfst sich vielleicht nur ein negatives Resultat gewinnen, obwohl es höchst glaublich scheint, dafs sie erst durch die dorische Eroberung des Peloponnesus vollendet ward. Wegen der angeblichen vier Stämme verweisen wir auf Herodot, der von dieser Beschränkung nichts weifs, sondern die Arcadier Pelasger nennt, und von den Dryopern, Minyern, Phociern und anderen Völkern nicht weniger, denn von den Doriern, als Hauptabtheilungen der Nation redet. Die älteren Griechen kennen die Äolier nur als die alten, von den Thesprotern überwältigten Einwohner des eigentlichen Thessaliens: von dort zogen die äolischen Auswanderer nach Asien, und die Böoter in ihre Landschaft; die Magneter gehören auch zu den Äoliern. Es war ein Volk, nicht mehr und nicht weniger als Phocier, Ätoler, Acarnaner. Erst als die Grammatiker das Gemeinschaftliche, von dem dorischen Dialekt Verschiedene, der Dialekte aller nichtionischen Völker zusammenstellten, und einen gemeinschaftlichen Namen dafür gebrauchten, bediente man sich des äolischen dafür, wahrscheinlich aus gar keiner anderen Ursache, als weil nur die im strengsten Sinn äolischen Völker (Böotien, Lesbus) Schriftsteller hatten. Nun ward aber auch dieser Name nicht weniger auf die Achäer, welche jene Eintheilung doch abgesondert aufstellt, angewandt, und auf die Arcadier, welche man als Pelasger, gar nicht unter den äolischen Stamm zwingen kann, und daher redet Strabo von dem äolischen und dem dorischen Dialekt als den beiden Sprachen des Peloponnesus (VIII, p. 333). Rec. übergeht nun sehr Vieles in diesem Abschnitt, was einzelner Berichtigung bedürfte; nur die Note S. 62 kann er nicht unerwähnt lassen, weil sie dem Hange förderlich ist, die sorgfältige Behandlung der Alterthümer zu ver-

säumen. Es ist falsch, daſs sich die Verbreitung der Ioner nicht genau bezeichnen lasse, und daſs die Griechen selbst nicht vermocht hätten, jedes Völkchen auf seinen Stamm zurückzuführen. Sie haben es eben so äuſserst sorgfältig gethan, und das Glück hat uns ihre Nachrichten so vollständig erhalten, daſs wir eben dasjenige, was hier als ein eitles Unternehmen angegeben wird, mit der allergröſsten Vollständigkeit geben können; nicht fünf von allen bekannten griechischen Städten bleiben einigermaſsen zweifelhaft. — Ein Hauptgegenstand dieses Abschnitts ist eine Charakterschilderung der Dorier und Ioner. Der Vf. tadelt, daſs dergleichen in der Geschichte so wenig erläutert werde, deren Verständniſs eigentlich davon abhange (S. 65). Wir besorgen, daſs Schilderungen dieser Art meist willkührlich und übereilt ausfallen, und so das Miſsverständniſs erst recht aufs Höchste bringen möchten, da schon Charakterschilderungen einzelner Männer nur äuſserst wenigen Meistern gelungen sind. So könnten wir eben die Richtigkeit der Seinigen (S. 62 ff.) durchaus nicht einräumen, wenn er es uns auch für die Dorier nicht dadurch erschwerte, daſs er (S. 61) fast alle nichtionischen Völker zu ihnen rechnet. Solche Charakterzeichnungen haben unter anderen auch die sehr schlimme Folge, daſs sie verleiten, sich entgegengesetzte Extreme aufzustellen, wie sie nie wahr gewesen sind, und indem man im Voraus zugiebt, daſs sich wohl Ausnahmen fänden, giebt es Ausflüchte ohne Ende. Die Aristokratie der dorischen Städte im Peloponnes, zum Beyspiel, war theils scheinbar, weil sie, die Eroberer und kleinere Zahl, ein abhängiges Gebiet beherrschten, theils allgemeine altgriechische Form, welche nur Sparta, wo es konnte, mit Gewalt erhielt, während sie im übrigen Griechenland sich umwandelte. Argos, welches sich unabhängig hielt, ward früh demokratisch, und zu Corinth ward der Nationalgeist selbst Sparta's höchster Macht zu stark. Muſs man nun eingestehen, daſs die gröſsten aller dorischen Städte, Syracus, Tarent, sich wilddemokratisch regierten: wo bleibt denn hier die Aristokratie als Zug des Nationalcharakters? Eben so verhält es sich mit allen übrigen angegebenen Eigenthümlichkeiten, der Religiosität u. s. w., selbst wenn man, um vollkommen billig zu seyn, die Völker absondert, die Hr. *H.* nicht hätte zu den Doriern zählen sollen. Der leidige Gegensatz entwirft das Gemälde der Ioner: dort sahen wir feyerliche Biedermänner, hier kommen geistvolle und tapfere Wüstlinge, in Lust und Freude schwelgend; sogar die Sprache erinnert den Vf. fast an die Dialekte der Südsee (S. 64)! Also die formenreichste, gediegenste, wohlgemischteste in den Tönen unter allen griechischen an einen Jargon ohne Flexionen und Grammatik, sogar bedeutender Buchstaben entbehrend, und kindisch lallend! Diese ärgerliche Parallele zwischen Athen und Otaheite kömmt noch zweymal wieder vor, S. 322 u. 479. — Wir berufen uns auf die Geschichte, wenn man doch nach Stämmen scheidend charakterisiren will, daſs gerade in den ionischen Städten weit weniger bösartige Revolutionen vorgefallen sind, als in den dorischen, und keine Stadt war geachteter wegen ihrer Eunomie, als das ionische Massalia. —

Der *dritte Abschnitt* soll erläutern, wie das Heldenalter aus einem Zustande der Wildheit (S. 57) durch Religion, älteste Poesie und fremde Einwanderungen hervorging (S. 66). Da nun die älteste Poesie, wodurch die griechische Religion gebildet seyn soll, ausdrücklich, nach einer bekannten Stelle Herodots, für die des Homer und Hesiodus erklärt wird (S. 79, 80), und der Vf. Homers Zeitalter wenigstens drey Jahrhunderte nach dem trojanischen Kriege setzt (S. 165), der auch ihm die Höhe und fast der Schluſs des heroischen Alters ist (S. 142, auch S. 116): so muſs Rec. bekennen, daſs ihm das wie eine wahrhaft irländische Causalitätsverbindung vorkömmt. Er ist weit entfernt, Hn. *H.* zu beschuldigen, sich etwas Ungereimtes zusammengedacht zu haben; wohl aber findet er hier eines der auffallenden Kennzeichen von der groſsen Flüchtigkeit, womit er dunkel gefaſste Verbindungen auf das Papier geworfen hat; und hier vermögen wir seine eigentliche Meinung nicht zu errathen: ob die Heroen noch die altphysische Religion gehabt, und durch den Dienst des Äthers und der Dunstluft aus der Wildheit veredelt wären, oder ob die Namen Homer und Hesiodus nicht bloſs absteigend (S. 80), sondern auch aufsteigend von anderen Dichtern bis jenseits der Heroenzeit zu verstehen seyn sollen. Rec. ist geneigt, das Letztere für des Vfs. eigentliche Meinung zu halten, weil derselbe an einer anderen Stelle (S. 157) die Möglichkeit einräumt, daſs Gesänge, wie die „von der Liebe des Ares und der goldenen Aphrodite", älter als das Heldenalter gewesen seyn möchten. Und diese könnten doch, selbst nach der Ansicht, der er huldigt, nicht mehr mit symbolischen physischen Abstractionen gespukt haben. Über diese angebliche physische Urreligion braucht Rec. hier nichts zu sagen, da die Sache genug erörtert ist: mag, wer Lust daran hat, sich Homer durch solche Vorstellungen (S. 77) verderben. Freylich wünschten wir, daſs Hr. *H.* die Stellen angäbe, wo diese alte Lehre „noch unverkennbar durchblicken" soll. — Auch uns ist Herodots Autorität sehr groſs; aber geringer als innere Evidenz; was ist es denn weiter, wenn er sich von ägyptischen Pfaffen betrügen lieſs? Nimmt man die griechische Götterwelt weg: so verschwindet mit den Genealogieen auch das ganze Geschlecht der Heroen, und diese Sagen gehören nur zum allerkleinsten Theil Homer, — ja selbst Hesiodus; und dessen Namenverzeichniſs hätte eine lebendige dichterische Geschichte begründet? Die Sache wird um so sonderbarer, da der Vf. das heroische Alter für eben so historisch hält, als die Ritterzeit des Mittelalters. Also die Helden wären historische Personen, und sie hätten entweder ihre Abstammung vom Äther hergeleitet, oder die Dichter hätten ihre historische Genealogie weggeschafft, und sie mit den neuveredelten Symbolen verbunden, um diesen so viel eher zu persönlicher Existenz zu verhelfen. Für Rec. ist nichts gewisser (und er zweifelt auch nicht, daſs diese schon von so Vielen, die es

ernstlich meinen, aufgefasste Wahrheit sich immer mehr verbreiten wird), als dass eine poetische Welt der Götter und Helden zu ersinnen, selbst Homers Geist weit übersteigt, dass sie nie von einem Einzelnen ausgehen kann, und dass nie, so lange die Welt steht, etwas so Ersonnenes Nationalglaube geworden ist, noch werden kann. —

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

PÄDAGOGIK. *Bremen*, b. Müller: *Vollständige Darstellung der ersten öffentlichen badberger Schulprüfung*, gehalten im Geist des hannöverschen Seminarii, nebst vier Schul- und Ermahnungs-Reden, denkenden und edlen Ältern und Jugendfreunden gewidmet von *Johann Heinrich Thole*, Lehrer der Hauptschule in Badbergen im Weserdepartement. 1808. 144 S. 8. (8 gr.) Wenn auch der undeutsche Titel (denn man weiss nicht, ob die Darstellung oder die Schulprüfung gehalten worden ist) nicht eben einladend ist: so kann man doch dem Vf. das Zeugniss geben, dass er es herzlich gut meint, und von Eifer für sein Amt durchdrungen ist. Schuld mag aber der gute Mann wohl selbst seyn, wenn er über viele erlittene Verfolgungen der Ältern klagt, weil er das Auswendiglernen in seiner Schule zum Theil abgeschafft habe. In jedem Zeitalter geschehen Missgriffe. Sonst liess man die Kinder eine Menge Sachen auswendig lernen, die sie nicht verstanden; heut zu Tage verfällt man auf das andere Äusserste, lässt gar nichts oder wenig auswendig lernen, und glaubt mit dem blossen Erklären allein Alles auszurichten. Aber ist denn nicht das Gedächtniss das Aufbewahrungsmittel von allem unseren Wissen? Ist es nicht die Vorrathskammer, worin alle unsere Kenntnisse niedergelegt sind, und aus welchem man das jedesmal Benöthigte zu seinem Bedarf herausholt? Wird nun diese Kraft, die Kraft, die gesammelten Kenntnisse zu behalten, in der Jugend nicht geübt: muss da nicht alles Dociren umsonst seyn? O wie thöricht handeln also Lehrer, welche auf diese so unentbehrliche Kraft wenig oder gar keine Rücksicht nehmen! — Dass der Vf. diese Schulprüfung hat abdrucken lassen, verdient nur in sofern Entschuldigung, als er sich dadurch vor seiner Gemeinde rechtfertigen will. Ausserdem wissen wir nicht, wem damit gedient seyn soll. Die Katechisation, womit die Prüfung beginnt, gehört durchaus nicht zu den musterhaften. Um unter diese gerechnet zu werden, müsste darin mehr Ordnung und Zusammenhang herrschen, und die Fragen müssten besser gestellt seyn. Oft kommen sogar unrichtige und ganz gemeine Fragen vor, z. B. S. 17: L. Wowider handelt der, der Andere betrügt? K. Gegen seine Pflicht. L. Worüber kann sich der vielleicht einmal freuen? (??) K. Über seinen Betrug. (??) Oder S. 25: L. Wenn können die Störche und Schwalben nicht bey uns leben? K. Im Winter. L. Wenn ziehen sie daher von uns? K. Im Herbst. L. Wenn können sie sich nur bey uns nähren und ausdauern? K. Im Frühling und Sommer. L. Wenn kommen sie daher wieder? K. Im Frühlinge. L. Zu welcher Zeit ziehen sie daher weg und kommen sie wieder? K. Zur rechten Zeit. — Ists möglich, dass man heut zu Tage noch solche Sachen abdrucken lässt? Von den angehängten Schlussreden kann man auch nichts weiter sagen, als dass sie von gutem Willen zeugen. —R—

SCHÖNE KÜNSTE. *Dresden: Kleine Gedichte* von *Catharine*, Baronin *von Falkenstein*, geb. Gräfin *König*. Neue vermehrte Ausgabe. 1812. Erster Band. 252 S. Zweyter Band. 238 S. 8. Der Bewegungsgrund zu der neuen Ausgabe dieser Gedichte, welche in diesen Blättern (1812 Nr. 65) schon sind gewürdigt worden, liegt, wie die achtungswerthe Verfasserin in der Vorrede sagt, vornehmlich in der grossen Incorrectheit der vorigen, die durch das Zusammentreffen mehrerer ungünstiger Umstände veranlasst wurde; auch war sie nur für ein kleineres Publicum berechnet, wie sowohl der Titel (Vergissmeinnicht für edle Schwestern) als auch die Vorerinnerung selbst zu erkennen gab.

Da nun denjenigen, welche ohne grosse Foderungen an Kunstbildung und schöpferische Kraftäusserung der Phantasie gern an sanften, edlen Gesinnungen in leichten, ziemlich wohlklingenden Versen, wie sie hier gegeben werden, sich erquicken und erbauen, diese Gedichte in der verbesserten Gestalt noch willkommener seyn müssen: so finden wir bey erneuerter Erwähnung derselben weiter nichts, als unseren Dank hinzuzufügen, für die preiswürdige Sorgfalt, welche die hochgesinnte Verfasserin aus Achtung gegen das Publicum ihren Herzensproducten bewiesen hat. L. W.

Berlin, b. Sander: *Emma*, von *August Lafontaine*. Erster Band. 1809. 394 S. Zweyter Band. 1810. 372 S. 8. (3 Rthlr. 20 gr.) Die Briefform, welche in diesem Romane die vorherrschende ist, hat das Eigene, dass Meinungen, Urtheile und Bemerkungen ungezwungener in derselben hervortreten. Man kann durch verschiedene geschliffene und gefärbte Gläser in die Welt hineinsehen lassen, und das Leben so darstellen, wie man es eben haben will. Desswegen ist auch diese Form nur für gute Köpfe, und für reiche. Hr. *L.* gehört gewiss zu diesen. Denn, obschon er in allen seinen Producten sich selbst nicht verleugnen kann: so kleidet er seine Individualität doch immer verschieden, aber immer auch gefällig. Die Leichtigkeit der Darstellung vereinigt sich hier mit besonderer Tiefe des Gefühls und einer, man möchte sagen, gediegeneren Ansicht des Lebens. Dass manche Wendungen, auch in der Sprache, vielleicht zu oft wiederkehren, ist ein Fehler, der leichter gefunden als empfunden wird. Zu spät kömmt wohl der Wunsch, dass Emma viele Leser finden möge. —pa—

Gotha, b. Steudel: *Aruja*, oder *die weibliche Treue*. Eine morgenländische Erzählung aus Tausend und einem Tag. Nebst einer Zugabe. 1811. 311 S. 8. (1 Rthlr.) Nach einer bescheidenen Dedication an eine liebenswürdige Demoiselle, der der Vf. aus Scherz irgend ein *Erzeugniss seiner Feder* zu widmen versprochen, kömmt eine noch bescheidenere „Recension dieses Werkchens“, — ein abgenutzter Einfall, — die den Vf. immer mehr als Einen ankündigt, der von sich nicht genug sprechen kann. Auch in der kurzen Vorerinnerung zur Aruja, spielt er die Hauptrolle, entschuldigt nochmals aufs Beste sein poetisches Beginnen, und gesteht, dass seine Blumen nicht vom Musenberge stammen, sondern weit vom Helikon, von seinem Genius auf einem Raine gepflückt worden sind, um sich, wo möglich, mit dem schönen Ruhme zu bekränzen, stets gefällig gegen die Schönen zu seyn: als Dichter aber wolle er nicht glänzen. In diesem Geständniss hat der Vf. die Wahrheit gesagt. Die Damen, denen er gefällig zu seyn sich bestrebt, werden ihm die Gefälligkeit erweisen, ihn zu lesen, die Anderen aber, welche einen Dichter suchen, werden ihn ungelesen lassen. Der Vf. hat die Erzählung aus Tausend und einem Tage versificirt; sie hat aber wohl schwerlich etwas anderes dabey gewonnen, als einige matte Stellen, die der leidige Reim erzwungen hat, z. B.

> Ich bleibe *bis zur Todespforte*
> Treu gegen meinen Mann gesinnt.

Oder:

> Und sollten wir auch mit der Hyder ringen,
> *Bis an des düstern Grabes Rand.*

Die auf den Titel angekündigte Zugabe hat auch noch den Titel: „*Ein Strauss zur Zugabe, als ein Angebinde für Lorchen, zu ihrem Geburtstage*“. Die Galanterie des Vfs. ist auch hier sichtbar. Übrigens befinden sich in dem Strausse einige artige Blümchen, unter anderen auch eine französische Nachbildung des bekannten Liedes: *Freuet euch des Lebens* u. s.; die mehrere wohlgelungene Stellen hat. Giftblumen enthält der Strauss gar nicht, aber wohl ein paar Grasblumen, die keinen Geruch haben.

3×12.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

GESCHICHTE.

Göttingen, b. Vandenhoek u. Ruprecht: *Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt*, von *A. H. L. Heeren*. Dritter Theil u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stucke abgebrochenen Recension.)

Wir wollen mehrere Anmerkungen übergehen, die wir zu machen hätten, da wir uns auch über den allgemeinen Sinn des *vierten Abschnitts*, *vom Heldenalter*, äussern müssen. Wenn das Alter einer verkehrten Meinung ihre Beybehaltung rechtfertigte: so dürfen wir Keinen tadeln, der das Heldenalter als einen durch Phantasie verstellten Theil der Geschichte behandelt, und dazu durch Abschneiden und Auslassen zustutzt: denn es läſst sich nachweisen, daſs schon die Alexandriner so verfuhren. Andere unter ihnen setzten aber auch die mythische Zeit vor der dunkeln, mit völlig richtigem Sinn; ja die beiden ältesten Dichter unterscheiden die Zeit der Heroen, des göttlichen Geschlechts, von jener der ohnmächtigen und nichtswürdigen Menschen, *wie sie jetzt sind*: nicht als eine ältere, sondern als eine ganz verschiedenartige. Das ist bey Homer nicht weniger klar als bey Hesiodus: Götter sind Väter oder Ahnherren der Heroen; sie kämpfen mit ihnen; in übermenschlicher Kraft und Gröſse schwingen sie Waldbäume anstatt Lanzen, und Felsstücke, die viele Menschen kaum wälzen können, wie einen Schleuderwurf. Daſs solche Helden allein den Sieg entscheiden, ist der ganzen Idee angemessen; ist denn nicht alle Poesie zerstört, und heiſst es nicht Homer zu einem nüchternen modernen Epiker herabsetzen, wenn man dafür eine Erklärung braucht, und sie in der Überlegenheit vollständig Gerüsteter über Schaaren ohne Schirmwaffen findet (S. 138)? Überdieſs Schade, daſs Homer in allbekannten Versen, die vollständige Rüstung der dichten Phalangen beschreibt. Hätte nur Hn. *H.* die Ritterzeit, und besonders die Kreuzzüge, nicht ein ewig wiederkehrendes fatales Blendwerk vorgemacht, hätte er sich an die einheimische und die scandinavische Heldenwelt erinnert: denn diese sind mit der griechischen verschwistert, und an ihnen wenigstens sollte man diese verstehen lernen. Man nehme die historischen Nachrichten von Attila, Dietrich und den Burgundern weg, denke sich, wir wüſsten von ihnen nur durch die Lieder, wie von den Helden der Ilias, und nun wollte einer das Gedicht zu einer Geschichte verarbeiten, und die Sitten der Heldenzeit nach der treuen und reichhaltigen Schilderung des Nibelungenlieds abhandeln. Rec. begreift nicht, wie es nur zweifelhaft seyn könne, daſs Agamemnon und Achill des Gedichts denen einer Chronik, wenn sie vorhanden wäre, eben so unähnlich seyn müſsten, als der Dietrich des Gedichts dem des Cassiodorus; und daſs der Grund, weſswegen das Ganze der troischen Zeit, sobald es von der Götterwelt gesondert ist, für historisch gilt, — nämlich, weil es keine damit unvereinbaren historischen Nachrichten giebt, — gerade alle Anwendung dieser Art ausschlieſsen sollte, weil eben gar keine Vergleichung möglich ist, nach der Einiges für historisch gerechnet werden könnte, weil es mit einigen wenigen bewährten Puncten verwandt wäre. Bey klarer Einsicht über die epische Poesie verschwindet der schale Begriff von Erdichtung, und es wird dem, der die griechische Geschichte von der Völkerwanderung der Dorier und Thesproter anfängt, nicht einfallen, mit griechischen Sophisten das Daseyn von Ilion in Zweifel zu ziehen. Griechenland und Vorasien, das letzte mit Thracien, stehen sich hier offenbar als zwey Staaten, die sich am Olympus berührten, gegenüber; von den europäischen Eroberungen des gewaltigen Heeres der Teucrer und Myser redet Herodot (VII. c. 20): und daſs wir Griechenland am Anfange der wirklich historischen Zeit in getrennte Landschaften zerrissen sehen, ohne daſs es klar wäre, wie eigentlich das in jener alten Zeit verknüpfende Band aufgelöst ward, ist nur eine Folge davon, daſs es von dieser keine Geschichte giebt. Vor chronologischen Combinationen über die troische Zeit und das ganze Heroenalter wird die Betrachtung uns warnen, daſs in dem deutschen Heldenliede Markgraf Rüdiger in die Zeit der Hunnen und Burgunder versetzt ist. Wir erwarten keinen Spott über die vergleichende Erwähnung unseres vaterländischen Gedichtes, seitdem *A. W. Schlegel* darüber geredet hat; würden uns aber auch ohnedieſs ohne Furcht nach unserem Gefühl und Gewissen erklärt haben. Von dem Glauben, mit diesen Ansichten etwas ganz Neues zu sagen, sind wir übrigens so weit entfernt, daſs uns vielmehr die Gewiſsheit erfreut, daſs sie schon in vielen empfänglichen Gemüthern, mehr oder weniger bestimmt, vorhanden sind, und daſs es nicht lange mehr währen kann, ehe eine andere ganz unmöglich scheint. Aber man braucht nicht einmal sie sich zu eigen gemacht zu haben, um die Behauptung undenkbar zu finden, daſs Homer, *angenommen nach drey Jahrhunderten*, als eine historische Quelle für den Zustand und die Sitten des Helden-

alters gelten könne, welche er mit absichtlicher sorgfältiger Treue in ihrer Eigenthümlichkeit geschildert habe, das Frühere oder Spätere fast genauer unterscheidend, als es dem Dichter oblag (S. 116. 117). Abgesehen nun davon, dass diess nur bey einem Reichthum an Büchern und Urkunden möglich wäre: so bedarf es nur einer Andeutung, wie fremd dergleichen einem dichterischen Zeitalter ist, und dass eben damit für die Zeitgenossen der lebendige Eindruck ganz zerstört worden wäre. Der ächte epische Dichter kann kein einer bestimmten Zeit entsprechendes Sittengemälde gebrauchen, am wenigsten aber von einer längst vergangenen: man erinnere sich selbst an die schlimme Wirkung eines genau beobachteten Costums, wie wenn Shakspeare den Hamlet in die nordische Heidenzeit gelegt und darin gehalten hätte, oder den Coriolan in römischen Formen. Rec. begreift nicht, wie es einem Manne, wie Hr. *H.*, hat in den Sinn kommen können, eine Erklärung für den Glanz der homerischen Fürstenhäuser zu suchen, nach welchem ersten falschen Schritt freylich die Vermuthung weniger befremdet, viele von den erwähnten goldenen Geschirren möchten wohl nur vergoldet gewesen seyn (S. 131). Musste denn nicht dem Dichter die alte Königsgrösse mit jeglichem Glanz überstrahlt erscheinen? Was folgt aus der Schilderung von Kunstwerken (S. 132) anders, als dass der Dichter im Geist schon sah, was die Hand des Künstlers wohl noch lange nachher nicht vollbringen konnte? Hoffentlich hat schon Jemand in den hephästischen Statuen Automate gefunden. Stellen, wie die folgenden, brauchen wir nur anzudeuten: die Bewaffnung sey im trojanischen Kriege aus der Rohheit fortgeschritten gewesen, in deren Zeit Hercules nur noch mit Keule und Löwenhaut gerüstet war (S. 138); die pragmatische Erklärung, wie der Argonautenzug veranlasst worden (S. 121), und der trojanische Krieg auch ohne einen Raub der Helena hätte erfolgen müssen (S. 139) u. s. f.

Die falsche historische Gläubigkeit dieses Abschnitts erstreckt ihre Folgen auch auf den folgenden *fünften: Zeiten nach dem Heldenalter.* Hier aber sind die Vernachlässigungen nicht weniger bedeutend, als die Unrichtigkeiten, welche sich berichtigen liessen. Die völlige Umwandlung Griechenlands durch die Eroberungen roher Bergvölker; wie dadurch neue Staaten in neuen Grenzen entstanden, und in den eroberten Gegenden, anstatt der alten Völkerstaaten, der Unterschied zwischen einem herrschenden Volk und Unterthanen in demselben Gebiet, während der alte Zustand blieb, wo die alten Bewohner ihre Unabhängigkeit bewahrt hatten; wie sogar Leibeigenschaft aufkam; wie zuerst die Aristokratie die königliche Würde verschwinden liess, ohne die Verfassung wesentlich zu ändern; wie aus ihr oder bey ihrem Zusammenstossen mit dem sich stark und gedrückt fühlenden Volke Tyrannen aufkamen; wie die Grundzüge der alten Verfassungen ausgelöscht wurden, und fast allenthalben entweder Oligarchieen oder Demokratieen entstanden: — diess alles ist sowohl hier, wo es in der historischen Übersicht seinen rechten Platz gehabt hätte, als im neunten Abschnitt, wohin es der Vf. zum Theil gezogen hat, entweder gar nicht berührt, oder äusserst unbefriedigend behandelt. — Dass alle griechischen Staaten als Städteverfassungen zu betrachten wären (S. 152), ist, selbst im weitesten Sinn, im Mutterlande, wie eben angedeutet, nur von den eroberten Gegenden richtig, aber nicht von Attica, Arcadien u. s. f.: — dann kann man aber auch da, wo Stadt und Gebiet vorkommen, weder die deutschen, noch die italiänischen Städte der Imagination vorschieben, weil die Bürgerschaften des Mittelalters gerade aus den Ständen bestand, welche in den griechischen ausgeschlossen waren. Denn diese Republiken waren immer vielmehr Cantone als Städte, eine Versammlung von Bauerschaften, von denen auch sicher allenthalben der bey weitem grössere Theil ausserhalb der Ringmauern lag. — Wie gestattete die Liebe für Heldengrösse, die Hr. *H.* so oft äussert, die herabwürdigende Benennung eines Abenteurers für Aristomenes (S. 149)? Zum Heros hat ihn Rhianus freylich nicht erheben können, eben weil er schon an die historische Zeit reicht. Bey der Übersicht der griechischen Colonieen (S. 146 ff.) müssen wir uns wieder fragen, für wen der Vf. sie niederschrieb. Denn fände das Buch einen Leser, dem die hier hingeworfenen geographischen Elemente neu wären: so würde, um der vielfachen Unrichtigkeiten nicht zu erwähnen, welche der Vf. wirklich eingemischt hat, die unbegreifliche Flüchtigkeit des Vortrags bey einem solchen unvermeidlich die Meinung veranlassen, z. B. dass Chios und Samos nicht zu den zwölf ionischen Städten gehört hätten (S. 149), welches Hr. *H.* auch nicht im Traum hat können sagen wollen.

Sechster Abschnitt: Homer und die Epiker. Der Vf. sucht die epische Poesie von ihrem Ursprung im Heldenalter, aus der Improvisation, bis zu ihrer Vollendung durch Homer zu verfolgen: eine Untersuchung, bey der wir ihn nach unserer Ansicht von der vorhistorischen Zeit nicht begleiten können. Eben so wenig mögen wir Betrachtungen theilen über die Umstände und Veranlassungen, unter deren Gunst das Dichtergenie Homers sich erhoben habe, da solche wirkende Ursachen nur in der höchsten Individualität und Schärfe genommen etwas Weniges bedeuten. Nur das lässt sich behaupten, dass ein ausserordentlicher Geist ein ihm verwandtes kräftiges und geistreiches, wenn auch nicht mannichfaltiges Zeitalter voraussetzt, und dass wir also auch das homerische dem des Perikles nicht nachsetzen können, am wenigsten den Dichter als einen Stern in der Nacht denken dürfen. Daraus schon erhellet, wie übertrieben die Behauptung ist, dass die Griechen durch Homer geworden wären, was sie waren (S. 170), denn diese setzt nothwendig voraus, dass ihnen vorher das Unterscheidende ihres Adels gefehlt hätte. Eben so wenig kann man aber auch sagen, dass Homer auf die späteren Jahrhunderte der Blüthe Griechenlands ausschliesslich und herrschend gewirkt habe. Hr. *H.* übersicht ganz die Lyriker, deren Lieder durch Gesang und Melodie noch weit inniger an das Herz redeten, und weit häufiger als der

Vortrag des Rhapsoden, indem sie nicht allein bey jedem Gastmahl vernommen wurden, sondern Citherspiel und Gesang, ehe Gelehrsamkeit entstand, zum wesentlichsten Unterricht einer liberalen Erziehung gehörten. Auch die untergegangenen Epiker müssen ganz allgemein gekannt gewesen seyn, weil die Sagen der Heroenzeit doch nur in ihnen aufbewahrt seyn konnten, da in den homerischen und hesiodischen Gedichten nur ein unendlich kleiner Theil des Stoffs der zahllosen Tragödieen gefunden wird. Es ist wohl sehr wahrscheinlich, dass eben die Tragödieen diese Gedichte gegen die macedonische Zeit in Vergessenheit brachten, da epische Poesie nothwendig sättigt; und Rec. glaubt, dass es sich darthun lasse, dass erst damals die homerischen Gedichte so alleinherrschend wurden, indem zugleich, wie es schon aus dem Verschwinden der Chöre sichtbar ist, der lyrische Geist in der Nation erloschen war. — Die Phäaken waren keine Griechen (S. 161): die Eretrier, welche Scheria einnahmen, fanden dort Barbaren, wahrscheinlich Epiroten. Das phäakische Volk des Dichters hat er gestaltet; dass er griechische Namen nennt, geschieht nach demselben Gesetz, nach welchem er es nicht ahnden läst, dass die Phryger Barbaren waren; wir glauben auch in ihnen Griechen zu sehen. Das Gegentheil, ein beobachtetes barbarisches Costum, ist ja in der Poesie abscheulich. Auch Rec. ist überzeugt, dass in einer epischen Zeit eine Folge dichterischer Gemüther die Heldensage ausbildete; aber die Jahrhunderte sind es nicht, welche einen Stoff für die Epopöe zu reifen vermochten (S. 165), der, wie das angeführte Beyspiel der Kreuzzüge, als Geschichte und in einer historischen Zeit begann. Das hat Tasso auch nicht überwinden können: von Liedern über die Kreuzzüge (ebend.) ist uns nicht das Geringste bekannt; ein paar ganz magere altfranzösische historische Reimgedichte kann der Vf. nicht meinen, und als Tasso dichtete, würde wohl kein Mensch in Italien etwas von jenen Zeiten gewusst haben, wenn es nicht Bücher gegeben hätte. — Der Vf. zählt die Cykliker zur Sängerschule (S. 175) der Homeriden (S. 174): diese aber waren ein Geschlecht auf Chios, welches zu Homer, dem Göttersohne, in demselben Verhältniss stand, wie andere zu dem Heros, dessen Namen sie trugen. Es hebt alle bestimmten Grenzen des Sprachgebrauchs auf, einen Cyprier, Milesier und Mitylenäer zu ihnen zu rechnen.

Siebenter Abschnitt: Mittel zur Erhaltung der Nationalität. Von Mitteln, scheint es, könnte nur bey einem gedachten Zwecke die Rede seyn, was zum Begriff gehört, wie hier Einheit der Sprache, nicht einmal zu den Ursachen. Diese Einheit, welche aber der Politik ganz gleichgültig ist, werden auch die abgeschiedensten Pflanzstädte behalten, bis ihnen fremde Oberherrschaft fremde Mitbürger und Sitten aufdrängt: auf diese Weise verloren denn auch viele griechische Städte ihre Nationalität. Nicht auf höhere Bildung (S. 182) war der Grieche stolz, sondern auf Freyheit, Charakter und Sinn: wie verehrten nicht die Älteren die Weisheit der Barbaren! — Die griechische Sprache war viel zu sehr verbreitet, als dass Unbekanntschaft mit ihr fremde Völker von der Befragung des Orakels zu Delphi hätte abschrecken können (S. 188). Ausser Rom wissen wir, dass Karthago, und schon unter Cyrus Agylla, dorthin sandten. — Ἀμφικτίονες ist freylich wohl auf eine wahrscheinliche Etymologie gegründet: aber das Dilemma der Anm. S. 196 ist falsch, die Griechen schrieben nur Ἀμφικτύονες, und so dürfen auch wir nicht anders schreiben. — Der Vf. nennt (S. 199) nach Ste. Croix alle Volksversammlungen bey gemeinschaftlichen Tempeln Amphiktyonieen: wir warnen bey dieser Gelegenheit gegen den willkührlich und ganz unbegründet angewandten Ausdruck. — Dass die προμαντεία der Vortritt bey der Befragung des Orakels gewesen sey (S. 203. Anm. 2), ist wohl die gewöhnliche Erklärung, aber nur auf buchstäbliche Auslegung des Worts gegründet, und, wie so viele ähnliche, wahrscheinlich falsch. Herodot und Thucydides nennen die Priesterin πρόμαντις, welches auf mehrere Deutungen führen kann, gewiss aber weg von dieser gewöhnlichen. — Die vier S. 204. Anm. 4 genannten Völker konnten ihren Antheil an der Amphiktyonie bewahren, als sie, nach langen Kriegen (Aristot. Polit. II. 7. (9).), die Hoheit Thessaliens anerkennen mussten; dass der Bund nicht schon ursprünglich aus zwölf Völkern bestanden haben sollte, könnte Niemand wahrscheinlich finden, wenn auch nicht die bekannte Stelle des Äschines ausdrücklich dafür zeugte. Das zwölfte, dessen Namen ausgefallen ist, waren gewiss die Doloper (ebend.).

Achter Abschnitt: die Perserkriege und ihre Folgen. Nicht das kleine Naxus allein (S. 211) stellte acht Tausend Hopliten; es ist klar aus Herodot (V. c. 31), dass die umliegenden Cykladen alle, namentlich aber Parus und Andrus, von dieser Hauptinsel abhingen, also mit ihren Bewaffneten zuzogen. — Dass Sparta schon vor dem Perserkriege als vorstehender Staat anerkannt ward, lässt sich nach Herodot nicht bezweifeln: so sagt der Milesier Aristagoras, Herodot V, c. 49 ὅσοι προεστέατε τῆς Ἑλλάδος. Bey der Behauptung (S. 224), ohne die Seeherrschaft Athens würde kein Sophokles gediehen seyn, hat der Vf. alle früheren grossen Dichter und Aeschylus vergessen. Bey minderem Reichthum und einfältigerer Kunst wären die Tragödieen nur mit etwas weniger Pomp und Glanz aufgeführt, nicht weniger erhaben gedichtet worden. Die Leiden und der Sieg des Perserkriegs gaben allerdings den Gemüthern einen Schwung, der auch den jugendlichen Sophokles erhob, wie Goethe selbst den siebenjährigen Krieg zu den starken Reizungen seiner Jugend zählt. Bey der Darstellung, wie die abhängigen Staaten behandelt worden, S. 226 ff., übergeht der Vf. die Kleruchieen und die Episkopen. Sonst wollen wir nicht mit ihm darüber rechten, dass er mit Vorliebe die bösen Züge der Regierung Athens mildert, sondern sind mit ihm geneigt, solche Zeiten im Ganzen zu nehmen, und halten wenig auf Jeremiaden über Herrschsucht und Ungerechtigkeit, welche sich in der Geschichte ewig wiederholen müssten. Über die Tribute wird er wohl

bey der Abhandlung von Athen genauer reden, als S. 227 geschehen ist. Das Lob des Isokrates (S. 230 Anm.) möchten Wenige unterschreiben, welche wirklich die Geduld gehabt haben, die weitschweifigen und gedankenleeren Declamationen des eiteln alten Mannes durchzulesen, dem Thucydides barbarisch und Demosthenes in jeder Hinsicht ein verhasstes Ärgernifs gewesen seyn muss. — Da der Vf. hier die Entstehung und Blüthe der Herrschaft Athens darstellte: so hätten wir in einem andern Capitel eine entsprechende Darstellung der Zeit erwartet, in der Sparta tyrannisirte, und der Auflösung, bis Philipps Reich vollendet ward.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. 1) *Hildesheim* und *Leipzig*, in Comm. b. Gerstenberg: *Lebens- und Reise-Abenteuer eines Jünglings, der die Welt nicht kannte.* 1804. 1 Thl. VIII und 267 S. 2 Th. 232 S. 8. (2 Rthlr.)

2) *Zerbst*, b. Füchsel: *Leben Traugott Würdig's, Landpredigers zu Rosenfeld.* 1804. 1 Th. m. einem K. 270 S. 2 Th. 276 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Der erste Theil von No. 1 enthält die Geschichte eines Jünglings bis in sein 18tes Jahr. Die Mutter bestimmt unseren Helden für das Studium der Theologie, schickt ihn zuerst nach Gandersheim, dann nach Hildesheim auf die Schule, die der junge Herr aber, seiner Betrügereyen und Unterschleife wegen, verlassen muss, und sich entschliesst, zu seinem Onkel nach T—t (Tilsit) in Preussen zu gehen. Er tritt seine Fussreise über Berlin an, wo er in den Tabagieen, um seine Unschuld zu bewahren, Sprüche aus dem Schatzkästlein betet, das er in der Tasche hat; zehrt, so lange er Geld hat, aus seiner Casse, und fängt dann an, sich durchzubetteln, wobey er dann den Leuten, die er anspricht, immer ein Gewebe von Lügen vorträgt. Er kömmt bey seinem Onkel an, wird sehr gut aufgenommen, verlässt aber diess Haus bald wieder, und kehrt zu seinen Ältern zurück. Dass er bloss seiner Tugend wegen fortgegangen ist, versteht sich von selbst. Ein schönes Fräulein sucht ihn zu verführen. Mit einer edeln Offenherzigkeit klagt er dem Onkel seine Noth; allein dieser liebt das Fräulein, und fängt nun an, seinen Neffen schrecklich zu quälen. Der saubere Neffe aber ergiebt sich aus Desperation dem Trunke, und entläuft, als der Onkel die Wirthschaft erfährt, um in seinem väterlichen Hause eine Versorgung zu erwarten.

Im zweyten Theile findet sich denn diese Versorgung: sie besteht in einer — Bedienten-Stelle bey einem Kriegssecretar in Hannover. Der neue Bediente ergiebt sich hier wieder der edlen Beschäftigung des Trinkens, bestiehlt und betrügt seinen Herrn, der ihm desshalb seinen Dienst aufkündigt. Nun fasst unser Held den Entschluss, zu studiren, geht nach Göttingen, wird Student, lügt sich Unterstützungen zusammen, und verlässt auch Göttingen wieder, um in Halle seine angefangenen Studien zu endigen. Auf dem Wege dahin fällt er in die Hände der kaiserlichen Werber, wird nach Italien geschleppt, wo er verwundet wird, seinen Abschied als Invalide erhält, und nun nach seinem Vaterlande zurück sich bettelt und lügt. Nur bis Prag setzt er seine Reisebeschreibung fort. Dann schliesst er, vermuthlich weil sein schwacher Kopf die jämmerliche Tirade nicht mehr fortsetzen konnte.

Rec. kann nicht begreifen, wie der Vf. zu diesem, unter aller Kritik stehenden Producte noch einen Verleger hat finden können. Pöbelhafte Ausdrücke, höchst erbärmlicher Stil und eine barbarische Incorrectheit wetteifern um den Vorrang. Doch das möchte noch hingehen, wenn nur der Vf. sich nicht noch erdreistet hätte, Männer, die um die Bildung der Jugend wirklich Verdienste haben, auf die niederträchtigste Weise an den Pranger zu stellen. So z. B. schildert er die Lehrer der 2ten und 3ten Classe der Stadtschule in Gandersheim mit einer solchen Unverschämtheit, die er sich nur als Anonymus erlauben konnte. Kurz, Rec. hat unter dem Heere von Romanen beynahe nicht Einen gefunden, der in einem solchen Grade die tiefste Verachtung verdient, als dieser.

No. 2. *Traugott Würdig*, der Sohn eines armen, aber ehrlichen Landmannes, lässt von frühester Jugend sehr viel Neigung zum Studiren blicken; das Glück führt ihn in die Hände eines Lehrers, der es sich angelegen seyn lässt, ihn zu einem guten und geschickten Menschen zu bilden. Traugott ist immer so fleissig, und giebt so deutliche Beweise seines Fleisses, seiner Fortschritte und seines vortrefflichen Herzens, dass er der Liebling seines Lehrers, bey dem er jetzt gänzlich ist, wie seiner Ältern, wird. Er bezieht die Schule und nachher die Universität: überall erwerben seine Kenntnisse und seine Redlichkeit ihm für sein Wohl thätig mitwirkende Freunde. Nach geendigten Studien wird er Hofmeister in dem Hause eines Edelmannes, und erhält nachher von dem Vater seiner Zöglinge die Pfarre des Orts. So weit der erste Theil.

Der zweyte fängt mit der Wahl Würdigs zum Prediger in Rosenfeld an. Würdig geht, bis er angestellt wird, zu den Seinigen, mit deren Hülfe und Rathe er seine künftige Haushaltung einrichtet. Der Vf. lässt ihn die ganze Einrichtung mit dem sowohl bey dem Cantor als bey seiner Hofmeisterstelle sich ersparten Gelde bestreiten, und giebt seinen jungen Lesern einen herrlichen Wink über das Schuldenmachen. Sehr rührend, dabey aber eben so natürlich, ist der Empfang des neuen Predigers in seiner Wohnung geschildert, und der Vf. verfehlt nicht, bey dieser Gelegenheit viele gute Lehren, vorzüglich für Landprediger, einzustreuen. Rec. wünscht, dass jeder Prediger die schöne Stelle S. 25 ff. über das Fortschreiten mit dem Geiste des Zeitalters doch recht sehr beherzigen, dass alle geistlichen Behörden und Kirchencollegia ernstlich bedenken möchten, was S. 59 so trefflich als passend über das Accidentiennehmen gesagt wird. Gleich vortrefflich ist alles das, was der Vf. über die Pflichten eines Vaters in Ansehung der Erziehung, der Bildung und Belehrung seiner Kinder sagt; er schildert sie als die heiligsten und wichtigsten in der Natur, spricht mit sehr vieler Aufklärung, dabey aber mit Würde und Einsicht, von der Unzweckmässigkeit, Kinder schon in der frühesten Jugend in einer ausgeklügelten Religion unterrichten, sie mit dunkeln Grübeleyen *verbilden* zu wollen. Würdig's eifrigstes Bestreben ist nun, Moralität und vernünftige Religion unter seinen Zuhörern zu befördern, ohne durch die Hindernisse, die selbst einige seiner Amtsbrüder ihm in den Weg legen, sich abhalten zu lassen, und seine Arbeit bleibt auch nicht ohne Erfolg; er sieht seine Gemeine sehr bald zu vernünftigen Menschen werden, und erndtet reichlich die Früchte seiner Mühe. Würdig wird nun Vater von 3 Kindern, schickt seinen Sohn, reich an Kenntnissen, auf die Universität und verheirathet seine Töchter sehr glücklich; sein Sohn erhält nachher eine Feldprediger-Stelle. Würdig's Gattin stirbt, er folgt ihr bald, und der Vf. schliesst mit den Worten: „Sollte Traugott Würdig für manchen *armen* Jüngling, der gleichen Trieb zur Brauchbarkeit für Gott und die Welt hat, ein rührendes Beyspiel des festen Vertrauens auf die Wege der Vorsehung und zur Nachahmung werden: so wäre meine Absicht erreicht." Als Muster einer schönen oder vorzüglichen Schreibart würde Rec. diesen Roman nicht empfehlen; allein vieler anderer Eigenschaften wegen verdient er, vorzüglich Knaben, als eine angenehme und nützliche Lectüre empfohlen zu werden. Die Erzählung ist ohne Zwang, sehr zusammenhängend und natürlich vorgetragen; Fleiss, Tugend und Rechtschaffenheit wird jungen Leuten darin sehr ans Herz gelegt, und die Charaktere der handelnden Personen sind richtig gezeichnet und gut durchgeführt.

σ.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

GESCHICHTE.

GÖTTINGEN. b. Vandenhoek u. Ruprecht: *Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt*, von *A. H. L. Heeren.* Dritter Theil u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Neunter Abschnitt. Griechische Staatsverfassungen. Wir haben bereits im Vorhergehenden mehrere Puncte berührt, welche hier wieder vorkommen: wie S. 234, die Vergleichung der griechischen Städteverfassungen mit den deutschen reichsstädtischen, da der herrschende Stand (τὸ κύριον) nicht blofs verschieden, sondern sich so entgegengesetzt war, dafs, was in den Einen herrschte, in den Anderen nothwendig unterthan war. Was Hr. *H.* ferner über den Unterschied des Begriffs vom Staat bey den Griechen, oder wie wir lieber sagen möchten, bey den Edeln unter den alten Völkern, und den modernen Politikern sagt (S. 236), unterschreibt Rec. gern, sofern es gegen die Letzten gerichtet ist: aber es wäre nicht nur leicht zu zeigen, dafs factisch die meisten dieser alten Staaten in der historischen Zeit durchaus frevelhaft und gewaltthätig waren, (Sparta aber war ja eben eine Maschine), sondern er kann es auf keine Weise als die Aufgabe ihrer Gesetzgebungen anerkennen (ebend.), zu bewirken, dafs die Vernunft die Herrschaft über die Begierden und die Leidenschaften führe. Diese Gesetzgebungen hatten keinen anderen Zweck, als den, welchen die Landrechte und Statuten neuerer Republiken in den Jahrhunderten alter Einfalt hatten; und auch die Philosophen, wie Aristoteles am Schlufs der Ethik, verlangten nur, was auch wohl kräftiger ist, dafs der Staat so eingerichtet werden solle, dafs er, die Mängel guter Natur und guter Erziehung ersetzend, edle Neigungen und Gewohnheiten fördere, schlechte unterdrücke. Das eigentlich Charakteristische der Griechen ist aber, dafs ihnen die Idee einer abstracten Regierung und Verwaltung, welche von den collectiven Neigungen der Theilnehmer an der Souverainetät verschieden wäre — von jenem Ding, welches man vor zwanzig Jahren die Herrschaft der Gesetze, und nicht der Personen nannte, — nie in den Sinn kam. Daher waren alle ihre Verfassungen willkührlich und leidenschaftlich; der Unterschied lag nur darin, wer so herrschte, ob ein Einzelner, Einige oder Alle. Von der Unverletzlichkeit des Eigenthums z. B. wufste ihr Herz nichts. Eine andere, aber viel allgemeinere Eigenheit des Alterthums war die Unbekanntschaft mit einer von oben her emanirenden und übertragenen Verwaltung der einzelnen Gemeinden. Die unterworfenen Landschaften griechischer Republiken und die Städte, welche dem grofsen Könige oder Macedonien gehorchten, verwalteten sich im Inneren nach eigenem Sinne und republicanisch, unter selbstgewählten Obrigkeiten, und in Volksversammlungen, ohne dafs es jemals dem Souveraine in den Sinn gekommen wäre, diese abzuschaffen, und eine von ihm ernannte Districts- und Communal-Administration niederzusetzen. — Was der Vf. S. 239 ff. über Aristokratieen und Demokratieen sagt, ist gröfstentheils falsch. Man unterscheide auch hier die Zeiten: vor Alters, sagt Aristoteles, nannte man Demokratie, was wir jetzt Politie nennen (IV c. 13); aber in der eigentlich historischen Zeit war absolute Gleichheit der Grundbegriff der Demokratie, und eine Verfassung, worin die Unbegüterten gänzlich von der Theilnahme an den Magistraturen ausgeschlossen gewesen wären, oder ihre Stimmen weniger gegolten hätten, als die der Reichen (S. 210), hätte seit Pericles der gemeine Sprachgebrauch nimmermehr, so wenig als der theoretische (S. 238), mit diesem Namen genannt. Wer kein Fremdling in den einzelnen griechischen Verfassungen ist, weifs, wie für uns unbegreiflich Weniges hinreichte, um den Charakter einer Aristokratie oder Oligarchie zu geben. Dafs es von der ältesten Zeit her einen Geschlechtsadel gab, hat der Vf. schon an einer früheren Stelle übersehen (S. 126), wo er von Geschlechtern redet, die sich abgesondert hätten: es ist aber nichts gewisser, als der, sogar noch von Polybius anerkannte Fortgang der Verfassungen aus der Monarchie, in der die Aristokratie schon neben den Königen bestand, durch diese zur Demokratie. In Aristoteles Zeitalter war der alte Begriff des Adels allerdings so erloschen, dafs er sichtbar damit immer verlegen ist: kann das befremden, da seit der dorischen Einwanderung in den Peloponnes damals wohl acht Jahrhunderte, und ein so grofser Theil davon in gewaltsamen Gährungen verflossen war? Damals mochten wohl nur sehr wenige Städte Reste ihrer alten Aristokratie erhalten haben, und wo diefs der Fall war, hatten diese leicht im allerärgsten Grade den Charakter der Oligarchie angenommen. Wie es nun mit den Demokratieen zum Excefs gerathen war: so hatte auch der Name der Aristokratie eine andere Bedeutung erhalten. Es war wohl keine Verfassung seltener, als die, welche dieser entsprachen; aber im Geist waren sie gerade den Oligarchieen so entgegenge-

setzt, dass es so unerlaubt als irrthumsschwanger ist, beide Verfassungen für dieselbe, und nur durch Namen und Nuancen unterschieden zu halten, wie Hr. *H* thut (S. 241 Anm. 1). — Dass in mehreren Fällen in Colonieen, deren erste Bürger aus verschiedenen Mutterstädten ausgezogen waren, die Phylä danach eingetheilt seyn mochten, ist möglich, obwohl wir von den Ionern das Gegentheil wissen, deren buntschäckige Stammtafel Herodot giebt: Rec. glaubt aber, dass Thurii das einzig wirklich bekannte Beyspiel sey; der Vf. musste nicht von „der so häufigen Erscheinung" (S. 245) reden. Er übersieht (S. 246), dass, seitdem Demokratieen aufkamen, die Phylä eine doppelte Bedeutung hatten: Bezirke, welche Bauerschaften enthielten, im topischen Sinn; dann Theile der Bürgerschaften, dass jeder Demus zu einer bestimmten Phyle gehörte, und die veränderte Ansässigkeit Niemand, so wenig aus dem Demus, dem seine Vorfahren angehört, als aus der Phyle brachte. Dass es griechische Städte gab ohne Volksversammlungen, bezweifelt der Vf. S. 247, und erkennt es hingegen S. 251 ausdrücklich, nach Aristoteles unumwundenem Zeugniss. Die meisten Oligarchieen hatten wohl ähnliche Versammlungen der Herrschenden, aber *das Volk* gehorchte nur, und durfte gewiss nie zusammenkommen. Dass nirgends nach Kopfzahl, sondern nur nach den Phylä, oder nach Classen gestimmt worden ist (S. 247), leidet nicht den geringsten Zweifel. — Indem der Vf. die Gegenstände, welche vor die Volksversammlungen kamen, eintheilt (S. 248), übergeht er die Regierungsbeschlüsse (ψηφίσματα), welche doch ein Hauptattribut waren. Man muss sich den Rath nicht denken als eingesetzt, um die Volksherrschaft zu beschränken (S. 252): sondern als übriggeblieben, in allen Verhältnissen verändert, von der älteren Verfassung. Man darf durchaus nicht (S. 252) von Athen auf andere Staaten schliessen, dass Ernennung durchs Loos in dem Rathe ein wesentlicher Charakter dieser Versammlung gewesen sey (S. 253): so war es nur in den aufs Höchste gebrachten Demokratieen. Die unbedeutende Commission von bejahrten Männern, welche zu Athen nach der Vertilgung der sicilischen Expedition niedergesetzt war, wird hier unter den lebenswierigen Senaten der Alten angeführt (S. 255). Man müsste den Begriff Volk so drehen, dass er immer nur die Theilnehmer an der höchsten Gewalt bezeichne, um die Behauptung (S. 258) zu rechtfertigen; den Fall ausgenommen, dass eine Magistratur erblich gewesen wäre, wie die Königswürde zu Sparta, habe in den griechischen Verfassungen der Grundsatz geherrscht: alle Magistrate kommen vom Volk. Der galt nur in der Demokratie, und die glaubt Hr. *H.* allenthalben zu erblicken. So nennt er (S. 266) Erhaltung der Freyheit und Gleichheit den Hauptzweck aller griechischen Gemeinheiten. Prüfung nach dem Loose (S. 259), das heisst, Untersuchung, ob der Ernannte nicht nach gesetzlichen Bestimmungen unfähig und unwürdig sey, war allgemeine Regel, und so unentbehrlich, dass die Sache kaum dadurch erträglich ward. Als sehr richtig müssen wir die Bemerkung (S. 261) auszeichnen, dass die griechischen Volksführer, wegen Aufhebung der Beschränkungen der Volksmacht, oft mit Unrecht angeklagt werden, indem sie dem unwiderstehlichen Strom der Zeit nachgaben: so wie am Schluss dieses Abschnitts, was über die Frage gesagt wird, ob diese Verfassungen Glück gewährten. — Von Autonomie (S. 266. Anm. 6) kann nur in Beziehung auf äussere Verhältnisse, nie bey der inneren Politik, die Rede seyn.

Zehnter Abschnitt. Griechische Staatswirthschaft. Dieses Capitel finden wir uns um so mehr veranlasst, genauer zu beleuchten, weil es vorzüglich Anspruch auf Neuheit macht, und die Natur der darin abgehandelten Gegenstände manchen Philologen scheu machen könnte, sein eigenes Urtheil anzuwenden. — Die Sucht, ein Creditgeld bey den Griechen zu entdecken, hat den Vf. verleitet S. 273, in der auch sonst falsch übersetzten Stelle des Aristoteles den sehr einfachen Sinn zu übersehen: die edeln Metalle hätten nur conventionelle Brauchbarkeit, an sich keine für irgend ein wahres Bedürfniss; wenn also jene aufhörte u. s. f. — Die folgende Erörterung (S. 274. 275) über die geringe Achtung der Erwerbthätigkeit bey den Griechen setzt uns durch ihre unbeschreibliche Verworrenheit in Verlegenheit, des Vfs. eigentlichen Sinn zu fassen, indem Erwerbthätigkeit (des einzelnen Bürgers), Finanzwissenschaft (eigentlich Kunst — der Regierung), und staatswirthschaftliche Theorieen (müssiger Schriftsteller) durch einander geworfen werden. Jene Theorieen überlässt Rec. sehr gern Jedem, der sie zerreissen mag: aber erwerbfleissig waren unsere Vorfahren, es waren es die Niederländer und andere Völker in ihren besten Tagen, als „Religion noch die erste Angelegenheit war" (S. 274); und in der That sind die Declamationen mehr als thöricht, welche mit ästhetischer Geringschätzung von dem emsigen Fleiss reden, der alle Tugenden gedeihen lässt, deren das stille Leben des Bürgers in ruhigen Tagen fähig ist. Eben so unwahr ist es, dass sich in jenen guten Tagen der Religion die Finanzkunst wenig bilden konnte; wäre es wahr: so wäre es so zufällig, als wenn man es von der Chemie sagte, aber Sully, de Witt und Montague hätten: von dem achtzehnten Jahrhundert nicht viel lernen können. Schlimm genug für die Athenienser, dass sie allerdings ein äusserst schlechtes Finanzsystem hatten: etwas Lobenswerthes kann Rec. darin schlechterdings nicht sehen; die Folgen waren damals, was sie jetzt sind: Armuth, öde Häuser, und wüste Bauplätze (Xenoph. de vect.). Dass die Griechen wenig betriebsam waren, will Rec. im Allgemeinen nicht bestreiten; es ist ihm auch ganz recht, dass sie andere Dinge trieben: aber zu der Schattenseite ihres Charakters gehört, bey Hang zu unbeschäftigtem Leben, ein nicht geringerer, auf alle Weise Geld zu machen. Man muss die innere Geschichte Griechenlands wenig kennen, um nicht zu wissen, wie Wucher, Glücksritterey und Geldmacherey aller Art in Platos und Demosthenes Zeitalter herrschten, und da hält es Rec. lieber mit

altväterischer Betriebsamkeit und Sparsamkeit. — Endlich ist es auch ganz falsch, dass in den alten Staaten das Wohl, das heisst hier der *Wohlstand*, des Einzelnen am Heil des Ganzen mehr als in den neueren hing. Vielmehr, wenn nicht eine Landaustheilung erfolgte: so konnte eine Revolution das Vermögen des Einzelnen nicht auf das Entfernteste in ähnlicher Art erschüttern, wie jetzt eine bedeutende Störung bey dem Papier- und Staatsschulden-Wesen. Die heftigere Liebe für das Vaterland hat in den kleineren Gemeinheiten doch eine bessere Quelle. — Der Vf. würde die Freyheit des Handels und Verkehrs weniger gepriesen haben (S. 283), wenn er sich der attischen Gesetze über den Kornhandel erinnert hätte, die an Zwange denen irgend eines neueren Staats gleich kamen, indem sie unter schwerer Strafe verordneten, dass jede Expedition, die von Athen ausgegangen war, dort auch endigen müsse. In der Darstellung des Geldwesens kommt Hr. *H.* S. 289 wieder auf die fatale Idee eines Creditgeldes bey den Griechen, welches er aus der, für den Verkehr unzureichenden Menge des Metallgeldes herleitet. Ohne uns hier in eine finanzielle Discussion über das Nichtzureichen einzulassen, und über die Frage, ob nicht Creditcirculationen ein immer erweitertes Bedürfniss schaffen, müssen wir nur bemerken, dass, wenn etwas Ähnliches bestanden hätte, Athen, als die grösste Handelsstadt der vormacedonischen Zeit, der Ort dafür gewesen seyn würde. Das eiserne Geld zu Clazomenä war eine Art Schuldscheine, welche durch ein gezwungenes Anleihen aufgedrungen, in fünf Jahren eingelöst wurden (Oecon. a. a. O.); und wenn Xenophon sagt, in den meisten anderen Städten müssten die Schiffe nothgedrungen eine Ladung einnehmen, weil ihr courantes Geld in der Fremde nicht brauchbar sey, hingegen das attische stehe im Auslande über Pari: so zeigt schon dieser letzte Umstand, wie jenes zu verstehen ist. Das attische Drachmengeld war fein Silber (bis auf sechs Grän in der Mark), und galt allgemein im Handel, wie jetzt im Orient, der Levante u. s. w. die Piaster; es ward in anderen Städten eingewechselt und in geringhaltigeres umgeprägt; dieses aber hatte ausserhalb der Stadt, die es schlug, keinen anderen Cours, als den die Willkühr der Wechsler bestimmte. Man wird sich also darüber trösten können, dass wir (S. 290) „nicht wissen, durch welche Mittel man den Cours“ dieses eisernen Papiergeldes „erhalten habe“. Allerdings ist es wahr, dass Einrichtungen, welche der neueren Zeit ganz eigenthümlich scheinen, sich oft dem Wesen nach, nur unter einer unkenntlichen Form, im Alterthum darbieten; aber die Jagd danach wird unvermeidlich auf schlimme Irrwege führen. Bey einer so durchaus verkehrten Finanzverwaltung, wie die athenienfische, bey dieser Willkührlichkeit und Vergeudung, konnte wahrhaftig Patriotismus die Lasten nicht leicht machen (S. 292); was der Vf. hier sagt, hört also in der Anwendung auf, wahr zu seyn. S. 295 hat er an dem unerhörten Namen Antisläus (Oeconom. II. 2, 6) nichts Anstössiges gefunden. Es ist gewiss eine von den vielen Verderbnissen der kleinen Schrift, und Sylburgs Noten hätten ihm die rechte Lesart gezeigt, die in Raphael Volaterranus Excerpten (im 36sten Buch seiner Commentarien) sich findet. Ἀντισθένης Ἀθηναῖος. S. 297 äussert der Vf. die Vermuthung, die grossen Capitalien in edlen Metallen, die, *nicht* zu Kunstwerken verarbeitet, bey den Tempeln gewesen wären (so auch S. 304), würden wohl zinsbringend gemacht seyn. Damit hätten wir denn auch griechische Leihbanken. Rec. bezweifelt aber, dass sich ein einziges Beyspiel finden möchte, dass vor griechischen Staaten edle Metalle, nicht unter der Form eines Kunstwerks, geweiht wären; und sollte es geschehen seyn, wie mit den lydischen Goldziegeln: so wäre doch auch dann der identische Gegenstand geheiligt, und die Verwendung ohne Sacrilegium unmöglich gewesen. Die in der Anm. 4 zu derselben S. angeführten Stellen, Thucyd. V, 53 und III, 68, hat Hr. *H.* ganz missverstanden: die Erste redet von einer Viehsteuer, welche die Epidaurier einem Tempel zu entrichten hatten, die Zweyte von der Publication der platäischen Landschaft für die Republik Theben; keine mit einem Wort von Tempelgütern. Eben so wenig ist es Demosthenes, der in der Appellation gegen Eubulides klagt, wie er sich durch Beytreibung der μισθώσεις τῶν τεμενῶν (nicht τεμένων) Feindschaft zugezogen, sondern der arme Tropf, für den er die Rede schrieb. S. 298 und 320. Bey den Zöllen hatte der Staat keine Diener zu besolden, da sie verpachtet waren; bey der Polizey wurden Sklaven gebraucht. S. 300. Ganz falsch ist es, dass erst die Entstehung der Söldner die Kriege kostspielig gemacht, weil die Bürgermilizen keinen Sold erhalten hätten; während der Belagerung von Potidäa empfing jeder athenienfische Hoplite eine Drachme täglich für sich, und eben so viel für einen Knecht. — Bey der Übersicht der verschiedenen Zweige der Staatseinkünfte geht der Vf. von der Schrift aus, welche sich unter den aristotelischen als das zweyte Buch der Öconomica findet; er gebraucht es ohne den geringsten Zweifel als „ein höchst lehrreiches Werkchen des Stagiriten“ (S. 302 Anm. 9), und wirft den Humanisten dessen gänzliche Vernachlässigung vor. Rec. wird sich jeder kritischen Bearbeitung freuen, wo der Text so zerrüttet ist, wie in fast allen ächten und unächten Schriften der aristotelischen Sammlung; und eben für dieses Buch lässt sich aus Handschriften viel hoffen, weil Raphael Volaterranus eine so ungleich bessere hatte, als die, welche den Ausgaben zum Grunde liegt. Vielleicht aber versäumten es die Humanisten desswegen, weil es das Gepräge der Unächtheit so deutlich trägt, dass schon in jenen Jahrhunderten, als man sich noch viel weniger erlaubte, den Ursprung einer Schrift in Frage zu stellen, deren Verfasser Handschriften nennen, nicht leicht Jemand zuversichtlich von der Ächtheit, Mehrere aber von der Falschheit dieser Übersicht überzeugt waren. Die lateinischen Ausgaben verwerfen sie völlig, nach sehr triftigen Gründen aus der Methode und dem Geist (M. s. Sylburgs Anm.). Einzig auf dem Glauben einer sehr kleinen Anzahl Handschriften beruht es, dass diese Schrift unter den aristotelischen steht; und dass die Überschrift gar nicht einmal allgemein ge-

golten hat, läſst ſich daraus ſchlieſsen, daſs die alte lateiniſche Überſetzung das Buch nicht hat. Keine einzige Autorität einer Citation alter Schriftſteller redet ihr das Wort; und wenn in anderen Fällen ſogar dieſe des Irrthums überführt und beſeitigt iſt: wie viel offener liegt dieſe dem Angriff, der von inneren Merkmalen ausgeht? Hier vereinigen ſich aber alle möglichen Kriterien. Nach Ariſtoteles ausführlicher Erklärung ſeines Begriffs von Ökonomik (Polit. I. 5 (8) p. 11 ff. ed. Sylb.) iſt dieſe Abhandlung nichts weniger als dieſs, — wofür ſie ſich im Texte ſo beſtimmt als in der Überſchrift ankündigt, — ſondern Chrematiſtik. Die kleine Schrift, welche das erſte Buch dor Ökonomik genannt wird, und unzweifelhaft ächt iſt, läſst ſich auch ſchlechterdings nicht mit dieſem angeblichen zweyten Buche vereinigen. Über die Chrematiſtik weitläuftig zu ſeyn, nennt Ariſtoteles gemein (φορτικὸν, Polit. I. S. 18). Und ihn, deſſen Grundſätzen auch der Abgeneigteſte die ſtrengſte Rechtlichkeit nicht abſtreiten könnte, hält man fähig, eine Sammlung von Beyſpielen orientaliſcher Erpreſſungen und ehrloſer Gaunerſtreiche als Muſter und Belehrung zu verfaſſen (ἔστι γὰρ τούτων ἅ τις ἐφαρμόσει τοῖς οἷα ἂν αὐτὸς πραγματεύηται. Oec. II p. 246 l. I.)? Da haben die alten Ariſtoteliker ein unverdorbenes Gefühl, indem ſie ausdrücklich aus dieſem Grunde die Schrift verwarfen. Auch die Methode und Art ihres Meiſters vermiſsten ſie ſehr richtig; jeder ſeiner Leſer muſs die ganz unverkennbare Eigenthümlichkeit gefaſst haben, womit er aus der Fülle ſeiner Kenntniſſe den ſcharfſichtig abgetheilten Regeln Beyſpiele mit der gröſsten Wortkargheit, ſchnell andeutend, beyfügt: hier iſt eine ſehr magere Einleitung, und auf die folgt, ohne alle Ordnung, ein Schwall von Hiſtorien, zum Theil ſehr breit erzählt. Wir haben aber noch andere Beweiſe, mit denen ſich die alten Doctoren nicht zu beſchäftigen pflegten. Zuerſt die Sprache, in der ganzen Manier und in den einzelnen Ausdrücken und Formen, welche von der ariſtoteliſchen ſo durchaus verſchieden iſt, daſs Jedermann, der ſich nur etwas mit Ariſtoteles vertraut geleſen hat, den fremden, ja den ganz unähnlichen, rohen und ungebildeten Verfaſſer ſogleich erkennen muſs. So ſchwer die negativen Beweiſe für den, der hier nicht gleich geweckt iſt, in ſolchen Fällen ſind, beſonders bey Ariſtoteles, über deſſen Sprache als unclaſſiſch ſo wenig gearbeitet iſt: ſo behauptet Rec. doch, daſs ἀγήοχα (συναγηόχαμεν S. 245. l. 27) nirgends in Ariſtoteles vorkommt; daſs, wenn auch zweymal bey ihm πέπραγε ſich tranſitiv findet (Rhetor. II. S. 92. l. 22. Poet. S. 235. l. 22), dieſs an Stellen iſt, wo die Kürze die gewöhnliche Umſchreibung kaum erlaubte, welche er aber ganz gewiſs anſtatt ὅσα τινὲς τῶν πρότερον πεπράγασιν (S. 245. l. 26) gebraucht hätte; ferner daſs er πραγματεύεσθαι, welches hier auf zwey Seiten dreymal ſteht, überhaupt äuſserſt ſelten, und (ausgenommen in der Bedeutung ein Werk verfaſſen) nur mit περὶ gebraucht, während es hier zweymal, wie bey den ſpäteren, tranſitiv ſteht. So S. 246 l. I. Rec. führt gerade dieſe drey Beyſpiele an, unter vielen anderen, weil ſie *in vier Zeilen nach einander* vorkommen. Die übrige Fülle bleibt einer Bearbeitung der Schrift vorbehalten. — Ihr Verfaſſer kündigt Beyſpiele aus der Vergangenheit an (die ſchon angeführten Worte, S. 245 l. 26), und der Ausdruck οἱ πρότερον iſt ſo ſtark, daſs er noch lebende Perſonen entſchieden ausſchlieſst. Denn daſs von Befehlshabern, die, als Ariſtoteles ſtarb, noch am Leben waren, ſchändliche Streiche erzählt werden, würde allein nicht beweiſen, da es mit Wohlgefallen geſchieht, und man ſagen könnte, es habe alſo nicht beleidigt. Aber die Erzählung deutet unzweydeutig eben ſo ſehr als die allgemeine Ankündigung auf längſt vergangene Zeiten. Ophellas (S. 261) überlebte Ariſtoteles, er kam um Ol. 118. 1.; auch Philoxenus, der Satrap von Carien; ohne Zweifel ebenfalls Cleomenes; und wenn, wie es jedem klar ſeyn wird, der die Geſchichte der Zeit kennt, S. 261 l. 20, anſtatt Antimenes (ein Name, der damals nirgends vorkömmt) Antigenes, der bekannte General der Argyraſpiden und Satrap von Suſa, geleſen werden muſs: ſo verlor auch dieſer ſein Leben nicht früher als Ol. 116, 1, und die gelobten Erpreſſungen können erſt nach Perdiccas Tode vorgefallen ſeyn. Vom Philoxenus hätte Jemand bey ſeinem Leben geſchrieben Φιλόξενός τις Μακεδὼν Καρίας σατραπεύων (S. 258 l. 15)? Ferner: Ariſtoteles ſchreibt immer unverkennbar für Athen und freye Griechen: dieſer Verfaſſer für Satrapen; jener hat ſtets Republiken im Auge: dieſer ein durch Satrapieen regiertes macedoniſches Reich. Dadurch aber wird ſein Buch intereſſant; man kann nicht irren, wenn man annimmt, es ſey auſserhalb dem freyen Griechenland geſchrieben, und in der Zeit zwiſchen Theophraſt und Polybius, aus der wir in Proſe nur mathematiſche Schriften haben. —

(*Die Fortſetzung folgt im nächſten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

JURISPRUDENZ. *Hannover*, b. d. Gebr. Hahn: *Vollſtändiges Verzeichniſs der nach franzöſiſch-weſtphäliſchen Rechten vorgeſchriebenen Friſten und Zeitbeſtimmungen nach alphabetiſcher Ordnung.* 1811. 116 S. 8. (8 gr.). Der Vf. macht laut der Vorrede keinen Anſpruch auf unmittelbare Verbeſſerung der Wiſſenſchaft durch dieſe kleine Schrift, und Rec. ſieht ſich auch nicht im Stande, ſie als Repertorium der im Titel angezeigten Materien zu empfehlen. Es iſt nicht ganz vollſtändig. So hat Rec. z. B. die Friſt der Vindication geſtohlener oder verlorner Sachen nicht gefunden; auch fehlt zuweilen die ſo wichtige Beſtimmung des Anfangs der Friſt, z. B. bey der Appellationsfriſt, und die Schlagwörter ſind oft zu allgemein, z. B. Verantwortlichkeit, Belege, Verjährung. Überhaupt aber iſt es eine Frage, ob nicht der Geſchäftsmann, welchem der Vf. nützen will, die hinter den Quellen befindlichen Regiſter lieber als ein ſolches Repertorium der bloſsen Geſetzſtellen nachſchlägt. =.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

GESCHICHTE.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoek u. Ruprecht: *Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt*, von *A. H. L. Heeren*. Dritter Theil u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

In diesem pseudaristotelischen Buche nun ist die städtische Haushaltung die dritte Classe, und eine geringfügige. Was Hr. *H.* hierüber S. 302 übersetzt, hat er ganz missverstanden. Unter den ἴδια ἐν τῇ χώρᾳ γινόμενα versteht der falsche Aristoteles keineswegs den Ertrag des Bodens (Feldfrüchte), sondern, wie die Vergleichung mit der satrapischen Ökonomie (S. 245. 1. ed. Sylb.), wo von ebendenselben die Rede ist, die Schätze der Erde, Gold, Silber, Kupfer u. dergl., als Regalien. Diese nennt der Schriftsteller auch nicht *die Hauptquelle*, sondern *die beste Art* der Einkünfte, weil sie Niemand drücken; und in demselben Sinn lässt er auf sie die Zölle folgen, und dann, gewiss nicht die Leiturgien der Reichen (S. 303. Anm. 2), sondern den Schoss, weil dieser die Steuerpflichtigen hart mitnahm. Der bezeichnende Ausdruck ist freylich so ungeschickt, dass man rathen muss. Weiter S. 304 bringt der Vf. zur Frage, ob die Griechen Grundsteuern nach Kataster, oder Ertragsabgaben gehabt hätten, und entscheidet für das Letztere (S. 305), und dass es gewöhnlich Zehenten gewesen wären. Hier ist ein neues Missverständniss des Pseudoaristoteles: denn dieser führt freylich Zehenten und Hutgeld als einen Hauptzweig der satrapischen Finanzen auf; keineswegs aber bey den Städten. Und dass diesen der Zehente, als Steuer der Bürger, unbekannt war, behauptet Rec. ohne Besorgniss einer möglichen Widerlegung: die *lex Hieronica* ist etwas ganz anderes, und dass Hippias den Zwanzigsten erhob, ebenfalls. Nichts ist bekannter, als wie das Eigenthum jeglicher Art, vornehmlich aber ländliche und städtische Grundstücke, in dem attischen Kataster abgeschätzt waren, und danach versteuert wurden, so dass es unbegreiflich ist, wie der Vf. S. 304 behaupten kann, man höre nirgends in Griechenland von einem Kataster: dass der attische mehrere Gegenstände umfasste, kann den ihm gebührenden Namen nicht ändern. S. 305 redet der Vf. verworren und falsch von den Steuern der Metöken. S. 309 hat der Vf. nicht bedacht, dass Solons Classen bloss auf das Landeigenthum gingen, und, ausser dem bekannten atheniensischen Kataster, Aristoteles Meldung übersehen, wie der Census in verschiedenen Städten in näheren oder entfernteren Zeiträumen angelegt werde, welches über die Gewöhnlichkeit der Vermögensteuern keinen Zweifel lässt. Rec. ist überzeugt, dass sie in jeder griechischen Stadt gebräuchlich waren, wie im Mittelalter in allen Republiken, z. B. Florenz und Zürich (S. Sismondi und Müller): der byzantische Zoll (S. 312) war, wenigstens Ol. 140, eine gewaltsame Erpressung, kein anerkanntes Recht; und höchst wahrscheinlich auch in Thrasybuls Tagen nichts anderes. S. 313. Nicht mehrere Artikel nur waren zu Athen zu 2 pro Cent im Zoll angesetzt; es kann gar nicht bezweifelt werden, dass diess die allgemeine Rata für alle zollbaren Objecte war. S. 314 meldet Hr. *H.*, nach dem Pseudoarist. (Oec. II. 2. 19), von einer Luxussteuer zu Ephesus auf goldgestickte Kleider, wo wir im Griechischen nur finden, dass die Frauen ihr Goldgeschmeide abliefern mussten; und von einer Steuer auf falsches Haar in Lycien, mit der es aber nicht besser steht: denn (l. c. 14) ist von einer Erpressung des Untersatrapen des Mausolus die Rede, welcher vorgab, der Hof requirire Haare zu Perucken, und die Lycier zu scheren drohte, wovon sie sich loskaufen mussten. Der Vf. entfernt sich bey der Frage, wer das Besteurungsrecht ausgeübt (S. 316 ff.), von dem äusserst einfachen Gesichtspunct, dass es nach jeder Verfassungsart immer der Souverain (τὸ Κύριον) war: wie es denn nur von der aristokratischen Zeit Roms wahr, in der Folge ganz falsch ist, dass nicht das Volk, sondern der Senat allein, die Abgaben bestimmt habe, wie zuversichtlich auch der Vf. diess S. 319 behauptet. Der Schluss dieser Abhandlung S. 321. 322 ist für Rec. eben so unverständlich als ihr Anfang S. 274. 275, denn auch hier sind Erwerbfleiss, Theorieen der Staatswirthschaft (namentlich Smith) und praktisch ausgebildete Finanzsysteme so durch einander gewürfelt, dass nur ein Ödipus die Ideenassociationen errathen könnte, welche hier den Vf. im Kreis umherführten. Rec. ist überzeugt, dass Vermögensteuern für beschränkte Republiken nothwendig und naturgemäss sind, dass *in dieser Hinsicht* Athen kein ausgebildeteres Finanzsystem bedurfte, und dass der Krebs des Staats einerseits in den ausserordentlichen, persönlichen, willkührlichen und nicht zu berechnenden Belastungen, andererseits in den überspannten, während der zweyten Seeherrschaft schlecht ausgeführten Plänen und Ansprüchen, und in der leichtsinnigen Vergeudung lag, die eine nothwendige Folge der Ochlokratie war. Es ist unbegreiflich, wie Schriftsteller sich eine Nation denken können, für deren Glück es gleichgültig

ſey, an den Bettelſtab gebracht zu werden, und wie ein Hiſtoriker es nicht weiſs, wie namentlich die Athenienſer auch ſchlechter wurden, wie das Elend mehr und mehr um ſich griff. Von Otaheite bey Gelegenheit Griechenlands zu reden, kommt Rec. wie eine Blaſphemie vor, und da unſtreitig kein elenderes, unterdrückteres Volk unter dem Joch verworfenerer höherer Stände genannt werden könnte: ſo ſtraft ſie ſich auch auf der Stelle für den, der ſie ausſprach. Zum Schluſs muſs Rec. noch bedauern, daſs der Vf., wenn er nicht ſelbſt durch vertrautes Studium Meiſter des Gegenſtandes war, nicht wenigſtens die wolfiſche Einleitung zur Leptinea geleſen hat, welche ihm über die attiſchen Finanzen hinreichende Klarheit gegeben, und ihm und ſeinen Leſern eine groſse Menge der gebrechlichen Stellen dieſer durchaus miſslungenen Abhandlung erſpart haben würde.

Der elfte Abſchnitt, vom Gerichtsweſen, fodert uns zu nicht wenigen Anmerkungen auf, deren wir uns enthalten, weil ſie zum Theil einer zu weitläuftigen Entwicklung bedürften. Übergehen können wir indeſs nicht den Miſsgriff der Vergleichung der griechiſchen Volksgerichte mit den Geſchworenengerichten (S. 335), weil dergleichen nachgeſprochen wird. Dieſe entſcheiden nur über das Factum, eine Beſchränkung, die ihr nothwendiger Charakter iſt, das Tribunal wendet das Geſetz an: jene hingegen beſtimmten die Strafe, und ſo häufig ohne geſetzliche Norm. — Die Vermuthung des Vfs. über Sparta's Gerichtsverfaſſung (S. 335) iſt richtig; er hätte den Beweis in der Politik III. c. 1, und zugleich wie es ſich verhielt, finden können. Der Oſtracismus war kein Urtheil eines Volksgerichts (S. 336), ſondern eine tyranniſche Legislation der Volksgemeinde: beide verwechſelt der Vf. durchaus, ſo unterſchieden ſie auch ſelbſt in der äuſserſten Demokratie waren.

Der zwölfte Abſchnitt, vom Kriegsweſen, ſcheint uns mit beſonderem Intereſſe an der Sache geſchrieben: daher, und weil es dem eigentlichen Gegenſtande des Werks fremd iſt, wir von einzelnen Berichtigungen nur Folgendes ausheben: S. 341. Die Athenienſer waren bekanntlich bis zum 60ſten, nicht bis zum 58ſten Jahr dienſtpflichtig: daſs die Inquilinen um Ol. 106 regelmäſsig unter den Hopliten dienen muſsten, erhellet aus Xenophon de vectig. c. 2; daſs es ſchon am Anfange des peloponneſiſchen Krieges geſchah, aus Thucydides. S. 343 hat Hr. *H.* bey der Behauptung, es wäre von der Schlacht bey Platää bis auf Epaminondas ſchwerlich ein Heer von 30000 Griechen verſammelt geweſen, — um nicht von denen zu reden, welche Archidamus und Agis nach Attika führten, die groſse Expedition nach Sicilien vergeſſen. Das Urtheil über Pauſanias S. 345, welches auch noch ſonſt wiederholt wird, hat uns ſehr befremdet, da die Erzählung ſeines Verbrechens bey dem Geſchichtſchreiber den Stempel einfacher Wahrheit trägt, auch gar keine entfernte Veranlaſſung zu einer günſtigen Deutung gewährt, ſondern *ganz* weggeleugnet werden muſs, wenn Pauſanias nicht als ein entſchiedener Böſewicht erſcheinen ſoll. Iſt denn aber die frevelhafteſte Ruchloſigkeit, Trachten nach Tyranney und aſiatiſchen Lüſten, bey den Griechen eine ſeltene oder eine häufige Erſcheinung, wenn man ſie in der Wahrheit betrachtet, und nicht nach modernen Romanideen über ſie? S. 349. Anm. 5 wird geſagt, die theſſaliſche Kriegsmacht ſcheine faſt bloſs aus Reuterey beſtanden zu haben, wenigſtens werde ſie allein erwähnt. Von Theſſalien iſt überhaupt wenig die Rede; aber wo es in der Geſchichte hervortritt, unter Jaſon von Pherä, vernehmen wir, daſs er neben 8000 Reutern 20000 Hopliten, und eine zahlloſe Menge Peltaſten hatte. Xenophon Hell. VI. 1. 7. Wir könnten auch Herodot anführen VIII. 27. 28. Wie konnte der Vf. meinen, was nur allein der Sinn ſeiner Erwähnung S. 361 ſeyn kann, Alexander habe am Granicus durch eine gedrängte Maſſe mit kleiner Zahl geſiegt? Er ſchlug ja mit der Reuterey. Die Seetaktik bildete ſich nicht im erſten puniſchen Kriege aus (S. 380); eher ging ſie rückwärts, weil die Römer durch Entern entſchieden: von der Seemacht überhaupt iſt das Richtige, daſs ſie ſich ſchon unter Dionyſius dem Erſten, und in ſeinem zweyten puniſchen Kriege hob, unter Alexander und ſeinen Nachfolgern ſehr ſchnell coloſſaliſch ward. Von „Triremen" war aber damals die Rede nicht mehr; ſie wurden, ſobald die Penteren eingeführt waren, weit unbedeutender als jetzt Fregatten für Seeſchlachten. Ferner iſt es ganz falſch, daſs damals viel weniger von den Winden abgehangen habe, als nach der Seetaktik der Neueren. Gerade im Gegentheil: ob man ſich über oder unter dem Winde ſchlägt, iſt beides jetzt nicht abſolut nachtheilig, ſondern jedes hat eigenthümliche Vortheile: die Galeeren der Alten konnten ohne günſtigen Wind kaum angreifen; und ein heftiger Wind und hohe See, deren wir jetzt ſpotten, machte ſie unbrauchbar, wie die ihnen ſo ähnlichen Kanonenböte. Falſche Anſichten und irrige Betrachtungen von allgemeinerem Umfang laſſen wir unerörtert, wie: daſs die Kriegskunſt bey den Griechen wenig ausgebildet geweſen wäre (S. 340), auch nicht anders habe ſeyn können, wegen der Kleinheit der Staaten, und weil man bis zum Verfall der Nation nur Bürgermilizen gehabt (S. 341): — als ob die römiſchen Legionen bis nach dem hannibaliſchen Kriege von den griechiſchen Truppen in demjenigen verſchieden geweſen wären, was dieſe von ſtehenden Heeren unterſchied; — die Wiederholung der bey den Neueren recipirten, den alten Politikern unerhörten und grundfalſchen Erklärung, warum die arme Claſſe vom Kriegsdienſt ausgeſchloſſen geweſen (S. 342); die durchgehende Verwechſelung von Taktik und Strategik (S. 356. 358); und (ebendaſ.) die unkundige Erwähnung künſtlicher Wendungen — (welche niemals etwas genutzt haben) u. ſ. f.

Der dreyzehnte Abſchnitt, von den Staatsmännern und Rednern, läſst uns ebenfalls nur die Wahl zwiſchen ſehr ausführlicher Erörterung, und der Kürze, welche auch die wider unſeren Willen angewachſene Weitläuftigkeit dieſer Recenſion vorſchreibt. Auch gehört dieſes Capitel faſt ganz der attiſchen Geſchichte an, nicht einem Werk, wie das vorliegende. In dieſem hätte allerdings klar gemacht werden müſſen —

was eben hier vermifst wird — der Begriff und die Eigenthümlichkeit eines griechischen Staatsmannes, entgegengesetzt denen der neueren Staaten. Wir glauben, dafs fich dieses, für die verschiedensten Verfassungen treffend, dadurch bezeichnen liefse, dafs in den Staaten der neuen Zeit Verwaltung das Hauptgeschäft des Staatsmannes ist, in Griechenland, und einigermafsen auch in Rom, ihn entweder gar nicht, oder doch als Nebensache beschäftigte; und dafs eigentlich das ihr Charakter war: Männer, die durch hervorragenden Geist (und, als Folge und Mittel, durch Beredsamkeit) unter ihren Gleichen (dem Volk oder den Wenigen) das Jedem zukommende Recht der Theilnahme am allgemeinen freyen Entschlufs so ausübten, dafs fie ftrebten, ihren Willen und ihre Überzeugung zum allgemeinen Gefühl zu erheben. Soll, was S. 396 gefagt wird, bedeuten, die Geschichte von Männern, die in ihrem Zeitalter herrschten, sey auch die Geschichte desselben, soweit ihre Sphäre reichte: so ist das wahr und tautologisch; soll ihre Schilderung aber, wie es der Vf. eigentlich zu meinen scheint, das Gemälde ihrer Zeit gewähren: so ist das schon, um ein Beyspiel unter den angeführten zu wählen, welches Jeder beurtheilen kann, von Friedrich dem Grofsen unwahr, und eine Divination, die Hermann aus den Notizen über seine Kriege zu schildern vermöchte, überfteigt die Vorstellungskraft des Rec. — Perikles ist ganz gegen die Geschichte idealisirt, und der unendlich gröfsere Alcibiades herabgewürdigt, dessen Stolz und Extravaganz nicht zu entschuldigen find, aber nicht auf Eitelkeit gedeutet werden dürfen (S. 401). Diefs soll durch einen Ausspruch des Thucydides bestätigt werden (ebend.), welcher richtig verstanden und vollständig angeführt eben lehrt, wie diefer grofse Staatsmann ihn über alle seine Zeitgenossen setzt, indem er fagt, der ungerechte, aber durch seine fürstlichen Neigungen veranlafste Argwohn und Unwille der Athenienser habe die Republik des Bürgers beraubt, welcher den Krieg — das heifst für jene Zeit das ganze Leben des Staats — am vortrefflichsten geleitet hätte; und seine Entfernung wäre ihr Ruin gewesen. Welch ein Lob, und von welchem Manne! Auch die, welche Alcibiades nicht lieben, sagt Isokrates, gestehen, dafs er ein ganz aufserordentlicher Mensch war: und wir setzen hinzu, wie sehr er auch fündigte, als er fich seinem Vaterlande gegenüber als Macht stellte (seine Kraft überschätzte er nicht), eine sehr edle Natur war er doch: bey ihm hätte Hr. *H.* an einen idealisirten Wallenstein denken mögen, anftatt bey Paufanias; wie unendlich hoch steht er über dem historischen Helden des dreyfsigjährigen Kriegs! Einen künstlichen Plan und rhetorische Ausführung (S. 404) haben die philippischen Reden des Demosthenes so wenig als die thucydideischen. Die Frage, woher seit dem peloponnesischen Kriege das abgesonderte Rednertalent fich entwickelte, löst der Vf. S. 405 gar nicht befriedigend. Uns deucht diese Erscheinung durch zwey Umstände ganz erklärbar: durch das Erlöschen der Poesie, welches die fonst dafür geschaffene Kraft in diese neue Bahn führte; dann durch den Gebrauch der gemietheten Heere, welcher den handelnden und den redenden Staatsmann trennte. Hr. *H.* überfieht bey dem, was er S. 406 sagt, nicht nur Demosthenes grofsen Nebenbuhler, sondern die vielen wahrhaft grofsen rednerischen Talente seiner Zeit, von denen man wahrlich nicht fagen kann, dafs der Patriotismus fie unter dem Drohen der überhangenden Gefahr hervorgerufen hatte. Es war die Virtuosität des Zeitalters, eben wie hundert Jahre früher die Tragödie. Von dem grofsen Antiphon fagt Thucydides a. a. O. etwas ganz anderes, als unser Vf. S. 408 ihm zuschreibt. Welche Staatsmänner und wen unter den grofsen Rednern hat denn Isokrates gebildet (S. 410)? Ephorus und Theopomp waren weder das Eine noch das Andere. Die ebendaselbst N. 8 angeführte Äufserung des alten Sophisten gehört zu den uns ganz widerlichen: er wufste recht gut, dafs ihm seine Schriften keine Gefahr, wohl aber hübsche Geschenke brachten; aber er machte fich wichtig, und es ist fichtbar, dafs es seiner lächerlichen Eitelkeit ganz recht gewesen seyn mufs, wenn seine schalen Discurse für ein Bischen landesverrätherisch gegolten hätten. Bey dem Wunsche, Demosthenes Tod als einen Gegenstand der Historienmalerey bearbeitet zu sehen (S. 418), müssen wir nur an Lessings Lehren erinnern; und da es besonders jetzt nicht ohne eine todte Beachtung des Costums abgehen würde: so können wir nicht anders als herzlich wünschen, dafs Niemand den Wink nehmen möge. Die Erzählung von Demosthenes öffentlichem Leben, und die Vindication seines Charakters ist übrigens, nach unserem Erachten, bey weitem das Beste und Verdienstvollste in diesem Bande, und je mehr es Rec. freut, die eingewurzelte Verläumdung verächtlich zurückgewiesen zu sehen: um so weniger möchte er hier bey einzelnen Kleinigkeiten etwas bemerken.

Da wir die beiden folgenden Abschnitte: *Wissenschaften* — und *Poesie und Kunst in Beziehung auf den Staat*, für ganz fremdartig halten, so überheben wir uns auch einer näheren Beurtheilung derselben. Doch können wir nicht umhin zu bemerken, dafs der Erwähnung der κτίσεις als einer eigenen Classe historischer Gedichte (S. 458) ohne Zweifel ein Mifsverständnifs zum Grunde liegt, und wir können nicht einmal dessen Quelle errathen. Warum der Vf., der ihr ehemaliges Daseyn behauptet, hinzufügt, fie müfsten jünger als das homerische Zeitalter gewesen seyn, begreift Rec. eben so wenig, da nach des Vfs. Chronologie die ganze Küste von Vorderasien damals schon seit länger als einem Jahrhundert von griechischen Colonieen eingenommen war. Verglich Hr. *H.* nie die Überreste anderer Erzählungen, namentlich in den plutarchischen Schriften, mit der herodoteischen, diese nie mit der fast unmittelbar nach den Begebenheiten dargestellten in den Persern? Sammelte er nie aus Herodot die Zahlen der Todten bey Platää auf beiden Seiten, da er S. 464 die Perserkriege und ihre Beschreibung bey Herodot zur eigentlichen Geschichte, und ganz zu ihr, ohne Antheil der Dichtung, zählt? Rec. bekennt, dafs er mit Hume das erste Blatt des Thucydides für das erste der eigentlichen griechischen Geschichte hält. So viele andere im Alterthum waren

auch die Hiftoriker ihrer eigenen Zeit, aufser Thucydides (S. 467), und Polybius ift doch wohl fehr kritifch; wenn die Alten über Thucydides eigenthümlichen Charakter forfchten: meinten fie etwas ganz Anderes. Ephorus wird, gegen das gefammte Alterthum, zu den unkritifchen Hiftorikern gezählt (S. 471). Von Chören der Greife (um nur von diefen zu fprechen) zu Athen — S. 478 — wünfchten wir ein Beyfpiel, nur nicht aus der Lyfiftrata. Unfehlbar hatte der Vf. den Gefang der drey fpartanifchen Chöre in Gedanken. Die θεωρικὰ χρήματα follen gedient haben, um die Entree im Schaufpiel zu bezahlen (S. 482): wofür hätte man doch Entree zahlen laffen, da die gefammten Laften durch Leiturgie getragen wurden? Es ift aber aus Harpokration klar, dafs die Drachme gegeben ward, damit auch der Ärmfte zur Zeit der Fefte fich gütlich thue (Fleifch effen könne), — wodurch die Betrachtung a. a. O. zunichte wird, und die heftige Behauptung der Verwendung viel weniger unfinnig, fogar verzeihlich: welches in der Gefchichte, wie uns fcheint, ein grofser Gewinn ift. Nicht nach den wenigen Stücken des Ariftophanes allein (S. 485), fondern nach den fehr zahlreichen Notizen über, und Fragmenten aus Eupolis, Cratinus u. f. w. urtheilen die, welche es für höchft unwahrfcheinlich halten, dafs Stücke der alten Komödie irgendwo aufser Athen an ihrem Ort gewefen wären. Diefer Meinung ift Rec. fo entfchieden, als ihm hingegen die allgemeine Verbreitung der neueren Komödie fchon durch die lateinifchen Bearbeitungen für Rom aufser allen Zweifel gefetzt zu feyn fcheint. Der Fall der Wichtigkeit Athens, und dafs fich die Dichter ein allgemeineres Publicum fuchten, gehört wenigftens zu den Nebenurfachen der Entftehung diefer platten Art. Zu den beiden S. 486, Anm. 5 genannten Stücken müffen noch die Phöniffen des Phrynichus gefügt werden (Argum. Perfar. Aefch.). Höchft befremdlich aber ift des Vfs. Meinung (ebend.), das athenienfifche Volk habe Phrynichus aus feinem äfthetifchem Sinn geftraft, weil ein folches Stück nicht rein tragifch erfchüttere. Es war wohl ein fehr einfacher Unwille darüber, das Herz zerriffen zu fühlen an der Feyer des Gottes, und diefe ominös entweiht durch die Aufführung des Untergangs einer Tochterftadt, wobey die Athenienfer fich Selbftvorwürfe nicht ganz erfparen konnten. Ariftophanes gegen das fchreckliche Wort *Freyheit* (S. 490) zu rechtfertigen, überläfst Rec. Dichtern, die ihn würdigen. er erkennt in ihm einen ganz vortrefflichen Bürger, wie wenige unter feinen Zeitgenoffen es waren, und einen weifen Rathgeber des Staats. Schon das Alterthum verglich feine Mitdichter in der Gattung nie mit diefem Wundergenius; ob er und fie nützten (S. 491), läfst fich nicht beftimmt fagen, weil es nur durch die öffentliche Meinung gefchehen konnte, und was diefe entfchied, nicht genau genug bekannt ift. Die Komiker wirkten, wie in England Oppofitionsblätter, und was dazu gehört, gegen ein Minifterium: es ift ein Tropfenfall, der den Stein aushöhlt. Ariftophanes fetzte Kleon Schranken, und dafs Hyperbolus von den Komikern überwältigt ward, ift wohl höchft wahrfcheinlich. Bey welchem Dichter, und in welchem Stück der *alten Komödie* wäre denn Zeus bey irdifchen Schönen erfchienen (S. 492)? Offenbar dachte der Vf. an den Amphitruo, welchem ähnliche Stücke die *neue* Komödie mehrere gehabt haben mag. Als ein prachtvolles Privatgebäude (S. 496) nennt man doch gegen das Ende des peloponnefifchen Kriegs häufig das Haus des Polytion. Segefta wäre „viel fpäter als die Städte in Vorderafien gegründet" (S. 498)? Eine Stadt von fo hohem Alter, dafs Alle ihre Erbauung in die mythifche Zeit an Ilions Zerftörung hinauffetzen! Von mehreren Odeen (S. 499) weifs Rec. nichts; fondern nur von dem einzigen zu Athen.

(*Der Befchlufs folgt im nächften Stücke.*)

K U R Z E A N Z E I G E N.

SCHÖNE KÜNSTE. *Rudolftadt*, in der Hofbuchhandlung: *Thalie et Melpomène Française, ou Recueil périodique de pièces de Théâtre nouvelles, représentés avec succès sur les meilleurs Théâtres de Paris.* Avec des Notes et des Explications nécessaires pour les étrangers. Tome septième. IId. Cahier. 1810. 124 S. Tome huitième. Ir. Cahier. 1811. 142 S. 8. (1 Rthlr.) Wenn Rec. fich gleich, bey der Anzeige diefer in Deutfchland herauskommenden Producte des franzöfifchen Theaters auf keine kritifche Würdigung derfelben einlaffen darf: fo kann er doch die Richtigkeit der getroffenen Wahl loben, welche, nebft der Correctheit des Abdrucks, das einzige Verdienft des Herausgebers ausmacht. Das zweyte Heft des fiebenten Bandes enthält: *les Templiers*, ein Trauerfpiel in 5 Aufzügen, von *Raynouard*, und *les Oisifs*, ein Luftfpiel von *Picard*, in einem Aufzuge. Jenes, in Verfen, gehört unbedenklich zu den beften regelmafsigen Stücken der neueren franzöfifchen Bühne. Es ift leuchtend voll von grofsen Worten, und der Hauptheld, Jacob von Molay, ftrotzt von heroifcher Unbiegfamkeit, wie fie die Nation gern zu haben fcheint. Das zweyte Stück ift in Profa, doch keine der vorzüglichen Arbeiten des bekannten Vfs. Er nennt es ein *epifodifches* Luftfpiel, vermuthlich, weil die wenigften der darin auftretenden Perfonen an der Kataftrophe Theil nehmen. Er hat die müffigen Leute, deren Zahl jetzt in Paris überhand nehmen foll, darin züchtigen, und ihre Schädlichkeit für Gefchaftsmänner, denen fie die Zeit verderben, zeigen wollen. Genau betrachtet, find nicht alle feine Müffigen fo ganz Leute, die im Zufammenhange der Handlung gar nichts zu verrichten haben. Duchemin will doch Verfe haben; Florville mufs feinem Freunde doch anzeigen, dafs er feine Addreffe gemifsbraucht hat; Leffilé hat feine Genefung zu melden; die Familie Déglantier braucht den entdeckten Vetter zur Abfaffung eines Memorials, und mufs den vergeffenen Regenfchirm wieder holen; der überladene Bourdas fucht für feine Freundin einen Secretair. Indeffen enthält das Stück mehrere feine Züge, und ift auf dem Theater der Kaiferin mit Beyfall aufgeführt worden. Im erften Hefte des achten Bandes befindet fich nur ein Luftfpiel: *les deux Gendres*, in 5 Aufzügen, von *Etienne*. Es ift in Verfen, und gehört in das Fach der moralifchen Polizey. Dupré hat feinen beiden Schwiegerföhnen fein ganzes Vermögen abgetreten, und wird nun von ihnen gemifshandelt. Sein Freund Frémont aus Bordeaux verhilft ihm durch Lift und Drohungen wieder dazu. Auf einer deutfchen Bühne würde diefes Stück fchwerlich fortkommen; es ift allzu leer an Handlung. Die erklarenden Anmerkungen des Herausgebers befchäftigen fich vorzüglich mit den Templern. Der Abdruck ift correct; nur in den Schwiegerföhnen follte, ftatt *Charles*, zum Behuf der Scanfion, oftmals *Charle* ftehen. Z. B.

Pour Charles il est venu demander un emploi.
Le pauvre Charles, hélas! que va-t-il devenir?

Dvl.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

GESCHICHTE.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoek u. Ruprecht: *Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt*, von *A. H. L. Heeren*. Dritter Theil u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Das *sechzehnte Capitel: Urfachen des Sinkens von Griechenland*, ist fo ganz unbefriedigend, als man es nach der flüchtigen Betrachtung und Bearbeitung erwarten mufs, die durch das ganze Werk herrfchen. Rec. würde fich alfo über diefen Abfchnitt aller Bemerkungen enthalten, wenn er nicht S. 520 über den phocifchen Krieg Äufseruugen gefunden hätte, wogegen jeder Unbefangene feinen Widerfpruch laut bekennen mufs. Es kann unmöglich einem befonnenen Manne, der fich mehr als flüchtige Bilder von jenen Zeiten gefchaffen hat, in den Sinn kommen, mit den Abergläubifchen oder Heuchlerifchen unter den fpäteren Griechen hier von Frevel gegen die Götter zu reden, und von deffen erfolgter verfchuldeter Strafe. Wir fragen Hn. *H.*, ob Demofthenes fo dachte. Und wer könnte, auch wenn er fich unter das Joch der damals geltenden Religion denkt, die Phocier tadeln, dafs fie thaten, was fie thaten: diefs arme, durch die fchändlichfte heuchlerifche Bosheit an den Untergang und in Verzweiflung getriebene Volk? Wir müffen diefe Stelle mit mehreren anderen, wo eine ähnliche mifsbräuchliche Devotion gegen den *Namen* Religion getrieben wird, nicht ohne Unmuth für Conformation mit einer herrfchenden Mode halten, wo hingegen Andere (z. B. der Urfprung der Religionen aus Furcht S. 70, Sokrates und Chriftus S. 274, die Trennung der Philofophie und Religion, Sokrates Verdienft und Griechenlands Vorzug vor dem Orient S. 448 und dergl.) wieder einen dreyfsig Jahre älteren Zufchnitt haben.

Die Sprache ift, im Ganzen genommen, reiner und beffer als in den erften Bänden; niederfächfifche Provincialismen find uns hier feltener vorgekommen, wie z. B. S. 163: „Als man das morfche Gebäude des Glaubens *an zu prüfen fing*"; wohin wir auch rechnen, dafs der Genitiv fo fehr häufig mit von umfchrieben wird, z. B. S. 85: „Ihr Wohlleben war ähnlicher Art, wie das Wohlleben *von diefen*. Schlimmer ift es, wo Flüchtigkeit des Gedankens Schiefheit des Ausdrucks hervorgebracht hat, wie S. 38: „jene ewigen tragifchen Meifterwerke, deren erhaltene Überrefte uns das Verlorne *nur doppelt bedauern laffen*," welches das Gefühl eines Geizigen feyn würde; oder S. 481: „hätte man die Theater nicht als eigentliches Bedürfnifs angefehen, fo darf man zweifeln, *ob ihre Kräfte* (der Städte) *dazu hingereicht hätten*." — Das Bedürfnifs wird finanzielle Kräfte anftrengen; find fie aber unzureichend: fo hilft es nicht aus, oder es gäbe keine Bankerotte. Eine andere Probe, wo der Ausdruck durch gänzliche Nachläffigkeit undeutfch wird, ift S. 393: „Kaum fcheint es, dafs er — einen weiteren Antheil genommen habe, *als feine Lage ihn dazu nöthigte*;" auch hier fcheinen niederfächfifche Angewöhnungen zum Grunde zu liegen. Unedles, wie S. 3: „ein Plato, ein Kant, konnten an den Ufern des Ganges und Hoangho nicht reifen", findet fich nur zu häufig.

Die beygefügte Charte, deren Stich, wie Papier und Druck des Werks, nicht beffer ausgefallen ift, als in den erften Bänden, ift ein blofser Nachftich von Barbié du Boccage's Generalcharte zu Anacharfis (diefe nicht blofs „zum Grunde gelegt" S. X); alfo ganz überflüffig. Dank hingegen hätte es verdient, wenn das deutfche Publicum eine gutgeftochene Copie des hieher gehörenden Theils der neuen Charte diefes vortrefflichen Geographen erhalten hätte, welche den Umrifs Griechenlands faft auf jedem Punct berichtiget, und fchon feit mehr als einem Jahr ausgegeben ift.

Die Titelvignette foll eine Anficht den Stadt und Gegend von Athen, von der Akropolis aus, geben (S. X): man fieht aber die Tempel der Akropolis vor fich, und zwifchen ihr und dem Standpunct des Zeichners den füdlichen Theil der Stadt, ihre Mauer und Feld. Das Ganze ift fo fchlecht, dafs man es als eine barbarifche Entweihung Griechenlands rügen mufs.

Wollte man nun diefe Beurtheilung fo deuten, als wünfche Rec., dafs diefes Werk nicht fortgefetzt werde: fo würde man ihn mifsverftehen. Unterfuchungen über den Verkehr und Handel der Griechen find ein grofses Defideratum, der Stoff ift reich, und kann die mühfame Arbeit herrlich belohnen. Aber davon ift er überzeugt, dafs Hr. *H.* der Wiffenfchaft und feiner eigenen Ehre fchuldig ift, fich durch Studium vorzubereiten, ehe er anfängt, die zweyte Hälfte diefes Theils niederzufchreiben, fonft könnte fie leicht noch mehr mifsrathen, als diefe erfte, von der bey einer zweyten Bearbeitung kaum ein Stein auf dem anderen bleiben darf.

E. fr. Fr.

PHILOSOPHIE.

Kiel, b. Hesse: *Bielfeld's höhere Seelenlehre* oder *Bestaffelung der Gefühle, Leidenschaften und Charaktere nach ihrer wesentlichen Höhe und Tiefe im Gemüth.* 1812. 80 S. 8. (10 gr.)

Ein sonderbares Product! Der Vf. stellt sich als *Staffellehrer* an die Spitze aller Psychologen, und verkündigt beynahe auf jeder Seite seiner Schrift, dass nun der Tag der Psychologie angebrochen sey. Um dieser Versicherung noch mehr Gewicht zu geben, hängt an dem Ende seines Werkchens ein Verzeichniss aller seiner übrigen Schriften, nebst einigen Stellen aus Briefen an ihn von zwey namhaften Männern, *Klopstock* und *Weisse*, die aber von dem Talent und der Kunst des Vfs. nichts erwähnen. Wir müssen also, um diese näher kennen zu lernen, uns an die vorliegende Schrift halten.

Der Vf. stellt die gesammten Thätigkeiten der Seele, die Gefühle, Triebe, Leidenschaften und Charaktere, unter dem Bilde einer Leiter dar, auf welcher es hohe, mittlere und tiefe Sprossen giebt. Es giebt also hohe, mittlere und tiefe Seelenbestimmungen aller Art. Das Criterium dieser Höhe, Mitte und Tiefe ist die Geschwindigkeit der Bewegung: denn die Seele ist sich selbst bewegende Kraft. Man sieht wohl, dass der Vf. die musikalische Scala im Sinne gehabt hat, wiewohl ihm selbst diese Vorstellung nicht klar geworden ist. Er denkt sich, wenn wir ihm nachspüren, was er eigentlich denkt, die Seele als eine gespannte Saite, die, je nachdem sie zu schnelleren oder minder schnellen Schwingungen gereizt wird, höhere und tiefere Töne von sich giebt. Die höchsten Töne der Seele treten hervor aus den Thätigkeiten der Phantasie und Einbildungskraft, die mittleren aus denen des Verstandes und der Urtheilskraft, die tiefen aus denen der Vernunft. Da nun die Gefühle, Leidenschaften und Charaktere an die vorstellenden Thätigkeiten gebunden sind: so wird es in dem Masse, wie die ersteren an letztere geknüpft sind, hohe, mittlere und tiefe Gefühle, Leidenschaften und Charaktere geben. Das Mass der Töne ist die Geschwindigkeit der Bewegung. Um also zu wissen, welche Thätigkeiten der Seele am höchsten, welche am tiefsten stehen, dürfen wir nur die Geschwindigkeit beobachten, mit welcher sie sich bewegen. Wie geschieht diess? Hier macht der Vf. einen ungeheuren Sprung in das Gebiet der intellectuellen Anschauungs-Philosophie, oder vielmehr aus ihr herab in das platte Land, folgendermassen: Die Seele ist unendliche, sich selbst beschränkende Thätigkeit. Ihre erste Richtung geht ins Unendliche, und diese Richtung ist, da die Seele im Unendlichen keinen Widerstand findet, die schnellste. Diess ist die Thätigkeit der Phantasie, und die Seele als Urkraft ist Phantasie. Allein die Seele würde sich selbst im Unendlichen verlieren, wenn sie sich keine Hemmungspuncte setzte; sie thut diess, wird so zur zurückstrebenden endlichen Kraft, und erscheint demnach zunächst als Einbildungskraft, deren Bewegung schon etwas weniger geschwind ist, als die der Phantasie, weil sie sich an die Schranken stösst. Allein die Einbildungskraft hat diess mit der Phantasie gemein, dass sie immer noch vag ist und ihre Bildungen nicht fixirt. Diess bleibt dem Verstande überlassen, der eben desshalb, weil er bloss verständigt, bloss die Schöpfungen der Einbildungskraft zum Stehen bringt, sehr mässig in seiner Bewegung ist. Die Urtheilskraft, das eigentlich denkende Vermögen, welches die Materialien des Verstandes bearbeitet, geht noch langsamer zu Werke, am aller langsamsten aber die Vernunft, als das schliessende Vermögen, welches den Geist erst zu sich und zur Besonnenheit bringt, und mit welcher zugleich der Wille und die Fähigkeit des Handelns erwacht. So sind also alle Thätigkeiten des Geistes, die der Phantasie ausgenommen, endliche Thätigkeiten, deren Gang immer langsamer wird, je enger die von ihnen gesteckten Schranken werden, deren letztes Product das Ich, als Erzeugniss der Vernunft, ist. Die Phantasie ist folglich als die Urkraft anzusehen, jede geistige Erscheinung ist nur der Wiederglanz ihrer Unendlichkeit, und alle anderen Seelenkräfte stehen tiefer als die Phantasie, welche das höchste ist, weil sie sich am schnellsten bewegt. Die Phantasie ist in ihrer ersten Thätigkeit nicht vorstellend, nicht bildend, sondern nur die sich ankündigende Unendlichkeit; ihr gebührt also auch das Primat vor allen übrigen Seelenkräften, und, nächst ihr, der Einbildungskraft. „Diese beiden Kräfte sind es, welche zu Menschlichkeit und Mitgefühl führen, die tieferen sind bloss gute Rechenmeister, haben aber zum Handeln wenig Kraft und Feuer.“ Die höchsten Gefühle, Leidenschaften und Charaktere stehen demnach auch auf der Staffel von Phantasie und Einbildungskraft, von denen sie abhängig sind, und immer tiefer sinken die Gefühle u. s. w., je mehr sie sich von jenen höchsten und schnellsten Seelenthätigkeiten entfernen.

Wir haben den Vf. ruhig aussprechen lassen, um den Unsinn, den er, diesen, *si Diis placet*, Principien zufolge, durch das ganze Buch aufstellt, durch sich selbst zu beweisen. Allein es hiesse die Geduld der Leser missbrauchen, wenn wir ihm ferner erlaubten, seine Luftschlösser vor ihren Augen aufzubauen. Auch die bisherige Darstellung dieser Abgeschmacktheiten können wir uns nur in sofern vergeben, als sie ein interessanter Beytrag zu den Verirrungen des menschlichen Geistes in unseren Zeiten sind, und für Viele als eine Warnung dastehen mögen, sich vor ähnlichen Ausschweifungen zu hüten; ja wir sind in dieser Hinsicht noch zu gelind gewesen, indem wir nicht einmal die widersinnigsten Aussprüche des Vfs. mit aufgestellt haben. Inzwischen auch das Gegebene reicht hin, den Stab über ihn zu brechen. — Auch wenn wir uns die Gewalt anthun, dem Vf. die Richtigkeit seiner Vordersätze auf einen Augenblick zuzugestehen: so können wir doch nicht umhin zu bemerken, dass er durch die Widersprüche, in die er sich verwickelt, seine eigenen Behauptungen authebt. Hier einige Belege: 1) „Die Phantasie bildet nicht, sie strebt bloss ins Unendliche, sie ist regellos und bewusstseyn-

los." So hebt sie sich denn selbst auf und ist = 0. Der Geist ist bey aller Freyheit an die Regel gebunden, und alle Regel ist bindend und bildend. Diess fühlt der Vf., und läfst deswegen an einem anderen Orte der Phantasie Zeit und Raum erzeugen, „jene, indem sie einen Grenzpunct nach dem anderen bildet, diesen, indem sie Grundpuncte aufser und neben einander setzt." Doppelter Widerspruch: erstlich mit der früheren Behauptung, zweytens in sich selbst, weil dieser Bildungsact schon in Raum und Zeit vor sich geht. Allein „der Geist handelt erst *sinnlich*, ehe er *bildend*, *verständig*, *urtheilend*, *vernünftig* handelt, und so liefert denn die Phantasie die Materialien der Sinnlichkeit, die Stoffe, welche von der Einbildungskraft gebildet, vom Verstande verständigt werden", u. s. w. Ist demnach die Phantasie nicht das beschränkteste aller Vermögen, wenn wir dem Vf. folgen, und werden nicht die Thätigkeiten erst in dem Masse frey, wie sie sich der Vernunft nähern? Gleichwohl ist die Phantasie nach dem Vf. das höchste Vermögen, und die in ihr begründeten Gefühle und Charaktere sind mit ihr auf gleicher Höhe. 2) Der Vf. entdeckt sich selbst mit seiner Höhe und Tiefe in einem seltsamen Widerspruche, weil er die Begriffe nicht gesichtet hat. Um consequent zu seyn, muss er behaupten, dass Phantasie und Einbildungskraft das Edelste im Menschen sind, weil sie am höchsten stehen; am höchsten stehen sie aber, weil sie die schnellsten Thätigkeiten sind, nach dem musikalischen Princip: je schneller die Schwingung der Saite, desto höher der Ton. Was für einen Vorrang aber hat denn ein hoher Ton vor dem tiefen? Der Vf. erhebt also die musikalische Höhe zu einer geistigen, und durch dieses seltsame *quid pro quo* wird er zu den widersinnigsten Behauptungen geführt. Denn indem er die Phantasiemenschen für die höchsten ansieht: muss er die Vernunftmenschen auf das Tiefste erniedrigen. Er thut diess auch; und schon die Verstandesmenschen kommen schlecht weg: sie sind mittelmäfsige Köpfe, kalte Herzen, schwache Seelen; auf der Stufe der Vernunft aber sind die langsamsten Gefühle, Leidenschaften, Charaktere anzutreffen: hier ist die Schwermuth, Hass, Neid, Geiz, Halsstarrigkeit, Argwohn, Kriecherey, Ungeselligkeit, Verdrossenheit, Lüge, Heucheley, Falschheit, Arglist, Verleumdung, das Gefühl des Phlegma, der Trägheit, Lässigkeit, Schläfrigkeit, Stumpfsinnigkeit, Plumpheit, Grobheit, Schwerfälligkeit zu Hause. Aber sogleich erinnert sich der Vf. auch wieder, dass erst mit der Vernunft Ichheit, Besonnenheit, Freyheit, Wille und Thatkraft erwacht, und so kommt denn auch der Weise, und mit ihm das veredeltste Gefühl und der reinste Charakter auf diese Stufe. 3) Wenn die geistigen Thätigkeiten regressiv immer langsamer werden, wie es denn der Vf. schon bey dem Verstande so weit gebracht hat, dass er fast ganz stille steht: so müsste die Thätigkeit der Vernunft nahe an das Zero grenzen, denn der Vf. thut nirgends dar, dass die Thätigkeit des Geistes, wie sie an Extension verliert, an Intension zunimmt. Aber nein, auf einmal geht aus der Vernunft der Wille und die Freyheit hervor: und dem Willen wenigstens muss doch der Vf. eine eben so grofse Schnelligkeit zuschreiben, als der Phantasie, denn der freye Wille geht ebenfalls ins Unendliche. Er kann zwar sagen — und thut es auch —. die Extreme berühren sich; dann ist aber im Walten des Geistes ein Kreislauf und keine Staffel, und Höhe und Tiefe verschwinden ganz, weil sie in Eins verschmelzen. Kurz, der Vf. wird von den Widersprüchen seines Geistes wie von Furien umhergetrieben, und vernichtet sich in sich selbst. Er erspart uns also eigentlich die Mühe, ihm nach seinen Principien sein Urtheil zu sprechen; allein nicht für den Leser, sondern für ihn selbst, weil er mit einem ausführlicheren Werke über diese Gegenstände droht, stehe seine Verurtheilung vollständig, mit kurzen Worten, da.

Seine Grund- — Ideen würden wir sagen, wenn es nicht Chimären wären, — in welchen er den Geist als unendlich-endliche Thätigkeit betrachtet, die nach Geschwindigkeits-Schwingungen messbar ist, sind eine Composition von angeflogener fichtisch-schellingischer Vorstellungsart und eigener declamatorischer Scalen-Weisheit (denn der Vf. hat früher über Declamation geschrieben). Was nun das fremde speculative Element seines psychologischen Kunstgewebes betrifft: so lassen wir dieses an seiner Stelle ruhen, von welcher es durch die auflösende Kraft der Zeit nach und nach von selbst verschwinden wird, und halten uns hier blofs an die Zuthat des Staffellehrers. Also: „der Geist ist nach Graden der Geschwindigkeit seines Handelns messbar, und nach diesen Graden müssen die Gefühle, Triebe, Leidenschaften, Charaktere, rangirt werden." Wo ist aber der Mafsstab dieser Geschwindigkeit? Doch wohl im Bewufstseyn des Beobachters? Und was erscheint im Bewufstseyn mit gröfserer oder geringerer Geschwindigkeit als das andere: die sinnliche Anschauung, oder das Gefühl, oder der Gedanke, oder das Urtheil, oder das Phantasiebild, oder der Vernunftschluss, oder der Willensact? Hier ist keine Höhe und keine Tiefe, kein Erstes und Letztes, kein Schnelles und Langsames; ein mannichfaltiges Nach- und In- und Durch-einander, aber nur nicht nach Linien und Zollen, nach Secunden und Minuten. Die Ansicht des Vfs. ist folglich eine der tollsten Vorstellungen, die jemals in eines Menschen Kopf gekommen sind, und es bedarf nichts als dieser Appellation an jedes menschliche Bewufstseyn, um seine verkehrten Behauptungen mit Einem Schlage zu vernichten. Verlangt er noch mehr? Verlangt er, dass wir zeigen, dass die Seele, das freyhandelnde Wesen, wirklich keiner gespannten Saite zu vergleichen sey? Dass wir zeigen, wie Anschauungen und Gefühle, Triebe, Leidenschaften, Willensacte auf das innigste mit einander verbunden sind und gegenseitig von einander abhängen, wie das Leben der Seele von der Kindheit bis ins Alter einen ganz anderen Entwickelungsgang nimmt, als den der Vf. in seiner Geschwindigkeitslehre vorzuschreiben beliebt? Das Kind äufsert Spuren von Vernunft und der

Greis von Phantasie; der hellste Verstand ist mit dem kräftigsten Willen und dem wärmsten Herzen vereinbar. Aber wozu diess alles? Die Leser bedürfen es nicht, und dem Vf. wird es kaum einleuchten. Darum aber ersparen wir uns auch die Mühe, hier die widersinnigen anthropologischen Bestimmungen der Gefühle, Leidenschaften, Charaktere u. s. w. nach der Ansicht des Vfs. weiter aufzustellen, wobey er kein anderes Verdienst hat als dass er die Beobachtungen eines Beattie, Platner, Carus, Maass u. A. von allen Enden zusammengetragen und auf seine Leiter — man könnte sie wohl die Henkersleiter nennen — auf die abenteuerlichste Art zusammengestellt hat; alles auf die Weise, wie wir weiter oben unter der Rubrik der Vernunft eine kleine Probe aufstellten. Ob das, was er Gefühle, Charaktere u. s. w. nennt, auch wirklich solche sind, davon kein Wort: es verlohnt sich nicht der Mühe.

Wir schliessen demnach diese, wir leugnen es nicht, sehr harte Kritik, die gleichwohl dem Vf. sein ganzes höchst tadelnswerthes Detail erlassen hat, mit der Versicherung, dass sie nicht so ausführlich - strafend ausgefallen wäre, wenn wir es nicht für eine heilige Pflicht hielten, das Gebiet wahrer Wissenschaft vor Attentaten ähnlicher Art durch öffentliche Rüge zu schützen. Das höchste Verdienst des Recensenten ist, wenn er *ignavum, fucos, pecus a saepibus arcet*.

N. d. m. O.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Bamberg* u. *Würzburg*, b. Göbhardt: *Maler-Theorie*, oder *kurzer Leitfaden zur historischen Malerey*. Herausgegeben von *Christoph Fesel*, ehemaligem hochfürstlich-würzburgischem Cabinets-Maler und Professor der Akademie St. Luca in Rom. 1812. 60 S. 8. (4 gr.) Laut der Vorrede will der Vf. hiemit jungen Malern einen Leitfaden an die Hand geben, wodurch sie allmählich mit der Kunst bekannt, und zu Meistern ausgebildet werden. Das Ganze ist in zwey Abschnitte getheilt, deren erster 1) vom Zeichnen, 2) von anatomischen Kenntnissen für den Maler, 3) von Perspectiv und Architektur, 4) von Gewändern, 5) von der Composition, 6) von der Gruppirung, 7) vom Contrast, 8) vom Skizziren handelt. Der zweyte Abschnitt verbreitet sich über 1) Mischung der Farben, 2) *Mezzo tinta*, 3) Harmonie, 4) Ruhe des Auges, oder Verbindung des Schattens und Lichts, 5) Luftperspective, 6) Untermalen und Übermalen, 7) Retouchiren, 8) Führung des Pinsels. Von allen diesen einzelnen Theilen der Kunst wird kurz und grösstentheils auch klar genug aus einander gesetzt, was sie seyen, und wie Anfänger auf dem nächsten Wege zur Fertigkeit in denselben gelangen mögen.

Obgleich wir sonst wenig Neigung zu Schriften dieser Art haben, fest überzeugt, die Handgriffe in der Malerey, sofern diese als mechanisches oder handwerksmässiges Wirken betrachtet werden kann, seyen am bequemsten und besten durch mündlichen Unterricht und wirkliches Vorarbeiten eines geübten Meisters zu erlernen: so müssen wir doch gestehen, dass, wenn jemand nun Muth und Vertrauen genug hat, sich darüber aus Büchern zu belehren, das gegenwärtige noch immer eins der besseren oder wenigstens der unschädlichsten seyn dürfte. Am besten gerathen haben uns die Unterabschnitte 1) vom Zeichnen, 2) von anatomischen Kenntnissen für den Maler, und im zweyten Hauptabschnitt 4) von der Ruhe des Auges oder Verbindung des Schattens und Lichts, wie auch 5) von der Luftperspective geschienen; am wenigsten genügend 4) von Gewändern und vom Costume, 5) von der Composition und 6) von der Gruppirung.

Hr. *Fesel* schreibt anstatt *Gruppe* oder *Gruppirung* immer *Krupe* und *Krupierung*, auch anstatt *Schraffiren*, *Straffiren*; er hätte aber unstreitig besser gethan, die gewöhnliche, wohlhergebrachte Weise zu beobachten. Der vornehme Titel, Maler-Theorie, den er für sein Werklein wählte, scheint ebenfalls etwas Höheres zu verkünden, nicht nur als geleistet ist, sondern als er eigentlich leisten wollte.

W. K. F.

Stettin, b. Struck: *Der Greis*, ein dramatisches Gedicht von *J. G. Seegemund*. 1811. 32 S. 8. Dieses zum Geburtsfeste des Königs von Preussen verfertigte Gedicht, das einer Schulübung sehr ähnlich sieht, muss man als einen Versuch betrachten, die an einem solchen Tage passenden patriotischen Gesinnungen im Ton und Versmasse der griechischen Trauerspiele auszusprechen, womit es denn schon wegen der grossen Verschiedenheit zwischen der griechischen und der deutschen Auffassungsweise in der Kunst viel auf sich hat. Dieser lange, feyerliche, sechsfüssige trochäische Vers bekommt für den Deutschen, wenn der Inhalt nicht ausserordentlich hoch und wichtig ist, leicht etwas von der langgedehnten Eintönigkeit eines Ausrufers, und es ist merkwürdig, dass die deutschen Dichter bey dieser Nachahmung, statt das Grossgestaltige, Massenartige noch mehr zu beleben, nur noch mehr in das Steife und Kalte verfallen, und die milde Lebenswärme des griechischen Verses gewöhnlich viel hinter sich zurücklassen. Aber so geht es bey den Nachahmungen und künstlichen Versetzungen in fremde Beschauungsweisen gewöhnlich: das Äussere wird weit eher aufgefasst, als das Geistige, das Wesentliche. Hr. *S.* hat in diesem Gedicht vorzüglich Mühe und Arbeit damit, die einzelnen Vorstellungen und Begriffe, die der Deutsche oft mit einem Worte giebt, so lang auszudehnen, dass der lange Vers davon voll wird, woraus denn von selbst erfolgt, dass die Form den inneren Gehalt überwiegt, und in der Auffassung lästig wird. Statt des Einfachen: sagst du auch die Wahrheit? heisst es hier:

> Sohn, *lügst* du nicht dem Vater *leere Worte*, ihm
> Mit *Gaukelwahn* die greisen Saiten zu zerstreun?

Verse wie dieser:

> Was des Olympes Herrlichkeit an dieses Leben bindet.

sind durchaus fehlerhaft, selbst, wenn sie auch bey den Griechen vorkommen. — Leider sind alle Kunsttheorieen nur nach der Erfahrung aufgebaut, und nehmen von der bestimmten, individuellen Gestaltung (z. B. von der griechischen Poesie) vieles in das Wesentliche und Allgemeine mit hinüber. Kein einziges Volk kann ein *unbedingtes* Musterbild für alle seyn, diess liegt schon in dem Begriffe eines Volks, das gegen die möglichen Gestaltungen der Menschheit immer nur als ein gewordenes Individuum zu betrachten ist, und deshalb auch bey aller Vollkommenheit seine Bestimmtheit und seine Beschränktheit (seinen Standpunct in den Neigungen nach verschiedenen Seiten) haben muss. Den unphilosophischen Vorurtheilen ist es zuzuschreiben, dass bey den Deutschen häufig Gedichte entstehen (ähnlich diesem), die eben so ungriechisch als undeutsch sind.

T. Z.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

AESTHETIK.

Heidelberg, b. Mohr und Zimmer: *Über dramatische Kunst und Literatur.* Vorlesungen von *August Wilhelm Schlegel.* Erster Theil. 1809. VIII und 378 S. Zweyter Theil, erste Abtheilung. 1809. 3*o S. Zweyte (und letzte) Abtheilung. 1811. 429 S. 8. (5 Rthlr.)

Die uns unbekannten Hindernisse, welche sich dem früheren Erscheinen des Schlussbandes dieser Vorlesungen entgegensetzten, sind auch die Ursache ihrer verspäteten Beurtheilung in unseren Blättern, indem wir ungern organische Ganze, dergleichen das vorliegende Werk unstreitig ist, durch vereinzelte Kritiken zerstückeln. Möglich allerdings, ja selbst wahrscheinlich, dass nun für einen grossen Theil der Leser das Buch keine Neuigkeit mehr ist; allein desto besser! Wir werden uns dann um so leichter verstehn und verständigen. Intelligenzblättermässige Schnelligkeit der Ankündigungen ist der geringste Ruhm, nach dem wir streben.

Zuerst vom Zwecke des Vfs. „Man wird," sagt Hr. *S.* in der Vorrede, „in dieser Schrift, schon ihrem äusseren Umfange nach, weder eine bibliographisch vollständige dramatische Literatur, noch eine antiquarisch genaue Geschichte des Theaters erwarten. Bücher, welche trockene Nachrichten und Namen liefern, giebt es ohnehin genug. *Meine Absicht war, einen allgemeinen Überblick zu geben, und die Begriffe zu entwickeln, wonach der Kunstwerth der dramatischen Hervorbringungen verschiedener Zeitalter und Völker zu schätzen ist.*" — Gehalten wurden diese Vorlesungen „im Frühlinge 1808 in Wien, vor einem glänzenden Kreise von beynahe dreyhundert Zuhörern und Zuhörerinnen," worunter sich, „nicht wenige Männer, welche die bedeutendsten Stellen am Hofe, im Staat und bey der Armee bekleiden, verdienstvolle Gelehrte und Künstler, und Frauen von der gewähltesten geselligen Bildung" befanden.

Es ist billig, Hn. *S.* nach seiner Absicht und nach seiner Zuhörerschaft zu beurtheilen. Gehen wir denn mit diesen Rücksichten an die Zergliederung des ersten Theils.

Nach einigen vorläufigen Betrachtungen über den Geist ächter Kritik, deren Charakter Allgemeinheit (Universalität) ist, über Verbreitung der Poesie unter allen Völkern und Himmelsstrichen, über die Pflicht des Denkers, mit festem Blick auf innere Vortrefflichkeit, sich an Äusserlichkeiten nicht zu stossen, über den *plastischen* Geist der gesammten antiken Kunst, und den *malerischen* (pittoresken) der modernen oder romantischen („von *romance*, der Benennung der Volkssprachen, welche sich durch die Vermischung des Lateinischen mit den Mundarten des Altdeutschen gebildet hatten, gerade wie die neuere Bildung aus den fremdartigen Bestandtheilen der nordischen Stammesart und der Bruchstücke des Alterthums zusammengeschmolzen ist, da hingegen die Bildung der Alten weit mehr aus einem Stücke war," S. 13), Bezeichnungen, die trotz alles, was darüber (auch von dem Vf. selbst B. 3 S. 15 ff.) gesagt und geschrieben worden, und trotz ihres fast allgemeinen Gebrauchs, eine gründliche Erklärung und Rechtfertigung verdient hätten, da sie an sich keineswegs deutlich, sondern vielmehr einseitig und manchen Missverständnissen unterworfen sind: nach allen diesen Erörterungen also kommt der Vf. S. 18 ff. auf die verschiedene Bildung der Alten, besonders der Griechen, und der Neueren. Wie weit die Griechen auch im Schönen, und selbst im Sittlichen gediehen seyen: so könne man ihrer Bildung doch keinen höheren Charakter zugestehen, als den einer geläuterten veredelten Sinnlichkeit. Das Princip der neueren Bildung hingegen sey Religiosität, die, verbunden mit Ritterlichkeit und Liebe, als einer begeisterten Huldigung ächter Weiblichkeit, in der heiligen Jungfrau versinnbildet und göttlich verehrt, den romantischen Geist bilde.

So einverstanden mit Hn. *S.* wir über den letzten, schon längst ins Klare gebrachten, Punct sind: so viel Ursache hätten wir, über seine Beschränkung antiker Bildung auf blosse, wenn auch veredelte, Sinnlichkeit mit ihm zu rechten. Zwar giebt er selber zu, dass diess nur vom Ganzen zu verstehen sey. Allein der ältesten Philosophen Griechenlands zu geschweigen, in deren kosmogonischen und theogonischen Forschungen man auch sehr abgezogene und formale Principe findet, und eben so manche über alle Sinnlichkeit hinausgehende Untersuchungen späterer Denker, besonders der Stoiker, zu übergehen, ist es erlaubt, Welt- und Menschen-Ansichten, wie die platonischen, die auch auf die Denkweise unserer ersten Religionslehrer einen so entschiedenen Einfluss ausgeübt haben, und in welchen sich die tiefsinnigste Mystik in ihrer ganzen Herrlichkeit offenbart, als einzelne Ahnungen der Philosophen, Blitze dichterischer Begeisterung, vielmehr zu ignoriren als zu kennen, die unaufhaltsamen Anstrebungen solcher Geister nur als ein nicht gänzliches Abwenden vom Un-

endlichen zu bezeichnen, und die innerlich zusammenhängenden zahlreichen Producte ihrer seherhaften Anschauung, die elektrisch, wenn gleich bald schwächer bald stärker, durch alle gebildeten Zeitalter fortgewirkt hat, als einzelne *verlorne* (!) Erinnerungen von der eingebüfsten Heimath (S. 19) herabzuwürdigen? Wer unternimmt es, den sogenannten heidnischen Götterdienst unter die Kategorie gewisser äusserer Leistungen zu bringen und den ganzen inneren Menschen mit seinen leisesten Regungen davon auszuschliessen, wenn er an das Bedeutungsvolle der alten Gottheiten und der ihnen gewidmeten Feste, an die Heiligkeit der Mysterien, und an so manche sehnsuchtsvolle Entgegensetzung des Endlichen und des Unendlichen in den Schriften der Alten denkt, z. B. an jene goldenen Verse von den vor den Göttern im Olymp singenden Musen zu Anfang des homerischen Hymnus auf den pythischen Apoll? — Auch den Glauben an Unsterblichkeit kann man wohl Einzelnen, aber nicht, wie Hr. *S.* Seite 23 zu thun scheint, der gesammten Griechenwelt absprechen, wenn man schon bey ihren ältesten Dichtern so bestimmte Behauptungen der Seelendauer nach dem Tode findet, als z. B. jene allbekannte bey Homer Od. XI, 218—222, wo die Begriffe von Körper, Lebenskraft (θυμὸς) und Seele (ψυχὴ) so bestimmt unterschieden sind. Ja nicht allein Fortdauer nach dem Tode war bekanntlich nach der Volksmeinung den Seelen beschieden: sie büfsten auch entweder Strafen hier vollbrachter Unthaten, oder lebten schmerzlos, sey es auf einer schönen Aue in gewohnten Beschäftigungen, sey es in froher Musse auf seligen Inseln des Oceans, die Pindar in der 2 olymp. Ode schildert; und wenn ihnen sterbliche Körperkraft gebrach: so erscheint dagegen das geistige Vermögen derselben durch die ertheilte Gabe der Weissagung zum Göttlichen erhöhet, so dafs ihr Thun und Treiben in der Unterwelt ohne Zweifel mehr ist, als, wie der Vf. will, ein Schatten in dunkler Ferne, ein abgeschwächter Traum dieses wachen hellen Lebens (S. 23).

Richtiger, obwohl auch nicht von Übertreibung frey, ist die zum Theil schöne und treffende Schilderung der christlichen Weltansicht, und der daraus abgeleiteten Romantik, die man S. 23—25 und im dritten Bande S. 13 ff. findet. „Die gesammte alte Poesie und Kunst," heisst es an der letzten Stelle, „ist gleichsam *ein rhythmischer Nomos*," eine harmonische Verkündigung der auf immer festgestellten Gesetzgebung einer schön geordneten und die ewigen Urbilder der Dinge in sich abspiegelnden Welt. Die romantische hingegen ist der Ausdruck des geheimen Zuges zu dem immerfort nach neuen und wundervollen Geburten ringenden Chaos, welches unter der geordneten Schöpfung, ja in ihrem Schofse, sich verbirgt; der beseelende Geist der ursprünglichen Liebe schwebt hier von neuem über den Wassern. Jene ist einfacher, klarer, und der Natur in der selbstständigen Vollendung ihrer einzelnen Werke ähnlicher; diese, ungeachtet ihres fragmentarischen Ansehens, ist dem Geheimnifs des Weltalls näher: denn der Begriff kann nur jedes für sich umschreiben, was doch der Wahrheit nach niemals für sich ist; das Gefühl wird alles in allem gewahr." Es hält, deucht uns, nicht schwer, die Auswüchse dieser Stelle zu bemerken. Nicht blofs zu dem vielleicht mitewigen Substrat der Gottheit, dem Chaos oder dem Schöpfungsstoffe, hat die romantische Poesie eine Hinneigung; sie strebt nicht weniger verlangend auch zu dem Göttlichen, zu dem Schöpfer selbst, empor. Und so wenig die alte Kunst blofser Begriff ist: so wenig ist die neue blofses Gefühl, obwohl dieses allerdings in ihr vorwaltet. Deutlicher von diesen zwey Hauptgattungen des Schönen zu reden, ist das Ziel der alten Kunst eine Verkörperung des Geistigen, das bis zum Göttlichen idealisirt ist; das der modernen aber umgekehrt eine Vergeistigung des Körperlichen. Wie jene das Ewige, in eine endliche Form aufgefafst, sinnlich darstellt: so ist die moderne Kunst bemüht, das Endliche dem verlornen Unendlichen wieder zu nähern, ohne jedoch je die Vereinigung beider ganz zu bewerkstelligen. Daher denn jene Sehnsucht, die eins ihrer Hauptkennzeichen ist, und ein Gefühl von Schwäche, das der ganzen Darstellung etwas Elegisches giebt; da hingegen der Grieche, als gottverwandt und gottgeliebt, eine *divinae particula aurae*, das ihn ringsumgebende, zur Welt gestaltete, Göttliche nicht furchtsam, wie etwas Entferntes, ihm Entfremdetes, sondern mit freudiger Zuversicht, wie nahe und gleichsam häusliche Gestalten nachbildet. Von keinem hundertarmigen Despotismus unter die Würde der Menschheit hinabgedrückt, wie die Welt zur Zeit der Erscheinung unseres Religionsstifters, erhob der Grieche frey sein Haupt, und erkannte rings um sich, in Erde, Meer und Himmel, eine ihm gleichgesinnte, holde Gottheit. Beschenkt sie ihn mit Gütern, mit Weisheit: so ehrt er sie durch Opfer, durch begeisterte Lieder, und macht die Wagschalen des gegenseitigen Verdienstes beynahe gleichschweben, wird beynahe selbst ein Gott. Dagegen fühlten sich die unter dem eisernen Römerscepter Seufzenden kaum mehr Menschen; fast aller wahren Annehmlichkeiten des Lebens beraubt, wähnten sie sich von der Gottheit Verlassene, Verstofsene. Da erschien Christus, lehrte ruhige Unterwerfung unter die zeitliche Macht, und zeigte lichte Bahnen zum Thron einer ewigen, vor der alle Weltmacht Staub ist. Er erhob verzweifelnde Seelen zur Hoffnung weniger hier als dort zu findenden Heils; zum muthigen Selbstgefühl der gleichsam inwohnenden Gottheit konnte er sie nicht zurückrufen. Die alte Welt war unwiderruflich dahin, und eine neue trat ans Licht, die bey gleicher Tapferkeit, weit entfernt von griechischem Heldentrotz, auch den offenbarsten Lohn eigener That als unverdiente Gnade eines fern im Dunkel der Welten hausenden Gottes gegen elende Sünder betrachtete, in Anstrengungen zur Ehre des Urhebers einer demüthigenden Religion ihre Kräfte lange Zeit nicht ruhmlos aufrieb, und das, seiner schwächeren Natur nach, aller christlichen Tugenden desto empfänglichere Weib nicht allein nicht, nach stolzer Griechenart, unter

den Mann herabsetzte, sondern über ihn, beynahe neben Gott selber, auf den Thron hob, und zum zweyten Princip ihrer Wirksamkeit mit Schwerdt und Feder machte. Das reinmenschliche Selbstgefühl wagt sich nun nicht mehr unverkleidet hervor, sondern rettet sich in Schilderungen halb menschlicher guter und böser Geister, oder barbarischer Naturen, wie eines Ferrau oder Rodomont. Der christliche Kämpfer selbst hat keine Zuversicht in eigene Kraft, sondern siegt, wie der Grieche allenfalls *mit*, so *in* Gott, nicht als ähnliches, vielleicht nach dem Tode als Heros gleiches, Wesen, sondern als unwürdiges Werkzeug der höheren Hand; der Ruhm seiner Grossthat gebührt nicht ihm, sondern dem übermenschlichen, unbegreiflichen Wesen, das, alle Macht der alten entthronten Götter und des verschollenen Schicksals in sich vereinigend, furchtbar, und wenn auch liebend, doch immer fremd, hoch in den Wolken über ihm schwebt, und nicht wie das alte Fatum unmerklich, gleich der atmosphärischen Luft, auf ihn drückt, ohne das Selbstvertrauen seines Wirkens zu beklemmen, sondern an jedem seiner Gedanken, jedem seiner Werke, den gröfsten Antheil verlangt, und, ohne seine Persönlichkeit zu ehren, ihm nur die Aussicht läfst, dereinst mit Auslöschung seiner Selbstheit, und verschmolzen in die göttliche Natur, zugleich Nichts und Etwas zu werden. Wie daher die Thaten griechischer Helden wahrhaft menschliche, und doch darum nicht weniger göttergleiche, sind: so erhebt sich die Gröfse des Christen nicht auf eigenen Füfsen, sondern scheint, wie die Thürme seiner Münster, eher von Dämonen aus den Wolken herabgesenkt, als von irdischem Grunde aufgebaut zu seyn; und ihr Anschauen erregt keine reine Freude, wie das griechischer Kunstwerke, sondern eine schauderhafte, wie wir sie etwa bey der Erzählung eines durch Hülfe eines Geistes um Mitternacht gehobenen Schatzes zu empfinden pflegen.

Genug hievon! Nachdem Hr. *S.* in der Folge den Begriff des Dramatischen erläutert, und einen Überblick der Theatergeschichte aller Völker, von den alten Ägyptiern an bis zu den Südseeeiländern, gegeben, die sehr verschiedenen Anlagen der verschiedenen Völker dazu bemerkt, und der Deutschen weiteres Zurückbleiben in diesem Fache als in anderen in unserer Neigung zur Speculation, da das Drama praktischen Geist fodere, und im Mangel einer dreist hervortretenden Nationalität, begründet hat: kommt er zur Auseinandersetzung dessen, was man theatralische Wirkung nennt, handelt dann von der moralischen Wichtigkeit der Schaubühne, vom Wesen des Tragischen und Komischen, wie wir es besonders in den Dramen der Griechen rein ausgedrückt sehen, einem guten Mafsstabe, um danach die mancherley Mischungen beider in neueren Werken zu beurtheilen, und verweilt endlich am Schlufs der zweyten Vorlesung, mit besonderer Vorliebe und rühmlicher Erwähnung Winkelmanns, bey der Antike, als dem besten Hülfsmittel, ohne Kenntnifs der Sprache in den Geist der Griechen einzudringen.

Die Beschreibung der mechanischen Einrichtung des alten Theaters, zu welcher der Vf. hierauf fortschreitet, ist keines Auszugs fähig, und verdient besonders bey ihm selbst gelesen zu werden, da sie zum Theil auf eigener Anschauung des Theaters zu Herculanum und der beiden, zwar äufserst kleinen, zu Pompeji beruht.

Das Wesen der griechischen Tragödie setzt er mit Recht in den Kampf innerer Freyheit und äufserer Nothwendigkeit, und das Vergnügen daran entweder in das Gefühl der Menschenwürde, das von grofsen Vorbildern erregt werde, oder in die entdeckte Spur einer höheren Ordnung der Dinge, dem scheinbar regellosen Gange der Begebenheiten eingedrückt, und geheimnifsvoll darin offenbart, oder in beides (S. 112). Dagegen wohl ohne Grund verwirft er Aristoteles Meinung, der Tragödie Zweck sey, durch Erregung von Mitleid und Schrecken (Furcht sollte es heifsen, wie der angestochene Lessing in der Dramaturgie sattsam bewiesen hat) die Leidenschaften zu reinigen; und wenn er sie auch defshalb tadelt, weil, solch eine moralische Heilcur durch die Tragödie auch angenommen, sie (diese Cur) doch durch schmerzliche Mittel, Schrecken (Furcht) und Mitleid, bewirkt werde, und es also immer noch nicht erklärt sey, wie wir die Wirkung der Tragödie sogleich mit Wohlgefallen spüren sollten: so liegt ihm erstlich ob, zu beweisen, das Mitleid an sich sey eine schmerzliche Empfindung, und zweytens schikanirt er den Aristoteles, der im 6 Cap. seiner Poetik wohl von einem ἡδυσμένῳ λόγῳ redet, aber keineswegs von einem durch jene Reinigung der Leidenschaften verursachten Wohlgefallen. Die merkwürdige Stelle, welche zugleich die Erklärung des angeführten Ausdrucks enthält, lautet wörtlich so: Ἔστιν οὖν τραγῳδία μίμησις πράξεως σπουδαίας καὶ τελείας, μέγεθος ἐχούσης· ἡδυσμένῳ λόγῳ, χωρὶς ἑκάστῳ τῶν εἰδῶν ἐν τοῖς μορίοις· δρώντων, καὶ οὐ δι' ἀπαγγελίας· δι' ἐλέου καὶ φόβου περαίνουσα τὴν τῶν τοιούτων παθημάτων κάθαρσιν. Λέγω δὲ ἡδυσμένον μὲν λόγον τὸν ἔχοντα ῥυθμὸν καὶ ἁρμονίαν καὶ μέτρον· τὸ δὲ χωρὶς u. s. w. Ungenügend ist, von Anderen zu schweigen, die Erklärung der bezeichneten Worte bey Buhle in seiner Übersetzung der aristotelischen Poetik S. 138. Weit näher zum Ziel trifft, unserer Meinung nach, Castelvetro, wenn er sich so darüber ausläfst. „Da Plato die Tragödie aus seiner Republik verbannt wissen wollte, damit die Leute, grofse Männer mitleidig, furchtsam, niedrig erblickend, nicht ähnliche Gebrechen, auch sich zu Gute hielten: so kehrt Aristoteles das Ding um, und deutet an, dafs gerade durch das öftere Sehen tragischer Handlungen auf der Bühne Aug' und Ohr, an solche Ereignisse gewöhnt, den Eindruck wirklicher Vorfälle *der* Art aufheben lernen." Nur nicht von gänzlichem Austreiben (*scacciare*) der Leidenschaften der Furcht und des Mitleidens mufste er reden, sondern von *Reinigung*, d. h. Reinigung von der thierischen Heftigkeit erster Eindrücke im Leben selbst durch die ruhigere Wirksamkeit der Vernunft in Betrachtung eines idealischen Lebensspieles. Vgl. Lessings Hamb. Dramat. 75 Abend.

Den Chor der alten Tragödie fasst der Vf. S. 113 richtig als den personificirten Gedanken über die dargestellte Handlung, die verkörperte und mit in die Darstellung aufgenommene Theilnahme des Dichters, als des Sprechers der gesammten Menschheit.

Die Wahl von Königen und Helden zu Gegenständen tragischer Gemälde erklärt er S. 122 nicht weniger beyfallswürdig aus der Herrschaft solcher alten Fürstenfamilien in einer der Republicanisirung Griechenlands weit vorangehenden Zeit, welche die idealische Erhöhung der Gestalten begünstigte, und einen kräftigen Willen im Guten wie im Bösen den freyesten Spielraum in einer noch ungeordneten Welt zugestand. Auch habe das Erbkönigthum auffallendere Beyspiele von plötzlichen Glückswechseln dargeboten, als in der späteren politischen Gleichheit Statt gefunden. Übrigens schildere das griechische Trauerspiel die Zerrüttung der Königshäuser nicht in ihrem Bezuge auf den Zustand der Völker; sie zeige uns im Könige den Menschen, und weit entfernt, zwischen uns und ihren Helden den Purpurmantel als eine Scheidewand vorzubreiten, lasse sie uns durch dessen eiteln Glanz hindurch in einen von Leidenschaften zerrissenen Busen schauen.

Die Vergleichung des homerischen Epos mit der halberhobenen Arbeit in der Bildhauerey, und der Tragödie mit der freystehenden Gruppe, ist anziehend durchgeführt, und der letztere Theil derselben an den Gruppen der Niobe und des Laokoon erläutert.

Der Vf. wendet sich hierauf von den rohen Anfängen des Thespis in der tragischen Kunst sogleich zu den Triumvirn derselben, von welchen noch Werke uns übrig sind. Die Charakteristiken des Aeschylus und Sophokles und ihrer vorhandenen Schauspiele sind im Ganzen geistreich und treffend; nur dass wir, was Sophokles Trachinerinnen betrifft, nicht einsehen, wie im Bau dieses Trauerspiels Anlage, Gemüth und Schreibart unsophokleisch, und allenfalls ein Machwerk von Sophokles Sohne Iophon scheinen könne, welche Vermuthung Hr. *S.* S. 195 ff. nicht ohne Selbstgefälligkeit so hinwirft, wie manches Andere in diesen Skizzen, das wir nicht aufnehmen mögen.

Verbindung der Stücke einer tragischen Trilogie wird an Aeschylus Agamemnon, den Choephoren und Eumeniden (der einzigen Trilogie, welche uns geblieben ist) geschickt dargelegt. Nicht ganz ungegründet ist auch S. 175 f. die Bemerkung über Sophokles gerühmte, aber für die heutige Empfindsamkeit vermuthlich unerträglich herbe Süssigkeit und Anmuth. Aber was soll man zu manchen Urtheilen über Euripides sagen? Wie hart muss der Arme Sokrates Vorliebe für ihn und das Lob büssen, das ihm, trotz seiner oft schlechten Ökonomie, die Jedermann eingesteht, Aristoteles und Lessing beylegen! So richtig einige Kennzeichen des ausartenden Geschmacks in der Tragödie und ihres Hinneigens zum Lustspiel an den Werken dieses Schriftstellers angedeutet sind: so wird doch kein Sachkundiger ohne Beweis es unterschreiben, wenn er S. 206 liest, Euripides dichte den alten Helden kleinliche schlechte Streiche aus eigener Willkühr an; und S. 207, seine Personen seyen oft nicht bloss gemein, sondern rühmen sich dessen, als müsse es so seyn. Den Tadel des Menelaus im Orest hätte Hr. *S.* S. 205 dem Aristoteles nicht noch einmal nachsagen sollen, da er von anderen Kunstrichtern längst, sowohl in objectiver als subjectiver Rücksicht, beseitiget ist. Die Durchziehung und Verpossung (man erlaube uns diess Wort!) der euripideischen Elektra S. 243 ff. widerlegt sich fast ganz und offenbar durch eine blosse unbefangene Lesung des Stücks. Freygeisterische und sonst unsittliche Meinungen seiner Personen dem Dichter selber beyzulegen, ist eben so willkührlich als übelwollend, und die Stelle in der Hekuba über Agamemnons Verhältniss zur Kassandra S. 213 verdreht. Wenigstens zur Hälfte falsch ist auch S. 215 die zuversichtliche Behauptung, Euripides habe zuerst die wilde (aber bey ihm wie wundernswürdig schön gehaltene!) Leidenschaft einer Medea, die unnatürliche (aber wie ergreifend und wahrhaft poetisch dargestellte!) einer Phädra zum Hauptgegenstande seiner Dramen gemacht. (M. s. über diese Stücke Schlegels eigenes Urtheil S. 247.) Von Sophokles Phädra finden sich bekanntermassen nicht wenige Bruchstücke, und wenn wir unter den Titeln von Aeschylus verlornen Schauspielen diese beiden Namen nicht antreffen: so hat er dafür die einer Danae und Semele, die auf ähnliche Darstellungen hindeuten. In Rücksicht auf Euripides Prologen, die einige Ähnlichkeit mit den altenglischen *dumb shows* (Bd. 3 S. 253) haben, beharren wir bey Lessings sinnreicher Meinung, so seltsam sie Hrn. *S.* vorkommen mag: Nichts gezwungener und armseliger als die Expositionen so mancher Dramatiker! Was die Beurtheilung der Sittensprüche betrifft, in denen Euripides sich, wie der Vf. meint, wiederholt, die meist abgenutzt und nicht selten grundfalsch seyn sollen: so sind wir hier lieber der Meinung des gebildeten Alterthums, das ihretwegen diesen Tragiker vorzüglich schätzte. Auch seine Schreibart überhaupt muss es mit anderen Augen angesehen haben als unser Kunstrichter S. 218, wenn es wahr ist, was Plutarch erzählt (Bayle v. Euripide), dass die sonst hart behandelten Soldaten von Nicias zerstreuetem Heere Gnade bey den Sicilianern fanden, wenn sie ihnen Verse von Euripides recitiren konnten, und dass gewisse attische Seefahrer, von Seeräubern verfolgt, nur unter gleicher Bedingung Eingang in ihre Häfen fanden. Man hatte sie vorher ausdrücklich gefragt, ob sie euripideische Verse auswendig wüssten. *Cette seule question signifie plus que je ne saurois exprimer*, sagt der verständige Bayle.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

AESTHETIK.

Heidelberg, b. Mohr und Zimmer: *Über dramatische Kunst und Literatur.* Vorlesungen von *August Wilhelm Schlegel.* I u. II Theil u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Schilderung des Geistes der aristophanischen, d. h., der idealischphantastischen Komödie, zu der Hr. *S.* jetzt übergeht, ist in ihrer Art ein Meisterstück. Wir finden nichts daran zu tadeln, als die Äusserung im Betreff der Wolken S. 307. „Warum hat," fragt der Vf., „A. die sophistische Metaphysik gerade in dem ehrwürdigen Sokrates personificirt, der ja selbst ein entschiedener Gegner der Sophisten war? Vermuthlich lag persönliche Abneigung dabey zum Grunde; *man muss nicht versuchen wollen, ihn deshalb zu rechtfertigen.*" Man *muss* nicht? Sonderbar! Vielleicht sollte es heissen: Man *kann* nicht. Aber dann hätte doch Hr. *S.* wenigstens an Wielands lesenswerthe Einleitung zu seiner Übersetzung der Wolken im attischen Museum denken sollen; denn eine, wie uns dünkt, noch tiefere Ergründung dieses Gegenstandes in der wolfischen Übersetzung S. IX. ff. konnte ihm nicht bekannt seyn.

Bey der Anregung der Frage, ob Frauenzimmer bey den griechischen Schauspielen, besonders bey den Komödien, zugegen waren, hat der Vf. eine Hauptstelle übersehen, die doch Barthelemy Anacharſ. Cap. XI gleich vorn anführt, nämlich Aristophanes Eccles. 18, wo es in den Scholien unbestimmt, also auf jene beiden Arten der Schauspiele anwendbar, so heisst: Ὁ δὲ Σφυρόμαχος ψήφισμα εἰσηγήσατο, ὥστε τὰς γυναῖκας καὶ τοὺς ἄνδρας χωρὶς καθέζεσθαι, καὶ τὰς ἑταίρας χωρὶς τῶν ἐλευθέρων. In Rücksicht der Römer läſst eine hiebey angeführte Stelle aus Cicero's Tusculanen ebenfalls keinen Zweifel übrig. Man vergleiche damit besonders den Prolog von Plautus Poenulus. Eine gewisse Vollständigkeit der Literatur vermiſst man öfter bey Hn. *S.*, und er beklagt das selbst einmal, wo er vom englischen Theater handelt.

S. 327 ist es ein Irrthum, zu behaupten, daſs die attische Komödie mit ihrem politischen Vorrecht (des persönlichen Spottes) auch ihre festliche Würde eingebüſst habe, und zur bloſsen Belustigung herabgesunken sey. Vielmehr blieb sie nach wie vor ein Zubehör der Bacchusfeste, und theilte als solcher deren Würde.

Treffend ist S. 330 die Beschreibung der neuen Komödie als der zahm gewordenen alten. „Die durch Verzichtleistung auf die unbedingte Freyheit des Scherzes erlittene Einbuſse suchten die neueren Komiker durch eine Beymischung von Ernst zu ersetzen, welchen sie von der Tragödie entlehnten, sowohl in der Form der Darstellung und in der Verknüpfung des Ganzen, als in den dadurch bezweckten Eindrücken." Auch wird dieser Mischcharakter *der* Gattung, von der das heutige (nicht hochkomische) Lustspiel abstammt, weiterhin in ein sehr helles Licht gesetzt.

S. 354 — 361 spricht der Vf. von den lateinischen Komikern, besonders von den beiden uns noch übrigen, Plautus und Terenz. Meist bleibt er alten Meinungen treu, die von berühmten Kritikern der neueren Zeit widerlegt sind. Diese Dichter sollen es sich (S. 356) mit dem Sylbenmaſse so leicht machen, daſs dessen Begriff fast unter den vielen metrischen Freyheiten verloren gehe. Auch ihrer Sprache fehle es an Ausbildung und Politur, wenigstens dem Plautus. Beide, als zu den ältesten römischen Schriftstellern gehörig, hätten mit naiver Einfachheit nur alles frisch aus dem Leben aufgegriffen. Das Wohlgefallen einiger gelehrter Römer, z. B. des Varro, an der Schreibart des Plautus sey nur *ein philologisches* (ein Ausdruck, der nur in Beziehung auf uns irgend einen Sinn, in Beziehung auf Varro u. s. w. aber in der That gar keinen hat). Horazens Verachtung des Plautus (nicht, wie es hier heiſst, auch anderer lateinischer Lustspieldichter) wegen der nachläſsigen, nur auf schnelle Zahlung bedachten Hinwerfung seiner Stücke (zwey eigen ersonnene Beschuldigungen, an die Horaz nicht denkt, indem er nur *Plautinos numeros et sales* tadelt), die Verachtung also dieses Dichters, dessen *sales* in der That oft nach dem Salzfischhändler schmecken, und dessen *numeri* in den verwandten Satiren ihm kein Recht gaben, die *numeros* eines Anderen herabzusetzen, der überhaupt mit der schwächlichen höfischen Sittenlosigkeit, in welcher er sich nicht selten so wohl gefällt, nimmermehr an die naive republicanische Derbheit der alten Komödie reicht, und durch ähnliche Anzapfungen auch des Attius und aller berühmten älteren Dichter, so wie des ihm näher stehenden Laberius (man sehe nur II, 1, 12 und 18 dieses Werks), sich überhaupt entweder als neidischen Mitbuhler, oder als einen in seinem Zeitgeschmack Befangenen kund giebt, diese gewiſs sehr zweydeutige Verachtung des Horaz wird S. 357 stillschweigend gebilliget, und überhaupt das Verdienst dieser Komiker verdreht, wie 360 und II, 1, 53, wo nur

von ihren Anstöſsigkeiten die Rede ist, oder als unschöpferischer Künstler (vergl. dagegen II, 1, 7 oben) und überhaupt unbedeutender herabgewürdigt (S. 358 unten, II. 2, 6, und vergleiche dagegen II 1, 7 unten), da doch ihre wahrhaft komischen Talente ganz unleugbar sind, und auf die Hervorbringungen der besten Neueren in diesem Fach den entschiedensten Einfluſs gehabt haben, Plautus aber insbesondere wegen der fast gänzlichen Verschollenheit seiner Quellen, und wegen seiner vorwaltenden eigenen Genialität uns ohne Bedenken für ein Original gelten kann. Denn was Horaz von seiner Nachahmung des Epicharmus sagt, scheint sich nach dem, was wir von diesem wissen, bloſs auf den Amphitruo zu beziehen. Wir bleiben also entweder bey dem bekannten Urtheil Cicero's über Plautus Scherze (De Offic. 1, 29), oder vereinigen uns vielmehr mit ihm und Horaz auf einem Mittelwege, den auch Lessing im Leben des Plautus (Lessings Schriften 22 Bd. S. 273 ff.) einschlägt, ohne sich an das Geschwätz des Daniel Heinsius in seiner bekannten Abhandlung zu kehren. Wovon aber dort beynahe gar nicht die Rede ist, von Plautus Versen, davon hier nur so viel, daſs sie nichts weniger als so nachläſsig sind, wie Manche sich einbilden, vielmehr gröſstentheils vortrefflichen Schwung haben, und die ergiebigste Ader, die leidenschaftlichste Beredsamkeit, den gaukelndsten Witz ungezwungen darlegen. Worin sie, und alle Verse der älteren lateinischen Dramatiker, von den griechischen Versen dieser Gattung abweichen, Überladung mit langen Sylben und häufige Elisionen (denn weiter kann man ihnen nichts vorwerfen), diese vorgeblichen Fehler haben ihren Grund nicht sowohl in der Sorglosigkeit der Dichter, als in der Beschaffenheit einer Sprache, wie die lateinische, die, weniger glücklich gebaut, als die der Griechen, ihrer schöneren Schwester nur im gemessenen Schritt der ernsten Dichtungsarten, und auch da nur ängstlich, nachschreiten, nicht aber den Gaukeltanz griechischer Lustspiele nachhüpfen konnte, ohne ihre ganze Natur zu verleugnen, und die wesentlichsten Eigenschaften einer kalten Regelmäſsigkeit aufzuopfern. — Daſs Plautus nicht schlechthin als ein armer Tagelöhner vorgestellt werden kann, wie S. 359 geschieht, beweist Gellius N. A. 1, 7. — In den bekannten Versen des Cäsar über Terenz gehört das Wort *Comica* zu *virtus*, und nicht zu *vis*, wie einer unserer ersten Kritiker schon längst gezeigt hat.

Die Behauptung S. 366, daſs in Griechenland der ganze Umgang beider Geschlechter in sinnliche Leidenschaft oder Ehe zerfallen sey, bedarf groſser Einschränkungen. Wenn die Bildung der zu Hausmüttern bestimmten Jungfrauen in der Regel vernachläſsigt wurde: so war dagegen der Geist unabhängig lebender Mädchen, deren es sehr viele ganz verschiedene Classen gab, zum Theil so höchst ausgebildet daſs sie ihre Liebhaber eben so stark hiedurch, als durch Körperreize, fesselten. Wem fällt hier nicht Aspasia ein? Und ähnliche, zuletzt als griechische Bürgerinnen erkannte Mädchen in den Lustspielen, eine Planesium bey Plautus (Curcul.), eine Philumena oder Antiphila bey Terenz, wie zart fühlen sie! Man vergl. Jakobs über das Verhältniſs des weiblichen Geschlechts zum männlichen in Griechenland, im attischen Museum.

Der griechische Sklav war bekanntlich keineswegs der Willkühr seines Herrn auf Lebenslang überlassen, sondern konnte sich von seinem Ersparten bald loskaufen, und hatte es in den verfeinerten Zeiten Athens besser, als Tausend Freye unter uns, so daſs sein Wohlbefinden sogar in Frechheit ausartete (S. 370).

Merkwürdig ist, was II, 1, 15 als eine Abweichung der tragischen Darstellungsweise bey den Römern von der griechischen erwähnt wird, daſs gleich bey der Einführung regelmäſsiger Schauspiele Livius Andronicus in den Monodien den Gesang von dem mimischen Tanz trennte, so daſs nur dieser dem Schauspieler blieb, und statt seiner ein neben dem Flötenspieler stehender Knabe sang, woraus die spätere Vorliebe Roms für die Pantomimen hergeleitet wird.

Die Meinung (II, 1, 17), daſs Seneca's Tragödieen sich aus den Anapästen nie weiter, als bis zu einem sapphischen oder choriambischen Verse (Sylbenmaſse sollte es wenigstens heiſsen) versteigen, ist, so allgemein ausgedrückt, falsch: denn man findet in den lyrischen Stellen dieser Trauerspiele auch andere Versmaſse, z. B. *iambi dim.* (Agam. 759 und Med. 4 Act 2 Sc.), Anakreontiker (Med. am Ende des 4 Actes), *iambi trim. brach.* an vielen Stellen, fünffüſsige Daktylen gleichfalls oft, heroische Hexameter nicht selten, z. B. im 2 Act des Ödipus in dem Chorgesang *Effusam redimiti*, *troch. dim.*, dochmische Verse, eine Anzahl von Asynarteten u. s. w. Freylich muſs man diese Verse hie und da zurechtrücken, denn zuweilen befinden sie sich noch in dem formlosen Zustande, in welchen unwissende Abschreiber des Mittelalters sie gesetzt haben.

Was die Ächtheit dieser Tragödieen anlangt: so kommt dieselbe Hn. *S.* (II, 1, 23) sehr zweydeutig vor, und er möchte sie gern, „zur Ehre des römischen Geschmacks," für sehr späte Aftergeburten des Alterthums halten. Doch lenkt er in Rücksicht der Medea wieder ein, wegen einer Anführung des Quintilian aus diesem Schauspiele; bemerkt auch am Lucan, Nero's Zeitgenossen, eine ganz ähnliche Manier, „des Schwulstes" nämlich, wie er sich sehr übertreibend ausdrückt, der alles Groſse *zum Unsinn* (!) verzerre. Das heiſst so viel, als diese Stücke passen in Nero's Zeit, und sie passen auch nicht hinein. Wir wundern uns, wie der Vf. so etwas hinschreiben konnte. Noch mehr aber wundert uns die Verkennung der so auffallenden Ähnlichkeit zwischen diesem Tragiker und dem Weltweisen Seneca. In Beiden derselbe Witz und Scharfsinn, im Grunde auch derselbe Mangel an Gemüth, den Hr. *S.* selbst (S. 27 f.) an jenem bemerkt, dieselbe zerhackte, und bey anscheinender Kürze weitschweifige Schreibart, derselbe Reichthum an Sittensprüchen, und (was das Wich-

tigste ist) dieselbe, von der Stoa entlehnte Ansicht der Welt. Dazu das Zeugniss Quintilians X, 1. *Tractavit omnium fere studiorum materiam: nam et orationes ejus et poëmata et epistolae et dialogi feruntur.* Das des Tacitus Annal. 14, 52: *Objiciebant etiam, eloquentiae laudem uni sibi adsciscere et carmina crebrius factitare, postquam Neroni amor eorum venisset.* Und welche Art von Gedichten konnte dem ganz in der Repräsentation lebenden Tyrannen besser gefallen, als die dramatische, zu welcher ohnehin den Seneca sein eigener Rhetorismus hinzog? Hiezu die Anführungen von Stellen dieser Tragödieen unter Seneca's Namen auch bey den Grammatikern. Braucht es mehr, um wenigstens den grössten Theil dieser Werke dem Philosophen zu vindiciren, und so unkritische Anfechtungen abzuwehren? Wir glauben nicht. —

Treffend ist S. 22 ff. die tragische Kunstanlage der Römer im Allgemeinen dargestellt. „Wiewohl die Römer sich nun einmal durchaus hellenisiren wollten: so fehlte ihnen doch jene mildere Menschlichkeit, die in der griechischen Geschichte, Poesie und Kunst sich von der homerischen Zeit an spüren lässt. Von der strengsten Tugend, die, wie Curtius sich selbst, alle persönliche Neigung im Schoosse des Vaterlands begrub, gingen sie mit furchtbarer Schnelligkeit zu einer eben so beyspiellosen Verderbniss der Habsucht und Wollust über. — Sie waren die Tragiker der Weltgeschichte, die so manches erschütternde Trauerspiel an gefesselten und im Kerker verschmachtenden Königen aufführten; sie waren die eiserne Nothwendigkeit der anderen Völker, die allgemeinen Zerstörer, um sich zuletzt einsam in einer einförmig gehorchenden Welt aus den Ruinen das Mausoleum ihrer eigenen Würde und Freyheit aufzuthürmen. Ihnen war es nicht gegeben, durch gemässigte Accente des Seelenleidens zu rühren, und mit schonender Hand die Tonleiter der Gefühle durchzuspielen. Natürlich suchten sie auch im Trauerspiel, mit Überspringung aller Mittelgrade, immer das Äusserste, sowohl im Stoicismus des Heldenmuths, als in der ungeheueren Wuth verbrecherischer Gelüste." —

S. 45, wo die Rede ist von der Aufgabe des Opern-Dichters und Musikers, die verworrenen Stimmen streitender Leidenschaften sich zu einer gemeinschaftlichen Harmonie begegnen zu lassen, ohne ihr Wesen aufzuheben, hätte unter Anderen Mozart eine ehrenvolle Erwähnung verdient.

Dass Alfieri S. 46 ff. im Ganzen zu hart beurtheilt ist, muss Jeder fühlen, der seine vorzüglichsten Stücke mit einiger Aufmerksamkeit gelesen hat. Man sehe Ludw. Idelers weit gerechtere Würdigung dieses gewiss eigenen Geistes in seinem Handbuche der ital. Lit. 2, S. 595 ff., einem Werke, dessen mehr referirende und höchst bescheidene Kritiken überhaupt dazu dienen können, die hier gegebenen Rhapsodieen über ital. Dramatiker zu ergänzen, und die eigenmächtigen Aussprüche unseres Aristarchs zu berichtigen.

Die Ansicht von Aristoteles Geiste (S. 82 ff.), wie er sich in seiner Rhetorik und Poetik zeigt, hat dem Anscheine nach Vieles für sich, ist aber doch in der That so wenig gegründet, als folgende Bemerkung über Lessings scharfsinnig zergliedernde Kritik (S. 83): „Diese Kritik ist vollkommen siegreich, wo sie die Widersprüche für den Verstand an Werken darlegt, die bloss (?) mit dem Verstande zusammengefugt sind; schwerlich möchte sie ausreichen, um sich zur Idee einer wahrhaft genialischen Kunstschöpfung zu erschwingen." Mögen manche neuere Kunstforscher sich über die Massen glücklich fühlen, wenn sie nach langem Herumhaschen endlich das eigentliche Genie selbst bey den Flügeln erhascht zu haben glauben, und es in die kritische Jagdtasche stecken. Dass fast immer Puk oder ein ähnlicher Kobold sie in solchen Fällen geäfft, sehen wir an der Unverständlichkeit ihrer ästhetischen Sectionsberichte. Aristoteles und die Alten, von deren hellem Sinne Lessing durchdrungen war, handelten hier weit klüger: sie lehrten von den schönen Künsten, was lehrbar war, d. h. eben *das für den Verstand Fassliche.* Die Einbildungskraft und das Gefühl in ihren Kreis herabzubeschwören, und das Geheimniss der Poesie selbst enthüllen zu wollen, trugen sie Scheu, wohlwissend, dass nicht das todte Wort die Pforten dieser Heiligthümer eröffnen, sondern nur der Geist den Geist fassen kann.

Gut sind S. 87 ff. die Begriffe von Handlung und Haupthandlung gefasst. Besonders über die Letzte ist S. 90 eine Stelle, die wir hersetzen wollen. „In der Andromache des Racine," heisst es da, „will Orest die Hermione zur Gegenliebe bewegen; Hermione will den Pyrrhus nöthigen, sich mit ihr zu vermählen, oder will sich an ihm rächen; Pyrrhus will die Hermione *los seyn* (!) und sich mit der Andromache verbinden Andromache will ihren Sohn retten, und zugleich dem Andenken ihres Gemahls treu bleiben. Dennoch hat Niemand diesem Stücke die Einheit abgesprochen, weil Alles in einander greift, und mit einer gemeinschaftlichen Katastrophe endigt. Welche unter den Handlungen der vier Personen ist nun aber die Haupthandlung? An leidenschaftlicher Stärke sind ihre Bestrebungen einander wohl ziemlich gleich, allen kommt es auf das ganze Glück ihres Lebens an; die Handlung der Andromache hat *die sittliche Würde* voraus, und darum hat Racine ganz recht gethan, das Stück von ihr zu benennen."

De la Motte's von dem Vf. S. 95 ausgezeichnete *Einheit des Interesse* ist nichts weiter als der objective Begriff von Einheit der Handlung, subjectiv ausgedrückt.

In den ziemlich weitläuftigen Bemerkungen über das französische Theater sind *bona mixta malis.* Sehr schlimm geht es dem guten Moliere. Warum ist er auch so berühmt? S. 253 wird sein Talent auf das derbe hausbackene Komische oder die Posse beschränkt, ohne Rücksicht auf die feinen Charakterschilderungen aller Art, woran dieser Dichter gleichfalls einen Überfluss hat. Ungerecht ist die Meinung S. 245, dass, wenn er sich zuweilen strengeren Gesetzen als in den Betrügereien des Scapin, dem Hn. von Pourceaugnac, der Gräfin Escarbagnas, und dem eingebildeten Kranken

unterwerfe, man das mehr seinem Ehrgeize verdanken müsse, und der Lüsternheit, auch mit unter die Classiker des goldenen Zeitalters der Franzosen gezählt zu werden, als einem inneren immer wachsenden Triebe nach auserlesener Vortrefflichkeit. Wie bey Euripides, schiebt Hr. *S.* S. 250 auch bey Moliere unstatthafte Ideen der redenden Personen dem Dichter selbst unter, ohne an die komische Ironie oder den Humor zu denken, der in den Werken aller grossen Schriftsteller dieser Gattung unverkennbar am Tage liegt. Er beschuldigt ihn daher einer gewissen Kammerdienermoral, und protestirt wider seinen Beruf zum Lehrer der menschlichen Gesellschaft. Grundlose Aburtheilungen, die wie Gespenster beym Tageslicht einer auf unparteyische Lesung fussenden Kritik zerstieben! Auch darüber möchte man mit Hn. *S.* hadern, dass er, der jede anscheinend schwache Seite dieses Schriftstellers geflissentlich herauskehrt, von manchen anerkannt trefflichen Hervorbringungen desselben ganz schweigt. Dahin gehört *die Männerschule* ein sehr gutes Intriguenstück, äusserst komisch in Situationen und Sprache, das *die Weiberschule* gewiss werth ist. Auch *der eingebildete Hahnrey* ist voll artiger Theaterstreiche, und auf Wirkung berechnet; *l'Amour médecin, le Médecin malgré lui* u. s. w. sind unterhaltende, wenn auch nur hingeworfene Possenspiele, mancher einzelnen schönen Stellen, z. B. der 4 S. des 4 Acts und des gut ersonnenen Monologs vorn im 5 Acts des *Dépit amoureux*, nicht zu erwähnen.

Wir gehen zum Schlussbande dieses Werks über, der die dramatische Dichtkunst der Engländer, Spanier und Deutschen umfasst. Die hiebey sich aufdringende Frage, was künstlerische Form sey, ist gut beantwortet S. 8. „*Mechanisch* ist die *Form*, wenn sie durch äussere Einwirkung irgend einem Stoffe, bloss als zufällige Zuthat, ohne Beziehung auf dessen Beschaffenheit ertheilt wird, wie man z. B. einer weichen Masse eine beliebige Gestalt giebt, damit sie solche nach der Erhärtung beybehalte. *Die organische Form* hingegen ist eingeboren, sie bildet von innen heraus, und erreicht ihre Bestimmtheit zugleich mit der vollständigen Entwicklung des Keimes. Solche Formen entdecken wir in der Natur überall, wo sich lebendige Kräfte regen, von der Krystallisation der Salze und Mineralien an bis zur Pflanze und Blume, und von dieser bis zur menschlichen Gesichtsbildung hinauf. Auch in der schönen Kunst, wie im Gebiete der Natur, der höchsten Künstlerin, sind alle ächten Formen organisch, d. h. durch den Gehalt des Kunstwerkes bestimmt. Mit Einem Worte, die Form ist nichts Anderes, als ein bedeutsames Äusseres, die sprechende, durch keine störenden Zufälligkeiten entstellte Physiognomie jedes Dinges, die von dessen verborgenem Wesen ein wahrhaftes Zeugniss ablegt."

Die Charakteristik Shakespeare's ist so ausführlich und vortrefflich, wie es sich von dem langen Studium seines geistreichsten Übersetzers erwarten lässt. Glücklich wendet er so manche hergebrachte Vorwürfe mangelhafter Kenntnisse und vernachlässigter Schicklichkeiten von ihm ab. „Seine Unwissenheit will man besonders," heisst es S. 41, „durch einige geographische Schnitzer und Anachronismen beweisen. Man lacht darüber, dass er in einem mährchenhaften Lustspiele Schiffe in Böhmen landen lässt. Allein ich glaube, man hätte sehr Unrecht, daraus zu schliessen, er habe nicht eben so gut wie wir die schätzbare und nicht schwer zu erwerbende Kenntniss besessen, dass Böhmen von keiner Seite an die See stösst. Dazu müsste er niemals eine Charte von Deutschland angesehen haben, da er doch die Charten beider Indien mit den Entdeckungen der neuesten Weltumsegler beschreibt (*Twelfth Night, or What you will*, A. III Sc. 2). In dergleichen ist Sh. nur bey einheimischen historischen Gegenständen genau. Bey den Novellen, die er bearbeitet, hütete er sich wohl, seine Zuhörer, denen sie bekannt waren, durch Berichtigung von Irrthümern in Nebendingen zu stören. Je wunderbarer die Geschichte, desto mehr spielt sie auf einem bloss poetischen Boden, den er nach Belieben in einer unbestimmten Ferne hält. Diese Schauspiele, wie auch die Namen lauten mögen, gehen eigentlich im Romanenlande und in dem Jahrhundert der wunderbaren Liebesgeschichten vor sich. Er wusste gewiss, dass es im Ardennerwalde keine Löwen und Schlangen der heissen Zone giebt, eben so wenig als arkadische Schäferinnen: aber er versetzte beide dahin (*As you like it*), weil der Entwurf und die Bedeutung seines Gemäldes es so erfoderte. Hierin hielt er die grössten Freyheiten für erlaubt. Er hatte es nicht mit einer kleinlich krittelnden Zeit zu thun, wie die unserige ist, wo man in der Poesie immer etwas anderes sucht als Poesie; seine Zuhörer gingen ins Theater, nicht um die wahre Chronologie, Geographie und Naturgeschichte (wir setzen hinzu: die wahre Historie, das äusserliche Costum, wovon S. 44 ff., und tausend andere Nebendinge) zu erlernen, sondern um eine heitere Darstellung anzusehen." Wie der Vorwurf von Unanständigkeiten von dem grossen Dichter abgelehnt oder doch gemildert wird, muss man S. 31 ff. lesen. Nicht unwichtig ist unter anderen die Bemerkung, dass damals die weiblichen Rollen von Knaben gespielt wurden, und Frauenzimmer nicht anders als verlarvt in das Schauspiel gingen, mithin als nicht gegenwärtig betrachtet, und weniger geschont wurden, gerade wie wahrscheinlich in der attischen Komödie.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Leipzig*, b. Rein: *Taschenbuch, guten Hausvätern und Hausmüttern gewidmet.* 1812. XII u. 116 S. 8. (8 gr.) Dieses Taschenbuch enthält 256 chemische, Lackir-, Beitzen-, Farbe-, Jäger-, Koch-, Einmach-, Wein-, Liqueur-, ökonomische und allerley curiöse Künste und Hausmittel. Brauchbar ist es nur für den, welcher ältere Bücher dieser Art, aus denen der Stoff zusammengetragen ist, nicht besitzt.

—sch—

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

A E S T H E T I K.

Heidelberg, b. Mohr und Zimmer: *Über dramatische Kunst und Literatur.* Vorlesungen von *August Wilhelm Schlegel.* I u. II Theil u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stuck abgebrochenen Recension.)

S. 48 ff. beweist der Vf. durch die anschaulichste Induction, dass Shakspeare ein tiefsinniger Künstler, nicht ein blindes wildlaufendes Genie war. Er zeigt in der Folge (S. 335), was für Schaden diese, gedankenlos fortgehegte Meinung in späteren Zeiten gethan, indem man, was ihm gelungen, für beyspiellos und unwiederholbar hielt, statt den Grundsätzen seiner Kunst nachzuforschen, und sie, wo möglich, in ähnlichen Selbstschöpfungen darzulegen.

Schön heisst es von ihm S. 69: „dieser tragische Titane, der den Himmel und die Welt aus ihren Angeln zu reissen droht, der, furchtbarer als Aeschylus(?), unser Haar emporsträubt, und unser Blut vor Schauder gerinnen macht, besass zugleich die einschmeichelnden Lieblichkeiten der süssen Poesie, er tändelt kindlich mit der Liebe, und seine Lieder sind wie schmelzende Seufzer hingeathmet. Er verknüpft alles Hohe und Tiefe in seinem Daseyn, und die fremdartigsten, ja scheinbar unvereinbarsten, Eigenschaften bestehen in ihm friedlich neben einander. Die Geisterwelt und die Natur haben alle ihre Schätze in ihn niedergelegt: an Kraft ein Halbgott, an Tiefblick ein Prophet, an überschauender Weisheit ein Schutzgeist höherer Art, lässt er sich zu den Menschen herab, als wüsste er nicht um seine Überlegenheit, und ist anspruchlos und unbefangen wie ein Kind."

Vortrefflich sind die Darlegungen mancher Charaktere und Stücke in ihre dichterischen Grundbestandtheile. M. s. z. B. S. 127 über Caliban, S. 136 über Romeo und Julia u. s. w.

Neu war uns S. 180 die Bemerkung, dass der Name des Vermittlers zwischen Troilus und Cressida, des Pandarus, sogar in die englische Sprache übergegangen sey (*a pander*), um Leute zu bezeichnen, die unerfahrnen Personen beiderley Geschlechts ähnliche Dienste widmen.

„Für die Bewunderer Shakspeare's," heisst es S. 251, „muss es ein Gegenstand der Neugierde seyn, wie das Theater aussah, wo seine Werke zuerst aufgeführt wurden. Man hat einen Kupferstich von dem Schauspielhause, dem er vorstand, und das von dem Sinnbilde eines den Atlas vertretenden Hercules die Weltkugel hiess: es ist ein massives Gebäude ohne allen architektonischen Zierrath, sogar beynahe ohne Fenster an den Aussenwänden. Das Parterr war unter freyem Himmel, und man spielte an hellem Tage: die Scene hatte keine andere Decoration als gewirkte Teppiche, die in einiger Entfernung von den Wänden hingen, und verschiedene Eingänge frey liessen. Im Hintergrunde war eine über die erste erhöhte Bühne, eine Art von Balcon, der zu verschiedenen Zwecken diente, und nach Befinden der Umstände allerley bedeuten musste. Die Schauspieler erschienen bis auf seltene Ausnahmen in der gewöhnlichen Tracht ihrer Zeit, höchstens durch höhere Federbüsche auf den Hüten und Rosen auf den Schuhen ausgezeichnet. Die hauptsächlichsten Mittel der Verkleidung waren falsches Haar und Bart, zuweilen wohl auch Masken. Die Frauenrollen wurden durch Knaben gespielt, so lange ihre Stimme es erlaubte. Zwey Schauspielergesellschaften in London, die zu den vornehmsten gehörten, bestanden sogar ganz aus Knaben, nämlich den Chorsängern von der Capelle der Königin und der Paulskirche. Zwischen den Acten war keine Musik gebräuchlich, wohl aber in den Stücken selbst Märsche, Tänze, Lieder von einzelnen Singstimmen u. dergl., wenn es die Gelegenheit gab, auch Trompetenstösse beym Eintritt hoher Personen. In der älteren Zeit war es üblich, die Handlung, ehe sie gesprochen wurde, zwischen jedem Aufzuge in stummer Pantomime (*dumb show*) vorzustellen, allegorisch oder auch ohne Einkleidung, um der Erwartung eine bestimmte Richtung zu geben. Shakspeare hat noch bey dem Schauspiel im Hamlet diese Sitte beobachtet."

Das Folgende ist zum Theil dem Rec. aus der Seele geschrieben. „Wir sind jetzt durch den Aufwand an allem theatralischen Zubehör: Architektur des Schauspielhauses, Beleuchtung, Musik, Täuschung der wie auf den Wink eines Zauberstabes wechselnden Decorationen, Maschinerie und Costum dergestalt verwöhnt, dass uns diese dürftige Beschränktheit auf keine Weise zusagen will. Indessen liesse sich vielleicht Manches zu Gunsten einer solchen Verfassung der Bühne anführen. Wo durchaus keine glänzenden Nebensachen anlocken, da werden die Zuschauer in der Hauptsache, nämlich der Vortrefflichkeit der dramatischen Composition, und ihrer Belebung durch Vortrag und Gebehrdenspiel, desto schwerer zu befriedigen seyn. Wenn in der äusseren Ausschmückung die Vollkommenheit nicht zu erreichen steht: so wird der Kenner lieber ganz darauf Verzicht leisten, als sich durch das Misslungene und Geschmackwidrige

hören lassen. Und wie selten ist das Vollkommene hierin erreicht worden!" u. s. w..

Unter Shakspeare's Mitbuhlern um den Epheukranz ist Heywood zu merken. Seine *durch Güte getödtete Frau* (*A woman kill'd with kindness*) ist *ein bürgerliches Trauerspiel:* „so früh," sagt der Vf., „finden sich schon Beyspiele von dieser Gattung, die man für neu ausgegeben hat." Sein Urtheil darüber und über die ganze Gattung ist sehr gegründet und beherzigungswerth. „Es ist (S. 271) die Geschichte einer zärtlich geliebten und dennoch mit einem Verführer, den ihr Mann mit Wohlthaten überhäuft hat, treulos gewordene Gattin. Ihr Fehltritt wird entdeckt, ihr Gemahl kann keinen härteren Entschluss über sich gewinnen, als sie ohne Kränkung ihrer Ehre von sich zu entfernen; sie grämt sich vor Reue zu Tode. Die Verführung ist nicht gehörig durch eine allmähliche Stufenfolge hindurchgeführt, aber die letzten Auftritte sind wahrhaft erschütternd. Ein deutlich ausgesprochener moralischer Zweck ist vielleicht dem bürgerlichen Trauerspiel wesentlich, oder vielmehr eben dadurch wird eine Darstellung menschlicher Schicksale, sie mögen Könige oder Privatfamilien betreffen, aus der idealischen in die prosaische Welt herabgezogen. Aber wenn man einmal diese untergeordnete Gattung gelten lässt; so wird man finden, dass die Foderungen der Moral und der dramatischen Kunst zusammentreffen, und dass die höchste Strenge der sittlichen Grundsätze wiederum zur dichterischen Erhebung führt. Der Anblick der unächten Reue, die nur die Strafe abzukaufen sucht, ist peinlich; die Reue, als der Schmerz über die unersetzliche Einbusse der Unschuld, ist einer wahrhaft tragischen Schilderung fähig. Man gebe dem obigen Stücke einen glücklichen Schluss, denselben, der heut zu Tage in einem bekannten Schauspiele, trotz des Ärgernisses, so allgemeinen Beyfall gefunden hat, nämlich Aussöhnung der Gatten, nicht am Sterbebette der Reuigen, sondern bey gesundem Muthe, und die Erneuerung der Ehe: so würde es nicht nur um den moralischen, sondern auch um den poetischen Eindruck geschehen seyn."

In den Charakteristiken der späteren Dramatiker Englands scheint uns gar Manches übertrieben. Hr. *S.* verlangt lauter Shakspeare; *aut Shakspeare*, *aut nihil.* S. 316 liest man: „Der Ton des Ausdrucks ist abwechselnd platt und bis zum Unsinn bombastisch, häufig auch beides zugleich: der Dichter gleicht einem Menschen, der auf Stelzen in einem Moraste spazieren geht." Wer sollte glauben, dass hier von Drydens Schauspielen im Allgemeinen die Rede sey? — S. 327 ff., wo von der feinen und *originellen* Charakteristik in manchen neueren Lustspielen der Engländer gehandelt wird, ist die Nichterwähnung Foote's ein wesentlicher Mangel. Wir unterschreiben das im Ganzen sehr günstige Urtheil, das Sturz über diess Originalgenie gefällt hat. —

Auch die Schilderung der spanischen Dramatik, wiewohl sie ungleich dürftiger ausgefallen ist (was zum Theil seinen Grund in der Schwierigkeit hat, spanische Bücher in Deutschland zu erhalten; der Vf. entschuldigt sich desswegen selbst am Schlusse des Werks), ist im Ganzen befriedigend. Der Vf., ganz in die romantischen Schönheiten dieser Literatur, besonders Calderons, verloren, verspaniert oft seinen eigenen Ausdruck, z. B. S. 357, wo er „das allegorisch dargestellte Universum gleichsam in purpurnen Liebesflammen glühen lässt." Treffend und schön ist die Stelle über Calderon S. 372, welche wir, wie so manche herrliche Stelle, herausheben möchten, wenn der Raum unserer Blätter es verstattete. Derb dagegen ist folgende Äusserung über das 18 Jahrhundert in Rücksicht auf die neuere Literatur Spaniens S. 376: „Die Spanier sind, wie es scheint, in Absicht auf die leidige Aufklärung des letzten Geschlechts mit den Windpocken abgekommen, während die entstellenden Blattergruben in den Zügen anderer Nationen nicht zu verkennen sind. In ihrer etwas insularischen Existenz haben sie das 18 Jahrhundert verschlafen, und wie konnte man im Grunde seine Zeit besser anwenden?" —

Auch das deutsche Drama, womit sich die letzte (15te) Vorlesung beschäftigt, hätte eine ausführlichere und gründlichere Behandlung verdient, als ihm hier auf 3 bis 4 Bogen widerfahren ist. Hr. *S.* scheint diess selber gefühlt zu haben: S. 395 bittet er um Erlaubniss, indem er sich der neuesten Zeit nähere, seine Bemerkungen auf das Allgemeine richten zu dürfen, und sich nicht auf die Beurtheilung von Werken noch lebender Schriftsteller einzulassen, mit denen er zum Theil in Verhältnissen der Freundschaft oder Gegnerschaft gestanden habe. Sein Urtheil über Goethe's *Stella*, diese zarte Blüthe romantischer Empfindsamkeit (S. 398), mag er, wenn er kann, vor den Richterstühlen des Gefühls und Geschmacks verantworten. Auch *Faust* wird zum Theil überzwerch angesehen. Goethe soll darin (S. 402) absichtlich über die Dimensionen der Schaubühne hinaus gegangen seyn. Das „Absichtlich" widerlegt sich durch den Prolog auf Erden, und in der That finden wir, genau genommen, in dieser genialen Schöpfung nichts, was nicht in einer gleichgenialen Darstellung auf der Bühne Platz finden könnte. Wenn manche Monologen oder Gespräche darin lang heissen: so bekennen wir, dass wir diess nicht finden, und in den schönen Künsten nur das Langweilige uns lang däucht. Überhaupt läuft die Unterscheidung von dramatischem und theatralischem Talent S. 404 (das letzte soll Goethe weniger besitzen) nur auf ein Wortspiel hinaus. Das Theater muss dem dramatischen Genie nachbilden, nicht umgekehrt, wenn es nicht immerfort so hergehen soll, wie es nun leider schon seit geraumer Zeit gegangen ist. — *Fiesko* soll im Entwurf das verkehrteste, in der Wirkung das schwächste von Schillers Werken seyn (S. 407). Hr. *S.* ist den Beweis schuldig geblieben. Hätten wir nur noch mehr solche „Ausschweifungen!" — Sonderbar heisst ebendaselbst Franz Moor ein prosaischer Richard III, durch *keine* der Eigenschaften geadelt, welche bey diesem den Abscheu mit Bewunderung mischen. — Hinge-

gen ist in den Bemerkungen über *Familiengemälde* und *rührende Dramen* S. 415 ff. Manches sehr wahr und lehrreich. Möchte des Vfs. Auffoderung zur fleissigeren und sinnvolleren Bearbeitung des *romantischen Schauspieles* den besten Erfolg haben!

Und hiemit genug von diesem Werke, das in seinem Geistesreichthum, seinem Scharfsinn, seiner Darstellungsgabe, und wiederum in seinen Übertreibungen im Guten und Bösen, seiner Paradoxieensucht, und einer unter glänzenden Vorspiegelungen des Gegentheils zuweilen versteckten Einseitigkeit des Geschmacks, gleich unverkennbar den Charakter seines Urhebers an sich trägt.

T.

GESCHICHTE.

Gotha, b. Ettinger: *Geschichte der französischen Revolution*, von *F. G. M. Galletti*, Professor zu Gotha. 1 Theil. 1805. VI u. 436 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Diess Werk eines bereits rühmlich bekannten Geschichtschreibers gehört zu den brauchbarsten über den wichtigen und weit umfassenden Gegenstand, womit es sich beschäftiget. Der Vf. hat den Reichthum von Materialien mit Sorgfalt, Treue und Scharfsinn benutzt, und seiner Darstellung gebührt das Lob der möglichsten Unparteylichkeit und einer anständigen Freymüthigkeit. Sein Vortrag ist angemessen und ungekünstelt; die Bearbeitung in Rücksicht auf Ausführlichkeit fast durchgehends verhältnissmässig zu dem Plan des Ganzen.

Der vorliegende erste Theil, der nachher auch noch als der 20ste Theil der kleinen Weltgeschichte des Vfs. (Gotha 1808. 8) angereihet ist, mit einer Vignette auf dem Titelblatt, die Ansicht der Tuillerieen darstellend, geht bis zum Sturz Robespierre's und dem Ende des Schreckensystems. Er hebt an mit einer Entwickelung der Ursachen der Revolution, welche durch die umständliche Darstellung der Geschichte der letzteren Regierungsjahre Ludwig XV und der früheren Jahre Ludwig XVI in der kleinen Weltgeschichte des Vfs. (Th. 17, Gotha 1807. 8) noch in ein helleres Licht gesetzt worden. Doch hätte Rec. gewünscht, dass der Vf. tiefer eingedrungen wäre in die Mängel der inneren Verwaltung der Staatsgeschäfte, insonderheit der Rechtspflege, so wie der Organisation der Armee, weil hieraus vorzüglich begreiflich wird, beides, wie die Masse des Volks so leicht in Gährung zu bringen war, und wie die bestehende Verfassung so wenig Unterstützung fand gegen den harten, unerwarteten Angriff. Auch scheint der Vf. von den Triebfedern der ersten Beförderer der Revolution sich noch immer eine viel zu günstige Idee zu machen, denn es liegt jetzt wohl sattsam zu Tage, dass selbst bey den vermeintlich uneigennützigen Verfechtern der Freyheit und Gleichheit kleinlicher Neid und Selbstsucht verborgen im Hinterhalt lagen. Wäre diess nicht gewesen, hätten diese Männer, bey ihrem zum Theil entschiedenen Talent, mit aller Unbefangenheit des Gemüths, das wahre Gemeinwohl verfolgen können: so würden wir ganz andere Resultate erhalten haben; die innerliche Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft wäre nicht gewaltsam umgestürzt; es wäre keine Anarchie eingetreten, die nachher den schrecklichsten Despotism erzeugte; vielleicht wäre selbst der Revolutionskrieg mit allen seinen unnennbaren Greueln vermieden, wenigstens wäre er nie auf die Weise, als geschehen ist, geführt worden.

Bey der Schilderung des Ausbruchs des Krieges gegen Frankreich legt der Vf. wohl nicht Gewicht genug auf die unglückselige Verbindung des deutschen Adels an den Höfen mit dem ausgewanderten französischen. Hierin lag in der That die Hauptursache des unseligen Krieges. Die Regenten wurden hingerissen von bethörten Räthen, der Eine durch Vorspiegelung von Vergrösserungen, der Andere durch Furcht vor ähnlichen gewaltthätigen Auftritten, der Dritte durch den schnödesten Missbrauch der edelsten Herrscher-Tugend — der Begierde, dem Unterdrückten Recht zu verschaffen; aber Keiner ahndete, dass er eigentlich zu den Waffen griff, um den französischen Adel wieder herzustellen. Der Zweck ist denn auch etwa vierzehn Jahre später erreicht, wiewohl mit Modificationen und auf eine wiederum nicht vorhergesehene Weise: aber wer wird es sich noch leugnen, dass diese Wiederherstellung, wenn sie zum Wohl Frankreichs nothwendig war, durch eine Summe von Unglück in der ganzen gesitteten Welt erkauft ward, über deren Vereinbarlichkeit mit dem Interesse des menschlichen Geschlechts wir erst in jener Welt Belehrung erwarten dürfen?

Der unglückliche Zug nach der Champagne wird sehr richtig gewürdigt; doch wirkten zu dem gänzlichen Misslingen mehrere Umstände, die dem Vf. vielleicht nicht bekannt worden sind. Rec. nennt nur insonderheit das spätere Verhältniss zwischen der österreichischen und preussischen Armee, und das in jeder Rücksicht unweise Betragen gegen die französischen Emigranten, von denen man damals sicher weit grössere Vortheile hätte ziehen können. Dass des Herzogs von Braunschweig Manifest mehr, als man lange geglaubt, geschadet habe, wird jetzt allgemein zugestanden; man sollte aber auch zur verdienten Würdigung dieses in manchem Betracht trefflichen Fürsten laut sagen, dass er nur wenig Theil daran hatte, und es noch in den letzten Tagen seines Lebens bitter bereuete, damals wider seine Überzeugung nachgegeben zu haben.

Von den scheuslichen Grausamkeiten der Schreckenszeit macht der Vf. eine starke, aber nicht übertriebene Beschreibung. Das Andenken hat sich noch nach Jahren in dem Masse erhalten, dass eben die Furcht vor der Möglichkeit einer Wiedererneuerung eine von den Stützen des bürgerlichen Gehorsams in Frankreich geworden ist.

Übrigens muss Rec. noch als gute Auspicien für den Fortgang dieses Werks der Reise erwähnen, die

der Vf. im Sommer 1808 nach Paris machte, um das Local im Detail kennen zu lernen, wodurch die Bearbeitung nicht anders als sehr gewinnen kann. Die kurze Beschreibung von dem, was er sah und beobachtete (Gotha 1809. 8.), die als eine gemein interessante Lectüre Empfehlung verdient, ist bereits von einem anderen Recensenten in unserer A. L. Z. 1811 No. 194 gewürdigt worden. R.

Strassburg, b. Levrault: *Tableau historique du procès des fabricateurs des faux billets de la banque de Vienne, et autres valeurs réelles ou représentatives de la plupart des gouvernemens de l'Europe instruit devant la cour de justice criminelle et spéciale du département du Bas-Rhin, séante à Strasbourg, sur la demande de la cour de Vienne, par F. F. Cotterel*, médecin de première classe des camps et armées. 1807. 148 S. gr. 8. (10 gr.)

Eine sehr interessante, mit Sorgfalt und Scharfsinn geleitete Untersuchung gegen acht Rotten Verfälscher von verschiedenen Bankzetteln und anderen die Stelle des Geldes vertretenden Papieren, wodurch in den Jahren 1790 bis 1805 das Geldwesen der meisten Staaten in bedeutende Gefahr gesetzt ward. Rec. glaubt daher mit voller Überzeugung, diese Schrift sowohl den peinlichen Gerichten, als denen, welche mit der Verfertigung solcher Papiere für Rechnung des Staats beschäftigt sind, empfehlen zu können, obgleich er in der letzteren Rücksicht nicht in Abrede seyn will, dass alle, auch die raffinirtesten Vorsichtsregeln die Nachmachung und Verfälschung dennoch nie ganz zu verhindern im Stande sind, es wäre denn, dass man, wie ihm einst durch einen merkwürdigen Process bekannt geworden, sich eines ganz eigends zubereiteten, gefärbten Papiers bedienen könnte, das so lange wenigstens unnachahmlich seyn würde, als man das Geheimniss der Fabrication vor Verrath zu sichern im Stande wäre.

R.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Berlin*, b. Salfeld: *Schmerz der Liebe.* Ein Roman. Von der Verfasserin des Romans: *Louise oder kindlicher Gehorsam und (kindliche) Liebe in Streit.* 1810. 221 S. 8. (18 gr.) Ausser einem bürgerlichen Lieutenant, und einer bürgerlichen Malerin, der die Hauptrolle zugetheilt ist, befindet man sich hier unter lauter Fürsten, Grafen, Baronen und Edelleuten, von denen einige vortrefflich, einige so so, und ein gewisser v. Felsenström ganz abscheulich sind. Der Punct, um den sich das Ganze der Begebenheiten dreht, ist eine Mesalliance, die ein Graf Walter, um sich aus einer Verlegenheit mit seinem Gewissen zu ziehen, zu Paris geschlossen. Nun giebt es nach einer anderen Seite hin Liebe und Gegenliebe, und somit Schmerzen und Verdriesslichkeiten. Endlich macht aber doch das Schicksal Alles gut, oder leitet doch wenigstens den besseren Zustand der Dinge ein, durch einen zur rechten Zeit angebrachten Schlagfluss und durch die leichte Operation des Umwerfens eines Kutschwagens: jener schafft den strengen Vater, diese die im Wege stehende Fehlfrau aus der Welt. Bey Gelegenheit kriegt auch der schlechte v. Felsenström etwas ab, nämlich einen Pistolenschuss durch die rechte Schulter. Dass die Vfin. französisch verstehe, hat sie gleich auf den ersten Seiten bewiesen, und dass es ihr nicht an Sinn für das Gewagte im Ausdruck fehle, besonders S. 129, wo es vom Grafen Walter heisst: „Seine ganze Seele war Sidonien entgegengespannt." Sonst ist in Darstellung und Ausdruck die edle Mittelstrasse nicht leicht verlassen, und alles Frappante, bis auf den curiosen Vorfall in Paris, sorgfältig vermieden worden. Denn was das Schicksal gethan, ist nicht auf Rechnung der Verfasserin zu bringen. —pp.

Bremen, b. Heyse: *Victor.* Ein Roman in Briefen von *N. Meyer*, Dr. 1810. 202 S. 8. (18 gr.) Schon vor mehreren Jahren sind diese Briefe unter dem Titel: *Momente*, im ersten Theile der von dem Vf. herausgegebenen *Blüthen*, erschienen, aber nicht eigentlich ins Publicum gekommen. Diess erfahren wir aus der kurzen Vorrede, in welcher der Vf. auch noch seine besondere Vorliebe für dieses Werk bekennt. Es ist eine sehr lebendige Phantasie, die sich in diesen Briefen offenbart, eine Phantasie, die sich besonders mit Glück an die düsteren Parthieen des Lebens macht. Doch vermag sie auch in freundlicherem Lichte das Seyn und Treiben des Menschengeschlechts zu zeichnen. Die Sprache hat der Vf. in seiner Gewalt, und wenn er auch bisweilen etwas zu kühn ist: so übt er doch keinen Despotismus. Die zahlreich eingestreueten Gedichte und Verse lassen es zweifelhaft, ob sie um des Romans willen, oder der Roman um ihretwillen da ist. Auf keine Weise sind sie geringer, als das Übrige; in allen spricht sich eine gute Anlage zum Dichter aus. Die Reminiscenzen aber sind wohl nicht immer unwillkührlich. C—a.

Berlin, b. Braunes et Comp.: *Hypochondrie.* Ein Lustspiel in fünf Aufzügen. 1809. 150 S. 8. (14 gr.) Ein sonderbares Product! Verkleidungen, allegorische Spiele, Tänze u. s. w. dienen dazu, einen Hypochondristen zu heilen, dessen Gemüthszustand nicht übel, nur zu stark und mit solcher Überfülle von Worten ausgedrückt wird, dass manchem Leser wohl darüber die Geduld vergehen möchte. Um seinen Geburtstag zu feyern, und zu seiner Erheiterung, lässt eine Freundin Aurora, Philomele, Hyacinthe, Rose, Viole, Zephyr, Maienduft, Oeolus, Boreas u. s. w. auftreten, die aber wenig über ihn vermögen. Ein invalider Franzose mit einem hölzernen Beine, der dabey fröhlich und guter Dinge ist, wirkt mehr als alles Andere, und bringt ihn plötzlich auf bessere Gedanken. Darauf sieht er sich im vierten und fünften Act, im Garten seiner Freundin, in das Elysium versetzt, wo ihm allerhand wunderliche Figuren, bekannte und berühmte Personen erscheinen, die ihm mancherley merkwürdige Dinge zeigen, und mit ihm ein so buntes Spiel treiben, dass uns wundert, wie der halb geheilte Hypochondrist nicht vollends sein bischen Besinnung noch verliert. Wenn man sich daran belustigen will: so muss man es als eine satirische Malerey betrachten von der Unnatur und den mancherley Betrügereyen in grossen Städten, die aber zum inneren Zweck des Stücks viel zu viel ausgedehnt sind, und dem Hinblick auf das Ganze nur ein unordentliches Gemisch geben. Emilie tritt zuletzt als die Schöpferin von allem diesen aus ihrer Verkleidung hervor, und das Stück hat mit der völligen Genesung des Hypochondristen ein Ende.

T. Z.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

B O T A N I K.

Kiel, in d. akad. Buchhandlung: *Beyträge zur Anatomie der Pflanzen*, von *Johann Jacob Paul Moldenhawer*, Professor zu Kiel. Mit 6 Kupfertafeln. 1812. XII u. 335 S. gr. 4. (8 Rthlr.)

Das pflanzenanatomische und pflanzenphysiologische Studium scheint ein grösseres Publicum, und einen lebhafteren Schwung zu gewinnen, seitdem man in den letzten Jahrzehenten einzusehen anfängt, dass die Physiologie des Thieres und des Menschen nur einseitig und unvollkommen seyn kann, so lange man nicht die Gesetze des vegetativen Lebens, und die Beziehung derselben zu dem thierischen und menschlichen Organismus kennt, und ein, wenn auch bisher noch oft verkannter und wenig gewürdigter Nutzen der neueren, allgemeineren, wissenschaftlicheren Ansicht der Natur und ihrer Erzeugnisse besteht mit darin, dass man sich zu der genaueren anatomischen und physiologischen Kenntniss der Pflanze gedrungen fühlt. Aber es war auch hohe Zeit, diess so lange vernachlässigte Studium wieder zu heben, und in seinen vollen Werth einzusetzen, da seit dem ersten Beginn der eigentlichen Pflanzenanatomie mit *Grew*, *Malpighi* und *Leeuwenhoek* über ein Jahrhundert verstrichen war, in welchem man die Untersuchungen dieser Begründer der Pflanzenanatomie nicht fortsetzte, und mit den Lehren derselben sich begnügte, bis erst mit *Hedwig* diese Wissenschaft einen neuen Anstoss erhielt, der sich bis auf unsere Zeiten erhalten hat, und durch die neueren philosophischen Ansichten der Natur trefflichst genährt worden ist. Denn auch selbst in den letzten Zeiten sind die Resultate der Pflanzenanatomie und Pflanzenphysiologie noch nicht von derjenigen Art gewesen, welche man hätte erwarten können, nach dem, was schon durch die früheren Pflanzenanatomen geschehen war, und welche diese Wissenschaft dem Standpuncte der thierischen und menschlichen Anatomie auch nur genähert hätte, und es ist, wenn man das Ganze dieser Wissenschaft, und die unendlichen Widersprüche, welche sich in derselben finden, übersieht, noch so wenig geschehen, dass eigentlich die ganze Pflanzenanatomie und Pflanzenphysiologie noch durchaus von Neuem zu bearbeiten ist. Zu welchem anderen Zwecke haben unsere reichen botanischen Gärten wohl bisher gedient, als um die äussere Form der Pflanzen kennen zu lernen? und haben doch die nomenclatorischen Botaniker, die Vorsteher solcher Gärten, oft so wenig Sinn für das eigentliche Wesen der Pflanzenkunde, dass es Manchem unter ihnen nicht einmal einfällt, auch nur eine einzige Pflanze und ihre Theile mikroskopisch zu betrachten, und physiologisch zu würdigen. So weit ist die Pflanzenanatomie noch zurück, dass, während man eine solche Nachlässigkeit des Gebrauchs ähnlicher Sammlungen von Thieren strenge rügen würde, man sie bey den Sammlungen lebender Pflanzen noch nicht einmal bemerkt hat. Während man die Menagerieen schon lange benutzt, um die Eigenthümlichkeiten der Lebensart und des Baues der einzelnen Thiere kennen zu lernen, haben die Sammlungen lebender Pflanzen, die botanischen Gärten, seither nur zum Zwecke gehabt, die äussere Form der Pflanzen zu bestimmen, und man kann nicht eher sagen, dass die Pflanzenanatomie in gleichem Range mit der nomenclatorischen Botanik stehe, als bis man jener, wie dieser, gleiche Institute widmet, oder wenigstens die bestehenden Institute für beide Wissenschaften bestimmt. Betrachtet man ferner mit kritischem Überblick die in den letzten Decennien erschienenen pflanzenanatomischen und pflanzenphysiologischen Werke: so können auch diese nur als die ersten Versuche und Rudimente einer sich bildenden Wissenschaft gelten, welcher zur Vervollkommnung noch sehr viel fehlt, da fast noch kein einziges Resultat so rein und fest gestellt ist, als es zur Begründung einer Wissenschaft nothwendig ist, und da die grössten Widersprüche in den Fundamentallehren der Pflanzenanatomie nur zu sehr die niedrige Stufe bezeichnen, auf welcher sich diese Wissenschaft noch jetzt befindet. Die auf Veranlassung der im Jahre 1806 von der königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen aufgestellten Preisfrage erschienenen Schriften von *Treviranus*, *Link* und *Rudolphi* haben zwar einen Schein vom grossen Fortschritten in der Pflanzenanatomie gegeben; aber untersucht man selbst ohne Vorurtheil und Bestechung den Pflanzenbau: so findet man, dass diese Fortschritte eben nur scheinbar sind, nur erst zeigen, wie weit man von der eigentlichen Begründung der Pflanzenanatomie noch entfernt ist, und dass unsere Nachbarn, die Franzosen, eben so Unrecht nicht haben, wenn sie sich über die eclatanten Fortschritte, welche die Deutschen durch diese Schriften erlangt zu haben glauben, öffentlich lustig machen, obgleich auch sie übermüthig sich Fortschritte beymessen, welche bey genauerer Untersuchung nur neue Irrthümer oder ältere, in Vergessenheit gerathene Ansichten deutscher Naturforscher sind. In *Links* Schrift ist der anatomische Theil der schwächste, und wie seine Kleinli-

chen Zeichnungen, geben auch seine Beschreibungen nur unbestimmte, unvollendete Begriffe von dem eigentlichen Pflanzenbaue. *Treviranus* Abhandlung, ohne Zweifel die gründlichste und treueste, ist zu unvollständig, und handelt nur über einzelne Theile, als dass sie die Wissenschaft, besonders was den allgemeinen Theil betrifft, bedeutend fördern könnte, obgleich sie das Beste ist, was die Deutschen in diesem Fache bisjetzt aufzuweisen hatten. *Rudolphi's* Schrift endlich, ausser dass sie gleichfalls nur einzelne Capitel der Pflanzenanatomie abhandelt, enthält, wie auch die Zeichnungen beweisen, eine zu rohe, oberflächliche, ohne wahren Sinn für die Natur unternommene Anatomie, als dass man ihr, wenn man es sich aufrichtig gestehen will, auch nur irgend einen Werth für die eigentliche Pflanzenanatomie und Pflanzenphysiologie zusprechen könnte. Dasselbe Mangelhafte findet man in den übrigen Werken. Die älteren von *Hedwig*, *Bernhardi*, *Mayer* u. s. w., sind theils zu unvollständig, theils voller Irrthümer; *Brisseau-Mirbel*, der Einzige unter den französischen Naturforschern, welcher die Pflanzenanatomie mit Ernst bearbeitet, hat auf eine deutsche Idee sein System gegründet, einige Einzelnheiten neu entdeckt, sich aber, da es ihm an einer allgemeinen Ansicht fehlt, welche ihn auf dem rechten Wege der Untersuchung hielte, und nicht auf Irrwege gerathen liesse, in Inconsequenzen und Widersprüche verwickelt, die nur zu sehr das Unhaltbare seiner Ansicht beurkunden; *Sprengel* endlich hat besonders in seiner neuesten Schrift wegen mancher allgemeinen Ansichten, und wegen des unendlichen Reichthums literarischer Kenntnisse grosses Verdienst, aber der feinere Pflanzenanatom findet auch hier noch viele grosse Lücken auszufüllen.

Eine, mit vielversprechenden Hoffnungen verknüpfte, erfreuliche Erscheinung war dem Rec. daher die vorliegende Schrift, welche, als die Frucht einer Arbeit von 18 Jahren, das Resultat eines unermüdlichen, äusserst sorgfältigen, von den besten Hülfsmitteln unterstützten Studiums der Pflanzenanatomie dem grösseren Publicum mittheilt. Man muss hier schon auf den ersten Anblick urtheilen, dass seit *Grews* unsterblichem Werke noch keine Schrift über Pflanzenanatomie erschienen ist, welche in so sorgfältigen Zeichnungen den Bau der Pflanzen erläutert; und schon die Ansicht der vortrefflichen sechs Kupfertafeln erregt nicht geringe Erwartungen von dem Inhalte der Schrift selbst.

Aber diese Schrift giebt zugleich einen Beweis mehr von der Schwierigkeit der Pflanzenanatomie. Zu einer Zeit, in welcher fast alle Pflanzenanatomen, *Mirbel* ausgenommen, in ihrer Meinung von dem Baue der Elementarorgane der Pflanze übereinstimmen, tritt nun ein Naturforscher auf, welcher mit Ruhe und mit Besonnenheit, so wie mit den besten Instrumenten, seit einer geraumen Zeit beobachtend, fast von allen, von den deutschen Pflanzenanatomen als ausgemacht angenommenen Lehren gerade das Gegentheil behauptet. Abgesehen von der Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Ansichten unseres Vfs., ist daher sein Werk schon desshalb von grossem Interesse, weil es das Unzulängliche der bisherigen anatomischen Forschungen darstellt, und manche Gegenstände wieder zur Sprache und zur erneuerten Discussion bringt, über welche, als schon erwiesene Sachen, man anfing zur Ruhe zu kommen. In einer anderen Hinsicht wird ferner die vorliegende Schrift noch auf das ernstere Studium der Pflanzenanatomie einen entschiedenen Einfluss haben, weil es zur nothwendigen Folge haben muss, dass nach Erscheinung eines mit den genannten, nur durch ein anhaltendes rastloses Studium zu erlangenden Vorzügen ausgestatteten Werkes manche unberufene, sogenannte Pflanzenanatomen sich fernerhin scheuen werden, mit oberflächlichen Untersuchungen und mit unrichtigen rohen Zeichnungen das Publicum, wenn auch nur auf eine Zeitlang, zu täuschen, indem sie einsehen werden, dass mehr als abgebrochene, unzusammenhängende Beobachtungen der Pflanze im Allgemeinen und in ihren einzelnen Theilen nöthig sind, um die Genesis der Elementarorgane der Pflanze entwickeln und darstellen zu können.

Rec. geht nach dieser etwas weitläuftigen, aber wegen des gegenwärtigen Standpunctes der Wissenschaft für nothwendig erachteten Einleitung zur eigentlichen Recension des Werkes über. Noch bey keinem Buche ist es ihm so schwer geworden, ein wohl motivirtes Urtheil zu fällen, als bey dem gegenwärtigen, da Mängel und Vorzüge sich beide in gleich hohem Grade zu einander gesellen, und das Abwägen beider ihm keine leichte Arbeit scheint. Von der einen Seite hat den Rec. kräftigst angezogen und mit schönen Hoffnungen erfüllt das Äussere des Werks, besonders der Kupfertafeln, welche an Sorgfalt, Ausführlichkeit und Genauigkeit der Zeichnung, sowie an Eleganz und Reinheit des Stichs noch nicht ihres Gleichen in der Pflanzenanatomie gefunden haben; ferner die Versicherung des Vfs., 18 Jahre an diesem Werke gearbeitet zu haben, und endlich die Genauigkeit in den Beschreibungen der gesehenen und abgebildeten Theile: welche Vorzüge von einer Sorgfalt, Fleiss und Ausdauer zeugen, welche in unseren Tagen in der Pflanzenanatomie selten zu werden anfängt. Von der anderen Seite hingegen sind dem Rec. so manche paradoxe Behauptungen, so manche schiefe Ansichten und offenbare Irrthümer aufgestossen, welche mit einer Sicherheit ausgesprochen werden, die den Rec. mit Misstrauen gegen die anderen neuen Beobachtungen erfüllt, bey welchen er wegen der Zartheit des Objects noch nicht im Stande gewesen ist, sein Urtheil zu bestimmen, und die Angabe des Vfs. zu constatiren oder zu widerlegen. Es kommt hinzu, dass man eine leitende Idee von dem Wesen des Pflanzenbaues vermisst, und an der Unstätigkeit und Inconsequenz der Meinung schmerzhaft anstösst, wo man eine höhere Harmonie zu finden vermeint: denn nur dann, wenn man die Gesetze der Natur vorahndend erkennt, und die innere Harmonie der Natur fühlt und in sich trägt, kann man überraschende Ansichten wa-

gen, und neue harmonische Beziehungen entwickeln, die den eigentlichen Genuſs beym Studium eines Werkes geben, da hingegen diese Vorzüge dem immer fremd bleiben müſſen, welcher das ihm Vorkommende nur nach äuſseren Beziehungen beurtheilt und abmiſst. Endlich erschwert eine unausſtehliche Weitſchweifigkeit, Unbeſtimmtheit und daraus entſtehende Wiederholungen und Mangel an Ordnung des Vortrags das Studium dieſes Werkes ſo ſehr, daſs es dem Rec. nicht möglich geweſen iſt, einen Abſchnitt, ohne ſich zu erholen, durchzuleſen. Rec. iſt überzeugt, daſs die hier auf 42 Bogen enthaltenen Beobtungen füglich in einer halb ſo ſtarken Schrift hätten gegeben werden können, und daſs die Deutlichkeit der Angaben, ſtatt wie hier in der Weitläuftigkeit unterzugehen, dadurch nur gewonnen haben würde. So wie ſie hier ſind, ermüdet der Leſer, und verliert durch das mühſame Zuſammenleſen der ſelten beſtimmt und deutlich ausgeſprochenen Idee des Vfs. den Genuſs, den eine klare, deutliche und kurz gefaſste Darſtellung giebt. Da das vorliegende Werk nach der in der Vorrede enthaltenen Erklärung „nur der Vorläufer eines ausführlicheren Verſuchs über den Bau und die Entſtehung der Spiralgefäſse, und über den Zuſammenhang ihrer mannichfaltigen Veränderungen, beſonders in Rückſicht der Mayspflanze" iſt, deſſen frühere Erſcheinung zumal durch den Stich der zu dieſem Werke gehörigen Kupferplatten verzögert wurde, ſo müſſen wir, wegen der groſsen Theilnahme, die wir an den Arbeiten des Vfs. fühlen, und wegen des Nutzens, den wir uns von denſelben verſprechen, den Vf. dringendſt erſuchen, ſich einer gröſseren Kürze und Gedrängtheit der Darſtellung zu befleiſsigen, welche ohnehin bey rein anatomiſchen Darſtellungen leichter zu erreichen als zu verfehlen iſt.

Rec., der ſich in den letzten Jahren vorzugsweiſe mit der Pflanzenanatomie befaſst hat, und der, weil er gerade jetzt beſchäftigt iſt, auf einer Akademie die Pflanzenanatomie zu lehren, doppeltes Intereſſe hat und doppelten Beruf fühlt, alle Behauptungen des Vfs. ſorgfältig, genau und unparteyiſch zu prüfen, wird daher der in der Vorrede des gegenwärtigen Werkes enthaltenen Auffoderung beſtmöglichſt zu entſprechen ſuchen, wenn er zuerſt eine kurze Darſtellung der Meinungen des Vfs. giebt, und dann dasjenige, was er Irriges in der Angabe und Erklärung des Vfs. bemerkt zu haben glaubt, dadurch zu widerlegen ſucht, daſs er zeigt, wie ihm der Bau der Pflanze und ihrer Theile erſchienen iſt, und wodurch der Vf. zu einer irrigen Anſicht verleitet wurde.

Zu den im Folgenden angegebenen Unterſuchungen wählte der Vf. vorzugsweiſe die Mayspflanze, weil hier in den verſchiedenen, eine verſchiedene Härte zeigenden Theilen des Stengels ſich nicht nur alle Modificationen der Spiralgefäſse, ſondern überhaupt alle Gefäſse der Pflanze vereinigt finden ſollen. Ein Verfahren, welches wir nicht ganz billigen können, da nach unſeren Unterſuchungen ſich die Spiralgefäſse verſchieden in den verſchiedenen Pflanzen bilden, und da es mehrere Pflanzen giebt, in denen der urſprüngliche Bau und die Verwandlung dieſer Organe ſich deutlicher erkennen läſst als in der Mayspflanze.

Erſter Abſchnitt. Von den Umgebungen der Spiralgefäſse. Erſtes Capitel. Von den fibröſen Röhren. S. 11—61. Fibröſe Röhren nennt der Vf. die in der Nähe der Spiralgefäſse befindlichen, dieſe gewöhnlich umgebenden, bündelweis geordneten, langgeſtreckten Röhren, welche die älteren Anatomen Holz- und Baſt-Faſern nannten, und die von den neueren für Zellen erkannt worden ſind. Er beſchreibt ſie aus der Mayspflanze und dem Bambusrohre, wo er ihre Lage im Stengel und ihr Verhältniſs zu den Spiralgefäſsen, ſo wie ihre Farbe, ſehr genau angiebt. Nach des Vfs. Unterſuchung beſteht ein Bündel ſolcher Zellen, wenn es macerirt worden, aus einfachen, durch äuſserſt feine, aber deutliche Faſern mit einander verbundenen Röhren, in welchen man auf dem Querſchnitt deutlich die Öffnung und den inneren Canal bemerkt. Er leugnet ganz die Exiſtenz der von *Treviranus* ſo genau beſchriebenen Intercellulargänge, da er dieſe Organe eben für feine, bey den Spiralgefäſsen wieder vorkommende Faſern hält. Dieſe Röhren ſind nach dem Vf. an ihrem oberen und unteren Ende ſpitz zulaufend und verſchloſſen, ſo daſs nie und in keinem Falle eine in die andere ſich durch eine Fortſetzung des Canals oder durch einen Nebenzweig öffnet. Zuweilen endigen ſie ſich in zwey Spitzen, und die folgende Röhre iſt dann mit ihrer einfachen Spitze zwiſchen die beiden Arme der erſten Röhre eingefügt. Dieſe Röhren kommen mit den Röhren überein, welche den Baſt der Bäume ausmachen, daher man ſie auch Baſtgefäſse nennen könnte; doch finden ſie ſich auch im Holze, ausgenommen das Holz der Nadelbäume, dem ſie ganz abgehen. Im Holze unterſcheidet ſich dieſer Grundtheil deſſelben von einem anderen, welcher aus einzelnen, ſphäriſchen, eyförmigen, oder kurzen cylindriſchen Schläuchen beſteht, welche in ſenkrechte Reihen dergeſtalt geordnet ſind, daſs jeder Schlauch da, wo er den oberen und unteren berührt, vollkommen abgeplattet iſt, und auf der eben ſo abgeſtumpften Fläche des unteren ruht. Die Seitenwände dieſer Schläuche erhalten durch den Druck der angrenzenden Theile eine mehr oder weniger eckige, unregelmäſsige, oft genau ſechseckige zellenförmige Geſtalt, und dieſer zweyte Grundbeſtandtheil unterſcheidet ſich daher nicht von der zellenförmigen Subſtanz, von welcher der Vf. im zweyten Capitel redet. Dieſe fibröſen Röhren ſollen in ihrer äuſseren Form und in der Art ihrer Verbindung eine auffallende Ähnlichkeit mit den einfachen Muskelfäden der Thiere haben, ſelbſt gewiſſermaſsen mit den erſten von einer häutigen Scheide eingeſchloſſenen Bündeln dieſer Fäden, wie ſie *Prochaska*, *Loder* und beſonders *Monro* gezeigt und beſchrieben haben. Der Vf. giebt daher zur Vergleichung auf Taf. V. Fig. I eine Abbildung der einfachen ſcheidenförmigen Röhre aus dem Muskel des kaſtanienbraunen Hirſchkäfers (*Lucanus Cervus*). Wie nun die röhrenförmigen Scheiden, welche die Subſtanz des Muskels ausmachen, das einzige

Organ sind, welches fähig ist, die Muskelsubstanz aus dem Blute abzusondern: so bilden die fibrösen Röhren der Pflanze gleichfalls in ihrer bündelförmigen Zusammenfügung ein besonderes Organ, welches allein im Stande ist, gewisse eigenthümliche Säfte aus dem Gehalte der umgebenden zellichten Substanz abzusondern. — Die äusserst feinen, von dem Vf. unter dem Namen Zellengewebe (s. Cap. 3) beschriebenen Fäden, welche diese Röhren umgeben, haben nach ihm eine analoge Bedeutung mit den Nervenfädchen, welche die einfache Muskelfiber bey dem Hirschkäfer begleiten. S. 35—55 bestreitet der Vf. die noch bey manchen Pflanzenanatomen geltende Theorie von der Verwandlung des Bastes in Holz sehr gründlich und ausführlich durch mehrere Beobachtungen, welche aber keinen Auszug erlauben, indessen unsern vollen Beyfall haben.

Schon der Gang der bisherigen Untersuchung scheint uns nicht ganz passend. Will man nämlich die Entstehung und Bedeutung eines Elementarorganes entwickeln: so kann diess nur mit Erfolg geschehen, wenn man dem Gange der Natur in der Bildung dieser Organe folgt, und ihn in denjenigen Organismen untersucht, wo er sich am einfachsten zeigt, also hier in den unvollkommneren Pflanzen, wo die mannichfaltigen Verwickelungen wegfallen, welche in den höheren Pflanzen die Entstehung eines organischen Bestandtheiles undeutlich machen. Hätte der Vf. zuerst die niederen Pflanzen und ihren Bau, z. B. die Moose, Schwämme etc., untersucht, und späterhin den Bau anderer Pflanzen, und mehrerer Pflanzen mit dem Baue dieser verglichen: so würde er sicherlich andere Resultate über die Entstehung und Bedeutung der von ihm sogenannten fibrösen Röhren erhalten haben; auch würde er dann nicht die Benennung „fibröse Röhren" gewählt haben, welche unrichtig ist, da man einen langen, an beiden Enden verschlossenen Schlauch nicht Röhre nennen kann. Nach Rec. Ansicht, der diese Organe der Pflanze einer vorzüglichen Berücksichtigung werth hält, unterscheiden sich die langgestreckten Zellen in ihrer Genesis nicht wesentlich von den Zellen des Parenchyms (der zellichten Substanz des Vfs.), wie man deutlich an vielen Pflanzen sieht, wo die Zellen des Parenchyms sich allmählich verlängern, und indem ihre Querwände statt der ursprünglichen horizontalen Richtung allmählich eine diagonale Richtung annehmen, sich in lang gestreckte Zellen umwandeln. Beide sind ursprünglich kugelförmige Körper, welche in der Pflanze, vermöge der pflanzlichen Tendenz, Ellipsoiden werden, und weil sie von einer grossen Zelle — der Epidermis — eingeschlossen sind, und sich also wechselseitig pressen, nothwendig eine eckige Gestalt annehmen, deren Grundform aus physikalischen und mathematischen Gründen (worüber sich Rec. in einer besonderen Schrift weitläuftiger erklären wird) nur das langgezogene, mehr oder weniger an den Spitzen beschnittene Rhombendodekaeder seyn kann. Wie Hr. *M.* die Intercellulargänge ganz leugnen, und nur als zufällige nicht immer vorhandene und nothwendige Zwischenräume der Zellen ansehen kann, ist Rec. noch unbegreiflicher, da sie, wenn man auch nicht auf ihre nothwendige Entstehung durch den an den Kanten der Zellen, als den am wenigsten Widerstand beym wechselseitigen Druck leistenden Stellen, gedrängten Saft Rücksicht nehmen wollte, doch bey allen Pflanzen, vorzüglich aber bey den saftreicheren, z. B. bey der Balsamine, dem Kürbis, sich so deutlich als dreykantige Zwischenräume zeigen, dass ihre Existenz jedem, auch an feinere mikroskopische Untersuchungen nicht gewöhnten Auge völlig klar erscheint. Über dio Verwechselung dieser Intercellulargänge und des bey einigen Pflanzen körnichten Concrements in denselben mit einer eigenen, fibrösen, den Nervenfäden der Thiere analogen Substanz, — welche der Vf. Zellengewebe nennt, — werden wir uns späterhin erklären. Nur scheint uns schon hier die Analogie, welche der Vf. zwischen den fibrösen Röhren und ihren vermeintlichen fibrösen Umgebungen und zwischen den mit Nervenfädchen versehenen Muskelfibern der Thiere aufstellt, zu weit getrieben, da wir glauben, dass die Pflanze noch zu weit vom Thiere entfernt ist, als dass man bey derselben schon eine höhere animalische Bildung, wie Nerv und Muskel ist, und wolcho selbst den niederen Thieren noch mangelt, erwarten könnte. Noch auffallender ist es, dass der Vf. diese Nervenfädchen am deutlichsten bey den niederen Pflanzen, nämlich bey einigen Moosen, will gefunden haben.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

PHILOLOGIE. *Lübeck,* b. Michelsen: ***Beyspiele zu syntaktischen Übungen nach dem Leitfaden der kleinen bröderschen Grammatik***, für Schüler der vierten und dritten Classe entworfen von M. *Heinrich Kunhardt,* Prof. am Gymnas. zu Lübeck. 1811. 144 S. 8. (16 gr.) Dieses Buch theilt, den theuern Preis abgerechnet, die Vorzüge der Grammatik, nach deren Leitfaden es entworfen ist, und wird auf Schulen, wo diese eingeführt worden, eine willkommene Erscheinung seyn. Warum aber der Titel es gerade für Schüler der vierten und dritten Classe bestimmt, ist vielleicht nur aus der Einrichtung des lübecker Gymnasiums erklärlich: denn offenbar gehört das Buch in dieselbe Classe, für welche noch die kleine brödersche Grammatik hinreicht. Die Beyspiele sind gut gewählt und nach bröderscher Methode, weder zu mangelhaft noch zu überladen. Um der Construction zu Hülfe zu kommen, ist im Anfange bey nicht ganz leichten Sätzen die Wortfolge durch Zahlen bezeichnet. Als Zugabe zur Anwendung der Sprachregeln im Allgemeinen dienen kurze Erzählungen, welche aus Gedike's griechischem Lesebuche genommen zu seyn scheinen.

VI—VH.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

B O T A N I K.

Kiel, in d. akad. Buchhandlung: *Beyträge zur Anatomie der Pflanzen, von Johann Jacob Paul Moldenhawer* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Zweytes Capitel. *Von der zellichten Substanz.* S. 62 — 116. Sie unterscheidet sich nach dem Vf., wie schon oben angegeben, dadurch von den fibrösen Röhren, dass sie im Holze sowohl, als in der Rinde, aus einzelnen, verschlossenen, sphärischen, eyförmigen oder kurzen cylindrischen Bläschen besteht, welche in fortgehende Schlauchreihen dergestalt geordnet sind, dass jeder Schlauch da, wo er den oberen und unteren berührt, völlig abgeplattet ist, und auf der eben so abgestumpften Fläche des unteren ruht, doch ist diese abgestumpfte Fläche bald genau wagerecht, bald mehr oder weniger schief. — Wir fragen hier bey den Zellen mit schiefen Flächen, besonders wenn diese Zellen mehr lang als breit sind, worin denn nun der Unterschied zwischen diesen und den langgestreckten Zellen besteht? Nach dem Vf. fehlen auch hier die Intercellulargänge. S. 65 redet der Vf. sehr gründlich gegen die Meinung, dass die Stärkemehlkörner der Saamenlappen die ursprünglichen Kugeln seyen, aus welchen vermittelst Ausdehnung derselben die Zellen des Parenchyms entstehen, und wir sind ganz des Vfs. Meinung, dass diese Körner nur, indem sie aufgelöst werden, den Stoff zur Bildung neuer Zellen darreichen. S. 67 handelt der Vf. von der oft missverstandenen wolffischen Theorie, dass alle Pflanzentheile ursprünglich als eine durchsichtige Gallerte sich bilden, und dass in derselben zuerst sich kleine Puncte zeigen, welche, indem sie sich allmählig ausdehnen, zu Zellen werden, dass die Zellen nach dieser Theorie also nichts weiter als Höhlungen in der gallertartigen Substanz sind, welche, wenn sie sich in die Länge ausdehnen, zu Gefässen werden; und er zeigt, dass die mirbelsche Theorie von der Homogeneität der Masse der Zellen und Gefässe nur die wenig veränderte wolffische sey.

Bey Gelegenheit der mirbelschen Poren in den Wänden der Zellen, welche der Vf. mit allen deutschen Pflanzenanatomen, und zwar mit vollem Rechte, leugnet, und von denen er nur eine Andeutung in *Cycas revoluta* gefunden haben will, kommt der Vf. S. 93 auf den Bau der Poren oder Spaltöffnungen der Oberhaut. Er beschreibt hier sehr ausführlich die Poren der Oberhaut der *Tradescantia discolor, virginiana* und der Mayspflanze, und die hieher gehörenden Zeichnungen (Taf. V. fig. 4. 5. 6) sind die trefflichsten, welche die Pflanzenanatomie über diesen Gegenstand aufzuweisen hat. Nach diesen Zeichnungen, und nach Hn. *M's.* etwas dunkeler Beschreibung, besteht die Spaltöffnung bey *Tradescantia discolor* aus zwey ovalen Zellen, welche einen festeren Bau haben, und einen grünen Saft enthalten, der sich oft, besonders bey alten Blättern, in kleine grüne Kügelchen zusammenzieht. Um diese beiden Zellen, welche dadurch, dass sie nicht in ihrer ganzen Länge, sondern nur oben und unten zusammengefügt sind, die Spaltöffnung bilden, liegen vier andere, von den übrigen Zellen, welche die Oberhaut bilden, in ihrer Form verschiedene Zellen, und machen die entferntere Umgebung der Spaltöffnungen aus. Diese letzten vier Zellen erscheinen auf dem ersten Anblick als eine einfache viereckige Zelle, doch bemerkt man bey genauerer Untersuchung, dass dieser viereckige Raum aus vier Theilen oder Zellen besteht, von denen zwey nach oben und unten, und zwey von beiden Seiten die beiden ersten, die Spaltöffnung zunächst umgebenden Zellen begrenzen. Jede Spaltöffnung hat also 6 Zellen, die ihr angehören, und alle diese sechs Zellen liegen auf einer Höhlung im Blatte, welche mit mehreren kleinen Höhlungen zwischen den Zellen des Blattes Gemeinschaft haben, so dass diese sechs Zellen nur vermittelst der anderen gewöhnlich röthlichen Zellen mit dem inneren grünen Parenchyme des Blattes in Verbindung stehen. Die Spaltöffnungen der Oberhaut sind also keine Poren in den Wänden der Zellen, sondern Zwischenräume zwischen zwey besonderen Zellen, die mit anderen Zwischenräumen, welche das Parenchym des Blattes bilden helfen, in Verbindung stehen. Diese Höhlungen fand der Vf. immer saftleer, daher er die Spaltöffnungen für Ausdünstungsorgane hält. Bey *Tradescantia virginiana* fand Hr. *M.* statt der vier Zellen, welche die Spaltöffnung umgeben, nur zwey Zellen. Lymphatische Gefässe der Oberhaut, welche zu den Poren führen, leugnet unser Vf. ganz mit mehreren der neueren Pflanzenanatomen, indem er mit diesen die hedwigische Darstellung derselben für eine optische Täuschung, entstanden durch die doppelten Linien der die Epidermis bildenden Zellen, hält.

Rec. hat diese interessante Untersuchung zu constatiren gesucht, muss aber gestehen, damit bey der *Tradescantia discolor* nicht ins Reine gekommen zu seyn, indem es ihm nicht hat gelingen wollen, jene vier Zellen, welche die Spaltöffnung umgeben, deutlich

zu finden. Auch scheint es ihm zu voreilig, wie Hr. *M.* thut, von dem Bau dieser Theile bey einzelnen Pflanzen auf denselben Bau bey anderen Pflanzen zu schliessen, da bey anderen Pflanzen, z. B. den Liliaceen, die Spaltöffnung sichtlich nur aus zwey Zellen — der nächsten Umgebung der Spaltöffnung bey Hn. *M.* — gebildet ist, welche von einem feineren Gefäſse umkränzt sind, und da die anderen, diese nächste Umgebung einschliessenden, eigenthümlich gebauten Zellen, welche Hr. *M.* beschreibt, fehlen. Nur bey *Commelina erecta* fand Rec. einen ähnlichen Bau, indem hier zwey länglichte, mit grünen Körpern angefüllte Zellen, dadurch, daſs sie in der Mitte von einander abstehen, die Spaltöffnung bilden, und selbst wieder von vier eigenthümlich geformten, mehr oder weniger runden Zellen eingeschlossen werden, die dann mit den übrigen Zellen der Oberhaut communiciren. Was die Wege betrifft, zu welchen die Spaltöffnungen führen sollen: so würde es von der gröſsten Wichtigkeit seyn, wenn Hr. *M.* sich über die Höhlungen, auf welchen sie stehen, näher erklärt hätte. Bis dahin, daſs man bestimmt dargethan hat, daſs die Poren auf andere Weise, als durch die von *Hedwig* entdeckten lymphatischen Gefäſse mit dem Parenchym in Verbindung stehen, glaubt sich Rec. verpflichtet, die hedwigische Entdeckung gegen alle späteren Pflanzenanatomen vertheidigen zu müssen. Bey einigen Pflanzen, z. B. bey der *Tradescantia*, der *Commelina*, coincidiren diese Gefäſse allerdings mit der Richtung der Zellenwände, aus welchen die Epidermis besteht, sind gleichsam die äuſsersten Intercellulargänge der Zellen der Epidermis, daher auch Hr. *M.* gesteht, hier immer doppelte Linien bemerkt zu haben; bey der gröſsten Zahl der Pflanzen hingegen zeigt der Lauf dieser Gefäſse eine so auffallende Verschiedenheit von dem Laufe der Zellenwände, und man sieht bey genauerer Beobachtung so deutlich die unter der Epidermis liegenden weit kleineren Zellen des Parenchyms, daſs es nur ein eigensinniges Beharren auf einer vorgefaſsten Meinung scheint, wenn man diese Gefäſse noch immer leugnet, wenn auch die Genesis und der Bau derselben uns noch völlig unbekannt ist. Rec. hat eine ganze Reihe Zeichnungen hierüber entworfen, die er nächstens dem Publicum mitzutheilen gedenkt, daher hier nur einzelne Andeutungen gegeben werden können. Bey den Filixarten z. B. bilden diese Gefäſse schlangenförmige Linien, die in einer Schneckenwindung die Spaltöffnung umgeben, und zuletzt in dieselbe ausmünden, so daſs hier gar keine Idee von einer Zelle Statt finden kann, deren Wände den Schein der Gefäſse gäben; zugleich sieht man höchst deutlich die dicht unter der Epidermis liegenden regelmäſsig sechseckigen Zellen des Parenchyms durchschimmern. Bey der weiſsen Lilie bilden sie groſse, länglichte, sechseckige Figuren, welche Zellen zu seyn scheinen, aber man sieht hier ebenfalls deutlich unter diesen Figuren die weit kleineren sechseckigen Zellen des darunter liegenden Parenchyms.

Drittes Capitel. Von dem Zellengewebe der Pflanzen. S. 117 — 125. Der Vf. handelt hier sehr kurz von einem neuen, von ihm entdeckten Bestandtheile der Pflanzen, nämlich von den eigenthümlichen Fasern, wovon schon oben die Rede gewesen ist. Hr. *M.* nennt nämlich *Zellengewebe* die äuſserst feinen Fasern, welche nach seiner Ansicht die fibrösen Röhren und die einzelnen Schläuche der zellichten Substanz mit einander verbinden, und welche also, indem sie jede einzelne Zelle in ihrer Anheftung umgeben, ein zusammenhängendes Gewebe darstellen. Diese Fasern, sagt unser Vf., welche man als eine eigenthümliche Krystallisationsform des thierischen Stoffs betrachtet, findet sich auch bey den Insecten in Verbindung mit der Schlauch- oder Bläschen-Form; sie zeigt ferner eine auffallende Übereinstimmung mit den Spiralfasern der Insectentracheen, und sie findet sich nach dem Vf. in den Spiralgefäſsen des stumpfblättrigen Torfmooses (*Sphagnum obtusifolium Ehrh.*) wieder, ohne daſs sie sich hier durch irgend ein äuſseres Merkmal von jener unterschiede. Diese Fasern, welche nicht nur die Ränder der Zellenwände, sondern auch den Rand des Bodens jeder Zelle umgeben, und die Zellen in zusammenhängende Schlauchreihen verbinden, also ein zusammenhängendes Gewebe durch die ganze Pflanze bilden, welches genau den Umriſs aller Theile ausdrückt, laufen nicht immer einfach, sondern oft finden sich zwey feine Fäden, welche durch Queerfortsätze verbunden sind, z. B. im Mark der Gartenrose, deren Bau die 11 bis 14 Figur der IV Kupfertafel zeigt. Es entsteht dann die täuschende Ähnlichkeit mit einem Gefäſse, daher man sie auch für solche, nämlich für Intercellulargänge, gehalten hat.

Rec. muſs gestehen, daſs ihn diese Darstellung sehr frappirt und an ähnliche Darstellungen vermeintlicher einfacher Pflanzenfasern von *Grew*, *Mayer* und Anderen nur zu lebhaft erinnert hat. Wo Hr. *M.* seine einzelne Faser zwischen den Zellen der Gartenrose findet und abbildet, hat Rec. bey sorgfältig angestellter Untersuchung nichts anderes sehen können, als einen körnigen Niederschlag in den die Zellen umgebenden Intercellulargängen, wie denn auch Hn. *M's.* Zeichnung einen mehr körnigen als faserigen Bau angiebt. Bey den mit groſsen Zellen versehenen Pflanzen hingegen, z. B. bey der *Nymphaea lutea*, sieht man nur zu deutlich, daſs auch nicht eine Spur von die Zellen umgebenden Fasern vorhanden ist. Da Hr. *M.* durchaus die Intercellulargänge leugnet: so muſste er bey der Gartenrose allerdings eine andere Erklärung für diesen in denselben enthaltenen Theil suchen; die Wände der Intercellulargänge erschienen ihm nun als zwey feine Fasern, und das in einigen Pflanzen sich findende körnige Concrement in den Intercellulargängen als Querfasern, welche die beiden ersten mit einander verbinden. Es wird hier klar, wie leicht der Mangel einer leitenden Idee auf Irrwege in der Beobachtung führt, da Hr. *M.*, hätte er die Intercellulargänge anerkannt, sicher nicht in diesen Irrthum gerathen wäre. So scheint unser Vf. hier von einer falschen vorgefaſsten Meinung und von der angenommenen Analogie zwischen dem Bau der Insectentracheen und der Pflanzentheile irre geleitet zu seyn, wie auch aus dem 34 §. zu

Ende dieses Capitels hervorleuchtet, wo Hr. *M.* die Reizbarkeit der Pflanzen in diesen Fasern finden zu müssen glaubt.

Viertes Capitel. Von den eigenthümlichen Gefäfsen. S. 126 — 178. Einer der interessantesten Abschnitte. Zuerst wird hier von den eigenthümlichen Gefäfsen der Mayspflanze und der *Arundo Donax* gehandelt. Sie sollen einen bestimmten Ort einnehmen, ein eigenes Bündel aus langen, an einander gereihten, offenen Schläuchen bilden, bey der *Arundo Donax* die Wände anderer sechsseitigen, parenchymatösen Zellen umgeben, bey der Mayspflanze hingegen blofs an den Kanten dieser Zellen befindlich seyn, und einen trüben Saft ausfliessen lassen, der oft ihre Schnittfläche so sehr überzieht, dafs man nur die äusseren Umrisse derselben bestimmt erkennen kann. Rec. hat auch diese Beobachtung zu bestätigen gesucht, hat aber in dem angegebenen Bündel bis jetzt nichts als langgestreckte Zellen mit ihren Intercellulargängen sehen können. Offene, aneinander gereihte Schläuche scheinen ihm vollends verdächtig. Inzwischen wagt er nicht, schon jetzt über diese äusserst intricate Untersuchung abzusprechen, und behält sich vor, seine Meinung bey einer anderen Gelegenheit nachzuholen. Ähnliche, einen eigenen Saft enthaltende, aus an einander gereihten, offenen Schläuchen bestehende eigene Gefäfse beschreibt und zeichnet der Vf. aus dem Bananenpisang, aus der strauchartigen Schwalbenwurz (*Asclepias fruticosa*) und aus dem gemeinen Schöllkraute (*Chelidonium majus*). Bey der letzten Pflanze glaubt Rec. in Hn. *M's.* eigenen Gefäfsen bestimmt nur grofse Intercellulargänge gesehen zu haben; auch gesteht Hr. *M.* selbst S. 147, dafs diese Gefäfse gewöhnlich zwischen den freyen Ecken der Zellen laufen, und oft eine knieförmige Krümmung annehmen, also ganz den Lauf der Intercellulargänge haben. In einem in Weingeist aufbewahrten Blattstengel der *Musa paradisiaca* fand Rec. den bräunlichen, coagulirten Saft, von dem *M.* redet, aber gröfstentheils zeigte er sich in den gröfsten Spiralgefäfsen, welche theils ganz davon angefüllt, theils nur in ihren Wänden davon gefärbt waren, und nur selten fanden sich einzelne Zellenreihen, welche diesen Saft enthielten. Überhaupt scheint hier noch grofse Verwirrung und Verwechselung ganz verschiedener Organe zu herrschen. In einigen Pflanzen, z. B. im *Acorus Calamus*, und in allen rothgefleckten Pflanzen finden sich deutlich einzelne Zellen des Parenchyms, welche mit rothem Saft angefüllt, von derselben Gröfse wie die übrigen, zerstreut zwischen den anderen Zellen liegen. Aber diese, einen rothen Saft enthaltenden Zellen, von denen auch Hr. *M.* S. 162 redet, scheinen nichts mit den eigenen Gefäfsen des Schöllkrautes, der *Asclepias* u. s. w. gemein zu haben. *Treviranus* hat ähnliche Beobachtungen gemacht. Ob aber die eben genannten Saftbehälter des Pisang hieher zu rechnen sind, läfst Rec. unentschieden. Wie erklärt sich aber die Ansammlung dieses Saftes in den Spiralgefäfsen der in Weingeist aufbewahrten Pflanze? da man doch wohl nicht annehmen kann, dafs er ursprünglich in denselben enthalten gewesen, weil dann alle Spiralgefäfse mit demselben müfsten angefüllt seyn, welches nicht der Fall ist. Die genauere Untersuchung der eigenen Gefäfse ist von der gröfsten Wichtigkeit, daher Rec. die Pflanzenanatomen auf diesen Gegenstand wünscht aufmerksam gemacht zu haben. S. 159, redet Hr. *M.* von den grofsen Terpentingefäfsen der Nadelhölzer. Sie bestehen nach ihm aus einem von einer eigenen Haut gebildeten Canale, welcher ringsum von an einander gereihten, einen terpentinähnlichen Saft ausstofsenden Schläuchen umgeben ist. Auch hier ist Differenz mit den Beobachtungen anderer Naurforscher. S. 164 von den Lücken im Zellengewebe. Unser Vf. fand in den jungen Blattstielen des Bananenpisang diese Lücken nicht leer, wie sie sich im höheren Alter zeigen, sondern mit sehr zarten und kleinen sechseckigen Zellen ausgefüllt, welche einen von dem Saft der horizontalen Markzellen verschiedenen Saft enthalten, mit der völligen Entwicklung des Blattstieles allmählig saftleer werden, eintrocknen und endlich eine verschrumpfte Masse bilden, welche den Scheidewänden der Lücken anhängt. Einen gleichen Bau fand Hr. *M.* bey der *Nymphaea lutea*, und Rec. machte diese Beobachtung in dem erwachsenen *Scirpus lacustris*, nur dafs ihm die, die Lücken ausfüllenden zarten Zellen ganz rund erschienen. Die Lücken scheinen also wirklich in der jungen Pflanze nicht als solche zu existiren, und erst mit dem höheren Alter zu entstehen. Die zackigen Körper in der Seerose fand Hr. *M.* immer in Verbindung mit grofsen, wasserhellen, in senkrechter Richtung mitten in den Wänden der Lücken gelegenen Schläuchen, daher er glaubt, dafs in den sogenannten Lücken in der früheren Periode des Wachsthums vermittelst besonderer Grundtheile wichtige Absonderungen vor sich gehen, welche nach verschiedenen Mischungen verändert, von anderen Grundtheilen eingesogen, und zur Ernährung der Pflanze verwendet werden. Dafs diese Lücken ausschliefslich Luftwege sind, scheint ihm aus mehreren Gründen nicht wahrscheinlich. S. 171 von *J. H. D. Moldenhawer's vasa medullaria*, in welchen der Vf. die eigenthümlichen Gefäfse wieder erkennt.

Zweyter Abschnitt. Von den Spiralgefäfsen. S. 179 — 335. Der Vf. untersuchte vorzugsweise die Spiralgefäfse der Mayspflanze, und zwar gröfstentheils vermittelst der Maceration der Gefäfsbündel, wodurch sich die einzelnen Gefäfse getrennt darstellen lassen. Er nimmt nur eine Art von Gefäfsen an, welche nach ihrer verschiedenen Vollkommenheit und Lage sich bald als ringförmige, einfache, oder poröse Spiralgefäfse (Treppengänge, getüpfelte Gefäfse bey *Treviranus; tubes fendus, tubes poreux* bey *Mirbel*) darstellen. Die Spiralgefäfse bestehen nach ihm aus einer häutigen Röhre, welche entweder von einem ringförmigen Bande, oder von einer Spiralfiber umgeben ist. Das spiralige Band fängt indessen immer mit einem ringförmigen an, und endet mit einem ringförmigen, so dafs hier immer zwey ringförmige Fibern dicht neben einander liegen. Zugleich wird das Spiralgefäfs gegen diese einfachen Ringe zu enger, und es entstehen hiedurch in dem

ganzen Gefäſse einzelne, verengerte Stellen, welche ſich als Einſchnürungen darſtellen, und die roſenkranzförmigen Gefäſse der Anatomen bilden. Ein und daſſelbe Spiralgefäſs iſt alſo immer roſenkranzförmiges Gefäſs und wird Ringgefäſs, wo das Glied der Pflanze zarter wird, iſt alſo nur verſchieden in den verſchiedenen Theilen der Pflanze. Der Vf. ſucht das Daſeyn der innerhalb der Spiralwindungen liegenden Membran durch mehrere ſehr ſchöne Zeichnungen zu beweiſen. Auch fand er ſie in den Spiralgefaſsen des ſtumpfblättrigen Torfmooſes (*Sphagnum obtuſifolium*); wovon er Taf. IV Fig. 2 eine Zeichnung giebt. Dieſe letzte Beobachtung der Spiralgefäſse im Mooſe iſt auch in anderer Hinſicht intereſſant, und verdient näher beleuchtet zu werden, da man bisher noch in keinem Mooſe eigentliche Spiralgefäſse gefunden hat, daher Rec. ausführlicher werden zu müſſen 'glaubt. Sie bilden nach dem Vf. (S. 205) die äuſserſte Schicht des Stengels, und liegen dicht neben einander, ohne durch zellige Schläuche getrennt, oder von einer beſonderen Oberhaut umgeben zu ſeyn. Sie haben dieſelben ſchlauchförmigen Zuſammenſetzungen, welche ſich bey den groſsen Spiralgefäſsen des Mays zeigen, und der ſpiralförmige Faden beider Glieder fängt auch hier mit einem Ringe an, und kehrt wieder in einen Ring zurück. Beide Glieder fallen auch in der ſehr deutlichen Verengerung, wo ſie an einander gefügt ſind, durch eine längere Maceration aus einander; der ſpiralförmige Faden ſelbſt zeigt ſich, im durchfallenden Lichte betrachtet, wegen ſeiner auſserordentlichen Feinheit, wie bey den Inſectentracheen, ſo dunkel, daſs man ihn beym erſten Anblick für eine Spalte halten könnte, welcher Irrthum ſich aber leicht durch die Veräſtelung widerlegt, die man ſehr deutlich bemerkt. Hr. *M.* giebt zur Vergleichung einige Abbildungen der Tracheen der Larven der *Phalaena Bombyx potatoria* Taf. IV Fig. 1, und des *Tenebrio Molitor* Taf. VI Fig. 9. Gleiche Spiralgefäſse will derſelbe in den Blättern des genannten Mooſes gefunden haben, und zeichnet ſie auf Taf. VI Fig. 3. 4. 5, wo ſie, von langgeſtreckten, einen grünen Saft enthaltenden Schläuchen umgeben, ganz allein das Blatt bilden, ohne daſs die mindeſte Spur einer Oberhaut oder eines anderen häutigen Grundtheiles vorhanden wäre; doch will Hr. *M.* S. 212 auch hier die Faſer ſeines Zellengewebes zwiſchen den Spiralgefäſsen und den Saftſchläuchen gefunden haben. Er zieht hieraus S. 212 den Schluſs, daſs die Faſer des Zellengewebes, und die ſpiralförmigen Faſern der Inſectentracheen in die ſpiralförmigen Faſern der Pflanzen übergehen. Noch bemerkt Hr. *M.* S. 223, in den ſchlauchförmigen Spiralröhren des *Sphagnum obtuſifolium* runde Öffnungen gefunden zu haben, welche die Spaltöffnungen der Oberhaut bey den vollkommeneren Pflanzen erſetzen und Feuchtigkeit einſaugen ſollen.

Rec. hat dieſen Bau der Blätter nicht nur des *Sphagnum obtuſifolium*, ſondern auch des *Sphagnum acutifolium*, welches ihn gleichfalls hat, und wovon, ſo wie von demſelben Baue bey *Sphagnum ſquarroſum* und *cuſpidatum* ſchon *Schwägrichen* (*S. J. Hedwig ſpecies muſc. frondoſ. opp. poſth. Supplem. I. Sect. I. Lipſ.* 1809. Taf. IV, V, VI) Zeichnungen giebt, genau unterſucht, es bisher aber nicht gewagt, hierin Spiralgefäſse zu finden. Auf jeden Fall ſollte man dieſe Organe eher Spiralzellen als Spiralgefäſse nennen, da das einzelne Organ ganz den Bau der Zellen hat. Rec. hat nämlich bloſs mehrere halb cirkelförmige Linien in denſelben entdecken können, welche aber nicht bloſs in die Queere, wie bey den Spiralgefäſsen und bey den Spiralzellen des *Taxus*, ſondern auch in die Länge, und ſich durchkreuzend laufen, ſich alſo wohl nicht ohne Weiteres für Spiralfibern annehmen laſſen. Auffallend iſt es ferner, daſs dem Kelche, der weiblichen Blüthe, der Borſte und der Capſel der angegebenen Mooſe dieſer Bau fehlt, wie Hr. *M.* auch bemerkt, und daſs ſich hier nur einfache Zellen darſtellen, ſo daſs nur die niederen Organe, nicht die höheren, einen edleren Bau zeigen, der ſich ſonſt nur bey den vollkommeneren Theilen der Pflanze vorzüglich entwickelt. Auch iſt die angegebene Lage im Stengel, wo ſie Rec. noch nicht hat finden können, verdächtig, da bey allen niederen Pflanzen, z. B. dem *Myriophyllum*, dem *Equiſetum* (*Rudolphi Anat. d. Pfl.* S. 216. Taf. 5. Fig. 4, giebt falſch die Lage der Spiralgefäſse dicht unter der Rinde an), den Farrnkräutern, die Spiralgefäſse ſich immer im Centrum des Stengels, oder in der Nähe deſſelben, nie an der Oberfläche finden, ſo daſs dieſe Organe wohl nichts mit den eigentlichen Spiralgefäſsen gemein haben, und daher von Rec. bisher auch der Formation der Epidermis zugerechnet worden ſind.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Gieſsen*, b. Taſché u. Müller: *Biographieen berühmter Abentheurer und Groſsweſſire.* 1805. XVIII u. 332 S. 8. „Wir haben in unſeren Tagen Dinge geſehen, von denen ſich unſere Voraltern nichts traumen lieſsen, einen Bund zwiſchen den Osmanen und dem Beherrſcher Ruſslands, ein osmaniſches Heer in dem Kirchenſtaate, um die von den Franzoſen beſetzten Provinzen dem Papſte, ihrem Herrn, wieder erobern zu helfen. Wir ſahen den türkiſchen Groſsweſſir im Kampfe mit der von Buonaparte ſelbſt geſtifteten franzöſiſchen Kolonie in Ägypten, u. ſ. w." Dieſer Anfang der Vorrede, das friſch eingelegte Titelblatt, und noch einiges Andere machen es mehr als wahrſcheinlich, daſs dieſe Schrift ſchon vor dem angegebenen Jahre, vielleicht unter einem anderen Namen und in einem anderen Verlage, das Licht der Welt erblickt haben möge. Die Lebensbeſchreibungen, welche man hier findet, ſind: 1) Ibrahim Paſcha, Groſsweſſir vom J. 1523 — 1536. 2) Naſſuf, Groſsweſſir von 1609 — 1614. Ein ſehr intereſſanter Mann. 3) Conſtanz, Premierminiſter in Siam, ein Opfer der Revolution im J. 1688. 4) Graf von Bonneval, k. k. Generalfeldzeugmeiſter, und nach ſeinem Übergange zur mohammedaniſchen Religion, Chef der Bombardiers und Paſcha von zwey Roſsſchweifen, geſt. im J. 1747. 5) Johann Wilhelm, Herzog von Ripperda, Premierminiſter in Spanien, und nach ſeinem Falle, Caffetier zu Meguinez in der Barbarey, geſt. d. 13 Novbr. 1737. — In der Vorrede wird von den Quellen Nachricht gegeben. Die Darſtellung iſt lebendig und anziehend. Bh.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

BOTANIK.

Kiel, in d. akad. Buchhandlung: *Beyträge zur Anatomie der Pflanzen*, von *Johann Jacob Paul Moldenhawer*, u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Von der häutigen Röhre in den Spiralgefäßsen handelt der Vf. ausführlicher S. 215. Man finde sie am deutlichsten im alten Eichenholze, wo sie sich als eine dünne, farbenlose, häutige Scheide herausziehen lasse. Dass sie kein gummiger Niederschlag, noch ein harziger Bestandtheil, noch Gallussäure oder Gärbestoff sey, sondern aus einer eyweissstoffartigen Materie, wie die Membran der zelligen Substanz, bestehe, sucht Hr. *M.* durch die chemische Analyse dieser beiden Stoffe zu beweisen. In den alternden Gefäßsen ziehe sie sich denn mannigfaltig zusammen und kräusele sich, und nehme dann den Schein eines Zellgewebes an, womit verschiedene Beobachter die Spiralgefäße angefüllt gefunden haben wollten. Ehe Rec. seine Meinung über den Bau der Spiralgefäße angiebt, bemerkt er hier nur, dass, was diese Haut betrifft, unser Vf. offenbar im Irrthum befangen ist. Rec. hat sie nicht nur in der Eiche, sondern auch im Sassafrasholze, im alten Kürbisstengel u. s. w. genau untersucht und gezeichnet, und deutlich gesehen, dass diese vermeintlich zusammengezogene Haut eine bestimmte Zellenformation ist, welche im Alter des Gefäßses an den Wänden desselben entsteht, und aus runden oder ovalen Zellen gebildet ist, deren Membran mit regelmäßsigen, in Reihen stehenden Puncten oder Poren versehen ist, wie sie schon *Malpighi* und *Leeuwenhoek* und zuletzt *Treviranus* (*vom inwendigen Bau der Gewächse* Fig. 14) sehr treu abgebildet haben. Es scheint ihm, dass hier im Alter der Pflanze eine retrograde niedere Bildung, eine niedere Zellenformation entsteht, auf ähnliche Weise, wie bey den Thieren in der Arterie sich im Alter eine retrograde niedere Knochenformation zeigt. Es ist auffallend, dass diese so leichte Beobachtung, welche schon im *Malpighi* sich findet, von unserem Vf., so wie auch noch ganz kürzlich von *Sprengel* (s. *von dem Bau und der Natur der Gewächse*. Halle 1812. S. 82 Taf. XIV. Fig. 69), ganz falsch gemacht worden ist.

Um die Spiralgefäße findet Hr. *M.* immer eine besondere Schicht fester Schläuche oder Zellen, welche den Spiralfibern sehr fest anhängen, und welche er geneigt ist für ein Analogon der braunen, gleichfalls aus einfachen Zellenreihen zusammengesetzten Haut der Farrnkräuter zu halten. Ausser dieser nächsten zellichten Bekleidung der Spiralgefäße bemerkt Hr. *M.* S. 235 auf den Spiralgefäßsen dunkele, die ganze Länge des Gefäßses in fast gleichen Zwischenräumen verfolgende Fäden. Diese hängen den Spiralgefäßsen fester an, als wie den Schläuchen der zellichten Umgebung, finden sich immer da, wo die Scheidewände der Schlauchreihen dieser Umgebung auf den Spiralgefäßsen ruhen; bey den Treppengängen und bey den porösen Röhren zeigen sie die gewöhnlichen Verhältnisse der Faser des Zellengewebes, indem sie genau die Umrisse der Schläuche, denen sie angehen, verfolgen, mehr oder weniger von der geraden Richtung abweichen, und der zellichten Substanz fester anhängen, als den Spiralgefäßsen, von denen sie sich schon bey blossen Längenschnitten trennen (? kurz vorher wurde das Gegentheil behauptet). Rec. hat diese Fäden auf den Spiralgefäßsen vielfach beobachtet, sie aber, wie auch aus unseres Vfs. Beschreibung hervorgeht, bis jetzt für nichts anderes gehalten, als für die Reste der auf den Spiralgefäßsen liegenden langgestreckten Zellen und deren Intercellulargänge.

Aus diesen einfachen Spiralgefäßsen entstehen nun die sogenannten Treppengänge und porösen Röhren nach dem Vf. auf folgende Weise S. 245. Das spiralförmige Band, welches bisher von Ring zu Ring einen einfachen Faden darstellte, theilt sich nun wiederholt und verbindet sich wieder, so dass bald mehr bald weniger Fäden, welche zusammen ein mehr oder weniger breites Band bilden, neben einander gewunden sind. Der Faden spaltet sich hier immer in zwey Zweige, deren jeder hier ungefähr halb so breit ist, als der Faden, aus dem sie entstanden, welchem sie aber bald an Dicke gleich kommen. Diese Theilungen nehmen nun immer mehr zu, und zugleich werden die spiralförmigen Fäden immer feiner, und oft folgen die Spaltungen und Verbindungen so schnell auf einander, dass sie sehr kleine ovale Räume einschliessen, und die erste Annäherung zu der Form der porösen Röhren geben. Die Treppengänge sind also nichts Anderes, als wahre Spiralgefäße, deren Fibern durch Verästelungen und Verbindungen ein netzförmiges Gewebe bilden. Die Zeichnungen, welche der Vf. hierüber giebt, sind sehr instructiv. Aber die eigentliche Form der Treppengänge und porösen Röhren entsteht nach Hn. *M's.* Meinung dadurch, dass die Windungen des wahren Spiralgefäßses durch einen besonderen Grundtheil verbunden werden, welcher sich als feine, halbdunkele Fäden darstellt, welche sich in gerader Richtung von einer Spiral-

windung zur anderen in gleichen Zwifchenräumen fortfetzen, und fich in alten Gefäfsen von den Spiralfibern an Glanz und Confiftenz kaum oder gar nicht unterfcheiden. Wenn diefe Fäden breiter werden, fich in der Mitte zufammenziehen, und, indem fie fich zufammenziehen, die fpiralförmige Fiber etwas von der geraden Richtung abbiegen: fo erhalten die urfprünglich viereckigen Zwifchenräume eine rundliche Form, und diefe geben dann der Wand des Gefäfses das Anfehen von runden Öffnungen, — die Poren der poröfen Röhren.

Intereffant, und einer näheren Unterfuchung werth ift S. 264 die Befchreibung der Entftehung der poröfen Röhren von ihrer erften Bildung im jungen Maysftengel bis zur Vollendung, welche aber keinen Auszug erlaubt. Rec. hat noch nicht Mufse genug gehabt, diefe äufserft zarten Unterfuchungen und Beobachtungen einer fo genauen Revifion zu unterwerfen, als es die Wichtigkeit des Gegenftandes erfodert, daher er fich nicht anmafst, die Richtigkeit diefer Beobachtungen zu beftreiten, fondern fich mit der Angabe feiner bisherigen Theorie von dem Baue, der Entftehung und der Verfchiedenheit der Spiralgefäfse begnügt, und ferneren Unterfuchungen die Entfcheidung der Richtigkeit der einen oder anderen Theorie überlaffen mufs.

Die Spiralgefäfse fcheinen nämlich dem Rec. eine doppelte Formation zu bilden, von denen eine die poröfen, die andere, die von Rec. fogenannten netzförmigen Gefäfse bildet. Die letzte hat Rec. bisjetzt nur in einigen fehr faftreichen Pflanzen, namentlich nur in den Gattungen *Tropeolum* und *Impatiens*, finden können; die erfte hingegen zeigt fich in allen übrigen Pflanzen, und in allen Holzarten. Die erfte befteht darin, dafs die Ringe oder Windungen des urfprünglich ringförmigen oder einfachen Spiralgefäfses fich von einander entfernen, und dafs fich nun zwifchen diefen Windungen eine Membran bildet, welche in regelmäfsigen, oft fpiralförmigen Reihen mit ovalen Poren verfehen ift, aber weder die Spiralfafer umgiebt, noch von ihr eingefchloffen wird. Rec. hat in feinen Zeichnungen zur Pflanzenanatomie eine Suite von fünf Tafeln blofs der Darftellung der Entftehung der poröfen Gefäfse aus den einfachen Spiralgefäfsen gewidmet, indem er aus dem Kürbis zuerft die in der jungen Pflanze befindlichen einfachen Spiralgefäfse darftellte, und in den folgenden Zeichnungen, welche diefelben Theile aus dem heranwachfenden Stengel enthalten, zeigt, wie allmählich mit zunehmendem Wachsthume der Pflanze fich die Windungen der Spiralfibern von einander trennen, und nun jene poröfe Membran fich zu bilden anfängt. Jedes poröfe Spiralgefäfs hat alfo zum Skelett ein einfaches oder ringförmiges Spiralgefäfs, ift urfprünglich nur ein folches (bey den Hölzern wahrfcheinlichft immer ringförmiges Spiralgefäfs), und nur mit zunehmendem Alter bildet fich zwifchen den Windungen die poröfe Membran, welche das Gefäfs verwandelt. Daffelbe Gefäfs wird dann in dem Knoten, wo die Zellenformation die vorherrfchende ift, gleichfam zellulös, daher die Einfchnürungen oder Verengerungen, welche die bis dahin gleichförmige Röhre des Gefäfses unterbrechen. Im Kürbisftengel von verfchiedenem Alter ift diefe allmähliche Bildung des einfachen Spiralgefäfses in poröfes Gefäfs dem Rec. fo deutlich geworden, dafs er fie nachher in allen anderen Pflanzen, einige wenige ausgenommen, hat wiederfinden können. Die andere Formation ift die von Hn. *M.* angegebene, welche entfteht, indem die Spiralfibern fich verzweigen und wechfelfeitig verbinden, und endlich durch die häufige Verzweigung ein Netzwerk bilden, welches die Wand des Gefäfses ausmacht. Doch hat Rec. die von Hn. *M.* als einen befonderen Grundtheil angegebenen, die Spiralfibern verbindenden Querfafern noch nicht finden können. Es entftehen hier auch ovale Zwifchenräume zwifchen den verzweigten Spiralfibern, aber fie find theils gröfser, theils von ganz anderer Geftalt und Verhältniffen als die Poren der poröfen Gefäfse, fo dafs man fie an diefen, ohne Zeichnungen nicht wohl deutlich zu machenden Eigenthümlichkeiten auf den erften Blick von den poröfen Gefäfsen unterfcheiden kann.* Die Öffnungen der letzten Formation unterfcheiden fich nämlich von den Poren der erften dadurch, dafs fie eine einfache ovale Öffnung darftellen, da hingegen die Poren deutlich aus einer breiten Einfaffung, und aus einer ovalen oder runden Öffnung in diefer Einfaffung gebildet find. Eine eigene Membran in dem Gefäfse hat Rec. fo wenig hier, als in den poröfen Gefäfsen entdecken können, und die Membran, welche Hr. *M.* in den letzten annimmt, und welche fich wahrfcheinlichft in allen alten Spiralgefäfsen findet, ift, wie gefagt, offenbar eine mit dem Alter entftehende neue, aber retrograde zellulöfe Bildung, welche von der Wand des Gefäfses ausgeht, und mit dem Spiralgefäfs, als folchem, nichts Wefentliches gemein hat.

Wir kehren nach diefer Abfchweifung zu unferem Vf. zurück. Die fchon von *Leeuwenhoek*, und fpäterhin von *Mirbel* und *Treviranus* bemerkten Erhöhungen oder Wülfte an den Poren der poröfen Röhren, vorzüglich des Rüfters, des Saffafrasholzes u. a., fucht Hr. *M.* S. 283 dadurch zu erklären, dafs er annimmt, dafs die fpiralförmigen Fäden, da wo fie frey und nicht verbunden find, fich mit ihren Rändern etwas erheben, und genauer an die Umgebungen des Gefäfses anfchliefsen; das ganze Gefäfs unterfcheidet fich alfo von den poröfen Röhren überhaupt blofs dadurch, dafs die fpiralförmigen Fäden hier nicht in ihrer ganzen Breite flach, fondern mit ihren freyen Rändern aufgebogen find. Rec., der das Saffafrasholz fchon feit längerer Zeit, feiner fehr grofsen poröfen Gefäfse wegen, forgfältig unterfucht hat, mufs geftehen, dafs ihn diefe Erklärung nicht befriedigt hat, eben fo wenig, als ihm die hieher gehörige Zeichnung Taf. VI Fig. 1 genau genug fcheint.

Unfer Vf. kömmt hiebey S. 288 auf den eigenthümlichen Bau des Holzes der Nadelbäume, von welchem fchon *Malpighi* und *Leeuwenhoek* einige, obgleich rohe Zeichnungen gaben. Hr. *M.* hält die Poren, die fich an den Spiegelfafern zugekehrten Seiten der langgeftreckten Zellen diefer Holzarten finden, und welche, wo

fich die Zellen der Spiegelfafern an diefe anlegen, in einfache runde Öffnungen übergehen, für gleicher Entftehung mit den Poren der porösen Gefäfse, nämlich aus verwachfenen Spiralfibern, deren aufgeworfene Ränder eine Art von Wulft bilden; und die langgeftreckten Zellen felbft für Spiralgefäfse. Im Eibenbaume (*Taxus baccata*) fand Hr. *M.* blofs eigentliche Spiralgefäfse, aber ein beträchtlich breites Band, nicht feine Fäden, find hier fpiralförmig gewunden, und diefes Band ift nicht in feiner ganzen Länge von gleicher Breite, fondern es wird allmählich fchmäler und wieder breiter.

Rec., der in einer eigenen vergleichenden Anatomie der Nadelhölzer und der verwandten Bäume diefen merkwürdigen Bau genau unterfucht, und ihn in allen bisher ihm vorgekommenen Species diefer Familie, nämlich in 25 Species, gefunden hat, weicht in feiner Theorie von der hier mitgetheilten bedeutend ab. Die angegebenen, von Hn. *M.* fogenannten porösen Spiralgefäfse find nämlich offenbar nur langgeftreckte mit Poren verfehene Zellen, da man deutlich die hier in diagonaler Richtung laufenden Querwände der Zellen fieht; nur find diefe Zellen oft fo langgeftreckt, dafs man auf den erften Blick nur cylindrifche Röhren zu fehen glaubt, und die fehr weit von einander entfernten Querwände leicht überfieht oder mit Mühe findet. Eben fo find die vermeintlichen Spiralgefäfse im *Taxus* gleichfalls nur langgeftreckte Zellen, welche aber, aufser den Poren an den den Spiegelfafern zugekehrten Wänden (welche Hr. *M.* überfehen hat), noch äufserft feine, in diefen Zellen auffteigende Spiralfafern zeigen. Dafs aber diefe porösen, langgeftreckten, und beym *Taxus* mit Spiralfafern verfehenen Zellen die den fpäteren Holzringen der Nadelbäume fehlenden Spiralgefäfse erfetzen, und dafs alfo hier die Zellenformation mit der Spiralgefäfsformation verfchmolzen fey, ift wohl keinem Zweifel unterworfen. Von dem Urfprunge der Poren diefer Zellen aus Spiralfafern hat Rec. fich noch nicht überzeugen können, obgleich er den vermeintlichen Übergang derfelben in Spiralfafern, von welchem Hr. *M.* S. 290 redet, nämlich einfache querlaufende Striche, auch bey *Pinus Larix* gefehen hat. Was endlich die Spiralfafern der langgeftreckten Zellen im *Taxus* betrifft: fo hält Rec. das, was Hr. *M.* für ein breites Band ausgiebt, vielmehr für den Zwifchenraum zwifchen den Spiralfibern, daher er ungleiche Breite hat, und den dunkelen, äufserft feinen Strich zwifchen Hn. *M's.* breitem Bande für die äufserft feine Spiralfafer felbft. Hr. M. hätte mit eben dem Rechte bey den vermeintlichen Spiralfafern der Torfmoofe ein breites, fpiralförmig gewundenes Band annehmen können, wo er nur von äufserft feinen Spiralfafern redet, da der Bau beider Pflanzentheile im Äufseren grofse Ähnlichkeit mit einander hat.

S. 294 und ff. handelt der Vf. von der Bildung des Knotens der Pflanze, und von den Veräftelungen und Verbindungen, welche die Spiralgefäfse in demfelben zeigen, fo wie von demfelben Bau in der weiblichen Ähre der Mayspflanze, und in den Früchten mehrerer Pflanzen, wovon jedoch kein Auszug gegeben werden kann. Er glaubt aus diefem Baue fchliefsen zu müffen, dafs die Spiralgefäfse nicht blofs Luftgefäfse, fondern vielmehr faftführende Gefäfse find. Man habe fich durch die Analogie des Baues diefer Gefäfse mit den fogenannten Tracheen der Infecten verführen laffen, aber diefe Tracheen feyen gleichfalls keine Athmungsorgane oder luftführende Röhren, fondern enthalten nach allen Beobachtungen nur flüffigen Saft. Wir können uns, ohne die Grenzen der Recenfion zu überfchreiten, auf die nähere Würdigung diefer Theorie um fo weniger einlaffen, da wir nächftens Gelegenheit erhalten werden, ausführlicher über diefen für die Pflanzenphyfiologie fehr wichtigen Gegenftand zu reden, und wir bemerken daher nur, dafs Hr. *M.* nach feiner Theorie die Spiralgefäfse nothwendig für faftführende Organe halten mufste, da er die Intercellulargänge, die eigentlichen Saftwege, leugnet; auch bemerkt er mit Recht, dafs der Saft in den verfchloffenen Zellen nicht wohl auffteigen könne, und bedurfte nun anderer Wege, welche den Saft der Pflanze führen. Aber wie erklärt dann, möchten wir fragen, Hr. *M.* die Auffteigung des Saftes in den niederen, die Spiralgefäfse entbehrenden Pflanzen, wo fich blofs Zellengewebe findet? Auch ift die Behauptung unrichtig, dafs die feinften Wurzelzafern nur aus Bündeln von Spiralgefäfsen beftehen. Die Beftätigung, welche Hr. *M.* S. 320 in der künftlichen Anfüllung der Spiralgefäfse mit gefärbten Flüffigkeiten für feine Theorie zu finden fucht, hat keinen reellen Werth, da man nie von der Function eines aus dem normalen Leben geriffenen Theiles auf die normale Function deffelben Theiles zu fchliefsen berechtiget ift, weil nämlich jede Abnormität der Form und Lage der Theile auch nothwendig eine Abnormität der Function mit fich bringt. Was endlich den Beweis für die faftführende Function der Spiralgefäfse betrifft, welchen Hr. *M.* S. 328 in dem Bau des Holzes des *Taxus* zu finden glaubt, wo, wie angegeben, nach Hn. *M.* fich blofs Spiralgefäfse finden: fo läfst fich hieraus gerade das Gegentheil beweifen. Rec. hat nämlich bey diefen, fo wie bey den Nadelhölzern, die Intercellulargänge beftimmt fich mit rother Dinte anfüllen fehen, und aus dem Verhältniffe des fpecififchen Gewichtes diefer Hölzer zu den anderen Holzarten läfst es fich bis zur Evidenz beweifen, dafs diefe Spiralgefäfse, oder richtiger Spiralzellen, fo wie die porösen Zellen der Nadelhölzer, nur Luft enthalten können.

Sollen wir nach diefer ausführlichen Anzeige des Inhaltes ein fummarifches Urtheil über das vorliegende Werk fällen: fo müffen wir fagen, dafs es viele einzelne, forgfältige, äufserft fleifsige und mühfame Unterfuchungen und Beobachtungen über den befonderen Bau einzelner Organe der Pflanze enthält, dafs aber die Refultate diefer Unterfuchungen fehr oft zweydeutig, unficher, und nicht felten ganz falfch find, und alfo einer genauen Revifion unterworfen werden müffen. Man vermifst dabey fehr oft das geiftige Band, welches alle einzelnen Organifationen, und fo auch die einzelnen Organe vereinigt, und def-

ſen Erkennung allein nur die Bedeutung der einzelnen Formationen lehren kann, da im Gegentheil eine bloſs empiriſche, gedankenloſe Anſchauung des Vorhandenen nur zu leicht irre führt. Es fehlt, mit einem Worte, zu oft die Idee des Pflanzenbaues und des Pflanzenlebens, ohne welche alle einzelnen Bildungen nur dunkel und unerklärlich ſeyn können. Rec. will damit nicht ſagen, daſs man zuerſt, vor der Unterſuchung, ſich eine Idee entwerfen, und dann nach dieſer Idee unterſuchen ſolle, da man auf dieſe Weiſe nur ſeine, vielleicht falſche Idee, nicht die Natur, finden würde; ſondern er will nur andeuten, daſs man, um die einzelnen beſonderen Bildungen zu verſtehen, nothwendig erſt die allgemeine Bildung und deren Geſetze, alſo hier die des vegetativen Lebens, kennen und alſo erſt die allgemeine Bildung einſehen müſſe, ehe man die Erklärung der Bedeutung der einzelnen Formationen mit Erfolg unternehmen könne. Auf andere Weiſe iſt es faſt unmöglich, die ſpeciellen Geſetze in der Bildung der einzelnen Organe zu erkennen. Hätte z. B. unſer Vf. eingeſehen, daſs die Pflanze urſprünglich nur aus einfachen Schläuchen beſteht, welche in einer Flüſſigkeit ſchwimmend, und in einem groſsen Schlauche eingeſchloſſen, ſich an einander reihen, wie man es noch deutlich bey den Mooſen, den Schwämmen und bey anderen niederen Pflanzen ſieht, und daſs dieſe Schlauchreihen in den vollkommeneren Pflanzen ſich an an einanderfügend nothwendig dodekaedriſche Zellen bilden, und die ſie umgebende Flüſſigkeit an die Stellen drängen müſſen, wo der geringſte Widerſtand iſt, nämlich an die Kanten der Zellen: ſo würde er die Intercellulargänge ſicher nicht geleugnet haben, welche nichts Anderes ſind, als die Reſte der freyen Umgebung der Zellen, und er würde auf manche andere Irrwege nicht gerathen ſeyn, von denen wir früher geſprochen haben. Ferner ſcheint Hr. *M.* zu oft künſtliche, durch Maceration erlangte Präparate unterſucht und gezeichnet zu haben, da, wo wir lieber, nach *Grew's* lobenswerthem Beyſpiele, die Theile, nicht durch Maceration entſtellt in ihrem natürlichen Zuſammenhange dargeſtellt geſehen hätten. Endlich bemerken wir als einen Mangel zur Brauchbarkeit des Werkes die Weglaſſung der Erklärung der Kupfertafeln, welche Rec. erſt mit groſser Mühe aus dem Werke ſelbſt hat zuſammenleſen und ausziehen müſſen.

Aller dieſer angegebenen Mängel ungeachtet, müſſen wir doch, wenn wir die bisher vorhandenen, in und auſser Deutſchland erſchienenen Werke über die Pflanzenanatomie mit dem gegenwärtigen in vergleichende Betrachtung bringen, Hn. *M's.* Schrift für eine vorzügliche Zierde der deutſchen Literatur, und für ein ehrenvolles Denkmal des vaterländiſchen Fleiſses, Genauigkeit, Sorgfalt und Treue anerkennen. Wir hoffen, daſs, nachdem nun einmal wieder eine ernſtere Bearbeitung der Pflanzenanatomie auf den frivolen Leichtſinn, mit welchem man in vielen neuen Werken die Sache nahm, gefolgt iſt, eine neue Periode anheben werde, in welcher, wie in anderen realen Wiſſenſchaften, ſo auch in dem Studium des inneren Baues der Pflanze ſich der nach Innen gedrängte Eifer und die rege Thätigkeit unſerer Landsleute durch des Nachruhmes würdige Producte auszeichnen, und den deutſchen Ruhm der wahren Naturforſchung behaupten werden. Wir ſehen deſshalb mit Begierde und Antheil der Erſcheinung der ferneren Arbeiten des Vfs. entgegen.

✱.

K U R Z E A N Z E I G E N.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Leipzig* b. Seeger: *Heirathsgeſchenk für Neuverehlichte und Verlobte, ſie mögen es ſeyn oder noch werden.* Ohne Jahrzahl. 160 S. kl. 8. (1 Rthlr.) Auf dem Umſchlage ſteht folgender Titel: *Leipzig*, in Commiſſion b. Bruder: *Taſchenbuch für Neuverehlichte* u. ſ. w. 1810. Nach einer Einleitung, in welcher ein Prediger über die Wichtigkeit und den Segen des Eheſtandes, ſo wie über das Unheil mancher Ehen, aus Erfahrung ſpricht, wird zuerſt die Frage aufgeworfen: Wie muſs überhaupt die Ehe geſchloſſen und geführt werden, wenn ſie eine Schöpferin häuslicher Glückſeligkeit werden ſoll? Die Antwort hierauf iſt: Sie muſs mit Ernſt und Überlegung, rechtlich und anſtändig, in unbefleckter Unſchuld und mit herzlicher Zuſtimmung beider Theile geſchloſſen, und ſo geführt werden, daſs der Mann nicht tyranniſch herrſche, ein Theil mit dem anderen Geduld habe, und die gegenſeitige Treue unverbrüchlich ſey. Der Vf. geht dabey nicht ins Einzelne, ſondern verweilt, nicht ohne guten Bedacht, bloſs beym Allgemeinen, und ſucht durch ſeine Darſtellung hauptſächlich auch auf das Gefühl zu wirken. Nun unterſucht der Vf. den beſonderen Werth der Religion in den Verhältniſſen des ehelichen und häuslichen Lebens. Ein ſehr wohlgelungener Abſchnitt. Der wohlthätige Einfluſs der Religion wird in ſein vollkommenes Licht geſtellt, und mit ergreifender Wärme dieſelbe empfohlen. „Gatten und Gattinnen, ſchlieſst der Vf., laſst euch den Geiſt der Zeit nicht zur Verachtung des Heiligen und Göttlichen hinreiſsen. Entzieht euch der wohlthätigen Leitung der Religion nicht. Laſst ſie eure Wahl entſcheiden, euer gegenſeitiges Verhalten regieren, und euer Stand wird glücklich, euer Leben wird zufrieden und heiter, euer Haus wird der Sitz der Freude und des Segens, und das Ziel eurer irdiſchen Trennung wird ein frohes Wiederſehn dort ſeyn." Was hierauf über den wohlthätigen Einfluſs einer reinen und edlen Liebe auf die längere Fortdauer der ehelichen Verbindung, in einem eigenen Abſchnitte, geſagt wird, iſt ebenfalls, wie das Vorige, in unſeren Tagen ſehr zu beherzigen. Die übrigen Abſchnitte ſuchen theils richtige Anſichten zu geben, von den mancherley Beſchwerden und Sorgen, die mit dem häuslichen Stande verknüpft ſind, theils die Nothwendigkeit einer wirthlichen (nicht *wirklichen*, wie in der Überſchrift und dem Inhaltsverzeichniſſe ſteht) und haushälteriſchen Lebensart für das eheliche Glück darzuthun, theils die wichtigſten Grundſätze und Vorſchriften über die Erziehung der Kinder beyzubringen. Bey aller Kürze enthält der letzte Abſchnitt doch Alles, was angehende Ältern über die Bildung ihrer Kinder wiſſen ſollen. Man findet nichts Ungeſagtes, aber auch nichts Übertriebenes. Beſonders zweckmäſsig iſt das, was zur Erweckung des religiöſen Sinnes dargeboten, und hier von ſo gröſserer Wichtigkeit, da die religiöſe Bildung ſchlechterdings ihren Anfang von den Ältern nehmen muſs. Den Schluſs machen ein paar Anreden einer guten Mutter an ihre neuverehelichte Tochter, und eines rechtſchaffenen Vaters an ſeinen neuverehelichten Sohn, worin gute Rathſchläge und Erinnerungen für das eheliche Leben ertheilt werden. Nach einer Anmerkung ſind ſie, wenigſtens die erſte, aus den Rathſchlägen eines geſchätzten Arztes, mit zweckmäſsigen Abänderungen und Erweiterungen entlehnt.

Eh.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

HOMILETIK.

NÜRNBERG, b. Campe: *Handbuch der Anleitung zur Kanzelberedſamkeit für chriſtliche Religionslehrer*, von D. *Chriſtoph Friedrich Ammon*, königl. baier. Kirchenrathe, erſtem Prof. der Theol. und Superintendenten zu Erlangen. Neue vermehrte Auflage. 1812. 378 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Daſs der verdienſtvolle Vf. dieſes Handbuchs eben ſo trefflich zur Kanzelberedſamkeit durch den Vortrag der Theorie derſelben anzuleiten wiſſe, als er ſie in ſeinen eigenen allgemein geſchätzten homiletiſchen Arbeiten anwendet, hat er ſchon durch die erſte Ausgabe dieſes Werkes (Göttingen 1799) hinreichend bewährt. Jene kürzere Anleitung hat ſich in dieſer neuen Ausgabe, wo ſie durch die kleinere Schrift faſt um die Hälfte vermehrt worden iſt, in ein Handbuch verwandelt. Das Ganze enthält, wie in der früheren Ausgabe, 165 §§., in welchen die Lehren der Homiletik ganz in derſelben Ordnung vorgetragen werden, ſo daſs der Vf. im erſten Theile von dem Inhalte chriſtlicher Predigten, in dem zweyten von den Texten und ihrer Behandlung, in dem dritten von der Dispoſition und ihrer Ausarbeitung, in dem vierten von dem öffentlichen Vortrage der Predigten ſpricht. Das Eigenthümliche dieſer neuen Bearbeitung beſteht, auſser einigen beſonderen Zugaben (von denen wir unten ſprechen werden), vorzüglich darin, daſs Hr. *A.* nicht ſelten den Ausdruck berichtigt und genauer beſtimmt, mehrere einzelne §§. durch ſchätzbare Zuſätze erweitert, und beſonders die unter den §§. ſtehenden Anmerkungen, welche die nöthigen Erläuterungen, Beſtimmungen und ſehr vollſtändige literariſche Nachweiſungen enthalten, bedeutend vermehrt, ſo wie zu den angeführten Beyſpielen, beſonders aus ſeinen eigenen und den reinhardiſchen Predigten, viele neue hinzugefügt hat. Unſtreitig hat ſein Werk in dieſer neuen Geſtalt an innerem Gehalte und allgemeiner Brauchbarkeit nicht wenig gewonnen. Mit Vergnügen bemerkte Rec. auch hier (und hier faſt noch deutlicher und öfterer, als in der erſten Ausgabe), wie ſehr der würdige Vf. darauf hinarbeitet, ein *wahrhaft chriſtliches* Predigen zu befördern. Mögen alle Prediger, welche ſich ſeines Handbuchs bedienen werden, nicht verabſäumen, die Bemerkungen zu leſen und zu beherzigen, mit welchen er ſich in der Vorrede gegen die homiletiſche Verirrung der neueren Zeiten erklärt, das Chriſtenthum, als bloſse Vernunftreligion behandeln zu wollen, und ſeinen hiſtoriſchen und poſitiven Charakter in den Hintergrund zu ſtellen! — Rec. hält ſich jedoch auch für verpflichtet, auf einige Puncte aufmerkſam zu machen, bey denen er gewünſcht hätte, daſs die beſſernde und vervollkommnende Hand des Vfs. ihren Einfluſs auf die zweyte Ausgabe noch mehr geäuſsert haben möchte. Dahin gehört zuvörderſt die Art, wie der Begriff einer chriſtlichen Predigt, von welchem Hr. *A.* in dem Vortrage der Homiletik ausgeht, beſtimmt worden iſt. Eine chriſtliche Predigt iſt ihm (§. 23 vergl. §. 1) ein zuſammenhängender Religionsvortrag zur Belehrung und Erbauung der Gemeinde. Allein ſollte man durch dieſe Definition eine vollſtändige und klare Einſicht in den Begriff gewinnen: ſo müſste vor allen Dingen genauer beſtimmt worden ſeyn, welchen Begriff der Vf. mit dem nicht von allen Homileten in demſelben Sinne gebrauchten Worte *Erbauung* verbindet. Dieſs iſt erſt weiter unten im zweyten Theile §. 63. 64 geſchehen. Auch dürfte es nicht mit dem gewöhnlichen Sprachgebrauche übereinſtimmen, und allgemein verſtändlich ſeyn, wenn der Ausdruck: Religionsvortrag, ſo von ihm gebraucht wird, daſs er ſowohl die Vorträge der Glaubenslehre, als die moraliſchen in ſich faſst. Ehe der Begriff einer Predigt feſtgeſetzt wird, ſollte man ſich wohl über die Frage ausführlicher verbreiten: *was* kann und ſoll im Allgemeinen durch den öffentlichen Cultus überhaupt, und namentlich durch das, was man Predigen nennt, in den menſchlichen Gemüthern *bewirkt* werden? Daran knüpft ſich dann am natürlichſten eine pſychologiſche Erörterung der *Art und Weiſe*, *wie* der Prediger die menſchlichen Gemüthskräfte beſchäftigen und in Thätigkeit ſetzen, wie er den Menſchen im Allgemeinen behandeln, welchen Weg er einſchlagen müſſe, um jenen Endzweck zu erreichen. Wir wünſchten, daſs der Vf. bey der neuen Bearbeitung ſeiner Theorie von dieſen Prämiſſen ausgegangen wäre, aus ihnen den Begriff der Predigt abgeleitet, und zugleich die Frage beantwortet hätte, ob und in wie fern die Predigt eine *Rede* ſeyn könne und ſolle? Dieſs Letztere war um ſo nöthiger, da der Vf. ein Handbuch der Anleitung zur Kanzel*beredſamkeit* ankündigte. In dem erſten Theile §. 26. 27, wo der Umfang der Materialien, welche in Kanzelvorträgen behandelt werden können und ſollen, beſtimmt wird, hätte theils der Vortrag des *Geſchichtlichen* der heiligen Schrift unſtreitig eine eigene Berückſichtigung verdient (da es den Grundſätzen des Vfs. ſelbſt angemeſſen zu ſeyn ſcheint, daſs der Prediger den hiſto-

rischen und positiven Charakter des Christenthums nicht übersehe), theils die Behandlung *psychologischer* Gegenstände, in sofern sie oft in religiöser und moralischer Hinsicht höchst wichtig werden können. Die Bemerkungen über die Eigenschaften eines guten Textes (im zweyten Theile §. 38. 39. 40), welche sämmtlich viel Wahres und Treffendes enthalten, bedurften der Ausführlichkeit nicht, mit welcher sie der Vf., besonders in der neuen Ausgabe, vorträgt. Wenigstens konnte der Zusatz, welcher in der neuen Ausgabe S. 89 zu Anfange des 38 § hinzugekommen ist, wo sich der Vf. gegen die Wahl zweydeutiger, witziger, scherzhafter, abstruser Texte erklärt, sehr füglich mit dem verbunden werden, was er §. 39 über die Nothwendigkeit bemerkt, deutliche und anständige Texte zu wählen. Dagegen erwarteten wir §. 43 ausführlichere Vorschläge und Winke über die Methode, vorgeschriebene Texte nach ihren einzelnen verschiedenen Gattungen zur Auffindung eines Thema zu benutzen. An einer Erfindungstheorie dieser Art, welche besonders für angehende Prediger sehr wichtig wäre, fehlt es noch den meisten homiletischen Lehrbüchern. Eben so vermisst man §. 54. 55 eine genauere Erörterung der Art und Weise, wie der Prediger, als Prediger (als Kanzel*redner*), bey der Bestimmung, Erläuterung, Entwickelung seiner Begriffe zu Werke gehen müsse; wie sich hier die Methode des Kanzel*redners* von dem wissenschaftlichen und überhaupt von dem *blofs* belehrenden Vortrage *unterscheide*. Der Vf. berührt die Nothwendigkeit, Begriffe bestimmt zu definiren und anschaulich zu erläutern, da, wo er von den Predigten spricht, welche er κατ' ἐξοχὴν Aufklärungspredigten nennt. Er unterscheidet nämlich §. 52 bey den synthetischen Vorträgen unterrichtende (oder aufklärende), beweisende, erbauliche Predigten. Nothwendig muss man aus dieser Unterscheidung folgern, dass nach den Grundsätzen seiner Theorie nicht gerade jede Predigt erbaulich seyn müsse. Diess bestätigt sich noch mehr durch §. 65, wo er ausdrücklich bemerkt: „es sollten, *wo nicht alle*, doch die meisten Predigten erbaulich seyn." Rec. bekennt hier aufrichtig seine feste Überzeugung, dass es nothwendig zum *Wesen* einer *jeden* guten Predigt gehöre, erbaulich zu seyn. Denn erbaulich ist ein Vortrag, wenn er dazu geeignet ist, die *lebendige* christlich-religiöse Überzeugung, den religiösen *Sinn*, nicht blofs die religiöse Erkenntnifs, und die ächte christlich-religiöse Sittlichkeit des Zuhörers zu befestigen und zu erhöhen. Dieser Begriff entspricht dem neutestamentlichen οἰκοδομή, πρὸς οἰκοδομήν am vollständigsten. Auch der Vf. scheint in dieser Hinsicht mit uns übereinzustimmen, wenn er §. 64 S. 133 Erbaulichkeit diejenige Eigenschaft einer Predigt nennt, welche dem Willen des Zuhörers die religiösen Wahrheiten durch Überzeugung und Gefühle nahe legt. Ein Vortrag, der sich blofs an das Erkenntnifsvermögen wendet, ohne das Gefühl des Zuhörers zu ergreifen, und auf die höheren Neigungen des Gemüths zu wirken, gehört nicht auf die *Kanzel*, möge er auch noch so bündig, deutlich und fasslich seyn. Auch wenn der Vortrag nicht *unmittelbar* vor einen Fehler warnen, oder zu einer Tugend ermuntern soll, auch wenn das Thema die Erläuterung eines Begriffes oder Satzes, oder den Beweis einer Wahrheit ankündigt, lässt sich doch der Gegenstand (so lange nur der Prediger überhaupt einen Gegenstand wählt, der für die Kanzel passend ist) so darstellen, dass zugleich das Gefühl für das Heilige und Gute in einen höheren Schwung versetzt, und, wenigstens mittelbar, selbst auf das Begehrungsvermögen des Menschen gewirkt werden kann. In diesem Sinne kann und muss jede Predigt erbauen. Der Vf. bemerkt ja selbst sehr richtig S. 137: „man kann daher aus jedem theologischen Hauptsatze, wenigstens im zweyten Theile, praktische Folgen und erbauliche Wahrheiten ableiten, so dass es also ein seichtes und schädliches Vorurtheil bleibt, dogmatische Predigten seyen nicht erbaulich." In dem dritten Abschnitte des zweyten Theils, wo der Vf. über die Behandlung besonderer Texte für Festpredigten und Casualpredigten spricht, wäre eine Topik, eine geordnete Darstellung gewisser allgemeiner Begriffe und Hauptgesichtspuncte, welche den Prediger bey der Erfindung der für die verschiedenen Gattungen der Fest- und Casual-Predigten passenden Materialien leiten können, gewiss an ihrem Orte gewesen. Warum sich der Vf. in dem dritten Theile (wo von der Disposition die Rede ist) §. 109 gegen die Eintheilung eines Thema in 4 Haupttheile bey synthetischen Vorträgen erkläre, und dieselbe unbedingt fehlerhaft nenne, ist uns selbst durch die Bemerkung desselben, dass eine solche Eintheilung allemal in der Entwicklung der Ideen ein Glied überspringe, nicht hinreichend klar geworden. Warum wollte man z. B. (um von vielen Beyspielen nur eins zu wählen) folgende tetrachotomische Disposition des verewigten Reinhard (in der Sammlung f. Predigten vom Jahre 1795. Sulzbach 1797. S. 150): *über den Einfluss, welchen der Glaube an ewige Fortdauer auf die Tugend hat:* die Tugend gewinnt durch ihn a) an *Kraft*, b) an *Reinheit*, c) an *Entschlossenheit*, d) an *Hoheit* — für logisch fehlerhaft erklären? Die §. 110 (wo der Vf. die verschiedenen Bestimmungsgründe der Eintheilung angiebt) aufgestellte Regel: „man kann 1) das Ganze in seine einzelnen Begriffe und Sätze auflösen," hält Rec. darum für bedenklich, weil sie den Prediger leicht verleiten kann, das Thema so einzutheilen, dass sich die Haupttheile nicht, was doch zu der logischen Vollkommenheit einer Disposition nach unserem Ermessen nothwendig gehört, auf das Thema im Ganzen, d. h. nicht auf die *Verbindung* von Begriffen, welche das Thema ausmacht, gehörig beziehen. Diess ergiebt sich selbst aus dem von dem Vf. sogleich hinzugefügten Beyspiele folgender Disposition: von dem nachtheiligen Einflusse der Herrschsucht auf die menschliche Wohlfahrt. 1) Was ist Herrschsucht? 2) Nachtheiliger Einfluss auf das sinnliche Wohl. 3) Nachtheiliger Einfluss auf das sittliche Wohl. Die Erklärung des Begriffs der Herrschsucht kann hier nicht füglich unter den Haupttheilen ihren Platz finden, da das Thema blofs eine Darstellung ihres

nachtheiligen Einflusses ankündigt, und demnach der Begriff der Herrschsucht selbst, als ein in dem Eingange schon erklärter Begriff, durch jene Ankündigung *vorausgesetzt* wird. Auch hätten wir gewünscht, dass Hr. *A.* in diesem ganzen Abschnitte, der die Disposition betrifft, zugleich auf die *psychologische Zweckmässigkeit* der Eintheilung und Anordnung des Ganzen mehr Rücksicht genommen, und gezeigt haben möchte, wie selbst die Anordnung des Einzelnen dahin wirken könne und müsse, die verschiedenen geistigen Thätigkeiten und Veränderungen in dem Gemüthe der Zuhörer so auf einander folgen zu lassen, dass der beabsichtigte Zweck am besten erreicht wird. Der dritte Abschnitt des dritten Theils, von der *Sprache* der Predigten, ist zwar in dieser neuen Ausgabe allerdings vollständiger bearbeitet worden, als in der ersten, und enthält sehr beachtungswerthe Winke. Wir vermissen jedoch in mehreren einzelnen Puncten noch bestimmtere Belehrungen über den Unterschied, der zwischen der Sprache des Predigers, als Kanzel*redners*, und dem bloss didaktischen Stile auf der einen, so wie dem dichterischen Stile auf der anderen Seite Statt findet, und eine Erörterung des Gebrauchs, welchen der Prediger bey der Verschiedenheit der Gegenstände, welche er behandelt, und der Zuhörer, zu denen er spricht, von der niederen, mittleren und höheren *Schreibart* zu machen hat.

Die von dem Vf. selbst in der Vorrede und Inhaltsanzeige besonders bemerkten grösseren Zugaben dieser neuen Bearbeitung seiner Homiletik sind folgende: 1. Anhang zur Einleitung. Über den vermeintlichen Unterschied der Kanzelberedsamkeit in der katholischen und protestantischen Kirche. Trefflich erklärt sich der Vf. gegen die einseitige Behauptung eines Recensenten (der *sermons de Hugues Blair* im *Journal de l'Empire* vom 10 August 1807), dass nur in der katholischen Kirche eine wahre Kanzelberedsamkeit Statt finden könne. 2. Zugabe in dem dritten Abschnitte des dritten Theils. Über die rednerischen Eigenschaften und das Interesse der Kanzelsprache. Enthält kurze, aber treffende Bemerkungen. 3. Zugabe zum vierten Theile. Über die Kanzelscheu junger Prediger. Sehr beachtungswerthe Beobachtungen und Erfahrungen über die Ängstlichkeit und Verlegenheit bey dem öffentlichen Vortrage der Predigten, und über die Unterstützung und Bildung des Gedächtnisses.

St.

Gmünd, b. Ritter: *Neues Magazin für katholische Religionslehrer*, herausgegeben von *Franz Carl Felder*, bischöflich-geistlichem Rathe und Pfarrer zu Waltershofen. 1809. 6 Hefte. Januar — December 876 S. 1810. 6 Hefte. Jan. — Decbr. 880 S. 1811. 6 Hefte. Jan. — Decbr. 880 S. 8. (Jeder Jahrgang 2 Rthlr. 6 gr.)

Dieses neue Magazin ist eine Fortsetzung des *kleinen Magazins für katholische Religionslehrer*, welches seit 1800 erst durch Hrn. Prof. *Lorenz Kapler* zu Landshut (jetzt Schulrath zu Insbruck), dann seit 1806 durch den jetzigen Herausgeber besorgt worden ist. Es wird unter diesem neuen Titel auch nicht ohne Leser und Beyfall bleiben. Es enthält erstlich theologische, doch ziemlich populär geschriebene, Abhandlungen; zweytens historische, den Seelsorgern in Baiern und Schwaben interessante Nachrichten; drittens Predigten, Predigtentwürfe auch liturgische Formulare, Vorschläge das katholische Ritual geistvoller zu machen; viertens Recensionen, und endlich ist auch noch jedem Stücke ein besonderes Intelligenzblatt angehängt, welches kurz absprechende, bald lobende, bald tadelnde Urtheile über einige neu erschienene theologische Schriften der Protestanten enthält.

Der Zweck der ganzen Zeitschrift scheint besonders dahin zu gehen, Glauben an die Bibel als an eine unmittelbare göttliche Offenbarung zu erhalten, und die Einigkeit mit der Kirche den Predigern zwar lieb zu machen, aber ihnen auch zu zeigen; dass sie ihre Freyheit zu denken dabey immer so viel, als nöthig ist, behalten können, dass auch die Protestanten das Wesentliche des Christenthums haben, und nicht angefeindet oder gar verdammt werden dürfen. Dabey bemühen sich die Vff., die Lehren und Gebräuche der katholischen Kirche nur so weit zu vertheidigen, als sie vernunftmässig und biblisch sind, oder doch wenigstens weder mit der Vernunft noch Bibel streiten, und allen übertriebenen Eifer für Scholastik auszurotten. Besonders athmet ein recht frommer, friedliebender und sanfter Geist in allen Aufsätzen.

Von den Abhandlungen will Rec. nur zwey auszeichnen. Die eine *über die Scheu vor dem Dogmatismus*, die eigentlich die Gründe der Abneigung vor den eigenthümlichen Grundlehren des positiven Christenthums darlegen, und die Mittel, derselben zu steuern, angeben soll. Besonders räth der Vf., die Vernunft nicht herabzuwürdigen, nicht die scholastische Theologie ganz vertheidigen zu wollen, sondern mit den Protestanten in Aufrechthaltung dessen, was ihnen, wie den Katholiken, das Wichtigste im Christenthume seyn muss, gemeinschaftliche Sache zu machen. Die andere Abhandlung ist *katholisches Glaubenssystem* überschrieben. Der Vf. wünscht, dass man vor Vollendung derselben das Urtheil darüber zurückhalten soll; wir können aber wohl anführen, was darin dargethan werden soll, nämlich, dass im Naturstande Vernunft-Erkenntniss und Verehrung Gottes, wie sie darin möglich ist, hinlänglich zur Seligkeit, dass den Christen jetzo als Individuen Tradition und heilige Schrift hinlänglich, aber auch nothwendig zur Seligkeit sey, dass aber, um einen vollkommenen christlichen *Staat* oder eine allgemeine Kirche zu bilden, ausser diesen beiden Erkenntnissquellen auch noch Katholicität erfodert werde. Der erste dieser drey Sätze ist so ausgeführt, dass man mit Verstand nicht leicht etwas wird dagegen einwenden können. Der Vf. meint, es werde viel Licht in das System, und viel Friede unter die christlichen Parteyen und ihre Bekenner kommen, wenn man uber-

all und immer diese drey verschiedenen Zwecke der allgemeinen und individuellen menschlichen Seligkeit und des vollkommenen christlichen Staats unterschiede, und man wird ihm darin leicht beypflichten.

Die historischen Notizen, welche in diesem Magazine mitgetheilt werden, können ausser Baiern und Schwaben kein sonderliches Interesse haben, wenigstens haben sie es nur für den, der gern wissen will, wie es mit dem Christenthume und der Theologie in diesen Gegenden steht; doch sind sie für den Ausländer fast zu speciell.

Die Predigten, Predigtentwürfe, liturgischen Formulare kann Rec. in sofern loben, als eine ächtchristliche Denkart sich darin abspiegelt, ein Bemühen, wahre Frömmigkeit zu beleben, daraus hervorleuchtet, auch sich viele Lehrweisheit, welche vorhandene Meinungen und verehrte Gebräuche zweckmäsig benutzt, ohne das Abergläubische, das sich leicht daran hängen kann, zu nähren, darin zeigt. Aber meisterhaft können sie nicht heissen, dazu ist die Sprache zu wenig populär, oder da, wo sie es ist, welches aber selten der Fall ist, zu wenig edel; auch ist die Ordnung nicht immer logisch und die Sachen zu allgemein. Eine Predigt, die vier Zwecke der Abendmahlsfeyer angiebt, nämlich ein Denkmal an Jesus Christus, eine geistliche Nahrung für unsere Seele, eine Vereinigung des Herzens mit Jesus, ein Band der Liebe zwischen den Gläubigen zu seyn, möchte Rec. auch protestantischen Christen ihres Inhalts wegen besonders empfehlen. Wie leicht kann man sich in praktischer Ansicht dieser Feyer vereinigen, wenn man auch in sehr verschiedenen Formeln theoretisch darüber spricht!

Von den Recensionen, die in diesem Magazine auf wichtige, besonders ascetische Werke des katholischen Deutschlands aufmerksam machen, will Rec. nach der bekannten und sehr wohl gegründeten Regel recensirender Institute nichts sagen, und nur hinzufügen, dass er sich freuen werde, wenn diese Zeitschrift noch lange fortgesetzt wird, und in ihrem Kreise nach den Ansichten des Herausgebers und der Mitarbeiter viel zur Beförderung der christlichen Erkenntniss, christlicher Frömmigkeit und Friedensliebe beyträgt.

Dfr.

KURZE ANZEIGEN.

PÄDAGOGIK. *Leipzig*, b. Barth: *Vorübungen zu schriftlichen Aufsätzen und Aufgaben zu Stilübungen in fortschreitender Stufenfolge vom Leichteren zum Schwereren, auf Vorlegeblättern, zum Schul- und Privat-Gebrauche.* Von *J. C. F. Baumgarten*, Vicarius und Lehrer der Erwerbschule zu Magdeburg. 1807. 22 Bog. 8. (20 gr.) Zweyte vermehrte und verbesserte Ausgabe. 1811. 24 Bog. 8. (1 Rthlr.) Der Vf. gesteht, bey der Ausarbeitung dieser Vorlegeblätter, die Ideen mehrerer achtungswürdiger Männer, und besonders die der Hnn. *Dolz* und *Wilmsen*, benutzt zu haben. Er hat denselben zwey Abtheilungen gegeben: die eine enthält Vorübungen zur Anfertigung schriftlicher Aufsätze, und die andere eigentliche Stilübungen. Bey den Vorübungen zu schriftlichen Aufsätzen hat der Vf. zu weit ausgeholt, und Übungen aufgenommen, die nicht hieher gehören. So macht die Bildung der Nennwörter von Beywörtern und Zeitwörtern, der Beywörter von Nennwörtern und Zeitwörtern, und der Zeitwörter von Nennwörtern und Beywörtern den Anfang. Die Bildung der Wörter gehört aber gar nicht in das Gebiet des Lehrlings; er muss nur benutzen lernen, was er hat. Auch ist das zur Erleichterung der Aufgabe vorausgeschickte Beyspiel mehr verführend für den Anfänger, als auf den rechten Weg leitend. So viel ist gewiss, dass für denjenigen, der sich nicht durch das Beyspiel irre leiten lassen kann, die Aufgabe ohne Nutzen ist. Eben so ist es mit den folgenden Übungen, die sich mit der Aufsuchung schicklicher Beywörter zu Nennwörtern, schicklicher Nennwörter zu Beywörtern u. s. w. beschäftigen. Das wahrhaft Schickliche kann nur im Zusammenhange der Rede gefunden werden, und dieser fehlt hier. Denselben Vorwurf der Unzweckmässigkeit kann man auch den übrigen, in der ersten Abtheilung aufgestellten Übungen machen. Es sind Übungen des Nachdenkens, die aber zunächst auf die Ausarbeitung schriftlicher Aufsätze keinen Bezug haben. — Unter die Stilübungen hat der Vf. gebracht: Schriftliche Beantwortung vorgelegter Fragen, Beschreibungen, Angabe des Sinnes, der in einem Sprichworte enthalten ist, Umschreibung passender Wörter zu Charaden, Anzeigen in öffentlichen Blättern, Quittungen, Erzählungen, Verbesserung fehlerhafter Erzählungen, Umsetzung poetischer Erzählungen in Prosa, Umsetzung kleiner Gedichte in Prosa u. s. f. Man sieht hieraus ungefähr, was dem Vf. Stil und Stilübungen sind. Bey der Umsetzung kleiner Gedichte in Prosa — einer Übung, die ohnediess nicht dem Grade von Bildung angemessen ist, welchen solche Vorlegeblätter voraussetzen — hätte eine bessere Auswahl der Gedichte getroffen werden sollen. Manche sind an und für sich schon Prosa, und andere wollen fast gar nichts sagen, z. B. „Lebt, das Leben ist ein Bach! Wer geniessen kann, geniesse! Lebt, das Leben ist ein Tag! dass er sich nicht fruchtlos schliesse."

B. i. l.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. Ohne Anzeige des Verlags: *Predigt bey Gelegenheit der feyerlichen Einweihung der neuerbauten evangelischen Kirche zu Pesth*, gehalten am 2 Juny 1811, als am ersten Pfingstfeyertage, von *Johann Wächter*, k. k. Consistorialrathe, der inner- und niederösterr. Diöcese Superintendenten, und erstem Prediger der evangelischen Gemeine A. C. in Wien. 36 S. 8. In dem Vorberichte wird eine kurze Nachricht von der evangelischen Gemeine A. C. in Pesth seit dem Jahre 1787 mitgetheilt, wo sie den 11 November ihren ersten Gottesdienst in einem Privathause feyerte, und dann die Ordnung der gottesdienstlichen Verrichtungen bey der Gelegenheit angezeigt, bey welcher auch die gegenwärtige Predigt gehalten wurde. Der Text derselben ist die Festepistel, und der Hauptsatz: *Von der hohen Bestimmung christlicher Tempel.* Sie sollen durch das, was in ihnen gethan und gesprochen wird, dazu dienen, unseren Verstand zu erleuchten, unser Herz zu veredlen und unser Gemüth zu erheben. Aus dieser erhabenen Bestimmung leitet Hr. *W.* drey Pflichten her: die Pflicht der Dankbarkeit sowohl gegen Gott, als gegen diejenigen, welchen die Gemeine den Genuss einer solchen Wohlthat verdankt; ferner fleissige Theilnahme an allen Versammlungen und Feyerlichkeiten, die im neuerbauten Tempel veranstaltet werden, und endlich edle Bereitwilligkeit, zur Erhaltung und Fortdauer der Kirche sowohl, als der, unter der Gemeine bestehenden gottesdienstlichen Anstalten überhaupt, auf das thätigste mitzuwirken. Hr. *W.* hat seinen Gegenstand mit Klarheit und Bestimmtheit durchgeführt, und die Pflichten mit einer edlen Wärme dem Herzen nahe gebracht. Die Sprache ist voll Würde und Nachdruck. — In ein paar Anmerkungen des Herausgebers, welcher nicht Hr. *W.* selbst ist, erfahren wir, dass die vorzüglichste Stifterin dieser neuen Kirche die verstorbene verwitwete Frau Generalin von Beleznay, und die jetzige vorzüglichste Wohlthäterin derselben die verwittwete Frau Gräfin Teleki sind. Ihre Namen verdienen erhalten zu werden.

—r—r.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

ALTERTHUMSKUNDE.

Weimar, in d. Landes-Industrie-Compt.: *De monumentis aliquot Graecis e sepulchro Cumaeo, recenter effosso, erutis, sacra Dionysiaca a Campanis veteribus celebrata horumque doctrinam de animorum post obitum statu illustrantium.* Commentatio auctore *F. C. L. Sickler*, Phil. D. Acad. Imper. et Reg. Rom. etc. sodali, Gymnasii Hildburghusani Directore. 1812. 24 S. 4. nebst 3 Kupfertafeln. (12 gr.)

Ebendaselbst: *Beschreibung eines sehr merkwürdigen griechischen Grabmals bey Cumä mit drey Basreliefs über die bacchische Mysterien-Feyer* von Dr. *F. C. L. Sickler*, Schulrath und Director in Hildburghausen. Mit drey Kupfern und einem Blatte Noten. Aus den Curiositäten II Bd. 1 St. besonders abgedruckt. 1812. 40 S. 8. (12 gr.)

Die Freunde des Alterthums müssen Hn. *Sickler* für die Behanntmachung einiger neuerdings aufgefundener Bildwerke Dank sagen, da diese nicht allein in Hinsicht ihres Kunstwerthes alle Aufmerksamkeit auf sich ziehen, sondern auch über einzelne Puncte der alten Kunstdarstellung neues Licht verbreiten, und die Entscheidung eines verjährten Streites über die Skelettfiguren bey den Alten bekräftigen. Voraussetzen möchten wir, dass die Kupfer in den Händen der Leser seyen, da hier nur die unmittelbare Anschauung zum Urtheil führen kann, und mit einer bloss wiederholenden Beschreibung wenig gedient ist. Ausführlicher aber möchte das vom Vf. Vorgetragene selbst geprüft werden müssen; denn wenn auf der einen Seite der Werth der Sache und das Bedürfniss der Erklärung ein längeres Verweilen erfodert: so können auf der andern diese Schriften überhaupt davon Beweis geben, wie man seit einiger Zeit angefangen hat, Kunstwerke der Alten zu erklären und zu behandeln. Wir fanden, dass die lateinische Abhandlung aus der deutschen, vielleicht früher geschriebenen, übersetzt sey, und haben sie daher für die Beurtheilung verbunden, da überdiess in der deutschen Schrift die Beschreibung genauer und mehr in Beziehung auf die Erklärung gestellt ist, auch sich dabey der Vorzug zeigt, dass sie, der Verlegenheit entnommen, mit welcher die Foderungen der blossen Unterhaltung mit denen einer gelehrten Untersuchung ausgeglichen werden, mehr Verständlichkeit und Klarheit enthält.

Als Einleitung giebt der Vf. eine malerische Beschreibung der Reise von Neapel nach Cumä, oder er macht vielmehr die Reise mit dem Leser selbst zu Wasser und zu Lande. Für die Bestimmung der Curiositäten mag dieses recht passend seyn, nur hätte diese Einleitung in der *Commentatio* mit etwas Gehaltreicherem vertauscht werden sollen, da sie weder Neues enthält, noch auch durch etwas mehr als durch die Füsse auf den Gegenstand hinleitet. Die einzige gelehrtere beygefügte Note über den Namen des Sees *Avernus* muss dahin berichtiget werden, dass, wenn Strabo (Lib. V. S. 244. Cas., der Vf. citirt oft in französischer Manier nur nach Büchern) die Ableitung von *ἄορνος*, *vögellos*, für Erdichtung der Bewohner hält, er richtig geurtheilt hat, nicht desshalb, weil bisweilen Vögel von der Ausdünstung des Sees umkämen, sey auch anzunehmen, es halte sich daselbst kein Vogel auf. Hr. *S.* erzählt dann, wie er im Jahre 1809 zu den Ruinen des alten Cumä gewandert sey, und dort ein durch Gespenstersagen berüchtigtes Grabmal gefunden habe. Aus der Form, und aus zwey aufgefundenen Backsteinen mit den Inschriften ΑΑΚΑ . . . und ΠΕΡ . . schliesst er schnell, dass es ein Grab cumäischer Griechen sey. Von der Form und ihrer Eigenthümlichkeit wird nichts erwähnt; die Schriftfragmente können aber für nichts Zeugniss geben, da sie nicht nur unsicher sind, und als lateinische angesehen werden können, sondern es ja wohl bekannt ist, dass in Italien früh und spät griechische Inschriften gefertigt worden sind, ohne von Griechen herzurühren. Nach der deutschen Schrift bestehen die über den drey Sarkophagen an der Wand angebrachten Reliefs aus harter, von gemahlnem Marmorstaub und Pezzuolanerde bereiteter Stuccoarbeit. Nur mit schwerer Mühe, und durch Hülfe aufgesprengtes Wassers, konnte Hr. *S.* die in dem Dunkel der Höhle kaum erkennbaren Figuren nachzeichnen, woher wir uns auch zu deuten wussten, dass an mehreren Stellen der Zeichnungen eine gewisse neuere Manier in Ergänzungen durchblickt. Das erste Basrelief, auf welchem sich eine schöne Gruppe von 8 auf dem Triclinium ruhenden Männern, ein auf den Stufen sitzender Jüngling, in der Mitte die kunstvolle Tänzerin und zur Seite eine, wegen Verletzung des Kunstwerkes, unerkennbare Figur darstellt, beschreibt der Vf. weitläufig, und erkennt in den Männern Griechen. In der deutschen Schrift wagt der Vf. über die männliche Figur mit verhülltem Kopfe kurz abzusprechen, dass sie der Mystagog sey. Voraussetzungen anderer Art führten hieraus und auf die Annahme, dass der *pater convivii* überhaupt bey den Alten als Rest der untergegangenen Mysterienfeyer

betrachtet werden müſste. Wir finden auf dem Bilde nicht die geringſte Andeutung, und keinen Grund, in dem Alten mehr als einen gewöhnlichen Tiſchgenoſſen zu erkennen; denn ein *pater convivii* würde ſchon Vorausſetzung ſeyn. Ungern vermiſsten wir hier eine Hindeutung auf die eigene Darſtellung des Triclinium, wie ſie nicht leicht irgendwo gefunden werden möchte. Es iſt amphitheatraliſch angelegt, und zwey groſse Stuſen, auf die auch die beiden vorletzten Figuren, wenigſtens die letzte, geſetzt zu ſeyn ſcheinen, führen zu ihm hinauf. Die Tänzerin findet der Vf. in einer nicht ſittſamen Stellung (*in motu parum decoro verſatur*, ſagt der Vf. in ſeiner Sprache). Wir haben dieſs nicht dem Bilde abnehmen können, da der Künſtler den im Tanze geſchwungenen Körper edel genug gehalten, und ſelbſt den Faltenwurf dazu benutzt hat. Der Vf. aber widerſpricht ſich ſelbſt, indem er den vorgeſtellten Tanz, man weiſs nicht nach welchen Nachrichten, χεὶρ καταπρηνής nennt, dieſer Tanz aber von Athenäus und Pollux unter die Arten des ernſteren, ſittlichen Tanzes, der Ἐμμέλεια (der Vf. ſchreibt immer εὐμέλεια) gerechnet wird. Doch ſcheint der Vf. überhaupt über die Tanzarten, von denen wir nur die Namen kennen, zuverſichtlich auf Behauptungen fortzubauen, deren Beweis ihm ſchwer fallen möchte. Sie haben keine Stütze. Noch weniger kann aber die Bewegung des Tanzes auf eine Deutung des Ganzen führen, und die Weiſe der Cumäer, Sympoſien zu feyern, zeigt ſich hier nicht weiter charakteriſtiſch (obgleich der Vf. es erſchlieſst *e motibus ionicis, quos Tarentini a Mileſiis acceperunt* (?) *et per Graeciam magnam propagarunt* (?)). Die auf dem zur Seite ſtehenden Tiſche befindlichen Gefäſse werden als bacchiſche Myſteriengefäſse erklärt, als ſey der κάνθαρος ein ganz eigenthümliches Gefäſs der bacchiſchen Myſterien geweſen, da er doch bey allem Profanen im Gebrauch war. Überhaupt haftet nicht der geringſte Schein von Myſteriöſem an den aufgeſtellten Gefäſsen. Unerklärt geblieben iſt eine zweyte, in der Nähe der Tänzerin befindliche Perſon, die in dem Bilde bis auf Kopf und Hals verwiſcht iſt, und doch ſcheint ſie, wie wir unten angeben werden, eine beachtungswerthe Bedeutung zu haben. Hr. *S.* hält ſie ohne hinlänglichen Grund für eine zweyte Tänzerin, denn der Kopf iſt in ſehr ruhiger Haltung. In der Erklärung des zweyten Bildes iſt richtig bemerkt worden, wie die Skelette nach der Vorausſetzung, daſs zur Bewegung ein durch Sehnen und Muskeln verbundener Körper nöthig iſt, bey den Alten nicht als bloſse Knochengerippe dargeſtellt worden ſind. Die drey Figuren aber ſollen insgeſammt Tanzende ſeyn, und der eine mit den Händen den Takt dazu ſchlagen. Als Grund von letzter Behauptung führt der Vf. die heutigen Tänze der Italiäner auf, bey denen oft ein Tänzer, in Ermangelung der Cymbeln und Caſtagnetten, mit den Händen eine Art Muſik angebe. Dieſs kann wohl wahr ſeyn; aber bey den Alten hat Rec. noch nichts von ſolcher Händemuſik erfahren. Auch kann das Neuere nicht als zureichender Beweis ohne alle andere Beſtätigung gelten. Auf dem dritten Bilde iſt Charon allerdings die am meiſten erkennbare Perſon; aber wenn dieſer auf den Lebenslauf, welcher von der Perſon hinter ihm abgeleſen wird, nach Hn. *S*'s. Angabe hören ſoll: ſo iſt entweder dieſs, oder das Bild falſch. Nach dieſem nämlich blickt Charon zurück auf die andere Seite des ſtygiſchen Fluſſes, wo vielleicht ſchon andere Ankömmlinge ihn erwarten; er ſcheint hier nur eine Weile nach vollbrachter Überſchiffung zu ruhen. Daſs die leſende Figur den Lebenslauf *laut* vorleſe, iſt eine unbegründete Annahme. Auch ſtillſchweigendes Überleſen iſt hier genug. Von der Perſon ſelbſt wird kurz gehandelt, daſs es die ägyptiſche Iſis ſey, die der Künſtler hier nach griechiſchem Stil behandelt habe. Kaum des Widerſpruches werth ſcheint die ſeit Natalis Comes nachgeſprochene etymologiſche Erklärung des Namen Charon, von χαίρω. Was der Vf. mit den Worten: *A myſtarum turba et coetu pro deo hilari (ſenſu tranſitivo) accipiebatur Charon, hoc eorum umbras ſine mora ad beatorum ſedes transmittente*, ausdrücken wollte, hat ſich Rec. nicht verdeutlichen können, wie überhaupt die deutſche Abhandlung beſſer verſtanden wird, als die ins Lateiniſche nur zu treu überſetzte. Der Taktſchläger findet ſich nach Hn. *S.* auch hier wieder ein, ſo wie auch hier, wie oben, die Nebenfigur keine Erklärung erhalten hat. Daſs es bacchiſche Myſten ſeyen, die hier in die Unterwelt eintreten, beweiſt der Vf. mit folgenden Gründen: *Myſteriis bacchicis umbras caeteras adſtantes initiatas eſſe vel ex eo colligitur, partim quia iſto ſpectaculo avide omnes inhaerent, partim quia ſenex quidam ex iisdem manus explodit, ut muſicam faciat.* Die Vorausſetzung war nämlich, der gemeine Tanz ſey ein bacchiſcher. Doch es möchte die Logik, welche die Antiquare in ihren Schlüſſen bewähren, überhaupt charakteriſtiſch, und, wenn man will, merkwürdig genannt werden können. Wenigſtens ſind auch von vorliegender Abhandlung die Beweiſe nicht fern, daſs die Gelehrſamkeit der freyen Anſicht der alten Kunſtwerke oft und viel ſchadet, vorzüglich wenn jene nicht aus einem vollſtändigen und beſonnenen Studium der Schriften der Alten, die keinesweges in Citaten der Neueren geleſen ſeyn wollen, gewonnen und mit Umſicht geordnet worden iſt. Wir gehen zur Hauptſache, der eigentlichen Erklärung der Bilder, über. Der Vf. ſtellt zwey Erklärungen auf. Einmal könne das Ganze eine Darſtellung zum Lobe der Muſik (*artis ſaltandi encomium*) heiſsen. Wir ſehen allerdings hier Tanzende, ſehen, wie der Tanz die Beſchauer in der Oberwelt und in der Unterwelt erheitert und zum Beyfall zwingt: aber an die Darſtellung einer Verherrlichung des Tanzes überhaupt läſst Nichts glauben. Nirgends finden wir den Ausdruck eines Generellen, ſondern nur Tanzſcenen in perſönliche Rückſicht auf die Tanzenden geſtellt. Doch der Vf. wurde durch jene erſte Erklärung nicht beruhigt, da ſich zweifelnd einwenden laſſe, wie ſolche luſtige Tanzvorſtellungen in ein

Grabmal gekommen seyen, und wie sich eine Gruppe tanzender Lemuren den Alten zu einer freudigen Scene geeignet habe. Daher suchte der Vf. sich in das heilige Dunkel der Mysterien zu retten. Ihm konnte als einem Alterthumskenner die Darstellung froher Lebensscenen in ernsten Gräbern der Alten bey wiederholter Betrachtung gewiss nicht sonderbar scheinen; diess bedarf keiner Voraussetzung. Dass die Alten in der Darstellung von Lemuren „kein angenehmes und heiteres Schauspiel" gefunden haben würden, kommt hier nicht in Rücksicht, da einmal das Heitere hier nicht als Zweck gelten kann, dann aber eben diese aufgefundenen Bilder beweisen, wie die Alten auch solchen Stoff nicht verschmäht haben, und wie die Vorstellung von befreundeten Schatten, die ja oft den Lebenden in stiller Mitternacht zusprechen, nicht überall zu den grausenden und verabscheuten gezählt worden sind. Doch der Vf. weist die erste Erklärung zurück, weil sie, wie er sich ausdrückt, *nimis ad manus* war, und geht *desshalb* auf einen tieferen Sinn aus.

In der Aufzählung der Stellen, welche die Einführung der bacchischen Mysterien in Italien beweisen, finden wir nach dem, was *Heyne* und Andere gesagt, nichts Neues; dagegen mangelt die erfoderliche Kritik. Denn es ist bey der Stelle des Sophokles (*Antigone* 1105 oder 1119) nicht einmal auf das Rücksicht genommen, was die Ausleger dieser Stelle angeführt und bezweifelt haben; bey den übrigen aber sind weder die Zeugnisse der Schriftsteller, noch die Zeitangabe der Einführung hinlänglich begründet worden. Wir werden diess alles gewiss da finden, wo der Vf. die ganze Lehre des Dionysos der Ägyptier und Griechen und deren Bezug auf die Mysterienlehre abzuhandeln verspricht. Hier folgt Hr. *S.* der Annahme *Böttigers* (wir wünschten hier nicht das Wort *opinio* gebraucht zu sehen), der bewiesen habe, dass die campanischen Vasen Mysterien- oder Weih-Gefässe seyen, welche den Eingeweihten mit in die Gruft gegeben worden, zur Erinnerung an die ägyptisch-dionysische Unsterblichkeitslehre. Was der Vf. darauf von Amenthes, Osiris u. s. w. vorträgt, möchte die Farbe eines gewissen Zeitgeschmacks, welcher tiefere Untersuchung scheut, an sich tragen, nur dass hier das Gesagte nicht den bey Anderen unerträglichen Schein von Neuheit annimmt, und nicht durch die blendende Folie von Erklärung alter Schriftsteller, wo zehn Stellen gegen eine falsch gefasst werden, ausgeschmückt worden ist. Man weiss, wie leicht es den heutigen Mythologen wird, einem ganzen Volksglauben in kurzen Aussprüchen Deutung zu geben, und die Wanderung durch ganze Völker mit der Feder auf dem Papiere zu verzeichnen. Dass auch unser Vf. schnell auf Entscheidungen ohne vorausgestellte Begründung verfällt, mag nur eine Stelle beweisen. „Dazu kommt die Identität des Osiris mit dem Dionysos Ingräus, oder Casmilus, oder dem weinbauenden Bacchus der Griechen; denn auch Osiris war der weinbauende Gott der Ägypter; aus welchem Grunde die Erinnerung an seinen gewaltsamen Tod und an seine Würde als Todtenrichter nur in Symposien, die bey Nacht gehalten wurden, mit Wein in dazu bestimmten geheiligten Gefässen gefeyert ward. Diess war der *wahre Ursprung* der griechischen *Symposien*; sie waren eine mystische Feyer der ältesten, ehrwürdigen Unsterblichkeitslehre." Der Schluss auf die aufgefundenen Monumente ist folgender: In Grossgriechenland und in Sicilien verehrte man allgemein den Bacchus in Mysterien; den Eingeweihten wurden die ihnen übergebenen Weihgefässe, auf welchen ähnliche mystische Darstellungen, ins Grab gegeben; also sind diese in cumanischen Gräbern gefundenen Basreliefs Darstellungen von mystischen Scenen, und sie *müssen* als solche erklärt werden. Die Beurtheilung mag hier dem Leser überlassen bleiben. Das erste Basrelief stellt ein Symposion der Eingeweihten dar, denn — auf dem Tische stehen heilige Gefässe; die Tänzerin tanzt den symbolischen Mystentanz. Woran dieser zu erkennen sey, wird nicht angedeutet; die Gefässe aber sind die gewöhnlichen Trinkgefässe. Das zweyte Bild zeigt, wie der Eingeweihte, zum Lemur geworden, die bacchischen Mysterien fortsetze und — — *tanze*. Hier ist in dem Schlusse ohne Zwischenidee nur loser Zusammenhang. Auf dem dritten Basrelief findet Hr. *S.* die liebliche Erfüllung aller Verheissungen der Mysterien des Dionysos oder Osiris; der Schatten einer Eingeweihten tanzt jenseits des Styx den letzten Act des mystischen Tanzes; die Todtenfürsprecherin Isis steht bey ihr, und Charon selbst zeigt Freundlichkeit und hört ihren Lebenslauf ablesen; die übrigen Schatten der Eingeweihten empfangen sie freudig. Auch hier ist der mystische Tanz blosse Voraussetzung der Willkühr; Nichts beurkundet die Isis (denn auch an dem deutlichen Ausdrucke der Lotosblättchen lässt sich zweifeln); Charon aber wendet das Gesicht ab, und nimmt nicht Antheil an der Scene. So verhalten sich aber Erklärung und Schluss, und auch der orthodoxe Alterthumsforscher wird nicht leugnen, dass das Ganze mystisch behandelt sey. Nur mag man diesem nicht verdenken, wenn er an dem Mangelhaften der Auffassung der Bilder und an der Reihe unbegründeter Hypothesen Anstoss nimmt, und den Sinn des alten Künstlers, da, wo er sich in Schönheit und Lieblichkeit der Darstellung wahrhaft verherrlicht hat, verkannt sieht. Natürlich sey die Auslegung einer frischen, lebendig bildenden Künstlernatur; und mögen wir uns auch nicht rühmen, sie gefunden zu haben, so sind wir doch des Glaubens, dass diese Bilder nicht tiefe mythologische Gelehrsamkeit, nur wahre Ansicht der alterthümlichen Vorstellungsweise voraussetzen. Wir wollen hier nur Einiges zur Erklärung beyfügen.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Zerbst*, b. Kramer: *Über den nachtheiligen Einfluss der jetzt gewöhnlichen Marionettenspiele auf den religiösen und sittlichen Zustand der unteren Volksclassen.* Ein Wort an alle edeldenkenden Männer, denen die irdische und ewige Wohlfahrt der niederen Stände am Herzen liegt, von *Carl Wilh. Chemnitz.* 1805. VIII u. 88 S. 8. (6 gr.)

Der Vf. dieser nützlichen Schrift tritt hier als ein Neuling in der Schriftstellerey auf — er ist ein Prediger auf dem Lande, von dem besonders ein lautes Wort über diesen Gegenstand wünschenswerth ist. Da (nach der Vorrede S. 8) das *Marionettenspiel* in den letzten Jahren der akademischen Laufbahn des Vfs. seine ganze Aufmerksamkeit auf sich zog: so erschien ihm dasselbe gleichsam als Förderungsmittel des vielgestaltigsten Aberglaubens — als öffentlicher Aufruf zur Sittenlosigkeit und zum Verbrechen jeder Art. — Auf seinen kleinen Reisen und in der Zeit, da er dem Unterricht seiner Zöglinge oblag, die er zuweilen in Winterabenden selbst begleitete, wenn es ihnen erlaubt wurde, einem Marionettenspiele in der Schenke beyzuwohnen, war ihm dieses Spiel für sein sittliches Gefühl immer höchst empörend. Er wünscht daher, dass man seine Flugschrift für einen gutgemeinten Versuch halte, durch den er die Aufmerksamkeit redlicher und wirkungsfähiger Männer auf einen Gegenstand lenken wollte, der mit dem Wohlseyn einer zahlreichen Menschenclasse in der innigsten Verbindung zu stehen scheint. In dem 1 Cap. wird der *gewöhnlichen Nebenverdienste der Marionettenspieler* erwähnt. Sie führen Spiel- oder Würfel-Kästen mit sich, wodurch sie nach Beendigung ihrer theatralischen Vorstellungen den anwesenden Zuschauern das Geld aus der Tasche zu locken suchen. Auch liederliche Dirnen führen sie zur Herbeylockung der Zuschauer mit sich. — Solche umherziehende Lustdirnen vergiften durch ihre frechen Reden und Handlungen die ländliche Unschuld. Aber das Herumziehen der Marionettenspieler begünstigt noch eine Unordnung. Meist führen sie alle Musik-Instrumente bey sich, und verschaffen dadurch der Dorfjugend eine erwünschte Gelegenheit, sich nach beendetem Puppenspiel durch den *Tanz* zu belustigen, der oft bis zu dem Anbruche des Tages verlängert wird. Diess alles ist Nachtheil für die Gesundheit der jungen Leute, und so kann das Puppenspiel, das an und für sich mit geringem Geldaufwande verknüpft ist, äusserst kostspielig dadurch werden. Im 2 Cap. wird die Frage aufgeworfen: *Kann man dem Marionettenspieler die freye Wahl seiner theatralischen Vorstellungen, wie bisher, allein überlassen?* — Da der Mehrtheil der Puppenspieler von ungebildeten Altern geboren ist, und die meiste Lebenszeit im Umgange mit Menschen zugebracht hat, bey denen das sittliche Gefühl nur wenig geweckt, oft wohl gar mächtig erstickt worden ist; da ihr gewöhnlicher Aufenthalt in Dorfschenken und in solchen Gasthöfen ist, wo Gebildete nicht hinzugehen wagen, so wird z. B. der Marionettenspieler, der dem Laster der Trunkenheit ergeben ist, oder auch der thierischen Wollust fröhnt, nicht ermangeln, diese Laster in seinen Vorstellungen als etwas Reizendes und Angenehmes darzustellen. Indem reichlicher Geldgewinn der Hauptzweck ist, den der Marionettenspieler durch sein Spiel zu erreichen strebt: so sucht er jeden Gedanken und jede Handlung aufzufassen, wodurch er das Lachen seiner ungebildeten Zuhörer zu erregen hoffen kann. Je auffallender, je schmutziger und toller — desto besser! — Das Resultat aus dem bisher Beygebrachten, fällt nun dahin aus, dass man diese Missbräuche im Staate aufheben müsse, und dem Marionettenspieler die freye Wahl seiner theatralischen Vorstellungen, so wie die Zugabe seiner eigenen schmutzigen Einfälle und Possenreissereyen, unmöglich verstatten könne. Der Justiz- oder Ökonomie-Beamte, Prediger u. s. w. müsste das Exemplar des vorzustellenden Stücks zuvor stempeln. Das 3 Cap. enthält die *nähere Darstellung der Marionettenspiele selbst.* Rec. sind die Titel der verschiedenen Stücke, die er sonst gesehen hat, wieder entfallen: aber dass so viele Grundwahrheiten der Religion und Lehren der Moral, durch die gewöhnlichen Marionettenspiele gefährdet seyn sollen, kann er kaum unseren Zeiten zutrauen. Den rohen sinnlichen Menschen belustigen allerdings Zoten und niedrige Ausdrücke, die dem Gebildeten ekelhaft sind. Um den Leser von der tadelswerthen Beschaffenheit der gewöhnlichen Marionettenspiele lebhafter zu überzeugen, führt der Vf. S. 53 an, dass es gewiss ein sehr strafbares Benehmen sey, wenn überdiess der Marionettenspieler in den Schenken dem Landmanne durch Spott und Tadel das Kirchengehen zu verleiden sucht. — Es ist daher gewiss recht ernstlich zu wünschen, dass die Volksbelustigung durch Marionettenspiele eine bessere Einrichtung erhalten möge, und dass diese Schrift zur Verminderung mancher heillosen Missbräuche einer Volksbelustigung das Ihrige beytrage.

—V——g.

Berlin, b. Maurer: *Leitfaden zum praktischen Gesangunterrichte, besonders auf dem Lande*, von *F. Wilke*, Lehrer am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium, Cantor und Organist an den beiden Hauptkirchen zu Neu-Ruppin. Nebst einer Abbildung des Octochords. 1812. 68 S. 4. (12 gr.) Dieses Schriftchen soll eine Anleitung seyn, besonders für den ungeübten Schullehrer bey dem Gesangunterricht. Voraus geht eine vorbereitende Anweisung für den Lehrer — *Studium* genannt (!), welches darauf hingeht, sich der Intervalle mittelst des Octochords zu versichern. Ob aber der Lehrer damit und nach der fleissigsten Durchlesung der darauf folgenden *Lectionen* (oder Abschnitte des Gesangunterrichts) im Stande seyn werde, einen gründlichen Gesangunterricht selbst zu geben, bezweifelt Rec. sehr. Das Wichtigste ist zwar in den Lehrkreis gezogen, auch ist die Methode, auf welche sich die neueren Schullehrer so viel zu Gute thun, in vielen Stücken zweckmässig: doch fehlt es hie und da an gründlichen und einleuchtenden Erklärungen, wie z. B. der *Tonarten*, welche der Vf. von den *Tonleitern*, des *Tactes*, welchen er von dem *Tempo* nicht gehörig geschieden hat, ferner der Begriffe von Accord, Klanggeschlecht, der Nothwendigkeit der Vorsetzungszeichen, u. s. w. — zu welchen Erklärungen das Octochord mit Nutzen gebraucht werden konnte. Fehler im Stil, und wiederholte Declamationen, welche nicht an Ort und Stelle sind, wie z. B. über die nothwendige Geduld des Lehrers u. s. w., sind wir bey Anleitungen dieser Art zu finden schon gewohnt. Zu den ersteren gesellen sich hier noch mehrere Schreib- oder Druck-Fehler, welche in einem Buche dieser Gattung ganz vorzüglich vermieden werden sollten.

M....s.

Berlin, b. Dieterici u. d. Gebr. Gädieke: *Neue berlinische Zeitschrift.* Von einem gesellschaftlichen Vereine. Herausgegeben von *Karl Muchler.* 1812. Januar bis November. 372 S. 4. (Der Jahrgang 4 Rthlr.). Diese Zeitschrift „hat den Zweck, zu unterhalten, zu belehren und über Local-Gegenstände von Berlin Nachricht zu geben." Sie enthält manchen interessanten Aufsatz, und verdient desswegen auch Aufmerksamkeit ausserhalb der preussischen Königstadt. Unter den neuerzählten und wieder erzählten Anekdoten sind manche, die nicht viel werth sind, und weder unterhalten noch belehren. Spasshaft ist die Nr. 57 von *G. Preusse* angegebene neue Benutzungsart der Bücher. Nach seiner Theorie tragen: Theologische Bücher, Roggen und Waizen; juristische, Hollunder und andere schwankende Sträucher; medicinische, Pflanzen, welche noch nicht classificirt sind; chirurgische, immergrüne Gewächse; mathematische und alt-philosophische, Eichen- und Büchen-Holz: neu-philosophische, Nadelhölzer zum Raupenfrass; philologische, Gerste, Hafer und Kartoffeln; Geschichte, Purgierpflanzen; alte Gedichte, Rheinwein; neuere Gedichte, Gewächs, sieht aus wie Wein; und mystische, Quecken und Unkraut. — Rec. vermisst hiebey noch manche Bücher, und bittet daher Hn. *Pr.* wenigstens noch den Boden der politischen, finanzwissenschaftlichen und pädagogischen zu untersuchen. Die beiden ersteren tragen, wo nichts Besseres, doch gewiss auch Purgierpflanzen. — Vom Monat Julius an hat Hr. *Th. Heinsius* die Herausgabe dieser Zeitschrift unternommen.

Bf.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

ALTERTHUMSKUNDE.

WEIMAR, in d. Landes-Industrie-Compt.: *Beschreibung eines sehr merkwürdigen griechischen Grabmals bey Cumä, mit drey Basreliefs über die bacchische Mysterien-Feyer.* Von Dr. *F. C. L. Sickler* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Ein innerer Zusammenhang läfst sich unleugbar in den drey zusammengestellten Bildern nachweisen, denn auf jedem finden sich die tanzende Figur, die diese begleitende zur Seite und die Beschauer. Diefs Wiederkehrende läfst einen Vereinigungspunct voraussetzen. Sie waren aber nicht für die künstlerische Lobpreisung des Tanzes, sondern für das Andenken an die verstorbene Tänzerin, eine berühmte *Arbuscula* der früheren Zeit, entworfen, und scheinen sich auf das Leben und den Tod derselben zu beziehen. Leicht konnte der Lebenslauf einer Tänzerin, dem es an romanhaften Begebenheiten nicht fehlen mochte, auch hier den Künstler mannichfachen Stoff und Beziehung gewinnen lassen; gewifs aber scheint, dafs die eine die Tänzerin begleitende Person als Vertraute, und unter den Zuschauern derjenige, welcher den lautesten Beyfall äufsert, als huldigender Liebhaber zu betrachten sey. Der Bildner stellte die Tänzerin als die gepriesene hohe Künstlerin in der nach der Ansicht der Alten dreyfachen Lebensform dar, wie sie auf der Erde von einem ehrbaren Kreise versammelter Männer Beyfall einärndtet, wie sie als Schatten erscheint, und wie sie in Elysium als die in ihrer Kunst verherrlichte Selige eintritt. Die Ansicht der Alten vom Leben enthielt einen dreyfachen Zustand (der sich wie Sinn, Einbildungskraft und Phantasie steigern läfst), ohne dafs man dabey an eine gesetzmäfsige Folge der beiden letzten dachte. Dem irdischen Daseyn, wie es der Sinn fafst, entnommen, tritt der Mensch mit Allem, was dort ihm Charakter und Bedeutung gab, in Elysium ein, und weilt dort als Seliger in der befreundeten Schaar. Aber der Zusammenhang mit der Oberwelt, welcher so ganz ausgetilgt zu seyn scheint, wurde erhalten durch die Vorstellung eines Schattendaseyns, im ächten Wortsinne. Die Alten hatten mit dieser Variation einer allgemeinen Grundidee manches Andere zu verbinden gewufst. Der Schatten verläfst zur Nacht die Gräber, wandelt auf der Erde umher, übt seine Kunst, wie er lebend pflegte, und erscheint im Traume. Denn das Erscheinen im Traume ist den Alten eine Wirklichkeit. Daher konnte Lucretius IV, 795 sagen: *Simulacra et docta vagantur, nocturno facere ut possint in tempore ludos.* So verbindet *Seneca* diefs Schattenleben mit der Unterwelt selbst, epist. 24: *Nemo tam puer est, ut Cerberum timeat, et tenebras, et* *l a r v a l e m h a b i t u m n u d i s o s s i b u s c o h a e r e n t i u m.* Die weitere Untersuchung über den Zusammenhang dieses Glaubens mit der keineswegs ihn ausschliefsenden Annahme von bösen, schreckenden Geistern (*larvae*, nach Augustinus *lemures*), die jährliche Feyer der *Lemuria* u. s. w., gehört nicht hieher, da genug ist, vorausgestellt zu haben, dafs die alten Künstler das unterirdische Leben als Schattenleben und als Leben in Elysium, wo die Seligkeit auch im vollen Bilde des Körperlebens ausgedrückt ward, variiren konnten. Eine solche doppelte Darstellung finden wir in vorliegenden Kunstwerken, bey denen nichts entscheidet, dafs sie griechischen Ursprungs seyen. Das erste Bild stellt dar, wie das kunstvolle Mädchen auf der Erde hohen Beyfall errungen. Charakteristisch ist diefs in den Zuschauern, die sich dem Alter nach anreihen, ausgedrückt; die greisen Alten zeigen in dem aufmerksamen Blick Wohlgefallen, diefs steigt in jedem Nächsten, je mehr Jugend ihm in der Tänzerin Reize und Schönheit erkennen läfst. Die unten gelagerten Jünglinge erheben schon die Hände zum Beyfall, und der eine kündigt seine Freude und sein näheres Verhältnifs zur Schönen durch lautes Beyfallklatschen an. Mag die Begleiterin eine persönliche Beziehung auf die Tänzerin haben: sie war ihr schon für den Tanz selbst nöthig; denn die auf dem Tische stehenden Gefäfse waren sonder Zweifel für Tanzattitüden bestimmt. An mystischen Sinn ist wenigstens nicht zu denken. Das zweyte Bild, das vielleicht auch als Drittes gelten kann, stellt einfach die Tänzerin als Schatten dar. Die eine Figur, die keineswegs als tanzend erscheint, huldigt im lauten Beyfall. Ob die andere in laufendem Gange zu nehmen, oder wie die Bewegung zu deuten sey, läfst sich wohl nicht entscheiden; nur bleibt gewifs, dafs nur die eine Hauptperson im Tanze begriffen. Auf dem dritten Bilde tritt die Künstlerin unter fortdauerndem Beyfalle der ihr entgegenkommenden Seligen in Elysium ein. Auch hier erneuert sie den Triumph ihrer Kunst. Charon hatte sie eben übergeschifft, und ruht eine Weile auf dem Felsen des Ufers, zurückblickend nach der Gegenseite, wo neue Ankömmlinge seiner harren. Hinter ihm steht eine lesende Figur, die schon um des Ortes willen am Ufer nicht als Isis gedeutet werden darf; sie liest den Lebenslauf der Künstlerin, ihre Thaten, die sie

auf der Erde berühmt werden liessen, wohl auch die Verzeichnung ihrer Kunsttalente, ihres Beyfalls. Sie war es, die die Ankommenden (denn dazu rechnen wir die Begleiterin der Tänzerin) zuerst empfing, und wohl in persönlicher Beziehung stehend zuerst nach der Einlasskarte fragte. Das Leben der Künstlerin mag dem Bildner hier den speciellen Stoff dargeboten haben, und wie oft sprechen nicht die Alten vom Empfange der Mütter, Freunde in Elysium! Den gelehrten Erklärern wird diess ziemlich einfach scheinen, und Wunder nehmen, dass nicht wenigstens bey dem zweyten Bilde auf einen pythagoräischen Mittelzustand Rücksicht genommen worden ist. So wenig wir aber zugeben möchten, der Verfertiger der Bilder habe in diesem Einen nur nach einem blossen Phantasiespiele die Scene aus Schattengestalten oder Carricaturen gebildet, wie Lessing schon einen Stein bey Gori mit einem Marmor zusammenstellte: eben so wenig finden wir uns bedingt, über die Ansicht der Wirklichkeit hinaus, noch einen geheimen Sinn dem Künstler unterzulegen. Die Begriffe *Schattenwelt* und *Sitz der Seligen* hat in jeder Zeit, wie vorzüglich unter den Lateinern, eine Doppelansicht hervorgebracht, über deren Einstimmung man nicht Rechtfertigung verlangte; und die Kunst konnte den Menschen in einer passenden Zusammenstellung als Lebenden, als Schatten und als Seligen aufstellen. Nur möchte sich ergeben, dass gerade diese Weise bloss mit lateinischem, nicht mit griechischem Glauben übereinstimme. Was der Vf. von dem Streite zwischen Lessing, Klotz und Herder in der lateinischen Abhandlung beyfügt, ist nichts mehr als blosse Relation, und man hat vergebens erwartet, hier nähere Bestimmung der namentlich von Herder aufgefassten Meinungen zu finden, oder diese Bilder für weitere Forschung benutzt zu sehen.

In Hinsicht der Darstellung wünschten wir, der Vf. hätte nicht lateinisch, oder wie sollen wir es nennen, geschrieben, abgesehen von der Schwierigkeit, die er seinen Lesern, um sich durchzuarbeiten, bereitet hat. Mag man auch den Missbrauch von nicht römischen Worten, wie *origines facere, montes prospectum cingunt, solummodo* u. v. a. hingehen lassen: so ist die Sprache selbst so deutsch und ungrammatisch, und darum unverständlich, dass man sich erst aus der deutschen Urschrift Raths über den Sinn erholen muss. Wir wollen nicht durch viele Beyspiele den Raum für Besseres wegnehmen, aber das Ganze ist ein fortlaufender Beweis. S. 5. *Cum vero simul mentem animumque ad urbis olim magnificentissimae memoriam revocaveris, cum naves ex alto mari turgidis velis ad portum te videre credas, tunc sensibus et oculis tuis, in hac rerum mutatione, quam auribus et oculis percipis, diffidendum esse putabis.* Ebendaselbst: *magnitudinis actae imago*, d. i., das Bild ehemaliger Grösse. S. 6. *Haec res cognoscendae ejus cupidum me reddidit; mercede igitur cum aliquo de hisce gentibus pacta ad has aedes duci passus sum.* S. 9. *A personis duabus modo ejusmodi saltatio absolvitur.* Und so auf jeder Seite. Wem wäre es aber dann zu verargen, wenn er *digitibus.* S. 12, *quaedam praemonere duco* S. 18 nicht für Druckfehler hielte?

F—W.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Dyk: *Historisches Handbuch für die Jugend*, herausgegeben von *J. H. Dyk*, Vorsteher der wendlerschen Freyschule zu Leipzig. 1811. 1 Th. 190 S. 2 Th. 192 S. 3 Th. 192 S. 4 Th. 192 S. u. 1 Bogen Tabellen. 5 Th. 1812. 304 S. 6 Th. 240 S. 7 Th. 232 S. 8. (3 Rthlr. 16 gr.)

Der 4te bis 7te Th. wird auch unter dem besonderen Titel verkauft: *Das Zeitalter Napoleon des Grossen.* Erste Periode, von dessen Feldherrnwürde bis zu seiner Throngelangung. Zweyte Periode, von dessen Kaiserkrönung bis zum tilsiter Frieden. Dritte Periode, vom tilsiter Frieden bis zum wiener Frieden. Vierte Periode, vom wiener Frieden bis zum zweyten polnischen Kriege. (2 Rthlr. 12 gr.)

Der Begriff von Jugend ist etwas viel umfassend, und der Vf. giebt uns die Classe von jungen Leuten, denen er seine Arbeit bestimmt hat, nicht genauer an. Wir mögen uns aber den Begriff von Jugend denken, wie er sich vernünftig denken lässt: so scheint uns dieses historische Handbuch gar nicht für dieselbe zu passen. Versteht man unter der Jugend Kinder: so können diese nur durch kleine Lebensgeschichten, in welchen auf die den Kindern interessanten Gegenstände hauptsächlich Rücksicht genommen wird, durch kleine Erzählungen und Geschichten für das historische Studium gewonnen werden. Der reiferen und gebildeteren Jugend muss die Geschichte im Zusammenhange vorgetragen werden. An Büchern, die man dabey zum Grunde legen kann, fehlt es uns gar nicht. Um so mehr konnte man der Ausarbeitung einer neuen entbehren. Das vor uns liegende besteht aus Auszügen von verschiedenen grösseren und kleineren Geschichtsbüchern, aus Aufsätzen, die in der wendlerschen Freyschule, deren Vorsteher Hr. *D.* ist, vorgelesen worden sind. Den Anfang macht eine in schlözerscher Manier geschriebene Einleitung, welche die jungen Leute aber erst am Ende des historischen Cursus recht verstehen werden. Bey der nachfolgenden Übersicht der ägyptischen und phönicischen Geschichte bleibt der Vf. zu sehr bey dem Allgemeinen stehen. Er erwähnt nicht einmal der erstaunungswürdigen Gebäude der Pharaonen. Die Perser folgen erst auf die Griechen und Römer. Nun werden die vornehmsten unter den neueren Völkern ganz kurz angegeben. Warum (S. 22) ein *fränkisches* statt ein *französisches* Kaiserthum? Nach der Angabe der vornehmsten Begebenheiten des neuen Europa, und den Hauptperioden, folgen einzelne Notizen zur alten Geschichte, dann eine chronologische Tafel. Der dritte Zeitraum geht von Moses bis Romulus. Der letzte kann doch schwerlich für eine universalhistorische Person gelten. Auch sollten in dieser chronologischen Übersicht die

Angaben der Jahre nicht fehlen. S. 40 kömmt eine christliche Kirchengeschichte vor; S. 41 folgt eine Abhandlung über den Gewinn der monarchischen Staatsform, nach der Politik des Aristoteles. Wie passt diese in ein historisches Handbuch für die Jugend? Der peloponnesische Krieg hat nicht, wie S. 45 gesagt wird, von dem Lande, sondern von den Völkern des Peloponnes seinen Namen. Der nachfolgende historische Katechismus ist kein Meisterstück. An diesen schliessen sich einzelne Darstellungen, als Moses Gesetzgebung auf dem Sinai, Jesus Christus, Fortsetzung der Religionsgeschichte, Geschichte des Kreuzes Christi u. s. w., an. Vom 5ten Jahrhunderte an wird jedes Jahrhundert einzeln durchgegangen. Die Auswahl ist aber auch hier nicht überall zweckmässig. So kömmt bey dem 5ten Jahrhunderte ein ziemlich weitläuftiger Auszug aus dem *Jordanes de rebus Geticis*, von Attila (nicht Attilla), vor. Der englische König Alfred gehört nicht in das 8te Jahrhundert. Die deutsche Geschichte ist sehr kurz abgehandelt, und für eine vollständigere Darstellung der Kreuzzüge hätte, durch die Weglassung der einzelnen Angaben aus der europäischen Staatengeschichte, Raum gewonnen werden können. Bey dem 13ten Jahrhundert wird eine Schilderung des Frohnleichnamsfestes, aus Fischers Reisen, mitgetheilt. Wo steht der Beweis, dass das Schiesspulver im Jahre 1354 erfunden worden ist? Eine solche Angabe zeigt von keiner grossen Bekanntschaft mit der Geschichtskunde. Der erste Theil schliesst mit einzelnen Aufsätzen, über die Schicksale der Entdecker der neuen Welt, über Amerika, Brasilien, den Baum Baobab. Der zweyte Theil beginnt mit der neueren Geschichte. Kenner der Geschichte werden mit der Behauptung des Vfs., dass die Entstehung des politischen Gleichgewichtes in Europa eine Folge der Religionskriege sey, nicht übereinstimmen. Die Darstellung der deutschen Literatur, die sich hauptsächlich auf das Fach der schönen Wissenschaften einschränkt, beweiset oft eine unzweckmässige Auswahl, indem manche ausgezeichnete Männer, im Verhältnisse gegen andere, zu kurz abgefertigt worden sind. Der Vf. hat sich zu sehr von seinen Excerpten leiten lassen. Villers, von dem Vf. hauptsächlich nachgesprochenes Urtheil möchten, so scharfsinnig es auch im Ganzen ist, nicht gerade alle einsichtsvollen Literatoren Deutschlands unterschreiben. Auf die Darstellung der Literatur folgt ein Verzeichniss der Mitglieder des Rheinbundes, eine Abhandlung über die Gleichheit der Bürgerrechte verschiedener Religionsparteyen in den Staaten des Rheinbundes. Kann sich nun der Vf. mit Recht die schmeichelnde Idee bilden, dass Johannes von Müller ein Handbuch für die Jugend in keiner anderen, als in seiner Manier, geschrieben haben würde?

In der Vorrede zum dritten Theile erklärt sich der Vf. dahin, dass er von der neuesten Geschichte seit 1789, statt eines Grundrisses einen Aufriss oder Abriss derselben gebe, um den Schullehrern die Mühe zu erleichtern, weil viele von ihnen die Actenstücke dieses Processes nicht möchten gelesen haben. Zu diesen Actenstücken rechnet der Vf. auch manchen literarischen Beytrag, der seinem Werke mehr das Ansehen einer Materialiensammlung, als eines Handbuches, giebt. Im 3ten Theile selbst, der von Friedrich Wilhelm II von Preussen bis auf die französische Revolution geht, werden erst die Unruhen in Holland, in Belgien, in Lüttich, und der Krieg, den Österreich und Russland gegen die Türken führten, gar zu oberflächlich erzählt. Nach dem Siege bey Martinjestie, am Rimnik (nicht Rimnis), soll sich Bender ergeben haben. Von Josephs II Tode wird ganz kurz gehandelt. Die Leser dieses Werkes konnten wohl eine etwas umständlichere Schilderung dieses grossen Monarchen erwarten. Die Ursachen der französischen Revolution sind nicht richtig angegeben. Mit mancher Unvollständigkeit, die hier vorkömmt, contrastirt um so auffallender ein Gespräch zwischen zwey pariser Akademikern, aus Marmontels Memoiren übersetzt, welches dazu dienen soll, den Geist der Revolution besser zu fassen. Zu solchen Actenstücken gehört ferner ein kleiner Aufsatz des Marquis de Luchet: Empfindungen, niedergeschrieben zu Paris am 20 Jul. 1789; ein Aufsatz über Breteuils Vorschlag zur Flucht des Königs. Tolendals Vertheidigungsrede wird, ob sie gleich bekannt genug ist, hier in einen Auszug gebracht. S. 97—113, folgt sogar die unglückliche Lyonerin; Übersetzung einer historischen Romanze von Jauffert! Von S. 142 — 148 kömmt eine Stelle aus Malouet's Sendschreiben, über Europens Interesse in Beziehung auf die Wohlfarth der Colonieen in Westindien, S. 149 La Harpe's Vorlesung über das Dutzen, und S. 159 über den Decadi, vor. S. 180 erklärt der Vf., dass ihn von jetzt an Napoleon Bonaparte's Heldenthaten allein beschäftigen sollen. An diese Erklärung schliesst sich eine Vergleichung der Sitten des französischen Hofes unter dem 15ten und 16ten Ludwig, aus dem Französischen des Hn. von Maillan übersetzt, sodann die Summe der wiener Banknoten, verglichen mit den Minuten seit Jesu Geburt, an.

Der vierte Theil schildert das Zeitalter Napoleons des Grossen, bis zum Jahre 1805. S. 92 kommen Stellen aus Spittler und Johannes von Müller über die Revolution vom 10 November vor. Der Erzählung von der Salbung und Krönung Napoleons I ist die Anordnung der Krönungsfeyer angehängt. Diesen Theil schliessen statistische Übersichten vom 2 Dec. 1804, und vom August 1811.

Im fünften Theile ist Deutschlands und Italiens Umgestaltung bis zum tilsiter Frieden der Hauptgegenstand. Hier findet man wieder mancherley Materialien, als: Etwas aus der Geschichte der Stadt Frankfurt am Mayn; die lange Reihe der Vorfahren des Königs von Baiern (wo es immer Schoyern heisst); des Admirals Duckworth zweyten Bericht von seiner Expedition nach Constantinopel, und ein Fragment aus dem Schreiben eines französischen Officiers über das Gefecht bey Pultusk.

Der sechste Theil enthält das Zeitalter Napoleons des Grossen vom tilsiter bis zum wiener Frieden.

Er fängt mit Stellen von Johannes von Müller und Manso über den Zweck der Geschichte an. Hierauf folgt die Unterredung eines Atheniensers mit seinem Sohne, aus Barthelemi's Reise des jüngeren Anacharsis entlehnt, ingleichen *Stella Napoleonis* im Orion, aus der leipziger gelehrten Zeitung, und eine Schilderung des jetzigen Zustandes von Griechenland nach Chateaubriand.

Im siebenten Theile, der die Geschichte der Jahre 1810 und 1811 erzählt, findet man einen Vorschlag, aller Papiernoth in Österreich ein Ende zu machen; sodann Etwas über Nationalerziehung nach Fichte; ferner Beyträge zur neuesten Geschichte, als geheime Unterhandlungen zwischen Leopold II und Ludwig XVI nach Flassan; eine europäische Regententafel, eine Genealogie des französischen Kaiserhauses Bonaparte, und endlich Bruchstücke aus Phil. Hackerts selbst aufgesetzter Lebensgeschichte, herausgegeben von Goethe, um die Lage der Dinge zu Neapel in den Jahren 1796 — 99 aufzuklären.

In der Vorerinnerung zum letzten Theile bemüht sich der Vf., seine Art der Darstellung zu rechtfertigen, und er erklärt sein Werk für ein historisches Handbuch, nach welchem die Jugendlehrer die neuesten Weltereignisse ganz unbedenklich in Schulen vortragen können. Zu dieser Absicht möchten es aber wohl die meisten zu wenig zweckmäsig finden. Indessen mag es unter den historischen Lesebüchern eine Stelle einnehmen.

Jg.

K U R Z E   A N Z E I G E N.

JUGENDSCHRIFTEN. 1) *Hannover*, b. d. Gebr. Hahn: *Übungen in der Kunst, gut zu lesen*. Ein Lesebuch für Töchterschulen und zwar für eine solche Classe, worin die Schülerinnen schon fertig lesen, auch zum Privatunterricht von *G. C. W. Gläser*, Lehrer an der Stadttöchterschule zu Hannover. 1808. 278 S. Zweyte Sammlung für Schülerinnen in den ersten Jahren des Jugendalters. 1809. 448 S. 8. (1 Rthlr. 2 gr.)

2) *Leipzig*, b. Fleischer d. j.: *Wilhelmine*. Ein Lesebuch für Mädchen von zehn bis funfzehn Jahren, zur Bildung des Herzens und des Geschmacks. Von dem Prof. *Johann Genersich*. 1811. Zwey Theile v. 275 u. 278 S. 8. (1 Rthlr. 3 gr.)

Hr. *Gl.* sagt sehr wenig über seine eigene Arbeit. Er meint, dass es bisher in den besseren Töchterschulen an einem Lesebuche, wie das seinige, gefehlt habe, und es sey sein Zweck, diesem Mangel abzuhelfen. Er liefert ohne weitere Abtheilung theils eigene Aufsätze, theils fremde, und zwar die letzteren entweder unverändert oder verändert. Die eigenen Aufsätze des Vfs. sind sich nicht gleich; die meisten sind zwar ihrem Zwecke angemessen, auf irgend eine Weise zur Bildung des kindlichen Gemüths beym weiblichen Geschlechte beyzutragen: doch giebt es auch einige, welche sehr inhaltsleer und offenbar zu tändelnd sind, z. B. das gefällige Kind Thl. 1 S. 9. Die Wahl der aus anderen Schriften aufgenommenen Aufsätze, welche vorzüglich im zweyten Theile „in Rücksicht auf das ausdrucksvolle Lesen gewählt worden sind," ist fast durchaus zu billigen. Weniger sind es die Veränderungen, welche Hr. *Gl.* mit mehreren der aufgenommenen Lesestücke vorzunehmen für gut befunden hat. In einigen, besonders poetischen, ist durch die geschehenen Veränderungen das Original in seinen Eigenthümlichkeiten fast gänzlich unterdrückt worden. In dem Volksliede von Pfeffel: *Gott* (Poetische Versuche Thl. 6. S. 12 ff.), welches Hr. *Gl.* Thl. 2 S. 318 wiedergegeben hat, findet man Auslassungen, Zusätze, Umstellungen, Wortveränderungen. Als Probe von dem Geiste, in welchem die Veränderungen von dem Vf. vorgenommen worden sind, wählen wir den Schluss der pfeffelschen Fabel: *die Forelle und ihre Jungen* (Poet. Vers. Thl. 5 S. 128 ff.).

Pfeffel.

Zu lange hören wir
Das alte Klagelied in unsern ekeln Ohren;
Nein, feiges Mütterlein, wir bleiben nicht mehr hier;
Zu höhern Rollen hat das Schicksal uns erkohren,
Ade, besuch uns bald in unserm Canaan.
Die Mutter ruft umsonst; sie fliehn, die kleinen Thoren,
Und jeder dünket sich schon Grossultan.
Entzückt vertheilen sie die überschwemmten Gründe,
Und tummeln sich in ihrem Staat herum.
Doch plötzlich weicht die Fluth dem scharfen Hauch der Winde
Und eines jeden Fürstenthum
Verschwend in einer Nacht. Die kleinen Potentaten
Zerkämpften sich umsonst, dem Sumpfe zu entfliehn,
Und ehe noch der Mond zum zweyten Male schien,
So waren alle schon gefangen und gebraten.

Gläser.

Zu lange hören wir
Das alte Klagelied, es ekelt unsern Ohren;
Nein, liebes Mütterchen, wir bleiben nicht mehr hier:
Zu höhern Rollen hat das Schicksal uns erkoren,
Wir treten muthig unsre Reise an.
Die Mutter ruft umsonst; sie fliehn, die kleinen Thoren.
Es war das letzte Mal, dass sie sie sahn. —
Entzückt vertheilen sie die überschwemmten Gründe,
Und tummeln lustig sich darin herum.
Doch plötzlich weicht die Fluth dem scharfen Hauch der Winde.
Ach! wo ist unser Glück und Ruhm?
So seufzen sie, die Mutter hat doch gut gerathen. —
Umsonst versuchten sie, dem Sumpfe zu entfliehn,
Und ehe noch der Mond zum zweyten Male schien,
So waren alle schon gefangen und gebraten.

Nr. 2. Hn. Prof. *G.* hat bey Verfertigung seines Lesebuchs der moralisch-ästhetische Gesichtspunct vorgeleuchtet. „Er dachte sich mit der möglichsten Lebhaftigkeit und Deutlichkeit die Bedürfnisse von Mädchen, die schon in einer unteren Classe einen gewissen Grad der Bildung erreicht, nun in der letzten ihren Schulcursus beendigen sollen, und versuchte es, theils in eigenen Aufsätzen die sittliche und ästhetische Bildung der aufblühenden Gattinnen, Mütter und Hausverwalterinnen zu befördern, theils in einem Blumenstrausse das Brauchbare, was er für sie in älteren und neueren Büchern vorfand, ihnen zur öffentlichen und häuslichen Lectüre darzubieten." So wie Hr. *G.* ein Freund von Hn. *S.* [illegible] ist: so ist er auch ein Geistesverwandter von demselben. Gleich der erste Abschnitt seines Lesebuchs: *Charaktere in moralischen Erzählungen*, erinnert sehr lebhaft an diese Geistesverwandtschaft. Ihrer sind funfzig, und den grösseren Theil derselben kann man, der Darstellung nach, gelungen nennen. Der zweyte Abschnitt begreift Fabeln und Erzählungen von Gellert, Gleim, Lessing, Lichtwer, Michaelis, v. Nicolay, Pfeffel, v. Hagedorn, dem alten Phädrus, Schiebeler, Schiller, Bürger u. A. Dunkele Worte und Redensarten sind in kurzen Anmerkungen erläutert. Hierauf folgen, unter einer eigenen Rubrik, Beschreibungen von Gessner und Klopstock. Die letzteren hätten eigentlich wohl keine Stelle hier finden sollen. Die Briefe, welche im vierten Abschnitt mitgetheilt werden, sind von mannichfaltigem Inhalte und geschickter Form. Auch die Reise nach den Karpathen im fünften Abschnitte ist angenehm erzählt und interessant. Die folgenden Capitel enthalten Idyllen, sokratische Gespräche nach Xenophon (von Wieland), Elegieen, Sinngedichte, Charaden und Räthsel, eine Liedersammlung für Geist und Herz, und in einem Anhange die Biographieen der Jungfrau von Orleans, der Lady Johanne Gray und einiger edlen Römerinnen. Wenn man auch nicht überall mit der Auswahl, besonders auch bey den Biographieen, zufrieden seyn kann, da man wohl mehr auf das häusliche, eigentliche Frauenleben hätte Rücksicht nehmen sollen: so verdient doch das Ganze eine vorzügliche Empfehlung.

Hd.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

SCHÖNE KÜNSTE.

Lemgo, in d. meyerschen Buchhandl.: *Der Satiren über das göttliche Volk* von *Wilhelm Freyherrn von Blomberg*, Erste Abtheilung, nebst den gewaltsamen Anmerkungen des Collaborator und Hofcriticus D. *Peter Rüppel* zu O***. 1811. VI u. 342 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Um von diesem Werke eine richtige Ansicht zu gewinnen, ist zuerst nöthig, den Zweck und Plan davon in der Kürze anzudeuten. „Es will die Sphäre bestimmen, in welcher sich ein edles Volk entwickelt, und zugleich die Abweichung davon bey der deutschen Nation darstellen." Nachdem der Dichter in dem ersten Stücke das Eigenthümliche seiner Satiren, und in dem zweyten die Abirrungen des deutschen Volksgeistes von den richtigeren Pfaden gezeigt hat: so bildet sich der fernere Plan seines Werks nach folgenden Ideen: Jenes *edle* Volk ist ihm das göttliche Volk. Bey demselben entwickelt sich, seinem Ursprunge und dem Boden, den es bewohnt, gemäss, ein Volksgeist, der sich eine Form schafft, welche durch die *Gewalt*, den *Sinn* und die *Freyheit* die Nation lenkt und beglückt. Die Gewalt vereinet das Ganze, und wehret, voll Kraft und unbeugsamen Willens, dem Irrigen, wo es sich eindringen möchte. Der Sinn begreift Alles, woran die Nation mit Liebe hängt, ihr geselliges und häusliches Leben, ihre Freuden und Ergötzungen, auch die Religion und deren Cultus. Die Freyheit begünstiget die einzelnen, ausgezeichneten Naturen, und verleihet ihnen freyes Wirken, wie ihr Inneres sie treibt. Sie ist eine vorzügliche Begünstigerin der schönen Künste, die einen wichtigen Theil ihres Gebiets ausmachen. Das Volk, wo diese drey in Reinheit sich finden, ist das *göttliche Volk*. Die anderen bilden davon den Gegensatz, indem der Volksgeist da eine solche Richtung nicht nimmt, sondern durch eine thörichte Form das Leben des Volkes verwirrt. *Eigenthum, Recht, Vertheidigung* und *Verwaltung*, wie in den Anmerkungen näher angedeutet wird, sind die Gegenstände, welche, wie sie im göttlichen Volke sich finden, mit ihren Gegensätzen im ungöttlichen Volke, als Theile der Gewalt zuerst müssen dargestellt werden. Mit vorläufiger Vorbeylassung der drey: Eigenthum, Vertheidigung und Verwaltung, oder der Erde, des Schwerdtes und der Krone, werden in dieser ersten Abtheilung das *Recht* und die *Erziehung*, ersteres in der dritten, oder der *Justitia*; die Erziehung in der vierten, fünften und sechsten Satire, oder der *Dialectica*, der *Zucht* und der *Selecta* dargestellt. Um den Umfang des ganzen Werks zu vollenden, werden die drey vorbeygelassenen Stücke der Gewalt, und hierauf das Gebiet des Sinnes und der Freyheit noch ausgeführt werden müssen. Damit wird denn das Werk vollendet seyn, und alsdann auch über den Plan und die Ausführung des Ganzen eine vollständigere Ansicht gegeben werden können, wie es nämlich durch die leitende Idee von dem Göttlichen in einem Volke, und dessen Gegensatz von dem Ungöttlichen — hier bey der deutschen Nation — zu einem epischen Ganzen sich gebildet hat, wonach die Anlage und der Anfang streben.

Wie auf diese Weise der Plan und Zusammenhang des Werkes leicht erkannt wird: so wird auch ferner die *eigenthümliche Manier* und das *Wesen* dieser *Satiren*, als charakteristisch verschieden von anderen Gedichten dieses Namens, aus der Idee deutlich, welche der Dichter in dem ersten Stück, die *Satire* betitelt, davon gegeben hat. Diese Idee, von dem Bildlichen entkleidet, wie sie aus dem Stück näher sich ergiebt, ist: „Die Satire, gegründet auf die Erkenntniss des Wahren und Göttlichen, und auf vielseitige Gelehrsamkeit und Menschenkunde, stellt dem Wahren und Göttlichen das davon Abweichende und Irrige in dem menschlichen Treiben gegenüber, um, erhaben über die Absicht und eigene subjective Einmischung, durch diesen Contrast das Erkennen des Besseren und Richtigeren, wer Empfänglichkeit dafür hat, zu erhellen, und die Neigung dafür zu gewinnen, während sie, so allein bemüht, das Errettbare zu retten, unheilbare Thoren und die Feinde heilsamer Lehre ihre thörichten Pfade unverhindert verfolgen lässt." Wenn der Satir-Knabe — denn dieses Alters und Geschlechts, schwarzlockig und vielkundig, wird die Satire eingeführt — wie er von Gemüth feind und abhold dem Bösen, und in der Periode seiner Bildung und seines Lernens erscheint, voll des innern Berufs auf den Entschluss musste geleitet werden, das Leben und Treiben des blonden Volkes, zu welchem er sich zählt, zu beleuchten: so geschah es doch *vornehmlich* darum, weil ihm, neben dem Verlorenen und Abgeirrten, die in seinem Volke schlummernden Keime des Göttlichen, die er da erkannte, anlockten, welche ins Leben zu rufen, voll Liebe für Wahrheit und sein Vaterland, er Jedem, der das Bessere liebt und sucht, als ein geweihter Bote des Himmels erscheint. Dadurch schwand auch alles Absichtliche und eigene Rache Übende bey

feinem Gefchäft; weil da nicht das Objective, wie es, gut oder bös, nun einmal daliegt, auch rein und ungemischt gegeben, fondern das Subjective und *Abfichtliche* eingemifcht, und fo die Wahrheit auf mannichfaltige Weife entftellt und verletzt und um den Glauben an fie gebracht wird, und ftatt auf die befferen Wege zu leiten, gewöhnlich empört. Daher ward billig die Abficht, die man der Satire, von ihren Erfindern, den Alten, felbft daran gewöhnt, fo leicht beymifst, und der felbft ausgezeichnete Gefchichtfchreiber oftmals fich nicht erwehren mögen, befeitigt. Der Dichter will, wie er auch in dem Weihgedichte an *Dante*, feinen Lehrer und Vorbild, welches diefer Abtheilung voranfteht, fagt, „kein Befferungswort zu feinen Siegen zählen," fondern durch diefe Darftellung des Göttlichen, wie es fich auf Erden geftalten könnte, von dem Ungöttlichen und Verlorenen, wie er es auf Erden vorfindet, welches er daneben erfcheinen läfst, die Neigung der Befferen ablenken, und der Liebe des Göttlichen zuwenden, indem er, ähnlich dem Sänger von Florenz, die befferen und richtigeren Wege zu wandeln, lehrt. —

Wenn fo nun die Satire des Dichters dadurch, dafs er, fubjectiver Einmifchung entfagend, das abgeirrte Treiben feiner Nation von dem Göttlichen, voll reizender Laune, wie es diefe Dichtungsart mit fich bringt, mit dem Wahren und Göttlichen in Contraft ftellt, fich charakteriftifch *innerlich* geftaltet: fo bilden auch diefe doppelten Pfade, welche feine Mufe, wie fie felber es nennet, *aufwärts*- und *abwärts* zu wandern hat, und „heute im *Olymp*, und morgen bey den *Gefellen* feyn mufs," die äufseren Farben feiner Darftellungen. Höchft edel, erhaben, einnehmend und Liebe gewinnend find Sprache und Vortrag, wo das Göttliche dargeftellt wird. Himmlifcher Frieden fcheint über diefen Darftellungen zu fchweben, und Alles zeugt von einem höchft reinen, von feinem Gegenftande innig erfüllten, edlen Gemüth, deffen Ideen und Gedanken eine gleichlautende harmonifche Sprache fich vereinen. Diefe Wärme und diefe Liebe für das Beffere und Schönere war von jeher allen ächten Dichtern in diefer Gattung befonders eigen, wenn fie zu rügender Vernichtung des Böfen im Kampf für das Gute auftraten, und nicht die eitle frivole Spottluft, die den Teufel des eigenen Inneren anbetet und ihm dient. Jener edlere Sinn erweckt die günftigften Erwartungen auch für den deutfchen Dichter. Stellen, dem Göttlichen gleichtönig gefprochen, wie zu Anfang der zweyten Satire, wo die ägyptifche Ifis einen unbekannten, in den Anmerkungen angedeuteten, erhabenen Fremdling von dem Volke Kunde giebt, wo eine göttliche Ordnung geftiftet werden könne, wo der Gröfste gewählt ift, um das Gröfste zu geftalten, wer der jetzt oder auch *künftig* feyn wird, — vom herrlichen Anfange des germanifchen Stammes, von dem Gefetzgeber und dem Gefetz des aufblühenden, die richtigen Pfade eintretenden Volks, zu Anfang der dritten Satire, können hier nur angedeutet werden. In einer gleichen Sprache, voll Anmuth und Wohllaut, wird in der vierten Satire die Erziehung im göttlichen Volk dargeftellt, als von der himmlifchen Liebe geleitet, um, übereinftimmig mit dem Übrigen, von dem heiligen Gefchäft Zufall und Willkühr zu entfernen, und durch ihre Geweihten und Priefter das Göttliche auf Erden zu geftalten. In den Gefilden, die der Ganges und Indus umarmen, leitet fie durch Bubaftis, den Greis, und Saheb, den Jüngling, die Erziehung des Indras zum künftigen Fürften; und in den germanifchen Fluren erfcheinet, befeelt von ihr, unter fchlechter Geftalt, nach einem bekannten Mythus des Volks, Bohemiens Fürft, mit der Laute Tönen die wifsbegierige Jugend verlockend, und zu Dienern feines, die richtigen Wege wohl erkennenden Volks, fie bildend und einführend in fein Reich. Möchte man fragen, ob, was der Dichter fo als das Edle und Göttliche aufftellt, auch einen richtigen Mafsftab des Anderen gewähre: fo wird fich finden, dafs fein reifer Verftand und feine ausgezeichneten Kenntniffe, welche das ganze Werk beurkundet, ihm in feiner Wahl des Beffern die trefflichften Führer find. Wie es denn auch bey diefer Satire keinen Zweifel leidet, dafs in einem Volke, wie das göttliche beftimmt ift, und wo Alles fo gefchieht, wie es mit der Erziehung des Indras gehalten wird, wo die Weisheit des Alters und die reinfte Freundfchaft der Jugend, beide voll himmlifcher Liebe, walten, und kein im Leben bereits Untergegangener, oder auch ein vom ftygifchen Bade der Akademie noch frifch Triefender, wie gewöhnlich, dem Gefchäft vorfteht, dafs *da* die Sünde dem erhabenen Zöglinge nicht nahen könne, und dafs ein fo gebildeter Fürft durch hohe Reinheit, Heiligkeit und Weisheit feinem Volke Gottes Ebenbild feyn werde auf Erden, und das fichtbare Band, welches in den Augen des Volks die Erde mit dem Himmel vereinet, während im ungöttlichen wohl oftmals, wie dort des Saheb zum Indras, das Zugefellen, voll achtlofer Thorheit, eines gleichen Altersgenoffen zu Söhnen von hoher Beftimmung Unglück und Verderben brachte. Auch wird unter einem folchen Fürften und deffen einfichtsvollen, uneigennützigen, ihr Vaterland innigft liebenden Dienern, in *dem* Volk, deffen arbeitenden Claffen über ihre Sphäre nicht hinaus trachten, fondern, wie es in dem fchönen, vaterländifchen Mythus abgebildet wird, in der Liebe zu ihrem Gefchäft ihr Heil und ihre Seligkeit finden, das Glück des Ganzen beffer beftehen, als wo, ohne Ordnung und ohne Grenze, alles durch einander treibt, und über das von Gott befchiedene Loos hinausftrebt. — Beginnt nun auf der anderen Seite mit dem Göttlichen die Darftellung des Abgeirrten zu wechfeln: fo bilden da frey fchaltender Witz und Laune das bunte Farbenfpiel des Thörichten und Fehlerhaften in dem Treiben der deutfchen Nation, und felbft das Groteske wird nicht verfchmäht, je wie die Laune des Dichters von dem Irrigen, wofür fie keine Schonung kennt, geftimmt wird. Stellen diefer Art find: das thörichte Gezücht des deutfchen Volksgei-

ftes und der unbehülflichen Form; *Wodan*, Repräfentant der Gewalt im deutfchen Volk; *Mannus*, Repräfentant des deutfchen Kriegswefens; *Tanfana*, die Rechts- und Gefetz-Begründerin; *Thor*, Repräfentant des Klatfchens im ungöttlichen Volke; *Freya*, Stifterin der deutfchen Ehen; *Krodo*, Erfinder des kirchlichen Wefens; *Nehalennia*, eine Nebel und Dünften nachziehende Tochter Teut's und der Form, vom Gebiet der Freyheit, Repräfentantin und Schützerin der Poefie im deutfchen Volke; *Püfterich*, Repräfentant der deutfchen Gelehrten; *Irmenful*, das achte der Kinder des thörichten alten Paars, ein Sohn, von Armfeligkeit benannt, Repräfentant der deutfchen Baukunft, fämmtlich in der zweyten Satire. Ferner die Rechtsverirrungen der deutfchen Nation, befonders die Stelle von den fieben Rechten in der dritten Satire, von V. 214 — 376; die Verirrungen des deutfchen Erziehungswefens in der 5 und 6 Satire, und zwar: die Erziehung der Töchter in den Kammern der verwandelnden Circe bis V. 102; die Erziehung der niederen Jugend, Knaben und Mädchen durch einander, durch ihre Meifter, *Faun* und *Silvan* und *Silva* (Schulmeifter und Seelforger), bis V. 145; die Erziehung der höheren männlichen Jugend in Gymnafien von ihren Lehrern, den doppelnaturigen Centauren, unter den vormundfchaftführenden Lapithen, bis zu Ende der fünften Satire. Die Auffchrift der 6 Satire, oder der Selecta, in welcher ein neuerer Centaur den Tag der Erlöfung des Geiftes und deffen Sieges über den Körper lehrt, und die horchenden Selectaner, Jafon und Achilles, letzterer in dem ganzen gefchichtlichen Gange der deutfchen Nation, alles unferer fublimen Zeit gemäfs deutend, erfterer in der gemeinen Erfahrung und in den Zeichen der Gegenwart die Beftätigung der Lehre des Meifters finden, ift, wie man erkennt, von der Sitte deutfcher Schulen genommen, für einige Auserwählte eine *claffis felecta* zu fondern, wo junge Leute, ausgezeichnet vor den Anderen durch Kenntniffe und Talente, oder auch durch die Neigung des Lehrers dem Haufen entnommen, in höhere Dinge, in Philofophie und Kritik, und weifs der Himmel worein alles, follen eingeweihet werden. Der Dünkel und Hochmuth, — diefer wahre Abfall von allem Göttlichen, — welcher fich gewöhnlich thöricht gehobener Jünglinge bemächtigt, und häufig vor die fchönften Hoffnungen den Schleyer zieht, und die Schlechtigkeit, der fie fich oftmals, dem Vergötterer verborgen, hinzugeben pflegen, tritt warnend und wahr genug in dem Treiben diefer achtzehnjährigen Götter ins Licht, fo wie das Abgeirrte und Thörichte in der Centaurenbildung darin im vollendetften Glanze erfcheint. Wie ganz anders waren Bubaftis und Saheb und Bohemiens Lautner, die Bildner des Göttlichen! und Indras, der Zögling, und die uralt-germanifche Jugend! Der Verein der ausgezeichneten und der anderen Köpfe erhält allen mehr die Befcheidenheit, und bildet beffer das harmonifche Leben einer Schule, auch im ungöttlichen Volk! Plan und Zweck diefes Werkes übrigens erfoderten es, dafs dem in diefer Selecta lehrenden Chiron ein Gegenftand geliehen wurde, wodurch eine der jüngften Thorheiten des deutfchen Volksgeiftes ins Licht geftellt wurde. „Suchen wir, fagt noch neuerlich aufmunternd eine erft beginnende, übrigens nützliche Zeitfchrift, ein Übergewicht zu behaupten auf anderen Seiten des germanifchen Sinnes;" ganz im Sinne Teuts und der goldenen Säulen, wovon in diefen Satiren zu lefen, und fich hingebend in den leiblichen Tod. Wie im Teut feine und der Form misrathenen Kinder; in der Juftitia die Rechtsmänner; in der Zucht die Centauren, und die ländlichen Götter und die Zauberin Circe: fo erfcheint in der Selecta eine Gruppe menfchlicher Entkörperer, lauter fchreibende Genies, indem auch hier der Thorheit ohne Schonung und Rückhalt der Mantel abgezogen wird, unter welchem fie gewöhnlich fich einfchleicht. — Wenn der Dichter felber feine Darftellungen Figuren und Hieroglyphen benennt: fo ift die allegorifche und bildliche Darftellungsart allerdings die vorherrfchende in diefen Gedichten, und wird dadurch ganz vorzüglich das Gewand gebildet, worein fie gekleidet find. Er wollte aber, wie er es andeutet, durch die Darftellung des Göttlichen und deffen Gegentheils in feiner Nation, gleich dem tofcanifchen Sänger, fein Werk zu einem grofsen, in feinem Innern gehörig verbundenen Epos bilden, und fand fich dadurch bewogen, in das Bild der Allegorie und der bildlichen Rede einzutreten, um durch Perfonen und Handlung feinen Dichtungen epifches Leben zu verleihen. Im Allgemeinen herrfcht Beftimmtheit und Klarheit in diefen Geftalten und Bildern; Einzelnes jedoch wünfcht man darin oft noch heller und genauer. Zu den gelungenen Wefen diefer Art gehören: die *Satire*, wovon der abftracte Begriff Leben und Anfchauung gewonnen hat; die *Abficht* als finfterer Alter; *Teut*, oder der deutfche Volksgeift; *Afträa*, oder die himmlifche Weisheit; die *Stammidee*, der *Volksgeift* und die *Form* und deren *Kinder*, die *Gewalt* und der *Sinn* und die *Freyheit*: fämmtlich im göttlichen Volke; *Hertha*, oder die deutfche Stammidee; die *deutfche Form* und ihre Kinder, *Wodan* und die anderen, in der erften und zweyten Satire. In der dritten fcheinen die *Treue* und der *Glaube* vorzüglich gelungen; auch *Juftitia* in ihren Verirrungen. In der *Dialectica* ift die himmlifche Liebe eine herrliche Erfcheinung.

Einen begleitenden Theil des Werkes bilden die auf dem Titel bezeichneten Anmerkungen D. *Peter Rüppel's*. Wenn man mit dem Mann den Gang durch das Buch gemacht hat: fteht er da vor den Augen wie er leibt und lebt. Er ift feines Handwerks Pädagog, und hat es bey Peftalozzi erlernt, und treibt es, wie er es felber fagt, mit grofsem Glück. Vom deutfchen Erziehungswefen ift er gänzlich durchdrungen, und fchwimmt und lebt darin wie der Frofch im Waffer. Als moderner Erzieher erfcheint er S. 162. Befonders aber tritt er als Schulmeifter hervor S. 238 — 240, wo er dem Befeffenen gleicht, mit einer Legion

Seinesgleichen im Leibe, die in und durch ihn ihre Weisheit ausfprechen. Auch ist er Ehemann, hat Kinder und ist höchst glücklich durch Lianen, feine Gemahlin, eine Sentimentaliterin. So befeligt durch häusliches und eheliches Glück, ist er auch ein Mann von *savoir vivre*, und ein Freund von guter Gefellfchaft, und darin wohl gelitten. S. 91 — 92, wo er über das Klatfchen handelt, charakterifirt ihn in diefer Hinficht als einen, in feinem Gott vergnügten Philifter. An eigenen Kindern natürlich hat er fein Erziehungsgefchäft am glücklichften üben gelernt. Als Kritiker und Recenfent hat er feine erlernten Ideen, nach denen er das Andere mifst. Eine Stelle der Art findet fich S.255, wo ihm, nach veralteter Anficht, die Dialektik Plato's für die Kunft gilt, einen Begriff zu zerlegen, und danach beurtheilt er denn auch die Ideen des Vfs. über diefen Gegenftand. Er ist ungehalten auf Plato, weil er nicht ist, wie Hr. *R.* Wo es ihm nicht ausdrücklich gefagt wird, fieht er nicht viel, wie S. 69, wo er dem Vf. vorwirft, dafs er bey der Frau von Staël gefehen, woran fie doch nie felber gedacht, und wovon fie auch kein Wort gefagt habe, welches fie doch hätte thun müffen, wenn fie die Anficht von ihrem Werke, als der Vf. vorgäbe, gehabt hätte. Für richtigere Anfichten fchliefst fich überhaupt Hn. *R's.* Kopf nicht leicht auf. Seinen Verftand hat er mehr erlernt, als von Gott erhalten, und darum ist er etwas verftockt, und vermag es mit feiner erlernten und einft üblichen Weisheit felbst noch, die Verirrungen der römifchen Gefetzgebung zu loben, wogegen ihm felbst die Verrinen kein anderes Licht haben anzünden können. Oft thut er vornehm, ist ruhmredig und fuffifant, witzelt auch und fpöttelt, hilft fich, wo es gänzlich ftockt, mit Autoritäten. Als Proteftant ist er dem Kirchenrecht abhold. Wo er am wenigften weifs, thut er wohl zufrieden und beyfällig, wie bey der Satire vom Recht, da er es mit der Satire von der Erziehung gar nicht ist, wo er, wie in feinem Element zu feyn glaubt, aber die Idee des Dichters eben fo wenig begriffen hat, wie nämlich in Beziehung auf die Idee, wie das göttliche Volk beftimmt ist, die deutfche Erziehung gänzlich abirrende Wege verfolge, und ihre Meifter und Meifterinnen, in Beziehung auf den *Staat* des *göttlichen Volkes*, ein völlig ungehöriges Gefchäft betreiben. Hr. *R.* repräfentirt ein grofses Gefchlecht ähnlicher Verftandes-Männer, die in Allem immer beffer unterrichtet und immer klüger find, mit ihrer Rede in die Luft und aufs Papier, als die anderen Menfchen. Das Urtheil über fie fteht S. 20, wo der Vf. fie die *Ritter vom Wolfe* benennt, „die fich in ihrem eigenen Wefen ifoliren, und ihre Befonderheit in Alles einmifchen, und fo in der Wiffenfchaft fich einfreffen, anftatt von ihrem milden Athem fich begeiftern zu laffen.“ — Über die Befugnifs, die Satiren des Dichters mit gewaltfamen Anmerkungen zu begleiten, erklärt fich Hr. *R.* S. 16. Er hat fich dazu als Hofcriticus der Akademie zu O. die Erlaubnifs erwirkt; und das ganze Buch zeigt, dafs er fein Recht zu behaupten wiffe, felbst gegen den Willen des Vfs. Zuweilen ftreicht er auch weg, wenn er gleich nicht einfieht, wozu es nöthig war. Doch hat er meiftens den Vf. ganz lieb, der ihm vertragsmäfsig feine Satiren bringt, und ihn zu feinen Geheimniffen zuläfst. Sonft ist Hr. *R.* bey Hn. V. in die Schule gegangen, und 8 — 10 Jahre zu früh geboren, um nicht Alles zu feyn, was die göttliche Zeit baut. — Diefs alles und Anderes fteht nun nicht an einer Stelle des Buchs, fondern Hr. *R.* handelt durch das ganze Werk, und fpielt feine Rolle mit fo unverfehlter, gleichbleibender Treue durch das Ganze, dafs man ihn immer gern fieht und hört, wo er auftritt. Ein grofses Verdienft hat Hr. *R.* auch durch die Mittheilung vieler vortrefflicher Stellen und Anfichten, welche zur Erläuterung der in den Gedichten felbst vorgetragenen Ideen hinzugefügt find, und die Hr. *R.*, als vom Dichter vernommen, nie verfäumt zu verrathen. Solche Stellen find: die Anfichten des Vfs. vom Eigenthum, von Verwaltung und Vertheidigung S. 144 — 150; die merkwürdigen Anfichten vom Recht bey der franzöfifchen Gefetzgebung; ferner die Stellen: der Anfang des deutfchen Urgefetzes S. 171; die Befeitigung des Naturrechts im Staate des göttlichen Volkes S. 165; über das deutfche Staatsrecht S. 177; die nützlichen Worte von Verfuchen S. 176; über den Glauben S. 177; von den fieben Rechten S. 178; die Ideen von der Erziehung S. 227; von Sokrates S. 228; von den zwölf deutfchen Schulmeiftern, welche die Erzieher des Indras werden wollen S. 244; vom deutfchen Staate S. 73; viele andere Stellen S. 88 — 96; befonders über Poefie und Romantik; die Stelle S. 13 von der Satire; über die Corinna der Frau von Staël S. 66, als über das ganze Werk des Dichters Licht verbreitend. Bey den trefflichen Anfichten, welche der Dichter hier über das herrliche Werk der berühmten Frau giebt, beharrt Hr. *R.* natürlich bey feiner eigenen Meinung. Dadurch übrigens, dafs der Vf. diefen Mann ins Dafeyn rief, verfchwindet auch aller Schein der Abfichtlichkeit in den Ausftellungen, welche die Gattung von Menfchen treffen, die Hr. *R.* repräfentirt. Um vieles dürfte der Mann bey dem Werke nicht fehlen. Doch möchte er in befonderen Bändchen einft gefälliger die Satiren begleiten, als gleich unmittelbar an jede fich anfchliefsen. Die Gedichte find dem kenntnifsvollen und denkenden Lefer, auch *wackere* Frauen nicht ausgenommen, an fich verftändlich. Daneben liegend, erhöhete dann Hr. *R.* noch den Nutzen und das Vergnügen. Bis das Ganze vollendet ist, mufs man es zu den Gewaltfamkeiten Hn. *R's.* zählen, da er jetzt hinter jedem Stücke fo nahe daher tritt.

(*Der Befchlufs folgt im nächften Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

SCHÖNE KÜNSTE.

Lemgo, in d. meyerschen Buchhandl.: *Der Satiren über das göttliche Volk* von *Wilhelm Freyherrn von Blomberg*, Erste Abtheilung, nebst den gewaltsamen Anmerkungen des Collaborator und Hofcriticus D. *Peter Rüppel* zu O***. u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Die Versification ist leicht und ohne Anstoss fortfliessend, so dass die gebundene poetische Rede dem Vf. natürlich und eigenthümlich zu seyn scheint. Die besten Lehrer in dieser Rede und Versmass sind die Natur Homers und die Kunst Virgils, und in dieser Gattung von Gedichten insbesondere auch Horaz, in Ton und Wohllaut, wie sie etwa in der herrlichen Epistel an die Pisonen das Gemüth des Lesers entzücken und gewinnen. Vereinet sich hiemit eine gelehrte Kenntniss der Metrik: so wird bey solchem Talent der Hexameter, den Horaz schon dieser Dichtungsart mit Einsicht vindicirte, und worin auch diese Gedichte vorgetragen sind, sich zu immer höherer Vollkommenheit und *angemessenem* Wohllaut erheben. Wo das Talent unbeachtet fehlen könnte, richtet die Metrik, und verleihet festen Gang und Gewissheit. — Ein Anstoss noch schien es, dass in den Reden der vorkommenden Personen wohl Ausdrücke sich finden, welche die psychologische Wahrscheinlichkeit stören möchten. Wo Thoren auftreten, um die Meinungen, worin sie sich besonders gefallen, geltend zu machen, scheint es gegen die Natur, wenn sie Äusserungen einmischen, wodurch sie auf ihre Ansichten absichtlich den Schatten der Lächerlichkeit zu werfen scheinen, da der Thor doch nie für lächerlich hält, was er lehrt und wofür er sich bestimmt. Darum musste z. B. Chiron in der Selecta wohl nicht sagen, dass alle *Pressen* beschäftiget wären, den Erlösungstag herbeyzuführen, sondern für die Sache, als ihm höchst edel erscheinend, eine, seinen Vorstellungen angemessene Wendung wählen. Auch ausgezeichnete Köpfe fehlen nicht selten hiegegen; aber das Wohlgefallen an der Rede leidet darunter, und das Vergnügen und der Eindruck sind gestört. Wie es in dergleichen zu halten sey, lehren die Alten, mit welchen der Dichter überall innig vertraut erscheint, am richtigsten, und in dieser Gattung Horaz, verbunden besonders mit Petron, in der fast wunderschönen Übersetzung von *Gröninger*. Ähnliches findet sich auch in den Reden der beiden Selectaner, wie überhaupt diese Satire im Vortrag die am wenigsten vollendete seyn möchte. Die *hallische* A. L. Zeitung wäre, auch im Munde des frivolen Jasons, besser weggeblieben. Die Wunde könnte absichtlich scheinen, gegen die obige Idee von der Satire, welche alles Absichtliche beseitiget hat. —

Hn. *R.* gleichend, fragen und antworten wir gern, wen ein Schriftsteller zunächst nachgeahmt habe, oder wem er gefolgt sey, ob *Goethe* oder *Schiller*, *Jean Paul* oder *Horaz*. Das wahre Genie wohnt allein in ihm selber, und stellt seine Ideen dar, wie sie sich in seinem Inneren gestalten, in einer denselben angemessenen, eigenthümlichen Sprache. Ausdruck und Sprache dieser Gedichte scheinen Keinem nachgeahmt, sondern dem Dichter eigenthümlich und natürlich, auch ohne alles beschränkte Streben nach einem gesuchten affectirten Wesen, wie man erkennen wird, wenn man erst mit dem Gemüthe des Vfs., wie es sich in dem Werke ausspricht, und mit seiner Manier bekannt ist. Über die Ähnlichkeit dieser Gedichte mit der *divina Commedia* des Dante in der Anlage und Manier kann nur dann erst die Rede seyn, wenn das Ganze, seiner Anlage und seinem Umfange nach, völlig vollendet seyn wird. Dieses jedoch liesse sich hier schon vorläufig bemerken: dass, ähnlich der *divina Commedia*, auch das Werk des deutschen Dichters, als *Ein Ganzes* betrachtet, richtiger in der *Einzahl* angedeutet zu werden scheinen möchte, und es folglich richtiger hiesse: der *Satire* vom göttlichen Volk u. s. w., als der *Satiren* u. s. w. in der *Mehrzahl*. —

Aus dem Bemerkten wird die *Manier* und das *Wesen* dieser Gedichte und ihr *Werth* als *Satire* hinlänglich hervorgehen, so wie die wohlgeordnete Anlage zu einem grossen, fruchtbaren Ganzen, aus welchem, so weit es vor Augen liegt, ein reicher Witz und Scharfsinn, eine richtige Beurtheilungskraft eine lebendige Phantasie, und überhaupt ein heller ausgezeichneter Verstand hervorleuchtet, in einer, im Ganzen richtig gehaltenen, schönen poetischen Rede, diesen Darstellungen, als Werken der Dichtkunst überhaupt, einen unverkennbaren Werth verleihen wird. — Nützlich wird unstreitig das Studium dieses Werkes für Jeden seyn, der das Schöne und Gute wahrhaft liebt, und demselben das Nachdenken widmen mag, welches Werke erfodern, die, obgleich voll an mannichfaltiger Ergötzung, doch nie zu nutzloser Mode- und Schlummer-Lectüre, bey einer Schale Thee mit Rum, oder beym Strickzeug, gehören können. Nach einem sorgfältigen und wiederholten Lesen dieser Gedichte und der sie begleitenden Anmerkungen, dünkt es innige Überzeugung, dass der Gewinn sehr

grofs ist, der für richtigere Ansichten in vielen der wichtigsten Dinge des deutschen Lebens, insbesondere auch für Vorsteher öffentlicher Ordnungen und Anstalten, daraus gewonnen werden kann, zumal in dieser Zeit, wo die Axt an die Wurzel gelegt ist, und viel des Abgeirrten einem nicht geringen Theil der Zeitgenossen noch als holde Weisheit erscheinet. Wenn die Muse des Dichters darin richtigere Ansichten eröffnet: so ist dadurch auch zugleich der Zeitpunct begründet, in welchem sie unter uns erschienen ist, und zu wähnen, sie habe sich zur Unzeit, oder zu spät vielleicht, unter uns eingefunden, hiefse die Zeit verkennen, die bereits über uns gekommen ist, und die ihrer ferneren Gestaltung unaufhaltsam entgegenschreitet, wer auch jetzt oder künftig *die* seyn werden, die ihre Ordnung vollenden. —

Möge der Dichter die Zeit und die günstigste Musse finden, dieses Werk, seiner ganzen Anlage nach, gehörig auszuführen, und ihm die Grazie und Schönheit verleihen, die von einem Werke der schönen Kunst von solchem Umfang und solcher Wichtigkeit mit Recht gefodert wird.

Druck und Papier sind gefällig, Druckfehler wenige, und theils hinten angezeigt, theils finden sich davon noch einige, wie S. 26 V. 16, wo *jeglichem* stehen muss, statt *jeglichen*; S. 35 V. 124 sind Buchstaben beleidigend für's Auge verschoben; ein ähnlicher Übelstand findet sich S. 66 in der ersten Zeile; S. 35 V. 121 wird, der deutlicheren Unterscheidung wegen, besser *wider* als *wieder* gedruckt; S. 159 Z. 8 ob. muss *entwickelnde* statt *entwickelnden* stehen; S. 229 Z. 4 von unten *dessen*; S. 337 V. 223 muss es *Sirenen* statt *Syrenen* heissen, und S. 341 *Absorption* statt *Absorbtion* stehen. Die gröfste Genauigkeit im Druck ist bey Werken dieser Art besonders nöthig. Bey den vielen neuen Ansichten und Ideen kann sonst leicht Verwirrung und Dunkelheit entstehen, wie es S. 297 V. 346 der Fall ist, wo *den* unrichtig scheint; auch S. 209 V. 235 herrscht Verwirrung im Druck, so wie auf der letzten Seite des Buches eine ähnliche Unordnung sich findet. Auch ist das Wort Scepter bald *männlich* bald *sächlich* gebraucht, welches ebenfalls stört. Endlich fangen wohl zu häufig Verse, nahe einander, mit einerley Wörtern und Wendungen an.

lz.

NATURGESCHICHTE.

PARIS, in d. kaiserl. Druckerey, b. de Bure und d. Gebr. Tilliard: *Déscription de l'Egypte, ou Recueil des observations et des recherches, qui ont été faites en Egypte pendant l'expéditon de l'armée française*, publié par les ordres de Sa Majesté l'Empereur *Napoléon le Grand.* Première Livraison. *Histoire Naturelle.* Tome Premier. 1810. 114 S. Folio. Mit 31 Kupfern im gröfsten Atlas.

Wir haben die *erste* Lieferung der prachtvollen *Déscription de l'Egypte* in den vorigen Jahrgängen (J. A. L. Z. 1811. No. 215 — 218, 1812. No. 14 — 17) recensirt. Zu dieser Lieferung gehört noch ein Heft Text, der nur naturhistorische Abhandlungen enthält, mit denen wir der Vollständigkeit wegen unsere Leser bekannt machen müssen. Es sind nur *vier* Abhandlungen. *L'Histoire naturelle des Poissons du Nil; par M. le Chevalier Geoffroy Saint-Hilaire p.* 1 — 53. Die Gebirgskette, welche Ägypten von dem arabischen Meerbusen trennt, besteht in ihrer Mitte aus Granit, an den Seiten aber aus Sand- und Kalk-Felsen, läuft mit dem Nil parallel, und durchschneidet ihn erst an der füdlichsten Grenze Ägyptens. Das Sandlager zeigt sich schon in der Nähe von *Edfoû*, und sein letzter Bruch liegt bey *Gebel-el-Selseleh*, wo zwey auslaufende scharfe Winkel des Gebirges den Strom einzwängen und die Schiffahrt unsicher machen. Der Kern des Gebirges reicht noch 60 Lieues weiter, bis Syene, wo Alles Granit ist, und das Gebirge nur da eine Öffnung hat, wo der Nil mit Gewalt eine Bahn sich gebrochen hat. Die ungeheuren Blöcke und Trümmer, welche längs den beiden Seiten des Nilthals in Oberägypten liegen, beweisen, dafs hier eine Scheidewand war, zu deren Zerstörung Jahrtausende gehörten. Es ist daher sehr wahrscheinlich, dafs, ehe dieser Damm durchbrochen wurde, der Nil, in der Höhe von Syene, seinen Lauf nach Westen, und von da gen Norden nach dem arabischen Meerbusen genommen hat, weil sonst die so gepriesene Fruchtbarkeit der Oasen in einem unermefslichen Sandmeer unerklärbar bleibt, die unstreitig die Spuren (*Jalons*) des ehemaligen Nillaufes bezeichnen. Auch die Fruchtbarkeit Libyens hing vom Daseyn eines grofsen Flusses ab, die nach und nach verschwinden mufste, als er ein anderes Bette nahm. Das jetzige Nilthal und Delta war also damals eine grofse Bucht, die ganz oder zum Theil vom mittelländischen Meere überströmt wurde, und die nicht eher bewohnt werden konnte, als bis der Nil den Damm durchbrochen, einen neuen Weg sich gebahnt, und die Bucht mit Schlamm angefüllt hatte. Aus dieser Voraussetzung folgert der Vf., dafs Ägypten später als andere Länder der Erde bewohnbar gewesen sey, dafs es keine eigenthümliche Thierwelt besitze, und dafs die Thiere, welche man dort antrifft, aus anderen Ländern eingewandert sind. Der Vf. theilt die Nilfische in zwey Classen, nämlich in die, welche im ganzen Lauf des Nils gefunden werden, und in andere, welche nur wenig von seiner Mündung sich entfernen. Die Nilfische selbst trifft man auch im Senegal und Niger an, und diese Bemerkung scheint die Hypothese zu bestätigen, dafs jene Flüsse, beym höchsten Stand ihrer Wasser, sich mischen. Die Littoralthiere gehören eigentlich der See an, vermeiden aber die grofse Tiefe, und halten sich ihrer Nahrung wegen an der Küste auf. Die Vögel Ägyptens sind entweder Zugvögel, welche von den Morästen, die der Nil zurückläfst, angelockt, aber auch in Europa angetroffen werden, oder, wie ihr sonderbarer Bau und ihr lebhaftes Gefieder verrathen, aus dem inneren Afrika. Manche Vögel, z. B. *Alcedo rudis*, werden in Ägypten und am Cap gefunden. Die

Säugethiere find auch in anderen Ländern Afrika's einheimifch, vorzüglich in der Barbarey, wie auch die ägyptifchen Infecten. Weil die Thiere, welche im rothen Meere zu *Sokeyes* leben, auch im mittelländifchen Meere exiftiren: fo glaubt der Vf., dafs beide Meere einft zufammengehangen haben, und dafs das Studium der Zoologie ein Licht auf die phyfifche Geographie u. f. w. werfen könne. Die Fifche, welche in diefem Anfange der Ichthyologie des Nils ausführlich befchrieben und zergliedert worden, find folgende: *Polypterus bichir*, S. 4 — 18. *Tetrodon phyfa* (*T. Fahaka Haffelqu.*), S. 19 — 38. *Tetrodon hifpidus*, S. 38 — 39. *Serrafalmus citharus*, S. 40 — 44. *Characinus nefasch*, oder *Salmo Niloticus Haffelqu.*, S. 44 — 48. *Characinus naschal* oder *Dentex*, und *Characinus raï*, oder *Niloticus*, S. 49 — 52.

II. *Déscription du Palmier Doum de la haute Egypte, ou cucifera Thebaïca; par M. Delile.* S. 52 — 58. Die Doumpalme (*Palma thebaïca Pocock.*, *Hyphaene crinita Gaertn.*) wächft bey den Monumenten zu Philä, Theben und Dendera, wo ihr Grün einen angenehmen Contraft mit dem Sandboden macht. Indem fie unter ihren Schatten die ftachlichten Senfitiven aufnimmt, bildet fie eine Hecke, welche die Wolken von Flugfand aufhält, und trägt alfo zur Vergröfserung des fruchtbaren Landes bey. Am fchönften wächft fie auf einer kleinen Infel unweit Girgeh, die daher auch den Namen *Doum* hat. Die Doumpalme macht eine merkwürdige Ausnahme in der Familie der Palmen, indem fich ihr Stamm am Boden in zwey Äfte theilt, die fich oft in der Höhe durchkreuzen. Sie wird gemeiniglich 8 — 10 Metres hoch, und mifst 1 Meter am Stamme im Umfange. Der Stamm ift glatt, aber mit Ringen bezeichnet, die von den abgeftorbenen Zweigen herrühren. Die Spitzen der Äfte find mit 20 — 30 Blättern gefchmückt, die Fächern gleichen, und deren Länge 2 — 2½ Metres beträgt. Die Palme trägt viele Früchte, ohne Hülfe, indem der Wind den Blumenftaub der männlichen Stämme den weiblichen felbft in beträchtlicher Entfernung zuführt. Das Mark der Frucht hat einen Honiggefchmack. Das Holz ift härter, als das der Dattelpalme, läfst fich hobeln, und wird zu Hausthüren in *Sa'yd* gebraucht. Von den Blättern verfertigt man Teppiche, Säcke, Matten. Befremdend ift die Äufserung des Hn. *Delile* S. 56. *„Il ne paroît pas,"* fagt er, *„que cet arbre ait été employé dans les hiéroglyphes. Je n'ai point vu de figure qui le représentât sur les monumens de la haute Egypte; et il est difficile de déterminer si ses fruits ou d'autres productions analogues ont servi à la composition de quelques ornemens des temples."* In der That zeigt fich das Autochthonifche der Ägypter nirgends auffallender, als in den Verzierungen ihrer Säulen, die fämmtlich aus dem Pflanzenreiche geborgt find, und zwar aus dem einheimifchen. Wie der Fufs und der Schaft der ägyptifchen Säulen häufig Nachahmung einer Pflanze ift, die aus der Wurzel ihren Stengel emportreibt: fo waren befonders die Capitäle Nachahmungen der Pflanzenkrone. Aber vorzüglich lieh der Palmbaum, nach den Veränderungen, die mit ihm felbft vorgingen, den Säulen eine grofse Mannichfaltigkeit von Verzierungen. In den Kupfern zu *Denon's* bekanntem Werke, und noch weit vollkommener und genauer in den Blättern zu den *Antiquités* diefes Werks finden wir mehrere Capitäle, die mit den Blättern der Doumpalme verziert find. Ja, wir wiffen es hiftorifch, dafs noch in der griechifch-ägyptifchen Baukunft unter den Ptolemäern die Palmen zum Mufter der Säulen dienten. *Rabiyanos* von Rhodus (b. *Athen.* L. V. p. 196. e. T. II. p. 257. Schweigh.) verfichert, dafs ein Tabernakel des Ptolemäus Philadelphus mit Säulen verziert war, die den Palmen glichen (ὡμοιωντο φοινιξιν), und den Thyrfusftäben. Auch Ptolemäus Philopator liefs einen Saal ganz im ägyptifchen Gefchmack verzieren. „Die Säulen, heifst es (am a. O. p. 206. a. T. II. p. 293), waren fchlank, und hatten abwechfelnde weifse und fchwarze Reife, die in gleicher Weite von einander ftanden. Die Capitäle (κεφαλαὶ) waren rund, und ähnlich einer aufbrechenden Rofe. An dem Theile, der der Korb genannt wird, befanden fich keine Voluten (ἕλικες), wie die Griechen fie gebrauchen, mit kraufen Blättern, fondern die Blumenkelche des Wafferlotos (λωτῶν ποταμίων κάλυκες), und die Früchte frifch blühender Palmen (φοινίκων ἀρτιβλάστων καρπός). An der unteren Leifte des Capitals erblickte man aber die Blüthen und Blätter ägyptifcher Bohnen." Die Ägypter ahmten die einheimifche Natur zur Verzierung ihrer Säulen treu nach, fo wie auch die Griechen die Vegetabilien ihres Landes, vorzüglich den fchönen Blätterwuchs des Abreth, gebrauchten. Ein fehr gefälliges Ornament, das man auf zahllofen griechifchen Monumenten, und fogar auf gemalten Vafen antrifft, ftellt nichts weiter als die gefchloffenen keulförmigen Blüthen des Geifsblattes, oder der Waldlilie dar, fo wie die fogenannten Eyer, eine bekannte Zierrath der griechifchen Architektur, den aufgebrochenen Kaftanien nachgebildet zu feyn fcheinen.

III. *Reflexions sur quelques points de Comparaison à établir entre les plantes d'Egypte et celles de France; par feu M. Coquebert.* S. 59 — 62. Diefer Auffatz über die Vergleichung der Flor Ägyptens mit der von Frankreich war von dem verftorbenen Hn. *Coquebert* zu einer Vorlefung in dem ägyptifchen Inftitut beftimmt; allein der Tod raffte ihn weg, in feiner Blüthe, 1801. Da der Boden Ägyptens in feiner ganzen Ausdehnung entweder fett und fchwarz, wie im Nilthal, oder trocken und fandig, wie in den Wüften, ift: fo zeigen auch die Gewächfe weit weniger Mannichfaltigkeit, als in Frankreich. Die Gewächfe in den Wüften haben weit ausgebreitete, fibröfe Wurzeln, womit fie, gleichfam von einem vegetabilifchen Inftinct angetrieben, die fpärliche Feuchtigkeit an fich faugen. Ihr Stamm ift faft immer hart und holzartig, befetzt mit Dornen und Stacheln; ihre Blätterfpitzen haben Nadeln, ihre Blüthen find klein, ohne lebhafte Farben, und ihr Grün ift dunkel und grau. Die ägyptifche Flor nähert fich mehr der von

Syrien, Candia und Maltha, als der von Guinea und Abyssinien, eine Bemerkung, die auch durch die Beobachtungen in den pariser Treibhäusern bestätigt wird. Die Bäume verlieren ihr Laub in Frankreich im November, in Ägypten aber erst im December und Januar. Allein hier prangen sie im Februar und März wieder mit neuem Grün, da es in Frankreich ein seltener Fall ist, dass alle Bäume im April belaubt sind. Die zahlreichen Pflanzen, welche im Schatten der Wälder oder auf den Alpen wachsen, sind in Ägypten unbekannt; allein die Küstengewächse, und die, welche im Getreide fortkommen, blühen dort so gut wie in Frankreich. Ägypten hat mehrere schattige Bäume, von denen die Pharao's-Feige (*Ficus Sycomorus*), *Mimosa Lebbek*, und die *Napeca*-Arten die vorzüglichsten sind. Ein frisch grünender Rasen kann unter einem so warmen Himmelsstrich nicht emporkommen. Desto besser gedeihen Dattelpalmen, deren Nutzen der Vf. ausführlich erzählt. Indische Pflanzen, die in stehenden Wassern wachsen, findet man in den Reisfeldern, die daher auch von Botanikern häufig besucht werden. Farrnkräuter, Moose und Cryptogamisten wachsen in Ägypten äusserst selten, auch kann die ganze ägyptische Flor kaum den vierten Theil der Gattungen (*species*) aufweisen, die Frankreich besitzt.

IV. *Système des oiseaux de l'Egypte et de la Syrie, par Jules-César-Savigny* (*Ouvrage présenté à l'assemblée générale de la Commission, le 29 Août* 1808). S. 63 — 114. Dieser Aufsatz ist der Anfang einer ausführlichen, und mit ausserordentlichem Fleisse ausgearbeiteten Ornithologie Ägyptens und Syriens. Man findet die Synonyme so vollständig wie möglich zusammengetragen, so wie sie bey den alten Classikern, bey den neueren Naturforschern, bey den Reisebeschreibern, und bey den Arabern vorkommen. Die Gattungen, die der Vf. selbst gesehen hat, sind von denen, die er nur aus Beschreibungen kennt, durch Zeichen unterschieden, so wie auch diejenigen, die nach Frankreich gekommen sind. Die erste Lieferung im Text umfasst die Ordnung der Raubvögel.

Was die Ausführung der Kupferstiche betrifft: so rühren sie von vortrefflichen Künstlern her, die bey ihrer Arbeit sich zum einzigen Zweck machten, den Geist und Charakter ihrer Originale zu fassen, und treu zu überliefern. Das Charakteristische der Raubvögel ist meisterhaft durch eine kräftige, starke Manier ausgedrückt; und wenn wir die nach Antiken und lebenden Originalen gestochenen Adler in *Albertoli's* Werke ausnehmen: so sind uns noch keine so vollkommenen Abbildungen zu Gesicht gekommen. Die Fische sind nach *Redouté's* Zeichnungen, so wie es ihr Habitus erfodert, in reicher punctirter Manier ausgeführt. Auch die Darstellung der Doumpalme, mit allen ihren Theilen, verdient das grösste Lob.

F—o.

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Coblenz*, b. Pauli u. Comp.: *Vorlegeblätter zum Schönschreiben, nebst einigen Regeln zu dieser Kunst*, von *J. A. Turk*, Professor am Collegium zu Coblenz. Ohne Jahrzahl. 7 Bogen Querfol. (1 Rthlr.)

Creveld, b. d. Vf.: *Deutsche, französische und englische Vorschriften*, von *J. Heinrigs* in Creveld. Erstes Heft. Ohne Jahrzahl. 6 Bogen Querfolio. (2 Rthlr. 4 gr.)

Leipzig, b. d. Vf.: *Neues leipziger Schreibe-Buch, für Schulen und zum Privatgebrauch.* Von *Carl Schindler*. Ohne Jahrzahl. 10 Blätter 4. (16 gr.)

Ebendaselbst: *Vorlegeblätter für Bürger- und Land-Schulen.* Von *Carl Schindler*, Schreiblehrer an der Bürgerschule zu Leipzig. Ohne Jahrzahl. 15 Blätter 4.

Die Regeln, welche Hr. *Turk* seinen Vorlegeblättern vorausgehen lässt, sind ganz der Natur des Schreibens und den Foderungen des Schreibunterrichts angemessen. Sie sind aber mehr für den Lehrer, als für den Schüler, indem sie jenen auf die Bedingungen des Schön- und Gut-Schreibens aufmerksam machen, und ihm Anweisung geben, worauf er bey seiner Unterweisung hauptsächlich zu sehen habe. Es sind ihrer nur wenige, und auch das ist gut, weil viele Regeln nur verwirrt und unsicher machen. Übrigens hat die deutsche Schrift weniger Angenehmes, als die französische, und man sieht es ihr an, dass sie von der französischen Grenze kömmt, wo sie etwas von dem Charakter der französischen angenommen. Die Buchstaben haben, vorzüglich im Alphabet, eine zu schiefe Lage, und die Canzleyschrift ist in den grossen, wie in den kleinen Buchstaben, etwas zu steif. —

Was von Hn. *T.* gesagt ist, gilt auch im Allgemeinen von Hn. *Heinrigs*, obschon die Vorschriften des letzteren, durch den von Hn. *Breitenstein* in Düsseldorf besorgten Stich, in Rücksicht der äusseren Eleganz unleugbare Vorzüge haben. In einer fast noch schieferen Lage, wie in den Vorlegeblättern des Hn. *T.*, finden wir hier die deutschen Buchstaben, und in der grösseren Schrift sind die Hauptstriche, welche gerade seyn sollten, oft ein wenig in die Krümme gezogen, was dem Auge nicht wohlthut. Desto vortrefflicher ist Hn. *H's.* englische Schrift. Alles vereinigt sich in ihr, sie dem besseren Geschmack entsprechend zu machen. Dasselbe ist auch von der französischen Schrift zu sagen, und für diese beiden Schriftarten verdienen diese Vorschriften alle Empfehlung. Die schattirten Buchstaben auf dem Titel sind eben so mannichfaltig als geschmackvoll. Rec. sieht dem zweyten Hefte mit Verlangen entgegen. —

Vor allen sind es aber die Vorschriften von Hn. *Schindler*, welche auf eine ehrenvolle Auszeichnung Ansprüche zu machen haben. Die Schrift, im Deutschen wie im Lateinischen, ist durchaus einfach und schön, und das ganze System der Züge auf richtige Grundsätze gebaut. Die deutsche Schrift hat Ernst und Würde, ohne steif zu seyn; ein Mangel der lateinischen Schrift ist die Magerkeit der Hauptstriche. Da der Vf. das Ganze unter seiner Aufsicht genau nach seinen Federzügen hat stechen lassen (von Hn. *Martin* in Leipzig): so sind die Schwingungen und Verzierungen, welche sich mit dem scharfen Stichel auf dem harten Kupfer so leicht hervorbringen, aber mit der Feder durchaus nicht nachahmen lassen, weggeblieben, und dadurch der Kupferstich einer Handschrift durchaus ähnlich geworden. Die in dem Neuen leipziger Schreibebuche gegebenen Currentvorschriften werden auch, einzeln auf Pappe gezogen, von dem Vf. verkauft.

F.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

PHILOSOPHIE.

Hamburg, b. Hoffmann: *Über die höhere religiöse Überzeugung.* Ein Beytrag zur Geschichte der Menschheit von *Johann Christian August Grohmann,* Prof. am Gymnas. zu Hamburg. 1811. XIX u. 148 S. 8. (15 gr.)

Diese Schrift enthält einen unerwarteten Versuch, den Offenbarungsbegriff philosophisch (wiewohl nicht ohne stillschweigende apologetische Hinsicht auf das Christenthum) zu bestimmen, und verdient schon als geschichtliche Merkwürdigkeit einer genaueren prüfenden Anzeige. Es ist nicht unbekannt geblieben, dass der Vf. bereits vor mehreren Jahren zwey verschiedene und einander ganz entgegengesetzte Ansichten von der Offenbarung, eine supernaturalistische in dem Buche: *Kritik der christlichen Offenbarung*, 1798, und eine naturalistische in der Schrift: *Über Offenbarung und Mythologie*, 1799, zu geben versucht hatte. Hier läfst er nun den dritten Versuch folgen, der sich nicht nur von den beiden vorigen, sondern auch von Allem, was je über Offenbarung philosophirt wurde, sehr unterscheidet. Er versteht, wie gewöhnlich, unter der Offenbarung Gottes zunächst und hauptsächlich göttliche Eingebung, jedoch eine Eingebung, welche nicht gewissen Personen, sondern allen Menschen zu Theil wird, und die dessenungeachtet nicht *durch* die Vernunft und deren Gesetz, sondern nur *an* die Vernunft eines *Jeden* geschieht, mithin unmittelbar von Gott an Alle kommt. Das Materiale derselben ist nach seiner Meinung ein reinhimmlisches Samenkorn, das in der menschlichen Vernunft einen Boden findet, der es blofs aufzunehmen, nicht aus sich selbst zu erzeugen, vermag, auf den es aber überall herabfällt. Kurz, Offenbarung im ausnehmenden Sinne ist ihm die göttliche Eingebung der Idee (oder des übervernünftigen positiven Dogma) von der versöhnenden Gnade, in sofern diese mit dem moralischen Gesetze unvereinbar ist. Er pflegt sie fast überall die *freye* Gnade zu nennen; ein Ausdruck, der wegen seiner Vieldeutigkeit zum wissenschaftlichen Gebrauche nicht wohl geeignet seyn dürfte, da mit demselben sowohl eine blofs äufsere, als eine innere Freyheit, und im letzteren Falle nicht nur die übervernünftige, sondern auch die unvernünftige oder despotische, und selbst die vernünftige bezeichnet werden kann. Der Glaube an diese innere Offenbarung ist ihm nun die einzige wahre *Vernunft-Religion*, die er, unter dem Namen der *geoffenbarten* oder *höheren*, der *natürlichen*, als dem Glauben an eine dem Sittengesetze gemäfse Vergeltung, der zum Tugendstolz verleite und ohne Trost lasse, entgegensetzt.

Da es nicht gleich in die Augen fällt, wie sich dieser Offenbarungsbegriff bey dem Vf. entwickeln konnte: so müssen wir die Veranlassung und den nächsten Zweck seiner Schrift angeben, welches denn auch zur genaueren Darstellung und Prüfung ihres Geistes dienen kann. Er wurde zu dieser neuen Erörterung, wie aus der Vorrede (S. XI) erhellt, durch die Offenbarungstheorie veranlafst, welche die in Leipzig b. Göschen 1808 erschienene Schrift des Gen. Sup. D. *Nitzsch* in Wittenberg: *de revelatione religionis externa eademque publica*, aufstellt und empfiehlt. Hier ist nun Offenbarung, im ausnehmenden Sinne, und als das betrachtet, was der Menschheit eigentlich Noth thut, und was, bey zunehmender weltlicher Cultur, ihr zum dringenden Bedürfniss werden, übrigens als äufseres Unterpfand der moralischen Güte Gottes gegen die Gefallenen Geist und Herz anzusprechen, und eine religiöse Vereinigung der Menschen zu stiften und zu erhalten geschickt seyn mufs; Offenbarung ist in dieser Schrift die göttliche, wundersame und kräftige Promulgation dessen, was unser Vf. natürliche (seiner Meinung nach der Menschheit nicht genügende, und der Gnadenverheifsung ermangelnde) Vernunftreligion nennt, eine Promulgation, die durch heilige Geschichte begründet, und durch das perfectible öffentliche Bekenntnifs derselben vollendet, und immerdar fortgesetzt wird, die also, als das äufsere, öffentlich geltende Wort Gottes, bestimmt ist, das zwar überall vorhandene, aber von innen und aufsen gehemmte und durch Weltsinn gemifsdeutete innere Wort zum Heil der Menschheit aufzuwecken und zu beleben. Diese Theorie erhielt, wie es scheint, fast ganz den Beyfall unseres Vfs. Er zieht sie in der Vorrede allen bisherigen in gewissem Betrachte vor, und legt ihr „eine wahrhaft philosophische Richtung" bey, behauptet aber (S. XI u. 102), sie sey auf dem halben Wege stehen geblieben, habe ihr Ziel nicht genug verfolgt, und es nicht völlig erreicht. Er genehmigt also zwar den Gedanken, dafs die äufsere Offenbarung nur zur Aufweckung und Förderung der in jedem Gemüthe keimenden Religiosität bestimmt seyn müsse, sucht aber dieses aufzuregende Innere richtiger und vollständiger darzustellen. So war es denn sein nächster Zweck, jene Theorie zu *vollenden*. Allein anstatt sie zu vollenden, welches nur durch deren zum Theil noch rückstän-

dige Anwendung auf den Buchstaben der biblischen Lehre, und durch Vereinigung derselben mit allen einzelnen dogmatischen Resultaten der historisch-grammatischen Auslegung geschehen konnte, und des Vfs. Sache nicht war, hat er sie, so viel an ihm lag, vernichtet. Jene Theorie begründet nämlich die, nachher auch von Anderen erwähnte und gebrauchte, Unterscheidung des *materialen* und *formalen* Supernaturalismus, indem sie für den *letzteren*, oder für das Geheimnissvolle in der Art und Weise der äusseren Offenbarung allen den Raum übrig lässt, den die Natur der Sache oder das subjective Bedürfniss eines Jeden erfodern mag, den *ersteren* aber, mithin neue Geheimnisse der Religion selbst, auf welche die Vernunft an sich nicht führen kann, als Anlässe zur moralischen Versinsterung und Erschlaffung, entfernt, und so für die christliche Offenbarung und deren immer wirksamere Fortsetzung (oder vollkommeneres öffentliches Bekenntniss) ein moralisches Interesse auch bey dem gebildetesten Theile der Menschheit zu erregen, und diesem eine so theure, aber wenig beachtete, und beym materialen Supernaturalismus wenig einleuchtende Verpflichtung fühlbar zu machen sucht. Allein dieser ihr Zweck wird von unserem Vf. durch seine vorgebliche Vollendung vereitelt. Denn die übervernünftige und mit dem Sittengesetz unvereinbare Eingebung, auf welcher die innere Religiosität beruhen soll, muss nun bey der äusseren Offenbarung den alten dogmatischen Vorstellungen, welche das Christenthum dem Aufgeklärten zu verleiden pflegen, wiederum die Thür öffnen, wie dieses auch aus den eigenen Äusserungen des Vfs. S. 85 ff. gar nicht undeutlich hervorgeht.

Fragt man nun, ob er seinen Offenbarungsbegriff gehörig bestimmt und bewiesen habe: so kann Rec. weder das Eine, noch das Andere finden. Schon an der genaueren *Bestimmung* fehlt es. Er nennt die Offenbarung ein welthistorisches Factum, und versieht den überall vorhandenen und sich äussernden Gedanken an eine dem Menschen unentbehrliche, und daher von Gott zu erwartende Sündenvergebung und Begnadigung überhaupt, ignorirt aber den Unterschied zwischen dem sinnlichen und sittlichen Verlangen nach dieser Vergebung: ein Unterschied, der ihn hätte aufmerksam machen können, indem freylich bey einem noch bloss sinnlichen Verlangen nach Gnade es gleichgültig seyn kann, ob diese Gnade als vernünftig oder als übervernünftig oder gar als vernunftwidrig zu denken sey, dieses aber von einem ächtsittlichen Verlangen sich nicht erwarten lässt. In seinen Eintheilungen des Glaubens oder der Religion (z. B. S. 70, 78) fehlt es ganz an der noch bloss sinnlichen Religion, welche dem Kindesalter sowohl einzelner Menschen, als ganzer Völker (wie die mosaische), angemessen, und dazu bestimmt ist, die moralischen Antriebe allmählich aufzuwecken, und durch diese in moralische oder höhere Religiosität überzugehen. Bey dieser erst angehenden Religiosität wird sich der Mensch freylich die Sündenvergebung als willkührlich und an das Gesetz ungebunden vorstellen müssen, weil er sich Gott noch nicht in einem moralischen, sondern nur in einem juridischen Verhältnisse, als machthabenden Oberherrn, zu denken, auch überhaupt sich wenig oder gar nicht über die Natur und die sichtbare Welt zu erheben vermag. Aber diess ignorirt unser Vf. Was er bald sinnlich-religiösen Glauben, bald natürliche Religion nennt (S. 78), ist, wie oben gedacht worden, schon ein Glaube an das moralische Verhältniss Gottes, namentlich an eine moralische Vergeltung; diesen Glauben amalgamirt er mit seinem Kinderglauben, wie er denn auch ausdrücklich (S. 60) die praktische Vernunft als zur Natur gehörig ansieht, um jene ungebundene Gnade über sie erheben zu können. So ist es denn geschehen, dass sein höherer Glaube einen Gegenstand erhalten hat, der eigentlich dem sinnlichen angehört, und der dieser höheren Religion, jener von ihm natürlich genannten gegenüber, ein sehr dürftiges Ansehen giebt. Doch die Unbestimmtheit nebst allem Hin- und Herwanken abgerechnet, und zugegeben, dass eine allgemeine Empfänglichkeit der Idee von einer unbegreiflichen, jedoch dem sittlichen Bedürfnisse des Menschen angemessenen, und zur Befriedigung desselben bestimmten Gnade gemeint sey: womit hat der Vf. diese Unbegreiflichkeit *bewiesen?* Er hat sie wirklich nur mit grosser Zuversicht vorausgesetzt. Wir finden nichts, was den Schein eines Beweises hätte, als die Bemerkung (S. 63), „dass das Moralgesetz unmöglich selbst begnadigen kann." Diess ist sehr richtig. Ein gnädiges Gesetz könnte nicht Sittengesetz seyn. Auch muss dieses „die unendliche That" fodern (S. 78). Allein was kann damit hier bewiesen werden? Gehört denn die Gnade für den Gesetzgeber? Und muss nicht der moralische Richter auf das Vermögen des zu richtenden Subjects die genaueste Rücksicht nehmen? Dem Vf. kann wohl sein Gewissen noch nie einen Vorwurf darüber gemacht haben, dass ihm die unendliche That fehlt. Und hat gleich der Begriff von einer sittlich-gnädigen Aufhebung wirklich verdienter Strafen mehrere Schwierigkeiten: so lassen sich doch diese durch genauere Revision der Begriffe von Sünde und Strafe wohl überwinden; die Behauptung des Vfs. aber muss sogleich als grundlos erscheinen, wenn die sittliche Nothwendigkeit der rechtfertigenden Gnade Gottes, deren Unerweislichkeit er als entschieden voraussetzt, in ein helleres Licht gesetzt wird. Rec. hat dieses eben jetzt, auf Veranlassung dieser Schrift, und mit einiger Rücksicht auf sie, an einem anderen Orte versucht, und will hier nur noch diess hinzusetzen, dass, wenn man mit dem Vf. eine doppelte innere Offenbarung Gottes, eine moralische oder natürliche durch das Gesetz, und eine höhere oder eigentlich religiöse durch die Idee der mit dem Gesetze unvereinbaren Gnade, annehmen wollte, die göttliche Leitung der Menschheit einer schlechten Erziehung ähnlich seyn würde, welche gemeiniglich auf der einen Seite zu viel fodert, folglich mit sich selbst im Widerspruche steht. So hat denn die in-

jener lat. Schrift *de revelatione* aufgestellte Offenbarungstheorie hier nichts weniger als ihre Vollendung erhalten. Die Möglichkeit dieser Vollendung kann aber nicht zweifelhaft seyn, wenn man den einfachen Grundsatz beherzigen und einräumen will, dass die biblische Religionslehre, die auf Herz und Leben berechnet seyn musste, keine Beantwortung metaphysischer Schulfragen enthalten, noch zunächst zu einem Spielwerk für die Schulweisheit bestimmt seyn könne; dass also die Resultate der ehrwürdigen und nothwendigen historisch-grammatischen Auslegung nur dann eine wissenschaftliche Theologie zu gewähren vermögen, wenn das ihnen stillschweigend und ohne deutliches Bewusstseyn zum Grunde liegende Idealische von der Darstellung, welche Zweck und Umstände nothwendig erfoderten, gesondert wird.

Übrigens enthält die Schrift des Vfs. noch manche verdienstliche und tiefeingehende Nebenuntersuchung, wie diess von seinem bekannten philosophischen Talent nicht anders zu erwarten war; insonderheit verdient seine Classification aller verschiedenen Offenbarungsansichten (S. 14 ff.), die er auch in eine Tabelle bringt, Aufmerksamkeit. Rec. muss indess den übrigen minder wesentlichen Inhalt übergehen. Es war ihm hauptsächlich um eine genauere Darstellung von dem Geiste dieser merkwürdigen Schrift und ihrem Verhältnisse zu jener, die sie veranlasst hatte, zu thun.

C. L. N.

THEOLOGIE.

Altona, b. Hammerich: *Kritik der gesunden Vernunft über die Schrift:* Aphorismen am Grabe der Theologie, kurz vor Einsenkung der Leiche von einem Gegenpriester des Glaubens. 1804. 109 S. 8. (10 gr.)

Dem Vf. der Aphorismen, der sich selbst einen Gegenpriester des Glaubens nennt, sind zwey seiner Meinungen, *a*) von der immer allgemeiner werdenden Verachtung des geistlichen Standes und alles Kirchenwesens, *b*) von der inneren Verächtlichkeit der Bibel selbst, gewisse Anzeigen vom erfolgten Tode der Theologie, so dass er diese für bereits eingesargt hält, und an ihrem Grabe das Lied anstimmt: Nun lasst uns den Leib begraben. Aber der Vf. vorliegender Kritik, der nach S. 41 ein Landprediger ist, und mitnichten ein Priester des Glaubens seyn will, zeigt ihm, dass seine Semiotik in der Theorie und Anwendung durchaus nichts tauge, und dass die für todt Gehaltene nicht einmal eine Scheintodte zu nennen sey, indem sie sich immer noch des Lebens und einer blühenden Gesundheit erfreue. Der Witz, womit obige beide Meinungen angefochten werden, ist theils von *Shakespeare*, *Horaz*, *Butler*, *Cervantes* u. A. geliehen, theils ist er selbst gezogenes Gewächs, aber als solches nicht überall von gleicher Güte, sondern mitunter fade und ohne Salz. Auch wird in einem Odem vom Anfang bis zu Ende fortgewitzelt, und nur S. 69 heisst es: „ich wollt', ich könnte einmal ernsthaft mit dem Gegenpriester reden. Aber ich kann nicht wohl dazu kommen, weil seine abderitische Seite immer sich mir zukehrt, so oft ich mit seiner Schwarzen anbinden will. Indess der Versuch des ernsthaft Redens lässt sich machen." Und nun folgt ein solcher, der dann auch ziemlich gelingt, und zeigt, dass der Vf. seine freyen Momente hat, und nicht immer vom Dämon der Spassmacherey besessen wird. Rec. fügt einige Proben von der Art und Kunst des Kritikers bey. Nachdem er mehrere Seiten durch die Behauptung seines Gegners, dass die Kirchen leer ständen, bespöttelt hat, fragt er ihn (S. 29): „Ist eine Kirche voll, wenn ein Zuhörer da ist? *Du.* Nein. *Ich.* Wenn zwey da sind? *Du.* Nein. *Ich.* Wenn zwanzig? *Du.* Nein. *Ich.* Wenn 60? *Du.* Nein. *Ich.* Wenn 99? *Du.* Nein. *Ich.* Wenn 100? *Du.* (besinnt dich) Ja! *Ich.* Folglich macht nur *Einer* eine volle Kirche aus, nämlich der Hundertste, da nach deiner Aussage 99 noch keine volle Kirche machten. S. 57. Du nennst dich auf dem Titel deiner Schrift Gegenpriester des Glaubens. Für oder gegen, Priester ist Priester! Kannst du diess nicht begreifen? Siehe ein, welche Mühe du mir machst! Hier ist eine Instanz. Vor Gericht steht ein Delinquent, bey ihm stehen seine Ankläger und Vertheidiger. Beide, der *accusator* sowohl als der *defensor*, heissen Advocaten; folglich wenn du als *accusator* der Theologie dich Gegenpriester selbst nennst, und wir, *defensores* derselben, in deinen Augen Fürpriester seyn sollen: so wären du und wir ja Collegen? — — Davor bewahre uns der liebe Gott! Apage! Wisse, liebes Kind, da du dich einen Gegenpriester *des Glaubens* nennst: so kannst du nie ein College irgend eines geistigen Wesens, nie der Fürsprecher irgend eines Wesens werden; diess ist so deutlich, dass, da keines derselben ohne Glauben existiren kann, und demnach Jacob. 2, 17 selbst Teufel glauben, du nicht einmal *advocatus diaboli* zu werden vermöchtest." S. 80. Bey Gelegenheit des Anstosses, welchen der Aphorismenschreiber an den Obscönitäten in der Bibel nimmt, sagt der Vf.. Er (der Aphoristicus) hasst, wie ich vermuthe, bloss *aus Keuschheit* die Wahrheit, weil diese Göttin beständig *nackt* dargestellt wird? Und so wird durchgängig der Gegner mit der tiefsten Verachtung behandelt, doch aber auch für wichtiger genommen, als er ist, indem sich der Vf. Mühe giebt, alle seine Einwürfe von Grund aus zu widerlegen, wo denn Vieles vorkömmt, z. B. die Lösung mancher scheinbarer Widersprüche in der Bibel, die Darstellung des Heimsuchens der Sünden der Väter an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied, u. dergl., welches eines besseren Orts und einer besseren Gelegenheit werth gewesen wäre.

D. d.

Göttingen, b. Röwer: *Versuch einer vollständigen Einleitung in das Evangelium des Johannes* von *J. A. L. Wegscheider*, Dr. und Prof. der

Theologie und Philos. zu Rinteln (jetzt zu Halle). 1806. 338 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Das Verdienst dieser Schrift besteht darin, dass so ziemlich Alles, was vorher über das Evangelium Johannis überhaupt geschrieben war, darin angezeigt, ausgezogen, zusammengestellt, verglichen, und mit Einsicht und Bescheidenheit beurtheilt ist. Seit *Lampe's* Einleitung in seinem Commentar war in der That nichts Ähnliches geschrieben worden, und die vorliegende Einleitung, obgleich minder aus den ursprünglichen Quellen selbst abgeleitet, umfasst doch mehr und ersetzt zugleich, was bey dem Vorgänger nicht mehr brauchbar war. Die Gegenstände sind. Leben und Charakter des Johannes, Authentie, Kanonicität, Integrität, Ort und Zeit der Abfassung, Zweck, Ursprache seines Evangeliums, schriftstellerischer Charakter des Evangelisten überhaupt; ein raisonnirendes Verzeichniss der wichtigsten älteren und neueren Erklärungsschriften über das Evangelium macht den Beschluss. Besonders schätzbar ist, dass der Vf. alle Gründe für und wider die Ächtheit des Evangeliums zusammengestellt, und mit einer unparteyischen Kritik beleuchtet, und die Ächtheit selbst siegreich gerettet hat. Die Untersuchung muss zwar, so wie in allen Stücken, also auch in Beziehung auf die biblischen Bücher frey bleiben und sich willkührliche Fesseln weder selbst anlegen noch von Anderen anlegen lassen. Aber wenn doch offenbar hervorgeht, dass die Authentie und der Werth heiliger Bücher nicht aus inneren und äusseren Gründen, sondern um etwas Neues zu sagen, um Aufsehen zu machen, um dem Geiste der Zeit zu fröhnen, aus Geringschätzung des Heiligen, der Stimme der Tradition und den redendsten inneren Spuren zuwider, angegriffen und bestritten wird; wenn diess selbst herrschender Ton zu werden beginnt: so muss den Freund ächter Kritik, der Religion, des Christenthums und der Kirche jede Bemühung zum entgegengesetzten Zwecke desto mehr freuen. Seit dieser Einleitung, und zwar vier Jahre nachher, haben wir eine neue in *Eichhorns* Einleitung in das N. T. II. Bd. erhalten. In wesentlichen Puncten stimmen beide Vff. überein. Doch kann die eichhornische auch in gewissen Stücken zur Prüfung, Berichtigung und Erweiterung der früheren dienen. Diese wird übrigens keineswegs dadurch entbehrlich, sie enthält Manches mehr und anders, als die später herausgekommene, welche auch mehrmals nur auf sie zurückverweist.

T. D.

KLEINE SCHRIFTEN.

Theologie. *Wittenberg*, b. Grässler: *De gratiae Dei justificantis necessitate morali.* Prol. I. — — auctore *Car. Ludov. Nitzsch*, Theol. P. O. etc. 1812. 24 S. 4. Wäre die rechtfertigende Gnade Gottes, — diess ist der Hauptinhalt dieser, von Hn. Gen. Super. D. *Nitzsch* in Wittenberg als akademisches Weihnachtsprogramm herausgegebenen Schrift, — unbegreiflich und aus dem Sittengesetze nicht erklärbar: so würde die Heiligkeit dieses Gesetzes durch die Religion selbst, und gerade da *verdunkelt*, wo diese das Herz zunächst ansprechen und ergreifen muss, eben daher aber in diesem Falle einen der wahren Tugend ungünstigen Totaleindruck machen müsste. Da diess der sittlichen Bildung des Menschen, mithin dem Hauptzwecke der Gottheit entgegen seyn würde: so darf es nicht angenommen werden. Aber die Unbegreiflichkeit jener Gnade ist auch gar nicht erweislich. Der vorgebliche Widerspruch, in welchem sie mit der Heiligkeit und Gerechtigkeit stehen soll, verschwindet, sobald man erwägt, dass der Werth sowohl, als die Schuld des Menschen, vernünftiger Weise nur nach der Beschaffenheit seines Willens beurtheilt, und ein unendlicher Werth oder eine unendliche Verschuldung, deren er an sich, bey seiner Beschränktheit, gleich unfähig ist, nur mittelst einer richterlichen Zurechnung, nachdem der Wille gut oder böse ist, ihm beygelegt werden könne. Diese Zurechnung ist indessen dem Sittengesetze gemäss. Denn wäre der gute Wille nicht beschränkt: so würde er in Heiligkeit übergehen; und wäre es der böse Wille nicht auch: so würde er die ihm hinderlichen heiligen Antriebe ganz unterdrücken, mithin zur unheilbaren Bosheit werden. Hieraus folgt nun sogleich, dass die Rechtfertigung des Unvollkommenen, der nach bestem Vermögen der Vollkommenheit des Urbildes der gottgefälligen Menschheit, als des ewig geliebten Sohnes Gottes, nachstrebe, der Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes nicht entgegen seyn könne. Es würde ungerecht seyn, mehr von ihm zu fodern, als er wirklich vermag; und so kann die Güte ihm das zurechnen, wonach er mit Ernst strebt. Aber diess gilt auch von der Begnadigung des Schuldigen, sobald er sich bekehrt, mithin bereit ist, um des Guten willen Alles zu dulden. Denn nun kann die Zurechnung einer unendlichen Verschuldung nicht mehr Statt finden. Es bleibt nur seine Verschuldung an sich, oder sofern sie endlich ist, und durch endliche Schmerzen gebüsst werden kann, übrig. Diese Schmerzen aber sind, in einer moralischen Ordnung der Dinge, mit der Sinnesänderung und Heiligung ganz in eben dem Masse, in welchem sie verdient waren, verbunden. Durch sie geschieht also der Gerechtigkeit, welche hier (als moralische Gerechtigkeit) ein Mehreres nicht fodern kann, völlige Genüge; und es ist die Güte selbst, welche ihr diese Genugthuung zuwendet, indem sie dem Bekehrten jene verdienten Schmerzen (Strafen) nun als wohlthätige Schmerzen (Züchtigungen) auflegt, folglich auf eine mit der Gerechtigkeit völlig einstimmige Weise sich äussert. Sie kann dem Menschen das, was er vermöge der moralischen Sinnesänderung erdulden will, der Gerechtigkeit unbeschadet, als schon wirklich erduldet in jedem Augenblick zurechnen; woraus denn die religiöse Beruhigung der Bekehrten völlig erklärbar wird. — Man sieht, dass die Widerlegung jener Einwürfe auf genauerer Bestimmung der Begriffe von menschlicher Sünde, von Strafe und von Vergebung beruht, und dass diese philosophirende Abhandlung den Zweck hat, in eine eben so wichtige als bisher dunkele Hauptlehre der Religion neues Licht zu bringen. Eine exegetische Behandlung eben derselben Materie soll nachfolgen. Die nächste Veranlassung hatte dem Vf. eine Schrift des Prof. *Grohmann* in Hamburg gegeben (*Über die höhere religiöse Überzeugung.* Hamburg 1811. 8.), in welcher die Unbegreiflichkeit der versöhnenden Gnade Gottes als unzweifelhaft gewiss vorausgesetzt war.

R. R. K.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

LITERATURGESCHICHTE.

WITTENBERG, b. Zimmermann: *Lebensbeschreibungen und literarische Nachrichten von den wittenbergschen Theologen seit der Stiftung der Universität* 1502, *bis zur dritten hundertjährlichen Säcularfeyer* 1802; aus den Matrikeln und anderen glaubwürdigen Urkunden. Ein Beytrag zur kursächs. Reformations- und Kirchen-Geschichte von M. *Johann Christoph Erdmann*, Archidiac. an der Pfarrkirche. 1804. 220 S. 4.

Dieses mit dem mühsamsten Fleisse bearbeitete sehr schätzbare Werk enthält einen wichtigen Beytrag zur Erläuterung der wittenbergischen akademischen, und überhaupt der allgemeinen deutschen Literargeschichte. Zwar haben schon *Bismark* in *Vita praecipuor. Theologorum* und *Balthas. Menz* in *Elog. praecipuor. Doctorum* (Witeb. 1606. 8) diesen Gegenstand abgehandelt, und man kann nicht leugnen, dass die von ihnen gelieferten Biographieen zum Theil sehr ausführlich sind; allein sie verbreiten sich nur über die vorzüglichsten Lehrer, die bis zu Ende des 16 Jahrhunderts lebten, mit Ausschluss aller anderen weniger berühmten Männer, und ihre Schriften sind überhaupt so selten, dass man sie in vielen Bibliotheken vergeblich sucht. Andere biographische Nachrichten, z. B. vor den *Consiliis Theol. Witeberg.* (Francof. 1665. f.) und in *Deutschmanns* Disp. *de perpetuo Christianorum Jubilaeo* (Witeb. 1667. 4) verdienen kaum bemerkt zu werden, weil sie nur in einem sehr unvollständigen Verzeichnisse bestehen. Im vorliegenden Werke werden die sämmtlichen theologischen Lehrer von *Johann Staupitz* bis *Joh. Fried. Schleusner* beschrieben. Der Vf. bediente sich nicht nur der bekannten literarischen Hülfsmittel, sondern machte auch Gebrauch von handschriftlichen Nachrichten aus dem Universitätsarchiv, und ward dadurch in den Stand gesetzt, die in Jöcher und Anderen vorkommenden Fehler zu verbessern. Durch einen sorgfältigen Gebrauch dieser Mittel haben selbst die Lebensbeschreibungen allgemein bekannter Männer, Luthers, Melanthons u. A., an Interesse gewonnen. Von den Schriften der theol. Lehrer sind nach einer zweckmässigen Auswahl nur die vorzüglichsten bemerkt, und die Werke, in welchen eine vollständigere Anzeige zu finden ist, allenthalben nachgewiesen worden. Die crasse Orthodoxie und Verketzerungssucht der ehemaligen wittenbergischen Theologen finden an dem Vf. keinen Vertheidiger, vielmehr missbilligt er sie bey jeder Gelegenheit, besonders im Leben Deutschmanns S. 93 f., und verschweigt es nicht, dass der Feuereifer der wittenbergischen Zionswächter Calovs u. A. den Kurfürsten von Brandenburg (so muss es S. 90 heissen) veranlasst habe, im J. 1662 seinen, der Theologie sich widmenden Landeskindern den Besuch der Universität zu untersagen. Doch ist er übrigens sehr billig und schonend im Urtheilen, und vertheidigt mehrere verdiente Männer, vorzüglich *Valent. Ernst Löscher* und *Carl Gottlob Hofmann* wider unverdiente Vorwürfe. Er beschliesst sein Werk S. 208 ff. mit sehr lehrreichen Bemerkungen über die ehemaligen theologischen Grade, Promotionsfeyerlichkeiten und Kosten, die für das Doctorat mit allen vorhergehenden Graden, nach einem Aufsatze von Luther, 41 fl. 7 gr. betrugen; über die veraltete akademische Terminologie: *Vesperiae, Emancipator, aula doctoralis, Galli*, worüber aus den Statuten der pariser und wiener Universität, und aus der wittenberg. theolog. Matrikel sehr befriedigende Aufklärung mitgetheilt wird. — Da der Vf. mit der rühmlichsten Sorgfalt bey seinen literarischen Arbeiten die möglichste Vollständigkeit zu erreichen strebt, wie die bisher von ihm herausgegebenen Schriften und zahlreichen Nachträge im gegenwärtigen Werke S. 165 — 204 bezeugen: so will Rec., der seit mehreren Jahren an einer ausführlichen Gelehrtengeschichte der sächsischen Universitäten gearbeitet hat, durch einige, zum Theil aus ungedruckten Nachrichten entlehnte Zusätze, den S. 2 geäusserten Wunsch zu erfüllen suchen. — *Johann von Staupitz* war Anfangs Prior des Augustinerklosters in Tübingen, ward das. 1500 Doct. der Theol., und 1502 Provincialvicar seines Ordens. Dieses Amt überliess er 1520 den unten vorkommenden Wencesl. Linck. Weil er als Vicar immer herumreisen und die Klöster visitiren musste: so konnte er sich selten in Wittenberg aufhalten. Kurfürst Friedrich der Weise wollte ihm zur bischöflichen Würde verhelfen, aber Luther widerrieth es in einem Briefe von 1516, „*quod in spiritualibus nimis esset coecus.*" Seine Schriften ascetischen und mystischen Inhalts sind ausser den von Arnd herausgegebenen in der Originalausgabe sehr selten. — S. 5. *Martin Polich* verliess Leipzig auch wegen einer Streitigkeit mit dem bekannten Conrad Wimpina. Unter seinen Schriften verdienen besonders *Anatom. a Mundini emendata*, Lips. 1493. 4, bemerkt zu werden. (Panzer. Annal. typogr. I. p. 480). *S. Friedr. Börners Comment. de vita et meritis Polichii.* — S. 7 *Trutfetter*, ein eifriger Scholastiker, st. zu Erfurt 1519. Luthers Lehrer in Eisenach, und zuletzt, sobald dieser die scholastische Theologie zu bestürmen begann,

sein unversöhnlichster Feind. Bey der Nachricht von seinem Tode schrieb Luther in einem Briefe: „*Timeo, et me causam acceleratae suae mortis fuisse, tantum aegritudinis fuit animo ejus ex meis, ut dicitur, prophanationibus cet.*“ S. Eckhards Pr. von Jodoc. Trutfetter. Eisenach 1791. 4. — *Paul Carnificis*, eines Fleischhauers Sohn (so nannten sich damals mehrere Gelehrte nach dem Gewerbe ihres Vaters: Sartoris, sutoris, tinctoris, torneatoris), erhielt als Franciscaner zu Leipzig 1491 die theol. Doctorwürde in Erfurt. — S. 8. *Nicolaus Fabri*, war Anfangs Lector der Philos. in Leipzig, und gab das. 1499 *Nic. Beroaldi Comment. in septem sapientum sententias* bey Jac. Thanner in Druck. — S. 9. Nach Wolfg. Ostermeyer aus München ist *Alexand. Schwennig* einzuschalten. Er war ein Minorit, seit 1509 Doctor in Wittenberg, und präsidirte im folgenden Jahre bey des nachmaligen Prof. Fontanus Baccal. Disp. — Von *Wencesl. Linck* S. 9 giebt auch *Will* im nürnberger Gel. Lexic. II. S. 445 — 453 ausführliche Nachricht. Sein vorzüglichstes, jetzt sehr seltenes Werk sind die Annotationen über die Bücher des A. Test. 3 Theile Strasb. 1545. 4. Die S. 11 als eine besondere Schrift bemerkten *Scholia in libr. Mosis* machen den ersten Theil dieses Werkes aus. — Dass *Carlstadt* die rotenburg. Unruhen erregt habe, was man bisher mit Scheingründen zu widerlegen suchte, ist aus dem gleichzeitigen Aufsatze des würzburg. Secret. *Fries*, in Stumpfs Denkwürdigkeiten, Heft 2 von 1802, völlig entschieden. In Jena errichtete er zu Anfange des Jahres 1524 eine Buchdruckerey — ein Umstand, der bisher ganz unbekannt war. Luther suchte es bey dem Kanzler Pontanus dahin zu bringen, dass er seine Schriften vor dem Abdruck an den Hof zur Beurtheilung einschicken sollte. Man sieht hier, und aus dem ganz ähnlichen Verfahren wider Thomas Münzer, dass Luther auch durch Censurbedrückungen für seinen Plan zu wirken suchte. Die fabelhaften Erzählungen von Carlstadts Tode widerlegt Luthers Brief an Jacob Probst: „*Carlstadius peste interiit, pestis ipse ecclesiae Basiliensis.*“ Die letzten Worte sind wider die Wahrheit. Carlstadt war einer der verdientesten Lehrer in Basel. „*Non est talis,*“ schreibt Bullinger, *qualem pinxit Lutherus.* — S. 19. *Wenceslaus Stockheim* und *Andr. Hofrichter* waren nicht aus Orleans. Diesen Geburtsort dichtete Suevus, da er aus Unbekanntschaft mit dem Ductus der alten Handschriften, für *Augustinianus*, Aurelianus drucken liess: „*Andr. Hoffrichter Aurelianus, praes. Wenceslao, itidem Aureliano, Witemb. Conventus Priore.*“ Der als Präses angegebene *Wencesl.* war nicht *Stockheim*, welcher als Baccal. sentent. bey einem formato nicht präsidiren durfte, sondern *Wencesl. Linck.* Die Worte also bey unserem Vf. S. 20: *Conventus pastor*, sollen eigentlich *Conventus Prior* heissen. Hofrichters Geburtsort war nach dem Catal. Promot. S. 161 Munerstadt. *Stockheim*, und der auf ihn folgende *Simon Heins*, gehören nicht in dieses Verzeichniss. — S. 21. *Johann Dolz*, aus Feldkirch, lehrte Anfangs 12 J. zu Wittenberg Physik nach dem Aristoteles, starb, nach Spalatins Annalen, im Jul. 1523. Er hat noch einige Jahre früher, als Luther, einen, jetzt äusserst seltenen, deutschen Katechismus geschrieben. Der weiter unten bemerkte Joh. Dolscius aus Plauen, ist ein Anderer dieses Namens. — S. 22. *Petrus Fontanus*, aus Pirna, Guardian des Minoritenklosters in Wittenberg, ward 1520 Provincial der Franciscaner in Sachsen, verliess aber bald darauf den Orden, und bekannte sich in Breslau zur evangelischen Lehre. Auf eben dieser Seite verdient *Franc. Lambertus*, aus Avignon, nachmal. Prof. zu Marburg, noch angemerkt zu werden. Er lehrte 1523 zu Wittenberg; mit welchem Erfolg, zeugt sein Bittschreiben an den Kurfürsten um Gehaltszulage: „*Novissime Lucae evangelion sex mensibus interpretatus sum, et ab omnibus simul, qui me audierunt, 15 tantum grossos accepi.*“ Die über den Hoseas, Lucas und Hohelied gehaltenen Vorlesungen sind zu Strassburg 1525 in Druck erschienen. — *Melanthon*, wie der Vf. richtig schreibt, denn so schrieb er sich seit ungefähr 1540 in allen seinen Schriften und Briefen, war eigentlich nicht Prof. der Theologie, und konnte es nicht seyn, da er keinen höheren Grad als das biblische Baccalaureat erhalten hatte. Das philosophische Decanat hat er noch 1548, das theologische aber nie verwaltet, ob er gleich nach Luthers Tode bey allen theologischen Disp. präsidirte. Da sein Lehramt der griech. Sprache 1528 dem nachmal. sächs. Kanzler Franz Burkhard und 1537 dem bekannten Vitus Ortel von Winsheim überlassen ward: so kann man annehmen, dass er Prof. primar. und der Akademie Director war. Diess scheint die Rectormatrikel von 1560 zu bestätigen, wo er „*gubernator studiorum et disciplinae in hac academia*“ genannt wird. Die von ihm gehaltenen philosophischen Vorlesungen wurden nach seinem Tode unter mehrere Professoren vertheilet. — S. 32. *Georg Major* übernahm nicht 1556, sondern 1551 an Spangenbergs Stelle die Aufsicht über die mansfeld. Kirchen, ward aber im folgenden Jahre von Graf Albrecht von Mansfeld entlassen, weil er paradoxe Meinungen auf der Kanzel vorgetragen haben sollte, und ging nach Wittenberg zurück. — S. 40. *Friedr. Widebram*, bekannt durch eine poetische Übersetzung der Psalmen (Strasb. 1572) und mehrere Gedichte, war schon als 21 jähriger Jüngling des Lobspruchs würdig, den ihm Melanthon ertheilt: „*Scribit eleganter carmen et solutam orationem, et est vir honestus, placidissima natura, excellens musicus, eruditus etiam in omni philosophia.* — S. 45. Von *Joh. Schütze* stehen verschiedene theol. Bedenken in Bidenbachs Sammlung, z. B.: Ob wandelnde Geister in der Irre umgehen? Die ihm beygelegte Schrift: 50 Ursachen, warum die Calvinisten zu meiden sind (Eisleb. 1579. 8) hat einen anderen Schütz, Prof. zu Riestädt in Thüringen, zum Verfasser. — S. 59. *Samuel Hubers* ungestümen Charakter schildert Dav. Rungius mit wenig Worten treffend, in einem Briefe von 1597: „*Nihil in illo ingenio moderati est, sed omnia militaria, planeque spiritum illum gladiatorium, Helvetiis proprium redolentia.* Er war nämlich ein geborner Schweizer. Dass der Administrat. Friedrich Wilhelm 14000 fl. auf seine Besserung verwendet habe, versichert Ge. Mylius in einem handschriftlichen Aufsatze. — S. 75. *Balthasar Meisner* war, wie seine

Vorgänger Hutter und Balduin, eine Geissel der Reformirten. Der im Jahre 1614 erfolgte Übergang des Kurfürsten Joh. Siegismund zu Brandenburg zur reformirten Confession weckte den Eifer der wittenbergischen Theologen. Meisner regte sich zuerst. Er schrieb noch in diesem Jahre eine Abhandlung: *de Calvinismo fugiendo, ob principium ejus incertum, quod est rationis speculatio*, und befehdete die Reformirten in seiner vormals sehr geschätzten *Philosophia sobria*, von welcher ein Prof. der Theol. in Leiden das Urtheil fällte: *Sobria quidem, sed odio et acerbitate in Reformatos ad summum usque gradum ebria.* — S. 88. *Abrah. Calov* ist höchst wahrscheinlich Erfinder der ehemaligen geschmacklosen Jahrgänge in Predigten. Sein Ansehn trug viel dazu bey, dass sich diese Methode durch seine Schüler so allgemein verbreitete. Sein ausgebreiteter Ruf, in dem er stand, machte ihn stolz. Er liess es geschehen, dass man ihm auf dem Titel einer unter seinem Vorsitz 1683 vertheidigten Disp. *de Luthero ante Lutherum*, die Ehrentitel beylegte: *Doctor Theologiae incomparabilis, de genuina Christi ecclesia meritissimus — circuli Elect. Sax. Superint. general. eminentissimus, Doctorum Theologiae presbyter intra et extra Germaniam famigeratissimus.* Man hat hieraus schliessen wollen, er habe sich im gewöhnlichen Umgange *Eminenz* nennen lassen. Im folgenden Jahre schrieb er sich: Aller Doctoren und Profess. der Theol. Augsburg. Confession in und ausser dem heil. Röm. Reiche Senior. Dass seine *Historia syncretistica* von 1682 auf kurfürstl. Befehl confisciret ward, war für ihn die empfindlichste Demüthigung. — S. 101. Von *Neumanns Theologia aphoristica* besorgte Weikhmann 1763 die 4 Auflage. Das Buch würde sich nicht so lange im Ansehen erhalten haben, wenn nicht Ernesti darüber gelesen hätte. — S. 118. Die kleineren histor. und chronolog. Schriften des zu seinen Zeiten berühmten *Joh. Wilh. Janus* gab Kloz zu Halle 1769 mit dem Leben des Vf. in Druck. — Dieser Zusätze ungeachtet, die, wenn es der Raum gestattete, leicht vermehrt werden könnten, verdient die Schrift des Vfs., *Grohmann's* Annalen mit allem Recht an die Seite gesetzt zu werden.

J. F. K.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. 1) Leipzig, b. Fleischer d. J.: *Ein Wort der Ermunterung an christliche Religionslehrer*, in einer — bey der Investitur des Stift-meissnischen Superintendens und Consistorial-Assessors zu Wurzen, Hn. M. *Chr. Ant. Aug. Fiedler*, d. 30 May 1808 vor dem Altar der Stiftskirche zu Wurzen gehaltenen Rede, gesprochen von D. *Joh. Georg Rosenmüller*, des Hochstifts Meissen Senior und Cantor, Prof. Primar. der Theol. u. Sup. zu Leipzig. 1808. 38 S. gr. 8. (3 gr.)

2) Leipzig, b. Beygang: *Predigt am dritten Sonntage des Advents, den 11 Dec. 1808 in der Universitätskirche zu Leipzig* gehalten von Dr. *F. V. Reinhard*, königl. sächs. Oberhofprediger und Kirchenrathe. 32 S. gr. 8.

3) Leipzig, in M. Schömanns Disputations-Handl.: *Predigt am ersten Januar des Jahres 1809, bey der Einweihung der wiederhergestellten Thomaskirche zu Leipzig* gehalten von D. *J. G. Rosenmüller*, Superint. 29 S. gr. 8.

Nr. 1. Ein kräftiges, väterliches Wort *über die Pflichten eines Religionslehrers in unseren Zeiten*, bey den vielen gerechten Klagen über immer höher steigende Gleichgültigkeit gegen Religion und Cultus, über immer mehr sich verbreitende Sittenlosigkeit etc. Nachdem auch dieser würdige Greis es hier laut gesagt hat, was durchaus nicht geleugnet werden kann, dass viele Prediger im gutgemeinten, aber nicht immer mit Besonnenheit geäusserten Eifer über Kirchenbesuch, Abendmahlsgenuss u. s. w., als *opus operatum*, zu der Lauigkeit und Gleichgültigkeit dagegen viel beygetragen haben (wir rufen hier ins Gedächtniss zurück, dass schon Zollikofer bey *seinem* Publicum es nöthig fand, eine Reihe Predigten zu halten, *Warnungen vor dem Missbrauche der reinen Religionserkenntniss*), spricht er, zu seinem eigentlichen Thema übergehend: „Es würde zu nichts helfen, wenn wir mit feiger Muthlosigkeit unsere Zeiten nur bloss beklagen, nur über das Verderben — — unthätig seufzen wollten. Durch blosse Klagen und Seufzer wird kein Übel gehoben. Mit Muth und Standhaftigkeit müssen Alle, die den besonderen Beruf dazu haben, insbesondere christliche Lehrer, dem Verderben entgegen arbeiten. Diess wird aber nicht möglich seyn, wenn sie ihren Zuhörern die Religion nicht in ihrem rechten Lichte darstellen, wenn sie die Lehren derselben ohne Leben, ohne Geist, ohne Zusammenhang, ohne Gefühl und auf eine solche Art vortragen, dass die aufmerksamsten Zuhörer nie recht lernen können, was ihre Religion eigentlich ist, und wie sie die Wahrheiten derselben zu ihrer Besserung und Beruhigung anwenden sollen. (In einer Note warnt er Prediger vor einem gewissen philosophischen Galimathias und vor dem neuen Mysticismus, welcher jetzt Beyfall findet. „Man kann, sagt er mit vollem Rechte, sich wahrhaftig keinen vortheilhaften Begriff von dem Verstande eines Predigers machen, der nicht einmal überlegt, zu wem und in welcher Absicht er spricht. Dabey wird auf einen Aufsatz in *Schuderoffs* so stark angetastetem und doch so lesenswerthem Journal für Veredelung des Prediger- und Schullehrer-Standes, 5 Jahrg. 1 Bd. 1 Stück: *Über Religion als Poesie*, hingewiesen. Wir erlauben uns bey dieser Gelegenheit eine Rüge ähnlicher Art. Religionslehrer klagen jetzt oft und stark über gesunkene Religiosität und Moralität. Aber nicht bloss durch jenen philosophischen Galimathias und den Mysticismus, durch den Manche Religion in Poesie, oder besser in einen leeren Klingklang verwandeln, sondern überhaupt durch eine unweise Neuerungssucht, durchs Einmischen ganz fremdartiger Gegenstände in die Religion und vorzüglich durch ein mit der Würde ihrer Sache und ihres Standes sich durchaus nicht vertragendes Benehmen, auffallende Kleidung, ein sich der Welt unbesonnenes leichtsinniges Gleichstellen, durch ein — wir wollen hier das geringste Wort wählen — zu liberales äusseres Leben, sind Viele sehr viel Schuld an allen den Übeln, über die sie — manche vielleicht, ohne dass es ihnen mit dieser Klage ein Ernst seyn mag — öffentlich klagen. Ein Specialsuperintendent gab neulich zweyen Landschullehrern als Probekatechisationen, mit den Schulkindern zu halten, dem einen zum Thema auf: Der Nutzen des Ackerbaues, dem anderen: Die verschiedenen Monarchieen Europa's!!! Das soll Aufklärung beweisen, durch dieses Haschen nach Neuem, Aufsehen erregendem, will man imponiren und sich bey den Kindern der Welt, die ja immer klüger seyn wollen als die Kinder des Lichts, beliebt machen, und macht sich bey allen Verständigen, und die grosse Sache der Religion bey allen Unverständigen lächerlich.) Nach 1 Tim. 4, 1, 2 und 12, legt nun der ehrwürdige *Rosenmüller* den Religionslehrern ihre Pflichten mit Nachdruck und Liebe ans Herz, und sagt, besonders in einer gehaltreichen Note, wie Strafpredigten zu unseren Zeiten beschaffen seyn müssen. Wir empfehlen diese wenigen Blätter zur innigsten Beherzigung allen Religionslehrern. Sie zeichnen sich freylich nicht durch Prunk und Flitter aus; einfach, wie Alles, was dieser Redner sagt, aber mit Kraft und Herzlichkeit, ist dieses Wort gesprochen, und wahrlich, es ist ein Wort der Wahrheit und ein Wort zu seiner Zeit.

No. 2. Als Mitglied der Commission, zur Revision der

Universität Leipzig, hielt sich der sel. *Reinhard* einige Wochen in dieser Stadt auf. Er wurde ersucht, einen Vortrag in der Universitätskirche zu halten, und bey fast überfüllter Kirche hielt er, mit grossem ungetheiltem Beyfall, über das gewöhnliche Sonntagsevangelium, einen Vortrag: *Über den Kampf aller wahren Christen wider den verderbten Geist der Zeit.* Dieser Kampf ist ein Kampf wider die vier Hauptübel, die der verderbte Geist der Zeit an sich zu haben pflegt; also ein Kampf *für die Wahrheit wider den Irrthum, für das Recht wider die Gewalt, für die Tugend wider die Selbstsucht, für würdigen Genuss wider die Sinnlichkeit.* Die Gründe, die jeden wahren Christen zu diesem Kampfe verpflichten, sind folgende: a) *Der muthige Kampf wider alles Böse ist der unterscheidende Beruf und die eigentliche Bestimmung aller wahren Christen*; b) *er ist das Ehrenvollste, was wir thun können*; c) *er ist nicht vergeblich*; d) *die Folgen dieses Kampfes sind unermesslich und ewig.* Für die Verehrer der Vorträge Hn. *R's.*, bedarf es unserer Anpreisung dieser tief gedachten und kräftig ausgeführten Predigt nicht. Am Schluss derselben spricht er zu den Lehrern und Studirenden der Universität mit Zartgefühl, aber auch mit edler, würde- und liebevoller Freymüthigkeit. Mit wenigen Worten gedenkt er auch seines ehemaligen akademischen Lehrerlebens, und freut sich der Ehre und des Glücks — Gott dafür preisend — diesem die muntersten Jahre seines Lebens gewidmet zu haben.

No. 3. Die Thomaskirche in Leipzig wurde gleich beym Einmarsch der Franzosen im J. 1806 zu einem Stroh- und Heu-Magazin genommen. Im Sommer und Herbst 1808 wurde sie wieder zur Aufnahme religiöser Versammlungen eingerichtet, und den 1 Jan. 1809 feyerlich eingeweiht. Über Psalm 84, 2. 3 hielt der würdige Hr. *Rosenmüller*, der in der Zwischenzeit in der entfernten Petrikirche seine Vorträge hatte halten müssen, gewiss zu seiner, wie er auch selbst bezeugt, herzlichen Freude diese Einweihungspredigt. Er zeigt darin: *Welche grosse Wohlthat es ist, wenn eine christliche Gemeinde sich in einem Hause des Herrn ungestört zum gemeinschaftlichen Gottesdienste versammeln kann; a) weil der gemeinschaftliche Gottesdienst eines der vornehmsten Mittel ist, das Christenthum unter uns und unseren Nachkommen zu erhalten; und b) weil zweckmässige Theilnahme an demselben jedem Christen insbesondere das edelste Vergnügen und die seligsten Vortheile gewähren kann.* Alles plan, einfach, aber deutlich und herzlich. Angehängt sind dieser Predigt einige historische Anmerkungen zur Erläuterung mancher Hinweisungen auf geschichtliche Data im Vortrage selbst.

J. J.

1) *Dresden* und *Leipzig*, b. Hartknoch: *Predigt am grünen Donnerstage des Jahres 1806 gehalten*, und auf Verlangen dem Druck überlassen von D. *Franz Volkmar Reinhard*, kurf. Oberhofpr. und Kirchenr. 31 S. gr. 8. (3 gr.)

2) *Dresden* und *Leipzig*, b. Hartknoch: *Predigt am Feste der Kirchenverbesserung d. 31 Oct. 1809 zu Dresden gehalten v. D. Franz Volkmar Reinhard.* 36 S. gr. 8. (4 gr.)

Die Predigt No. 1., über die Epistel des Tages gehalten, hält Rec. für eine der gelungensten Arbeiten des Vfs. Er zeigt in ihr, dass das Abendmahl des Herrn unserem Geiste gebe — *Sammlung*, wenn sich Alles um uns her *zerstreut*; *Erhebung*, wenn Alles um uns her in Sinnlichkeit versinkt; *Befestigung*, wenn der Unglaube Alles wankend macht; *Erweiterung*, wenn die Selbstsucht alle Herzen verengt; *Beruhigung*, wenn Gewalt und Ungerechtigkeit auch uns drücken; und *Hoffnung des ewigen Lebens*, wenn die Erde nichts mehr für uns hat, und die sichtbare Welt uns von sich stösst. Gründlich, kräftig und in der schönen gerundeten Sprache, die wir an ihm gewohnt sind, die hier aber noch gewählter und einladender, wie in manchen anderen seiner Vorträge, uns zu seyn scheint, mit Benutzung sehr zweckmässig eingewebter Bibelstellen, hat Hr. *R.* seine Überzeugungen vom Abendmahl des Herrn freymüthig dargelegt: Überzeugungen, die jeder denkende und fühlende Christ mit Vergnügen mit ihm theilt. Dieser Vortrag hatte seine eigenen Schwierigkeiten, aber meisterhaft hat er sie alle überwunden. Besonders wird dadurch einleuchtend, wie vortrefflich der Vf. die Bibel zu gebrauchen versteht. Wie wenige Prediger unseres Zeiten, deren Arbeiten auch nicht zu den alltäglichen gehören, werden ihm hierin gleich kommen! Diess ist einer der glänzendsten Vorzüge der reinhardischen Predigten, von dem zu wünschen wäre, dass besonders junge Prediger ihn sich anzueignen strebten. — Möchte nur dieses gewichtigte Wort, zu Gunsten einer so ehrwürdigen, wohlthätigen Anstalt, in unserem frivolen Zeitalter, Vielen nicht bloss angenehm das Ohr kitzeln, sondern auch das Herz bewegen! Möchten besondere die Einflusshabenden dadurch erweckt werden, in der Benutzung dieser Anstalt dem grossen Haufen ein gewiss wirksames Beyspiel zu geben! Wenn alle solche Worte bey ihnen vergebens sind; wenn von oben herab nicht ein besserer Geist auch in diesem Stück durch Handlungen sich ausspricht: dann muss Unsittlichkeit und Verderben durchaus überhand nehmen, und was wird dann die Menschheit retten? Braucht es einer Apologie für diese Äusserungen: so hat sie der würdige *R.* im Eingange dieser Predigt gegeben.

In No. 2 über die Worte, Hebr. 13, 7, theilt der würdige Vf.: *„Belehrungen aus der Geschichte der Kirchenverbesserung und dem Sinne und Geist ihrer Urheber"* mit. „Denken wir an sie, die uns das Wort Gottes gesagt, und so unaussprechlich viel ausgerichtet haben, nur mit einiger Überlegung; schauen wir ihren Glauben und ihr Ende mit dem Ernst an, den die Sache fodert: so kommen uns Wahrheiten von der grössten Wichtigkeit entgegen; so dringen sich uns Belehrungen auf, deren Zweckmässigkeit für unsere Zeit sich unmöglich verkennen lässt. Und welches sind diese Belehrungen? *Fähig zu etwas wahrhaft Grossem macht nur ein lebendiges Gefühl für die Religion.* Ein damit verknüpfter fester Wille vermag Alles, auch das Ausserordentlichste. Man muss aber das Gute ganz wollen, und halbe Massregeln verschmähen. Es ist jedoch an sich kein Unglück in unruhigen verhängnissvollen Zeiten zu leben. Wer in solchen Zeiten der guten Sache treu bleibt und für sie wirkt, kann vielmehr des Sieges derselben und seiner eigenen Verherrlichung gewiss seyn."

Diese Belehrungen, aus der Geschichte der Reformation entwickelt, sind ungemein kräftig und mit deutscher Freymüthigkeit uns, den Enkeln jener grossen Männer, ans Herz gelegt. Wenn auf der einen Seite es mit Wehmuth das Herz erfüllen muss, was von unseren versunkenen, sinnlichen, eigennützigen, lasterhaften Zeitgenossen, von der verschwundenen Gewissenhaftigkeit, von der verschwundenen Scheu vor Gott, von dem in Tausenden erstorbenen Gefühl für Religion, hier so ganz wahr und treffend gesagt wird: so muss doch das Muth und Hoffnung auf bessere Zeiten in uns wieder aufregen, dass es uns noch nicht an Männern fehlt, die so etwas frey und stark öffentlich sagen, und deren Rede von Vielen gewiss mit offenem Ohr gehört wird, und um so mehr gehört wird, wenn es Männer wie Hr. *R.* sind, die deutsche Redlichkeit und kräftiges Hinweisen auf das, was Noth ist, so wie ein Johannes, auch an Höfen nicht verlernen. — Möchten diese kraftvollen Worte nicht bloss gehört, sondern auch beherzigt werden. „Denn, wie er sehr richtig sagt, was geschehen soll, was die Pflicht fodert, wenn dem Ganzen und Einzelnen geholfen werden soll, das wissen wir vortrefflich; darüber schwatzen wir mit grosser Geläufigkeit, darüber liefert das ewige Heer unserer Schriftsteller ganze Büchersammlungen. Und doch geschieht *nirgends* was erfoderlich ist; doch bleiben wir überall zurück; doch gerathen Familien und Staaten in Verfall; doch beugen wir uns mit unglaublicher Nothwendigkeit unter jede Laune, unter jeden Eigensinn des — — *Schicksals!* Bey aller unserer Vielwisserey, bey allem Prangen mit schönen Grundsätzen, fehlt es uns an dem, wodurch allein etwas auszurichten ist, an einem *kraftvollen, ernstlichen, festen Willen!*" Ja wohl, daran hat es gefehlt, und fehlt es noch: überall ist Schlaffheit, Kraftlosigkeit, Weichlichkeit, Leichtsinn zu Hause. Es geschieht entweder gar nichts, oder Alles unvollkommen, wobey nichts gewonnen werden, aber wohl Alles verloren gehen kann. Besonders über die *halben Massregeln* erklärt sich der sel. *R.*, und nimmt sie, mit Recht, als eine Hauptursache des *vielfachen, traurigen Misslingens* an. „Man wollte und wollte nicht; man that etwas aber nicht genug; man setzte sich in Bewegung, und stand viel zu früh still." Ach! liefert unsere Zeit zu diesen Äusserungen nicht, leider! eine Menge Belege? — Wir müssen abbrechen. Jeder deutsche Mann lese diese treffliche Predigt, — und selig sind, die diess Wort hören und darnach thun!

J. J.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

ALLGEMEINE SPRACHKUNDE.

Berlin, b. Voss: *Mithridates, oder allgemeine Sprachkunde mit dem Vater Unser als Sprachprobe in beynahe fünfhundert Sprachen und Mundarten*, von *Johann Christian Adelung*, Hofrath und Ober-Bibliothekar zu Dresden. Mit Benutzung einiger Papiere desselben fortgesetzt, und aus zum Theil ganz neuen oder wenig bekannten Hülfsmitteln bearbeitet von Dr. *Johann Severin Vater*, Prof. der Theol. und Bibliothekar zu Königsberg. Dritter Theil. Erste Abtheilung. 1812. X u. 305 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Endlich erhalten wir in diesem Werke die erste Abtheilung des schon zu Ostern 1810 versprochenen dritten und letzten Bandes von *Adelung's Mithridates*, dessen erster Theil von einem anderen Rec. J. A. L. Z. 1807. No. 164, der zweyte von uns 1809 N. 120 und 121 angezeigt worden. Durch die Verspätung eines so interessanten Werkes hat aber das Publicum mehr gewonnen als verloren, da indessen das Neue, welches der Vf. den Unterstützungen der beiden Hnn. *v. Humboldt* und dem Hn. Etatsrathe *v. Adelung* verdankt, noch durch die Entdeckungen eines *Seetzen*, *Lichtenstein*, *Lewis* und *Pike*, und durch die Mittheilungen anderer Gönner und Freunde vermehrt wurde, unter welchen der Vf. die Hnn. *Münter*, *Ebeling*, *Fiorillo* und *Quandt* zu Herrnhuth namentlich auszeichnet. Der Vf. sah sich dadurch im Besitz von so vielen Hülfsmitteln über die Sprachen Afrika's und Amerika's, dass der Reichthum der daher geflossenen Nachrichten eines Jeden billige Erwartung übertreffen muss. Der glücklichen Vollendung des Ganzen sehen wir mit der ersten Messe entgegen, da die mühevollste aller mühevollen Arbeiten, worunter der Vf. die eigenhändig gemachten vollständigen Auszüge oder Abschriften der durch *Alex. v. Humboldt* mitgetheilten amerikanischen Grammatiken zählt, bereits unter der Presse ist.

Die Einleitung zu dieser ersten Abtheilung, welche die afrikanischen Sprachen umfasst, beschäftigt sich zuerst mit der Untersuchung über die mögliche Bevölkerung Afrika's auf eine Weise, die eben so sehr von dem Scharfsinne und richtigen Urtheile des Vfs. zeugt, als von der Ungewissheit aller Ansichten, von welchen man über jenen Punct einiges Licht erwarten möchte. Aus dieser Ungewissheit fliesst die Schwierigkeit, die Afrikaner in ihre ursprünglichen Stämme abzutheilen, und die Völker nach dem Zusammenhange ihrer Sprachen an einander zu reihen. Für jetzt kann die Abtheilung derselben nur dem Local folgen, und dabey die Kunde der Völker und Sprachen so weit benutzen, als sie vorhanden ist: eine Gleichmässigkeit der Behandlung ist wegen des Mangels an erfoderlichen Nachrichten nicht überall möglich. Der Vf. theilt Afrika und seine Bewohner (mit Ausschluss der schon im ersten Theile abgehandelten Mauren) in:

1. *Nord-Afrika*, bis zur südlichen Grenze der Sohara, dessen Bewohner sich in ihrer Körperbeschaffenheit wenig von den, eben erwähnten, eingewanderten Arabern unterscheiden;

2. *Mittel-Afrika*, bis zum Lande der Hottentotten, dessen Völker von den Merkmalen des Äusseren der Neger entweder einige oder sie alle haben:

I. an dem Ober-Nil und der Küste des arabischen Meerbusens;

II. von da, die Südgrenze der Sohara entlang, bis zum Gülbi und dessen südlichen Ufern;

III. von da östlich bis zu den Gebirgen von Nubien und Habesch und bis zum Mondgebirge, westlich bis zur Küste am Senegal, und südlich bis zu der Südgrenze von Congo;

IV. von der östlichen Grenze von Congo bis zum Mondgebirge, der Meerküste unterhalb Habesch, und von Congo bis zum lupatischen Gebirge;

V. Kafferländer von Quiloa bis zu den Hottentotten.

3. Die Südspitze von Afrika oder das Land der Hottentotten, Menschen mit einem von obigen Classen ganz unterschiedenen körperlichen Charakter.

Eine Menge von Völkern sind in diesem ungefähren Umrisse begriffen, mit deren Aufzählung wir unsere Leser nicht ermüden wollen. Hr. D. *Seetzen* hat die Anzahl der afrikanischen Sprachen auf 100 — 150 angeschlagen; die Anzahl der hier abgehandelten beträgt weit über die Hälfte. Von den eigentlichen Negern in Mittel-Afrika findet man allein 62 Numern aufgezählt, unter welchen der Mandingo-, Amina- oder Fante-, und Congo-Sprachstamm besonders ausgezeichnet sind. Die Berichtigung der Irrthümer, welche in diesem Völker- und Sprach-Verzeichniss noch obwalten mögen, müssen wir von der Zeit erwarten. Der Vf. hat Alles geleistet, was man nur fodern kann; sogar wird am Ende der Einleitung die Frage über die Umschiffung Afrika's vor dem Anfange unserer Zeitrechnung behandelt, damit die Rücksicht ihres etwanigen Einflusses auf die Bevölkerung Afrika's nicht vergessen schiene. Das Vater-Unser konnte in den wenigsten Sprachen geliefert werden; diese

Abtheilung enthält nur 26 Numern von 337 — 362, nämlich ein berberisches, zwölf koptische nebst einer angeblich altägyptischen Formel, welche, weil sie erdichtet scheint, nicht mitgezählt worden ist, ein amharisches, susuisches, fanteisches, zwey akräische, zwey angolanische nebst einer von Hervas mitgetheilten Formel aus Angola, welche einer ganz anderen Sprache angehört, vier madagaskarische und ein hottentottisches. Doch wird der Vf. bey der Vollendung des Ganzen dahin sehen, dass das V. U., wie der Titel verspricht, in beynahe fünfhundert verschiedenen Sprachen und Mundarten geliefert werde. Die Stelle des V. U. vertritt in der Sprache der Agows von Tschera und Damot, der Gafat, Falascha, und Gallas unter Habesch der Anfang des Hohenliedes von Salomon, wahrscheinlich Übersetzungen aus der Übersetzung der griechischen Bibel in der Bd. I. S. 404 als Dialekt der arabischen abgehandelten Geez-Sprache, welche Bruce aus Habessynien mitgebracht hat. Ausserdem finden wir fast von jeder Sprache Proben von Bezeichnungen der nothwendigsten Begriffe und der Zahlen, und zwar, wo es möglich war, in Vergleichungstafeln, nebst den bekannten grammatischen Bemerkungen angegeben; zuweilen auch ganze Redensarten, kleine Volkslieder oder Gebete. Bey den mitgetheilten Sprachproben darf man aber nie ihre Quelle aus dem Auge verlieren, da der Vf. die Beybehaltung der Schreibart jedes Einzelnen, mochte er Engländer, Franzose, Italiäner oder Däne seyn, einer leicht irreführenden Umformung in die deutsche Schreibart vorzog. Alle Hülfsmittel zur Völker-, Länder- und Sprachen-Kunde von Afrika hat der Vf. mit eben so vieler Sorgfalt als Einsicht benutzt: wir heben nur aus den Bemerkungen über den Zusammenhang und die Ausdehnung der Völker und über die Beschaffenheit ihrer Sprachen dasjenige aus, was uns, besonders in Hinsicht auf Sprachphilosophie und die Geschichte der Menschheit, am interessantesten und wichtigsten scheint.

In Nord-Afrika erstreckt sich vom Fusse des Atlas bis zu den Grenzen Ägyptens das zahlreiche Volk der *Berber*, worein die Reste mancher Urvölker, welche uns griechische und römische Schriftsteller im Norden von Afrika nennen, besonders der Numidier, Mauritanier, Gätulier und Garamanten, zusammengeschmolzen seyn mögen. Bey der Zerstreuung der dazu gehörenden Völker muss nothwendig manche dialektische Verschiedenheit der Sprache Statt finden, aber alle diese Nationen vereinet Eine Sprache, deren Kenntniss sich seit Leo Africanus bis auf Hornemann stufenweise erweitert hat. Diese Sprache ist die einzige, welche in Nord-Afrika zwischen der maurisch-arabischen und den Sprachen der Neger-Nationen geredet wird, und war aller Wahrscheinlichkeit nach vor den Eroberungen der Saracenen einst die allgemeine Sprache von Nord-Afrika. Man könnte sie die Libyphönikische nennen, deren Grundlage das Numidische war, worein punische, und vielleicht auch manche griechische, römische und vandalische Wörter übergingen: denn ausser den durch den Islam eingeführten arabischen Wörtern zeigt sie eine grosse Verwandtschaft mit dem semitischen Dialekte. Als das Resultat des Einflusses und der Mischungen mehrerer Sprachen kann man vielleicht die Bildung des Plurals der Nennwörter ansehen, welche durch mancherley Veränderungen der Vocale und der Sylben des Wortes, durch Versetzungen der Consonanten, und mancherley hinzutretende Endungen geschieht. Der Wurzellaut des Verbum ist, wie in unserer Sprache, der Imperativ, woran zur Bildung anderer Verbalformen, theils zu Anfange, theils zu Ende einzelne Laute gehängt werden. Manche Ähnlichkeit mit dem Berberischen hat die Sprache der *Guanchen* oder der alten Bewohner der canarischen Inseln, welche nach einer Tradition von einem alten, grossen und mächtigen Volke abstammen, merkwürdig wegen der bey ihnen herrschenden Gewohnheit, ihre Todten einzubalsamiren, wesshalb sie einen schicklichen Platz zwischen Berberen und Ägyptern erhalten. Die Reste der Urägyptier sind ohne Zweifel in den *Kopten* enthalten, welche, in das Innere von Oberägypten zurückgedrängt, ihren ursprünglichen Nationalcharakter und ihre alte Landessprache noch nicht ganz verloren haben, und ungefähr den hundertsten Theil der heutigen Bewohner Ägyptens ausmachen. Ausser den Gräcismen, welche seit der Herrschaft der Ptolemäer in das Altägyptische übergingen, ist die Anzahl semitischer Wörter in der koptischen Sprache nicht unbeträchtlich; aber die Vergleichung des Koptischen mit dem Sanskrit, dem Berberischen und Äthiopischen und den südlicheren Sprachen hat keine bedeutenden Resultate geliefert. Gelegentlich spricht der Vf. auch über die Inschrift von Rosette, und über die von Denon bekannt gemachten Schriftarten auf vielleicht beträchtlich älteren Mumienbandagen. Die koptische Sprache war zu des Leo Africanus Zeit schwerlich mehr herrschende Sprache in Oberägypten: 1633 starb in seinem 80sten Lebensjahre der letzte, von Reisenden bemerkte Kopte, welcher sie wie eine lebende in seiner Gewalt hatte. Die Verben dieser Sprache haben alle nur einerley Conjugation ohne passivische Form; der Imperativ ist der Wurzellaut mit der vorgesetzten Sylbe *ma*. So wie einzelne Theile des Verbum, werden auch abgeleitete Formen des Nomen durch vorgesetzte Sylben gebildet.

Trümmer uralter Reiche, worunter zuerst Meroë, späterhin Axum hervorschimmern, finden wir auch in *Nubien* und *Habessynien*. Die älteste Sprache dieser Länder scheint die amharische zu seyn, die jedoch nur wenige Ähnlichkeit mit den indischen Sprachen darbietet, welche den vermutheten Einfluss Indiens auf Äthiopien bestätigen könnten. Sie ist im ersten Bande des Mithridates mit Unrecht unter den arabischen Sprachen erwähnt worden: denn sie ist nicht eine Tochter der eigentlichst sogenannten äthiopischen oder der Geez-Sprache, welche zu den Dialekten der arabischen gehört, wenn sie gleich aus ihr, als der ehemaligen Sprache des Hofes und der Religion, viele Wörter und Formen aufgenommen hat. Der Vf. hat daher über ihren

grammatischen Charakter einen Nachtrag zu den im ersten Bande gegebenen Bemerkungen geliefert, nebst einer grammatischen Analyse des V. U. nach einer Lesung, worin man die äthiopische Schrift leichter wieder erkennt. Dann folgen die Dialekte des Amharischen mit den übrigen Sprachen Habessyniens und Nubiens, welche sich von jenen gänzlich unterscheiden, und eben so mannichfaltig sind, als die Reiche und Religionen dieser Gegenden. Wir heben nur Weniges darüber aus, und verbinden damit sogleich die Nachrichten, welche der Vf. weiter unten über die angrenzenden Länder giebt. Die grosse Verschiedenheit der Dialekte in mehreren Provinzen schreibt Hervas einer Verderbung der Sprache durch die Gallas zu, durch deren Einfälle Habesch ganz vorzüglich gelitten hat, und eines grossen Theils seiner Provinzen beraubt worden ist. Die Völker dieser Gegenden finden wir schon von Herodot an bis auf Ptolemäus durch die Griechen geschildert; in wie vielen Völkern dieser Länder aber Reste alter Völker geblieben sind, läfst sich nicht wohl bestimmen. Vereinigt sehen wir die Bewohner derselben eine Reihe von Jahrhunderten hindurch unter dem mächtigen habessynischen Reiche bis zu dessen Zerrüttung durch innere Kriege und die Einfälle der seitdem immer weiter um sich greifenden Gallas, und die Abreissung der nubischen Länder durch die Türken und westlichen Negervölker; aber zusammengeschmolzen waren durch jene Vereinigung unter Einem Scepter weder die Nationen noch die Sprachen. Dafs sich Araber seit der Ausbildung ihrer Sprache auf der Küste Afrika's festsetzten, davon ist die Geezsprache ein unumstöfslicher Beweis; wann und wie, davon sagt die Geschichte nichts. Nach Ludolphs Rechnung wären mit Einschluss der Geez- und amharischen Sprache und der der Gallas acht verschiedene Sprachen in Äthiopien. Nach Bruce kommen dazu die Sprachen der Agows von Damot und Tschera, und die der Falascha, eines jüdischen Volkes, welches theils in mehreren Reichen und Provinzen von Habesch als Weber und Schmiede zerstreut lebt, theils im gebirgigen Lande Samen einen eigenen Staat unter einem Könige Gideon und einer Königin Judith bildet. Auch bemerkt Bruce, dafs die Heiden im Dorf Waido am See Tzana eine von allen Dialekten Habessyniens abweichende Sprache reden, welche vielleicht sehr alt ist. Nach den Nachrichten bey Hervas haben auch die Cuara, ein christliches Volk, und die Gurayen eigenthümliche Sprachen. Durch Hn. Dr. *Seetzen* lernen wir noch andere unter sich verwandte Sprachen des östlicheren Habessyniens kennen. Der Araber Macrizi sagt, dafs man wohl 50 Dialekte der verschiedenen Provinzen Habessyniens anführen könne, die alle mit denselben Buchstaben geschrieben würden. Als Pflanzstätte des Christenthums in Habesch ist das alte Reich von Axum anzusehen, dessen Geschichte noch im Dunkel liegt: die südlichste christliche, obwohl dem habessynischen Scepter nicht unterworfene Provinz ist Enarea.

Eine beträchtliche Anzahl von Sprachen wird in dem ungeheueren Reiche *Bornu*, und dem von ihm abhängigen *Mobba* oder *Dar-Szelèh*, gesprochen, womit uns, nächst Lucas und Hornemann, Dr. Seetzen (Monatl. Corresp. 1810, Febr. und Octob.) näher bekannt gemacht hat. Die Einwohner bestehen aus einer solchen Menge von Völkerschaften, dafs, wie es heifst, 30 Sprachen in dem Reiche gesprochen werden; aber in ihrer Farbe sind sie einander alle gleich, nämlich ganz schwarz und vollkommene Neger. 1. Westlich von Habesch wohnen die *Schilluk*, theils in Städten, theils zerstreut, wovon sich ein Theil in den Besitz von Sennâr gesetzt, und die Stadt dieses Namens errichtet hat. Dieser Theil hat die mohammedanische Religion angenommen; die übrigen Schilluk sind Heiden ohne Götzenbilder, welche nackend gehen, und theils Bäumen, theils rohen aufgerichteten Steinen göttliche Ehre erweisen. 2. Eine heidnische Nation Dahera, Anbeter des Mondes, welche in den Diensten des Beherrschers von *Sennâr* die unruhigen Araber im Zaume halten, reden eine wohlklingende, von den Sprachen ihrer Nachbarn verschiedene Sprache, von welcher wir nichts Näheres wissen. 3. Die Sprache von *Dâr Fûr* ist voll von arabischen Wörtern, welche mehr als den fünften Theil der ungefähr 700 furischen Wörter des seetzenschen Verzeichnisses ausmachen. Dieser Einfluss der arabischen Sprache erscheint so grofs, dafs er kaum von dem blofsen Zusammenwohnen zahlreicher arabischer Horden, die sich in diesen Gegenden aufhalten, auch wohl nicht von der blofsen Einwirkung der mohammedanischen Religion, sondern noch von irgend einem anderen uns unbekannten Umstande herzuleiten ist. An der ganzen Küste von Habesch bis nach *Zanguebar* hin wohnen Araber, seit den Jahrhunderten nach Mohammed dahin gekommen; ein weit früherer Einfluss Arabiens auf diese Küste ist durch die Nachrichten der Griechen belegt. Deutliche Zeugnisse arabischer Einwirkungen sind auch auf den Inseln *Johanna* und *Madagascar* vorhanden. Die grofse Insel Madagascar zeigt in ihren Einwohnern zwey oder drey Arten von Menschen, welche aber, dialektische Verschiedenheiten abgerechnet, im Ganzen einerley Sprache reden sollen, deren Zusammentreffen mit einzelnen malayischen Wörtern Reland und Hervas gezeigt haben, ohne dadurch mehr als Eingang mancher von Malayen dahin gebrachter Ausdrücke zu beweisen, so wie das Arabische besonders im nordwestlichen Theile der Insel eingewirkt hat, woraus Court de Gebelin sogar auf einen Einfluss der Phöniker schliessen wollte. Eben so wenig läfst sich aus ein paar schwachen Ähnlichkeiten der Völker oder Sitten dieser Einwohner (Malegaschen oder Madekaffer genannt) mit denen der Kaffern oder Hottentotten auf einen Abstammungs-Zusammenhang derselben schliessen. Die madekassische Sprache verändert gleich der kymrischen manchen Anfangsconsonanten der Wörter bey der Zusammenstellung mit anderen Wörtern. Eine Flexion der Nennwörter zeigt sich nirgends, weder für den Numerus, noch für das Genus. Bey Dapper wird die

Sprache wegen ihres Reichthums in der Bezeichnung gerühmt, indem eben derselbe Gegenstand, mit der oder jener Eigenschaft zusammengedacht, einen anderen Namen habe. Bey Le Gentil liest man die Bemerkung, dass, um den Superlativ zu bezeichnen, die erste Sylbe gedehnt werde: *bè* gut, *bē* sehr gut, *rdt-chi* schlecht, *rāt-chi* sehr schlecht. Diess mag Irrthum oder höchstens nur provinciell seyn: denn sonst dient die Verdoppelung des Adjectivs, oder auch das Adjectiv *bē*, gross oder sehr, zum Ausdrucke des Superlativs, z. B. *bē bē*, sehr gross, *tsără bē*, sehr gut, *rätst rätst* oder *rätst rätst be*, sehr böse. Das Verbum hat gar keine Flexion, indem bloss die Personal-Pronomina hinzutreten; durch eine Art Hülfsverbum *ĕsă* (er hat vollbracht) bildet sich das Präteritum, so wie in dem vorgesetzten *ho* die Zukunft ausgedrückt zu seyn scheint.

Je weiter von den der Meeresküste näheren Ländern Afrika's sich der Blick des Forschers entfernt: desto weniger sieht er sich unterstützt durch die Nachrichten dahin schon vorgedrungener Europäer. Übergehen wir daher alle Länder und Völker, wo sich die Beschaffenheit und Verhältnisse der Sprachen wenig bestimmen lassen, um desto mehr von den ausgebreiteten oder bekannten Nationen anzuführen. Die *Fulah's*, ein weitverbreitetes Volk am Senegal, und unter ihm bis zur Sierra Leone, und über ihm am Gülbi (einem grossen Strome, dessen Namen bey den Negern *Meer* bedeuten soll, wie die Ägypter auch den Nil nennen), und über dem Gülbi zwischen den westlichen und östlichen Reichen bis gegen Fezzan herauf, gehören zu einer Mittelgattung zwischen den eigentlichen Negern und den afrikanischen Weissen. Das Corps der Nation unter dem eigentlichen Namen Fulah soll ein grosses Gebiet um die Quellen des Rio grande besitzen, wo Teambu, eine sehr volkreiche Stadt, 80 Lieues vom Sierra Leone, die Hauptstadt ist. Ein Theil dieser Fulahnation sind die sogenannten Phelláta-Araber, welche sich in einem grossen Theile des nördlichen, unter den Namen Belad el Dsjerid (Biledulgerid) und Szahhara (Sahara) bekannten Afrika's aufhalten. Dieses entdeckte der Vf. unter andern aus dem Zusammentreffen der von Dr. *Seetzen* und Anderen an weit von einander entfernten Örtern aufgenommenen Wörterverzeichnisse, wovon das ausführliche Verzeichniss der Phellátawörter aus Dr. Seetzens handschriftlicher Sammlung schon im ersten Stücke des königsberger Archivs für Philosophie, Theologie, Sprachkunde und Geschichte abgedruckt worden.

Die Nachrichten von den Sprachen eines grossen Theiles der eigentlichen Neger im Mittelafrika verdanken wir Oldendorp's Geschichte der Mission der evangelischen Brüder auf den caraibischen Inseln, welcher den glücklichen Einfall hatte, die in jenen Colonieen befindlichen afrikanischen Neger über ihre vaterländische Gegend und Sprache zu befragen. Die *Yolofs* oder *Jalofs* sind nicht so zahlreich als die Fulah's und Mandingo's, aber immer ein mächtiges, thätiges, kriegerisches Volk, welches den Strich zwischen dem Senegal und dem Mandingostaate am Gambia bewohnt. Sie sollen die schönsten Neger in diesem Theile von Afrika seyn, ganz dunkel- und glänzend-schwarz, was auch ihr Name Jolof bedeutet, ungeachtet sie gerade die nördlichsten unter den Negern sind. So wie die Fulah's sich für besser halten, als alle eingeborenen Neger, und sich im Gegensatz anderer Nationen immer zu den Weissen rechnen: so sind die Jolof's dagegen stolz auf eine sehr alte Herkunft und auf die Schwärze der Haut, welche, je näher der Linie, desto weniger dunkel und rein ist. Ihr Körper ist wohlgebaut, mit regelmässigen Zügen, und ihre Sprache sehr wohllautend, reich an Vocalen und leicht zu erlernen. Die *Mandingo's* sind eine der verbreitetsten und angesehensten Nationen in diesem Theile Afrika's, deren Handel und Colonieen ihre Sprache zur bekanntesten im eigentlichen Mittelafrika gemacht haben. Ihr eigentliches Vaterland liegt tiefer in Afrika, an den Quellen des Gambia, welchem ganzen Fluss entlang die Mandingo's nur Eine Sprache reden. Unter diesen reden die Männer bey gewissen Gelegenheiten eine Sprache, welche die Weiber nicht verstehen. Wie gering oder beträchtlich aber der Umfang dieser Männersprache sey, lässt sich aus den Nachrichten nicht bestimmen. Mehr oder weniger ausgeartete Dialekte der Mandingosprache sind die Sprachen von Bambarra und Bembuk: in Bambarra am Gülbi spricht man hauptsächlich ein plattes Mandingoisch, das Mungo-Park ohne Schwierigkeit erlernte; die Sprache von Bembuk soll nach Golberry eine schwer zu verstehende Art Patois seyn, worin man das Mandingoische mit Mühe wieder erkenne, eine grobe Mischung von verdorbenem Mandingoischen, Joloffischen, Fulischen und Maurischen mit vielen portugiesischen Wörtern. Mit dem Portugiesischen vermischt ist auch die Sprache der Einwohner der cap-verdischen Inseln, welche gleichfalls von Mandingo's abstammen. Sprachähnlichkeit, aus Stammverwandtschaft oder aus Verkehr entstanden, schliesst zwey andere Völker, die *Jalonka* oder *Jallunkan*, und die *Sokko* oder *Asokko*, an die Mandingo's an, wovon die letzteren, fern von den Mandingo's, Nachbarn und Feinde der Amina in den von der Goldküste einwärts liegenden Ländern sind, und 6—7 Wochen brauchen sollen, um aus ihrem Lande zur Küste zu kommen. Oldendorp'en verdanken wir die Nachricht von diesen, und die Wörter ihrer Sprache, welche sich in verschiedenen Gegenden in verschiedene Dialekte theilen soll. Sie scheinen mehr Civilisation zu haben, als andere umliegende Nationen, und ihre Religion ein Gemisch von Christenthum und Mohammedanismus zu seyn. Näher dem eigentlichen Vaterlande der Mandingo's ist das Land Jallonkadoo, dessen Sprache bey aller Verschiedenheit doch eine grosse Verwandtschaft mit der mandingoischen hat.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

ALLGEMEINE SPRACHKUNDE.

BERLIN, b. Vofs: *Mithridates, oder allgemeine Sprachkunde. mit dem Vater Unser als Sprachprobe in beynahe fünfhundert Sprachen und Mundarten*, von *Joh. Christ. Adelung*, Hofr. u. Ober-Biblioth. zu Dresden. Bearbeitet von *Joh. Severin Vater*, Prof. der Theol. und Bibliothekar zu Königsberg. Dritter Th. Erste Abtheil. u. f. w.

(*Befchlufs der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenfion.*)

Die *Sufu's* bilden die nächste Sufoumgebung der interessanten englischen Niederlassung Sierra Leone; durch die englischen Missionaire unter ihnen sind uns die Örter ihres Landes eben so wie ihre Sprache bekannter geworden. In dieser giebt es einen sehr tiefen Kehllaut, der sehr häufig vorkömmt, und mit dem Laute verglichen wird, welchen man in der northumberländischen Volkssprache dem *r* giebt. Die Vocale sind von sehr vielfacher Aussprache. Die Adjective erfahren keine Veränderung der Endung, und stehen immer hinter dem Substantive, dessen Casus durch hinten angehängte Laute ausgedrückt werden. Abgeleitete Substantive werden durch Setzung der Sylbe *fe* nach der Wurzel des Verbum gebildet, und auf ähnliche Weise andere Abstracta, so wie die Diminutiva durch *di*, welches *Kind* bedeutet. Das Verbum hat neun Formen, um die verschiedenen Tempora auszudrücken, und bey jeder Person stehen die Pronomina vor dem Verballaute. Im Aorist der Erzählung steht allein die Wurzel; im Präsens, welches auch in der Bedeutung des Futurum steht, wird *ma* hinten angehängt; im Präteritum *banta* vorgesetzt und im Futurum *fama*. Durch Vorsetzung der Sylbe *na* entsteht aus dem Präsens das Imperfectum, aus dem Aorist oder dem Präteritum das Plusquamperfectum, aus dem Futurum ein Futurum in präterito, so wie durch Vorsetzung von *fama gei* ein Präteritum in futuro oder sogenanntes Futurum exactum. Kurz die Sprache ist ausgebildet genug, um die mancherley Verhältnisse und Modificationen der Begriffe gehörig zu bezeichnen. Die Ähnlichkeit mancher Wörter mit der Mandingosprache rührt wohl mehr von dem Verkehre mit den Mandingo's, welche zahlreich in jenen Gegenden wohnen, als von Abstammungs-Verwandtschaft her.

Die Pfeffer- oder Körner-Küste sowohl als die Zahn- oder Elfenbein-Küste von *Guinea* ist ausser den Nachrichten von den Issinesen, von welchen man ihr tägliches Morgengebet aufbehalten hat, bisher ohne Ausbeute für linguistische Forschungen geblieben, da auf beiden Küsten keine Niederlassungen der Europäer sind. Man liest nur, dass auf ersterer Küste eine sehr schwere Sprache geredet werde, und auf letzterer die Quaqua ihren Namen daher haben, weil sie die Kommenden mit dem Zurufe Quaqua begrüssen, welcher vielleicht Sclaven bedeutet. Mehr lässt sich aus den Nachrichten über die Goldküste schöpfen, worüber wir das Meiste und Genaueste den Dänen verdanken. Am bekanntesten sind hier die grösstentheils an der Küste wohnenden Fanteer, aber alle Völker dieser Gegend hängen durch das Band einer gemeinsamen, dialektisch mehr oder weniger verschiedenen Sprache mit den Amina zusammen, einer grossen Nation, die so weit verbreitet ist, dass ein Theil 14, andere nur 1 Tagereise von der Küste entfernt wohnen. Daher heisst es in der Vorrede vor Christ. Prottens Schrift, welche das einzige Hülfsmittel der eigentlichen Fantesprache ist, die *Fante-* oder *Amina*-Sprache sey weit verbreitet, und so allgemein, dass man sagen dürfe, sie werde von allen auf der ganzen Goldküste, 60 Meilen längst dem Meere, verstanden, und erstrecke sich auch viele Meilen in das Land hinein und über mehrere, nach der Art dieses Landes mächtige Königreiche. Die Präpositionen dieser Sprache sind eigentlich Postpositionen, da sie, wie die Adjective, immer hinter den Substantiven stehen, welche, auch selbst im Plural, ohne alle Flexion sind. Der Comparativ des unflectirten Adjectivs wird durch blosse Hinzufügung des verglichenen Gegenstandes, der Superlativ durch Vergleichung mit Allen ausgedrückt. Die Pronomina stehen, das der ersten Person ausgenommen, oft abgekürzt vor den Verben, und diese haben nur einerley Conjugation, worin das Präsens und der Imperativ ohne die hinzuzusetzenden Pronomina der Wurzellaut sind.

Die *Akräer* waren ehemals eine mächtige Nation an der Küste, in der Nähe von Christiansburg, aber sie wurden von den Aquamboern besiegt. Ihre Sprache wird nicht weiter gesprochen, als sie selbst sich erstrecken, d. h. ungefähr in einer Entfernung von höchstens 9 — 10 Meilen. Sie ist für Fremde sehr schwer zu erlernen, und man muss die genaue Aussprache, zu deren Bezeichnung man oft keinen Buchstaben finden kann, so zu sagen, mit der Muttermilch bekommen haben. Viele Wörter müssen nothwendig auf die ganz eigenthümliche Weise dieses Volkes ausgesprochen werden, wenn sie nicht etwas anderes oder gar nichts bedeuten sollen. Alle Akräer verstehen Fanteisch, hingegen bekümmern sich die übrigen Nationen wenig oder gar nicht darum,

das Akräische zu erlernen. Daſs einige Pronomina und manche andere Wörter und Bezeichnungsarten mit der Fantesprache zusammentreffen, kann wohl Folge der Einwirkung im Einzelnen, und kein Gegengrund gegen Prottens ausdrückliche Versicherung seyn, daſs beide Sprachen sich gänzlich unterscheiden. Die Tempora werden gröſstentheils nur durch den Accent unterschieden, wie auch der Infinitiv; doch läſst sich das Plusquamperfectum, wie im Fanteischen, durch ein Adverbium ausdrücken. Auch hat das Präsens in manchen Personen *mi*, das Futurum *va*, zwischen dem Pronomen und Verballaute Durch einen besonderen Vorsatz *bani*, der bey allen Verbalformen vor das Pronomen gestellt werden kann, wird die Bedeutung verstärkt.

Ein groſser Sprachstamm mit ziemlich weit von einander entfernten Ästen ist der *Kongo-Sprachstamm*, welcher von der Linie bis wenigstens zum 15° südlicher Breite an der Küste, und tief ins Innere reicht. Es gehören dazu die Länder Loango, Kakongo, Kongo, Angola, Mandongo uud Camba, zwischen deren Namen eine gewiſse Ähnlichkeit in die Augen fällt, welche dadurch noch gröſser wird, daſs gerade in den Sprachen dieses Stammes vorn oder hinten angehängte Artikel einen wesentlichen Theil der Sprachformen ausmachen. Die Artikel drücken bey den Substantiven Numerus und Casus aus, und sind der schwerste Theil der Sprache, weil nicht jeder Artikel bey jedem Substantive stehen kann. In diesen Artikeln liegen zum Theile die Präpositionen; die Adverbien werden meistens durch Verba umschrieben; Conjunctionen sind wenig oder gar keine vorhanden, selbst *und* wird durch die Präposition *mit* oder durch Wiederholung des Subjects oder Prädicats umgangen. Die Adjective werden häufig durch Substantive umschrieben, z. B. *heiſses Waſser* durch *Waſser von Feuer*. Der Comparativ wird durch den Verbalbegriff *übertreffen* bezeichnet, so daſs dabey die Zeit und der active oder passive Zustand der gesteigerten Eigenschaft mit ausgedrückt werden kann. Diminutiva bilden sich in der Loangosprache durch Verdoppelung des Wortes mit Vorsetzung der Sylbe *qui* im Singular, und *i* im Plural. Verdoppelung des Adjectivs bezeichnet den Superlativ, Verdoppelung des Verballautes übermäſsige Wiederholung. Einen groſsen Reichthum dieser Sprache machen die abgeleiteten Verba aus, wodurch die Wurzeln allerley Modificationen erleiden, welche man zum Theil nur in den amerikanischen Sprachen wiederfindet. Auſserdem ist die Sprache reich an Modal- und Temporal-Formen, da sie nicht nur alle bekannten Tempora hat, sondern auch unterscheidet, ob man etwas vor einer unbestimmten, oder vor einiger, langer, oder sehr langer Zeit that. Sie ist auſserordentlich sanft, flieſsend und biegsam, nicht sehr schwer, aber angenehm, für Heftigkeit und weiche Darstellungen gleich geschickt. Mehrere harte Laute, wie h, r, x, fehlen, und das den Anfangsconsonanten häufig vorgeschlagene m', n' wird so leise gesprochen, daſs man es kaum bemerkt. Sonst sind die Sylben meistens einfach, und enden oft mit *a* und *o*, den gewöhnlichsten Vocalen.

Unterhalb Angola wiſsen wir sehr wenig von dortigen Völkern, noch weniger von ihren Sprachen. Hinter der Küste, nach dem Inneren zu, bemerken wir nur die *Anziquen*, welche bis an Nubien grenzen sollen. Sie werden als tapfere Krieger und geschickte Bogenschützen geschildert, bey denen Menschenfleisch wie anderes Fleisch öffentlich verkauft wird, ihre Sprache aber als gänzlich verschieden von der kongoischen, und so rauh und hart, daſs die Kongoer sie schwer erlernen, statt daſs die Anziquen sich leicht der Kenntniſs der kongoischen Sprache bemächtigen. Eine fürchterlich wilde, kriegerische Nation sind die *Schaggaer* oder *Agagi*, wie sie sich selbst nennen, welche, ohne feste Wohnsitze, durch ihre Einfälle und Streifzüge über ganz Nieder-Guinea und noch weiter südwärts Schrecken und Verheerung verbreiten, und, wie es scheint, einst durch das ganze innere Afrika ihre Züge erstreckt haben. Unmenschlich grausam, immer gierig nach Menschenfleisch und Menschenblut, fast keines ihrer Kinder erziehend, sondern aus geraubten Knaben und Mädchen sich immer von neuem zusammensetzend, verdienen sie kaum den Namen einer für sich bestehenden Nation.

Das ganze südliche Afrika von Benguela auf der einen, und Quiloa auf der anderen Seite, bis zu der Südspitze der Hottentotten, wird nach Dr. Lichtensteins Entdeckungen von Völkern Eines Stammes, den *Kaffern*, bewohnt, deren ganz charakteristische Gesichtszüge nicht gestatten, daſs man sie ausschlieſslich zu einer der angenommenen Hauptraçen des Menschengeschlechts zählt. Sie unterscheiden sich bey manchen Ähnlichkeiten auf der einen Seite eben so scharf von den Negern und Mohammedanern, als auf der anderen Seite von den Hottentotten; in ihren Mienen liegt etwas eigenthümlich Nationales, was sie schon für sich allein, auf den ersten Blick, von dem Europäer unterscheidet, mit dem sie nur in den festen Lineamenten, den Gesichtsknochen und der Schädelbildung einige Ähnlichkeit haben. Ihre Sprache ist volltönend, weich, wohlklingend, und aus einfachen, selten mehr als zweysylbigen Wörtern gebildet. Die bekannt gewordenen Dialekte haben wenig Nasaltöne, und sehr wenig Kehllaute; unter den Zischlauten haben sie einige eigene, den europäischen Sprachen völlig fremde Modulationen. Den Dialekten der Beetjuanen und Koosa gemeinschaftlich ist ein gewiſses Lallen, welches durch ein leises Andrücken der Zungenspitze gegen den Gaumen hervorgebracht wird, und mit Sch, Sj, Tj, Sl ausgesprochen, jene eigenthümlichen Zischlaute bewirkt. Durch die langsame bedeutende Ausrede, durch den Reichthum an einfachen offenen Selbstlautern (die Diphthongen fehlen ganz, auſser daſs die Beetjuanas in manchen Wörtern *ö*, die Koosa noch seltener *ü* haben) und die deutliche Betonung der vorletzten Sylbe bekömmt die Sprache ihren eigenthümlichen Wohlklang. Die Sprache hat mancherley regelmäſsig und angemeſsen

gebrauchte Formen der Ableitung, zum Theil auch der Flexion; das Verbum Substantivum aber hat bey den Kooſſa keine Bezeichnung, und wird immer ausgelassen, so wie auch andere leicht hinzuzudenkende Verben, wie *kommen*, *haben*. Dagegen haben die Pronomina dreyerley verschiedene Formen zur Biegung der Verben, deren jede ein anderes Tempus bezeichnet, so daſs jede Person ihren eigenen charakteristischen Buchstaben und jedes Tempus seinen eigenen charakteristischen Vocal hat, nach einer ähnlichen Beziehungsart, welche Grotefend in seiner Pasigraphie vorschlug. Bey den Beetjuanas werden die Personen der Verben zwar auch durch die vorgesetzten Personal-Pronomina unterschieden, die Tempora aber durch die Hülfsverben *acho*, haben, *rata*, wollen. Die Verben enden fast alle auf *a*, und sind, die abgeleiteten Verben ausgenommen, meistens zweysylbig, ein mit dem Pronomen zusammengestelltes Substantiv oder Adjectiv, z. B. *lamba*, Hunger; *di lamba*, ich habe Hunger; *tsala*, vergnügt; *di tsala*, ich freue mich, *do tsala*, ich werde mich freuen, *so tsala*, wir werden uns freuen. Der Imperativ hat keine besondere Form, und wird durch eine andere Wendung ausgedrückt, z. B. *do usehle* (von *usehla*, braten), ich will gebraten haben, für *brate mir*. Der Conjunctionen scheinen die Kaffern ganz zu entbehren, und sehr oft auch der Präpositionen. Indessen ist *nē*, *na*, *n'* der Verbindungslaut zweyer Substantive für *und*, wofür oft auch *nin* (*mit*) steht. Durch *héla* (*nur*, *nichts weiter*) werden bey den Beetjuanas eine Menge Gedanken kurz ausgedrückt, indem man überhaupt eine Menge leicht hinzuzudenkender Verben ausläſst, und Verbindungen sowohl zwischen den hinzutretenden Bestimmungen, als zwischen den Sätzen in der kurzen abgebrochenen Rede übergeht. Die Verstärkung des Verbalbegriffs wird bey ihnen besonders durch Wiederholung der Adverbien, welche immer, auch in der Frage, am Ende der Phrase stehen, und durch schnelles Zusammensprechen derselben bewirkt, vorzüglich durch das Adverbium oder Adjectiv *tatta* (*heftig*, *sehr*, *stark*, *hart*, *schwer*) und *itzinzi* (*viel*), z. B. *tsama tatta tatta*, *tatta*, sehr schnell laufen; *itzin-zin-zinzi*, sehr viel.

An der Südspitze von Afrika haben die Europäer einen dort hinabgedrängten Völkerstamm gefunden, den auſser anderen Eigenthümlichkeiten eine ganz besondere Sprache auszeichnet, welche bald mit der Ausrede Stammelnder, oder der Alpen-Anwohner mit Kröpfen, bald mit dem Geschrey der Truthähne und deren Hervorholen der Töne aus der Kehle, oder mit dem Geschrey der Alstern und dem Geheule der Eulen verglichen worden ist. Dieſs sind die *Hottentotten*, die seit der Niederlassung der Europäer an einer so wichtigen und so besuchten Küste, fast alle Selbstständigkeit verloren, und viele Eigenthümlichkeiten ihrer Lebensweise abgelegt haben. Die noch übrigen selbstständigen Hottentotten zerfallen in zwey Hauptstämme, den der Buschmänner, welche auf die niedrigste Stufe des physischen Lebens herabgesunken sind, und der übrigen Hottentotten, welche sich wieder in mehrerley Äste zertheilen. Die Sprache Aller hat vieles gemein, und muſs um so mehr für Eine Sprache gelten, je begreiflicher ihre Abweichungen von einander bey Völkern von dieser Lebensart und auf dieser Stufe der Cultur sind. Eine der auszeichnendsten Besonderheiten dieser Sprache ist das Schnalzen mit der Zunge, wovon es mehrerley Arten giebt, und dessen Nachahmung kaum irgend einem Fremden gelingt, weil nur die Sprachwerkzeuge der Hottentotten den ganz eigenthümlichen Bau dafür haben. Der hottentottischen Sprache fehlen ganz die Zischlaute, und *l*, *f*, *v*, *w*; dagegen ist sie reich an allen Nuançen der Kehllaute. *P* und *b*, *b* und *d*, *d* und *g*, *t* und *s* werden oft verwechselt; auffallend groſs ist aber die Menge ähnlicher Laute mit ganz verschiedenen Bedeutungen. Die Verben sind ohne Biegungen, die Wendungen zu willkührlich, und für einerley Begriff zu mannichfaltig, als daſs sich irgend eine Regel darüber aufstellen lieſse. Das Verbum Substantivum fehlt diesen Sprachen ganz, gleichwohl ist keine Spur eines Beysatzes des Pronomen als Person des Verbum sichtbar, sondern in der kurzen abgebrochenen, eine Menge von Bestimmungen überspringenden Rede muſs dieſs alles hinzuverstanden werden, und die Verständlichkeit ist desto erschwerter, je weniger aus dem Zusammenhange zu entnehmen ist. Sie haben ein Heer von Partikeln, willkührlich zwischen die Wörter eingeschobenen Verbindungen, welche bey dem einen Stamme anders als bey dem anderen sind, auf den ersten Anschein für eine Art von Biegung gehalten werden könnten, ohne es zu seyn, und die Analyse des Gesprochenen fast unmöglich machen. Kein Hottentott versteht ein Wort des Bosjesmanischen, welches sich im Äuſseren vom Coranischen durch häufiger und stärker vorkommendes Schnalzen, hellere Nasaltöne, und ein besonderes Singen unterscheidet, womit manche ihrer Reden schlieſsen. Besonders ist dieſs den Buschmännern jenseits des Aranje-Revieres eigen, und klingt in der Ferne, als ob man laut jauchzen hörte, indem ein hoher Ton 5 — 6 Secunden angehalten wird, und endlich in einem leiseren und tieferen verhallt.

So viel und noch mehr interessante Bemerkungen und Nachrichten findet man in dieser Abtheilung gesammelt und mit Beyspielen belegt; ihr sollen noch zwey Abtheilungen folgen, von welchen die eine die amerikanischen Sprachen, die andere Zusätze und Verbesserungen von Hn. *Adelung* selbst, nebst den Berichtigungen und Zusätzen über die baskische Sprache von Hn. *von Humboldt* enthalten wird.

VI — VII.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Schwickert: *Erklärende Anmerkungen zu Anakreons Liedern, nebst den vorzüglichsten Nachahmungen und Übersetzungen derselben,*

zum Schulgebrauch und Selbstunterricht von *Johann David Büchling*. 1803. VIII u. 426 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Bey den mancherley Bearbeitungen und Ausgaben des Sängers der Freude und des Scherzes fehlt uns doch immer noch eine Ausgabe, die dem Geist und der Weise dieses Dichters eigentlich entspreche. Bey einer solchen müsste durchaus alle unnöthige gelehrte Verzierung wegbleiben; der Dichter blos als Dichter behandelt; seine Art zu denken, zu empfinden und zu sprechen entwickelt; seine Darstellungsweise mit der bey anderen Dichtern hin und wieder kurz verglichen, und mit einem Worte von ihm und besonders über ihn nicht mehr und nicht weniger gesagt werden, als zum reinen Anschauen und zum leichteren Verständniss seiner Gesangsweise nothwendig wäre. Dieses sah und sagte schon vor mehreren Jahren ein ungenannter Gelehrter in der *würzb. gel. Zeit.*, und dem Wunsche desselben gedachte Hr. *B.* mit vorliegender Arbeit zu begegnen. Allein er scheint den Unbekannten weder von innen noch von aussen richtig gefasst zu haben, da er in einer gewissen Art von musivischer Arbeit sehr gewandt und thätig, einen starken Band von mancherley fremden Anmerkungen zusammenordnet, während der Ungenannte ohne Zweifel eine eigene *Ausgabe* mit eigenen und vielleicht mit fremdem Gute nur wenig versetzten Anmerkungen erwartet hatte. Wir verkennen zwar die gute Absicht des Hn. *B.* nicht; allein auf diese Art wurde die Literatur des Anakreon um nichts als blos um 426 *gedruckte* Seiten vermehrt, indem auch hier der Vf., wie sonst, die verschiedenen über den Dichter vorhandenen Arbeiten z. B. von *Paw*, *Brunck*, *Fischer*, *Zeune*, *Degen*, *Brieger*, *Schneider* u. s. w. nebst den Übersetzungen von *Meinecke*, *Ramler*, *Degen*, *Catel*, *Overbeck* u. A. in Ansehung des Inhalts, der Anmerkungen und der Nachbildung vergleicht, und für dieselben, was ihm gut däucht, aus den vorliegenden Hülfsmitteln aushebt und zusammenstellt. Auf solche Art haben wir eigentlich nichts Neues erhalten, sondern das Alte nur unter veränderter Ansicht. Der einzige Gewinn möchte ungefähr seyn, dass man über jedes anakreontische Gedicht jetzt ein eigenes Magazin hat, in welchem man das, was seit funfzig und mehr Jahren über dasselbe gedacht und gesagt wurde, mit einiger Auswahl beysammen finden kann. Allein wer den Dichter aufs Neue bearbeiten will, wird doch wohl lieber zu den einzelnen Quellen selbst zurückkehren, um mit eigenen Augen zu sehen, als blos fremden zu trauen; und auf diese Weise wird vorliegendes Buch in jeder Hinsicht überflüssig bleiben, der Käufer aber sein Geld für eine sehr entbehrliche Waare ausgegeben haben.

Gleichwohl scheint der Vf. dieser Zusammentragung einen Werth beyzulegen, welchen man gewöhnlich nur bey eigenen Arbeiten zu finden glaubt. Denn er sagt in der Vorrede S. VI.: „Vorzüglich bestrebte ich mich, die wichtigsten Erläuterungen der vorzüglichsten Erklärer herauszulesen, den Text zu berichtigen (!!), das Wahre und Falsche der verschiedenen Lesarten, und wäre es auch von allgemein gepriesenen Gelehrten behauptet worden, einer unparteyischen Prüfung zu unterwerfen, und *so* dem wissbegierigen Jünglinge einen Vorschmack von der *höheren Kritik* (wie kommt doch diese zur *Wort*kritik!) beyzubringen. — Auch die Schönheiten des Dichters suchte ich zu entwickeln. Doch auch dieses nur ganz kurz, weil ich es für zweckwidrig fand, *ästhetische Brühe* über diesen Schriftsteller zu giessen.“ (!!) Übrigens sollte man nach obiger Äusserung des Vfs. vermuthen, er habe wirklich geprüft und berichtiget, und selbst alles das gethan, was wir oben aus ihm bemerkt haben. Allein wir bitten Jeden, der die anakreontische Literatur kennt, dass er das *büchlingische* Buch lesen möge, und wir sind überzeugt, er werde fast auf jeder Seite mehrere Männer mit eigenem Munde sprechen hören. Wer das freylich nicht weiss, glaubt wirklich, der Vf. rede selbst. Aber nur sehr wenig, ob wir gleich diese Sammlung beynahe Seite vor Seite durchzulesen uns die Mühe nahmen, glauben wir aus seinem eigenen Munde vernommen zu haben. Und auch das ist dann, wie gewöhnlich, nicht von besonderem Belang, wenn gleich von der Sache ein grosses Aufheben gemacht wird. So wird gegen die Lesart 17, 8 ἀμαξαν, welche, anstatt ἀμαξας, *Zeune*, *Brunck*, *Degen* und *Born* annehmen, viel Unnützes geplaudert, und gesagt, es müsse wohl ἀμαξας heissen, weil ja auch αστρα vorangehe, da man doch mit weit mehr Recht sagen könnte, es müsse ἀμαξαν gelesen werden, weil στυγνον Ωριωνα folge, und weil der Dichter den Wagen und Orion als einzelne Theile der Gestirne anführt, welche der Künstler auf dem verlangten Becher nicht abbilden soll. Indess die vaticanische Handschrift sowohl, als der gewöhnliche Redegebrauch, nach welchem ἀμαξα im Singular gleichsam vorzugsweise von dem grossen Bärgestirn gebraucht wird, sind hier wichtiger als alles eitle Gerede, das bey jener Stelle der Vf. wollte hören lassen. Welch fades Geschwätz befindet sich 3, 26 über βλαβεται, das der Vf. in das Perf. βλαπται für βεβλαπται verwandeln will, weil diese Lesart den Sinn erleichtere, dem Sylbenmass nicht entgegen sey, und das Augment ja doch leicht vermisst werden könne, ohne zu bedenken, dass in der bereits begonnenen und als fortgesetzt vorgestellten Handlung gerade das Dichterische liege (ob die Sehne vom Regen *nicht noch immer schlaff ist?*), dass unter gewissen Umständen, wie eben hier, auf ein Augment mehr oder weniger allerdings viel ankomme, und dass der in diesem Liede durchgehends sich gleich bleibende zweysylbige Versfall gerade um eine Sylbe verstümmelt werden würde. Was also Hr. *B.* mit dieser Arbeit erreichen wollte, ist nicht geschehen, und eine Ausgabe in obigem Sinne bleibt noch jetzt zu erwarten.

ΣΦ.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

JURISPRUDENZ.

Giessen, b. Heyer: *Ausführliches Handbuch über den Code Napoleon.* Zum Gebrauche wissenschaftlich gebildeter deutscher Geschäftsmänner, entworfen vom Oberappellationsgerichtsrathe D. *Grolman.* Dritter Band. 1812. VI u. 528 S. gr. 8. (2 Rthlr. 20 gr.)

Die Fortsetzung dieses Werkes (vergl. J. A. L. Z. 1812. No. 2 ff.) entspricht ganz den Erwartungen, welche man von dem Plane des Vfs. haben muss, und die Worte der Vorrede: „es dürfe dieser Band auf grössere Verdienstlichkeit Anspruch machen, als die beiden vorhergehenden," — enthalten nichts weniger als eine ungerechte Anmassung. Indem der Vf. bey einer Bearbeitung der Lehre von der *Ehescheidung* (mit welcher allein sich dieser Band beschäftigt) noch weniger als bey den früheren Materien umfassende gründliche Vorarbeiten vor sich hatte, und die eigenthümlichen Schwierigkeiten eines Gegenstandes, welcher in den französischen Process auf ungewöhnliche Weise eingreift, und welcher in so mancher Hinsicht selbst für französische Jurisprudenz etwas Neues ist, selbstständig bekämpfen musste: durfte er, ohne Verletzung der Bescheidenheit, für jeden Beytrag zur Überwindung jener Schwierigkeiten auf einen besonderen Dank des Publicums Anspruch machen. In sofern dem Rec. zusteht, in einer gerecht scheinenden Erwartung der Zustimmung des grössten Theiles deutscher Juristen dem Vf. jenen Dank abzustatten: thut er es mit reinem Vergnügen. Welchen Grund er dazu habe, wird das Folgende, so weit es die Grenzen der Recension erlauben, zu zeigen suchen.

Die Einleitung bestimmt zuvörderst den Gesichtspunct, welchen man bey der Frage von der Zulässigkeit einer Ehescheidung, nach der Natur der Sache, nach dem moralischen Wesen der Ehe, nehmen müsse. Ohne damit über die Art der Entscheidung (ob sie vollständig oder unvollständig, eine Trennung vom Bande, oder nur eine Trennung vom Tische und Bette seyn müsse) abzusprechen, — findet der Vf. den Hauptgesichtspunct darin, dass man einem Ehegatten, welcher während der Dauer der Ehe die Erfahrung mache, dass wahre Liebe nicht in dem Herzen des anderen Gatten wohne, oder wohnen könne, dass ihm das Gelübde gebrochen sey, um dessen willen er das seinige gab, nicht zumuthen dürfe, den Schein eines Verhältnisses fortzusetzen, welches zu seyn aufgehört habe, und in welchem fortan das Zusammenleben nur als ein sündhaftes, am Ende alles Edle in dem Menschen vernichtendes, betrachtet werden könne. Die durch diese Idee angedeutete Grenze der Zulässigkeit und Unzulässigkeit der Ehescheidungen zu ergreifen, entspreche im Allgemeinen auch der Politik des Staates, der bürgerlichen Legislation. — Dass die gehörige Betrachtung einer solchen natürlichen oder moralischen Ansicht schon als Verwahrungsmittel gegen Einseitigkeit ihren grossen Nutzen haben könne, bedarf keiner Ausführung, insbesondere in unseren Zeiten, wo auch dem praktischen Juristen die Erweiterung des Blickes gar sehr nöthig ist. Man wird indess auch danach fragen, ob und auf welche Weise von jener Betrachtung ein unmittelbarer bestimmter Nutzen für die Dogmatik des C. N. erwartet werden könne. Hier wird sich dann freylich nicht verkennen lassen, dass es der Legislation unmöglich gewesen, das Ideale jener Ansicht mit allen Folgen positiv zu sanciren; dass zwar die gesetzlich angenommenen Fälle der Zulässigkeit der Ehescheidung auch ausser der Sanction des Gesetzes auf jene Idee zurückgeführt werden können, dass es aber im menschlichen Leben gar viele Fälle geben werde, für welche, wenn auch jene moralische Ansicht, doch nicht das Gesetz die Zulässigkeit der Scheidung ausgesprochen habe, das Gesetz auch der Sicherheit des Privatrechts wegen dieselbe nicht habe aussprechen können. Man wird also freylich jene Ansicht nicht gebrauchen dürfen, um die Fälle der gesetzlich erlaubten Ehescheidung in der Dogmatik des C. N. zu vermehren. Man wird aber, in sofern man jenen Gesichtspunct auch für eine richtige Folgerung aus dem Wesen der durch das Gesetz sancirten Ehe hält, in anderer Hinsicht allerdings einen, den Ansichten unserer Legislation entsprechenden Gebrauch davon zu machen haben; man wird bey der von der Jurisprudenz zu erwartenden näheren Bestimmung der Zulässigkeit der Ehescheidungen, sobald nicht näher liegende Gründe das Gegentheil fodern, keine Supplirung vornehmen dürfen, welche jenem Gesichtspuncte widerspricht; man wird in den Fällen, wo die Legislation das vernünftige Ermessen der Gerichte eintreten lässt, sich nach dem Massstabe jener Idee richten müssen. Dass das nicht leere Worte seyen, wird in dem Folgenden sich wenigstens in einem Beyspiele zeigen lassen. — Den grössten Theil seiner Einleitung hat der Vf. der historischen Darstellung des Ganges der französischen Legislation bey der vorliegenden Materie gewidmet. Man findet insbesondere eine lichtvolle Übersicht der Gründe, welche in der neuesten Gesetzgebung das

Institut der Ehescheidung im Ganzen so werden liessen, wie es jetzt vor uns liegt. Wer die Debatten über den Gegenstand auch nur einigermassen kennt, wird der Zusammenstellung, welche er hier findet, seinen Dank nicht versagen dürfen. (Die bekannte Schwierigkeit, dass die Scheidung vom Tische und Bette nicht den sämmtlichen Arten der vollständigen Ehescheidung zur Seite steht, — eine Schwierigkeit, welche nicht bloss für die Beurtheilung der Legislation, oder für das Systematisiren der Dogmatik in Betracht kömmt, — wird man freylich auch hier nicht ganz gelöst finden; doch darüber dem Vf. einen Vorwurf zu machen, kann Rec. am wenigsten bey dieser Gegenheit einfallen.)

Die dogmatische Abhandlung der ganzen Materie zerfällt in fünf Capitel, der Haupteintheilung folgend, welche das Gesetzbuch selbst im 6ten Tit. d. 1sten Buches gemacht hat. Demnach handelt das 1 Cap. von den *Ursachen der Ehescheidung*. Indess werden hier nur die *bestimmten* Ursachen erörtert, da der Fall der Ehescheidung wegen *unbestimmter* (aus fortdauernder Übereinstimmung der Ehegatten sich als hinreichend ergebender) Gründe schon in der historischen Darstellung der Einleitung so weit betrachtet werden musste, als sonst hieher gehört haben würde. Dass es bey diesem ersten Capitel darauf ankam, diejenigen Ehescheidungsgründe, welche in den Art. 229 — 232 des C. N. genannt sind, aus den Debatten der jetzigen Legislation und aus der, hier allerdings in Betracht kommenden, früheren französischen Jurisprudenz zu entwickeln, dabey zu bestimmen, wo sich feste Grenzen finden, und wo auf der anderen Seite nach der Absicht der Legislation dem Ermessen der Gerichte Freyheit gelassen ist; dass es aber ferner auch darauf ankam, die Weglassung der ehemals bekannten und selbst in der neuen Legislation vorgeschlagenen Ehescheidungsgründe so zu erörtern, dass die künftige Jurisprudenz keine falsche Richtung nehme — das Alles ist bekannter, als die dabey obwaltenden Schwierigkeiten. Diese mit Scharfsinn beachtet und mit Glücke bekämpft zu haben, ist eins der grössten Verdienste der ganzen Bearbeitung. Rec. will nur *einen* Punct berühren, über welchen auch in der Kürze zu sprechen, von Interesse seyn wird. Es ist die Beantwortung der Frage, ob nach dem C. N. die Einrede der *Compensation* wegen gleicher oder gröberer Pflichtverletzung dem auf Ehescheidung Klagenden wirksam entgegengestellt werden könne. Der Vf. ist der Meinung, dass diese Einrede in der gewöhnlichen Bedeutung unserer bisherigen Jurisprudenz unzulässig sey — (wenn gleich bey einer Ehescheidungsklage wegen Beleidigungen das Unrecht des Beklagten in einem milderen Lichte erscheinen, und derselbe von dem Gesuche des Klägers freygesprochen werden könne, sobald sich zeigen lasse, dass seine Handlung als Zurechtweisung des anderen Theiles vorgenommen, oder in einer durch die Schuld dieses letzteren bewirkten leidenschaftlichen Aufwallung begangen sey). — Geht man davon aus, dass das Gesetz jene Einrede der Compensation nicht anführt, dass die Legislation sogar einen gethanen Vorschlag (zur Annahme derselben) nicht berücksichtigt hat, dass es an dem Beweise der Nothwendigkeit, auf die ehemalige, jene Einrede zulassende Jurisprudenz zurückzugehen, gänzlich mangelt, und dass überhaupt ein unmittelbar über diesen Punct entscheidendes Argument in dem neuen Civilrechte nicht enthalten ist: so bleibt in der That nichts anderes übrig, als die Zulässigkeit und Unzulässigkeit jener Einrede wo möglich aus dem Grundsatze herzuleiten, welchen man bey dem Institute der Ehescheidung als den höchsten anerkannt hat. Bleibt man dabey für's Erste stehen: so ist es unverkennbare Consequenz des Vfs., dass er aus seinem obengedachten Hauptprincipe der Ehescheidung die Folgerung herleitet: man werde wider den Zweck und wider das Wesen der Ehe verfahren, wenn man die fortdauernde Vereinigung zweyer, gleicher Weise zur Ehescheidungsklage berechtigter Ehegatten bloss aus dem Grunde erzwingen wolle, weil sie in ihren Wünschen über die Fortsetzung oder Aufhebung im Widerspruche seyen. Besondere Wichtigkeit erlangt aber diese Consequenz, wenn man damit eine Bestimmung des französischen Strafrechts vergleicht, welche beym ersten Anblicke zu einem entgegenstehenden Resultate zu führen scheint. Der *Code des délits et des peines* verfügt im Art. 336, dass der Ehemann, welcher wegen seiner Ausschweifungen zu einer Strafe verurtheilt sey, die Befugniss verlieren solle, auf eine correctionelle Bestrafung seiner Frau wegen deren Ausschweifungen anzutragen. Allerdings könnte es danach scheinen, als gehe die Ansicht der Legislation in dem vorliegenden Falle dahin, den Begriff der Widerrechtlichkeit bey dem einen Ehegatten wegen der Schlechtigkeit des anderen Theiles fallen zu lassen; als müsse man daher consequenter Weise annehmen, dass der wegen seiner Ausschweifungen gestrafte, oder überhaupt der ausschweifende Mann wegen Ausschweifungen seiner Frau keine Ehescheidung fodern könne u. s. w. Hier ist also zugleich ein Fall, wo es darauf ankömmt, unter zwey widersprechenden Consequenzen zu wählen — keine geringe Unbequemlichkeit für viele unserer Juristen, welche mit ihrer s. g. Consequenz so schnell an Ort und Stelle kommen. Rec. weiss wohl, dass dem letztgedachten Argumente von Mehreren das grössere Gewicht beygelegt wird; doch in der That folgt man dann einer Analogie ohne bewiesene Gleichheit des Grundes, hintansetzend eine Consequenz, welche zwar entfernter zu seyn scheint, aber den Vorzug der Sicherheit für sich hat. —

Das 2 Cap., *von der Ehescheidung aus bestimmter Ursache*, folgt in den Haupteintheilungen wieder der Ordnung des Gesetzbuches Art. 234 ff. — Man weiss, wie schwierig hier vorzüglich der Abschnitt ist, welcher das Verfahren im Ehescheidungsprocesse betrifft, wie schwierig es ist, theils eine allgemeine genau bestimmte Ansicht über das Verhältniss jenes Verfahrens zu dem gewöhnlichen französischen Civilprocesse zu beweisen, theils die einzelnen hier in Betracht kommenden, so äusserst mannichfaltigen Fragen befriedigend zu beantworten. Dass man den Grundsatz als Regel aufstellen müsse: der *Code de proc. civ.* kann zur Ergänzung jenes Verfahrens nicht gebraucht werden, ist, wie Rec. glaubt, völlig richtige Behauptung. Er

tritt in dieser Hinsicht dem Vf. vorzüglich um desswillen bey, weil in den Debatten über den vorliegenden Theil des Gesetzbuches mehr als ein Zusatz vorgeschlagen und gemacht ist, an welchen man gewiss nicht gedacht haben würde, wenn es Absicht gewesen wäre, die allgemeinen Vorschriften einer damaligen oder bald zu erwartenden Procefsordnung als regelmäfsig subsidiäre Vorschriften zu betrachten. Dass es übrigens von jener Regel Ausnahmen gebe, hat das Gesetzbuch zum Theil selbst anerkannt, muss aber in einigen anderen weniger bedeutenden Hinsichten auch ohne Gesetz angenommen werden. Bey der speciellen Erörterung des Verfahrens hat der Vf. fast ohne Ausnahme die Fragen, welche für die Anwendung wichtig werden können, zu beantworten gesucht und den Grundsatz, dass man die Lehre von dieser Procedur der Regel nach nur aus sich selbst und nicht aus dem gewöhnlichen Civilprocesse ergänzen müsse, mit den wichtigeren theils wahren theils scheinbaren Ausnahmen sehr consequent durchgeführt. Rec. macht insbesondere auf dasjenige aufmerksam, was über die verschiedenen Arten der Urtheile im Ehescheidungsprocesse und über die dagegen Statt findenden Rechtsmittel gesagt ist. — Bey der Lehre von den *Einreden gegen die Ehescheidungsklage*, welche den Beschluss des 2 Capitels macht, verdient besonders die Ausführung des Grundsatzes, — dass, wenn der klagende Ehegatte vor gänzlicher Beendigung des Verfahrens mit Tode abgehe, die Erben desselben den Process zum Zwecke der zu erlangenden Vermögensvortheile nicht fortsetzen können, — beherzigt zu werden. Es ist denn doch wirklich meistens nur ein Vorurtheil aus dem bisherigen Rechte, wenn man das Gegentheil behauptet. Hätte man sich immer mit Bestimmtheit an die Grundsätze des C. N. gehalten: so dürfte hier die Idee, dass die Vermögensansprüche nach allgemeiner Regel transmissibel seyn müssen, nicht lange verfolgt seyn, da es so augenscheinlich ist, dass das Verfahren der Ehescheidung bis auf den letzten Augenblick an die Person des Klägers gebunden seyn soll, und also die Erben keine Vortheile in Anspruch nehmen können, welche an die Beendigung eines Verfahrens gebunden sind, welches nicht rechtlich beendigt ist, und nun nicht mehr beendigt werden kann. Was übrigens die Meinung betrifft, dass die Erben wenigstens dann eintreten dürfen, wenn der Erblasser nach erlangter Sentenz, aber vor geschehener Eintragung in die Register des Personenstandes gestorben ist: so konnte sie vielleicht ihren Grund darin finden, dass bey anderen Gelegenheiten der C. N. Fälle kennt, wo die Eintragung einer rechtskräftigen Sentenz in jene Register vorgeschrieben wird, aber dennoch volle Wirkung eines solchen Urtheils vor jener Eintragung und ohne dieselbe angenommen werden muss (Art. 101); aber ein solcher Fall ist hier ja gar nicht vorhanden (Art. 264 — 266).

Rec. will über das 3 Cap., *von der Ehescheidung mit beiderseitiger Einwilligung*, obgleich man auch bey diesem gern verweilen wird, hinausgehen, und aus dem 4 Cap., *von den Wirkungen der Ehescheidung*, eine Behauptung des Vfs. hervorheben, welche theils ihres Resultates wegen, theils wegen der Behandlung der dabey in Betracht kommenden Momente von sehr grossem Interesse ist. Rec. meint den Grundsatz, dass durch die Ehescheidung die Verhältnisse des Älternrechtes dergestalt verändert werden, dass das Recht der unmittelbaren Erziehung, das Recht, das Domicil der Kinder zu bestimmen, das Recht, dieselben in Ansehung ihrer Vermögensverhältnisse zu repräsentiren, und das Recht des Niessbrauches dem unschuldigen Ehegatten (bey der Ehescheidung aus bestimmter Ursache) oder demjenigen Ehegatten, für welchen jene Befugnisse bey einer freywilligen Ehescheidung verabredet worden, zustehen müssen; dass also nicht von einem besonderen Vorrechte des Ehemannes in Ansehung jener Befugnisse die Rede seyn dürfe; dass man übrigens auch jene Veränderung nicht als den Übergang in eine einfache Vormundschaft betrachten könne. Die letzte Verneinung liess sich am leichtesten beweisen; um aber das Übrige darzuthun, war es vor allen Dingen nöthig, in das eigenthümliche Wesen des älterlichen Verhältnisses nach dem C. N. einzudringen, mit gänzlicher Entfernung von der Idee des römischen Rechts. Hätte der Vf. auch nicht schon vorher, bey der Bearbeitung des Gesetzbuches, so manchen anderen Beweis einer vorurtheilsfreyen Selbstständigkeit gegeben: so würde man doch aus dieser einen Darstellung mit Sicherheit bestimmen können, was man in dieser Hinsicht noch in der Folge zu erwarten hat. Rec. darf zwar wohl nicht mehr die ganze Argumentation im Auszuge mittheilen; aber es wird ihm vergönnt seyn, einige Puncte derselben zur Bestätigung des eben Gesagten hervorzuheben. „Man müsse von der Hauptidee ausgehen, dass die älterliche Gewalt über minderjährige nicht emancipirte Kinder ein Recht beider Ältern sey; dass zwar dessen Ausübung (in den vorhin gedachten Rücksichten) dem Ehemanne *während der Dauer der Ehe* gegeben werde (C. N. Art. 372. 373); dass aber, sobald die Ehe durch Scheidung aufgehoben und dadurch (wie die Legislation in so mancher Beziehung namentlich anerkennt) der Grund des Zurückstehens der Ehefrau hinter der Autorität des Ehemannes weggefallen sey, consequenter Weise kein anderer Grundsatz eintreten könne, als das Princip gleicher Ansprüche auf jene Befugnisse, und dass, da dieses Princip nicht, ohne beständige Collisionen unter den Ehegatten hervorzubringen, habe durchgeführt werden können, von der Legislation der passende Ausweg getroffen sey, dem unschuldigen Ehegatten den oben erwähnten Vorzug zu geben.“ Um diese Behauptung im hohen Grade wahrscheinlich zu finden, kann schon das Gesagte hinreichen, und Rec. glaubt, dass auch diejenigen, welche anderer Meinung seyn werden, dennoch so viel gestehen müssen, dass aus jenem Grundsatze sich das consequenteste System entwickeln lasse, das bey der Frage möglich ist. Keine Schwierigkeit macht es, dass bey dem Rechte der Ältern, über die Eheschliessungen der Kinder zu entscheiden, eine besondere Bestimmung angenommen werden muss, — wenigstens nur die Schwierigkeit, dass hier Eine Abweichung von einem allgemeinen Grundsatze abzunehmen ist, welche durch anderweitige Ansichten der Legislation (Art. 150 u. folg.) nothwendig

herbeygeführt wird, während die der Meinung des Vfs. entgegenstehenden Darstellungen gar viele Singularitäten nach sich ziehen. Freylich sieht Rec. voraus, dass dem Vf. Einwendungen aus den Worten des Gesetzes (z. B. Art. 381 vergl. mit d. vorhergehenden — ja sogar Rubr. des C. N. L. 1 Tit. 9) und aus mehreren unbestimmten Äusserungen der Debatten entgegengestellt werden können; er zweifelt aber daran, dass man eine glücklichere Lösung des Problems finden werde. — Das 5 und letzte Cap. behandelt die Lehre von der *Scheidung von Tisch und Bette*.

Die bekannten Vorzüge der Darstellungsart des Vfs. in Hinsicht auf Diction hervorzuheben, findet zwar Rec. nicht nöthig; aber er kann die Besorgniss nicht unterdrücken, dass es unbefugte Nachahmer geben werde, welche, wohl gar den Ton des Vfs. mit dem Tone mancher französischer Juristen verschmelzend, ungeniessbare Gerichte liefern möchten.

Recht erfreuend ist es, dass der Vf. die Hoffnung, das Werk von ihm selbst vollendet zu sehen, durch Wort und That unterhält. M. D. S. M.

STUTTGARDT, b. Metzler: *Caroli Christophori Hofacker*, olim Professoris Tubingensis, *Opuscula juridica collecta*, edidit *Ludovicus Guilielmus Hofacker*, auctoris filius. Pars prior. 1804. 274 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

In der Vorrede entschuldigt Hr. Secretär *Hofacker* seinen Entschluss, die kleinen Schriften seines sel. Vaters zusammen drucken zu lassen. Sein Zweck war ein doppelter, theils seinem Vater ein Denkmal zu stiften, theils den Freunden der hofackerischen Geistesproducte eine Sammlung davon in die Hände zu liefern. Dabey aber hat er sich zwey Obliegenheiten auferlegt, nämlich *einmal*, nur die seinem Vater eigenen Arbeiten zu sammeln, und *dann* unter diesen nur die besonders nützlichen Schriften zu wählen. In letzter Rücksicht hat Hr. *H.* die von seinem Vater über die Methode, das ungemischte römische Recht vorzutragen, herausgegebenen Schriften: *Entwurf einer systematischen Methode im Vortrage des ungemischten römischen Rechts*, Göttingen 1771, und *tabulae synopticae juris Romani, daselbst* 1771, aus dem Grunde, weil bereits die Vortrefflichkeit der systematischen Methode allgemein anerkannt und entschieden ist, um so mehr aus der Sammlung weggelassen, als deren Vf. solche in seinen Compendien über die Institutionen und Pandekten wirklich realisirt hat. In diesem *ersten* Theil werden die bekannten 4 Dissertationen: *de originibus et fatis successionis ex jure primogeniturae in familiis illustribus; de jure consuetudinis secundum doctrinam juris naturalis et Romani; de efficacia statutorum in res extra territorium sitas*, und *de praerogativa pignorum*, wovon die erste zu Göttingen 1771, die drey anderen aber zu Tübingen 1774, 1778 und 1780 im Druck erschienen sind, geliefert. Der *zweyte*, noch jetzt nicht erschienene, Theil soll die übrigen zum Theil noch ungedruckten kleinen Schriften begreifen. Da aber noch die Abhandlungen: *de exheredatione, de origine judiciorum curiae, de negotiis gestis* und *ad fragmenta Alfeni Vari* zurück sind: so besorgt Rec., dass entweder die noch ungedruckten und in die Sammlung aufzunehmenden Aufsätze nicht zahlreich und ausführlich seyn, oder der zu erwartende zweyte Band unverhältnissmäsig gröser ausfallen werde. Eine Beurtheilung der in diesem ersten Theil befindlichen Abhandlungen würde zu spät kommen, da solche längst nach Verdienst gewürdigt worden sind. Wir bemerken bloss, dass in deren Abdruck keine Verbesserungen, Zusätze und Nachträge der Literatur zu finden sind.

M.

KLEINE SCHRIFTEN.

JURISPRUDENZ. *Dresden*, b. Meinhold: *Diss. quaestiones nonnullas ad jus Lottariarum pertinentes sistens.* Scripsit et praef. D. *Christ. Gottl. Hauboldo* — — ad disputandum proposuit *Joannes Gotthelf Beschorner*, procur. aerarii provinc. Saxon. et causar. patron. Dresdensis. 1806. 34 S. 4. Die Absicht des Vfs. geht nicht dahin, die bedeutenden Schwierigkeiten, die das rechtliche Verhältniss der Lotterieen drücken, zu heben, sondern er will, wie er S. 2 ff. einleitungsweise sagt, nur einige in jenem Verhältnisse liegende *observationes forenses, rerum judicatarum auctoritate plerumque munitas*, zum Besten, und dadurch Sachverständigen Veranlassung zu weiteren Untersuchungen geben. Cap. I. *de natura et indole Lottariae, quatenus in facto consistit*, besonders *de causa ambiguitatis eorum, quae circa Lottariam geruntur* §. 1, *de ipsa Constitutione Lottariae, citra nexum cum his, qui sortium distributionem curant, aut de iis participant, consideratae* §. 2; *de ratione, quae intercedit inter rei tesserariae curatores et collectores, quatenus facti est* §. 3. und endlich *de ratione, quae tum inter collectorem et participes, tum inter curatores aleae tesserariae et participes locum habet* §. 4. Bey dem, was der Vf. von der Constitution der Lotterieen sagt, hatte derselbe die dresdener, leipziger, weimarische, merseburger, gothaische und hannöverische Lotterie besonders vor Augen. Im Cap. II wird die Frage untersucht: *Quinam contractus inter directorium et collectores locum habeat?* In dieser Hinsicht werden besonders der *Contractus emtionis et venditionis* §. 2, der *Contractus aestimatorius* §. 3, und der *contractus mandati* §. 4. mit dem unterliegenden Verhältnisse verglichen, und zum Schlusse noch *observationes quaedam generales super finibus contractus collectionis regundis et usu principiorum juris supra* (§. 2 — 4) *expositorum* §. 5 gegeben. Cap. III. *Num possessio schedulae lucri ad legitimationem ejus, qui lucrum a collectore petit, omni modo sufficiat?* Hier wird zuerst §. 1 die bejahende, dann §. 2 die verneinende Meinung vorgetragen, und endlich §. 3 die Controvers in einer dritten unter einer Bedingung bejahenden und verneinenden Mittelmeinung vom Vf. ausgeglichen, und diese letzte durch ein Präjudiz erläutert. Im Cap. IV beantwortet der Vf. die Fragen: *Num collectore non solvente statim regressus contra directores pateat? an collector proximus, a quo quis sortem emit, prius excutiendus sit, antequam a collectore principali vel directorio lucrum exigi possit?* Cap. V. *de modo lucrum a fortuna oblatum in foro persequendi.* Die Person des Beklagten und die Eigenthümlichkeiten der Klage selbst machen den Inhalt dieses Capitels aus. — Diese Anzeige rechtfertigt die Behauptung des Rec., dass diese Abhandlung nicht ohne Interesse ist. Sie bleibt immer empfehlungswerth, wenn man auch nicht allenthalben befriedigt wird. Gewinn für die Literatur in dem Fache, das der Vf. hier wählte, würde es unstreitig seyn, wenn er bey dem Vertrauen, das man zu ihm hegen darf, die unter Bedingungen versprochene weitere Ausführung dessen geben könnte, was er hier nur mit wenigen Zügen angedeutet hat.

p—ζ—r.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 5.

ÖKONOMIE.

Grätz, b. Ferstl: *Praktisches Lehr- und Lese-Buch der gesammten auf jeden Boden anwendbaren Landwirthschaft.* Für Gutsbesitzer, Pächter, Geistliche, Bürger und Bauern, und für Alle, die der Ökonomie theils schon kundig sind, oder darin Unterricht bedürfen. Nach den neuesten und besten ökonomischen Werken herausgegeben von Dr. *Seiler* und Pfarrer *Mayer* zu Kupferzell u. s. w. 1805. 326 S. ohne die Inhaltanzeige. 8. (1 Rthlr.)

Wenn man dem einladenden Titel dieser Schrift trauen dürfte: so hätte man Ursache, sehr viel Nützliches und Belehrendes zu erwarten. Allein diese Prämisse fällt, sobald man den Inhalt als Consequenz derselben durchgeht. Rec. ist es unbegreiflich, wie die Vff. glauben konnten, dass aus diesem buntschäckigen Producte Gutsbesitzer, Pächter, Geistliche u. A. Belehrung und Nutzen ziehen könnten. Wenigstens würde es dann um unsere vaterländische Ökonomie sehr traurig aussehen: das Ganze gleicht beynahe einer Satire auf deutsche Literatur. Damit man dieses Urtheil nicht zu hart finde: so legt Rec. hier die gedrängte Inhaltsanzeige vor, und begleitet sie mit einigen Bemerkungen.

Von S. 3 bis 21 handeln die Vff. in ziemlich katechetischer Form I) von den ersten Grundsätzen des Ackerbaues im Allgemeinen, und von der Cultur der verschiedenen Getreidearten, der mancherley Handelsgewächse und zum Viehfutter dienenden Wurzelgewächse insbesondere, d. h. von der Beschaffenheit der landwirthschaftlichen Erdkrume, von den Verbesserungsmitteln derselben, von dem Säen des Getreides, von dem Anbau des Raps oder Rübsamens, des Krapps, der Burgunderrüben, des Flachses, des Tabacks, des Mais, der Möhre, der Hirse, der Pferdebohnen und der Kartoffeln. Das heisst doch auf nicht gar 10 Octavblättern viel geleistet! — II. Von dem natürlichen und künstlichen Futtergewächs- oder Wiesen-Bau, und dann noch kurz vom Austrocknen der Seen und Teiche und Benutzung derselben zu Wiesen. III. Vom Obstgarten. IV. Vom Küchengarten. V. Vom Kohl- und Kraut-Garten. VI. Von der Zucht und Wartung der ökonomischen Thiere, und zwar von dem Nutzen der Thier- oder Vieh-Zucht, mit Übergehung der Pferdezucht, von der Beurtheilung der Ausmastungsempfänglichkeit und dem Mästen des Rindviehes, von den Krankheiten desselben, von dem Einkaufe der Kühe und Erziehung der Kälber, und von der Wahl des Farren oder des Stammochsens. Dann von der Mästung der Schweine, von den Krankheiten und der Zucht derselben, und von der Wahl des Ebers. Endlich von der Zucht und den Krankheiten der Schaafe; von der Wartung und Pflege des Federviehes; von den Bienen und Seidenwürmern. VII. Vom natürlichen und künstlichen Dünger, dessen Zubereitung und Anwendung. Von der Ärndte der mancherley vegetabilischen Erzeugnisse und vom Dörren des Obstes, von dem Reinigen, Aufbewahren und der Verwendung der eingeärnteten Früchte. VIII. Von den Eigenschaften der landwirthschaftlichen Werkzeuge. Von dem Antritte oder Ankaufe eines Landgutes oder Bauernhofes, der Urbarmachung öde gelegener Plätze und Wüsteneyen. Vom Weinbau, und zwar von der Behandlung des Weines im Berge und im Keller. Von der Bienenzucht. Von den Seidenwürmern. Von der wilden Baumzucht. Von der Pferdezucht, der Wartung und Pflege dieser Thiere und den Krankheiten derselben. Endlich folgen gute Rathschläge, mancherley Vortheile zu erhalten, Schaden zu entfernen und in Noth sich zu helfen. Sie betreffen: 1. den Gebrauch und das Dörren des Obstes; 2. den Obstmost; 3. den Nutzen des Essigs, so wie 4. das Ansetzen und die Bereitungsart eines guten Essigs; 5. den Nutzen und Schaden des Brantweins; 6. die beste Art, gutes und gesundes Brod zu backen; 7. Mittel wider die Kornwürmer; 8. Mittel wider anderes Ungeziefer, das schädlich werden kann, als wider die Maykäfer, den Reutwurm, die Schnecken, die Heuschrecken, die Kohl- und Kraut-Raupen, den Frostschmetterling, den Brand im Waizen (das ist also auch ein Ungeziefer?), den Pfeifer im Sommerrübsen, die Erdflöhe, die Feldmäuse. 9. Ein leichtes Mittel wider die Wanzen in den Wohnungen der Menschen; 10. die Reinigung des Getreides von schädlichem Gesäme; 11. Merkmale, woraus man gesundes und ungesundes Vieh erkennen kann; 12. Vorsichtsregeln in Ansehung des kranken Viehes und der Fische; 13. Mittel wider den Biss wüthender Thiere; 14. Mittel wider Brandschäden; 15. Mittel wider den Dohl- oder Finger-Wurm; 16. die Bereitung und den Gebrauch des weissen Wundbalsams; 17. Mittel wider erfrorne Glieder; 18. Mittel bey Quetschungen und Insectenstichen; 19. Mittel, das Blut zu stillen; 20. Rettungsmittel eines Ertrunkenen; 21. Rettungsmittel eines Erhenkten; 22. die Behandlung derjenigen, die von Kohlendampf oder durch andere schädliche Dünste erstickt sind; 23. die Mittel, einen Erfrornen

wieder zum Leben zu bringen; 24. die Verletzung der Luftröhre und die hiebey dienlichen Hülfsmittel; 25. die Hülfsmittel bey vorgegangener Vergiftung; 26. Vorsichtigkeitsregeln beym Gebrauch des Schwefels, und der Metalle, die leicht gefährlich werden können; 27. Vorsichtigkeitsregeln beym Gebrauch des Zuckers, einiger Gewürze u. s. w.; 28. Kennzeichen von dem wirklichen Todtseyn eines Menschen; 29. Gesundheitsregeln; 30. das Verhalten bey den Pocken; 31. das Verhalten bey der Ruhr; 32. die Nothwendigkeit schweifstreibender Mittel in gewissen Fällen; 33. die erfoderliche Behutsamkeit beym Gebrauch der Brech- und Laxir-Mittel; 34. Vorsichtigkeitsmittel in Ansehung der Medicin, der Winkelärzte und Pfuscher; 35. Regeln beym Krankenbesuch; 36. nöthige Vorsichtigkeit beym Schiefsgewehr; 37. Löschungsmafsregeln beym auskommenden Feuer; 38. Nutzen der Wetterableiter (? Blitzableiter); 39. Vorsichtsregeln und Hülfsmittel bey Überschwemmungen, und wenn das Wasser in die Häuser dringt. Endlich noch die Lehre von dem Aberglauben und das Nöthigste aus der Himmelskunde und der Zeitrechnung, und zum Beschluss eine kurze Anleitung zum Briefschreiben und anderen kleinen Aufsätzen.

Alles dieses ist auf 326 S. chaotisch durch einander geworfen, so dafs der Leser schon bey einem flüchtigen Anblicke des Machwerks zurückschrecken mufs. Um nun auch ein paar Pröbchen von der Beschaffenheit des Vortrags zu geben, mag Folgendes hinreichend seyn. S. 17 heifst es im Betreff des Runkelrübenbaues: *Burgunderrüben oder Turnips* werden in das Kraut gebaut. Rec. möchte wissen, wer dieses vegetabilische Erzeugnifs zu *Turnips* gemacht hätte. Das, was die Engländer Turnips nennen, sind unsere bekannten langen weifsen Rüben, *Brassica rapa oblonga*, von unseren Landwirthen Guckelrüben genannt. Überdiefs werden auch die Burgunderrüben, die man bekanntlich auch Runkeln und Dickrüben nennt, weder in dem Kraute noch wie dasselbe gebaut, sondern entweder erst auf ein besonderes Beet gesäet, und hernach auf den Feldacker gepflanzt, oder, noch besser, gleich auf den Feldacker gesäet, und dann die Pflänzchen durchs Verziehen verdünnt. S. 24, wo von Vertilgung der Wiesenfeinde gehandelt wird, heifst es No. 4: *Engerlinge* oder *Mayenkäferwürmer*, Seifensiederasche oder sonst etwas Scharfes und Ätzendes aufgestreuet, vertreibt sie zum Theil." — Das ist viel! Rec. glaubt, ein Aufgufs, der so ätzend wäre, dafs er die in der Erde liegende Larve des Maykäfers beleidigen könnte, möchte noch eher das Gras und seine Wurzeln zerstören. Seifensiederasche wird wohl auf feuchten Wiesen als Verbesserungsmittel, nicht aber zum Vertreiben der Engerlinge gebraucht. — „Sind die Wiesen durch sie — die Engerlinge — zerstört, heifst es weiter: so warte man die Zeit ab, und bestreue die wüsten Plätze mit dreyblätterichten oder Lucerner-Klee, auch Heublumen!" Heublumen kennt Rec. nicht. S. 25 No. 7 sagen die Vff.: „Es schadet endlich den Wiesen das Weiden auf den Wiesen mit Rindvieh und Schaafen." Das ist wohl im Allgemeinen nicht richtig; denn eine richtige Wahl der Jahreszeit und der Witterung ändert hierin aufserordentlich viel. Im Leimgrunde treibt man sehr bald im Frühjahre und im Herbst nach der Grummtärndte, freylich bey trockner Witterung, die Heerden auf die Wiesen, und diese sowohl wie jene befinden sich recht gut dabey. „Die vortreffliche Stallfütterung — fahren die Vff. fort — und die Abschaffung der auf angebauten Ländern schädlichen Schäfereyen haben diesen Fehler." Was haben denn diese für einen Fehler? Sie könnten wohl den angeführten Weidgang entbehrlich machen, wenn die Stallfütterung der Schaafe mit Nutzen eingeführt werden könnte.

Diefs wird genug seyn, um dem beginnenden und vollendeten Ökonomen einen Wink zu geben, was er zu seiner Belehrung hier zu erwarten habe.

Eut.

München, b. Strobel: *Baierischer neuer Volkskalender für den Bürger und Bauersmann auf das Jahr* 1803. Worin die wichtigsten landesherrlichen Verordnungen zum Besten der Landleute, nebst noch vielen anderen gemeinnützigen und zweckmäfsigen Aufsätzen enthalten sind. Herausgegeben von *Johann Baptist Strobel*, Prof. und Buchhändler. — Auf das Jahr 1804; auf 1805 mit dem Bildnisse des Kurfürsten Maximilian Joseph IV, jetzigen Königs von Baiern, und auf das Jahr 1806. Jeder Jahrgang 16 bis 18 Bogen geheftet. 4 (24 kr.)

Volkskalender sind immer der einzige und beste Weg, auf welchem dem gemeinen Manne, besonders dem Landmanne, nützliche Kenntnisse und Aufklärung beygebracht werden können. Aufser den gewöhnlichen Andachtsbüchern kennt er kein Buch als den Kalender, und eben defswegen wählte man in den neueren Zeiten diesen Weg, Aberglauben, Vorurtheile zu verbannen, und den Landmann vernünftiger zu machen. Hiezu hat Hr. *St.* durch seinen Volkskalender kräftig mitgewirkt, und in der That sich durch denselben bey seinem Vaterlande sehr verdient gemacht. Man findet keine Himmelszeichen, Drachenschwänze und Planetenscheine bey seinen Monatstagen, auch nichts vom guten Einnehmen, Aderlassen, Schröpfen und Haarschneiden, sondern blofs die gewöhnlichen Namen der Heiligen, und bey jedem Monat einen offen gelassenen Raum, zum Eintragen der täglichen Einnahme und Ausgabe. Dann folgen die im Jahre zuvor ergangenen landesherrlichen Verordnungen, in sofern sie den Landmann betreffen, die in einem Kalender sehr zweckmäfsig angebracht sind, weil sie auf diese Weise dem Landmanne immer im frischen Gedächtnifs bleiben. Hierauf werden mancherley nutzbare, theils moralische, theils ökonomische Aufsätze mitgetheilt, die alle sehr gut gewählt sind, um den gemeinen Mann gebildeter und aufmerksamer auf sein häusliches Wohl zu

machen. Beyspiele hinterlassen immer den stärksten Eindruck; bloss trockne Moral ermüdet, und bleibt dem Bauer dunkel. — Hr. *St.* hüllt daher seine guten Lehren in theils wirkliche, theils erdichtete Geschichten, und eben das ist der rechte Weg, Nutzen zu stiften. Dabey ist sein Vortrag populär, ungekünstelt, deutlich. Den Beschluss macht abwechselnd das Verzeichniss der Jahrmärkte in Baiern, der kommenden und abgehenden Posten und der ordin. Landboten in München, und ein Verzeichniss nützlicher Schriften für den gebildeteren Ökonomen. Ein Beweis, dass dieser Pflugkalender (wie ihn der Bauer in Baiern, wegen des auf dem farbigen Umschlage abgebildeten Pflugs, nennt), obschon der Preis von 24 Kr. für einen Bauer immer hoch ist, grossen Beyfall gefunden hat, ist der, dass die ganze Auflage des ersten Jahrganges in 3 Monaten vergriffen war, und der Herausgeber selbigen noch einmal drucken lassen musste.

Auf das Jahr 1807 und 1808 sollen von obigem *Volkskalender* Fortsetzungen in einem anderen Verlage herausgekommen seyn, welche uns aber nicht zugekommen sind.

Αλκ.

Leipzig, b. Weigel: *Neuer Bauernkalender oder Taschenbuch für deutsche Landwirthe*, auf das Jahr 1804. 78 S. Auf das Jahr 1805. 69 S. Auf das Jahr 1806. 70 S. 8. (Jeder Jahrgang 5 gr.)

Der nach dem Vorbericht *K—r* in *F—g* unterzeichnete Vf. hat bereits für die Jahre 1801, 1802 und 1803 dergleichen Kalender unter dem nämlichen Titel herausgegeben, die Rec. aber nicht zu Gesicht gekommen sind. Zufolge der Buchhändleranzeige auf dem Umschlage des Jahrganges 1804 enthielt der erste: *Bemerkungen über die Pferde- und Rindvieh-Zucht, über die Behandlung dieser Thiere im gesunden und kranken Zustande, über die Viehseuche* u. s. w. Der zweyte: *Bemerkungen, die Viehzucht überhaupt betreffend, nebst einem Unterricht über die Schafzucht.* Der dritte: *Von der Schweine- und Ziegen-Zucht.* Der vorliegende *vierte Jahrgang*, bey dem sich kein astronomischer Kalender befindet, handelt: *Von der Federviehzucht*, nämlich zuerst *über die Unentbehrlichkeit und Nützlichkeit derselben*, welche jedoch nur auf grossen Landgütern Statt finden kann, wo man wenigstens den Sommer durch nicht nöthig hat, das Federvieh mit Körnern zu füttern, und gleichwohl ein nicht geringer Nutzen an Eyern, Federn, Mist u. s. w. zu hoffen ist. Dann insbesondere *von der Gänsezucht, Entenzucht, Hühnerzucht*, wo alle bekannten Arten der Hühner beschrieben werden; *von der Zucht der Truthühner, der Tauben*; ferner, *von den Feinden und allgemeinen Krankheiten des Federviehes*; und den Beschluss macht als Anhang ein *Bienenkalender* auf jeden Monat. — Der Jahrgang auf 1805 handelt vom *natürlichen Wiesenbau*, wo man Alles angezeigt findet, was darüber zu sagen nöthig ist. Im Jahrgange auf 1806 endlich wird der *künstliche Futterkräuterbau* beschrieben, und besonders vom gemeinen rothen Klee, von der Luzerne, Esparsette, Pimpinelle, dem gelben Hopfenklee, weissen Klee, Schneckenklee, Sumpfklee, Geisklee, Steinklee, vom Ackerspörk, von der grossen Brennessel, vom franzöf. Raygras, vom Honiggras, vom Timotheusgras, von der Futtertrespe und vom essbaren Cypergras (*Cyperus esculentus*), das jährlich zweymal geschnitten werden kann, ausführlich gehandelt. Den Trokar, den der Vf. beym Überfressen und Aufschwellen des Rindviehes vom frischen Klee, nebst einigen anderen Mitteln, empfiehlt, wünscht Rec., als ein Desperationsmittel und in den Händen eines Unerfahrnen höchst gefährliches Instrument, ganz verbannt zu sehen. Weit sicherer und eben so schnell Hülfe leistend ist dagegen das von den Franzosen erfundene und bereits in mehreren Schriften, unter anderen in *Riems Halbjahr-Beyträgen* auf das J. 1803. 2 Lief. S. 207, empfohlene Mittel mit *ungelöschtem Kalke*, das der Vf. nicht vergessen haben würde beyzubringen, wenn es ihm bekannt gewesen wäre. Darauf handelt er vom Anbau des Gemengefutters, vom Roggen als Futterkraut mit Klee, was doch immer ein bedenkliches Verfahren bleibt, vom Johannisroggen, vom Anbau der Kartoffeln als Viehfutter, von den Erdäpfeln (*Helianthus tuberosus*), von den Möhren, von weissen Rüben, von Kohlrüben, endlich von den Runkelrüben. — Alle 3 Jahrgänge sind übrigens bloss Auszüge aus anderen bewährten Schriftstellern, z. B. *Weber* von der Wirthschaft der Bauern, *Leopolds* Agrikola, welchen letzteren der Vf. vorzüglich benutzt hat, so wie auch den beygefügten Wiesenkalender. Seine Absicht, dem Landmanne gute ökonomische Regeln um einen geringen Preis in die Hände zu geben, ist lobenswerth, wird aber doch nie ganz erreicht, wenn zu den nun schon vorhandenen 6 Jahrgängen noch mehrere hinzukommen sollten, weil dann der Preis für den gemeinen Landmann noch immer zu hoch seyn würde.

Αλκ.

Hamburg u. Altona, b. Vollmer: *Allgemeines und vollständiges Wörterbuch der gesammten Stadt- Land- und Haus-Wirthschaft*, nach den vorzüglichsten Quellen des In- und Auslandes in alphabetischer Ordnung bearbeitet von *Friedr. Wilh. von Schüz*, kurfürstl. sächs. Hofrath. Siebenter Band. O bis R. 325 S. 8. (1 Rthlr.)

Jeder Band dieses Werkes fällt schlechter aus, und der vorliegende ist so elend, dass ihn Rec. nicht einmal einer Kritik würdig findet. Dass er bloss eine Compilation ist, würde Rec. dem Vf. noch gern verzeihen, wenn er nur zu dieser Absicht die besten Werke gewählt, und aus diesen das Beste herausgehoben hätte. Allein unglücklicher Weise traf seine Wahl grösstentheils elende Machwerke, und aus diesen nahm er ohne alle Auswahl, Beurtheilung und Prüfung dasjenige heraus, was ihm vor die Faust kam, schrieb es nieder, übergab es der Presse, und — betrog auf diese Art das ökonomische Publicum und seinen Verleger. Es bedarf nur einiger Proben von den ökonomischen Kenntnissen des Vfs., um diess harte Urtheil zu rechtfertigen.

S. 1 *Oberbaum* — sagt der Vf. — nennt man einen ausgewachsenen oder überständigen Baum (?) S. 2. *Oblate*, ein dünnes Gebackenes, welches die Confectbecker gewöhnlich zu den Böden ihres Backwerkes gebrauchen. Von einem bereits so bändereichen Werke fodert Rec. eine vollständigere Erklärung; denn gerade die allerwenigsten Oblaten werden zu der angegebenen Benutzung verwendet. Ein grosser Theil wird theils roh, theils mit Butter bestrichen, sowohl zum Frühstück, als beym Desert verspeist. Eben so bedient man sich derselben auch beym Siegeln, und giebt ihnen dann — um die verlangte Farbe herauszubringen — einen Zusatz z. B. von Zinnober u. s. w. Auch gebraucht man sie beym heiligen Abendmahle. Dass sie zwischen zwey Eisen auf einem nicht gar zu starken Feuer ausgebacken werden, sucht man hier vergebens. Eben so auch, woraus man sie macht. Das *Obst* theilt der Vf. in Frühling-, Sommer- und Lager-Obst. Welcher Pomolog theilt es so ein? Rec. kennt bloss Sommer-, Herbst- und Winter-Obst. „Kernobst — sagt der Vf. — nennt man, dessen Kerne eine weiche Schale haben, als Äpfel, Birnen u. s. w. (?). S. 9. „Wenn der Baum einen guten Wuchs hat: so zieht man solchen zu einem Oberbaum u. s. w.." Was versteht der Vf. unter Oberbaum? Giebt es denn etwa auch Unterbäume? S. 11. „Zum Begiessen muss man Regenwasser gebrauchen, oder sonst ein stille stehendes Teichwasser, so von der Sonne beschienen worden, denn Quell- und Brunnen-Wasser sind den Bäumen schädlich." Also Flusswasser taugt zu dieser Absicht auch wohl nicht? „*Obstdarre* nennt man bey einem Landgute (warum gerade bey einem Landgute?) denjenigen Ort, wo vermittelst eines Ofens und angebrachten Gerüstes, auf welche sich Horden oder Bretter befinden, das Obst gebacken wird (?)." S. 16. „*Ocher* oder *Ocker*, ist eine gelbe Erde, die sowohl in eigenen Adern als auch um und bey Metallen gefunden wird (?)." Auf diese Art definirt und beschreibt der Vf. fort, so dass der noch nicht unterrichtete Leser von diesem Werke unbelehrter zurückkehrt als er vorher war.

Euy.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Halle*, b. Vf., u. *Leipzig*, b. Steinacker: *Wirthschaftliche Vermächtnisse für das neue Jahrhundert, mit Vorschlägen und Bitten an gute Landesväter und Obrigkeiten um Abstellung der aus den vorigen* (Jahrhunderten) *hergebrachten Missbräuche*, von *J. C. C. Rüdiger'n.* Erstes Stück. 1805. 35 S. 8. (4 gr.) In der halb in Versen, halb in Prosa, halb launig, halb missmuthig geschriebenen Zuschrift (an sein Vaterland), Verrede und Einleitung, versichert der Vf., der ohne Furcht derbe Wahrheiten zu sagen gewohnt ist, dass er mit dieser Schrift, von welcher dieses erste Stück nur als Probe gelten soll, ein Werk anfange, das, so viel seine Kräfte, Kenntnisse, Erfahrungen, Fleiss und Mühe vermögen, unvergleichlich besser und wichtiger seyn werde, als Alles, was er sonst je hervorgebracht habe. — Seine Absicht ist, die gereiftesten Früchte seiner Bemühungen in allen Theilen der Wirthschaftslehre zu liefern; zum Titel des Werkes veranlasste ihn *Mercier*, welcher in seinem Jahr 2440 bey dem Begräbniss eines jeden Bürgers die besten Gedanken seines Lebens als ein Vermächtniss eröffnen liess. Das erste Stück hat zum Gegenstand: *die Ersparniss des Staats durch einfachere Einrichtung der Schreiberey und des Rechnungswesens.* In den ihm eigenen festen Ton eifert der Vf. — mit Recht — über die unendliche Weitläuftigkeit in den Geschäften der Rechtspflege, Gewerbeleitung, Polizey und Finanzen, und zeigt ihren Nachtheil. Diesen wegzuräumen, giebt er Vorschläge, die er besonders auf den Geschäftsgang bey Kammern anwendet, die sich aber meistens und mit wenigen Veränderungen auch auf höhere und niedere Collegia, Magistrate, Ämter und einzelne Diener der Staatswirthschaft, auf Polizey und Finanzen, selbst auf die Rechtspflege, übertragen lassen. Diese Verbesserungen betreffen den Kanzleystil, der freylich bey manchem Gerichtshofe noch barbarisch klingt; die sogenannten Curialien, die doch nun schon hie und da abgeschafft sind; besonders aber rügt der Vf. den Gebrauch des höchsten Titels des Landesherrn, den manche Landescollegia annehmen, indem sie im Namen des Landesherrn Befehle geben, Urtheile sprechen, da doch der Unterthan wider diese an noch höhere Collegia appelliren kann, wodurch die Appellation das Ansehen einer Auflehnung und Beschwerde wider die höchste Gewalt gewinne, also bey dieser Gerichtsform ein wirklicher Widerspruch entstehe. Ferner, die Abkürzung mancher Geschäftsaufsätze, die so viele Schreiberey verursachenden Duplicate, die mündlichen Verhöre, Anfragen, Bescheide u. s. w., die Abkürzung des Geschäftsganges selbst, besonders bey den Landes-Collegien, das Rechnungswesen, wo er die vom Handel in manche näher damit verwandte Fächer der Staatswirthschaft übergetragene doppelte Buchhaltung verwirft, weil sie nur unnöthige Weitläuftigkeit, mehr Geschäfte, Beamte und Gehalte zur Folge habe; endlich die Tilgung aller aufgesammelten unnützen Registraturen in allen Departements, die immer mehr Leute, Raum und Kosten bedürfen. — Diese sehr gut gemeinten Vorschläge des Vfs. verdienen die Beherzigung der Grossen, so wie der hohen Landesbehörden.

Ahn.

ÖKONOMIE. *Nürnberg*, b Lechner: *Über die Viehweide und ihre Vorzüge vor der Stallfütterung* von Dr. *G. R. Böhmer.* Aus dem Lateinischen frey übersetzt, von Dr. *Tob. Fr. Lochner.* 1804. IV u. 56 S. 8. (4 gr.) Wenn das Original dieser Übersetzung nicht, aller Wahrscheinlichkeit nach, volle dreyssig Jahre überlebt hätte: so würde eine Lobschrift der Viehweiden, und eine Anpreisung ihrer Vorzüge vor der Stallfütterung, die der Geh. Rath *Thaer* den Triumph der deutschen Landwirthschaft nennt, in unseren Tagen gewiss eine unerwartete Erscheinung seyn. In jenen Zeiten zweifelten viele Ökonomen, ob die Aufhebung der Brache und Hutung, und die dagegen einzuführende Stallfütterung den grossen Nutzen gewähren könne, welchen ihre Vertheidiger davon anrühmten, und damals mochte es sehr sachdienlich seyn, die Gegenpartey mit ihren Einwürfen zu hören. Jetzt aber, nachdem die Erfahrung schon lange darüber abgeurtheilt hat, jetzt, da man mit Stallfütterung ganz andere Begriffe, als bey ihrer Entstehung, verbindet, jetzt, da alle um den Flor ihrer Länder besorgten Regierungen die Schwierigkeiten, welche der Aufhebung der Gemeinheiten hie und da noch im Wege stehen, auf das thätigste zu beseitigen suchen, die höchst schädliche Frühlingshut auf den Wiesen eher ohne Weiteres abschaffen: jetzt müssen wir es allerdings für eine sehr überflüssige Arbeit erklaren, eine Abhandlung, die nicht einmal sehr scharfsinnige Gründe zur Vertheidigung ihres Satzes vorträgt, ins Deutsche zu übersetzen, und auch nur wenige Bogen Papier damit zu verschwenden.

S. H.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Giessen, b. Heyer: *Germanien*, eine Zeitschrift für Staatsrecht, Politik und Statistik von Deutschland, herausgegeben von Dr. *Aug. Fried. Wilh. Crome*, grossh. hess. Geheimen-Regierungsrathe und Prof. der Staats- und Cameral-Wissenschaften u. s. w., und von Dr. *Carl Jaup*, ord. Prof. d. Staatsrechts auf der Ludwigs-Universität zu Giessen. I Bandes 2 u. 3 Heft. 1808. S. 197 — 566; II Bd. 1 — 3 Heft. 1809. 526 S. III Bd. 1 — 3 Heft. 1810. 538 S. IV Bd. 1 — 3 Heft. 1811. 546 S. 8. (Jeder Band 2 Rthlr. 12 gr. sächs.)

Die Erwartungen, zu welchen das erste, Jen. A. L. Z. 1808 No. 69 von einem anderen Rec. beurtheilte Heft berechtigte, sind durch den Inhalt der folgenden sehr wohl befriedigt. Der Freund des deutschen neueren Staatsrechts sowohl, als der Statistiker, und überhaupt der deutsche Politiker erhalten hier manches sehr Interessante, durch dessen Mittheilung sich die Herausgeber gewiss gerechte Ansprüche auf den Dank des Publicums erworben haben. Man findet hier nicht nur die wichtigsten Actenstücke zur Geschichte der Constitution, Organisation und Verwaltung, und des inneren und äusseren Verhältnisses unserer seit dem merkwürdigen Jahre 1806 in einer ganz anderen Gestalt, wie vordem, erscheinenden deutschen Staaten, z. B. den Vertrag zwischen den *Königen von Sachsen und Westphalen wegen Abtretung des Amtes Gommern, der Grafschaft Barby* u. s. w. vom 19 März 1808 (Bd. II. No. IV); *den wiener Friedensschluss zwischen Frankreich und Österreich*, vom 14 October 1809 (Bd. III. No. XIII): *den Vertrag zwischen Frankreich und dem ehemaligen Königreiche Holland über die Abtretung von Vlissingen u. s. w. gegen Ostfriesland, Jever u. s. w.*, v. 11 Nov. 1807 (Bd. II. No. XV. S. 308 ff.); *den Staatsvertrag zwischen dem Kaiser Napoleon und dem Grossherzoge von Frankfurt, die Erhebung der fürstl. primatischen Staaten zu dem Grossherzogthume Frankfurt betreffend*, vom 16 Februar 1810 (Bd. IV. No. X); *den Staatsvertrag zwischen Hessen und Baden, die darin bestimmten Länderabtretungen von Baden an Hessen betreffend*, v. 15 Septemb. 1810; *die grossherzogl. hessische Verordnung über die Verhältnisse der unmittelbaren Reichsritter und der übrigen adelichen Gerichtsherrn in dem Grossherzogthume*, v. 1 Dec. 1807 (Bd. I. No. IX), nebst einer *historischen Übersicht der seit dem August 1806 in diesem Staate überhaupt erschienenen Verordnungen in staatsrechtlicher Beziehung* (Bd. I. No. XXI); den bekannten *Exposé de la situation du Royaume de Westphalie*, v. 7 Julius 1808, für die versammelten Reichsstände (Bd. II. No. I S. 6 ff.); *die Vorstellung von acht und zwanzig* (der angesehensten und begütertsten) *Individuen des Ritter- und Adel-Standes in Baiern über das momentane Steuerprovisorium* v. 14 Januar 1808 (Bd. II. No. XX); *den Bericht der königl. baierischen Landesdirection zu München* v. 5 May 1808, und *die königl. Resolution hierauf* v. 10 May 1808 (Bd. III. No. V): sondern die vor uns liegenden eilf Hefte enthalten auch manche treffliche statistische Aufsätze zur Beförderung einer genauen Kenntniss dieser Länder, und nächstdem noch mehrere sehr schätzenswerthe Abhandlungen über einzelne Puncte und Fragen des Staatsrechts und der Gesetzgebung, erzeugt durch die neue Gestalt unseres deutschen Vaterlandes und seiner einzelnen Staaten. Die *statistischen* Aufsätze sind beynahe allesammt von *Crome*, und mit der Genauigkeit und Gründlichkeit verfasst, welche das Publicum schon seit lange an den Arbeiten dieses berühmten Statistikers zu schätzen gewohnt ist. Vorzügliche Aufmerksamkeit verdienen die *statistische Schilderung der Bestandtheile des Königreichs Westphalen in staatswirthschaftlicher Hinsicht* (Bd. I. No. XII u. XX, Bd. II. No. XXIII, Bd. III. No. XII, u. Bd. IV. No. V u. XI); dann *Deutschlands neuester Länderverlust an den Küsten der Nordsee und an der westlichen Seite des Rheines* (Bd. I. No. XV); die *statistischen Bemerkungen über den wiener Friedensschluss v. J.* 1809 (Bd. III. No. XIV. u. Bd. IV. No. VI), und *über die Mündungen der Elbe, Weser und Trave, nach ihrer Wichtigkeit für den Seehandel, als integrirende Theile von Frankreich* (Bd. IV. No. XXIII). Unter den *Abhandlungen* aber zeichnen sich nach unserem Urtheil vorzüglich folgende aus: *Steht den Standesherren das Fiscusrecht zu?* von *Jaup* (Bd. I. No. XIII). Der Vf. beantwortet diese praktisch wichtige Frage weder allgemein bejahend, noch allgemein verneinend, sondern er unterscheidet mit Recht Berechtigungen des Fiscus, die ihm aus solchen Zweigen der höchsten Gewalt zustehen, welche die rheinische Bundesacte den Souverains nur ausschliesslich zugetheilt hat, und solche, welche aus den den Standesherren gelassenen Hoheitsrechten entspringen. In Beziehung auf Rechte der ersten Art haben die Standesherren auf das Fiscusrecht keinen Anspruch; wohl Anspruch aber haben sie auf das Fiscusrecht bey Rechten der letzteren Classe. Diess vorausgesetzt, wird den Standesherren das Recht auf

Geldstrafen zu-, das Recht auf *Einziehung confiscirter erb-* oder *herrenloser Güter* aber abgesprochen. — *Das Staatsnothrecht — fälschlich dominium eminens genannt — involvirt kein Obereigenthum;* von *Friedr. Hoppe* zu Darmstadt (Bd. I. No. XVI); enthält zwar keine neue, aber doch eine gute und richtige, und vorzüglich in unseren Tagen beherzigenswerthe Zusammenstellung der Gründe der Nichtigkeit des *Dominium eminens*, von dessen Idee sich unsere Staatsmänner und Staatsrechtsgelehrte noch nicht ganz haben losreissen können. Wie der Vf. sehr gut zeigt, ist diess *dominium eminens* weder in der Natur der Sache, noch in dem römischen oder deutschen Rechte, noch auch in der rheinischen Bundesacte, und dem hier, bey der Überweisung einzelner Länder an einzelne Bundesglieder gemachten Unterschied zwischen *en toute propriété* und *en souveraineté* überwiesenen Ländern, gegründet. Doch können wir es keineswegs billigen, dass der Vf. die mediatisirten ehemaligen Reichsstände *Exlandesherren* nennt, und die Ausdrücke *en toute propriété et souveraineté* durch *Souverainetät des Begriffs* übersetzt wissen will. Nach unserer Ansicht möchte sich der Ausdruck *propriété* am richtigsten durch *Landesherrlichkeit* und *souveraineté* durch *Landeshoheit* (Regentengewalt) bezeichnen lassen. Doch man übersetze diese Ausdrücke wie man will: immer ist ihr Sinn sehr klar. Der Ausdruck *en toute propriété* will weiter nichts sagen, als dass die Souverains die den mediatisirten Ständen zugehörigen Domainen und die dazu gehörigen grundherrlichen Rechte nicht erhalten, sondern dass diese ihren vorigen Herren verbleiben sollen. — *In wie fern gelten ältere positive Rechtsquellen nach geschehener Einführung des Code Napoléon in einem deutschen Lande?* vom Prof. *Schrader* zu Helmstädt (Bd. II No. V und Bd. III No. XX), mit den dagegen gemachten *Bemerkungen* von Dr. *Pfeiffer*, Substit. d. k. Gen. Procur. beym Appell. Ger. zu Cassel (Bd. II No. XIII). Hr. *Schrader* sucht hier durch eine Vergleichung des Zustandes unserer alten deutschen Legislation mit dem Zustande der älteren französischen zu zeigen, dass bey einer allgemeinen Einführung des *Code Napoléon*, und wenn durch besondere Gesetze hierüber nicht etwas der Art bestimmt ist, was in Frankreich durch den bekannten 7 Art des Ges. v. 30 Ventose d. J. XII, und in Westphalen durch das königl. Decret vom 21 Sept. 1808 verordnet wurde, „in allen den Fällen, wofür der C. N., oder andere neue Gesetze, keine Entscheidung an die Hand geben, die älteren Rechte, *als wahre Gesetze*, in demselben Verhältnisse, wie bisher, eintreten müssen, und gegen Erkenntnisse, welche diesen älteren Gesetzen widerstreben, eben so gut die Cassation Statt finde, wie gegen Erkenntnisse gegen die im C. N. enthaltenen Verordnungen;" — und wir müssen gestehen, dass er, nach unserer Überzeugung, die Richtigkeit dieser Behauptungen mit vielem Scharfsinne nachgewiesen hat. Doch können wir Hn. *Schrader* darin nicht beystimmen, dass der Ausdruck des königl. westphäl. Decrets: *dans toutes les matières, qui font l'objet des dispositions contenues dans le C. N.*, so eingeschränkt zu deuten sey, wie er (Bd. III S. 515) will, dass nämlich das ältere Recht nur in den *einzelnen Fällen* abgeschafft sey, welche das napoleonische Gesetzbuch entscheidet, in *allen übrigen* aber ferner *ganz wie vorhin*, also auch zum Zwecke der Cassation, gelte. Wir unseres Orts können wenigstens in den angeführten Worten nichts weiter und nichts anderes finden, als was die französische Gesetzgebung in dem Art. 7 des angeführten Gesetzes v. 30 Vent. XII durch die Worte sagt: *dans toutes les matières, qui font l'objet desdites lois*; sie sind wirklich — wie Hr. *Pf.* will — mit den angeführten Worten des k. westph. Decrets ganz gleichbedeutend. Die von Hn. *Sch.* angenommene Deutung widerstrebt offenbar dem Geiste der ganzen Legislation, welche für alle die Gegenstände, worüber sich der C. N. verbreitet, diesem seine freye, von jeder anderen Gesetzgebung unabhängige Wirksamkeit sichern will. Und auch darin können wir Hn. *Sch.* nicht beypflichten, dass in Frankreich und Westphalen, und überall, wo ähnliche Verordnungen über die Gesetzeskraft des C. N. wie hier ergehen mögen, in den im C. N. zwar nicht entschiedenen, aber doch in den Umfang irgend eines seiner Titel gehörigen Fällen, die Verordnungen des alten Rechts, *zwar nicht mehr als Gesetze*, doch *als Regeln* gelten sollen, nach denen sich der Richter zu achten habe, so dass, wenn er es nicht thut, der Appellationsrichter sein Erkenntniss reformiren *müsse*, und dass nächstdem gegen einen diese älteren Gesetze nicht achtenden Richter die Syndicatsklage Statt finde, wiewohl durch jene Nichtachtung nie gegen ein solches Erkenntniss die Nichtigkeitsklage Statt finden könne. Was Hr. *Pf.* hiegegen (Bd. II S. 285 ff.) erinnert hat, ist allerdings richtig. Der Unterschied, welchen Hr. *Sch.* hier zwischen *Gesetz* und *Regel* macht, ist offenbar nicht in der Natur der Sache gegründet. — *Versuch über die ersten Grundsätze von der authentischen Interpretation staats- und völkerrechtlicher Normen, zunächst in Anwendung auf die den rheinischen Bund betreffenden Staatsacten*, von *E(rnst) A(ugust) H(aus)* zu W(ürzburg) (Bd. II No. VIII). Ein schätzbarer Beytrag zur Berichtigung dieser schwierigen Lehre. Der Vf. geht von dem in der Natur der Sache liegenden, allgemeinen Grundsatze aus: „Diejenige Staatsrechtsnorm, welche auf einen Vertrag sich gründet, kann nur von den Vertragsstiftern, diejenige hingegen, welche auf einem Gesetze oder einer Declaration dessen, der die höchste Gewalt hat, beruht, kann nur von ihrem Urheber, dem Gesetzgeber, authentisch interpretirt werden;" woraus denn die Folgesätze gezogen werden: „Die Acte des rheinischen Bundes kann nur von den contrahirenden Theilen, dem Kaiser von Frankreich, und den deutschen Souverainen, die Declarationen der Souveraine aber können nur von diesen allein ihre authentische Interpretation erhalten." Doch kann, nach der Theorie, die Concurrenz des Bundes zur Deutung der Bundesacte im Verhältnisse gegen Frankreich nicht weiter ausdehnt

werden, als auf folche Dispofitionen der Acte, welche die Allianz der Conföderation mit der Krone Frankreich betreffen; die Deutung derjenigen Stellen der Acte hingegen, welche das Innere des Bundes und die Verhältniffe der Bundesglieder unter fich betreffen, kann, *wenn die Bundesglieder desfsfalls nicht unter fich einig zu werden vermögen*, nach dem Wefen des Protectorats und dem Zwecke des Bundes, von Niemand anderem gegeben und eingeholt werden, als von dem Protector, der hier gleichfam als fupplirender Gefetzgeber erfcheint. Befaffen fich die Bundesglieder felbft mit der Interpretation: fo ift jedoch nicht Übereinftimmung *aller* einzelnen Bundesglieder zur Gültigkeit und Verbindlichkeit der gegebenen Deutung nöthig, fondern es entfcheidet fchon die Majorität. Entftehen übrigens Streitigkeiten über den Sinn der Conföderationsacte zwifchen den dadurch fouverain gewordenen Bundesgliedern und den ihnen unterworfenen *ehemaligen Reichsftänden*: fo können zwar diefe letzteren, ungeachtet fie *vor der Errichtung des Bundes* für fouveraine Fürften, im Verhältniffe gegen die jetzigen Souveraine zu achten waren, und ungeachtet bey Völkerverträgen, worin Stipulationen für dritte Souveraine vorkommen, diefen Dritten allerdings ein Recht zur Theilnahme an der authentifchen Interpretation jener Verträge zugeftanden werden mufs, dennoch um defswillen an der Interpretation der Bundesacte keinen Theil nehmen, weil fie *feit der Errichtung der Acte* nicht mehr als Souveraine fich betrachten laffen; allein fie find keineswegs verbunden, die Declarationen der Souveraine als die *einzige* und *letzte* Entfcheidungsnorm ihrer auf der Bundesacte beruhenden Rechte anzuerkennen, fondern, wenn keine entweder in Worten ausgedrückte oder ftillfchweigende, z. B. aus der Annahme jener Declarationen zu folgende, Vereinigung zwifchen ihnen und den Souverainen Statt findet: fo mufs die nöthige Interpretation entweder durch eine einhellige, unter den Aufpicien und der Beywirkung des Protectors, von dem Bundestage zu gebende Entfcheidung ertheilt werden; oder wenn auch auf diefem Wege keine Entfcheidung erlangt werden könnte, von dem Protector allein. Den der Souverainetät unterworfenen Gliedern der ehemaligen *Reichsritterfchaft* aber gebührt nicht einmal eine folche Einwirkung auf die Deutung der Bundesacte, fondern als Privatperfonen, welche fchon vermöge des bekannten kaiferl. franzöfifchen Tagesbefehls vom 19 Dec. 1805 der Souverainetät unterworfen waren, haben fie fich unbedingt in die ihre Rechte beftimmenden Declarationen ihrer Souveraine und in die von diefen angegebenen Deutungen jener Declarationen zu fügen; und eben fo können auch diejenigen Beftimmungen, durch welche die Souveraine die Verhältniffe der ehemaligen Reichsftände beftimmten (vorausgefetzt, dafs fie ausdrücklich oder ftillfchweigend von den Letzteren anerkannt worden find), bedürfenden Falls auch nur von den Souverainen, welche fie gaben, allein authentifch interpretirt werden. Was in allen diefen Fällen von der authentifchen Interpretation felbft gilt, gilt auch von der Entfcheidung der Frage, ob in einzelnen Fällen eine authentifche Interpretation diefer oder jener, hier oder dort enthaltenen Beftimmung nöthig und zuläffig fey. — *Über die Rechtskraft eines in einer Civilfache von einem auswärtigen Gerichte gefprochenen Urtheils, nach den Grundfätzen des Staatsrechts der rheinifchen Bundesftaaten*, vom Hofrath *Zachariae* zu Heidelberg (Bd. II No. X). Der Vf. unterfcheidet *öffentliches* und *Privat-Völkerrecht*. Das Letzte foll die Rechte der Völker im Stande der Natur, alfo in demjenigen Zuftande, wo fie keinen Oberherrn über fich anerkennen, zu feinem Gegenftande haben; das Erfte aber foll die Grundfätze des Staatsrechts auf die Idee eines Völkerftaats anwenden. Nach Jenem foll (S. 237) das von dem Richter des einen Staats gefällte Urtheil in jedem anderen Staate fo zu betrachten feyn, als ob es überall nicht gefällt wäre; alfo von feiner Rechtskraft in einem anderen Staate kann hier gar nicht die Rede feyn. Nach diefem, dem öffentlichen Völkerrechte, aber foll ein in dem einen Staate gefprochenes Urtheil auch in allen den anderen Staaten, welche zu demfelben Völkerftaate gehören, fchlechthin als rechtskräftig zu betrachten feyn, weil (S. 242) die Gerichte der einzelnen Staaten hier nur als verfchiedene Behörden eines und deffelben Staates anzufehen feyn würden. Da nun der rheinifche Bund beftimmt zu feyn fcheine, eine der Idee eines Völkerftaats analoge Verbindung zu begründen: fo wünfcht und empfiehlt der Vf. in den Staaten des Bundes eine mit den Principien des öffentlichen Völkerrechts übereinftimmende Gefetzgebung; und in diefen Wunfch ftimmen auch wir mit ein, wiewohl nicht aus Überzeugung der Statthaftigkeit der Gründe, durch welche der Vf. ihn zu rechtfertigen fucht. Denn wir können uns nicht überzeugen, dafs in den Principien des öffentlichen Völkerrechts das enthalten fey, was der Vf. hier findet; eben fo wenig als uns die rechtlichen Gründe genügen, durch welche Hr. geh. Legationsrath *v. Kamptz* in feiner Abhandlung über diefe Frage (Bd. III No. X) die *rechtliche* Nothwendigkeit der Rechtskraft eines von auswärtigen Gerichten gefällten Urtheils unbedingt, und auch im privatvölkerrechtlichen Zuftande, nachzuweifen gefucht hat. Uns fcheint die ganze Frage überhaupt nicht dem Rechte anzugehören, fondern lediglich der Politik, nach welcher jedoch mehr *für* die Rechtskraft folcher Erkenntniffe zu fagen feyn möchte, als *gegen* fie. Das Ifolirungsfyftem, zu welchem die verneinende Meinung führt, ift den Foderungen einer richtigen Politik gewifs mehr abhold als zufagend. Was das natürliche Band zwifchen Völkern und Völkern zerreifst, kann die Politik nie billigen, aufser im Falle des offenbaren Krieges, den man jedoch bey völkerrechtlichen Beftimmungen nie als Regel, fondern immer nur als Ausnahme annehmen mufs. — *Über den Mafsftab zur Vertheilung der Kreisfchulden*, von *Jaup* (Bd. II No. XVI). Der Vf. fucht zu zeigen, dafs das ehemalige Matricularverhältnifs zur Norm der Kreisfchuldenvertheilung angenommen werden müffe, keineswegs aber, wie

Brauer und *Behr* wollen, das Verhältnifs der natürlichen Staatskräfte, und die Gründe, durch welche diese Behauptung gerechtfertiget werden soll, sind allerdings nicht ohne Gewicht. — *Über die Art der Promulgation des Code Napoléon in den Staaten des Rheinbundes* (Bd. II No. XVIII), und *über die Organisation der Gerichtsbehörden bey der Einführung des C. N.* (Bd. II No. XXI u. Bd. III No. I). Zwey lesenswerthe Abhandlungen. Der Vf. der Ersten sucht mit trefflichen Gründen zu zeigen, dass unter den verschiedenen Wegen, den C. N. in Deutschland einzuführen, der bessere wohl der sey, ihn unverändert in seiner Ursprache als Gesetzbuch anzunehmen, und die etwa nöthig scheinenden Abänderungen in der Form organischer Gesetze zugleich mit dem C. N. zu promulgiren. Der Vf. der Zweyten hingegen beschäftiget sich mit der Frage, ob die Einführung des C. N. auch zugleich eine Umwandlung der Administration und der Gerichtsbehörden in unseren deutschen Staaten so unumgänglich nothwendig mache, wie man gewöhnlich glaubt, und ob eine solche Umwandlung räthlich sey. Und seine sehr gut motivirte Meinung geht (S. 36 u. 37 Bd. III) dahin, dass die französische Gerichtsverfassung sich in keiner ihrem Urbilde ähnlichen Gestalt auf deutschen Boden verpflanzen lasse; dass sie vielmehr, für einen grossen Staat berechnet, nur innerhalb der Grenzen eines solchen anwendbar sey, und sich nur da von ihr dasjenige erwarten lasse, was sie zu leisten bestimmt ist; eine Übertragung derselben in verjüngtem Masstabe auf kleinere Staaten sey ein vergebliches Unternehmen; übrigens aber sey diese Übertragung auch keineswegs nothwendig, und durch sie die Einführung des C. N. keineswegs bedingt; statt des Versuches, einzelne Bruchstücke der französischen Gerichtsverfassung in deutschen Staaten einzuführen, sey es besser, eine passende Verbesserung unserer vaterländischen Institute vorzunehmen, wozu beherzenswerthe Winke und Vorschläge gegeben werden. — *Von den Steuerfreyheiten und von der Entschädigungsberechtigung bey Aufhebung derselben* (Bd. III No. II). Mit Recht werden hier die, einzelnen Ständen bisher zugestandenen Steuerbefreyungen als mit den Foderungen des Rechts und der Politik nicht vereinbarlich, und die Einziehung aller solcher Privilegien als schlechthin nothwendig dargestellt. Und zwar soll die Letzere ohne alle Entschädigung geschehen, „indem es sich selbst widersprechend seyn würde, diejenigen, denen man einen, ungerechter Weise, und zum Nachtheil der übrigen Staatsbürger genossenen Vortheil entzieht, für den dadurch erlittenen Verlust zu entschädigen.“ Entschädigung für aufgehobene Steuerbefreyungen mag in der Regel nie gefodert werden, selbst von dem gegenwärtigen Besitzer nicht, der das Gut, dem sie anklebt, um dieser Berechtigung willen höher gekauft hat, als er es ausserdem gekauft haben würde. Denn (S. 71) „von Seiten des Käufers unterstellt die Erwerbung der Steuerfreyheit immer etwas Zweytes; er musste sich den Fall denken, dass der Staat einst jene Privilegien, aus Überzeugung ihrer Ungerechtigkeit, zurücknehmen werde, und auf diesen Fall musste er sich sicher stellen. An ihm war es also, die Fortdauer des auf dem erworbenen Gute haftenden Vorzugs sich garantiren zu lassen; that er diess nicht: so trägt er mit Recht die Folgen seines Mangels an Vorsicht.“ Nur dann kann ausnahmsweise der bisher Befreyete Entschädigung fodern, wenn er seine Befreyung als Lohn ausserordentlicher dem Staate geleisteter Dienste erhielt, oder solche vom Staate erkauft hat; doch erstreckt sich auch hier die Entschädigungspflicht des Staats (S. 82) auf weiter nichts, als auf Herausgabe dessen, was er von dem für die Bewilligung der Steuerfreyheit Gegebenen wirklich noch in seinem Eigenthume besitzt. — *Über das Recht der Souveraine, die Domainen und Güter der Standesherrn zu besteuern, nach der Vorschrift der rheinischen Bundesacte* (Bd. III No. III). Der Vf. zeigt zwar etwas weitläuftig, aber doch nicht ohne Gründlichkeit, dass der Art. 27 d. rh. B. A. die Steuerfreyheit der Besitzungen der mediatisirten Reichsstände nicht unbedingt begründe, sondern nur dann, wenn der Souverain diese die Prinzen seines Hauses, oder irgend eine Classe seiner Unterthanen geniessen lässt; und dass diess der einzige Punct sey, auf den es hier ankömmt, keineswegs aber, wie *Brauer* und *Behr* wollen, der Steuerstand des Prinzen oder Freyguts zur Zeit der Errichtung des rheinischen Bundes. „Sobald (S. 98) der Souverain die diesen früherhin bewilligt gewesenen Steuerprivilegien einzuziehen für gut findet, hört auch der den Standesherrn eingeräumte Vorzug auf, ohne Object zu seyn: denn nur Gleichheit mit jenen Subjecten ist es, worauf die Standesherrn Anspruch zu machen berechtiget sind.“ Etwas hart scheint diese Theorie für die Standesherren zu seyn: allein in den Worten des Art. 27 d. rh. B. A. liegt sie allerdings, wiewohl wir gern zugeben, dass die Absicht der Bundesstifter milder für die Standesherren spreche, als sich die Worte jener Stelle deuten lassen, und dass, diese Absicht ins Auge gefasst, sich die Deutungen von *Brauer* und *Behr* sehr wohl rechtfertigen lassen.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

F O R T S E T Z U N G E N.

Berlin, b. Dieterici u. d. Gebr. Gädicke: *Neue berlinische Zeitschrift.* Von einem gesellschaftlichen Vereine. Herausgegeben von *Th. Heinsius.* 1812. December. S. 373 — 408. 4. (S. d. Rec. Ergänzungsbl. 1813. No. 20.)

Berlin, b. Maurer: *Nützliches und unterhaltendes Wochenblatt für den gebildeten Bürger und den denkenden Landmann.* Herausgegeben von *Friedrich Wadzeck.* Funfzehntes Vierteljahr. 1812. S. 1457 — 1572. 4. (16 gr.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GIESSEN, b. Heyer: *Germanien*, eine Zeitschrift für Staatsrecht, Politik und Statistik von Deutschland, herausgegeben von Dr. *Aug. Friedr. Wilh. Crome*, und von Dr. *Carl Jaup*. I Bd. 2—3 H. II—IV Bd.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Über die Errichtung eines obersten Landestribunals für die Staaten des rheinischen Bundes, von Hn. *v. Kampz* (Bd. I No. IX) und *Reflexionen* über diesen Gegenstand (Bd. III No. VIII). Zwey wegen des darin behandelten Gegenstandes sehr interessante Abhandlungen. Aus einer leicht verzeihlichen zu starken Anhänglichkeit an die ehemalige deutsche Reichsverfassung und ihre Formen hält Hr. *v. K.* die Errichtung eines Bundestribunals nach dem Vorbilde der ehemaligen Reichsgerichte zur Consistenz des Bundeswesens für wesentlich nothwendig. Dass aber dem nicht so sey, zeigt der Vf. der Reflexionen mit sehr überwiegenden Gründen. Er hält, mit *Behr*, das von Hn. *v. K.* in Vorschlag gebrachte Bundestribunal nicht nur für nicht nothwendig, sondern auch für dem Geiste des Bundes ganz widerstrebend; und sehr richtig ist gewiss die Bemerkung (Bd. III S. 199): „Schwerlich dürfte, wenn mit dem Zusammentreten der conföderirten Staaten sogleich die Errichtung eines Bundesgerichts (nach den Ideen des Hn. *v. K.*) verbunden worden wäre, in irgend einem derselben die Organisation der inneren Landesverhältnisse so weit gediehen seyen, als sie es gegenwärtig wirklich ist; schwerlich dürften die herrlichen, trefflichen organischen Verfügungen, in deren Erlassung unsere Souverains wetteifern, zur Ausführung gekommen seyn. Man braucht diese nur mit einem Blicke anzusehen, um sich zu überzeugen, dass über viele, sehr viele Artikel derselben bey dem Bundestribunal unentschiedene Processe schweben, und dass die höheren Landesstellen die Hände voll zu thun haben würden, um die erlassenen Verfügungen wider die mannichfaltigen dagegen erhobenen Ansprüche im Wege Rechtens zu rechtfertigen.“ Bey Veränderungen von so durchgreifender Allgemeinheit, wie diejenigen, deren Zeugen wir sind, kann und darf es schlechthin nicht Princip seyn, Einrichtungen um desswillen bestehen zu lassen, weil sie während Jahrhunderten bestanden haben. Höhere Rücksichten des allgemeinen Wohls müssen da entscheidend wirken. Jeder Staat hat dergleichen Epochen gehabt, so weit die Geschichte reicht, und wird sie haben, so lange der Faden derselben fortspinnt. Sollte jener Grundsatz gelten: so würde jedes Fortschreiten mit dem Geiste der Zeit, jede Anwendung besserer und geläuterter Überzeugung, zur Unmöglichkeit werden; wir würden zu einem Stillstande verurtheilt, der weder in der physischen noch in der moralischen Welt vorhanden ist. Die Unterthanen der rheinischen Bundesstaaten werden sich gewiss sehr wohl beruhigen können über das Entbehren eines Gerichtshofes, der nicht zu ihrer Verfassung passt; sie werden nicht nöthig haben, voll trauriger Besorgnisse einer Zukunft entgegen zu blicken, in welcher Gesetzlosigkeit, Willkühr und verkehrte Administrationsmaximen ihren bürgerlichen Rechten den Untergang drohen. Die dermalige neue Ordnung der Dinge kettet das Schicksal der Regierungen bey weitem inniger an das Wohl der Unterthanen, als der Geist der Oppositionen und Zwietracht zwischen Herrn und Land, den die ehemalige Reichsverfassung und die fortwährende eifersüchtige Controlle der Reichsgerichte über die Verwaltung deutscher Länder so sehr nährte, und diese Verkettung, welche die Gouvernements *um ihres eigenen Besten willen* zur Förderung des Wohls der Unterthanen nöthiget, sichert gewiss Jedem eine frohere und heiterere Aussicht in die Zukunft, als ihnen die Gebrechen der ehemaligen Reichsverfassung je gewähren konnte: — Gebrechen, welche dem Despotismus genau genommen nur in der Theorie Grenzen setzten, ohne der Weisheit aufgeklärter Gouvernements, und ihrem Streben nach Verbesserungen, ausreichenden Spielraum zu lassen. — *Über die Anwendung des Code Napoléon auf früher begründete Rechtsverhältnisse*, auf Veranlassung des grossherzoglich badenschen Publications-Edicts vom 3 Febr. 1809, v. Dr. *Pfeiffer* zu Cassel (Bd. III No. XVI). Eine auf richtigen Principien beruhende, ziemlich genaue Aufzählung der Fälle und einzelnen Verordnungen des C. N., wo die hier behandelte Frage zur Sprache kommen kann, mit prüfender Rücksicht auf das angeführte badensche Edict, und auf die neuere Praxis der französischen Gerichtshöfe. — *Über die Souverainetät der rheinischen Bundesfürsten in Beziehung auf ihre alten und die ihnen durch die Bundesacte unterworfenen Länder* (Bd. IV No. I). Eine der Hauptfragen, mit deren Erörterung sich der Vf. beschäftiget, ist die: *Sind die neuen Souverains zur Achtung und Aufrechthaltung der ehemaligen Verfassung ihrer Länder, und insbesondere zur Erhaltung der Landstände verbunden?* Dabey hat er es vorzüglich mit Hn.

v. Berg (Abhandl. z. Erläut. d. rh. B. A. S. 210 ff.) zu thun, und spricht die Souverains von der angeführten Verbindlichkeit frey. Seiner Meinung nach (S. 12) läſst ſich die Frage: *welche Rechte und Befugniſſe gewährt die Souverainetät den rheiniſchen Bundesfürſten?* in Hinſicht auf ihre ehemaligen Reichslande nur nach den Grundſätzen des allgemeinen Staatsrechts, in Beziehung auf die Standesherren und deren Beſitzungen aber nur nach den Vorſchriften der Bundesacte beantworten. Der vormals durch Reichsverfaſſung und Reichsgeſetze, durch Landesverträge und Herkommen beſchränkte Reichsfürſt iſt — nach ihm (S. 26) — *für ſeine Unterthanen* (die alten ſowohl als die neuen, welche ihm durch die Errichtung des Bundes zugefallen ſind) *ein neuer Landesfürſt*, und zwar eben dadurch geworden, daſs der Grund und die Grenzen ſeiner Gewalt ganz verändert, oder mit anderen Worten, daſs die höchſte Staatsgewalt auf eine ganz andere Weiſe, wie vorhin, organiſirt worden iſt. Wenn er daher zuvor in der Eigenſchaft, als Reichsfürſt, ſeinen und des Reichs Unterthanen die Landesverfaſſung beyzubehalten, und *verfaſſungsmäſsig* zu regieren, zugeſagt hat: ſo kann doch dieſe Zuſage nicht länger gelten, als das Verhältniſs beſtand, für welches ſie gegeben und berechnet war, und auf das ſie allein paſste. Mit der Aufhebung dieſes Verhältniſſes kann darauf um ſo weniger auch nur die entfernteſte Rückſicht genommen werden, und es müſſen die dem jetzigen Verhältniſſe angemeſſenen Grundſätze um ſo mehr eintreten, als gegenfalls ein unauflöslicher Widerſpruch entſtehen, und der Souverain, welcher im Sinne der vorigen Verfaſſung verfaſſungsmäſsig zu regieren genöthigt werden ſollte, eben dadurch im Sinne der jetzigen, verfaſſungsmäſsig zu regieren gehindert ſeyn würde. — Ob dieſe Argumentation Wahrheit enthalte, wollen wir hier nicht unterſuchen. Daſs die meiſten Gouvernements ſich zu den Anſichten des Vfs. bekennen, und daſs man von Seiten der Unterthanen dieſs ruhig geſchehen läſst, beides iſt eine bekannte Sache. Nur das Einzige müſſen wir bemerken, daſs die Anſicht des Vfs., wenn man ſie conſequent verfolgt, auf manche Behauptung hinführen möchte, aus der ſich gerade das Entgegengeſetzte von dem folgern lieſse, was er hier zu erweiſen ſucht. Der Rechtfertigungsgrund für die Behauptungen des Vfs. liegt gewiſs weniger in den von ihm aufgeſtellten Gründen, als in der Unzulänglichkeit unſerer ehemaligen Staatsverfaſſungen für die dabey beabſichtigten Zwecke, und in der Unverträglichkeit jener veralteten Formen mit dem Geiſte unſerer Zeit, und unſeren öffentlichen Bedürfniſſen. Sprächen dieſe nicht den Vorſchritten unſerer Gouvernements das Wort, und hätten die letzteren nicht dadurch die Billigung des Volkes erhalten: zuverläſſig dieſs würde feſter an jenen alten Verfaſſungen gehalten haben, als wir es wirklich halten ſehen. Was man in unſeren Staaten Verfaſſung nannte, waren oft und gewöhnlich nichts weiter, als höchſt ſchädliche Auswüchſe des Feudalariſtokratismus und einer heilloſen Anarchie, deren Ende jeder Gutgeſinnte ſchon längſt wünſchte, und da es jetzt einmal erſchienen iſt, mit Vergnügen ſieht. — *Über die Aufhebung der verſchiedenen Arten des Retracts*, vom ehemal. K. G. A. Freyherrn *v. Stein* (Bd IV. No. VI); enthält beherzigenswerthe Bemerkungen über den nachtheiligen Einfluſs dieſer Inſtitution auf den Volkswohlſtand, und über die Nothwendigkeit, ſie aufzuheben. — *Über die neueſten Schickſale des Lehen-Inſtituts* (Bd. IV. No. XIII). Der Vf. ſucht das Leheninſtitut gegen die Vorwürfe zu vertheidigen, die man ihm in unſeren Tagen zu machen pflegt. Er wünſcht es als ein Mittel zur Befeſtigung des Bandes zwiſchen Regenten und Unterthanen beybehalten zu ſehen. Soll es jedoch aufgelöſt werden: ſo glaubt er, nach der Natur der Sache müſſe hier bey *gegebenen* Lehen das Recht zur Conſolidation des oberen und nutzbaren Eigenthums dem *Lehenherrn*, bey *aufgetragenen* Lehen hingegen dem *Lehenmanne* zugeſprochen werden. Ob dieſe Ideen die Kritik aushalten, laſſen wir an ſeinen Ort geſtellt ſeyn; jedoch würden wir mehr für die Negative als für die Affirmative zu ſtimmen geneigt ſeyn. Der Krücke, welche das Leheninſtitut zur Zeit der Geneſis des bürgerlichen Vereines für den Staat war, bedarf er jetzt nicht mehr in der Periode ſeiner völligen Ausbildung. — *Etwas über die Grenzen der geiſtlichen und weltlichen Gewalt überhaupt, ſodann über die Ehegeſetze des Code Napoléon insbeſondere*, vom Geh. Reg. Rath *Schue* zu Gieſsen (Bd. IV. No. XX). Eine gründliche, nur etwas zu breite und weitſchweifige, und ſelbſt hie und da mit Plattheiten angefüllte Darſtellung der Gerechtſamen des Staats im Verhältniſſe gegen die Kirche überhaupt, und die katholiſche insbeſondere. Doch ſcheint der Vf. hie und da zu weit zu gehen, und dem Staate mehr zu vindiciren, als ihm mit Recht zugeſprochen werden kann; z. B. die Berechtigung, der Kirche Alles wieder abzunehmen, was ihr der Staat gegeben hat, Güter und Steuerprivilegien (S. 397), das Recht zu Dismembrationen (S. 402) und zur Nomination der kirchlichen Beamten, beſonders der Biſchöfe (S. 405), ſo wie die Befugniſs, den Reichthum der Geiſtlichkeit, *wenn er ihn dem Staate ſchädlich findet*, an ſich zu ziehen, ohne ſich im Geringſten mit der Geiſtlichkeit in Rechtfertigung einzulaſſen (S. 413). Iſt die Kirche eine vom Staate unabhängige, und nur unter dem Schutze des Staates beſtehende Geſellſchaft, wofür ſie ſelbſt der Vf. darſtellt: ſo möchten dieſe dem Staate gegebenen Berechtigungen wohl ſchwerlich nachzuweiſen ſeyn. Die Kirche, aus dieſem Geſichtspuncte betrachtet, kann auf dieſelben Rechte Anſprüche machen, auf welche jede phyſiſche und moraliſche Perſon im Staate Anſpruch machen kann, auf Schutz ihres Eigenthums und ihrer Perſönlichkeit und der davon abhängenden Rechte; und kann ſie dieſs: ſo laſſen ſich jene dem Staate zugeſprochenen Berechtinungen gewiſs nicht rechtfertigen. Mit der vom Vf. am Schluſſe gegebenen Rechtfertigung der neueſten franzöſiſchen Geſetze mag man zufrieden ſeyn, wiewohl auch die hier erörterte Frage etwas zu einſeitig und

hie und da etwas trivial behandelt, und bey weitem nicht ganz erschöpft ist. — *Abhandlung über die drey gewöhnlichen Testamentsformen des Code Napoléon*, vom D. *Seyfried* zu Würzburg (Bd. IV. No. XXII); eine gutgerathene Umarbeitung der Diss. des Vfs.: *de jure testamentorum secundum Codicem Napol.* (Heidelberg 1809. 4).

Diese Zeitschrift haben die Vff., nach einem erweiterten Plane, unter folgendem Titel fortgesetzt.

Giessen, b. Müller: *Germanien und Europa* von Dr. *Crome*, grossherz. hessisch. geh. Regierungsrathe u. Prof. d. Staatswissenschaften, u. Dr. *Jaup*, ord. Prof. d. Staatsrechts. Ersten Bandes erstes Heft. 1812. 118 S. 8.

Über die Gründe der Titelveränderung und der Erweiterung des Plans haben sich die Vff. nirgends erklärt; — wahrscheinlich, weil sich die Gründe davon Jedem von selbst aufdringen, der die dermalige Lage unserer europäischen Continentalstaaten, und den unverlalistischen Zweck aller Bearbeitungen der Staatswissenschaften und ihrer einzelnen Zweige kennt. — Das vor uns liegende Heft enthält Folgendes: I. *Übersicht der europäischen Staaten, in Hinsicht auf ihre physischen Staatskräfte*, von Dr. *Crome*. Die erste Parthie des Gemäldes, das der Vf. nach und nach aufstellen will; bloss ein möglichst gedrängt zusammengestelltes statistisches Gemälde von Frankreich und den zu dem französischen Kaiserstaate zunächst gehörigen Haupt- und Neben-Ländern, nach den neuesten Nachrichten. Da die meisten Notizen aus mehreren öffentlichen Blättern bekannt sind: so wird man uns deren Aushebung erlassen. Das Einzige glauben wir bemerken zu müssen, dass die zu dem französischen Kaiserstaate *zunächst* gehörigen Länder (Frankreich an sich, die ionischen Inseln, die illyrischen Provinzen, und die vier kleinen Fürstenthümer Lucca und Piombino, Neufchatel, Benevent, und Ponte-Corvo) zusammen enthalten an 15000 Quadr. Meilen, mit 44,780,000 Einwohnern, 966,000,000 Fr. jährlicher Staatseinkünfte, und 802,600 Mann Linientruppen. Rechnet man hiezu noch das (wenn auch nicht formell, doch materiell) dem französischen Kaiserstaate noch angehörige Königreich Italien: so giebt diess zusammen eine Masse von 16,646 Quadr. Meilen an Land, mit 57,460,000 Einwohnern, 1,071,500,000 Fr. Einkünfte und 874,600 Mann Linientruppen. II. *Die Industrieschulen im Herzogthum Westphalen*, vom Consistorialrath *Sauer* in Arensberg. Eine sehr interessante Darstellung der allmählichen Ausbildung und des dermaligen Zustandes des Industrieschulenwesens im Herz. Westphalen. Die Grundsätze, welche man hier bey diesem Zweige der Volksbildung befolgt, verdienen überall befolgt zu werden. Durch ihre Befolgung wird den Industrieschulen ihr eigenthümlicher Charakter, Volks-Erziehung und Bildung bewahrt, der verloren geht, wenn man solche Institute, wie leider so oft geschieht, als Fabriken behandelt, wo der mercantilische Punct, die Geldrente, die Hauptrolle spielt, ungeachtet sie bey solchen Anstalten nach der Natur der Sache nur ein sehr unbedeutender Nebenpunct seyn kann. Die Bildung zur Industrie, welche die mit den Elementarschulen verbundenen Industrieschulen gewähren sollen, kann nach der sehr richtigen Bemerkung des Vfs. (S. 54) ebenfalls nur elementar seyn. Der Zweck solcher Institute kann nicht etwa mercantilischer Gewinn, durch Beschäftigung ausserdem unbeschäftigt gewesener und gebliebener Hände seyn, sondern bloss die frühe Weckung und Leitung des Thätigkeitstriebes, Schärfung des Sinnes für das richtige Verhältniss der Dinge zu einander, für Ebenmass und Schönheit, und Gewöhnung, mit körperlicher Beschäftigung Thätigkeit des Geistes zu verbinden. Die Schulindustrie in den westphälischen Schulen theilt sich in *weibliche Handarbeit*, in *Garten-* und *Local-Industrie*, und den Unterricht giebt entweder der Schullehrer, oder bey weiblichen Arbeiten dessen Frau, selbst, oder man hat dazu eigends bestellte Lehrer. Die Manipulation beym Unterrichte ist nach der Darstellung des Vfs. äusserst leicht. Es ist mehr Benutzung des Nachahmungstriebes, auf den die ganze Unterrichtsmanipulation gebaut ist, als eigentlich förmlich organisirter Unterricht. Entfernung des Zwangs ist leitendes Princip; man sucht ein oder etliche Kinder für einen Unterrichtsgegenstand, mit welchem man die Kinder beschäftigen will, zu gewinnen, und die übrigen folgen dann von selbst nach; und — was den Unterricht so sehr erleichtert — die grösseren Schüler und Schülerinnen dienen sehr häufig als Aufseher und Lehrer der kleineren. Von 271 Schulen, welche das Herzogthum am Ende des Schuljahres 1810 zählte, hatten 218 solche Industrieschulen, und bey weitem die wenigsten haben eigene Industrieschul-Lehrer oder Lehrerinnen. Nach einer beygelegten Tabelle, welche den progressiven Wachsthum der Schulen vom Jahre 1797 — 1810 zeigt, vermehrten sich die Schulen von Jahr zu Jahre; 1798 waren solcher nicht mehr als *zehen*, und noch 1809 nur 170. Die Zahl der im Jahre 1810 in den damals vorhandenen 218 Industrieschulen unterrichteten und beschäftigten Kinder war 2019 männlichen und 5400 weiblichen Geschlechts; und der Geldbetrag ihrer verschiedenen Arbeitserzeugnisse betrug 17,577 Rthlr. 21 Stüb. III. *Die sämmtlichen Landesbesitzungen des Fürsten von der Leyen, von einem sachkundigen Geschäftsmanne an Ort und Stelle topographisch-statistisch geschildert.* Eine sehr detaillirte, man könnte beynahe sagen, mikrologische Beschreibung der leyenschen souverainen Grafschaft Hohengeroldseck, und der unter nassauischer Hoheit stehenden Herrschaften Ahrenfels und Nievera. Nach den hier enthaltenen Angaben soll der Flächeninhalt der Grafschaft Hohengeroldseck ungefähr sechs Q. Meilen, die Volksmenge aber 4460 Einwohner betragen, vertheilt in 7 Gerichtsstäbe, 5 Pfarreyen und 560 Häuser, mit 3600 Morgen Äcker, 700 M. Wiesen und Weide, 120 M. Weinberge, 14000 M. Waldungen, 206 Stück Pferde und 3000 Stück Rindvieh u. s. w. Bisher wurde der Flächengehalt von Hohengeroldseck gewöhnlich nur zu

drittehalb Q. Meilen angegeben, m. f. *Steins* Handbuch der Geographie u. f. w. Bd. I. S. 568, und *Pölitz* Handbuch der Gesch. der souverainen Staaten des Rheinbundes Bd. II. S. 301; die Volkszahl giebt der *Almanach impérial* f. d. Jahr 1810 zu 5000 Einwohnern an. IV. *Über die Aufhebung wohlerworbener Rechte*, von D. *Jaup*. Der hier behandelte Gegenstand ist, vorzüglich in unseren Tagen, von hoher Wichtigkeit, und um deſswillen verdient diese Abhandlung unsere ausgezeichnete Aufmerksamkeit. Die Grundsätze, zu welchen sich der Vf. bekennt, sind im Ganzen genommen richtig, aber nur nicht umfassend genug entwickelt, und — was die Hauptsache ist — nicht zurückgeführt auf die letzten hier zu berücksichtigenden Momente. Statt alle erworbenen Rechte, von deren Aufhebung die Rede seyn kann, und wirklich in unseren Tagen auch sehr oft die Rede ist, ins Auge zu fassen, beschränkt der Vf. seine Untersuchungen nur auf die Nachweisung der Rechtlichkeit der Aufhebung solcher Rechtsinstitute, welche das Eigenthum beschränken, wie guts- und lehensherrliche und Agnaten-Rechte sind. Die Rechtlichkeit dieser Aufhebung selbst sucht er aus dem Wesen der positiven Gesetzgebung zu erweisen. Er geht nämlich von dem Grundsatze (S. 94) aus: „die Gesetzgebung muss mit der Cultur und der Entwickelung der Nation fortschreiten, muss mit den Foderungen des Zeitgeistes übereinstimmen, und die Unterthanen haben kein Recht auf Fortdauer der Gesetze, diese bleiben vielmehr stets nur Resultate der äusseren Umstände und Verhältnisse, nothwendig veränderlich stets, gleich diesen." Wahr ist dieser Grundsatz allerdings, aber nur zum Theil ist er wahr, nur in gewissen Beziehungen, nicht in allen Verhältnissen, wo die Gesetzgebung sich wirksam äussern, und worüber sie sich verbreiten mag. Es giebt Gesetze für die menschliche Gesetzgebung selbst, und Puncte des bürgerlichen Rechts, welche über diese Gesetzgebung und über die Willkühr des Gesetzgebers erhaben sind. Was die Idee des Rechts, deren Realisirung der bürgerliche Verein gewähren soll, unbedingt und an sich fodert, — diess muss von jeder Gesetzgebung geachtet werden, unbedingt, und unabhängig von Zeit und Ort, und den wechselnden Verhältnissen des menschlichen Lebens. Sanctionen der positiven Gesetzgebung, welche jene Idee dictirt hat, und worin sie sich ganz rein ausspricht, — solche Sanctionen sind unwandelbar, wie jene Idee selbst. In Rücksicht auf solche Sanctionen ist der Grundsatz des Vfs. also offenbar falsch. Nur richtig ist er in Rücksicht auf rein positive Bestimmungen und Aussprüche der Gesetzgebung, auf jene Erfindungen und Aussprüche des menschlichen Verstandes, durch welche er die von der Vernunft gegebenen Gesetze des absoluten Rechts ins wirkliche Leben einzuführen, ihnen praktische Realität zu geben, und die Herrschaft der Idee des Rechts zu befestigen und zu sichern sucht. Die positive Gesetzgebung kann nur ändern und bestimmen, was sie gegeben hat, und als positive Gesetzgebung geben konnte. Aber, was sie geben kann, hängt, in Beziehung auf ihre eben angedeutete eigene Gesetzunterwürfigkeit, ab von der Qualität der Rechte, deren Anerkenntniss und Schutz sie in ihren Sanctionen ausgesprochen hat; — davon, ob ein Recht, von welchem die Frage ist, dem Bürger *als Bürger*, bedingt durch bürgerliche Verhältnisse und bürgerliches Wesen zusteht, oder ob es ihm zusteht als *Menschen*, ohne Rücksicht auf jene Verhältnisse und jenes Wesen. Was der Staat und die bürgerliche Gesetzgebung dem Menschen, der in der bürgerlichen Gesellschaft lebt, nicht gab, kann er ihm auch nicht nehmen. Eigenthumsrechte, welche der Bürger als Mensch erwerben konnte, und welche von ihm als Mensch erworben betrachtet werden müssen, kann keine Gesetzgebung vernichten. Solche Rechte muss sie überall achten, wenn sie im Bürger nicht den Menschen opfern will, und wenn — wider die Natur der Sache — nicht das Menschenthum dem Bürgerthume untergeordnet seyn soll. Es mag freylich seyn, dass das Eigenthum an Besitzungen der eben angegebenen Classe, und alle dahin gehörigen Rechte erst durch den Staat ihr wahres Wesen und praktische Realität erhalten; allein diess thut hiegegen nichts zur Sache. Der Staat giebt diese Rechte nicht, sondern er schützt sie nur; und Geben und Schutz sind nicht identisch. Was der Staat dem Bürger materiell gewährt, gewährt der aussergesellschaftliche Zustand dem Menschen formell; und dass diess formelle Besitzthum auch materiell werden möge, ist ja einer der ersten Zwecke des bürgerlichen Vereins.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

JUGENDSCHRIFTEN. *München*, b. Fleischmann: *Das Laster in seinen schrecklichen Folgen; zur väterlichen Warnung für die Jugend.* Mit 9 mettenleiterischen Kupfern. (Ohne Jahrzahl) 264 S. 8. (1 Rthlr. 2 gr., illum. 1 Rthlr. 8 gr.) Diess Büchelchen kann allerdings dazu dienen, der Jugend das Laster in seinen traurigen Folgen darzustellen, und sie davon abzuhalten. Die Erzählungen und Beschreibungen sind lebhaft und erregen Interesse. Indessen ist nicht zu leugnen, dass die Farben bisweilen zu grell aufgetragen, und die Bilder zu gehäuft sind. Auch ist der Vortrag nicht selten zu gedehnt, und Rec. glaubt, das auf einer Seite eben so eindringend sagen zu können, was der Vf. auf vier Seiten sagt. Für welche Art von Lesern er sein Buch bestimmt hat, sagt er nicht, denn es hat keine Vorrede. Für Kinder passt es nicht, sondern für die erwachsenere Jugend, und ob es gleich Vieles enthält, was von jenen beherzigt werden könnte: so würde Rec. es doch nicht den Kindern in die Hände geben, weil es Erzählungen enthält, die dem Alter der Kinder von acht bis zehn Jahren und darüber anstössig seyn möchten. Erwachsenen aus den gebildeten Ständen genügt es schwerlich; aber es würde eine recht nützliche Lectüre für den gebildeten Landmann und Bürger abgeben, wenn der Vf. nicht oft ins Schwülstige und Dunkle fiele, und wenn er sich solcher Wörter und Redensarten enthielte, die dem gemeinen Manne unverständlich sind. Auch müsste es als Volksbuch wohlfeiler seyn. Die Kupfer sind nicht sonderlich.

7. 4. 5.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Giessen, b. Müller: *Germanien und Europa*, von Dr. *Crome* und Dr. *Jaup*. Ersten Bandes erstes Heft u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Was von Eigenthumsrechten der angegebenen Art gilt, gilt jedoch nicht von Rechten, die der Bürger nur als Bürger besitzt. Sein Eigenthum an diesen Rechten hat er sowohl formell als materiell nur vom und durch den Staat, der es ihm gab; und dass diese Gaben der Staat wieder zurücknehmen kann, wenn er ihr Fortbestehen der dermaligen Lage der bürgerlichen Verhältnisse und des öffentlichen Wesens nicht mehr angemessen findet, — wer möchte diess wohl bezweifeln? Alle solche Rechte (wohin insbesondere Privilegien aller Art gehören, so wie alle Gerechtsamen, welche aus, für diesen oder jenen Zweck, errichteten bürgerlichen Institutionen entspringen,) kann — wie der Vf. sehr richtig bemerkt (S. 95) — der Staatsbürger nie anders erwerben, als unter der Bedingung, sie nicht länger auszuüben, als bis das sie gestattende Gesetz, den veränderten Verhältnissen des Staats und den Principien des Zeitgeistes nicht mehr entsprechend, von der Staatsgewalt geändert oder aufgehoben wird. Die Befugniss der Unterthanen, nach den bestehenden — *wahrhaft positiven* — Gesetzen Rechte zu erwerben und auszuüben, ist stets durch die Dauer und Sanction der Gesetze, durch ihr Bestehen, bedingt; und werden die Gesetze, welche solchen Rechten ihr Daseyn geben, aufgehoben: so ist es ohne Weiteres um diese geschehen, ohne dass dem Berechtigten die Befugniss zugestanden werden kann, von der Gesetzgebung um seines Vortheils willen, auf den Grund eines vermeintlich unbedingt wohlerworbenen Rechts, deren fernere Aufrechterhaltung zu fodern. Wollte man dem Berechtigten eine solche Befugniss zugestehen: so würde der Staat mit sich selbst in Widerspruch kommen. Nicht der Gesetzgeber wäre *Gesetzgeber*, sondern jener Berechtigte. Der Unterthan würde mehr seyn, als der Staat und die Regierung, und die Regierung würde keinen ihrer Zwecke je verfolgen können: denn wo mag sie wohl je etwas thun, ohne diesen oder jenen in seinem bisherigen Treiben zu beeinträchtigen? Findet ein Gouvernement gewisse bisher bestandene, durch wahrhaft positive Gesetze geschaffene Institutionen, die diesem oder jenem Individuum gewisse Rechte gegeben haben mögen, dem Staatszwecke nicht mehr angemessen: so ist es nicht bloss berechtigt, jene Institutionen, ohne Rücksicht auf das Geschrey des berechtigten Individuums, aufzuheben, sondern es ist zu dieser Aufhebung sogar verbunden. Seiner Pflicht widerstrebt es, im Staate etwas zu dulden, was der Realisirung des Staatszwecks hinderlich ist. Das berechtigte Individuum kann auch bey solchen Aufhebungen, rechtlicher Weise, keinen Ersatz fodern, sondern der Schade, den es durch die Aufhebung leiden mag, ist ein Werk des natürlichen Ganges der Dinge, eine Folge der Construction des Gebäudes seiner Rechtsmasse auf den sandigen Boden der positiven Gesetzgebung, und der Wandelbarkeit der Basis, worauf es ruhte. — So viel über das allgemeine Princip, von welchem der Vf. bey seinen hier gegebenen Untersuchungen ausgegangen ist. Nimmt man die Bemerkungen, welche wir über die von ihm aufgestellten Grundsätze hier gemacht haben, als richtig an: so müsste sich gegen die von ihm behauptete Rechtlichkeit der Aufhebung derjenigen erworbenen Rechte, von welchen *er* spricht, wohl noch Eins und das Andere erinnern lassen. Die das Eigenthum beschränkenden Rechtsinstitute, welche er als aufhebbar darzustellen sucht, scheinen uns nur zum Theil unter die Kategorie der rein bürgerlichen Berechtigungen zu gehören, welche das Wesen der positiven Gesetzgebung als aufhebbar darstellt. Die gutsherrlichen Rechte scheinen uns keine Schöpfung der positiven bürgerlichen Gesetzgebung zu seyn, sondern mehr eine Schöpfung des dem Bürger als Menschen zukommenden Rechts, über sein Eigenthum zu verfügen; also, was ihr Bestehen an sich betrifft, unabhängig von den Verfügungen der bürgerlichen Gesetzgebung und keineswegs bedingt durch diese. Diese Gesetzgebung kann ihnen zwar den besonderen Schutz, den sie ihnen bisher angedeihen liess, versagen, und Verträge, durch welche solche Rechte constituirt wurden, künftighin für ungültig und unverbindlich erklären, oder, ganz genau genommen, vor solchen Verträgen *warnen*; aber die Rechte, welche der eine oder der andere Theil daraus wirklich erlangt hat, aufzuheben, diess vermag sie keineswegs. Und wenn diess der *Code Napoléon* thut: so rechtfertiget sich diess nur durch die ganz eigenen Verhältnisse des französischen Reichs zu der Zeit, wo diess Gesetzbuch erschien. Die Revolution hatte diese Rechte aufgehoben, und die dessfallsigen Sanctionen der neuen Gesetzgebung thaten im Grunde weiter nichts, als dass sie das, was die Revolution vernichtet hatte, und einmal bereits vernichtet war, nicht wieder herstellten. Aber was in Frankreich geschah, und nach der Lage dieses Staates in

der Periode der neuen Gesetzgebung rechtlicher Weise sehr wohl geschehen konnte, sollte diess auch ohne Weiteres in anderen Staaten geschehen können, welche sich nicht in derselben Lage befinden, in der sich Frankreich befand? Wenn der für *Baden* eingerichtete *Code Napoléon* die jetzt bestehenden Grundgerechtigkeiten aufrecht erhalten wissen will, aber keine neue Einführung derselben duldet: so ist diess wohl ganz in der Ordnung, wiewohl wir darüber mit dem Vf. (S. 101) einverstanden sind, dass es nicht völlig consequent sey, wenn solche Gerechtigkeiten für ablösbar erklärt werden, da sie nach der bisherigen Lage der Dinge unablösbar waren. Auch glauben wir nicht, dass die *eventuellen Erbrechte der Agnaten, Mitbelehnten* u. s. w. so *geradezu* und *ohne Ersatz* aufgehoben werden können, wie der Vf. (S. 100) will. Die Rechte der Erbfolge sind zwar allerdings Berechtigungen, welche einer rein positiven bürgerlichen Institution ihr Daseyn verdanken. Allein in den meisten Fällen stützen sie sich nächstdem noch auf Verträge unter den Gliedern der Familie, und in sofern sie sich auf solche Verträge stützen, liegen sie offenbar ausser dem Kreise der bloss bürgerlichen Berechtigungen. Es sind Rechte, die dem Bürger als Menschen zustehen, deren Schutz er also mit Grund von der Gesetzgebung fodern kann. Und wenn sich auch der *gesetzliche* Notherbe nicht beklagen kann, wenn ihn die Gesetzgebung durch neue Bestimmungen seinen, noch nicht angefallenen, Pflichttheil vermindert: so kann sich doch sehr wohl der Agnat beschweren, dem die Gesetzgebung seine *durch Vertrag erworbene* Hoffnung vernichtet, und auf diese Weise etwas nimmt, was sie ihm nicht gegeben hat, sondern was er sich selbst, unabhängig von ihr, erworben hat, statt dass der Notherbe die Hoffnung, welche *er* hat, nur der Gesetzgebung verdankt. V. *Einige Bemerkungen über das Cameralrechnungswesen in verschiedenen Staaten.* Unbedeutend. Die Ideen des Vfs. sind zwar im Allgemeinen, und in Bezug auf die Verrechnung und den Eingang der öffentlichen Gefälle, nicht ganz unrichtig, aber sie widerstreben den Grundsätzen einer richtigen Finanzverwaltung. Sie hindern die genaue Etatirung der öffentlichen Einnahme und Ausgabe, erschweren die richtige und leichte Übersicht der öffentlichen Wirthschaft, und entfernen die ganze Finanzverwaltung sehr leicht von der hier so nöthigen Regelmässigkeit und Ordnung. VI. *Miscellen.* Kurze Anzeigen und Kritiken von einigen neuen Schriften, aus dem Gebiete der Staatswissenschaften. VII. *Statistische Übersicht des Königreichs Baiern*; eine Tabelle, von *Hock.* Sie zählt den Flächeninhalt der einzelnen Bestandtheile des Königreichs nach Kreisen und Landgerichten auf, giebt die Städte-, Dörfer-, Häuser- und Einwohner-Zahl und die Producte jedes Landbezirks an, und scheint ziemlich genau zu seyn. Den Flächengehalt des ganzen Königreichs giebt der Vf. zu 1681¼ Q. Meilen an, und die Einwohnerzahl zu 3,164,225 Seelen. Nach *Daysenbergers* Lexicon beträgt jener 1770 Q. Meilen, diese aber 3,565,000 Seelen. Wer von beiden Recht habe, wollen wir nicht entscheiden; dazu bedarf es Nachzählens und Nachmessens, wozu wir keinen Beruf haben.

Z.

Barby, b. Schilling: *Erzählungen aus der alten und neuen Geschichte der Brüderkirche.* Der Jugend in den Brüdergemeinen gewidmet. Erster Theil. 142 S. Zweyter Theil, erster Abschnitt. 200 S. Zweyter Abschnitt. 214 S. 1805. 8. (18 gr.)

Hr. *Risler* ist der zwar nicht genannte, aber doch bekannte Vf. dieser Erzählungen, die nicht hie und da bloss ausgehoben, sondern in geschichtlicher Ordnung vorgetragen sind. Sie werden nicht allein der Jugend in den Brüdergemeinen, sondern auch anderen Classen von Lesern sehr nützlich seyn. Man wird allenthalben den thätigen und betriebsamen Geist der Brüdermissionare gewahr: Bewunderung erregt ihre ausharrende Geduld. Kaum giebt es in der griechischen und römischen Geschichte solche Beyspiele von Ruhe und Gelassenheit, dabey zugleich wieder von Anstrengung und Kraft. In den grössten Gefahren, und selbst im Angesicht jeder Todesart bemerkt man einen hohen und zufriedenen Muth, wovon ausserhalb der Brüdergemeine die Beyspiele selten seyn werden. Die Geschichte der Missionen in den westindischen Inseln und in Grönland haben sehr viel Interesse, und wer auch aus *Oldendorp* und *Kranz* sie studirt hat, wird sie gern hier wieder einmal lesen, wo gerade die vortheilhaftesten Ereignisse zusammengereiht sind. Mitunter stösst man denn auch wohl auf einzelne Bemerkungen, die man sonstwo nützen kann. Ein Frauenzimmer war das vornehmste Werkzeug für die allgemeine Annahme des Christenthums unter den Slaven, Th. I. S. 9, wogegen eine andere Dame contrastirt, durch ihre Verdunkelung von Rom aus, S. 20. Luther selbst bezeugte, dass von der Apostelzeit an keine Gemeine das Christenthum so gemeinschaftlich und lauterlich besessen hätte, wie die Brüder in Böhmen und Mähren, Th. II. S. 10. Seit 1731 werden in Herrenhut die täglichen *Losungen* für das ganze Jahr vorausgedruckt; es sind biblische Sprüche, über welchen jeder in der Stille denken soll. Es kann nicht fehlen, diese Gewohnheit muss eine gewisse Gemeinschaftlichkeit unterhalten, die man an den Brüdern bemerkt. Th. II. Absch. I. S. 70. Merkwürdig ist es, dass die Weissen (Blanken) auf St. Thomas einen besonderen Widerwillen gegen das Missionswerk hatten, und sie glaubten, die Neger wären Geschöpfe des Teufels. Die Brüder behaupteten dagegen, dass Gott die Schwarzen eben sowohl geschaffen und zur Seligkeit bestimmt habe, als die Weissen. S. 80. Man kennt diess entsetzliche Vorurtheil auch aus anderen Schriften an allerley Menschen. Kein Wunder, wenn nunmehr die Neger sich so grausam rächen an den Weissen. Heil den Brüdern, die zeitig genug hie und da zur Zerstörung desselben gewirkt haben! Kaum sollte man es glauben, dass sie so viel Muth und Glück am Ende in Grönland gehabt hatten, aber sie triumphirten über alle Gefahren, nichts schlug sie nieder, auch dann

fuhren sie fort, wenn aller Amtssegen, obschon sauer errungen, doch wieder verloren war. Die Westküste Grönlands hat überall kein Stammholz. Es verdient gelesen zu werden, was S. 99 vom *Treibholz* bemerkt wird; das sind Stämme von Kiefern, Espen u. dergl., die durch den Strom daselbst abgesetzt werden. „Ohne diese Vorsorge Gottes, heisst es, hätten die Grönländer kein Holz, ihre Häuser und Boote zu bauen, ihre Zelte aufzurichten," u. s. w. Schon *Kant* hat irgendwo bemerkt, dass diess eine Vorsorge sey, die über die Natur hinaus gebiete, und durchaus wolle, dass noch die entferntesten Eisküsten bewohnt werden sollen. Übrigens ist die Sprache, wie man sie an den Brüdern gewohnt ist. *Heimberufen* werden, *heimgehen*, für *sterben*, wird auch Niemand missfallen. Mächtig *angefasst* werden, für *den Eindruck fühlen*. Er unterrichtete sie *von dem Wege* zur Seligkeit. Scheint es, dass es mit den Brüdern aus seyn sollte: so wird doch für die Übrigen eine Errettung kommen. Gerade der feste Gebrauch der apostolischen und prophetischen Idiotismen für ihre Angelegenheit macht, dass der Geist allenthalben gleich ist, und nicht mehr und nicht weniger denkt, als er denken soll. Man wird *bewegt* und *angethan*, so gerührt und *hingenommen*, dass es ganz anders im Herzen wird. Die Gemeinde nimmt zu an Anzahl und *Gnade*. Wenn einige Personen ein unbeschreibliches Wohlseyn empfinden, und andere in der Entfernung ähnliche Empfindungen um dieselbe Stunde gehabt haben: so wird das dem Heilande zugeschrieben. So was alles muss man den Brüdern gönnen und lassen. Rec. freut sich, dass das Lob *Zinzendorfs* nicht zur Ungebühr übertrieben worden, und man hoffen kann, dass der Lehrbegriff der Brüdergemeine nach und nach reiner und mündiger werde.

Tg.

Berlin, b. Dieterici, u. Leipzig, b. Mittler: *In welche Verhältnisse müssen die Geistlichen bey der neuen Organisation des preussischen Staates gesetzt werden?* Ein Aufruf an die edelsten meiner Amtsbrüder, sich in einigen dringenden Bitten an unseren gerechten König zu vereinigen, von *L. C. H. Neumann*, Prediger zu Lossow (bey Frankfurt an der Oder). 1808. 122 S. 8. (9 gr.)

Bey den Veränderungen, welche in unseren Tagen in manchen Theilen der Staatsverwaltung des preussischen Staates gemacht worden, bot sich sehr natürlich auch die Frage dar, ob nicht auch Manches in den bisherigen Verhältnissen der Religionslehrer werde und müsse geändert werden. Einen solchen Zweck hat vorliegende Schrift. Dem Vf. derselben ist es jedoch blofs um die Beförderung der grösseren Nützlichkeit des Predigerstandes zu thun, und es sind nur wenige, und ziemlich leicht ausführbare, dabey aber allerdings sehr weit eingreifende Vorschläge, die er thut, und die mehrentheils dahin abzwecken, die Denkungsart und Geschicklichkeit der Geistlichen im Lande selbst zu verbessern, und eben dadurch auch ihren Einfluss auf Beförderung wahrer Religiosität zu erweitern. So will er, nachdem er nach einer etwas zu weitläuftigen Einleitung zur Sache kömmt, die Prediger sollen bey ihrer Anstellung strenger geprüft werden, und wie viel wäre schon dadurch gewonnen! Er will sie unter eine genauere Aufsicht gesetzt wissen, und bestimmt die Grenzen derselben ziemlich gut. Er wünscht, dass Synoden zu reingeistlichen Zwecken unter den Predigern einer Superintendentur, Versammlungen der Superintendenten jeder Provinz unter Vorsitz des Provincialconsistoriums und Zusammenkünfte der Candidaten jeder Inspection jährlich gehalten werden sollen, und bestimmt etwas von dem, was mit grossem Nutzen bey solchen Veranlassungen geschehen könnte. Er schlägt vor, dass das Consistorium eine Liste aller bey demselben tentirten Candidaten halten, die ältesten von Zeit zu Zeit zu einem *Examen pro ministerio* aufrufen, und dann von denen, die bey einer solchen Prüfung wohl bestanden haben, entweder selbst, wo es das Patronatrecht hat, den zu jeder erledigten Stelle sich am besten Passenden auswählen, oder, wo es nicht Patronus ist, den Patronen drey vorschlagen möchte, unter welchen diese, wenn sie wollten, wählen könnten, dass aber kein Magistrat oder Gutsherr einen anderen, der nicht in dieser Dreyzahl soy, dem Consistorium präsentiren dürfe. Er räth, dass den Geistlichen die Sorge für die Benutzung der Pfarrländereyen genommen, und ihnen nicht mehr als höchstens ein Garten und sechs Morgen Landes zur Bewirthschaftung gelassen, wie endlich, dass die Accidenzien abgeschafft, und durch fixirte Äquivalente ersetzt werden möchten. Von dem, was von aussen her geschehen sollte, um den Religionslehrern zur Erreichung ihres heiligen Zweckes zu helfen, führt der Vf. nichts weiter an, als, dass Verordnungen zu religiöserer Feyer des Sonntags möchten gegeben werden.

Man wird wenig oder nichts Gegründetes wider die Rathsamkeit und Ausführbarkeit dieser Vorschäge einwenden können. Höchstens möchte man sagen, dass der Vf. überhaupt von der Ausführung aller, besonders aber davon, wenn den Pfarrern die Benutzung der Pfarrländereyen abgenommen würde, zu viel erwarte. Wie dem aber auch sey: etwas und sehr viel wird immer durch die Befolgung der Rathschläge gewonnen werden, und Hr. *N.* verdient Dank, dass er sie jetzo ertheilt, und seine Amtsbrüder aufgerufen hat, Bitten zu ihrer Ausführung vor den Thron des Königs zu bringen. Besonders empfiehlt sich aber der Vf. durch die Wärme, mit der er für die heilige Sache der Religion und seines Amts eingenommen ist, ob sie ihn gleich in dieser Schrift zu sehr zu dem verleitet hat, was man den Predigerton zu nennen pflegt. Sie wird ihm um so mehr die Herzen seiner Leser, auch derer vielleicht, welche zur Realisirung seiner Wünsche beytragen können, gewinnen, als er selbst dabey ganz uneigennützig erscheint, und seine Amtsbrüder ermuntert, auch dabey nicht das Ihre, sondern den Zweck ihres Amts zu suchen. Auch wird die Bescheidenheit, mit der er auftritt, für ihn und seine Angelegenheit einnehmen. In derselben räth er noch,

dafs zehn würdigen Predigern des Landes aufgetragen werden möchte, in Verbindung mit dem königl. Oberconsistorium diese Vorschläge zu prüfen, die Art der Ausführung auszudenken und zu betreiben, und alles Übrige auszusinnen und anordnen zu helfen, wodurch Erkenntnifs der Wahrheit, Tugend, Religiosität, die der Vf. gern als heilige überirdische, himmlische Gesinnung beschreibt, noch weiter im Lande befördert werden könnte. Wer wird nicht wenigstens wünschen, dafs dazu bald in den preuffischen Staaten recht Viel geschehen möge? Wer nicht hoffen, dafs auch der Vf. dazu etwas beygetragen habe? Ganz kann und wird er nicht vergeblich geredet haben.

Dfr.

Münster, b. Waldeck: *Eos*, Zeitschrift für Gebildete. Erster Jahrgang. 1810. Erstes bis sechstes Heft, April — September. 78 St. 312 S. 4. (2 Rthlr. 12 gr.)

Zufolge der Nachschrift in einem Extrablatte wird die Eos, nach dem günstigen Urtheile mehrerer achtungswerther Gelehrten, als ein wirksames Beförderungsmittel des Ideen-Umlaufs, der wissenschaftlichen und artistischen Cultur, und besonders als ein wohlthätiges Vereinigungsband vaterländischer Literatur- und Kunst-Freunde angesehen und geschätzt. Wir erkennen den Eifer und guten Willen der Mitarbeiter gern an, müssen aber gestehen, dafs sich unter ihnen bisher noch zu viele kraftlose Hände befinden. Vorzüglich arm scheint uns besonders der Geist derer zu seyn, die auf Witz Anspruch machen, und durch muntere Einfälle ergötzen wollen, die am Ende auf matte Wortspiele auslaufen. Wir führen nur ein paar Beyspiele aus den *Stecknadeln* an: „Weiber, die viel herumreisen, sind gemeiniglich viel herumgerissen. Sie können das Fahren nicht vertragen, und pflegen sich demnach leicht zu übergeben. Die Wechsel auf baare Sicht machen sich in jetzigen Zeiten unsichtbar. Der Abgerissene an Kleidungsstücken ist es meistentheils auch von der Welt. Verläfst uns diese: so reissen wir ab; sind wir abgerissen: so verläfst sie uns.“ Und unter den Epigrammen folgendes: *Adelsinn der Frau von X.*

Im Ehstand sich noch treu zu seyn
Bis in den Tod, — mein Lieber, sprich,
Ist das nicht zu gemein
Und bürgerlich?

Wir könnten eine reiche Dornenlese halten, wenn wir alle unbedeutenden, schwachen Auffätze rügen wollten. Doch wollen wir lieber nach edlen Metallen graben, als uns an den Schlacken besudeln. Viel reines Gold an den Tag zu fördern, dazu machen wir uns nicht anheifchig. Am merkwürdigsten sind verschiedene historische, biographische und antiquarische Untersuchungen und Nachrichten aus dem Gebiete des ehemaligen Westphalens, besonders des Münsterlandes. Die wichtigeren Auffätze dieser Art müssen wir nennen. Es sind: Die noch nicht beendigten Forschungen nach den *Hunenbetten* oder Hünengräbern, die, wie hier behauptet wird, nur in Westphalen und Skandinavien gesehen werden. Uns wundert, dafs man die in Mecklenburg häufig vorkommenden Hünengräber nicht zu kennen scheint. Reise eines Franzosen nach Münster während der Unterhandlungen des westphälischen Friedens, von *Depping*. Es war ein pariser Canonicus als Begleiter der Herzogin von Longueville, Gemahlin des bevollmächtigten franz. Abgeordneten. Die Rheinenge bey Andernach, von *Flensberg*. Nicolaus Kindlinger, eine Schilderung von *Niesert*. Moritz v. Donop. Der wahre Erfinder des Telegraphen soll *Christ. Lud. Hoffmann*, Arzt zu Münster, gewesen seyn. Die Römerschanze bey Vechte, von *Flensberg*. Die Karthause bey Dülmen, von *Niesert*. Der Externstein. Ursprung des Hauses Steinfurt, v. Fr. *v. Raet*. Andreas und Bernhard Romberg, eine biographische Skizze. Lamberti Abendfeyer. Dodo von In- und Knyphausen. *Depping* theilt Allerley mit aus Paris, unter andern Briefe von *Winkelmann*, und seine nicht lobreiche Meinung über die celtische Akademie. *Kutscher* liefert Erzählungen, unter welchen Abu Giafar Almanzor hervorsticht; die Erfindung kam Rec. nicht neu vor. Von *Schlüter* haben wir Proben einer neuen Übersetzung des Terenz in Prosa, aus der Andria und dem Eunuch, angetroffen. *Carl Müchler* und *Moriz Bachmann* machen die besten Verse, nicht so gute *Goldmann*, *Rafsmann* u. A. Die längste Abhandlung bilden *Martyni Laguna's* Züge aus der Lebens- und Regierungs-Geschichte Kaiser *Ferdinands des Zweyten*. Gegen ihn erhebt sich ein Hr. *B.* als Katholik, der, mit den Religionsbegriffen des Darstellers nicht zufrieden, seine Glaubwürdigkeit stark ansicht. Es würde eine längere Untersuchung erfodern, als Rec. jetzt anzustellen Musse hat, um genau zu bestimmen, wie viel Unrecht Hr. *M. L.* dem Kaiser gethan haben mag. Wie tief aber derselbe, und wie schülerhaft er unter der Ruthe der Jesuiten gestanden haben muss, davon überzeugt man sich hinlänglich durch das Billet, das er 3 Wochen vor seinem Tode zu Straubingen an seinen Beichtvater schrieb, da er bey seinen Gebetsübungen einzuschlafen pflegte, und dieses für eine Sünde hielt. Es heifst so: *Reverende in Christo Pater! Hactenus semper in usu habui meas orationes, antequam me inducerem, per horam dicere: quod me satis difficile erit in hoc itinere* (von Regensburg nach Wien) *continuare; cum quotidie horâ quartâ surgere debeam; et licet in illa re plane nullum votum habeam: peto tamen a Reverentiâ Vestrâ consilium, an in aliquo dispensari possim. Straubingae, d. 24 Januarii* 1637.

Cht.

Druckfehler: E. B. S. 188. Z. 2. v. u. find nach **fodert**, folgende Worte einzuschalten: **und auf der anderen zu viel nachsieht.** Auch ist ebendas. Z. 11 v. o. statt **seinem** zu lesen: **jenem.**

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

JURISPRUDENZ.

Französisches Criminal-Recht.

1) Paris, b. Garnery: *Manuel d'instruction criminelle*, contenant le Code d'instruction criminelle, le Code pénal, la loi et le réglement sur l'organisation judiciaire, des notes explicatives puisées dans les principes du Droit et de la Jurisprudence de la Cour de Cassation, les formules des principaux actes de la procédure criminelle, et une table raisonnée des matières. Par M. *Bourguignon*, magistrat du parquet de la haute-cour impériale, juge en la cour de justice criminelle de Paris. 1810. Tom. I. II. XVI u. 876 S. gr. 8.

2) Paris, b. Arthus-Bertrand: *Code criminel avec instructions et formules*, où sont établis les différences et les rapports du Code criminel avec les lois précédentes et anciennes, les rapports des articles du Code entre eux et entre ceux des autres Codes; où sont données des formules tant des procès-verbaux que des autres actes à faire par les juges des Cours impériales, des Cours d'assises et des Cours spéciales, par les Procureurs généraux, les Procureurs impériaux, Juges d'instruction, Chambres du conseil, par les Greffiers, Juges de paix, les Préfets, Souspréfets, Commissaires généraux de police, Officiers de Gendarmerie, Maires, Adjoints, Concierges, Huissiers, Gendarmes, Gardes champêtres et Gardes forestiers; où sont aussi données des définitions des mots textuels, des observations propres à resoudre les difficultés, que l'exécution de tels ou tels articles pourait faire naître, et des décisions corrélatives des auteurs; terminé par une table alphabétique et analytique formant le dictionnaire criminel; ouvrage utile aux Fonctionnaires cidessus désignés, aux Avocats, Avoués, Gens de loi, à ceux qui se livrent à l'étude des lois, à tous les citoyens qui peuvent être appelés aux fonctions des jurés, et aux militaires qui peuvent être appelés à composer les Cours spéciales. Par *Julien Michel Dufour*, ancien Avocat, Ex-Juge au tribunal du département de la Seine, auteur d'instructions sur les trois Codes précédents, etc. 1809. Tome I. 400 S. Tome II. 466 S. 8.

3) Paris, b. Garnery: *Dictionnaire raisonné des lois pénales de France*, contenant les dispositions des Codes, Lois, ordonnances et réglemens actuellement en vigueur, qui fixent les caractères des crimes et délits communs, des crimes et des délits militaires et maritimes, des délits ruraux et forestiers, des contraventions aux taxes et contributions directes ou indirectes, aux réglemens sur les douanes, sur les droits réunis, aux ordonnances de police et, qui déterminent les peines applicables à chaque fait réputé crime, délit ou contravention; précédé *d'une dissertation sur les règles qui doivent être observées dans l'application des lois pénales*, par M. *Bourguignon*, magistrat, officier du parquet de la haute-cour, conseiller en la cour impériale de Paris. Tome I. A—D. 1811. LVI u. 478 S. Tome II. E—O. 518 S. Tome III. P—V. 539 S. gr. 8.

Das hohe Interesse, welches das neue peinliche Verfahren in Frankreich dem Publicum, da dasselbe zu den öffentlichen Verhandlungen zugelassen wird, so wie jedem gebildeten Manne einflösst, hat bewirkt, dass über den *Code d'instruction criminelle* schon mehrere Handbücher und Commentare erschienen sind, während der *Code pénal* sich auch nicht eines einzigen Erklärers bis jetzt zu erfreuen hat. Unter den Commentatoren des gedachten Code zeichnen sich nun unser Vf.*), *Dufour* (No. 2) und *Carnot* aus, denn *Daubentons* u. A. flüchtig geschriebene Werke halten nicht die Vergleichung mit ihnen aus, und verdienen fast keiner Erwähnung. Unser Vf. nimmt unter jenen den zweyten Rang ein: *Carnots* Werk verdient wegen seiner Gründlichkeit und Vollkommenheit den ersten Platz; *Dufour* steht dagegen dem Vf. in Hinsicht auf praktische Brauchbarkeit und Gründlichkeit weit nach. Auch der erste Band des *Manuel* unseres Vfs. ist bey weitem gründlicher abgefasst, der zweyte dagegen beeilt, und man sieht es ihm deutlich an, dass er schnell im Publicum erscheinen sollte. Über den Plan des Werks sagt der Vf. in der Vorrede S. VII: „*le Manuel — contiendra le Code d'instruction criminelle, le Code pénal, la loi et le réglement sur l'organisation judiciaire, des notes explicatives sur la concordance et*

*) Von demselben Vf. ist noch ein drittes Werk erschienen, dessen Titel wir hier vorläufig nur in der deutschen Übersetzung aufführen:

Cöln, b. Keil: *Commentar über das Criminalgesetzbuch von Bourguignon*, Rath Sr. k. k. Majestät bey dem kaiserlichen Justizhofe zu Paris. Aus dem Französischen übersetzt von *Carl Zum Bach*, Richter beym Bezirks-Gerichte zu Cöln. Erster Theil. 1811. X u. 672 S. Zweyter Theil. 622 S. 8. (5 Rthlr.)

l'application de ces differentes lois, les formules des principaux actes de la procédure criminelle, etc." Die ausgezeichneten Worte beziehen sich jedoch eigentlich nur auf den *Code d'instruction criminelle*; der *Code pénal* ist dagegen, so wie die Organisationsdecrete fast mit keiner einzigen Erklärung ausgestattet, vielmehr findet man in den sparsamen Anmerkungen nur dürftige Zurückweisungen auf die entsprechenden Artikel des Gesetzes. Auch die Formulare beziehen sich, der Natur der Sache nach, nur auf den ersteren Code.

„*Je sais*, fährt der Vf. fort, *que les notes, les gloses, les commentaires ont bien souvent obscurci le sens, ou dénaturé l'esprit des lois, que l'on cherchait à rendre plus intelligibles, surtout lorsque des légistes sans expérience ont osé donner leurs conjectures et leurs bévues comme des vérités constantes, ou que des juristes, entraînés par un esprit systématique, ont voulu, par de fausses interprétations faire céder le texte à leur propre système. Le nombre de mauvais commentateurs est devenu si considérable que l'on serait tenté de proscrire en masse ce genre d'ouvrages comme inutile et même dangereux, si l'on n'étoit rassuré par les savantes commentaires des Godefroi, des Cujas, des Dumoulin, des Valin et de tant d'autres, qui ont porté la lumière dans les parties les plus abstraites et les plus compliquées de la législation. Encouragé par ces grands modèles, j'ai pensé qu'avec une longue expérience, beaucoup d'étude, les secours de la jurisprudence et des bons auteurs, je pourrais faire sur les nouvelles lois criminelles, si non un commentaire complet, du moins des notes utiles à ceux qui ont besoin de les connaître ou qui sont dans le cas de les appliquer.*" Was nun diese „*notes*" selbst anlangt: so sind die Verdienste des Vfs. gewiss überall anerkannt, und Rec. kann das Werk als sicheren Leitfaden bey Anwendung des Gesetzes einem jeden Rechtsgelehrten empfehlen; nur suche man in demselben keine langen Abhandlungen, keine umfassenden historischen Notizen über die vornapoleonische Legislation, und keine gelehrten Ausführungen. Den Text eines jeden Artikels begleitet vielmehr eine Erläuterung, die die wichtigsten Streitfragen und die Anwendung genau und mit fester Hand bestimmt, und welche sowohl aus Folgerungen, die aus den correspondirenden Artikeln des Gesetzbuches, so wie aus den allgemeinen Grundsätzen der Criminalrechtswissenschaft fliessen, geschöpft ist. Überdiess ist die Praxis des Cassationshofes sorgfältig benutzt, die Erkenntnisse desselben, bey jedem der Artikel, den sie erläutern, wörtlich angeführt, und mit einer kurzen Analyse versehen; endlich sowohl die Discussion (*Motifs*, *Rapports*, *Discours des orateurs du Gouvernement*) als auch *Merlins* grosse Werke (*Répertoire universel*, und *Récueil alphabétique des questions de droit,*) genutzt, so dass man allerdings alle mögliche Vollständigkeit in Herbeyschaffung der Hülfsmittel zur Erklärung erwarten darf. Über einzelne Ansichten mag Rec. nicht mit dem Vf. rechten; das Gesetz ist noch zu neu, als dass sich nicht in dieser Hinsicht manche Verschiedenheiten darbieten sollten; aber auch diesen wird durch die rastlos fortschreitende Praxis des Cassationshofs, die sich gerade bey diesem Gesetzbuche am schnellsten und häufigsten bildet, bald abgeholfen werden. Immer wird das Werk eines der brauchbarsten für das Studium dieses Theils der französischen Legislation, selbst nach *Carnots* vortrefflichem Commentare, bleiben, und es wäre zu wünschen, dass wir über die verschiedenen *Codes* des Reichs eine so kurze und doch so gründliche und zweckmässige Erläuterung besässen. Die vorgeschlagenen Formulare sind äusserst zweckmässig entworfen, und frey von den unnützen Weitläufigkeiten, von denen die in anderen Werken mitgetheilten strotzen. So gram Rec. den Formularen an und für sich ist, und so sehr er glaubt, dass Jeder sich dieselben eben so zweckmässig selbst entwerfen könne: so macht er doch gern bey dem peinlichen Verfahren eine Ausnahme, wo dieselben, wegen der vielen durch das Gesetz angedrohten Nichtigkeiten, die sichere Anwendung des Gesetzes ausnehmend erleichtern, ja sogar dem *angehenden* Beamten nicht allein als nützlich, sondern auch als unentbehrlich erscheinen.

Noch einige Worte über die Form des Buchs. Schon oben ist erwähnt worden, dass der Vf. genau die Artikelfolge des Textes der angezogenen Gesetze befolgt, und sowohl den *Code d'instruction criminelle*, als den *Code pénal*, und die Organisationsgesetze in sein Werk hat eindrucken lassen: ein Verfahren, das, obwohl so häufig von den französischen Schriftstellern gemissbraucht, dennoch hier, wo blosse erklärende Anmerkungen, und kein fortlaufender Commentar gegeben werden sollte, recht an seinem Platze war. So verbreitet sich denn der *Code d'instruction criminelle* von S. 1 bis S. 574; der *Code pénal* von S. 575 bis S. 729, und die Organisationsgesetze von S. 730—770; endlich der *Index* von S. 771 — 876. Druck und Papier sind, wie bey den französischen Werken in der Regel, sehr schön. Übrigens ist das Werk auch in Quartformat, und zwar in einem einzigen Bande erschienen.

Mit demselben ist, vermöge seines Inhalts, *Dufours* Werk zu verbinden, dessen weitläuftiger Titel (No. 2) den Inhalt genau angiebt. Es enthält weiter nichts als den *Code d'instruction criminelle*, mit erklärenden hie und da sehr seichten und überflüssigen Anmerkungen, und zahllose Formulare, die jedoch denen, die sich in dem bourguignonschen Handbuche befinden, weit nachstehen. Brauchbar sind dagegen die Notizen über die älteren Criminalgesetze, welche mit dem neuen *Code* in dem vorliegenden Werke verglichen worden sind, obgleich auch diese Vergleichung keineswegs als vollständig betrachtet werden kann; doch verdient das Werk in dieser Hinsicht um so mehr einige Aufmerksamkeit, als *Bourguignon* auf die historische Seite des neuen Criminalverfahrens zu wenig Rücksicht genommen hat. Auf die Jurisprudenz des Cassationshofes verweist der Vf. gar nicht; freylich war auch das ganze Verfahren damals zu neu, als dass

schon viele Processe, die demselben gemäss verhandelt waren, an diesen Gerichtshof gebracht seyn konnten. Die *Motifs*, *Rapports* und *Discours* sind dagegen excerpirt, und diese Excerpte an den gehörigen Orten nachgetragen. Das Werk trägt den Stempel aller Schriften des Vfs., welche sehr zahlreich, und desshalb sehr beeilt sind.

Dagegen ist das Werk von *Bourguignon* (No. 3) wieder sehr vollständig und brauchbar. Denn obgleich das neue Strafgesetzbuch Frankreichs durch die Reichhaltigkeit seiner Verfügungen alle bis jetzt bekannten Strafgesetzbücher übertrifft: so konnten in denselben dennoch nicht diejenigen Strafverfügungen aufgenommen werden, welche der Natur der Sache nach sich nur auf eine bestimmte Zeit, oder auf manche durch dieselbe herbeygeführte, aber veränderliche Umstände, beschränken. Das Gesetzbuch verfügte daher eines Theils im Art. 5, dass seine Verfügungen sich nicht auf Militärverbrechen erstreckten, und befahl anderen Theils im Art. 484, dass bey allen Materien, über welche nicht in demselben verfügt sey, sondern die durch besondere Gesetze und Verordnungen regulirt wären, die Gerichtshöfe und Tribunäle diese letzteren zur Anwendung bringen sollten. Dieser Gesetze und Verordnungen ist nun eine grosse Anzahl, wie aus dem von dem Redner des Staatsraths gehaltenen *Exposé des motifs* erhellt, worin ausdrücklich gesagt wird: *Ainsi cette dernière disposition maintient les lois et réglemens actuellement en vigueur, relatifs 1. aux dispositions du Code rural, qui ne sont point entrées dans ce Code; 2. aux taxes, contributions directes et indirectes, droits réunis, de douanes et d'octrois; 3. aux tarifs pour les prix de certaines denrées ou de certains salaires; 4. aux calamités publiques, comme épidemies, épizooties, contagions, disettes, inondations; 5. aux entreprises de service public, comme coches, messageries, voitures publiques de terre et d'eau, voitures de places, numéros ou indications de noms sur voitures, postes aux lettres et postes aux chevaux; 6. à la formation et conservation des rues, chemins, voies publiques, ponts et canaux; 7. à la mer, à ses rades, rivages et ports, et aux pêcheries maritimes; 8. à la navigation intérieure, à la police des eaux, et aux pêcheries; 9. à la chasse, aux bois, aux forêts; 10. aux matières générales de commerce, affaires et expéditions maritimes, bourses ou rassemblemens commerciaux; police des foires et marchés; 11. aux commerces particuliers d'orfévrerie, bijouterie, joaillerie, de serrurerie et de gens de marteaux, de pharmacie ou apothicairerie, de poudre et salpêtre, des arquebusiers et artificiers, des cafetiers, restaurateurs, marchands et débitans de boissons, cabaretiers et aubergistes; 14. à la police des fêtes, cérémonies et spectacles; 15. à la construction, entretien, solidité, alignement des édifices, et aux matières de voirie; 16. aux lieux d'inhumation et sépulture; 17. à l'administration, police, et discipline des hospices, maisons sanitaires et lazareths; 18. aux écoles, aux maisons de dépôt, d'arrêt, de justice et de peine, de détention correctionnelle et de police; aux maisons ou lieux de fabriques, manufactures ou ateliers, à l'exploitation des mines et usines; 19. au port d'armes; 20. au service des gardes nationales; 21. à l'état civil etc. etc.* Nur die hauptsächlichsten Verordnungen sind hier genannt, ihre Zahl liesse sich gewiss noch verdreyfachen. Man sieht also, wie äusserst schwierig es für jeden Beamten ist, für den vorliegenden Fall das passende Strafgesetz zu finden, und wieviel Zeit die Aufsuchung desselben in dem hundertbändigen, und jedes Jahr noch anschwellenden *Bulletin des lois* kostet. Noch grösser erscheint die Schwierigkeit, wenn man bedenkt, dass es gerade diese Verordnungen sind, welche so oft und fast bey jeder Regierungsveränderung Frankreichs durch neue zahllose andere verdrängt wurden, dass so mancher einzelne Artikel noch gilt, während dass der Rest aufgehoben, und durch andere Verfügungen ersetzt ist, und dass man oft aus vier und mehreren derselben das System zusammensuchen muss, welches die jetzt gültige Strafandrohung enthält. Der Vf. hat daher allen französischen Beamten, so wie jedem Bearbeiter des französischen peinlichen Gesetzbuchs, einen grossen Dienst dadurch erwiesen, dass er die einzelnen noch jetzt Gesetzeskraft habenden Verfügungen aus der ganzen Masse der peinlichen Legislation aushob, und in Form eines Wörterbuchs alphabetisch classificirte. Dieses ist denn in dem vorliegenden Werke auf das sorgfältigste und genaueste geschehen; überall ist der Text wörtlich eingerückt, ohne jedoch ihn mit ausführlichen Anmerkungen zu versehen, die das vorliegende Werk nur zu sehr angeschwellt, und dadurch die Nutzbarkeit desselben bedeutend verringert haben würden. Nur wenige erklärende Bemerkungen findet man, welche den Zusammenhang der alten mit der gültigen Verfügung andeuten; einen Commentar verspricht der Vf. in seinen *Lois criminelles de l'Empire français*, dessen Herausgabe Rec. mit Verlangen entgegensieht, zu liefern. Ein Repertorium von der Art des vorliegenden *Dictionnaire* hat auch nicht zu fürchten, durch das allgemeine *officielle* Gesetzrepertorium, womit man sich gegenwärtig in Paris beschäftiget, verdrängt oder überflüssig gemacht zu werden. Denn dieses officielle Werk, welches insonderheit auch dem Auslande sehr willkommen seyn, und von Neuem zur scheinbaren Rückkehr jener Zeiten beytragen wird, als die *Litera Parisina*, neben der *Litera Bononiensis*, ein wichtiger Handelsartikel war, kommt in dem Gutachten des Staatsraths vom 7 Januar 1813 nur vor als ein „*Recueil qui, sous le nom d'Extrait ou Abrégé du Bulletin (des lois), ne renfermerait que les dispositions réputées encore en vigueur, et d'une application usuelle, recueil qui se ferait sous l'autorité et surveillance du grand-juge par des magistrats ou jurisconsultes de son choix, par ordre de matières, dans leur correspondance avec les diverses branches de l'administration publique, et en rappelant l'ère vulgaire à coté de l'ère républicaine, pour les lois qui se rapportent à cette dernière époque.*" Es fehlt aber

nicht an einer Menge anderer Dictionnaire und Repertorien, welche durch jene officielle Arbeit, wenn sie zu Stande kommt, fallen werden.

Die dem ersten Theile von Hn. *B's.* Werk vorausgeschickte *Dissertation sur les règles qui doivent être observées dans l'application des lois pénales* enthält treffliche Winke zur richtigen Anwendung der Verfügungen des *Code pénal*, ob sie gleich diese Materie wenigstens für uns, an eine ganz heterogene Criminallegislation gewöhnte Deutschen, keineswegs erschöpft. Nachdem der Vf. sich darüber erklärt hat, dass es nach dem neuen *Code pénal* nur eine Criminal-*Legislation*, aber keine Criminal-*Jurisprudenz* gebe, geht er zu einer anderen Maxime über, dass jedes Verbrechen *einen Vorsatz*, dasselbe zu begehen, voraussetze, um rechtlich zu existiren, und beweist, dass, obgleich dieser Grundsatz im *Code pénal* nicht formell ausgedrückt sey, er doch unumgänglich in dem Begriff *eines Verbrechens* liege, und desshalb nothwendig, als in der Natur der Sache liegend, vorausgesetzt werden müsse: so wie denn auch auf der anderen Seite es der Beurtheilung der Geschwornen überlassen bleiben müsse, ob ein solcher Vorsatz aus den in der Anklagurkunde enthaltenen Umständen zu erschliessen sey. *La question intentionelle* — sehr verschieden von den gesetzlichen Milderungsgründen, *ne doit plus être, à-la-vérité, proposée isolément au jury, ou du moins elle ne peut l'être, que dans un très-petit nombre de cas; mais il ne s'ensuit pas que le jury ne doive pas avoir égard à l'intention.* Wohl nicht ganz consequent ist es aber, wenn der Vf. auf der anderen Seite behauptet, dass der Vorsatz allein berücksichtiget werden müsse, wenn der Erfolg grösser werde, wie z. B. in den Fällen des *dolus indirectus:* denn der *Code pénal* beurtheilt den *Grad des Vorsatzes* aus dem *Erfolge* des Verbrechens, und nicht den Erfolg nach dem Grade des Vorsatzes. Hat z. B. Jemand einen Menschen vorsätzlich verwunden wollen, ihn aber getödtet: so wird er mit der Strafe des Mords belegt, wie ausdrücklich aus dem *Code pénal* Art. 316. 351 erhellt. — Nur bey Polizeyvergehen wird die Entschuldigung des fehlenden Vorsatzes nicht angenommen, „*en méditant sur les lois de police, forestières et fiscales, on se convaincra facilement qu'elles seraient sans cesse éludées, si les peines légères qu'elles prononcent n'étaient appliquées que lorsque la mauvaise foi des contrevenans aurait été légalement constatée.*" — Von dem Vorsatz sind die *excuses atténuantes* wesentlich unterschieden; sie können, obgleich das Verbrechen rechtlich existirt, mithin ein vorsätzliches Verbrechen vorhanden war, noch vorgeschützt werden, um eine Milderung der Strafe zu erwirken. Zwar verfügt der *Code pénal*, dass eine Strafe nur in den gesetzlichen Fällen, und unter den von dem Gesetze selbst aufgezählten Entschuldigungsgründen gemildert werden könne: doch bezieht sich dieses im strengen Verstande nur auf die wirklichen Verbrechen, und auch hier hat der Gesetzgeber ein *Maximum* und ein *Minimum* der Strafe gesetzt, welches die Richter nach ihrer Überzeugung auswählen können. Was dagegen die Vergehen (*délits*) anlangt, die nur mit einer correctionellen Ahndung bedroht sind: so giebt die allgemeine Verfügung des Artikels 463 dem Gerichte einen noch bey weitem grösseren Spielraum, und sie können sich lediglich dem Eindrucke überlassen, welchen die Umstände eines concreten Falls herbeyführen. Dennoch wirft der Vf. eine Frage auf, die Rec. mit voller Überzeugung unterschreibt: *N'est-il pas à craindre, que les motifs d'excuse et d'atténuation qui peuvent autoriser cette réduction* (sc. *de la peine*) *et qui étaient abandonnés à la sagacité des juges et des jurés par les Codes de 1791 et de l'an 4, n'aient été beaucoup trop restreints dans ce nouveau Code? . . . . C'est ce que l'expérience apprendra. Il me reste à parler d'une institution à l'aide de laquelle les condamnations erronées peuvent encore être en partie réparées,*" und so geht er zum Begnadigungsrecht, welches durch den Code von 1791 abgeschafft war, nun aber durch die Constitutionen des Reichs dem Kaiser von neuem übertragen ist, über, und beweist dessen Vortrefflichkeit.

Der dritte Band schliesst mit dem Texte des *Code pénal*, dem mittelst einer gespaltenen Columne die correspondirenden Verfügungen des *Code pénal* von 1791, und der übrigen supplementarischen Gesetze zur Seite gesetzt ist, so dass man mit einem Male das alte und neue französische Criminalrecht übersehen kann. Merkwürdig bleibt es denn doch immer, dass eine der policirtesten Nationen des Erdballs vor 1791 keinen zusammenhängenden *Code criminel* hatte. Der Nationalversammlung gebührt das grosse Verdienst, einen solchen veranlasst zu haben, so wie denn auch einige Jahre darauf der *Code du 3 Brumaire an IV* den neuen Criminalprocess schuf, der noch bis jetzt dem *Code d'instruction criminelle* zur Grundlage dient; ja sogar sind viele Verfügungen dieses Code wörtlich in den letzteren übergegangen.

M. E.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

JUGENDSCHRIFTEN. *Nürnberg*, b. Campe: *Erzählungen für Kinder zur Erweckung eines feineren moralischen Gefühls und zur Bildung milderer Sitten*, von Dr. *Johann Heinrich Meynier.* 1812. VIII u. 232 S. 12. (mit Kupfern 1 Rthlr. 8 gr.) Der Erzählungen sind zwey und vierzig. Rec. findet sie dem Alter der Kinder, für die sie der Vf. zunächst bestimmte, (nämlich für Kinder von 8 bis 10 Jahren) angemessen, und glaubt, dass sie ihre Absicht nicht verfehlen werden. Die Sprache ist rein und fliessend, und der Vortrag weder steif, noch kindisch und spielend, die Geschichten selbst weder zu kurz, noch zu ermüdend lang. Was aber Rec. nicht an diesen Erzählungen gefällt, ist die Aufnahme mehrerer Feen- und Zauber-Geschichten, denen er nie hold gewesen ist, weil sie die Köpfe der Jugend mit allerley chimärischen Ideen erfüllen und die Phantasie erhitzen. Zwar ist an den hier aufgenommenen der praktische Zweck deutlich genug ausgedrückt, dennoch aber liesse sich die Hauptsache in einem solideren und einfacheren Gewande vortragen. Die 8 Kupfer sind nicht gerade schlecht, aber auch nicht vorzüglich.

T. 4. 5.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

JURISPRUDENZ.

Französisches Criminal-Recht.

(*Fortsetzung.*)

1) Hamburg, b. Perthes: *Handbuch des französischen Criminal-Processes vor den Assisengerichten mit Formularen auf einen wirklichen Criminalfall angewendet*, verfasst von *G. S. Müller*, kaiserlichem Rathe in dem Gerichtshofe zu Hamburg, vormals in dem Haag (jetzt erstem Generaladvocaten in Hamburg). 1812. XXII, 232 u. LXXVI S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

2) Hamburg, b. Bohn: *Darstellung des öffentlichen Verfahrens vor den Assisen- und Special-Gerichtshöfen*, als ein genauer Leitfaden für Geschäftsmänner von *Johann Wilhelm August Rosenthal*, kaiserlichem (Gerichtshofs-) Rathe zu Hamburg. 1812. 178 S. 8. (1 Rthlr.)

3) Ebendaselbst: *Wesentliche Grundsätze des Strafgesetzbuches Frankreichs, übersichtlich und systematisch dargestellt, und mit einem möglichst vollständigen Sachregister versehen*, nebst einem die besonderen Gesetze und Decrete in alphabetischer Ordnnng enthaltenden Anhange, von *Johann Wilhelm August Rosenthal.* 1812. XII u. 318 S. kl. 4. (2 Rthlr. 12 gr.)

Der Vf. von No. 1 hatte die Absicht, „das Auffassen des Geistes der französischen Criminalgesetzgebung zu erleichtern, die Geschwornen über ihre wichtigen Pflichten zu belehren, einige praktische Erfahrungen, wodurch die Gesetze am besten erläutert werden, aus seinen bisherigen Dienstverhältnissen mitzutheilen, und die Aufmerksamkeit auf verschiedene Gegenstände zu richten, ohne welche es keinen hinlänglichen Schutz für die Rechte der Gesellschaft giebt.“ Diese Absicht spricht sich in seinem ganzen Werke aus; aber es enthält auch noch mehr, als es verspricht, einen genauen, mit vieler Gründlichkeit ausgearbeiteten, mit Benutzung alles desjenigen, was berühmte französische Schriftsteller über das Gesetzbuch gesagt haben, trefflich ausgestatteten Commentar über den *Code d'instruction criminelle*. Das Werk beginnt im ersten Abschnitte mit einer Einleitung, und einigen allgemeinen Begriffen von den Assisen und ihrer Zusammensetzung, geht dann in der zweyten Abtheilung auf die Instruction der Untersuchung und die vorbereitenden Handlungen über, welche der Haltung der Assisen vorausgehen (hier von der *Mise en accusation*, und der Competenz, ein Capitel, welches vollständig und musterhaft ausgearbeitet ist), beschäftigt sich dann in der dritten Abtheilung mit dem Gange der Untersuchung, nachdem die Sache an die Assisen verwiesen worden ist (von den zu den Assisen gehörigen Personen, ihren Pflichten und Verrichtungen im Allgemeinen, von dem Präsidenten, Beysitzern, Greffier, dem *Procureur criminel*, Vertheidiger, Zeugen und Geschwornen; von den einzelnen Handlungen, welche bey der Hegung des Gerichts vor der *Cour d'assises* vorkommen, welche in drey Epochen eingetheilt werden, je nachdem sie nicht in der öffentlichen Sitzung, oder in derselben, jedoch vor Abgebung der Erklärung der Geschwornen, oder in derselben nach Abgabe dieser Erklärung vorkommen; von dem Processe wider flüchtige Verbrecher), und schliesst in der vierten Abtheilung mit der Execution der Criminalurtheile, und der Begnadigung. Einen Wunsch kann Rec nicht unterdrücken, nämlich dass der Vf. bey Aufzählung der Geschäfte des *Procureur criminel* doch die Wahrheit recht ausgehoben hätte, dass sich derselbe nie als zu sehr eingenommen gegen den Verbrecher zeigen möge, was seiner Würde, und der guten Meinung so ausserordentlichen Eintrag thut. Wie viele dieser sonst so achtungswerthen Beamten versehen es damit, dass sie in der öffentlichen Sitzung leidenschaftliche Äusserungen sowohl gegen den Inquisiten, als die Geschwornen ausstossen, und dass sie alle mögliche Beredsamkeit anwenden, um das Verbrechen, dessen der Angeklagte beschuldigt ist, so wie die Schuld desselben selbst, mit den schwärzesten Farben ausmalen, und der Umstände, die für denselben sprechen entweder gar nicht, oder doch mit solchen bitteren Bemerkungen gedenken, dass sich aus denselben nur eine neue Schuld über den Angeklagten herabzuwälzen scheint. Ein solches Verfahren empört nicht nur das Publicum, welches einen *Enragé* vor sich stehen glaubt; es macht die Geschwornen misstrauisch gegen die von dem *ministère public* vorgetragenen Thatumstände und Entwickelungen, ja, falls es sogar mit Bitterkeiten gegen die Geschwornen begleitet seyn sollte, letztere auch erbittert und aufgebracht, so dass die Geschwornen oft nur aus Ärger, und um sich dem öffentlichen Ankläger zu widersetzen, einen Schuldigen frey sprechen, der bey einem gemässigten Betragen gewiss der gerechten Ahndung nicht entgangen seyn würde. Möchten diese Beamten doch bedenken, dass daraus, dass gegen Jemanden Gründe der Anklage vorhanden sind, noch keinesweges folge, dass er auch wirklich der Anklage schuldig sey, und dass sie nur im Namen der

beleidigten Gesellschaft gegen ein Mitglied derselben auftreten, der also Erforschung der Wahrheit bey diesem öffentlichen Verfahren der einzige Wunsch und Zweck ist. Wie schön und wahr sagt ein geachteter französischer Beamter über diesen Gegenstand: „Es ist nicht recht, wenn der öffentliche Ankläger, und der Vertheidiger wechselseitig Romane, Voraussetzungen und Darstellungen vortragen, um ihre Erfindungsgabe zu zeigen, und gleichsam einen Wettstreit zu halten, ob man leichter die Rechte der Gesellschaft, oder die des Angeklagten verletzen könne. Der öffentliche Ankläger sowohl, als der Vertheidiger, hören durch ihre Verrichtungen nicht auf, Bürger zu seyn, ihr Interesse soll und darf kein anderes seyn, als die Vollziehung des Gesetzes; nicht Entstellung, sondern vielmehr Entdeckung der Wahrheit ist der Zweck der Anklage, so wie der der Vertheidigung; es ist um keine öffentliche Redeübung zu thun, wo Einer den Anderen zu überschreyen, oder zu überlisten sucht; und ein unrechtlicher Sieg des Einem oder des Anderen kann nur auf Kosten der öffentlichen Sicherheit, der Unschuld, der Würde des Gerichts und des *Gewissens* der Kämpfenden erfochten werden." — Sehr glücklich war der Gedanke des Vfs. statt der sonst so unverständlichen Formulare einen wirklichen Criminalfall vorzutragen, der durch die Formulare, wo nun jedes auf seiner gehörigen Stelle steht, vortrefflich erläutert wird. Im Ganzen ist zwar Rec. gegen alle und jede Formulare; indessen waren sie bey einem Verfahren, wo jede Vernachlässigung der Form Nichtigkeiten des Verfahrens nach sich zieht, unumgänglich nöthig, und der Vf. verdient durch die Mittheilung derselben unseren gröfsten Dank. Eine kleine Übereilung hat jedoch verursacht, dafs das mitgetheilte Definitivurtheil *gegen* die Gesetze gesprochen ist, denn es verurtheilt einen Dieb, der einen inneren Einbruch begangen, in Gemäfsheit der Artikel 381 No. 4. 384. 396, zu einer Zuchthausstrafe, da die angezogenen Artikel jedoch die Strafe der temporairen Zwangsarbeiten verfügen. — Als Anhang hat der Vf. noch eine willkommene Zugabe gegeben, nämlich eine Übersetzung des Decrets vom 27 Februar 1811, über den Empfang und das Quartier des Präsidenten des Assisenhofes, und des Reglements vom 18ten Junius 1811, über die Verwaltung der Justiz in Criminal-, Corrections- und Polizey-Sachen, und den Tarif der Kosten; ingleichen zweckmäfsige Erläuterungen desselben durch die älteren Gesetze über diesen Gegenstand, sowie durch die von dem Justizministerium vorgeschriebenen Formulare. Auch in diesen ist ein Übersetzungsfehler zu verbessern. Nach dem Art. 117 und dem Art. 491 des *Code Napoléon* kann das *ministère public* nicht von Amtswegen auf Interdiction einer Person antragen, als in dem Falle der Raserey, mag der Unglückliche Verwandte haben oder nicht; im Falle des Blödsinns jedoch nur dann, wenn er weder einen Ehegatten, noch *bekannte Verwandte* (nicht blofs Ältern, wie *parens* irrig übersetzt ist) hat. — Ein Register, wenigstens eine Nachweisung, wo die einzelnen erklärten Artikel des Gesetzbuchs der Reihefolge nach in dem Werke sich commentirt befinden, vermifst man schmerzlich.

Der Vf. von No. 2 hatte dagegen einen ganz anderen Plan. Er wollte nämlich den Geschäftsmännern nur einen genauen Leitfaden in die Hand geben, welchen sie bey der Haltung eines Assisen- oder Special-Gerichts vor sich haben, um danach die Reihefolge der vorzunehmenden oder leitenden Handlungen kennen zu lernen. Defshalb findet man in dem Werke fast gar keine Erklärungen, noch sonstige Bemerkungen, sondern nur einen Auszug aus den verschiedenen Artikeln des Gesetzes, nach der Reihenfolge der gedachten Handlungen geordnet, und in Rubriken eingetheilt. So mager nun auch das Buch an sich ist: so zweifelt dennoch Rec. keineswegs, dafs es nicht, besonders dem Schwachen, von grofsem Nutzen seyn könne, und dafs der Vf. in dieser Hinsicht seinen Zweck vollkommen erreicht habe. — Das mitgetheilte Cassationserkenntnifs verfügt, dafs in der *öffentlichen* Audienz jeder Zeuge, sey er so jung wie er wolle, bey Strafe der Nichtigkeit zu beeidigen sey.

Überhaupt aber dürfen wir nicht bergen, dafs es uns scheint, Hr. *Rosenthal* sey allzu rasch, die neue Gesetzgebung durch schnell auf einander folgende Werke zu erläutern. Binnen einem Jahre sind, aufser den beiden unter No. 2 und 3 oben aufgeführten, noch zwey erschienen, seine Grundlinien des französischen Civilprocesses und seine Darstellung der Gerichtsverfassung. Wenn dieselben auch einen Beweis seines rühmlichen Eifers, die einzelnen Parthieen einer ewig merkwürdigen Gesetzgebung kennen zu lernen, abgeben, und der Vf. defshalb Aufmunterung verdient: so tragen sie denn doch auf der anderen Seite die unverkennbaren Spuren der Eilfertigkeit an ihrer Stirne, die eine so schnelle Bearbeitung, die ohnediefs wenig durch die Untersuchungen früherer Vorgänger unterstützt wird, nothwendiger Weise veranlassen mufs. Rec. kann überhaupt die Bemerkung nicht unterdrücken, die sich ihm beym Lesen aller *rosenthalischen* Werke aufgedrungen hat, nämlich, dafs dieselben nur das Ansehen von Auszügen aus den Gesetzen, zum Privatgebrauch des Vfs. eingerichtet, haben, um als Instruction oder Directorium bey seinen Dienstgeschäften zu dienen, so oft kömmt in denselben vor, es sey noch dieser und jener Artikel zu bemerken, ohne dafs eine Sylbe von dessen Inhalt angegeben ist: man mufs immer das Gesetz selbst vor sich haben, um die einzelnen Bemerkungen zu verstehen; jedes Werk trägt nur das Gepräge einer hin und wieder sehr ungeordneten Materialiensammlung, so dafs gerade diese Individualität, welche lediglich dem persönlichen Bedürfnisse des Vfs. angemessen seyn konnte, das Werk für jeden Anderen, der eine von dem Vf. verschiedene Mnemonik sich zu eigen gemacht hat, unbrauchbar macht, und verwirrte Ansichten hervorbringt.

Dasselbe ist auch der Fall bey No. 3. Nicht zu

gedenken, dafs der Titel, der eine Entwickelung der wefentlichen Grundfätze des *Code pénal* verfpricht, gar nicht pafst, da in dem allgemeinen Theile, nur auf vier Seiten, einige höchft dürftige und unvollkommene Sätze über den Begriff der Strafe und des Verbrechens, über den Zweck der erfteren, und über die verfchiedenen Arten beider, angegeben find: fo fcheint auch die Anordnung des befonderen Theils nach der Schwere der Strafen Rec. von fehr wenig praktifchem Nutzen zu feyn. Sollte nämlich das Werk, welches keine Anfprüche auf eine theoretifche und philofophifche Entwickelung des franz. Strafrechts macht, blofs für den praktifchen Juriften und den Gefchäftsmann beftimmt feyn, um ihm einen Führer in daffelbe abzugeben: fo war es weit natürlicher, die Verfchiedenheit der Verbrechen fyftematifch oder alphabetifch zum Grunde zu legen, und bey jedem die paffende Strafe anzugeben, als die Strafen zur Grundlage zu machen, und hienach die Verbrechen zu claffificiren. Jeder Gefchäftsmann, dem der Inhalt des *Code pénal* noch nicht geläufig ift, wird gewifs vor allen Dingen zu erforfchen fuchen, welche Strafe auf das vorliegende Vergehen anzuwenden fey, und ein Handbuch, welches ihm diefelbe anzeigt, ohne dafs er das ganze Gefetzbuch defshalb durchzulefen genöthiget ift, wünfchen; ftatt dafs er ein Werk zur Hand nehmen follte, welches die Strafen zu feinem Hauptgegenftande macht, und demnach das Vergehen mit feiner paffenden Strafe weit fchwerer auffuchen läfst, als das nach den Vergehen geordnete Gefetzbuch felbft. Der Vf. fucht S. 25 das von ihm gewählte Syftem (?!) dadurch zu rechtfertigen, dafs er angiebt, es habe ihm nothwendig gefchienen, diefe Lehre nach der Schwere der Strafe abzuhandeln, weil das franzöfifche Recht ausdrücklich verordne, dafs der Richter unter mehreren Statt findenden Strafen nur die fchwerfte erkennen folle, damit man dadurch gleich in den Stand gefetzt werden möchte, in vorkommenden Fällen die eine der anderen vorzuziehen. Wer fieht nicht die Schwäche diefes Arguments, da der Grundfatz, fo wie er hier dargeftellt ift, die gröfste Albernheit überall enthalten würde. Das Gefetz fagt nur: wenn von einem Verbrecher mehrere Verbrechen begangen worden find: fo foll er nur mit der Strafe des fchwerften Verbrechens belegt werden. Und diefe Strafe ausfindig zu machen, dazu ift das Werk eben fo unbrauchbar, als um die Strafen jedes einzelnen Verbrechens fchnell und ficher aufzufinden. Der Vf. fcheint felbft zu fühlen, wie unzweckmäfsig eine folche Claffification der Verbrechen nach den Strafen feyn, und hat defshalb „ein vollftändiges Sachregifter hinzufügen zu müffen geglaubt," wodurch man denn auch allein nur in den Stand gefetzt werden kann, aus diefem Buche einigen Nutzen zu ziehen, fo wie diefs ebenfalls bey einem anderen Werke des Vfs. über die weftphälifche Procefsordnung der Fall ift, welches ohne Sachregifter, ungeachtet des vielen darin befindlichen Guten, ein völlig unlesbares und unbrauchbares Buch feyn würde.

Soviel von dem Plane! Das Werk felbft zerfällt in einen allgemeinen, und in einen befonderen Theil. Der allgemeine Theil giebt in 2 Abfchnitten dürftige Notizen von Strafen und Verbrechen überhaupt, der befondere ebenfalls in 2 Abfchnitten die allgemeinen Grundfätze bey Anwendung der Strafen, und die gedachte Claffification der Verbrechen nach den Strafen. Bef. Theil. Abfchn. I. Tit. 1. Von der Competenz, und Anwendung der Strafe. Irrig fieht unter der erften Rubrik die Anklagekammer des Gerichtshofes unter den Strafgerichten; fie gehört eben fo wenig dahin, als die Berathfchlagungskammer des Tribunals erfter Inftanz, welche eine ähnliche Function hat, dahin gehören würde. Dagegen ift aber ein wirkliches Strafgericht ausgelaffen, nämlich der Specialhof des Seinedepartements, welcher über einige *Crimina excepta*, feyen fie auch im ganzen Reiche begangen, erkennt. S. kaif. Decret vom 17 Sept. 1807. Gefetz vom 20 April 1810. Art. 35. — Irrig ift es, wenn es S. 10 heifst, dafs die im Art. 484 des *Code pénal* bey Kraft erhaltenen befonderen Gefetze nur allein von den vor dem *Code pénal* in Frankreich exiftirenden Gefetzen verftanden werden müffen, da mehrere Arrêts des Caffationshofs den Artikel ausdrücklich auf die auch in den vereinigten Provinzen exiftirenden Localverordnungen, in fofern fie durch kein neueres Gefetz erfetzt find, beziehen. Irrig ift wenigftens S. 12 der Grundfatz ausgedrückt, dafs ohne völlige Freyheit des Geiftes und des Willens es weder ein Verbrechen, noch eine ftrafbare Handlung gebe, denn der Grundfatz bezieht fich blofs auf einen unverfchuldeten Zuftand des Mangels der Freyheit des Geiftes; ein Betrunkener würde ihn nie vorfchützen können, um Straflofigkeit zu erwirken. — Von den vielfachen Lücken in diefem Titel fchweigt Rec. Man findet durchaus nichts über die Nothwehr (*C. p.* 327), Competenz des Gefetzbuches über Fremde, Competenz des befonderen Gerichts über feiner Macht nicht unterworfene Complizen, *Socius delicti* (*C. p.* 105 — 108. *Code d'instr.* 29. 30. *C. N.* 728), Vorfatz, Nachläffigkeit (*C. p.* 316. 351), Milderungsgründe, Verzeihung, Rehabilitation u. f. w. gefagt. — Kraus und bunt liegen die Difpofitionen des Gefetzbuches in dem Tit. II über die Grundfätze, die nur gewiffe Gerichte zu beobachten haben, durch einander; fie find auch nicht einmal namentlich aufgeführt, fondern man findet nur Verweifungen auf die Artikel des Gefetzbuchs, gleichfam als habe man ein Brouillon vor fich, auf welches Jemand die zu einer Materie einfchlagenden Artikel kurz und fragmentarifch aufgezeichnet habe, um als Denkzettel zu einer künftigen Bearbeitung zu dienen. — Abfchnitt II. Von befonderen Grundfätzen mit Rückficht auf einzelne Verbrechen, Vergehen und Contraventionen, wie auch deren Strafen. Diefer Abfchnitt ift nach der Stufenfolge der Strafen, wie oben bemerkt ift, geordnet, und zwar fo, dafs diefelbe folgendermafsen, und mit Recht beftimmt ift: Todes-

strafe, lebenslängliche Zwangsarbeiten, Deportation, Zwangsarbeiten auf eine bestimmte Zeit, Einsperrung in ein Arbeitshaus, Landesverweisung, Pranger, Verlust der staatsbürgerlichen Rechte, Suspension vom Amte, Gefängnisstrafe, Verweisung unter die Aufsicht der hohen Polizey, Geldstrafe und Verweis. Der Form nach, zerfällt jede Seite in vier Columnen, von denen die erste eine kurze Bezeichnung des Verbrechens, die zweyte die näheren Umstände des Verbrechens, die dritte den Artikel des Strafgesetzbuchs, welcher die Strafe androht, und die vierte die Competenz des Gerichts enthält. Schon oben ist bemerkt worden, dass der Vf. die Competenz des Specialhofes zu Paris über einige *crimina excepta* nicht kennt; desshalb findet sich denn auch S. 71. 72 der Irrthum, dass das Verbrechen der Verfälschung des Nationalstempels, und der Bankozettel vor den Assisenhof gehöre, da vielmehr der gedachte Specialhof ausdrücklich binnen 5 Jahren, vom 20 April 1810 an gerechnet, hierüber zu erkennen hat. Der Anhang enthält die in den besonderen Gesetzen und Decreten verordneten, nach Art. 484 des *C. p.* anzuwendenden Strafen in alphabetischer Ordnung, und ist weit zweckmässiger abgefasst, als das ganze Werk.

M. E.

PARIS, b. Longchamps: *De la juridiction des maires de village; ou traité des contraventions de police, d'après le Code d'instruction criminelle,* avec des formules claires et faciles, basées sur ce Code. Par *Victor J. Loiseau*, Avocat et Maire d'une commune rurale (?). 1812. 280 S. 8.

Auffallend war Rec. gleich der Titel dieses Werks, welcher einen Advocaten, der zugleich Maire ist, welches nach dem bekannten kaiserl. Decrete über die Advocatenordnung durchaus unverträglich ist, als Verfasser nennt. Aufgelöst ist demselben jedoch dieses Räthsel durch die Nachricht, die er von einem Bekannten des Vfs. erhielt: nämlich, dass der bekannte Advocat beym Cassationshofe in Paris, Hr. *Loiseau*, Vf. der *Jurisprudence sur le Code Napoléon*, und anderer juristischer Werke, wirklich auch dieses Buch geschrieben, demselben aber den Namen seines Bruders, der die Verrichtungen eines Maire bekleidet, vorgesetzt habe, um dem Buche bey den Beamten, für welche es geschrieben ist, einen desto leichteren Eingang zu verschaffen. Geschieht dieses öfter: wie ungewiss und unzuverlässig wird dereinst die französische Literairgeschichte werden!

Das Werk selbst ist äusserst nützlich, und gewiss um so verdienstlicher, als es den mehrentheils so unwissenden Maires einen guten und sicheren Leitfaden darbietet, um ihre Geschäfte als gerichtliche Polizeybeamten zu versehen; es wäre sehr zu wünschen, dass es in die deutsche Sprache übersetzt werden möge, um einen gleichen Nutzen bey den Maires in den deutschen Departements des grossen Kaiserthums zu bewirken. Bekannt ist es, dass der neue *Code d'instruction criminelle* den Maires eine eigentliche Jurisdiction in Polizeysachen wieder übertragen hat, die eine Ausnahme von dem Grundsatze der Trennung der Justiz von der Administration begründet. Diese Jurisdiction ist aber sehr beschränkt, und zwar theils in Hinsicht auf die Person des Maire, indem nur diejenigen Maires als Polizeyrichter handeln können, deren Gemeinde nicht Hauptort eines Cantons ist, theils in Hinsicht auf das Object, da einige Sachen ausschliesslich dem Erkenntnisse des Friedensrichters dessenungeachtet übertragen sind. Die Maires der Gemeinden, welche nicht Hauptörter des Cantons sind, sagt der Art. 166 des *Code d'instruction criminelle*, erkennen in Concurrenz mit dem Friedensrichter über die in dem Umfange ihrer Gemeinde begangenen Polizeyübertretungen, wenn der Thäter und die Zeugen in der Gemeinde wohnten oder gegenwärtig sind, und der Beschädigte eine Schadensersatzfoderung unter 15 Franken macht. Ausserdem zählt der Art. 139 die besonderen Fälle auf, wo dessenungeachtet der Friedensrichter *exclusive* competent ist. Auf die Instruction und Entscheidung der im Art. 166 gedachten Fälle bezieht sich das Werk, welches in 16 Capiteln von der Gerechtigkeitspflege überhaupt, der Competenz der Maires, der Citation, den aufzunehmenden Untersuchungsprotocollen, der Audienz, dem Zeugenverhör, den Debatten, der Intervention, den Anträgen des *ministère public*, dem Bekenntnisse, der Opposition, *tierce-opposition*, der Appellation, und der Cassation, so wie von der Vollstreckung der Erkenntnisse, und von den alten durch den neuen *Code pénal* nicht abrogirten Gesetzen, in einem sehr klaren und deutlichen, ja populären Stile handelt, auch mit einer Auswahl sehr guter Formulare, und endlich mit einem Abdrucke des *Projet de code rural* schliesst. Neue Ideen sind freylich in dem Buche nicht enthalten; aber was der *Code d'instruction criminelle* in Bezug auf die Gerichtsbarkeit der Maires, und auf das Verfahren, welches dieselben befolgen müssen, so wie, was der *Code pénal* im vierten Buche über die einzelnen Polizeyübertretungen sagt, ist deutlich und analytisch abgehandelt, alle juristischen Kunstwörter erklärt, und mit Formularen erläutert, so dass man dem Vf. die etwas ruhmredige Vorrede gern verzeiht.

M. E.

NEUE AUFLAGEN.

Berlin, b. Dunker u. Humblot: *Kleine theoretisch-praktische deutsche Sprachlehre* für Schulen und Gymnasien. Von *Theodor Heinsius*. Dritte, genau durchgesehene und verbesserte Ausgabe. 1812. XVI u. 288 S. 8. (12 gr.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Paris, b. Eberhart: ΠΛΟΥΤΑΡΧΟΥ βίοι παράλληλοι, οἷς προσετέθησαν σημειώσεις, καὶ τῶν αὐτοσχεδίων στοχασμῶν περὶ τῆς Ἑλληνικῆς παιδείας καὶ γλώσσης ἀκολουθία. Φιλοτίμῳ δαπάνῃ τῶν ἀδελφῶν ΖΩΣΙΜΑΔΩΝ, παιδείας ἕνεκα τῶν τὴν Ἑλλάδα φωνὴν διδασκομένων Ἑλλήνων. Μέρος δεύτερον. 1810. λά u. 488 S. Μέρος τρίτον. 1811. πζ u. 466 S. Μέρος τέταρτον. 1812. μς u. 526 S. 8.

Auch unter dem Titel: Ἑλληνικῆς βιβλιοθήκης τόμος τέταρτος — πέμπτος — ἕκτος.

In einer ausführlichen Anzeige von den ersten Theilen der griechischen Bibliothek (Jen. A. L. Z. 1810. No. 183 f.) haben wir uns bemüht, die Art und den Geist kenntlich zu machen, worin diese treffliche Handausgabe meist recht wichtiger Werke der alten Literatur gearbeitet ist. Wir haben anerkannt, wie der verdienstvolle Herausgeber, ausgerüstet mit lebendiger und umfassender Kenntniss seiner eigenen und mancher fremden Sprache, und mit einer Belesenheit, deren man nicht gewohnt ist an Neugriechen, seinen Zweck so unablässig verfolgt als glücklich erreicht; wie er, durch eine Menge von einleuchtenden Berichtigungen, von prüfenswerthen Muthmassungen, von überraschenden Zusammenstellungen, die Aufmerksamkeit des Gelehrten festhält, ohne darum das Mass zu überschreiten, das ihm die ursprüngliche und nächste Bestimmung, für die Jugend, bey der Auswahl wie bey dem Vortrage setzt; wir haben den Eifer und Fleiss bewundert, wodurch er in so kurzer Zeit so Vieles und Nützliches leistet. Bedauert aber haben wir, dass die Eile hin und wieder zur Übereilung wird, und vornehmlich, dass der rasche und ununterbrochene Fortgang des Druckes nicht verstattet, die ansehnlichen handschriftlichen Hülfsmittel zu benutzen, die wir auf der pariser Bibliothek vermutheten.

Unsere Vermuthung war gegründet. Zu den, im gedruckten Kataloge der königl. Bibliothek verzeichneten Handschriften der Biographieen des Plutarchs sind noch 6 aus Italien gekommen, alle von ehrwürdigem Alter, und durchgängiger Vergleichung wohl werth. Wir geben eine kurze Notiz von denselben, aus eigener Ansicht: denn Verzeichnisse über dergleichen Zuwüchse der Bibliothek sind entweder gar nicht oder nur an Ort und Stelle vorhanden. *)

Die St. Marcusbibliothek hat zwey gesteuert, No. 72 und 386, beide auf Pergament, jene von 294 Blättern in Folio, diese von 221 in Quart. Jene enthält den Demetrius und Antonius (bis fol. 39), den Pyrrhus und Marius (bis fol. 68), den Aratus und Artaxerxes (fol. 90), Agis und Kleomenes und die Gracchen (fol. 118), Phokion und Cato (fol. 146), Dion und Brutus (fol. 174), Aemilius und Timoleon (fol. 197), Sertorius und Eumenes (fol. 213), Philopoemen und T. Quinctius (fol. 227), Pelopidas und Marcellus (fol. 250), Alexander und Cäsar (fol. 294). Am Ende finden sich diese Verse, die wir, nicht eben ihres dichterischen Verdienstes willen, hersetzen:

ὦ φρὴν μία, πόσων φρενῶν φρένας φέρεις!
χανδὸν πόσων πέπωκας ἐν βραχεῖ λόγους!
οὐκ ἔστιν οὐδείς, ὃς πρὸς ἴσον σοι λόγου
ἐλθεῖν δυνηθῇ, κἂν θρασύνηται λίαν: —

ἡ σὴ βίβλος πάρεστι τοῖς αἱρουμένοις
λόγους ἀπαντλεῖν καὶ καταρδεύειν φρένας
βρύουσα πηγὴ δαψιλέστατον νᾶμα: —

σειρὴν λόγων σῶν θελκτικωτάτη λίαν
οὐ θῆρας αἱρεῖ καὶ λίθους, νεκρὰν φύσιν,
ὡς μῦθος Ἕλλην ἱστορεῖ τὸν Ὀρφέα,
κακῶς διδάσκων, οὐκ ἀλήθειαν λέγων·
ἃ γὰρ στέρονται καὶ νοὸς καὶ τοῦ λόγου,
ποίαν ἔχουσιν ἡδονὴν ἐν τοῖς λόγοις;
ψυχὴν δὲ μᾶλλον, τὴν γέμουσαν τῶν λόγων,
τέρπουσα θέλγει τῷ μέλει τῶν σῶν λόγων. **)

Sodann das Epigramm des Agathias, womit der Herausgeber das Titelkupfer seines ersten Bandes geziert hat; endlich, nach einigen leeren, ein Blatt aus dem ersten Buche des Herodotus, von noch älterer Hand als der übrige Codex.

Cod. 386 enthält den Aemilius und Timoleon (fol. 29), den Sertorius und Eumenes (fol. 49), den Philopoemen und T. Quinctius (fol. 69), den Pelopidas und

*) So giebt es über alle aus der venediger Bibliothek genommenen Handschriften kein anderes Verzeichniss, als die höchst dürftige und summarische *Liste des Manuscrits que la commission des sciences et arts a choisis dans la bibliothèque de S. Marc de Venise pour faire partie des 500 volumes dûs à la République Française* (nämlich 241 Handschriften, 120 Drucke vom 15 Jahrhundert, 59 Aldinen, 50 Musikbücher, und ein, für 30 Bände angerechneter, Camee des Zeus Aegiochos). Die vaticanischen hat Hr. Dr. *Hase* verzeichnet, mit einer Genauigkeit und Sachkenntniss, die nichts zu wünschen übrig lässt: aber seine schätzbare, auch durch die Aufnahme vieler *Inedita* interessante Arbeit dürfen wir nicht hoffen bald gedruckt zu sehen.

**) Ähnlich ein Epigramm in dem ebenfalls vened. Cod. 250, der, wie auch 249, einen Theil der Moralia enthält:

Πλουτάρχοιο σοφοῦ μελιηδέα δέρκεο βίβλον,
ἤθεα κοσμοῦσαν, νόον ὀξύνουσαν ἀεργόν.

Marcellus (fol. 101), den Demetrius und Antonius (fol. 167), den Pyrrhus und Marius.

Unter den vier vaticanischen sind zwey heidelbergische, No. 168 uud 169, eigentlich nur Ein Codex in zwey Bänden, von denen der erste, auf 251 Blättern, enthält den Phokion und Cato, den Dion und Brutus, den Aemilius und Timoleon, den Sertorius und Eumenes; der zweyte, auf 195, den Philopoemen und T. Quinctius, den Pelopidas und Marcellus, den Alexander und Cäsar. Die übrigen sind No. 138, von 273 Blättern (Theseus und Romulus, Solon und Publicola, Themistokles und Camillus, Aristides und Cato, Kimon und Lucullus, Perikles und Fabius, Nikias und Crassus, Alkibiades und Coriolanus, Demosthenes und Cicero): und No. 283, von 217 Blättern (Demetrius und Antonius, Pyrrhus und Marius, Aratus und Artaxerxes, Agis und Kleomenes und die Gracchen). Alle in Folio und auf Pergament, ausser dass in No. 138 die letzten 15 Blätter von Papier und von jüngerer Hand sind. No. 169 und 283 sind am Ende defect.

Es leidet keinen Zweifel, dass der Herausgeber aus einem so reichen Vorrathe recht viel Brauchbares und Schönes hätte mittheilen können. Doch wir wenden uns von dem, was er gekonnt hätte, zu dem, was er gethan hat.

Die, wie gewöhnlich, neugriechisch geschriebenen αὐτοσχέδιοι στοχασμοὶ zum zweyten Bande heben an mit einer Gedächtnissfeyer des am 1 Juli 1809 in Livorno gestorbenen Michael Zosimas, des freygebigen Beförderers der griechischen Bibliothek, der seinen Eifer für die Verbreitung des Lichts vererbt hat auf seine Brüder und auf manche andere Reiche in Griechenland und vornehmlich in Smyrna, der Vaterstadt des Herausgebers, wo ein neues Gymnasium gestiftet worden, sobald sich ein tüchtiger Lehrer gefunden. Diesen geliebten Mitbürgern wird sodann gerathen, wie sie, gemeinschaftlich mit ihren Nachbarn, den Chiern und Kydoniern, das grosse Werk der Wiedergeburt ihrer Nation immer mehr und mehr vorbereiten mögen; sie werden angewiesen, die wahren und die falschen Freunde der Aufklärung zu unterscheiden, und aufmerksam gemacht einer Seits auf die Heilsamkeit der Philosophie, die sogar auf Künste und Gewerbe wohlthätig einwirkt, dergestalt, dass nirgends besseres Brod gebacken wird, als wo die Philosophie am meisten vervollkommnet ist, d. h. im Alterthume zu Athen und in neueren Zeiten zu Paris, allenfalls auch auf Chios; anderer Seits auf die unbedingte Nothwendigkeit einer guten Erziehung, ohne welche die Philosophie so wenig vermögen würde über die dermalige Jugend, als sie zu des Sokrates Zeiten vermocht hat über den Alkibiades. Als ein Haupthülfsmittel zur Erziehung wird eine Bibliothek empfohlen, die alle bedeutenden Ausgaben der griechischen Dichter und Prosaiker, nebst allen darauf bezüglichen Schriften der Kritiker, enthielte.

Vor dem dritten Bande werden die im ersten angefangenen Beyträge zu einem künftigen Wörterbuche des Neugriechischen fortgesetzt. Die gewöhnlich sehr ausführlich behandelten, und durch eingestreute Erläuterungen oder Berichtigungen zu Classikern, durch Zurechtweisungen des Ducange und anderer Lexikographen, durch Vergleichungen mit anderen Sprachen allgemein interessanten Artikel sind folgende: Ἄβια, in der Bedeutung στεῖρα. Ἀγαπῶ (wobey von den Bedingungen gehandelt wird, unter denen die Liebe zwischen jungen Leuten beiderley Geschlechts ein Segen Gottes werde). Ἀγγεῖον, in der Bedeutung λάσανον; dabey ein Ausfall gegen die κακὰ ἀγγαῖα (*mauvais sujets*), die sich unter allen Völkern finden, am meisten aber unter den ungebildeten, und da wieder πλειότερα εἰς τοὺς ὀνομαζομένους καὶ νομιζομένους Γραμματισμένους παρὰ εἰς τὰ ὁλότελα Ἀγραμμάτους. Ἀγάλια, für ἥσυχα. Ἀγιόκλημα, für κισσόφυλλον. Ἀγκάλη. Ἀγκωνή. Ἀδανά, für τώρα, vielleicht von dem dorisch gesprochenen ἤδη. Ἀλευρικόν, für κόσκινον. Ἀλήθεια, mit moralischer Nutzanwendung. Ἀλωποῦ oder ἀλεποῦ, fur ἀλώπηξ; wobey vermuthet wird, dass Nominativen auf ου auch im Altgriechischen vorhanden gewesen, da ja der Accusativus Ἰοῦν einen Nominativus auf ου voraussetze. Ἄμβων; bey der Gelegenheit über die mögliche Nützlichkeit der Kanzelvorträge. Ἄμεστος. Ἀμετάθετος. Ἀνυδρία. Ἀποδοσειδιον πρᾶγμα. Ἀπολιφάδιον, vielleicht von νίπτω; daher Beyspiele von der Verwandlung des ν in λ und des λ in ν. Ἀράθυμος. Ἀργία, mit Strafreden gegen die Faulheit und besonders gegen das Gebet der Faulen. Ἀσκάθαρος, für κάνθαρος. Ἀσκαντσόχοιρος, für χερσαῖος ἐχῖνος. Ἀστροπελέκιον, für κεραυνός (zu vergleichen scheint unser *Donnerkeil*). Ἀστίδα, für ἴκτις. Αὐτίον, für οὖς; Bestreitung des Aberglaubens, der das Gellen der Ohren (ταὐτία μου βοΐζουσιν für das βομβεῦσιν δ᾽ἄκουαί μοι der Sappho) für eine Vorbedeutung nimmt. Ἀφίνω, für ἐῶ, von ἀφίημι, aus dessen Imperative ἄφες die Partikel ἂς entstanden seyn soll, die im Neugriechischen den Imperativen vorangesetzt zu werden pflegt, wie im Altgriechischen ἄγε; die Entstehung wird erläutert durch den deutschen Gebrauch von *lassen* zur Bildung mehrerer Personen des Imperativus. Ἄχυρον und ἄχερον. Βαβίζω. Βάτος. Βελόνα. Βίος; dass man κακόβιος sey, so lange man ἀπαίδευτος; nebenher dass das deutsche Substantivum *die Habe* (nicht, wie Gottsched schrieb, *die Haabe*) eine Verderbniss sey aus dem Infinitive *das Haben*, gleich wie τὸ ἔχει, das die Neugriechen im gleichen Sinne gebrauchen, aus τὸ ἔχειν. Βλάτα (scheint verwandt mit dem Deutschen *Blatter*). Βώδιον oder Βῶδιν oder Βοῦδιν. Γ, das im Neugriechischen ein ν̄ vertritt (ἔγνοια, τυραγνία für ἔννοια, τυραννία), bald ein ῡ (Ἔγριπος für Εὔριπος), oft auch zu Anfang vorgeschlagen wird, sowohl vor Consonanten (γλαρός für λαρός) als vor Vocalen (γυάλιον für ὕαλος, γεράκι für ἱέραξ). Γάδαρος, für ὄνος, von κάνθαρος in der Bedeutung κάνθων. (Die bekannte Stelle im Pindarus, von der Hyperboreer Eseln, an denen Apollo seine Lust hat, ist dem Herausgeber eine artige Allegorie, worin der Dichter seinen Landsleuten ihre Ungeschlachtheit vorrücke.)

Vor dem vierten Bande endlich erzählt der Herausgeber, der λόγιος Ἑρμῆς des Archimandriten Gazes habe ihn überzeugt, dafs die Griechen, zurückgekommen von dem Bettelstolz (πτωχαλαζονεία) ihrer unmittelbaren Vorfahren, die fich, noch im vorigen Jahrhundert, im Vergleich mit den übrigen Europäern, für das krätzige Kameel hielten, das vieler Efel Laften trägt, anfangen zu fühlen, wie tief fie gefunken find, und nachzudenken, wie fie wieder emporkommen mögen. Das billigt er von Herzen; nur fcheint ihm Vorficht nöthig, zumal in fofern Reinigung der Sprache bezweckt wird. Zu Belegen für feine Warnungen und Rathfchläge wählt er gewöhnlich Stellen aus der bekannten Preisfchrift: *De l'influence des opinions sur le langage et du langage sur les opinions.* Dann fpricht er aufs Neue von der Nothwendigkeit eines Wörterbuchs, von den Eigenfchaften eines guten Lehrers, von dem Einflufs der Humanitätsftudien auf die Sänftigung und Regelung der Sitten. Πόθεν γὰρ ἄλλοθεν, ὅτι καὶ εἰς αὐτὸ τὸ ταλαίπωρον ἡμῶν γένος τώρα μόνον πρὸ μικροῦ ἄρχισαν νὰ φαίνωνται ὀλίγοι τινὲς κόσμιοι; Einer von diefen Wenigen verdankte die Bewahrung feiner Keufchheit, mitten in Paris, allein dem wiederholten Lefen des Euripides. Den Lehrern werden endlich Pfephismen verheifsen, wie das athenifche zu Ehren des Zenon. Diefs wird *in extenfo* mitgetheilt, begleitet mit dem Bildniffe des Philofophen. Sonft enthalten diefe drey Bände Bildniffe des Alkibiades, des Sokrates, des Perfeus von Makedonien, des Marcellus, des Miltiades, des älteren Scipio, des Kleomenes, des letzten Philippus von Makedonien, des Pyrrhus, des Marius, des Sylla, des Sophokles, des Mithridates, des Euripides, des Artabasdes von Armenien, des Juba, des Ptolemäus Soter, des Pompejus, des Alexander und des Cäfar: fämmtlich nach authentifchen Monumenten, und ausgeführt mit einer Sauberkeit und Zierlichkeit, die felten aufgewandt wird für Schulausgaben. Auch der Druck ift im Ganzen fehr correct.

Von der Geftaltung des Textes, fo wie von dem Gehalt und dem Umfang der Anmerkungen haben wir im Allgemeinen fchon geredet. Unfer Urtheil im Einzelnen zu begründen, wollen wir das Leben des Alexander durchgehen, mit Rückficht auf die Lesarten von wenigftens Einem der vorerwähnten Codices.

Cap. I. (B. 4. S. 185) ἐὰν μὴ πάντα, μηδὲ καθ' ἓν ἐξειργασμένως τι τῶν περιβοήτων ἀπαγγέλλωμεν] Für die Lesart der meiften Handfchriften, ἐξειργασμένως, nimmt der Herausgeber ἐπεξειργασμένως auf, weil das Verbum ἐξεργάζομαι mit den zwoy Präpofitionen die höchfte Genauigkeit bezeichne, mit der Einen aber nur blofse Genauigkeit (δύναται τὸ διὰ δυοῖν προθέσεων τὸ Ἀκριβέστατα, ὥσπερ τὸ διὰ μιᾶς τὸ Ἀκριβῶς). Wir zweifeln fowohl an der Richtigkeit des Unterfchiedes, als an der Nothwendigkeit des Superlatives für diefe Stelle. — Im Verlauf der Note bemerkt der Herausgeber, dafs ἐξεργάζομαι auch, wie im Neugriechifchen ἐκτελεύω, für φονεύω gebraucht werde, und corrigirt in des Aefchylus Agamemnon V. 1390 (Schütz 1371)

ἕστηκα δ' ἔνθ' ἔπαισ' ἐπ' ἐξειργασμένοις:

richtig, aber nicht zuerft. — Οὔτε ταῖς ἐπιφανεστάτως πράξεσι πάντως ἔνεστι δήλωσις ἀρετῆς] Entweder foll μόναις hinzugedacht, oder πάντως für πάντοτε genommen werden. Beides wird unnöthig, fobald wir dem Adverbium feine ganz gemeine Bedeutung laffen, *durchaus, auf jeden Fall.* Ein ähnliches Adverbium giebt ähnlichen Anftofs Cap. XXXIX (S. 228, 1): für ἄλλως εὖ ποίει τοὺς φίλους καὶ ἐνδόξως ἄγε· νῦν δὲ... möchte der Herausgeber lefen ἄλλοτε εὖ ἐποίεις τοὺς φίλους καὶ ἐνδόξως ἦγες. Aber νῦν verträgt fich ganz wohl mit ἄλλως, in dem Sinne, den *Van Heusde* zum Plato S. 7 entwickelt hat. — Ἐκ δὲ τῆς πληγῆς, πολὺ πῦρ ἀναφθέν, εἶτα ῥηγνύμενον εἰς φλόγας πάντη φερομένας, διαλυθῆναι] Dafs ἐκ zu ἀναφθέν, εἰς zu διαλυθῆναι gehört, wird der Schüler, bey diefer Interpunction, Mühe haben zu entdecken. Überall fetzt der Herausgeber gar zu viele Commata. Es ift ein vergebliches Unternehmen, jedes Innehalten der Stimme durch eine Interpunction fixiren zu wollen; geradezu nachtheilig, wenn dadurch die Überficht der Conftruction geftört wird. — Ὡς ἀκριβεστέρας φυλακῆς δεομένῳ τῷ Φιλίππῳ τῶν περὶ τὸν γάμον] So gefchrieben zu haben für δεομένων bereut der Herausgeber felbft, und mit vollem Rechte. Gleich nachher hat er, nach dem Beyfpiele feiner Vorgänger, für das Τελμησεύς der Handfchriften Τελμισσεύς gefetzt. Die Verdoppelung des σ war fchwerlich nöthig, da fonft Κηφισόν (S. 192, 6 von unten), τιθασεῦσαι (S. 195, 2), Κάσανδρος (S. 260, 2 von unten, und überall, wo der Name vorkommt) gefchrieben ift. Cod. Palat. 169 hat auch σάρισαν, σαρίσι und Μεσήνιος (S. 254, 6 v. u.; 255, 3 v. u.; 260, 11 v. u.). Und wenn uns dergleichen Schreibart befremdet: fo rührt das wohl grofsentheils von der verkehrten Ausfprache her, die den fanften Laut des neugriechifchen ζ an die Stelle des immer fcharfen σ fetzt. — Cap. III (S. 187). Das Wort des Hegefias, über den Tempelbrand zu Ephefus am Geburtstage Alexanders, und des Plutarchus Urtheil über diefes Wort, wird, wie fchon von Anderen gefchehen war, gerügt, und hinzugefetzt: Ἡγησίαν μὲν οὐδὲν θαυμαστὸν ὄντα ψυχρὸν ψυχρῶς γράφειν· Πλούταρχον δὲ, ἥκιστα ψυχρὸν ὄντα, οὐκ ἐχρῆν ψυχρῶς τῆς ἑτέρων ψυχρίας καθάπτεσθαι. Wir vermiffen alle Strenge und Bündigkeit in der Gedankenfolge, die fich im Kreife dreht, wofern nicht der Herausgeber den Hegefias aus anderweitigen, ganz befonderen Quellen kennt. — Zu Ende des Capitels berichtigt der Herausgeber τὸν παῖδα τρισὶ νίκαις συγγεγεννημένον für συγγεγενημένον. — Zu Cap. IV eine ausführliche Note über die ῥαβδομαχία, die wahrfcheinlich ein Fechten mit Rappieren gewefen. Daffelbe vermuthet fchon *Schneider.* — Cap. V. Für Βουκέφαλον fetzt der Herausgeber hier und überall die makedonifche Form Βουκεφάλαν. — Dafs ὁρισμός eine Wette bedeute,

hätten wir belegt gewünscht. — *Αὐτὸς προσδραμὼν τῷ ἵππῳ*, für *εὐθὺς* oder *οὗτος προσδραμὼν*, ist eine Emendation des Herausgebers, die unser Codex bestätigt. — *ἡσυχῇ* sehen wir hier mit dem untergeschriebenen Jota, zwey Seiten vorher ohne dasselbe, wie *κομιδῇ* immer. Es wäre nicht übel, auch in solchen Kleinigkeiten genau zu seyn, damit doch endlich nicht mehr die Rede davon seyn dürfte. — Zu *παρακαλπάσας* wird das neugriechische Synonymum von *καλπάζω*, *σακτῶ*, beygebracht, und darin das bisher unerklärliche *σακκάζειν* erkannt, womit Hesychius *καλπάζειν* erklärt. — Der Ursprung des Worts bleibt jedoch unaufgeklärt. — Treffend ist die nächste Änderung, *ἐφεὶς ἐδίωκε* für *ἀφεὶς ἐδίωκε*. — Cap. VI (S. 191) für *Ἀριστοτέλη* hat der angeführte Cod. beständig *Ἀριστοτέλην*, gleichwie weiter unten beständig *Καλλισθένην* für *Καλλισθένη* (cf. Philemon bey Boissonade zu Philostratus Her. S. 475), ausser Cap. VIII. Denn anstatt *Ἀριστοτέλη δὲ θαυμάζων ἐν ἀρχῇ .... ὕστερον ὑποπτότερον ἔσχε* hat er da *Ἀριστοτέλει*, im Dativus, construirt zu dem Verbum finitum. — *Ἤδη γὰρ εἰς Ἀσίαν διαβεβηκώς.* Cod. *μεταβεβηκώς.* — *Ἀπολογεῖται περὶ τῶν λόγων ἐκείνων, ὡς ἐκδεδομένων καὶ μὴ ἐκδεδομένων.* Cod. *ὡς καὶ ἐκδεδομένων καὶ μὴ ἐκδεδομένων*, was wir ohne Bedenken aufnehmen würden, um den Gegensatz hervorzuheben. Auch schon Cap. II (*Ἀρίστανδρος κύειν ἔφη τὴν γυναῖκα . . . καὶ κύειν παῖδα θυμοειδῆ*) möchten wir *κύειν τε ἔφη*. — Cap. VIII. *ἦν δὲ καὶ φύσει φιλολόγος καὶ φιλομαθὴς καὶ φιλαναγνώστης.* In unserem Palatinus fehlt *καὶ φιλομαθής*, und allerdings kann es überflüssig scheinen, als enthalten in den umgebenden Wörtern. — Cap. IX. Die Vermuthung *Μαίδων* für *Μεδάρων* wird bestätigt durch die Lesart des Cod. *Μέδων*. — *Τοὺς μὲν βαρβάρους ἐξαπήλασε*] Die meisten Codd., und so auch der unserige, geben *ἐξήλασε*, was der Herausgeber für besser erkennt, ohne jedoch darum *ἐξαπήλασε* verwerfen zu wollen. Denn *ἐξαπελαύνειν*, das auch *Schneider* als zweifelhaft aufführt, sey nicht unrichtiger zusammengesetzt als *ἐξαπολλύναι*. Gegen diese Vergleichung läfst sich einwenden, dafs *ἀπολλύναι* im prosaischen Gebrauche so ziemlich dasselbe ist mit *ὀλλύναι*, wie ungefähr *ἀποθνήσκειν* mit *θνήσκειν* und *ἀποκτείνειν* mit *κτείνειν*; *ἀπελαύνειν* aber nicht leicht zusammenfällt mit *ἐλαύνειν*. — *Λέγεται πρῶτος ἐνσεῖσαι τῷ ἱερῷ λόχῳ τῶν Θηβαίων*] Verstehe hinzu *ἑαυτόν*, ermahnt der Herausg. Wir fürchten, das Pronomen pafst nicht besser zu *ἐνσεῖσαι* als zu dem deutschen *einbrechen*. Auch darein können wir nicht einstimmen, was zu Cap. XXXVIII (S. 226, 11) — *εἰς μέθην τινὰ καὶ παιδιὰν τοῖς ἑταίροις ἑαυτὸν δεδωκώς* — erinnert wird, dieses *εἰς μέθην ἑαυτὸν δεδωκώς* sey der vollständige Ausdruck für den elliptischen des Euripides *ὁ δ᾽ ἡδονῇ δούς* (Phoeniss. 21). Dafs eben daselbst vorgeschlagen wird, *σὺν τοῖς ἑταίροις*, und behauptet, die Phrase bedeute doch eins und dasselbe mit oder ohne Präposition, das kann dem Anfänger wohl nur verwirren. — *Δρῦς, πρὸς ᾗ τότε κατεσκήνωσε.* Cod. *πρὸς ἥν*, wie derselbe Cap. XVI (S. 200, 8 v. u.) für *συστάντες πρός τινι λόφῳ* hat *συστάντες πρός τινα λόφον*. Und so lesen wir Cap. XXIV (S. 210, 14) *κρήνην . . . πρὸς ἣν κατὰ τοὺς ὕπνους ἰδεῖν ἔδοξε τὸν Σάτυρον.* Gleich zweifelhaft bleibt der Casus nach *ἐπί*. Cap. XVII. *τῆς ἐπὶ θαλάσσῃ τῶν βαρβάρων ἡγεμονίας* und *τοῖς ἐπὶ θαλάσσῃ πράγμασιν*: dagegen Cap. XXII. *ὁ τῶν ἐπὶ θαλάττης στρατηγός*. Auch in der zuerst angeführten Stelle hat unser Cod. den Genitivus. Desgleichen Cap. LXXI *ἐβάδιζον ἄνοπλοι καὶ μονοχίτωνες ἐπὶ τῆς σκηνῆς*, für das gewöhnliche *ἐπὶ τὴν σκηνήν*. — *Ἀναλαβὼν τὴν Ὀλυμπιάδα καὶ καταστήσας εἰς Ἤπειρον.*] Ein deutscher Kritiker (zur leipziger Ausgabe des Aesopus, S. 102) hat vermuthet *μεταστήσας*: der Herausg. führt die Vermuthung an, ohne darüber zu urtheilen. Uns scheint *καταστήσας* nicht befremdlicher als *καθιδρύσει* Cap. XXXI (S. 219, 1) *ἐνταῦθα καθίδρυσεν αὐτήν, ἀποτάξας τινὰς κώμας καὶ προσόδους εἰς τὴν ἐπιμέλειαν.* Dafs im nächsten Capitel gesagt wird *Φρύγιον καὶ Πτολεμαῖον ἐκ Μακεδονίας μετέστησεν*, kann nichts beweisen für die vorliegende Stelle. — Cap. X. *Ἀῤῥιδαῖον*. Unser Cod. durchaus *Ἀῤῥίδαιον*. Desgleichen Cap. XVI *Γρανίκου* und *τὸ Γράνικον* für *Γρανικοῦ* und *τὸν Γρανικόν*. — *Ὁ δὲ Φίλιππος, αἰσθόμενος ὄντα τὸν Ἀλέξανδρον εἰς τὸ δωμάτιον.* Wir begreifen kaum, wie der Herausgeber diese Lesart hat beybehalten können, nachdem unleugbar bessere theils errathen, theils aus Handschriften vorgebracht sind. Er erklärt sie folgendermafsen: *αἰσθόμενος ὁ Φίλιππος διατρίβοντα τὸν Ἀλέξανδρον ἐν τῷ δωματίῳ, τουτέστιν ἐν τῷ κοιτῶνι, οὗπερ εἰώθει αὐτὸς Φίλιππος Ὀλυμπιάδι συναναπαύεσθαι.* Also nimmt er erstlich *εἰς* für *ἐν*, was doch gewifs nicht zuläfsig ist, so lange nur noch irgend ein anderer Ausweg sich aufthut: und zweytens setzt er *αἰσθόμενος* in eine Verbindung, wodurch etwas gar Geringfügiges, das sich eigentlich ungesagt von selber versteht, dargestellt wird als Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit und Wahrnehmung. Sodann sehen wir auch keinen Grund, warum das *δωμάτιον* gerade für das Schlafzimmer des Philippus und der Olympias genommen werden müfste; die beygesetzte Stelle des Aristophanes besagt dergleichen nicht. — *Τὸν δὲ Θετταλὸν ἔγραψε Κορινθίοις ὅπως ἀναπέμψωσιν.*] Der Herausgeber bemerkt nichts über den Modus, aber weiter unten, Cap. XLI. S. 250, 5 (*ἔγραψε δὲ . . . ὅπως χρήσηται τῷ φαρμάκῳ*, wo er *χρήσεται* corrigirt), macht er den schon anderwärts aufgestellten, aber nicht eben erwiesenen, Unterschied geltend, nach welchem *ὅπως* den Conjunctivus erfodern soll, wann es *ἵνα*, den Indicativus, wann es *τίνι τρόπῳ* bedeutet. Auch Cap. LVI: *τοῖς ἡγεμόσι διελέχθη . . . . ὅπως καταστήσωσι δοκιμάσαντες.*

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

GRIECHISCHE LITERATUR.

PARIS, b. Eberhart: ΠΛΟΥΤΑΡΧΟΥ *βίοι παράλληλοι, οἷς προσετέθησαν σημειώσεις, καὶ τῶν αὐτοσχεδίων στοχασμῶν περὶ τῆς Ἑλληνικῆς παιδείας καὶ γλώσσης ἀκολουθία. Μέρος β, γ, δ.* u. f. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Cap. XI. οὔτε τὴν Ἑλλάδα κρατήσας τοῖς ὅπλοις ὁ Φίλιππος οἷον καταζεῦξαι καὶ τιθασσεῦσαι χρόνον ἔσχεν.] Der Herausgeber vermuthet ὅσον für οἷον, denn der Zusammenhang sey: οὐκ ἔσχε χρόνον [τοσοῦτον] ὅσον καταζεῦξαι καὶ τιθασσεῦσαι τοὺς Ἕλληνας. Ohne Noth, dünkt uns. οἷον dient zur Milderung der etwas harten Metapher, gerade wie Cap. XIX (S. 204, 11): τὸ γὰρ φάρμακον, ἐν ἀρχῇ κρατῆσαν τοῦ σώματος, οἷον ἀπέωσε καὶ κατέδυσεν εἰς βάθος τὴν δύναμιν. — Ἠγωνίσθη μὲν οὖν ὑπὲρ δύναμιν ἀρετῇ καὶ προθυμίᾳ τὰ παρὰ τῶν Θηβαίων] Wir haben nichts dawider, dass der Herausgeber, nach dem Vorgang Anderer, τὰ streicht: dass er aber zu ἠγωνίσθη ergänzt ὁ ἀγών, und gleichermassen zu πέπαισται μετρίως ἡμῖν, ἡ παιδιά, scheint durchaus willkührlich und irrig. Denn ῥήματα ἀπρόσωπα mag man freylich immerhin aus der Grammatik verbannen: ἀοριστοπρόσωπα werden sich sicherlich behaupten. — Ἄλλως δὲ καλλωπισαμένου] Cod. ἄλλως δὲ καὶ καλλωπισαμένου. Nicht unpassend. — Cap. XII. (S. 196) πρὸς τὸν Ἀλέξανδρον] Den Artikel, den der Herausgeber aus einer Variante aufgenommen, hat auch unser Cod. Derselbe hat Cap. V αὐτοῦ τοῦ βασιλέως statt des allerdings üblicheren αὐτοῦ βασιλέως, Cap. VI τῶν περὶ Φίλιππον statt τῶν περὶ τὸν Φίλιππον, Cap. IX ἦν μὲν ἑκκαιδεκέτης Ἀλέξανδρος statt ὁ Ἀλέξανδρος, Cap. X extr. καὶ Κλεοπάτραν statt καὶ τὴν Κλεοπάτραν, Cap. XI τοῖς ψηφισαμένοις ἀπόστασιν statt τὴν ἀπόστασιν, Cap. XII θαυμάσας οὖν Ἀλέξανδρος statt οὖν ὁ Ἀλέξανδρος, Cap. XIII τὴν στρατείαν καὶ τὴν δόξαν statt τὴν στρατείαν καὶ δόξαν, wie auch Cap. XXXV τὴν φύσιν καὶ τὴν δύναμιν αὐτοῦ statt τὴν δύναμιν αὐτοῦ καὶ φύσιν, und im Gegentheil Cap. LXIX ἐν τῷ λαβόντες τὴν ἀδηλότητα καὶ μεταβολήν statt καὶ τὴν μεταβολήν, Cap. XIV τοῦτ' ἀκούσας Ὁ Ἀλέξανδρος, Cap. XXI ἐν στρατοπέδῳ ΤΩΝ πολεμίων, Cap. XXIV τὸν ΤΩΝ Περσῶν πλοῦτον, Cap. XXVII ὅτι πάντες ΟΙ ἄνθρωποι βασιλεύονται ὑπὸ θεοῦ, Cap. XXXII ὡς δ' ἤκουσε τὰ παρὰ Παρμενίωνος, Cap. XXXV πυρὶ κατεφλέχθη ΤΟ πᾶν, Cap. XXXIX εἰς τὸ σφαιρίζειν παραγενόμενος Ὁ Σεραπίων, Cap. LXIII πληγεὶς ὑπέρω κατὰ τραχήλου, Cap. LXIV μέχρι νῦν, Cap. LXXIII τοῦ στρατηγοῦ Βαβυλῶνος. Je weniger bisher der Gebrauch des Artikels, zumal vor Eigennamen, gründlich erkannt scheint: um so mehr wäre zu wünschen, dass Männer wie *Coray* ihm eine vorzügliche Aufmerksamkeit widmeten. — Cap. XIV ὥστε .... εἰπεῖν. Die Handschriften haben alle εἶπεν; der Herausgeber nimmt den Infinitivus aus der Conjectur seiner Vorgänger auf. Denselben Modus stellt er, nach derselben Conjunction, Cap. XXXV her, ὥστε συνεκκαίειν statt des gewöhnlichen und freylich wunderlichen ὥστε συνεκκαίοι. Unser Cod. hat auch an dieser Stelle den Indicativus, συνεκκαίει. — Cap. XV. Für τετρακισχιλίους καὶ τρισμυρίους hat auch unser Cod., wie mehrere andere, τετρακισμυρίους καὶ τρισχιλίους. Und wir wären geneigt, diese Lesart vorzuziehen, damit die Abweichung der höchsten Angabe von der niedrigsten nicht so ganz unerheblich ausfalle. — Für κατηνηλωμένων Cod. καταναλωμένων. — Zu ἁπάντων τῶν βασιλικῶν hinzuzudenken κτημάτων räth man wohl nur, wenn man sich in eine Sprache hineingewöhnt hat, die kein Neutrum kennt. — Οὐκοῦν, ἔφη, καὶ ἡμεῖς τούτων κοινωνήσομεν. Des Cod. κοινωνήσωμεν liesse sich vielleicht vertheidigen. — Τοιαύτῃ μὲν ὁρμῇ .... διεπέρασεν. Der Herausgeber schaltet nach μὲν ein οὖν ein, und freut sich, dass er in der Übersetzung von *Amyot* ein entsprechendes *doncques* findet. Aber was der Franzose schicklich gefunden in seiner Sprache, ist nicht unerlässlich in der griechischen. Oder es müssten der οὖν noch eine Anzahl eingeschaltet werden. So gleich Cap. XIII extr. ταῦτα μὲν περὶ Θήβης. Und Cap. XXXVIII extr. οἱ μὲν οὕτω ταῦτα γενέσθαι φασίν. Und da bringt es der Herausgeber wirklich wieder in Vorschlag. — Cap. XVI. Für das von dem Herausgeber aufgenommene, und in der Anmerkung wieder verworfene γενέσθαι hat auch unser Cod. γίνεσθαι. Gleich nachher wünschten wir Aufschluss über die Construction des Verbum φυλάξασθαι mit dem Genitivus: ἐνίων δὲ καὶ τῶν περὶ τῶν μῆνα νενομισμένων οἰομένων δεῖν φυλάξασθαι. — Bey Gelegenheit des Monats Däsios wird eine Vergleichung der makedonischen Monatsnamen mit den athenischen mitgetheilt, nach Corsini. — Der Ausdruck φύρδην μάχεσθαι veranlasst eine umständliche Note über φυρῶ und φυρῶ, und, aus dem neugriechischen Gebrauch des mit φυρῶ synonymen ζυμόνω für ἐπιτρίβω, eine treffliche Berichtigung des Hesychius, Art. Φύραμα. Hesychius ist der Lexikograph, auf welchen der Herausgeber am häufigsten zurückkommt, und fast nie,

ohne Licht in seine Dunkelheit und Balsam für seine Wunden zu bringen. Die Kenntniss vom gegenwärtigen Zustande der Sprache erscheint dabey als ein unschätzbares Hülfsmittel zum Verständniss der Glossen. — Ἰδίᾳ μὲν τοῖς Ἀθηναίοις ἔπεμψε τῶν αἰχμαλώτων τριακοσίας ἀσπίδας· κοινῇ δὲ τοῖς ἄλλοις λαφύροις ἐκέλευσεν ἐπιγράψαι φιλοτιμοτάτην ἐπιγραφήν. Wenn Plutarchus in Übereinstimmung gebracht werden muss mit dem Arrianus, der dieselbige Inschrift auf die nach Athen geschickten Schilde setzt: so sind die Wörter τοῖς ἄλλοις λαφύροις allerdings anstössig. Aber zu ändern, wie der Herausgeber vorschlägt, τοῖς ἄλλοις τοῖς λαφύροις, und unter ἄλλοις die Griechen, unter τοῖς λαφύροις die nämlichen dreyhundert Schilde zu verstehen, kommt uns doch auch sehr hart vor. — Cap. XVII. σπανίως δὲ . . . Cod. σπανίως δέ ΠΟΤΕ. — Λεπτοὺς καὶ προσεχεῖς . . . πάγους. Unser Cod., wie auch andere, προσηχεῖς. Der Herausgeber spricht ausführlich über die eine, wie über die andere Lesart, und zieht beiden vor προβλῆτες in der Bedeutung des homerischen προβλῆτες,

ἀλλ' ἀκταὶ προβλῆτες ἔσαν σπιλάδες τε πάγοι τε.

Eine Conjectur, die grosse Wahrscheinlichkeit hat. — Cap. XVIII. λαμπρὰ γενέσθαι καὶ περιφανῆ τὰ τῶν Μακεδόνων, Ἀλέξανδρον δὲ . . . .] So die gewöhnliche Lesart. Der Cod. λαμπρὰ μὲν, wie das folgende δέ zu erfodern scheint, und γενήσεσθαι, was der Herausgeber *ex conjectura* aufgenommen. Dagegen, in ganz ähnlicher Fügung, Cap. XVII. ἐδηλοῦτο παύσασθαι τὴν Περσῶν ἀρχήν, und Cap. XXXI extr. οὐδὲ σωμάτων ἀπορίᾳ παύσασθαι πολεμοῦντα Δαρεῖον für παύσεσθαι, und Cap. LXXII μονιμώτατον ἀγαλμάτων αὐτῷ καὶ περιφανέστατον ἐξεργάσασθαι τὸν Ἄθων für ἐξεργάσεσθαι. Vergl. Wesseling zu Diodor. Sic. 14, 14 und 15, 8. Brunck zu Aeschylus Pers. 738. Schäfer zu Longus S. 372 und 406. — Cap. XIX. ὑπὸ τὸ προσκεφάλαιον ὑπέθηκεν. Cod. ἔθηκεν. — Λειποθυμίας.] Cod. λιποθυμίας, wie auch Cap. LXIII λιποθυμίαις: diese Form würden wir für die richtige halten. — Cap. XX (S. 205, 15). ὅτι δὲ τρωθείη τὸν μηρὸν ἐγχειριδίῳ, δυσχερὲς δ' οὐδὲν ἀπὸ τοῦ τραύματος συμβαίη, γέγραφεν. Cod. συμβάν, so dass ὅτι δὲ τρωθ. τὸν μ. ἐγχ. noch von dem vorhergehenden εἴρηκεν abhinge, und durch eine grössere Interpunction von dem folgenden abgesondert werden müsste. — Ὠδώδει δὲ θεσπέσιον. Allerdings nach dem homerischen

. . . ὀδμὴ δ' ἡδεῖα ἀπὸ κρητῆρος ὀδώδει
θεσπεσίη:

aber dass darum ὀδώδει zu schreiben sey, wie der Herausgeber folgert, folgt wohl nicht streng. — Cap. XXI. ἐμπαθὴς γενόμενος. Der Herausgeber führt an, dass man habe συμπαθής ändern wollen. Er konnte hinzufügen, dass ἐμπαθής weiter unten in ganz gleicher Bedeutung vorkommt (ταῦτα μὲν οὖν ἐμπαθῆ σφόδρα τὸν Ἀλέξανδρον ἐποίησεν Cap. LXIX. S. 256, 15), und da Niemanden aufgefallen ist. — Ἔτι μᾶλλον γενομέναις αἰχμαλώτοις τὰ ἀπὸ τῶν ἔργων ἀπήντα φιλάνθρωπα. Cod. ἔτι δὲ μᾶλλον τῶν ἔργων ἀπήντα φιλάνθρωπα, mit vollkommener Auslassung der Wörter γενομέναις αἰχμαλώτοις, die auch der Herausgeber, wo nicht zu streichen, doch zu versetzen räth, und die sich offenbar aus dem Folgenden, γυναιξὶ γενναίαις γενομέναις αἰχμαλώτοις καὶ σώφροσι, hieher verirrt haben. Auch die Präposition ἀπό deucht uns entbehrlich. — Συντάξεις δὲ καὶ μείζονας. Das aus Vermuthung aufgenommene καὶ hat unser Codex. Dieselbe Conjunction hat er, gegen Ende des Capitels, vor καλῆς: καὶ καλῆς καὶ γενναίας. — Cap. XXII. τί πώποτε (Cod. τί ποτε) Φιλόξενος αἰσχρὸν αὐτῷ συνεγνωκὼς, τοιαῦτα ὀνείδη προξενῶν κάθηται.] Der Herausgeber missbilligt die lateinische Übersetzung des κάθηται, *desidens*, so wie die französische, *pendant qu'il ne fait rien*, und meint, die Phrase sey einzig und allein aus dem Neugriechischen zu erklären, wo καθῆσθαι beständig gebraucht werde für περί τι ἀσχολεῖσθαι καὶ διατρίβειν, franz. *s'amuser à quelque chose*, z. B. τί κάθηται καὶ μὲ κακολογεῖ; Ausgehen möchte diese Bedeutung doch wohl immer von dem Begriffe, den die Übersetzungen ausdrücken. — Ἀλλ' οὔτε τῶν λεγόντων περὶ τῆς εὐμορφίας αὐτῆς προσδεδεγμένος τὸν λόγον. Richtig hat der Herausgeber οὐδὲ gesetzt für οὔτε. Aber auch umgekehrt hätte er Cap. IV (οὐδὲ γὰρ ἀπὸ παντός, οὐδὲ πᾶσαν ἠγάπα δόξαν) οὔτε für οὐδὲ setzen können und sollen. — Ἔφη τούτων μηδὲν δεῖσθαι. Cod. μηδενός. — Τοῖς εὐτυχήμασι τῆς δαπάνης ἅμα συναυξανομένης. Cod. συναυξομένης, wie Cap. XXIX (S. 227, 5) αὐξουμένων für αὐξανομένων. (αὐξουμένοις für αὐξομένοις auch Cap. V. S. 189, 10.) — Cap. XXV. καθαγίσαντα. Cod. καθ' ἁγιάσαντα. Wie er denn fast immer in zusammengesetzten Verben die Präposition besonders schreibt. — Cap. XXIX. χορῶν ἐγκυκλίων. Der Herausgeber bedauert, nicht κυκλίων gesetzt zu haben. — Cap. XXX. ὁ κύριος Ὠρομάσδης. Die Erwähnung des Gottes des Lichts wird benutzt, um aus dessen Schöpfung der Liebe, der Wahrheit, der Rechtlichkeit, der Weisheit, des Reichthums und des Vergnügens am Schönen herzuleiten, dass nur die Philosophen gottesfürchtig seyen, dieweil nur die Philosophie zur Liebe, zur Wahrheit, zur Rechtlichkeit, zur Weisheit, zum Reichthum und zum Vergnügen am Schönen verhelfe, während die Widersacher der Philosophie, die ihr den Eingang nach Griechenland zu versperren trachten, finstere Diener des Gottes der Finsterniss verbleiben. — Cap. XXXI. πολλοὺς δυσκαταπαύστους γεγονότας. Cod. πολλοὺς καὶ δυσκατασπάστους γεγονότας. — Cap. XXXII. καὶ διεγερθέντος, οὕτως ἐρωτᾶν. Vielleicht, sagt der Herausgeber, muss οὕτως gestrichen werden. Aber warum wohl? Mag man es mit διεγερθέντος zusammennehmen, und auf die, unmittelbar vorher angegebene Art der Weckung beziehen, oder mag man darin jenes οὕτως erkennen, das auf Participien, den Inhalt derselben recapitulirend, gerade so folgt, wie im Deutschen *so* auf den Vordersatz; immer verdient es seine Stelle. — Ἔσχε γὰρ ὁ ἀγὼν ἀποτροπὴν καὶ σάλον. Unser Codex bestätigt die Emendation des Herausgebers ὑποτροπήν. Wie leicht ὑπό und ἀπό

verwechfelt werden, beweift derfelbe, indem er gleich nachher ὑποσκευάς hat für ἀποσκευάς. Vergl. Wefseling zu Diodor. Sic. 4, 46 S. 289. Schäfer Meletem. crit. S. 83. — Cap. XXXIII. ὁ δὲ μάντις Ἀρίστανδρος .... ἐπεδείκνυτο παριππεύων ἀετόν. Der Herausgeber corrigirt ἐπεδείκνυ, ohne einen Grund anzugeben. Dafs es einen folchen gebe, bezweifeln wir faft, wenn wir vergleichen Cap. XXXV. S. 223, 17: ἐπιδεικνύμενοι δὲ τὴν δύναμιν αὐτοῦ. Cap. XXXIX. S. 227, 8: τὴν κεφαλὴν ἐπιδειξάμενος αὐτῷ. Cap. LX. S. 248, 2 v. u.: σύνεσιν δὲ θαυμαστὴν ἐπεδείκνυτο. Cap. LXXI. S. 257, 1 v. u.: κουφότητα θαυμαστὴν ἐπιδειξαμένων. Denn zu bedeuten fcheint uns das Verbum an allen diefen Stellen daffelbige. — Cap. XXXV. τὴν Βαβυλωνίων. Der Herausgeber corrigirt τὴν Βαβυλωνίαν, und das hat der Cod. — ἅμα νοήματι διῆκτο πρὸς θάτερον πέρας. Cod. διίκτο. — Τὸν μῦθον ἀνασώζοντες πρὸς τὴν ἀλήθειαν.] Um die fonft richtige Erklärung, die der Herausgeber giebt, zu rechtfertigen und zu vervollftändigen, mufste an das platonifche οὐκ ἀπώλετο ὁ μῦθος erinnert werden. — Cap. XXXVI. τὸ τὴν βαφὴν διὰ μέλιτος γίνεσθαι τῶν ἁλουργῶν.] Der Herausgeber widerlegt die beckmannifche Erklärung diefer Stelle, die einzige, die er vorgefunden: aber er giebt keine eigene. — Ὕδωρ ἀπὸ τοῦ Νείλου καὶ τοῦ Ἴστρου.] Cod. ἀπό ΤΕ τοῦ Νείλου. — Cap. XXXVII. τὴν Πυθίαν προειπεῖν, ὡς Λύκιος ἔσται καθηγεμὼν (Cod. καθ' ἡμῶν) τῆς ἐπὶ Πέρσας πορείας.] Der Herausgeber Λύκος, aus dem Polyänus: εἰ γὰρ καὶ ἐκ Λυκίας ἦν ὁ δίγλωσσος τὰ πρὸς πατρός, καθὰ φθὰς ὁ Πλούταρχος εἴρηκεν, ἐνθάδε μέντοι μᾶλλον οἰκεῖον ἂν εἴη τῷ Λοξίᾳ Ἀπόλλωνι τὸ λοξὸν καὶ αἰνιγματῶδες ὄνομα τοῦ ζώου. — Cap. XXXIX. πρόσθες ἔτι τὴν λοιπὴν ὁδόν, ἐπὶ τὴν σκηνὴν σεαυτῷ τοῦτο κομίσας.] Cod. ἑαυτοῦ. Und bald nachher ἑαυτὸν δ' ἐρημοῖς für σεαυτόν. Ferner Cap. LIII. ἀλλ' ἐνδεῖξαι, φάναι, τὴν αὐτοῦ δύναμιν ἡμῖν, für τὴν σαυτοῦ. Eine Verwechfelung, die beym Plutarchus gar wohl zu ertragen ift, wiewohl fie aus den Schriftftellern der befferen Zeit hoffentlich ganz verfchwindet, wann erft einmal die erfoderliche Zahl von Handfchriften verglichen feyn wird. Vergl. Porfon zu Euripides Oreft. 626. Boiffonade zu Philoftrat. Her. S. 326. — Ὡς οὖν εἰς τὸ σφαιρίζειν παραγενόμενος Σεραπίων, ἄλλοις ἔβαλλε τὴν σφαῖραν] So der Herausgeber und unfer Codex; fonft ἔβαλε. — Περὶ δὲ τῶν τοῖς φίλοις καὶ τοῖς σωματοφύλαξι νεμομένων πλούτων, ἡλίκον εἶχον ὄγκον. So der Herausgeber und unfer Cod., für εἶχεν, was fehr unbequem auf den Alexander bezogen wurde. — Cap. XLI. Κρατερός.] Zum Eingang des Eumenes erinnert der Herausgeber, wie auch fchon früher, an die Regel, dafs Appellativa, wenn fie zu Eigennamen werden, ihren Accent ändern, und fchreibt demnach, die ganze Biographie durch, nicht Εὐμενής, wie gewöhnlich war, fondern Εὐμένης. Darum fällt es auf, dafs er nichts anmerkt über den Accent von Κρατερός und, weiter oben, von Θεσσαλός, die jener Regel eben fo zuwider laufen, als fich Κλεῖτος und Κοῖνος ihr fügen. — Εὐρύλοχος Αἰγαῖος ἀνέγραψεν ἑαυτὸν εἰς τοὺς νοσοῦντας. Cod. ἐνέγραψεν, was wir nicht anftehen vorzuziehen. — ὅπως πείθωμεν ἢ δώροις ἢ λόγοις. Cod. ἢ λόγοις ἢ δώροις. Und diefe Folge dürfte natürlicher feyn. — Cap. XLII. ἀργαλέαν καὶ μακρὰν γενομένης. Unfer Cod., wie manche andere, γινομένην. Der Herausgeber giebt zu, dafs die Änderung unnöthig war. — Σοῦ ζῶντος. Cod. σοῦ σώζοντος. — Cap. XLIV. πολλοῖς ἔτεσιν ἔμπροσθεν. Cod. ἔμπροσθε, welche Schreibart überhaupt weit häufiger in Handfchriften gefunden wird, als in unferen Ausgaben. — Cap. XLV. οὐ μὴν τήν γε Μηδικὴν προσήκατο. Cod. τήν γε Μηδικὴν ἘΚΕΙΝΗΝ προσήκατο. — Ἀναξυρίδας. Der Herausgeber wiederholt die, fchon zur franzöfifchen Ausgabe des Strabon (Band 2. S. 62 f.) gemachte Bemerkung, dafs ἀναξυρίς nicht von ἀνασύρω herzuleiten, fondern ein orientalifches Wort fey, gleich wie das fynonyme σαράβαρα oder σαράβαλλα; den Griechen wäre beffer gewefen, weder die Sache noch den Namen kennen zu lernen. — Ἐν μέσῳ τινὰ τῆς Περσικῆς καὶ τῆς Μηδικῆς.] Der Herausgeber erwähnt und billigt die Vermuthung von Schmieder, Μακεδονικῆς für Μηδικῆς. — Cap. XLVII. Οὐ μὴν ἀλλ' ἀπιέναι γε τοῖς βουλομένοις ἔφηκε, μαρτυράμενος —] Eine Verbefferung des Herausgebers von augenfcheinlicher Wahrheit, für das gewöhnliche τοὺς βουλομένους ἔφη. καὶ μαρτυράμενος. Wenn er aber gleich nachher: ἐθελοντῶν aufnimmt für ἐθελόντων (ἐγκαταλέλειπται μετὰ τῶν φίλων καὶ τῶν ἐθελόντων στρατεύειν): fo wiffen wir nicht mit dem Infinitivus zurecht zu kommen. — Cap. XLVIII. λέγεται δ'οὖν] Der Herausgeber λέγεται γοῦν, und das ftehe für γάρ. Die Änderung fagt uns mehr zu als die Erklärung. — Cap. XLIX. κατὰ τοῦ βασιλέως ῥήματα καὶ λόγους.] Cod. ῥήματα καὶ λόγους κατὰ τοῦ βασιλέως. Und mit feltfamer Verwirrung, bald nachher, ἐκέλευσεν εἰςάγειν αὐτοὺς ὅτι δὴ παθών. ἄδηλον γάρ ἐστι. πρὸς Ἀλέξανδρον, περὶ ἀναγκαίων ἔχοντος (fic) ἐντυχεῖν καὶ μεγάλων. ὁ δὲ Φιλώτας οὐ παρῆγεν αὐτούς, ftatt ἐκέλευσεν εἰςάγειν αὐτοὺς πρὸς Ἀλέξανδρον, ὡς περὶ ἀναγκαίων ἔχοντας ἐντυχεῖν καὶ μεγάλων. ὁ δὲ ὅτι δὴ παθὼν (ἄδηλον γάρ ἐστιν) οὐ παρῆγεν αὐτούς. — Ἀποθανόντος δὲ τοῦ Φιλώτα.] Den Herausgeber verwundert diefe Form des Genitivus, indem 5 Zeilen vorher τοῦ Φιλώτου fteht. Unfer Cod. hat an beiden Stellen τοῦ Φιλώτου. — Cap. L. τῶν κατὰ Φιλώταν. Gewöhnlich τῶν κατὰ Φιλώτα. Die Verbefferung des Herausgebers finden wir auch in unferem Cod. — Ποιήματα Πρανίχου τινός.] Cod. Παννίχου. Vielleicht alfo Πανίχου. — Τραχὺς ὢν καὶ αὐθάδης.] Cod. τραχὺς ὢν ΕΙΣ ὈΡΓΗΝ καὶ αὐθάδης. — Cap. LI. ῥάβδοις ξαινομένους.] ξαίνειν, bemerkt der Herausgeber, fey finnverwandt mit κτενίζειν (daher Ξάνια· τὰ κτένια bey Hefychius), und werde für δέρειν oder μαστιγοῦν gebraucht, wie das franzöfifche *peigne* in der Redensart *peigner quelqu'un à la Turque*: Τουρκικὰ γὰρ παρ' αὐτοῖς (den Franzofen) καλεῖται πάντα τὰ βίαια καὶ ἄνομα. — Cap. LII. οὐκ οἶσθα] Cod. οὐκ οἶδας. — Δαπίδας.] Cod. τάπητας. Beiden Formen legt der Herausgeber einen afiatifchen Urfprung bey, und die bekannten Etymologicen der Grammatiker bedünken ihn unendlich lächerlich, und nur in fofern

nützlich, als sie zeigen, dass ohne Philosophie auch keine Grammatik gedeiht. — Cap. LIII. ἐν δὲ τῷ συνεῖναι ... δοκῶν οὐκ ἐπαινεῖν] Cod. ἔν τε τῷ συνεῖναι. Was nothwendig scheint, da vorhergeht τάς τε κλήσεις τὰ πολλὰ διωθούμενος. — Cap. LIV. ἐπανιόντα] Cod. ἀπιόντα. — Ἃ κρύφα πάντες ἠγανάκτουν. Es sey möglich, sagt der Herausgeber, dass Plutarchus geschrieben δι' ἃ ἠγανάκτουν, aber auch möglich, dass er ἀγανακτῶ mit dem Accusativus verbunden. Uns scheint diese Verbindung nothwendig, so oft ἀγανακτεῖν so viel ist als ἀγανακτοῦντα διέρχεσθαι, ἀγανακτοῦντα λέγειν. Eben so wird es sich mit δυσχεραίνειν verhalten. — Cap. LVIII. ἀγωνιζόμενος ὁ νεανίας] ὁ νεανίας ἀγωνιζόμενος. — Cὲ μὲν αὐτὸν ἄρχοντα καταστήσαντας αὐτῶν] Der Cod. läſst αὐτὸν weg, und wir entbehren es leicht, ja wegen der Nähe von αὐτῶν gern. — Cap. LIX. μοῖραν ... καλλίκαρπον ἐν τοῖς μάλιστα] Cod. ἐν ταῖς μάλιστα, ungefähr wie der Herausgeber selbst, zu S. 242, 16, eine Conjectur von Schäfer rühmend als οὖσαν πιθανὴν καὶ παραινέτην ἔχουσαν τὸν ἐν τοῖς μάλιστα πιθανωτάτοις τῶν κριτικῶν, anstatt τὸν ἐν τοῖς μάλιστα πιθανόν. — Κατὰ πολλὰ τὸν Ἀλέξανδρον ἐκακοποίουν. Die Präposition fehlt im Cod., und ohne allen Nachtheil. — Τοῖς πολεμικοῖς ἔργοις αὐτοῦ] Cod. τοῖς πολεμικοῖς αὐτοῦ ἔργοις, damit οις nicht dreymal hinter einander töne. — Ὡς κηλὶς] Cod. ὥσπερ κηλίς. —

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOLOGIE. *Jena*, b. Mauke: *Vocabelbuch zu Bröders kleiner lateinischer Grammatik, nach der Folge der Paragraphen geordnet.* 1807. XVI u. 72 S. gr. 8. (6 gr.) Der Vf. dieser Schrift, der nun verstorbene D. *Carl Christian Erhard Schmid*, Prof. zu Jena, betrachtet mit Recht die unzeitigen und voreiligen Präparationen aus Lexicis, wie er sie sich denkt, als ein mechanisches Hin- und Herblättern und als eine leidige Geduldsübung, welche des Menschen unwürdig sey, so nöthig es immer scheina und seyn möge, gewisse Thiere dazu abzurichten, deren bloss passive und mechanische Geduld sogar zum Sprichwort geworden sey. Aber höchst unwahr, einseitig und schief ist sein Urtheil, wenn er, um sein Vocabelbuch nach der Ordnung der bröderschen Lesestücke gegen den Vorwurf der Unnützlichkeit, Entbehrlichkeit oder Schädlichkeit sicher zu stellen, alle alphabetischen Wörterbücher für angehende Lateiner für so unnütz erklärt, dass sich ausser der leidigen Gewohnheit und dem Herkommen aus den Zeiten des Pedantismus und der Sprachqualerey kaum irgend eine vernünftige Ursache entdecken lasse, wodurch viele selbst würdige Männer zu der unnützen und verdienstlosen Bemühung bewogen wurden, ihre sonst vortrefflichen Lesebücher für die Anfänger in der lateinischen, griechischen oder französischen Sprache mit einem entweder so unbrauchbaren, oder zu einem so verderblichen Missbrauche verleitenden Anhange, als in diesem Falle ein alphabetischer Index offenbar sey, zu begleiten. Wenn man um eines unzweckmässigen Gebrauches willen, der auch nach des Vfs. eigenem Geständnisse bey seinem Wörterverzeichnisse leicht möglich, und bey einer solchen Eselsbrücke noch weit mehr zu befürchten ist, sogleich die ganze Sache verwirft: so heisst das offenbar, das Kind mit dem Bade ausschütten. Zugegeben, dass ein alphabetisches Wörterbuch, wenn es auch noch so klein und auf ein einzelnes Lesebuch beschränkt seyn sollte, dem Gebrauche des ersten Anfängers nicht durchaus angemessen sey, und dass des Vfs. Vater aus triftigen Gründen die leidige Zumuthung an den Anfänger vermied, bloss aus einem alphabetischen Wörterbuche auf seine Lection sich vorzubereiten: musste denn gleich ein so vortreffliches Lesebuch, als das brödersche ist, jedem öffentlichen Schullehrer durch gedruckte Eselsbrücken verleidet werden? und handelte nicht der Vater des Vfs. weit vernünftiger, der mit unverdrossener Mühe selbst für alle ersten Lesebücher in jeder Sprache, welche er seinen Sohn lehrte, dergleichen Wörterbücher entwarf, ohne darin Anderen vorzugreifen, welche bey dem Gebrauche derselben Lesebücher andere Plane und eine andere Methode befolgen? Wenn es bey dem Elementarunterrichte hauptsächlich auf kluge Auswahl des Passenden, und auf einen gewissen Takt des Schicklichen ankömmt, worin sich das Talent des Pädagogen zeigt: warum will denn der Vf. jedem Lehrer durch die Herausgabe seines Vocabelbuchs vorgreifen, und das, was der Lehrer nach seinen Zwecken und nach den Bedürfnissen seiner Schüler selbst erinnern möchte, wider seinen Willen und wider seine Methode durch ein gedrucktes Vocabelbuch verleiden? Verlangt nicht selbst der Vf., dass die schon gelesenen Pensa des Lesebuchs, womit der allererste Anfang gemacht war, nach dem Durchgehen der Syntaxis wiederholt werden sollen? Soll in diesem Falle dasselbe Wörterverzeichniss als eine bequeme Eselsbrücke den Schüler in seiner Faulheit stärken, und ihm die Lust zu aller Selbstthätigkeit rauben? Sagt der Vf. nicht selbst, dass der Schüler sich nicht immer und bey aller fortgesetzten Lectüre eines solchen, Anfangs unentbehrlichen, Noth- und Hülfs-Büchleins bedienen dürfe, welches allerdings zur Faulheit, Einseitigkeit und Oberflächlichkeit führe? Wenn denn doch einmal der Schüler anfangen muss, sich durch den Gebrauch eines alphabetischen Wörterbuchs zu eigener Erforschung des Sinnes in einem aufgegebenen Lesestücke zu üben: warum soll er diese Übung so spät und auf einmal beginnen? Ist es nicht rathsamer, dass der Lehrer gleich vom Anfange an die Schüler allmählich dazu leite, indem er immer den Bedürfnissen seiner Schüler gemäss und nach einer Methode, die er selbst für gut befindet, die nöthigen Vocabeln angiebt, und Anfangs nur wenige und die leichtesten Wörter, dann nach der steigenden Kenntniss seiner Schüler, immer mehr und immer schwerere Wörter dem eigenen Aufschlagen überlässt? Wie kann ein solches Wörterverzeichniss, als der Vf. geliefert hat, den Privatfleiss der Schüler befördern, ohne dass sie zugleich zum Nachschlagen vergessener Wörter in einem alphabetischen Wörterbuche geführt werden? Ein und dasselbe Wort ist in derselben Bedeutung nur ein oder zweymal aufgeführt: wie nun, wenn es wieder im Lesen vorkömmt, und indessen, was von einer solchen Vorarbeit die unausbleibliche Folge seyn muss, wieder vergessen ist? Mögen des Vfs. psychologische Grundsätze der Mnemonik noch so richtig seyn: der Schüler wird in diesem durch nichts zu vermeidenden Falle nicht ohne Hülfe des Lehrers fortkommen, wenn er sich selbst nicht zu helfen weiss. Darf sich der Schüler, wenn er nach dem Gebrauche des Vocabelnverzeichnisses zu dem neuen Geschäfte des Aufschlagens in einem alphabetischen Wörterbuche fähig gemacht werden soll, noch nicht ganz und gar selbst überlassen und hülflos bleiben, wenn er nicht Zeit verderben, sich an geistlosen Mechanismus gewöhnen, und die Lust zum Sprachstudium verlieren soll: warum will ihn der Vf. nicht gleich an eine heuristische Methode gewöhnen, dass ihm das, was ihm durch das ewige Memoriren vorgekauter Vocabeln zur Qual und zum Ekel wird, eine fröhliche Übung werde, wobey er seine wachsenden Kräfte selbst fühle, und der sich ankündigenden Unabhängigkeit seines Sprachstudiums von mündlicher und unmittelbarer Leitung seines Lehrers immer freudiger bewusst wird? Mag der Vf. immerhin die Kunst verstehen, in seiner Lehranstalt für Knaben, Studirende mit verschiedenen älteren und neueren, namentlich auch mit den pestalozzischen, olivierschen und tillichschen Lehrweisen anschaulich bekannt zu machen: einen Beytrag zur Methodik des Elementarunterrichts in der lateinischen Sprache, wie er seine von falschen, schiefen und einseitigen Urtheilen strotzende und stolz absprechende Vorrede betitelt, war Er, der sonst als trefflicher Philosoph mit Recht geschätzt wird, nach der gelieferten Probe zu geben nicht im Stande. Y — G.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Paris, b. Eberhart: ΠΛΟΥΤΑΡΧΟΥ βίοι παράλληλοι, οἷς προσετέθησαν σημειώσεις, καὶ τῶν αὐτοσχεδίων στοχασμῶν περὶ τῆς Ἑλληνικῆς παιδείας καὶ γλώσσης ἀκολουθία. Μέρος β, γ, δ. u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Cap. LX. ἀντιπρῴρους ἱστάντα τοὺς ἐλέφαντας] Cod. ἀντιπόρους. Ein Wort, das *Schneider* als zweifelhaft aufführt, das aber in dieser Stelle höchst zweckmäfsig scheint. — Ἡρῶτα πῶς αὐτῷ χρήσεται. Cod. χρήσηται. Desgl. Cap. LXXVI extr. ἠρώτων εἰ κωμίσωσιν ἐκεῖ τὸν Ἀλέξανδρον, für κομίσουσιν. Vgl. *Hermann de praeceptis quibusdam Atticistarum p. XII sq.* — Cap. LXI. Ποταμῶνος ἀκοῦσαι τοῦ Λεσβίου] Cod. τοῦ τελεσαίου. —, Cap. LXIII. τοῖς περὶ τὸν μασθὸν ὀστέοις] μασθὸς, vermuthet der Herausg., sey vielleicht gar kein griechisches Wort, wiewohl es bey vielen Schriftstellern gefunden werde. Denn es gebe auch solche Schreibfehler, die, einmal ohne Kritik aufgenommen, nunmehr so allgemein für Griechisch gölten, dafs nicht weiter erlaubt sey, sie aus der Stelle zu rücken, die sie wider Fug und Recht eingenommen. Wir gestehen, dafs uns die Vermuthung damit nichts weniger als begründet scheint. — Cap. LXIV. καὶ προσεῖπεν οὗτος] Cod. καὶ προσεπεῖπεν οὕτως. Woraus wir ἐπεῖπεν nehmen würden. — Τῶν δὲ λοιπῶν. Der Cod. vollständiger τῶν δὲ λοιπῶν τριῶν. — Μέχρι τίνος ἀνθρώπῳ καλῶς ἔχοι ζῆν. Was der Herausg. für ἄνθρωπον eigenmächtig gesetzt hat; das in dergleichen Construction üblichere ἀνθρώπῳ würde er auch in unserem Cod. gefunden haben. Für ἔχοι aber hat derselbe ἔχων. — Μέχρις οὗ. Cod. μέχρι οὗ. Und eben so im folgenden Capitel ἄχρι οὗ. für ἄχρις οὗ. Überall ist die Form ohne ς auch vor Vocalen die gewöhnliche in den Handschriften. — Cap. LXV. Καλανόν] Der Herausgeber rückt den Accent dieses Namens von der letzten Sylbe, auf der ihn hier alle Codices haben, auf die erste, weil er sich so bey anderen Schriftstellern und auch an einigen Stellen im Plutarchus selber findet. Mit Unrecht, glauben wir. Wenn der Name nicht fremden Ursprungs ist, sondern, wie Plutarchus gleich nachher erzählt, von den Griechen gebildet: so wird er auch betont worden seyn, wie die übrigen griechischen Namen auf ανος oder ηνος, d. h. auf der letzten. — Τὸν δὲ Δάνδαμιν, πρᾳότερον, *καὶ* διακούσαντα ... εἰπεῖν. Cod. πρᾳότερον ΕΙΝΑΙ καὶ διακούσαντα .... εἰπεῖν. So wird das καὶ gerettet, das der Herausgeber streicht. — Τίνος χάριν ὁ Ἀλέξανδρος ὁδὸν τοσαύτην δεῦρ' ἦλθε. Cod. τοσαύτην διῆλθε. — Ξηρὰν κατεσκληκυῖαν. Cod. ξηρὰν ΚΑΙ κατεσκληκυῖαν. Auch scheint die Conjunction nur durch einen Druckfehler ausgefallen. — Cap. LXVI. ἀνήλωσεν] Cod. ἀνάλωσεν. — Cap. LXVII. τὸν δ' ἐρώμενον Βαγώαν χορηγοῦντα νικῆσαι] Cod. Βαγῶαν χορεύοντα νικῆσαι. — Cap. LXVIII. αὐτὸς δὲ καταβαίνων ἐκόλασε τοὺς πονηροὺς τῶν στρατηγῶν] Cod. ἐκόλαζε. — Cap. LXIX. ὄνομα Πολύμαχος. Cod. ὄνομά που Λάμαχος. — Cap. LXX. ἀπέθανον πίνοντες, ἰσχυροῦ τῇ μέθῃ κρύους ἐπιγενομένου] Cod. πιόντες, wie auch ohne Cod. zu corrigiren war. — Στάτειραν] Cod. hier und wo sonst der Name vorkömmt, Στατήραν. — Cap. LXXIII. λέοντα τῶν τρεφομένων μέγιστον] Cod. λέοντα τρεφόμενον μέγιστον. — Cap. LXXIV. ἀναγελάσας ὁ Ἀλέξανδρος] Der Herausgeber merkt an, ἀναγελᾶν bedeute hier nicht schlechthin γελᾶν, sondern καταγελᾶν. Freylich nicht γελᾶν: aber dafs ἀνὰ gerade so viel sey als sein Gegentheil κατὰ, sollte doch auch nicht behauptet werden. Wenn im Neugriechischen ἀναγελῶ zusammenfällt mit περιγελῶ: so ist das eben Neuerung und Verderbnifs. — Ὁ Ἀλέξανδρος· ταῦτ' ἐκεῖνα (ἔφη) σοφίσματα τῶν Ἀριστοτέλους εἰς ἑκάτερον τῶν λόγων, οἰμωξομένου γ', ἂν μικρὸν ἀδικοῦντες φανῆτε τοὺς ἀνθρώπους. Cod. ἔφη ὁ Ἀλέξανδρος· ταῦτ' ἐκεῖνα σοφίσματα τῶν Ἀριστοτέλους εἰς ἑκάτερον τὸν λόγον, οἰμωζομένων ἂν καὶ μικρὸν u. s. w. Dafs οἰμωξομένων (die Lesart vieler Handschriften, die auch, nach der beständigen Verwechslung von ζ und ξ, in der unserigen gemeint ist) die Construction störte, sehen wir nicht: warum sollte es nicht zu τῶν construirt seyn? Die Häufung von Genitiven, die dadurch entstehen könnte, umgeht der Cod., indem er τὸν λόγον bietet für τῶν λόγων; und dafs οἰμώζειν von Sachen gebraucht werde, zweifeln wir nicht, eingedenk des aristophaneischen κλαυσιᾷ τὸ θύριον. Gegen eine andere Lesart, οἰμώξει μὲν οὖν, scheint wenigstens der Einwand nicht triftig, dafs οἰμώξεται üblich sey, und nicht die active Form οἰμώξει. Wie, wenn Jemand οἰμώξει für die zweyte Person erklärte? Mit dem allen wollen wir nicht die Lesart des Herausgebers angreifen, sondern nur die Gründe, worauf er sie zu stützen meint. Aus dem Cod. würden wir ἂν ΚΑΙ μικρὸν aufnehmen. — Cap. LXXV. δεινὴ δ' αὖθις ἡ δεισιδαιμονία, δίκην ὕδατος ἀεὶ πρὸς τὸ ταπεινούμενον καὶ ἀναπληροῦν ἀβελτερίας καὶ φόβου τὸν Ἀλέξανδρον γενόμενον. Der Herausgeber führt vier Versuche an, dieser offenbar verderbten und von allen Handschriften aufgegebenen

Stelle aufzuhelfen; der am wenigsten gewaltsame ist der fünfte, sein eigener: *ἡ δεισιδαιμονία, ἡ δίκην ὕδατος πρὸς τὸ ταπεινούμενον καταῤῥέοντος, ἀνεπλήρου ἀβελτερίας καταφοβον τὸν Ἀλέξανδρον γενόμενον.* — Cap. LXXVI. *οὕτως γέγραπται.* Das Übliche ist, wie bekannt, *οὕτω γέγραπται.* Aber der Herausgeber bemerkt zu S. 110, 17, nur aus Unwissenheit scheine das σ an diesem Adverbium vor einem Consonanten weggelassen zu werden. Denn sonst würde das σ der übrigen Adverbien, *αὕτως* und *ὡσαύτως* und *σοφῶς* und *ἀληθῶς*, ebenfalls wandelbar seyn. — Cap. LXXVII *αὐτίκα*] Cod. *παραυτίκα.* — *Καὶ τεκμήριον αὐτοῖς οὐ μικρόν*] Cod. *αὐτοῖς ἔστιν οὐ μικρόν.* — *Ἡ δὲ Ῥωξάνη . . . τὴν Στάτειραν . . προσαγαγοῦσα μετὰ τῆς ἀδελφῆς ἀπέκτεινε.* Der Ausdruck sey undeutlich, erinnert der Herausgeber, indem er zweifelhaft lasse, ob Roxane und ihre Schwester die Statira getödtet haben, oder ob Roxane die Statira und deren Schwester getödtet habe. Uns scheint aller Zweifel gehoben, da unverzüglich folgt *καὶ τοὺς νεκροὺς εἰς τὸ φρέαρ κατέβαλεν*, wodurch die erste Ansicht unmöglich wird. Aber wohl gethan ist es, dass der Herausgeber, auf diesen Anlass, eine Menge von Stellen zusammengetragen, die, wegen nachlässigen Gebrauchs der Präpositionen *μετά* und *σύν*, allerdings missverstanden werden können. — *Ἀτελῆ δὲ τῷ φρονεῖν ὄντα*] Cod. *τὸ φρονεῖν.* RMP.

LITERATURGESCHICHTE.

Berlin, b. Unger: *Christian Thomasius nach seinen Schicksalen und Schriften*, dargestellt von *H. Luden.* Mit einer Vorrede von *Johann von Müller.* 1805. XVI u. 311 S. 8. (1 Rthlr.)

Die Vorrede führt das Werk auf eine würdige Weise in das Publicum ein. Mit der dem seligen *Müller* eigenen lebendigen Kraft wird die Wahrheit ausgeführt, dass die Denkungsart und Wirksamkeit eines Gelehrten, der wie *Thomasius*, an Geist und Art ausgezeichnet, mit nicht geringerer Weisheit als Wissenschaft auf die Bildung der Menschheit seines und der folgenden Zeitalter einflussreiche Kraft geäussert, neben der Heldenbahn der Eroberer und dem öffentlichen Leben der Häupter und obersten Diener des Staats, vorzügliche Ansprüche auf ein historisches Denkmal habe. Mit dem scharfen Blicke, den uns seine historischen Werke bekannt gemacht haben, stellt er in wenigen, aber kräftigen Zügen die Hauptseiten des vielseitigen und einflussreichen Mannes dar, was zur Empfehlung eines biographischen Versuchs, weil sie von einem Meister kam, auf den Deutschland und die Schweiz mit Recht stolz sind, hinreichend war.

Hr. *Luden* giebt in diesem Werke eine einfache historische Darstellung von *Christian Thomasius* Schicksalen und Schriften. Bey den letzten ist die Entstehung, der Geist und die Denkart des Mannes, wodurch er den Gegenstand gerade von der Seite auffasste, und auf eine eigenthümliche Weise bearbeitete, die Wirkung auf die Zeitgenossen, der Hauptgesichtspunct, welchen der Vf. festhält; und er hat daher hauptsächlich über diejenigen Schriften des *Thomasius* sich verbreitet, worin er zur Verbesserung der Methode des Studirens, zur Vervollkommnung der Wissenschaften, zur Bestreitung des Aberglaubens, der Vorurtheile, der verkehrten Denkart kräftig mitwirkte, wodurch er eben in die Händel und Streitigkeiten verwickelt wurde, welche den grössten Theil seines Lebens ausmachen. Man kann daher mit Recht sagen, dass dieser Antagonismus zwischen *Thomasius* Denkart und seinem Zeitalter, diese Wechselwirkung, welche für *Thomasius* Leben anfänglich so ungünstig, für die Menschheit aber so wohlthätig war, den eigentlichen Gegenstand seiner historischen Darstellung ausmache. Es ist dieses unstreitig diejenige Seite, von welcher *Thomasius* auch ein allgemeines Interesse in Anspruch nimmt. Die Wahl dieses Gegenstandes macht den Einsichten und der Urtheilskraft des jungen Gelehrten um so mehr Ehre, als ausser *Schröckh* in dem fünften Theile der allgemeinen Biographie noch kein deutscher Gelehrter die Verdienste dieses Mannes durch ein seiner würdiges Denkmal geehrt hat; und wenn auch jene schröckhische Biographie mehr ist als ein Versuch, wofür es die Bescheidenheit des grossen Gelehrten nur gab, doch eine Darstellung jenes Antagonismus aus den Schriften des *Thomasius* keineswegs überflüssig war. Ganz erschöpfend ist das Bild, das von diesem Gelehrten gegeben wird, nicht. Zwar lernen wir ihn auch als Philosophen und als Juristen kennen; aber die Darstellung seiner Geistesthätigkeit von diesen beiden Seiten erfodert doch noch eine eigene Bearbeitung: denn nur in sofern seine Philosophie und Rechtsgelehrsamkeit zunächst auf die Welt wirkte, ist sie von Hn. *L.* hauptsächlich in Betrachtung gezogen worden. Über *Thomasius* Philosophie haben wir einen schätzbaren Aufsatz von Hn. *Fülleborn* in dem 4. St. seiner Beyträge. Die letzten historischen Schriften werden nur im Allgemeinen charakterisirt, weil sie sich in der Form nicht auszeichnen, und keine neue Ansicht enthalten, als welche schon in anderen früher charakterisirten Schriften vorgekommen sind; von den Schriften über das positive Recht aber wird nur das Verzeichniss gegeben, ohne weiteres Urtheil, weil sich der Vf. bescheidet, nichts davon zu verstehen.

Der Vf. hält sich, nachdem er die Jugendgeschichte und erste gelehrte Bildung des *Th.* auf wenigen Seiten geschildert hat, hauptsächlich an die Zeitfolge seiner Schriften; er entwickelt auf diese Art aus der einzigen zugänglichen und ächten Quelle die durch eigene Selbstthätigkeit fortgesetzte Bildung seines Geistes, die Ansichten, welche er sich von der Gelehrsamkeit und ihren einzelnen Zweigen, von ihrer damaligen Beschaffenheit und nothwendigen Verbesserung gebildet, die Begriffe von dem Gelehrten, was er seyn, und wie er auf die Menschheit wirken solle, die Kenntnisse von dem damaligen Zustande der Menschheit und von der Beschaffenheit der damaligen Cultur, als dem Schauplatze und Objecte seines geistigen Wirkens, welche er nach und nach in sich aufnahm und zu eigen machte. Hier, glauben wir, hätte der Geschichtschreiber dem Leser etwas vorarbeiten und durch eine Schilderung der Lage der Wissenschaften, der akademischen Studien, der herrschenden Vorurtheile, besonders aber durch ein Gemälde von der Universität Leipzig und

Charakterifirung der vorzüglichen Gelehrten derfelben, diefen Schauplatz im Voraus befchreiben, und die Lefer etwas beffer orientiren follen, dafs fie im Stande gewefen wären, fich durch Hinzufügung der einzelnen Züge, wie fie fich entfalteten, ein vollftändiges Bild von dem Manne zu entwerfen. Darauf hat der Vf. allerdings fein Werk angelegt, und darin befteht der Hauptvorzug deffelben; allein es fehlt immer dabey an einer vorläufigen Kenntnifs der Ort- und Zeit-Verhältniffe. So wie wir wünfchen, der Vf. möchte den Faden feiner hiftorifchen Darftellung etwas weiter zurückgeführt haben: fo hätte er ihn, wie uns dünkt, auch vorwärts noch etwas mehr ausdehnen follen. Die unmittelbaren und nächften Folgen von dem freyen Selbftdenken diefes Gelehrten werden zwar immer mit hiftorifcher Treue erzählt, und man erhält dadurch allerdings eine wahrhafte und lebendige Kunde von feinen Schickfalen, aber nicht von feinem ganzen Leben, welches der innere Titel verfpricht. *Th.* Einflufs reichte weiter als auf feine Gegenwart. Nachdem die Polemik feiner Feinde erfchöpft war, wirkte fein Geift noch auf eine geräufchlofe Weife fort, und manche Verbefferung, mancher Fortfchritt erfolgte ohne Widerftand, wozu er den Grund gelegt hatte. Diefe entfernteren Wirkungen gehören mit zu feinem Wirken und Leben, und wir kennen den Mann ohne diefe und würdigen fein Verdienft nicht vollftändig. Wir können zwar nicht fagen, was eigentlich der Vf. zu geben und zu leiften fich vorgefetzt hatte, weil kein Vorbericht uns feinen Plan enthüllt. Allein wenn diefes auch aufser dem urfprünglichen Plane lag, worüber wir nicht entfcheiden mögen, da der innere Titel das Leben und die Schriften des *Th.* ankündigt: fo ift doch der Wunfch fehr natürlich, dafs er möchte dahin ausgedehnt worden feyn, dafs nicht allein *Th.* Wirkfamkeit, fein Kampf mit dem Schlechteren, feine Polemik mit dem neuen Papftthume und der alten philofophifchen Pedanterey, fondern auch die mittelbaren Folgen von dem allen, woraus erft die Bedeutfamkeit deffelben einleuchtend werden kann, feine Stelle darin gefunden hätten. Nur zuweilen kommen einige Hinweifungen darauf vor.

Nächft der Reinheit der Sprache und Fügfamkeit des Ausdrucks, welche nur an wenig Stellen etwas zu wünfchen übrig laffen, ift, da von hiftorifcher Kunft nicht die Rede feyn kann, noch die ftrenge Beobachtung der hiftorifchen Wahrheit zu rühmen. Der Vf. ift keineswegs unparteyifch, wenn diefes fo viel ift als indifferent in Anfehung des Mannes, welchem die Darftellung gewidmet ift; und welcher Hiftoriker könnte auch einen Gegenftand, wie *Th.*, bearbeiten ohne innige Theilnahme und Sympathie? Diefes ftreitet mit der menfchlichen Natur. Darin zeigt fich vielmehr die Unparteylichkeit und Wahrheitsliebe, dafs er die Verirrungen und Schwächen des Mannes, feine einfeitigen Urtheile, die Übereilungen feines Affects nicht verfchweigt, nicht befchöniget, fondern mit eben der Unbefangenheit, wie das Edle und Lobenswürdige in feinen Beftrebungen, darftellt. Dahin gehört z. B. der Gebrauch, den *Th.* von der Satire machte, wodurch er zwar Irrthümer einleuchtender darftellte, aber auch erbitterte, und die Ergreifung des Befferen verhinderte; feine Anfichten von der Philofophie überhaupt, und insbefondere von der Ethik, Logik und Metaphyfik; und befonders fein Pietismus und Verirrung zur Schwärmerey, wobey es dem *Th.* aber Ehre macht, dafs er feinen Irrthum fogleich einfah und verbefferte, fobald er inne wurde, dafs der Myfticismus auf Unvernunft hinausgehe (S. 155). Lehrreich ift S. 291 f. die Gefchichte feiner Denkart in Anfehung des religiöfen Myfticismus, wie er durch feine religiöfe Stimmung und den Pietismus in denfelben hineingezogen wurde, aber denfelben verliefs und beftritt, fobald er die fchlimme Wendung und die Folgen der Schwärmerey einfah. Intereffant find die Bemerkungen, welche der Vf. bey Gelegenheit der thomafifchen Schrift von dem *Wefen des Geiftes* (S. 262) macht, worin er die Grundidee, welche nichts anders ift, als ein Verfuch einer Naturphilofophie, und die Entftehungsart derfelben ins Licht fetzt. Wir befchliefsen unfere Anzeige mit einigen diefer Bemerkungen. „Schon in den früheren Jahren hatte *Th.* das Verfahren der Phyfiker verlacht, welche die wunderbaren Erfchütterungen der Natur, die vielleicht unerklärbar find, nicht nur zu erklären fich bemüheten — welches er ihnen gern erlauben wollte —, fondern auch erklärt zu haben meinten, wenn fie an ein Wort, das eben fo dunkel war, als die Urfache der Erfcheinungen, und nur ihr Unvermögen beglaubigte, ihre Erklärung anknüpften. Die Wörter: Kraft, verborgene Qualität, Anlagen u. f. w., nannte er fchon damals Zufluchtsörter der Unwiffenheit; und weil er fich nicht getrauen mochte, weiter zu kommen als die Anderen: fo hatte er das Studium der Phyfik ganz aufgegeben, die Philofophie in engeren Grenzen gehalten, und fich mit Dingen befchäftigt, die unverkennbar eingreifen in das Leben der Menfchen. Als er fpäterhin, wie erzählt ift, mit den Pietiften in Verbindung kam, und feine Verhältniffe es nothwendig machten, diefe Verbindung zu erhalten: fo wurde er von diefen, indem im Widerftreite der Welt ihre offene Frömmigkeit nach und nach zur gutgemeinten, aber ausfchweifenden Schwärmerey getrieben war, in die Schriften der genannten (Fluad, Comenius und d'Espagnet, wobey wir um mancher Lefer willen erinnern, dafs S. 262 des Letzteren Schrift dem Erfteren und umgekehrt beygelegt worden ift) und anderer Myftiker eingeweiht, wie er durch die Herausgabe von Poirets Buch an den Tag legte. Bey der Ausarbeitung der Ausübung der Sittenlehre hatte er nun ferner gefunden, dafs fie den Grund ihrer Möglichkeit nicht in fich felbft habe; und da er fich durch die Kraft des klaren Denkens das, was ihm dort unbegreiflich war, nicht auflöfen konnte: fo mufste die göttliche Gnade, eingreifend, wo die natürliche Kraft aufhört, ihm das Fehlende erfetzen. Und als er diefes Eingreifen der Gottheit in die Natur bey den Myftikern fo weit durchgeführt fand: fo konnte ihm Hoffmanns Experimentalphyfik nicht genügen. Er hatte fich an diefen gewandt, um zu erfahren, ob er jetzt mehr aus den Experimenten erkennen möchte, als ehemals; aber bey feiner Vertraulichkeit mit dem Sinn der Myftiker, der defto göttlicher erfcheint, je mehr er die Natur als ein Gan-

zes umfasst, und sich nicht auf das Einzelne, welches er für kleinlich hält, einläßt, konnte er mit der Langsamkeit der Experimentirkunst, welche aus den Erscheinungen die Regel herleitet, sich nicht versöhnen, sondern er meinte, die Regel müsse zuvor aufgestellt seyn, und die Experimente, die sonst die Kosten nicht verdienten, müssten sie nur bestätigen. Daher gerieth er auf den Gedanken, die Natur *a priori* zu construiren, und er beredete sich leicht, dass es geschehen sey, da er nur so lange vereinigen und trennen, drehen und wenden durfte, bis das herausgebracht war, was, wie er ja vorher wusste, herausgebracht werden sollte: die Welt, wie sie ihm gegeben war." CT.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Berlin*, b. Werkmeister: *Die Blumen und der Schmetterling.* Zehn Lieder von *Karl Müchler.* In Musik gesetzt mit Begleitung des Pianoforte und eines willkührlichen Violoncells von *Friedrich Heinrich Himmel.* Mit 10 Kupfertafeln. 7 Bog. gr. Fol. (1 Rthlr. 8 gr.) Wohl steht es mit der Kunst, wenn selbst ihre Koryphaen, die beschränkte Form nicht verschmahend, im kleinen Gefäfse Köstliches einfassen, und jedem Reinen fleissig spenden, damit er's lege, ein hochwillkommenes Opfer, auf den Altar der Grazien. Seit Künstler wie Reichardt, Himmel, Righini u. s. w. sich des *Liedes* annahmen, ist nicht nur diese musikalische Form zu einer einzigen Blüthe im Kranze unserer Tonkunst geworden, sondern die Liebe zum Gesang, und durch ihn die Liebe zur Musik überhaupt, hat sich allgemeiner verbreitet, und herrlicher zur Bildung des Gemüthes mitgewirkt. Einen neuen Kranz hat sich der vielgeliebte Künstler, in diesen gesangreichen Liedern, zu seinem Ruhme gewunden, den freylich der Dichter nicht mit ihm theilen kann. Dieser schildert, nach einer Zueignung an *Deutschlands Töchter*, jede Blume in einem eigenen Liede (das Schneeglöckchen, das Veilchen, die Myrthe, die Narzisse, das Vergissmeinnicht, die Nelke und die Rose). Nicht wohl mit dem Lyrischen verschmilzt sich die didaktische Tendenz, welche, besonders am Ende jedes Stücks, in einer Nutzanwendung etwas prosaisch hervortritt. Z. B. beym Schneeglöckchen:

> Bleibe diesem Blümchen gleich,
> *such' in trüben rauhen Zeiten*
> *Fried' und Freude zu verbreiten,*
> schaff' um dich ein Himmelreich.
> Es steht ganz in deiner Macht,
> wenn du im Verborgnen blühest u. s. w.

Bey der Myrthe:

> *Ihr Töchter Teuts!*
> den höchsten *Reiz*
> verleiht euch die Krone der Myrthen,
> wenn froh und frey
> Euch Lieb' und Treu
> die Stirne der Unschuld umgürten!

In dem Liede: die Narzisse, wird die Geschichte des Narziss ziemlich matt erzählt, und geschlossen:

> So der Eitelkeit zum Raube,
> schliesst sich ungeliebt sein Lauf,
> und es spriesst aus seinem Staube
> eine Blume *warnend* auf.

Wie verhält sich dieses mit den Worten der Zueignung:

> „*Deutsche Mädchen*, jedes werde
> diesen holden Blumen gleich!"

Darauf kömmt der Wechselgesang der Blumen. Jede sagt wieder einzeln, was sie schon vorher gesungen hatte, und alle verbinden sich, „der Schönheit zu dienen, der Unschuld zur Freude."

Himmel hat, wie ein ächter Tonkünstler, an das Einzelne des Taktes sich nicht kehrend, den Charakter der Blumen mit ungemeiner Zartheit, Innigkeit und Mannichfaltigkeit in diesen Melodieen ausgesprochen. *Schneeglöckchen, Veilchen, Narzisse, Vergissmeinnicht*, jedes in eigener Tonart, sind die schönsten dieser Blumen. Die *Palme* hat etwas Gewöhnlicheres, und erinnert an manches andere Stück. In dem Wechselgesang sind die einzelnen herrlich zu einem Rundgesange verbunden, jedes mit einer kleinen Abänderung. Der *Schmetterling*, mit welchem sich auch der Dichter höher geschwungen hat, ist voll einer herrlichen, freyen Beweglichkeit, und beschliesst das Ganze sehr schön. Das *Aeussere* ist einer solchen Gabe würdig: der scharfe und dunkele, auf starkem und weissem Schweizerpapiere in die Augen fallende Druck gereicht der Officin und dem Verleger zur Ehre. Die von *Noller* lebendig gezeichneten, von *Jugel* fein und fleissig gestochenen Blätter sind, besonders der erste Kranz, Myrthe, Narciss, Rose, der letztere Kranz mit dem Schmetterling in der Mitte meisterhaft, und geben dem Werke einen ausgezeichneten Werth. M.....s.

Leipzig, b. Göschen: *Bruis und Palaprat, oder die zwey Verfasser eines Stucks*, ein Spiel in Versen aus und nach d. Franz. des Hn. *Etienne.* 1809. 60 S. gr. 8. Das deutsche Theater ist an kleinen interessanten und unterhaltenden Nachspielen am ärmsten; jeder nicht misslungene Versuch, diesem Mangel abzuhelfen, muss also willkommen seyn. Bruis und Palaprat wird auf dem franz. Theatern gern gesehen und wird auch in der Übersetzung auf deutschen mit Vergnügen gesehen werden. Bruis und Palaprat, zwey verdienstvolle Schauspieler und interessante Menschen, lebten unter Ludwig dem Vierzehnten, und schrieben gemeinschaftlich verschiedene Theaterstücke. Das geschätzteste davon ist *le grondeur*, das noch immer auf dem Repertoire der pariser Bühne ist. (Bruis allein arbeitete das alte Stück, der Advocat Patelin, um, das man immer noch eben so gern wie die molierschen sieht.) Sie waren die herzlichsten Freunde bis zum Tode. Der Stoff dieses kleinen Nachspiels ist grösstentheils von der Erfindung des Verfassers, doch die Züge, die er Bruis und Palaprat leihet, sind ganz mit dem übereinstimmend, was uns von Beider Charakter bekannt ist. Da Rec. das Original nicht hat: so kann er nicht bestimmen, wie weit die Übersetzung demselben treu geblieben ist. Der Übersetzer ist ein achtungswerther Kaufmann, der von allen mercantilischen Geschaften sich zurückgezogen hat, und seine Musse solchen kleinen Arbeiten ehrenvoll widmet. Er hat, nach dem Vorbilde mehrerer neuerer Dichter solcher kleiner Spiele, in Versen übertragen, und diese Verse sind ihm im Ganzen sehr gut gerathen. Stösst man hie und da auch auf Härten: so muss man bedenken, dass weit geübtere Dichter von solchen nicht frey sind. Mehrere derselben machen sich kein Gewissen daraus, *Leid* und *Zeit*, *Freude* und *heute* zu reimen, ein Übelklang, der hier grösstentheils vermieden ist. Uns scheint die Übersetzung weit vorzüglicher zu seyn, als die eines sonst verdienstvollen Gelehrten, der Bruis und Palaprat ganz neuerlich in Prosa übertragen hat. Zur Probe von der hier angezeigten Übersetzung möge folgende Stelle stehen, die wir nicht mit Fleiss ausgewählt haben:

> Studire lange Zeit, und zeichne Charaktere,
> bring Wahrheit, Leben, Geist und offne Laun' hinein,
> missfällig wirst du bald dem feinen Cirkel seyn.
> Mit Treue wolltest Du der Zeiten Sitten schildern,
> Dir fehlt der gute Ton, man gähnt bey deinen Bildern.
> Doch male ohne Kraft und licht- und schattenlos,
> sieh' auf das Liebliche, auf das Gefäll'ge bloss,
> besonders zeige uns recht niedliche Figuren,
> recht zarte Formen in ächt griechischen Conturen,
> sprich schöne Sentiments in prächtigen Worten aus,
> und man beklatschet Dich bey einem vollen Haus'.
> So wahr ist's, lieber Freund, dass in der heut'gen Welt,
> man durch Ein Mittel nur, durch Schmeicheley, gefällt.

Die Übersetzung würde dadurch an Interesse für Deutsche sehr viel gewonnen haben, wenn ein Paar deutsche Dichter dem franz. substituirt wären, und der Übersetzer, wie in der angeführten Stelle, so überall auf deutsche Eigenheiten, Vorfälle in der Welt, in welcher sich das Stück bewegt, Rücksicht genommen hätte. Die Stelle des Herzogs von Vendome hätte ein deutscher Mäcen dann vertreten müssen. Das Äussere dieser Übersetzung ist, wie man von Hn. Göschen gewohnt ist, sehr elegant. J. J.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

SCHÖNE KÜNSTE.

Hildburghausen, b. Hanisch's W.: *Der Musikus, oder von der gründlichen Erlernung der Musik.* Von *C. G. J. Hummel.* 1803. VI u. 164 S. 8. (14 gr.)

Dem Titel zufolge glaubte Rec. ein Werk zu finden, in welchem der Vf. nicht allein die Summe der zur Erlernung der Musik unmittelbar nothwendigen Kenntnisse und Kunstfertigkeiten bestimmt angegeben, und gezeigt hätte, auf welche Art der angehende Tonkünstler sich dieselben zu erwerben suchen müsse, sondern in welchem auch von dem dazu erfoderlichen Talent, von den Nebenkenntnissen und Hülfswissenschaften gehandelt worden wäre. Ein ausführliches Werk dieser Art würde ein wichtiges Geschenk nicht nur für diejenigen gewesen seyn, die sich der Tonkunst ausschliessend widmen wollen, und die gewöhnlich mit dem Umfange dessen, was zur zweckmässigen und guten Ausübung der Kunst erfoderlich ist, noch ganz unbekannt sind, es würde nicht nur für manchen Musiklehrer, der gewohnt ist, bey dem Unterrichte von einem Gegenstande ohne Ordnung und Zusammenhang zu dem anderen überzugehen, einen nützlichen Leitfaden abgegeben haben, sondern es würden sich auch aus demselben die nachtheiligen Folgen ergeben haben, die am Ende daraus hervorgehen müssen, wenn ein förmlicher Cursus der Musik gänzlich vernachlässigt, und blosse Empirie, auf uncultivirtes Talent erbaut, immer mehr zur Ordnung des Tages wird. Zu einem solchen Werke fehlt es in den Schriften über die Musik nicht an brauchbaren Materialien. Die kritischen Zeitschriften, die Lehrbücher über einzelne Zweige der Kunst u. s. w. enthalten für denjenigen, der mit kritischem Geiste zu wählen weiss, einen reichen Schatz von Bemerkungen über das gründliche Studium der Musik. In *Forkels* Einladungsschrift: *Über die Theorie der Musik* u. s. w., und in der Einleitung zu seiner *allgemeinen Geschichte der Musik*, findet man eine vollständige Übersicht aller Theile der Kunst und ihrer Hülfswissenschaften auf eine genügende Art entwickelt und geordnet; und *Klein* hat in der Einleitung seines Versuchs eines Lehrbuchs der praktischen Musik eine Skizze von der gründlichen Erlernung der Musik gegeben, die, um ein Werk von der oben angezeigten Art zu erhalten, nur weiter ausgeführt zu werden brauchte. Alle diese Vortheile hat der Vf., dem es nicht an Belesenheit mangelt, der sie aber oft am un-rechten Orte zeigt, nicht benutzt; ja er ist, genau genommen, nicht einmal völlig in seinen Gegenstand eingedrungen. Und dennoch sagt er in der Vorrede, dieses Werk sey von verschiedenen grossen und bewährten Tonkünstlern durchgesehen, und des besten Beyfalls gewürdigt worden. Rec. sieht sich genöthigt, an diesen Beyfallsbezeigungen zu zweifeln; der Vf. müsste denn unter diejenigen gehören, die ihre Producte Männern von Kenntnissen zur Durchsicht aufnöthigen, sich aber dabey deutlich genug merken lassen, dass sie darüber nicht belehrt, sondern bloss gelobt seyn wollen.

Gleich zu Anfange der Vorrede sagt der Vf.: „Das, was man hier auf diesen wenigen Bogen von der Tonkunst überhaupt, und von der gründlichen Erlernung derselben, gesagt findet, waren grösstentheils Gedanken meines Vaters, die er sowohl gegen verschiedene Tonkünstler und Musikfreunde, als auch besonders gegen seine Schüler von verschiedenem Alter, Fähigkeiten und Erziehung zum öftern geäussert hat." Der Vf. hätte bedenken sollen, dass einzelne im Gespräche mit Tonkünstlern, oder bey dem Unterrichte gegen Anfänger, geäusserte Gedanken als einzelne Gedanken sehr richtig und beyfallswerth seyn können, ohne dass sie dazu geeignet sind, hinreichenden Stoff zu einem Werke über die gründliche Erlernung der Kunst abzugeben.

Das Werk ist in 4 Capitel abgetheilt. I. *Von der Musik überhaupt.* Schon die Herleitung des Wortes *Musik* aus dem Griechischen ist höchst weitschweifig. Wozu in einem solchen Werke die längst veraltete Herleitung dieses Wortes aus dem Hebräischen, nach *Mayers* neueröffnetem theoretischen und praktischen Musiksaale? Wozu hier die in Noten beygefügte Geschichte des Orpheus und Homers? Ehe der Vf. §. 2 zu dem Begriffe des Wortes Musik übergeht, theilt er einige Gedanken über die Bemerkung mit, dass Jünglinge oft nicht wissen, zu was sie sich entschliessen sollen, um künftig ihren Unterhalt zu finden u. s. w. Wenn auch der Vf. Ursache hatte, diesen Gegenstand gerade hier abzuhandeln, und seinen Bemerkungen über den Vorsatz junger Leute, die Musik zu ihrem Geschäfte zu machen, keinen besonderen Abschnitt zu widmen: so hätte er dennoch tiefer in den Gegenstand eindringen, und zugleich zeigen sollen, welche Schul- oder Vor-Kenntnisse man von dem Jünglinge, der die Tonkunst gründlich studiren will, mit Recht fodern müsse. Was den Begriff des Wortes Musik selbst angeht: so wäre der aus *Bachmanns* Entwurf zu Vorlesungen angeführte,

jetzt gewöhnliche Begriff zum Zwecke des Werkes vollkommen hinreichend gewesen. Statt dessen aber giebt der Vf., ausser drey anderen ähnlichen Begriffen, auch noch den von *Walther* zum Besten, die Musik sey die Wissenschaft, wohl zu singen, zu spielen und zu componiren, und bey dieser Gelegenheit erhalten wir zugleich in einer Note Walthers kurze Biographie. Doch auch das ist ihm noch nicht genug, er findet für gut, auch *Werkmeisters* Begriff, aus dessen musikalischem Wegweiser wieder aufzuwärmen, die Musik sey eine mathematische Wissenschaft, welche uns durch die Zahlen zeigt den rechten Unterschied und Abtheilung des Klanges, woraus wir eine geschickte und natürliche Harmonie setzen können. Wer sieht hieraus nicht, wie bequem sich es der Vf. zu machen weiss, einige Blätter seines Buches anzufüllen! — Auch bey der Eintheilung der Musik (§. 3) verfährt der Vf. ganz zweckwidrig. Anstatt uns mit allen zur modernen Musik gehörigen Theilen und Hülfswissenschaften bekannt zu machen, giebt er die alte bey den Griechen gewöhnliche Eintheilung nach dem Aristides, die eigentlich in die Geschichte der Musik der Griechen gehört, wahrscheinlich bloss, um Gelegenheit zu bekommen, dem Leser in einer Note berichten zu können, in welchem Zeitraume dieser alte griechische Schriftsteller gelebt, und welche Schriften er uns hinterlassen hat. In Ansehung einer vollendeten Darstellung des Umfanges der modernen Musik verweiset er auf *Forkels* Einladungsschrift. — „Um aber doch (heisst es S. 15) die Eintheilung der Neueren nicht ganz mit Stillschweigen zu übergehen: so will ich nur das Nöthigste ausheben." — — Wäre es nicht weit zweckmäßiger gewesen, den Gegenstand vollständig darzustellen, und dagegen die alten abgeschmackten Eintheilungen der Musik in *musica antiqua*, *arithmetica etc.*, die der Vf. aus *Walthers* Lexikon Note 22 anführt, wegzulassen? Überhaupt hätte der Vf., nach der Darstellung aller Theile der Kunst und ihrer Hülfswissenschaften, zeigen sollen, in wie weit der Artist, der Tonsetzer, oder der Theorist, und zwar jeder nach seinem verschiedenen Zwecke, in jeden dieser Theile einzudringen habe, und in welcher Ordnung er die ihm nothwendigen Kenntnisse sich zu erwerben suchen müsse. Statt dessen hat der Vf. eine Zergliederung der musikalischen Zeichenlehre eingerückt, die nicht hieher gehört, weil er nicht als Lehrer aller verschiedenen Zweige der Kunst auftritt, und, die so wie er sie hier abgehandelt hat, für den Anfänger völlig unzureichend ist. Am Ende dieses Capitels kömmt der Vf. noch auf die Frage, ob denn auch die Musik unter den Menschen nothwendig sey, oder ob wir sie nicht vielmehr als etwas Überflüssiges, Lächerliches, Kostspieliges oder gar Schädliches betrachten können. Die Beantwortung derselben beginnt folgendergestalt: „Der Bauer, der oft gefühlloser als das Vieh, mit dem er täglich Umgang hat, urtheilt nicht allein zuweilen so von der edlen Tonkunst, sondern oft auch der, der mit seinem Verstande so manche Dunkelheit erhellt u. s. w." — Ohne Zweifel haben unsere Leser weiter kein Verlangen, die Resultate dieser Betrachtung kennen zu lernen.

Cap. II, *von dem Ursprunge und Fortgange der Musik*, nimmt über die Hälfte des ganzen Werkes ein. Da der Vf. bloss von der gründlichen Erlernung der Kunst überhaupt handeln wollte: so wäre es zu seinem Zwecke hinreichend gewesen, theils die Gründe anzuzeigen, warum sowohl dem Artisten als dem Theoristen Kenntnisse der Geschichte der Kunst nothwendig sind, theils die Schriften namhaft zu machen, aus welchen man diese Kenntnisse schöpfen kann. Allein er hat für gut gefunden, seinem Werke eine Einleitung in die Geschichte der Kunst, und einen ganz kurzen und unvollständigen Abriss der Geschichte der Musik einzuverleiben. In Ansehung des Ursprungs der Musik sucht der Vf. die veraltete, im 17 Jahrhunderte besonders von Salomon van Til verbreitete Meinung zu unterstützen, dass der Gesang der Vögel den Menschen die nächste Veranlassung zur Erfindung der Musik gegeben habe, und glaubt, diese Meinung mit allen übrigen Meinungen über den Ursprung dieser Kunst auf eine befriedigende Art vereinigen zu können.

Cap. III. *Von dem Missbrauche des Wortes Musikus.* „Unter einem wahren Musikus (heisst es S. 104) darf nicht verstanden werden: 1) der jedes vorgelegte Stück zur Noth mit allen verschiedenen Zeichen, Pausen u. s. w. abspielen oder absingen kann; selbst der nicht, der einen Generalbass auf der Orgel, ohne ihn vorher erst durchgesehen zu haben, nach allen Regeln trifft, und auch noch verschiedene musikalische Instrumente zu spielen versteht." — „2) Noch weit weniger verdient den ehrenvollen Namen, der von der Musik als von einem Handwerke spricht u. s. w." „Auch der ist 3) kein wahrer Musikus, der zuweilen eine Musik aufführen muss, und dann dabey unaufhörlich mit dem Kopfe nickt, — — oder der an öffentlichen Örtern, wie z. B. in Wirths-, Brantewein- und Becken-Häusern, mit seiner musikalischen Geschicklichkeit pralet u. s. w." „Auch der verdient 4) nicht Musikus genannt zu werden, der nach dem Gehör, sollte es auch nach Noten seyn, auf der Harfe, Cyther, Querpfeife, Leyer, Strohfiedel u. s. w., ein bekanntes Liedchen herleyert, wo Kinder, und vielleicht auch nur der dumme Bauer, den Wunsch laut äussert, auch diess können zu mögen." Welch ein erbärmliches Gewäsch! — In der Folge wird der längst veraltete Streit über den Gebrauch des Wortes Musikant wieder aufgewärmt, wozu vor ungefähr 70 Jahren der Kapellmeister *Scheibe* in seinem kritischen Musikus die erste Veranlassung gab.

Mit dem IV Cap.: *was zu einem wirklichen Musikus erfodert wird*, scheint endlich der Vf., beynahe am Schlusse seines Buches, dem eigentlichen Zwecke desselben näher zu rücken. Allein es scheint auch nur so; denn Alles, was er hier von der gründlichen Erlernung der Musik sagt, ist auf S. 160 enthalten, und besteht in folgenden Worten: „Zum praktischen Theile der Musik wird aber vorzüglich erfodert: die Singekunst, als der Anfang von allen. Sodann: der

Generalbafs; der Choral, nebft dem, was dazu gehört; die Setzkunft; das Phantafiren, und endlich die Mufik zu lehren und Andere darin auf eine fafsliche und gründliche Weife zu unterrichten." — Alles Übrige betrifft blofs einige Hülfswiffenfchaften derfelben. Der Vf. verlangt von demjenigen, der die Mufik gründlich erlernen will, 1) feines menfchliches Gefühl, worunter er das äfthetifche Gefühl verfteht. In Rückficht der Urfachen, warum der Künftler dieses Gefühl befitzen mufs, hat der Vf. fehr weit ausgeholt, dennoch aber nur oberflächlich gefchöpft. Warum er hier blofs von dem Chorale, mit Ausfchliefsung aller übrigen Arten und Gattungen der Kunftproducte, fo weitläuftig gehandelt hat, ift nicht einzufehen. 2) Dafs er die Gefchichte und befonders die Gefchichte der Mufik kenne. „Will er aber die Gefchichte der Mufik gründlich ftudiren (S. 131): fo mufs er auch nicht verabfäumen, alles das zu lernen, was als Hülfsmittel dazu durchaus erfodert wird." Zu diefen Hülfsmitteln rechnet der Vf. mit Recht die Kenntnifs der zu dem gründlichen Studium der Gefchichte der Kunft nöthigen Sprachen. Nur hätte dabey nicht unbemerkt bleiben follen, dafs ein folches Studium der Gefchichte der Mufik, wie der Vf. es hier vorausfetzt, nicht die Sache jeder Tonkünftlers überhaupt, fondern blofs desjenigen fey, der fich insbefondere mit Aufklärungen über die Gegenftände der Gefchichte der Tonkunft befchäftigt. Eben fo urtheilt der Vf. auch ohne alle Rückfichten über die von dem Tonkünftler zu erlernenden fremden Sprachen. Er ift fogar mit fich nicht einig, ob dem Tonkünftler die Kenntnifs der griechifchen oder der englifchen Sprache nothwendiger fey, und zwar theils, weil in Deutfchland anjetzt viel Englifch gefprochen werde, theils weil Burney das Tagebuch feiner Reife in diefer Sprache gefchrieben habe. Von der lateinifchen heifst es S. 136: „Zufrieden wollen oder müffen wir vielmehr feyn, wenn er (der Mufikus) nur die lateinifche Sprache gründlich erlernt hat, ohne welche er fich immer nur einen Stümper, wenigftens keinen gelehrten Mufikus zu nennen, fich im Sinne (in den Sinn) kommen laffen darf." In Anfehung der italiänifchen Sprache, von welcher Vf. unter allen am meiften zu fagen Gelegenheit gehabt hätte, weifs er felbft nicht recht, was er will, denn am Ende kömmt er darauf hinaus, dafs fie einftweilen nebft der franzöfifchen für den Tonkünftler als Aushelfer zu betrachten fey, um nur die Über- und Unter-Schriften der Tonftücke zu verftehen. „Doch darf (fügt er abermal hinzu) ein folcher fich nicht unter die gelehrten Mufiker fetzen wollen."

Gänzliche Vernachläffigung der Mutterfprache fcheint der Vf. einem gründlichen und gelehrten Tonkünftler nach feinem Ideal gern zu verzeihen, denn bey aller Weitfchweifigkeit gedenkt er der Nothwendigkeit, fich in der Mutterfprache richtig ausdrücken zu können, mit keinem Worte. Zum Schluffe mag folgende Stelle beweifen, wie weit es der Vf. felbft in diefem Stücke gebracht hat. Nachdem er S. 131 bemerkt hat, dafs Sprachen die nöthigften Erfoderniffe find, die Gefchichte zu ftudiren, fährt er in der Periode unmittelbar folgendergeftalt fort: „weil man ohne Sprachen, nicht alle diejenigen Schriften verftehen kann, die über die Mufik fchreiben oder fchon gefchrieben worden find, welche Letztere fich gröfstentheils nicht der deutfchen Sprache bedient haben." o —

Leipzig, b. Hoffmeifter u. Kühnel: *Grand Concerto pour Violon*, avec accompagnement de deux Violons, Alto, Basse, deux Hautbois, deux Cors et Flûte, composé par *R. Kreutzer*, membre du Conservatoire de Musique. Oeuv. 12. (1 Rthlr. 12 gr.)

Obgleich bey dem Streben unferer Concert-Geiger, fich mit Concerten von *Kreutzer* und *Rode* hören zu laffen, die flüchtige Spielart derfelben mit dem wahren Vortrage diefer Concerte noch bis jetzt fehr contraftirt, und ob es gleich den mehreften Violiniften, die fich nach diefer einfeitigen Spielart gebildet haben, nach welcher die Allegrofätze in einem fehr gefchwinden Zeitmafse vorgetragen, und alle Paffagen derfelben ohne Unterfchied mit kurzer Strichart und fpringendem Bogen abgefertigt werden, mifslingen möchte, ihren Bogenftrich fo umzubilden, wie es zum Vortrage diefer Concerte nöthig ift: fo läfst fich dennoch von diefem faft allgemein zu bemerkenden Streben, mit Productionen aus der neueren franzöfifchen Schule aufzutreten, nicht ohne Grund fehr viel für die Veredlung des Violinfpiels, oder richtiger für das Wiederaufleben des guten Violinfpiels, nach dem Gefchmacke der Zeit modificirt, hoffen. Freylich wird es den meiften Violinfpielern nicht wenig Mühe koften, die Allegrofätze in einem gemäfsigten Zeitmafse, ohne unnöthige und kleinliche Verzierungen, und mit der nöthigen Ruhe fpielen zu lernen, ihren blofs zum kurzen Abftofsen der Noten gewöhnten Bogen langfam, kräftig, mit völliger Gleichheit und ohne alles Schwanken, in feiner ganzen Länge zu gebrauchen, und dabey die feineren Modificationen der Stärke und Schwäche des Tones heraus zu heben, nächft diefem aber auch fich Sicherheit in denjenigen fchwierigen Applicaturen zu erwerben, die theils zum Vortrage der ungewöhnlicheren Stellen, theils um den Geift diefer oder jener fangbaren Phrafe lebendig auszuhauchen, nothwendig find. Lauter Eigenfchaften, ohne deren Befitz es keinem Violinfpieler anzurathen ift, fich in Concerte von *Kreutzer* einfpielen zu wollen.

Das angezeigte Concert ift in *A dur* gefetzt, und in der bekannten Manier des Vfs.. Das erfte Allegro trägt den Charakter des Prachtvollen, und ift der hervorftechendfte Satz diefes Concerts, fowohl in Hinficht auf Anlage und Ausführung, als auf die Wirkung. Das Adagio in *E dur* ift fehr kurz; es gleicht mehr einer Skizze, als einem ausgeführten Satze. Seine Wirkung mufs es vorzüglich durch gute Haltung und Tragen des Tones erlangen. Am wenigften wird dem Kenner das Rondo in $\frac{2}{4}$ Takt zufagen. Das wenig Intereffe erregende Thema, die faft unzählige Menge der Noten mit kurzen Trillern, die allzulange Ausführung der Couplets, und die, wie gewöhnlich, immer Mangel an innerem Gehalte leidenden Octa-

ven-Passagen ermüden das Ohr in diesem Satze um so mehr, je mehr es durch das Prachtvolle des ersten Allegro afficirt worden ist. Von sehr guter Wirkung ist jedoch der Eintritt des zweyten Couplets in der harten Tonart der kleinen Sexte, nämlich in *F dur*, auf welche dieser Zwischensatz begründet ist.

Bey dem Vorzuge, welchen die Concerte des Vfs. vor vielen anderen Producten dieser Art in Hinsicht auf die höheren Erfodernisse der Kunst mit Recht behaupten, wäre zu wünschen, dass Hr. *K.* mehr Rücksicht auf die Reinheit des Satzes nähme, denn mit der Befolgung der harmonischen Regeln nimmt er es so genau nicht. Octavenfolgen der schlimmsten Art, nämlich solche, wobey die beiden Octaven in den äussersten Stimmen mittelst der Verdoppelung eines Leitions zum Vorscheine kommen, finden sich hin und wieder. Auch würde dieses Concert einen weit höheren Grad der Vollkommenheit haben, wenn der Vf. mehr Fleiss auf die Bearbeitung des Accompagnements verwendet hätte, welches sich hie und da bald zu überladen, bald zu mager, mit der Hauptstimme vereinigt. —o—

Leipzig, b. Breitkopf und Härtel: *Cantate für vier Singstimmen mit Begleitung des Orchesters*, in Musik gesetzt von *J. R. Zumsteg*, Partitur. No. I. II. III. IV. (Jede No. 18 gr.)

Hr Z. hatte so viel gutes natürliches Gefühl und eine so glückliche Anlage zum angenehmen gefälligen Gesange, dabey so gute Kenntniss von der Behandlung des Orchesters, und selbst so viel harmonisches Studium, dass er, was er auch vornahm, mit einer gewissen Sicherheit ausführte; daher es denn auch nie seine gute Wirkung aufs Ohr und selten die aufs Herz verfehlen konnte. Aber an Tiefe und Charakter fehlt es den meisten seiner Arbeiten, und diess gilt auch, bis auf einige brav gearbeitete Chöre, von dieser Cantate. Sehr angenehme und rührende Melodieen, glänzende und gefällige Instrumentaleffecte kommen hier häufig vor. Allein von dem wahren heiligen Charakter und der hohen Ruhe und Würde, die ihn doch eigentlich charakterisirt, findet man wenig darin. Von seiner oft nachlässigen Behandlung der Verse findet sich in der Arie der ersten Cantate ein Beyspiel, das wir in Rücksicht auf junge Künstler, denen beliebte Componisten mit ihren Fehlern so leicht gefährlich werden, unmöglich ungerügt lassen können. Die Verse, die kein Componist von Sinn und Urtheil hätte componiren müssen, heissen:

Wenn ich diess Ganze: Wessen Macht
Am ersten aller Tage
Es aus dem Nichts hervorgebracht?
Voll Durst nach Weisheit frage:
So nennt es mir, Du Erster, Dich,
Du Wesen aller Wesen.
Gott, Deinen Namen nur kann ich
Auf allen Dingen lesen
Und keines Andern Namen.

Diese an sich undeutlichen Verse macht Hr. Z. durch ganz unverzeihliche und in jeder Rücksicht unzweckmässige Dehnungen noch unverständlicher. Er lässt erst die Singstimme mit dem ersten *Wenn* in die Schlusstakte des Ritornells einfallen, und diese unbedeutende Sylbe bis in den vierten Takt aushalten; dann kommen die Worte *ich diess Ganze* kurz nach: nun wiederholt er die Worte *wenn ich diess Ganze* noch einmal, wieder mit einer Dehnung von anderthalb Takten auf dem Wörtlein *Wenn*, und mit einem melodischen und halben harmonischen Schluss auf das Wort *Ganze*. Nach zwey halben Takt Pausen fängt nun ganz neu an: *wessen Macht*, mit zwey Takt langer Dehnung auf *Macht*, dann *am ersten*, mit einer krausen Passage von drey Takten auf der ersten Sylbe des Wörtleins *ersten*; darauf gehts zum förmlichen Schluss mit einem kräftigen Unisonns bis *hervorgebracht*; der Schluss wird durch ein Inganno aufgehalten, um das Fragezeichen (das hier nicht einmal eine eigentliche Frage bezeichnet) auszudrücken. Nun hebt eine neue Melodie an, zu den Worten: *voll Durst nach Weisheit frage*, und wieder eine ganz verschiedene, fast klagende Melodie zu den Worten: *so nennt es mir Du Erster dich, Du Wesen*; auf der ersten Sylbe dieses letzten Wortes verweilt Hr. Z. wieder vier Takte, und bringt darauf eine Correlatur an. Dann wiederholt er den Vers, um eine eben so lange und noch buntere Correlatur auf die erste Sylbe von *aller* anzubringen; zum Schluss erhält die erste Sylbe des Wortes *andern* im letzten Verse noch eine Correlatur von zehn Takten. Es ist schwer zu entscheiden, ob der Componist sich über die Verse oder über die Zuhörer habe lustig machen wollen, da die letzteren nur zu geneigt sind, von einem einmal beliebten Componisten Alles hinzunehmen, und für schön gelten zu lassen.

Die Verlagshandlung verdient indess, besonders von Cantoren, vielen Dank, dass sie diese im Ganzen braven Arbeiten um so billigen Preis in vollständiger Partitur bekannt gemacht hat. Möge sie doch fortfahren, dem grossen Bedürfniss unserer Kirchen auf so gute Weise ferner abzuhelfen! £.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Hannover*, b. Gebr. Hahn: *Lieder der Religion, der Freundschaft und Liebe*, mit Clavierbegleitung von *F. B. Benneken*. 54 S. gr. Quer-Folio (2 Rthlr.) Etwas Kälteres und Unbedeutenderes als diese, mit dem herrlichen Drillings-Titel prangenden Lieder, ist Rec. so leicht nicht vorgekommen. Die Melodieen bestehen aus den alltäglichsten Reminiscenzen, und scheinen den Worten nur nothgedrungen, diese den Melodieen oft wohl erst, hinterdrein angepasst zu seyn: den meisten könnte man ganz andere Verse, von ganz verschiedenem Inhalt, ja selbst von anderen Sylbenmassen unterlegen. Die harmonische Begleitung ist nur nothdürftig schulgerecht und auch das nicht überall. Dass dabey an richtige rhythmische Behandlung gar nicht, und noch weniger an Charakter und Eigenheit zu denken ist, wird man leicht vermuthen. Indessen werden sich Liebhaber des Gesanges genug finden, die diese Lieder gerade ihrer Mittelmässigkeit wegen vielleicht lieber singen werden, als manches tiefgefühlte, feingedachte und sorgfältig ausgearbeitete Lied, das auch, um beym Vortrage seine eigene Wirkung zu thun, wieder tief gefühlt, durchdacht und sorgfältig vorgetragen seyn will. Tr.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

THEOLOGIE.

Harderwyk, b. Tyhoff: *Nahumi vaticinium, philologice et critice expositum, f.* fpecimen academicum, quod praefide *J. H. Pareau*, Theol. Doct. etc., publicae disputationi committit *Everardus Kreenen*, auctor. 1808. 131 S. 4. (1 Rthlr. 8 gr.)

Diefe Erklärung des Prophethen Nahum, dem unter den hebräifchen Dichtern ein vorzüglicher Platz gebührt, empfiehlt fich durch eine treffliche Benutzung der wichtigften Vorarbeiten gründlicher, namentlich holländifcher, Philologen und durch manchen fchätzbaren eigenen Verfuch allen lernbegierigen Bibelauslegern zu einer dankbaren Aufnahme und einem forgfältigen Studium. Keinen geringen Werth verleihen diefer Arbeit die zahlreichen, gröfstentheils befriedigenden handfchriftlichen Bemerkungen des verftorbenen berühmten Orientaliften *N. W. Schröder*. Um von diefen zuerft unferen Lefern einen Vorfchmack zu geben, wollen wir zunächft über die fehr dunkele erfte Hälfte des 10 V. Cap. 1, deren Aufhellung auch Hn. *Frähn* und Hn. *Jufti* in feiner neueften Überfetzung des Nahum mifslungen ift, die neuen und fcharffinnigen Anfichten deffelben mittheilen. Der fehr wahren Bemerkung zufolge, dafs man das von unferem Dichter gebrauchte Bild von *Dornen* keinen Augenblick bey unferer Stelle aus den Augen verlieren dürfe, fährt Hr. *S.* S. 66 alfo fort:

„Thema סבא in fua origine notavit *radere*, *deradere*, et fpeciatim ufurpatum eft de derafione tegumenti, ut quando pellis animalis *deglubitur*, vel cortex arboris *deraditur* atque *deftringitur*. Idem illud סבא ufurpatum eft de fpinis, quae fuis aculeis cutem *deradunt*, *deftringunt* et *lacerant*, prouti Arabes in verbo, quod huic cognatum eft, شبي, notionem habent *aculei cutem deftringentis*. Hinc itaque interpretor illud כסבאם fecundum *deftringere ipforum* fc. Affyriorum i. e. *quemadmodum ipfi deftrinxerunt ad inftar fpinarum, quae infeftis aculeis radentes et cutem deftringentes vulnerant et lacerant*. Alteram vocem סבואים *deftricti* fc. funt *Affyrii* per figuram elegantem *ἀντανακλάσεως* alia accipio notione, nempe de *derafione* f. *deftrictione* qualis eft *fpinarum*, quando ferro *deftringitur* earum cortex cum fuis aculeis, ut laedere et pungere amplius non poffint. Tota itaque phrafis: *quemadmodum ipfi deftrinxerunt, ipfi deftricti funt*, in hunc fenfum exit: *quemadmodum Affyrii fpinarum ad inftar infeftis aculeis alios homines et populos laeferunt et quafi deftrinxerunt, ita nunc ipfi viciffim deftringentur et deglubentur inftar earundem fpinarum, quorum cortex et aculei ferro deftringuntur*, ne laedere amplius poffint."

Diefer Deutung gemäfs überfetzt nun Hr. *K.* unfere Stelle ganz paffend: „*Profecto, fpinarum inftar intractabiles fint: et, uti alios laeferunt, ita ipfi laedentur.*" Eben fo fehr als die vorgetragene empfiehlt fich eine andere Erklärung deffelben Gelehrten von dem V. 12 vorkommenden Worte שְׁלֵמִים durch „*integri, qui hactenus integras et illibatas vires habuere, quas nullus hoftis frangere aut debilitare potuerit.*" Denn in derfelben Bedeutung treffen wir das chald. Wort שְׁלִים in d. Targum des Onkelos 2 B. Mof. XII, 5, in dem Ausdrucke אִמַּר שְׁלִים, und das arab. سَالِمٌ in *S. de Sacy Chreftom. Arabe* T. 1 p. 561 an. Über die Worte בּוּקָה וּמְבוּקָה Cap. 2, 11. wird die lehrreiche Bemerkung mitgetheilt:

„Verbum בוק in toto Hebr. Codice non occurrit, fed ex dialecto *Arabica* apparet id cognatum effe verbo בקק i. e. *crepare* et hinc *crepitu difrumpi* ac *lacerari*. Eadem proprietas noftri בוק, quod apud Arabes fpeciatim ufurpatur de *crepitu* et *fragore bellico*, cum hoftes omnia *perrumpunt* et *difrumpunt*, ut nullis clauftris aut obicibus coerceri femel patiantur, quia caedibus et rapinis paffim graffentur etc."

Eine nicht minder treffliche Aufklärung gewährt über das Wort סֹכֵךְ die Erinnerung:

„ex ufu participiali per ellipfin accepit notionem fubftantivam, atque cum hic agatur de urbis obfidione, videtur notare *teftudinem* vel aliam id genus machinam bellicam, qua oppugnatores femet protegebant contra tela, quae ex muris vibrabantur."

Weniger natürlich und zuläffig hat uns die neue finnreiche Deutung von den dunkelen Worten מִנְּזָרִים und טַפְסְרִים Cap. III, 17 gefchienen. Durch das erfte follen vermöge der Abftammung von נזר *milites obftricti facramento ad militiam certa eorum mercede conftituta*, gleichfam *auctorati*, durch das andere nach dem arab. دسر *phalanges denfius conftipatae* bezeichnet werden. Denn an unferer Stelle, wo die in Üppigkeit fchwelgenden Kaufleute und die Grofsen Ninives nach ihrer zahlreichen Menge, aber zugleich auch nach ihrer ohnmächtigen Feigheit, in charakteriftifchen Bildern vergegenwärtigt werden, haben wir offenbar bey den genannten Wörtern an *hohe affyrifche Staatswürden* zu denken, deren Bezeichnung der in der Nähe lebende Prophet Nahum oft genug gehört haben mochte, als dafs es ihm irgend auffallend fcheinen konnte, den eigenthümlichen Namen mit der möglichften Genauigkeit in die hebr. Sprache überzutragen.

Wenden wir jetzt uns von den gehaltvollen *fchröderfchen* Anmerkungen, denen wir, wenn es der Raum geftattete, mehrere gelungene Erläuterungen des Hn. Prof. *Pareau*, die z. B. S. 62 und 125 aufgenommen worden find, beyfügen könnten, zu den

Hn. *Kreenen* eigenthümlichen Verdiensten um die Aufhellung dieses Buchs.

Recht wackere Spracherläuterungen, wohin Rec. vorzüglich diejenigen rechnet, die aus dem arabischen Sprachgebrauch und zwar aus arabischen Dichtern glücklich beygebracht sind, wechseln mit mehreren recht guten geschichtlichen Anmerkungen ab. Aus der ersteren Classe empfehlen sich die Erinnerungen über die Redensart לא תקום פעמים Cap. 1, 9 S. 63 u. 64; über das Wort ברושים, Cap. 2, 4 S. 84; über das Wort בקקים ebend. V. 5, S. 85. 86; über den Ausdruck בקול יונים ebend. V. 8, S. 90; über das Wort דהר Cap. 3, 2. S. 100. 101; über die Redensart להב חרב ebend. V. 2. S. 102. 103. Aus der letzteren Classe wählt Rec. die über den geographischen Namen נא אמון Cap. 3, 8 und über den 9 V. gesammelten Nachrichten. Auch sind zuweilen treffende Parallelstellen, wie S. 109 und 120, aus griechischen und römischen Schriftstellern dem Commentar eingefügt worden. Aber dieses günstige Urtheil darf nicht dahin gedeutet werden, als wenn die kühne Bildersprache unseres erhabenen hebräischen Sängers überall befriedigend aufgeklärt, alle Dunkelheiten des Textes glücklich zerstreuet worden seyen. Vielmehr sind manche unnöthige kritische Änderungen beliebt, manche unrichtige Auslegungen versucht worden, so wie mehrere Schwierigkeiten unberührt geblieben. Z. B. C. 1, 14 schlägt Hr. *K.* vor, statt מבית zu lesen בבית und אכרית zu verwandeln in אכריתך ohne Grund. Ps. 109, 8 findet dieselbe Construction Statt, und der gewöhnliche Text giebt einen sehr guten Sinn, wenn man nur übersetzt: „aus deines Gottes Tempel weg will ich vertilgen, nämlich שמך, d. h. selbst an dieser geweihten Stätte wird Untergang dich treffen; ja zwischen gegossenen und geschnitzten Götzen — fährt dann der Dichter im zweyten Gliede fort — wirst dein Grab du finden, אשים קברך, eigentlich: will ich die Stelle deines Grabes vertreten lassen.“ Eben so wenig darf Cap. 2, 14 die Lesart רכבה verdrängt werden, wie der Vf. zu thun geneigt ist. Denn das Wort רכב bezeichnet nicht bloss *Wagen*, sondern *jeden Sitz*, worauf man ruht, jeden *Aufenthaltsort*, als Lager u. s. w., wie man theils aus der Grundbedeutung des Wortes רכב (s. *Sylloge Dissertat. sub A. Schultens cet. def.* T. I. S. 558), theils aus mehreren abgeleiteten Wörtern, die in der Bibel vorkommen, deutlich entwickeln kann. Und will man auch die gewöhnliche Bedeutung hier beybehalten: wer erinnert sich nicht, dass die hebräischen Dichter bildliche und eigentliche Bezeichnungen, häufig mit einander abwechseln lassen? Sehr gezwungen, und im Widerspruch mit dem hebräischen Sprachgebrauche, ist die Übersetzung des Wortes גאון יעקב Cap. 2, 3 durch *fastum Judaeis inimicum*, indem dieses Wort, welches eine prachtvolle Fülle, eine stolzirende Pracht bedeutet, nie in passiver Bedeutung vorkommt, und gerade in der Verbindung, worin wir dasselbe hier erblicken, unzählige Mal den Prunkglanz des israelitischen Volks umfasst. Eben so sehr scheint uns der Sinn der Worte בקקום בקקים ebend. verfehlt zu seyn. Wir müssen in dem Worte בקק eine doppelte Bedeutung unterscheiden: die eine umschrieb eine *mit einem heftigen Krachen, einer gewaltsamen Anstrengung bewirkte gänzliche Zerstörung*, und muss dem ersteren Worte בקקום beygelegt werden; die andere drückte ein *Beschneiteln des Weinstocks* aus. So wie also von dem Hauptworte סקל ein Zeitwort gebildet ward, welches z. B. Jes. 5, 2 *ein Reinigen von Steinen bezeichnete*: eben so scheint aus dem Worte בקק, welches Hos. 10, 1 von einem *üppigen Schösslinge treibenden Weinstocke* vorkommt, ein Zeitwort hervorgegangen zu seyn, wodurch ein *Wegnehmen*, ein *Abschneiden* der wuchernden Ranken dargelegt wurde. Schreibt man diese letztere Bedeutung der Form בקקים bey: so erscheinen die Worte בקקים und שחתו, so wie זמריהם und בקקים in dem schönsten Einklang. Über die *Quadriliter. vocc.* Cap. 2, 5. ישתקשקון und העלה ebend. V. 11 vermisste Rec. eine aufklärende Anmerkung, die aus dem Geist der hebr. Sprache geschöpft viel Licht verbreitet haben würde.

Der schwächste Theil der *kreenenischen* Arbeit ist die einleitende, in 4 Capitel eingetheilte *Dissertatio de Nahumi vaticinio*. Das erste Capitel ist überschrieben *de historia Assyriaca cum Nahumi vaticinio conjuncta*. Zuerst beschäftiget den Vf. die Ausgleichung der herodotischen Angaben mit den des Diodor von Sicilien, der, dem Ansehen des Ctesias folgend, dem assyrischen Reiche eine mehr als 1300 Jahre umfassende Dauer zuschreibt, indess jener dieselbe nur auf einen Zeitraum von 520 Jahren beschränkt. Um diesen Streit zu schlichten, nimmt er mit Larcher an, dass Diodor von der allgemeinen Dauer des assyrischen Reichs, von seiner allmählichen Entstehung bis zu seinem gänzlichen Untergange, Herodot aber bloss von der Zeit der Blüthe spreche. Aber aus den Trümmern des alten assyrischen Reichs sey (S. 7) ein neues hervorgegangen, dessen das alte Testament häufig erwähne, indem es einen *Phul*, einen *Tiglatpilesar*, einen *Salmanassar* u. s. w., lauter Könige aus dieser zweyten Periode (S. 8. 9), aufführe. Hierauf sucht Hr. *Kr.* wahrscheinlich zu machen, dass der verheerende Einfall der Assyrer in Ägypten, worauf die Bibel so oft anspiele, unter Sanherib erfolgt sey; so wie die Niederlage des assyrischen Heeres vor Jerusalem, als die Hauptursache des bald darauf eintretenden Unterganges des assyrischen Reichs betrachtet werden müsse (S. 10 bis 13). *Cyaxares*, König der Meder, habe, unterstützt von Nabopolassar, Ninive belagert, erobert und zerstört. Rec., der hier nicht alle irrigen Vorstellungen berichtigen kann, erlaubt sich bloss folgende Gegenbemerkungen. 1) Die Annahme eines neu-assyrischen Reichs, als eines für sich bestehenden Staats, der mehrere unabhängige Könige gezählt habe, beruht auf einem blossen, durch den vieldeutigen Namen *Assyrien*, wovon auch in der Bibel einige Beyspiele vorkommen, veranlassten Irrthum, und diese Rubrik muss aus unseren Compendien der allgemeinen Welt- und Völker-Geschichte ausgestrichen werden. Denn die Zerstörung Ninives unter Sardanapal, nach der eine zweyte erfolgt seyn

soll, deren die Bibel gedenke, ist keine andere, als die, welche Nahum und Zephania zum Gegenstande ihrer Orakel gemacht haben. Vergleichen wir die Beschreibung, welche Herodot, Ctesias und Andere von dieser denkwürdigen Begebenheit uns geliefert haben, unbefangen: so werden wir uns überzeugen, dass die von den griechischen Schriftstellern gemeldeten Nachrichten und Umstände bis auf das unglückliche Schicksal der Königin (Nahum II, 8) mit der in der Bibel befindlichen Schilderung von der unter Esarhaddon durch Nebucadnezar's Beyhülfe (Tobi 14, 15) erfolgten Zerstörung, die von Hn. *K.* für die zweyte gehalten wird, von einer und derselben Begebenheit sprechen. 2) Macht also das gänzliche Stillschweigen der Bibel von einem neuassyrischen Reiche, deren Stimme wir bey allen Untersuchungen über die älteste asiatische Geschichte nicht hoch genug ehren können, den Forscher mit Recht gegen das Vorgeben späterer griechischer Schriftsteller misstrauisch: so müssen wir um so mehr Hn. *K's.* und anderer Gelehrten Vorstellung als ungegründet aufgeben, da über der Entstehung dieses neuassyrischen Reichs ein verwirrendes Dunkel liegt, wie unser Vf. S. 7 selbst nicht ableugnen kann, daher auch *Larcher* Tome VII (1802. 4) der *Histoire d'Herodote trad. du Grec.* S. 144, das Daseyn desselben zu bezweifeln scheint. Und doch soll das furchtbare, mächtige Assyrien, dessen Grösse und Glanz zu schildern, biblische Schriftsteller nicht Worte genug finden können, nach Hn. *K's.* Dafürhalten einerley mit dem zweifelhaften neuassyrischen Reiche gewesen seyn! 3) Wenn aus den Trümmern Ninive's, welches nur ein Mal zerstört worden ist, ein neues assyrisches Reich hervorgegangen seyn soll, welches den Aussagen der Bibel zufolge, die Hr. *K.* auf diese zweyte Periode deutet, sehr mächtig und glänzend gewesen seyn muss: wie lösen wir alsdann *den* Widerspruch, dass von eben denselben hebräischen Propheten die Zerstörung Ninives als das *Grab* der stolzen assyrischen Macht und als die *Wiege* des noch mächtigeren Chaldäer-Reichs dargestellt wird? 4) Wie retten wir alsdann die Ehre der Bibel, die Ninive einer dürren Wüste vergleicht, die forthin der Aufenthalt wilder Thiere seyn würde, und den Schlag, der Ninive betroffen, als *unheilbar*, als *tödtlich* bezeichnet? 5) Werden die Zerstörer Ninives von Nahum 3, 2. 3 Zug für Zug genau so geschildert, wie die Chaldäer an so vielen Stellen des A. T. erscheinen. Aber, wird Hr. *K.* einwenden, wie reimen wir mit dieser Ansicht die von griechischen Schriftstellern uns aufbewahrte Nachricht, dass die *Meder*, und nicht die Chaldäer, Ninive zerstört haben? Dieser Einwurf lässt sich leicht beseitigen. Die Meder, die bekanntlich dem assyrischen Scepter unterworfen waren, haben wahrscheinlich zuerst die Fahne des Aufruhrs aufgesteckt, und das kühne Unternehmen, den assyrischen Coloss umzustürzen, vorzüglich thätig geleitet. Die Empörung scheint bald nach Sanheribs Ermordung, die eben sowohl (denn die Mörder flohen nach Ararat, wo vermuthlich der Aufstand schon ausgebrochen war) als seine plötzliche Rückkehr nach Ninive mit dem aufrührerischen Treiben der dem assyrischen Reiche einverleibten mannichfaltigen Völker in einem natürlichen Zusammenhange sich darstellt, zu hellen Flammen aufgelodert zu seyn, aber sich zugleich, weil sonst das Beginnen der Meder Tollheit gewesen seyn würde, über eine Menge anderer nordasiatischer Nationen verbreitet zu haben. Und diese Vermuthung unterstützen wirklich mehrere wichtige Data aus der ältesten asiatischen Geschichte. Die beiden Söhne Sanheribs, die ihren Vater im Tempel tödteten, dürfen wir als Mitverschworene betrachten, und der Umstand, dass sie nach dieser That schleunig nach Armenien sich gerettet, scheint nicht undeutlich zu verrathen, dass sie dort gleichsam im Schooss der übrigen Vaterlandsverräther sich sicher geglaubt haben. Nach dem apokryphischen Buche Tobi's, welches manche wichtige Sagen aufbewahrt hat, liess Sanherib (Cap. 1, 18) bald nach seiner Rückkehr aus Palästina viele seiner Unterthanen in Ninive hinrichten; ja nach V. 16 ebend. waren selbst unter Sanheribs Regierung schon die Wege nach Medien, welches wahrscheinlich den Gehorsam bereits aufgekündigt hatte, unsicher, wenn man nicht lieber diese Stelle von einem wirklich erfolgten Abfalle der Meder deuten will. Sogar der Unterkönig oder Statthalter zu Babylon, der an den König Hiskias eine schmeichelhafte Gesandschaft schickte, scheint an der grossen Verschwörung gegen Assyrien einen wesentlichen Antheil genommen zu haben, mit welcher Vorstellung sich auch theils die Berichte mehrerer älterer griechischer Schriftsteller und eines Josephus Jud. Alt. X, 5. 11, theils die Andeutungen späterer armenischer Jahrbücher (s. *Recherches curieuses sur l'Asie cet. Paris* 1806. *p.* 56 *suivv.*) trefflich vereinigen lassen. Die Chaldäer nun, denen wir, als einem rauhen, unternehmenden Volke, unter den Verbündeten eine Hauptstelle anweisen können, mögen (wie einst die Perser bey der Gründung der neuen durch Alexander zerstörten Monarchie), nachdem sie bey der Unterstützung der Meder ihre Stärke kennen gelernt hatten, von dem Muthe eines kühnen Eroberers geleitet, auch das Joch über die Meder geworfen, und sich zu unumschränkten Herrschern Asiens aufgeworfen haben.

Das 2 Cap. handelt *de argumento vaticinii, quod Nahumo adscribitur.* Hier stellt der Vf. die nicht unerwartete Behauptung auf, dass unser biblisches Buch eine wahre Weissagung enthalte, indem er sich auf nichts sagende Beweise stützt. Rec. muss von neuem widersprechen, da sich ihm nach oft wiederholten Untersuchungen alle die geschichtlichen Gemälde, welche wir den hebr. Propheten verdanken, als blosse Erzeugnisse wirklicher Begebenheiten, dichterisch eingekleidet, dargestellt haben. Und warum sollte nicht Nahum, gesetzt, dass er weder Zeitgenosse noch Augenzeuge gewesen sey, einen treuen Bericht von den einzelnen schrecklichen Ereignissen haben leicht erhalten können, da doch viele seiner Landsleute, die von assyrischen Königen weggeführt worden waren, als Gefangene theils in Ninive, theils in der Nähe dieser üppigen Stadt lebten? Der Zweck, den Nahum zu erreichen gestrebt hat,

war wohl kein anderer, als seinem seufzenden Volke unter einer ganz natürlich sich darbietenden Vergegenwärtigung der schrecklichen Leiden, die sie unter den Assyrern erduldet hatten, den grausenvollen Untergang, den die stolze Monarchie durch die gänzliche Zerstörung der übermüthigen Hauptstadt getroffen hatte, in ergreifenden Zügen als ein gerechtes Strafgericht Jehovas zu schildern. Mehrere Zwecke aufzusuchen und mehrere Abtheilungen, wie Hr. *K.* S. 18f. zu thun geneigt ist, zerstört willkührlich den schön angelegten Plan unseres hebr. Dichters. In dem 3 Cap. *de Nahumi aetate et patria*, prüft der Vf. mehr nach vorgefassten Meinungen, als gründlich, und nicht ohne gehässige Seitenblicke auf deutsche Philologen (z. B. S. 24) mehrere abweichende Vorstellungsarten über das Zeitalter des Propheten Nahum, und bekennt sich zuletzt zu der Meinung, dass er ein Zeitgenosse des Königs Hiskias gewesen, aber *vor* der Niederlage des assyrischen Heeres bey Jerusalem geweissagt habe (S. 25, 26). Den Ort *Elkosch*, den die Überschrift nennt, setzt er mit Hieronymus in Galiläa. Die beiden hier abgehandelten Fragen lassen sich nach Rec. Einsichten ziemlich wahrscheinlich noch jetzt beantworten. Hat Nahum die schrecklichen Ereignisse, die das unglückliche Ninive in einen Schutthaufen verwandelten, selbst erlebt, wie man, wenn man nicht ohne Noth Wunder häufen will, aus der überraschenden Ähnlichkeit, die sich zwischen den Schilderungen der hebr. Propheten und den Nachrichten griechischer Schriftsteller offen darlegt, zu schliessen befugt ist: so müssen wir in der ersten Hälfte der Regierung ihn blühen lassen. Und da ein Ort Elkosch auf der Ostseite des Tigris, nicht weit vom heutigen Mosul, einst vorhanden gewesen: so darf uns, da mehrere andere hebr. Exulanten ebenfalls in der Nähe von Ninive gelebt haben, nichts abhalten, diesen Ort zum Aufenthalt für unseren hebr. Dichter zu wählen. Die kraftvolle, blühende und gebildete Sprache, die Nahum redet, zwingt nicht, wie Hr. *Jahn* und mit ihm Hr. *K.* glaubt, einen ähnlichen Ort in Galiläa vorzuziehen: denn haben nicht mehrere der erhabensten hebräischen Dichter während und nach dem babylonischen Exil ihre köstlichen Lieder gesungen? Im 4 Cap. endlich, *de stilo Nahumi et ratione poetica, quae in ejus vaticinio observatur*, ist Rec. am meisten befriedigt worden.

Aσ. Hρ.

KURZE ANZEIGEN.

Homiletik. *Leipzig*, b. Vogel: *Taschenbuch für Prediger und Candidaten des Predigtamts.* 1806. VI u. 230 S. 8. (21 gr.) Dieses Taschenbuch (von welchem keine Fortsetzung erfolgt ist) gehört zu den unzähligen Erleichterungsmitteln für die Arbeiten des Predigers, welche man schon unter mancherley Firmen in die Welt geschickt hat. Es trägt eine Abhandlung als Kranz an der Stirne, deren Überschrift: *Über das Ideal einer guten Predigt*, ein recht gutes Vorurtheil für das Buch selbst erwecken kann. Aber man darf nur ein paar Seiten lesen, um sogleich zu sehen, dass der Vf. von dem, was er abhandeln will, selbst sich noch keine Idee gebildet hat. Ein Ideal einer guten Predigt soll ein durch Vernunft und Phantasie zusammengesetztes Urbild von allen den Vollkommenheiten seyn, die eine gute Predigt haben soll. Von den Vollkommenheiten selbst aber erfährt man nichts. Es wird bloss gesagt, das Schaffen eines solchen Ideals sey als Übung der denkenden Vernunft schon wichtig, indem es Anlass zum Denken über das wichtigste Geschäft des Religionslehrers gebe. (Was das für Dinge sind! Nicht das Schaffen eines solchen Ideals giebt erst Anlass zum Denken über das wichtigste Geschäft des Religionslehrers. Wer sich ein solches Ideal schafft, der muss doch schon längst Anlass zum Denken über das wichtigste Geschäft des Religionslehrers gehabt haben.) Sodann hätten Ideale eine ermunternde und erweckende Kraft, dienten bey Beurtheilung des Wirklichen zum Massstabe, und erleichterten die Verfertigung eigener Arbeiten. Zugegeben diess alles: aber wo bleibt denn das Ideal selbst? Der Vf. muss es gefühlt haben, dass er nun eigentlich davon handeln sollte, und giebt nun, da er es selbst nicht zu finden und zu entwickeln weiss, zwey Mittel an, wodurch es Andere finden könnten. Vor allen Dingen, sagt der Vf., muss man über den Zweck der Predigten, über die Materialien dazu und die Form derselben nachdenken, und sodann damit das Lesen und Studiren guter Anweisungen zum Predigen und guter Muster verbinden. Aber muss nicht schon jeder angehende Prediger, wenn er nur predigen lernen will, von diesen Mitteln Gebrauch machen, auch wenn er gar nicht zum Schaffen eines Ideals emporstrebt? — In einer anderen Abhandlung S. 158: Was sollen vorzüglich Prediger thun, um die an sich nützliche (an sich? auch ohne zweckmässigen Gebrauch?) kirchliche Anstalt der Beichte auch wirklich nützlich für ihre Beichtkinder zu machen? täuscht der Vf. die Erwartung eben so, wie in der obigen. Wenn man hofft, es werde nun die Art angegeben werden, wie das geschehen könne: so heisst es S. 177: „Doch es ist nicht der Ort, hier ausführlicher anzugeben, was und wie man bey solchen Reden sprechen muss. Suchet, so werdet ihr finden, heisst es auch hier." Der Leser glaubte es aber bey dem Vf. zu finden, weil dieser ihn suchen liess. Die Materialien zu Leichenpredigten, Traureden, Tauf-, Confirmations-, Beicht-Reden, zu Anreden bey Krankencommunionen, zu Predigten bey Feuersbrünsten, Überschwemmungen, Hagelschlag, welche man hier findet, können für Manchen, der sich gern helfen lässt, hülfreich seyn. Aber etwas Ausgezeichnetes hat Rec. wenigstens nach seinem Gefühle nicht gefunden. Er schlägt die erste beste Seite auf, S. 66. Über die gehörige Liebe zu unseren rechtschaffenen Verwandten nach ihrem Tode. (Wer hat je von *gehöriger* statt von rechter Liebe, von Liebe rechter Art, gesprochen?) 1. Nach ihren Äusserungen. Sie äussert sich durch Sehnsucht nach dem Verstorbenen (dass diese Sehnsucht da ist in einem liebenden Herzen, ist natürlich; aber warum etwas als Pflicht aufstellen, was einmal vergeblich ist?), durch den Wunsch, dass es ihnen in der Ewigkeit wohl gehen möge (braucht man das erst zu wünschen, wenn sie rechtschaffen waren?), durch dankbares Andenken an sie mit Achtung und verbunden, durch ein anständiges Betragen gegen sie (sollte heissen: gegen ihre Leiche und ihre Verordnungen). 2) Nach ihrer Beschaffenheit. Sie darf nicht übertrieben, sondern muss gemässigt, nicht einseitig, sondern vernünftig, nicht parteyisch, sondern gerecht seyn. (Fällt aber nicht alles hier zusammen? Als ob sie, wenn sie vernünftig ist, nicht auch gerecht und mässig wäre! Und ist sie nicht schon damit auch parteyisch, wenn sie übertrieben und einseitig ist?)

—R—

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

MATHEMATIK.

Bern, b. Walthard: *Allgemeines fassliches und vollständiges Rechenbuch, oder Versuch einer leichten Art, den Kindern die ganze Rechenkunst gründlich beyzubringen, so dass sie ohne grosse Anstrengung tüchtig werden, alles auszurechnen, was je im gemeinen Leben, und besonders in der Waaren- und Wechsel-Handlung vorkommen kann.* Von *Peter Witz*, Pfarrer zu Biel. 1 Th. 1808. 384 S. 2 Th. 1809. 480 S. gr. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Dass der Vf. seine Aufgaben in Geschichten, besonders biblische, einkleidet, diess mag seyn, weil Geschichten nur zu oft das alleinige Mittel sind, auf den Verstand eigentlicher, wie längst erwachsener Kinder zu wirken; wir wollen auch gestatten, dass die 3 ersten Beyspiele beständig fragweise aufgestellt, und, ohne Antworten der Kinder abzuwarten, in dieser Manier beantwortet werden. Alsdann sollte man aber das Kind gewöhnen, sich aus und an diesen Beyspielen die Regeln des Rechnens selbst auszuscheiden, und bestimmt zu entwickeln. Und nichts sollte zu früh noch zu spät vorgebracht werden, jedes an seinem Platz und in der Zeit, wie sich gleichsam der Baum der Rechenkunst aus seinem Kern *genetisch* und *folgerecht* entwickelt, Äste, Zweige, Blätter, Blüthen, Früchte treibt und reift. Diese Methode allein kann der Vernunft zusagen, ist natürlich, und erweckt gründliches Selbstdenken; dann bedarf man keiner Definitionen, und das Erkannte und durch folgerechte Entwickelung schon Bewiesene fasst der Lehrling mit Hülfe des Lehrers sich selbst unter einfache Begriffe und Gesetze. Man kann nicht früh genug die Jugend zum ernsthaften und strengen Denken und Handeln gewöhnen, — eben wenn es Anstrengung kostet, werden die Kräfte gereizt und gestärkt. Wird in der Jugend immer und in Allem getändelt und gespielt: so erwarten die Menschen, dass es auch im Alter so fortgehen müsse. Zerstreuung, wie ernstes Geschäft, hat seine Zeit; ist dieses an der Ordnung: so muss jeder Anlass zu jener vermieden werden, und dazu können beständige Geschichtchen durch Ideenassociationen leicht führen. — Bey schwachen und zerstreuten Köpfen kann der Lehrer aus diesem Rechenbuche die Einkleidung der Aufgaben sich aneignen, jedoch nicht die darin beliebte oft unordentliche Ordnung. Wir wenden uns von diesem allgemeinen Urtheil zu einigen besonderen Bemerkungen.

§. 4. Aus den Zeiten der allgemeinen Finsterniss und des Mönchsthums schreibt es sich her, dass wir nach Zehn zu zählen gewohnt sind; unsere Stammväter pflegten schon Alles nach Dutzenden zu zählen; schreiben konnten sie nicht. Desto unverzeihlicher ist es, wenn ein Lehrer der Rechenkunst eingesteht, „*dass wir gern nach Dutzenden zählen*", und doch sich und seine Schüler nicht gewöhnt, auch alles nach Dutzenden zu schreiben und zu rechnen. Aus *Grüsons* enthüllten Zaubereyen und Geheimnissen der Arithmetik, *Horstigs* Duodecimal-System und aus *Werneburgs* Teleosadik oder Taunadik hätte er dieses seit 1800 lernen können. Daraus würde er erkannt haben, dass das Rechnenlehren der Jugend nach wenigstens zwey Zahlensystemen diese zum eigentlichen logischen Selbstdenken führt, wozu er doch vorzüglich sie anzuleiten sich bestrebt. Eben so hätte Hr. *W.* in der Einleitung vom Numeriren leicht auf das Gesetz aufmerksam machen können, dass jede Ziffer einen 10 (*zehn* oder zwölf, *taun*)- mal grösseren oder kleineren Werth bedeute, so wie sie nur um eine Stelle von der Rechten gegen die Linke oder umgekehrt fortrückt; dann würde die Basis der Systembrüche (der Zehntel- und der Zwölftel-Brüche) um so einleuchtender seyn, und kürzer gefasst werden.

Der Vf. fängt im 1 Abschnitte mit Addition benannter Zahlen an, und bedient sich nicht der Anfangs erleichternden, zwar weitläuftigeren Additionsformen *F. Gl. Busse's* und Anderer, welche Formen doch der Jugend die Additionsgesetze recht anschaulich machen. Vor der Addition hätte ein Abschnitt vorangehen sollen, vom stetigen Fortzählen nach einer gleichen bestimmten Menge, z. B. zu 3, als 3, 6, 9, 12 u. s. w., 1, 4, 7, 10, 13 u. s. w; oder zu 4, als 4, 8, 12, 16 u. s. f., oder 1, 5, 9, 13, 17 u. s. f. Solche Übungen sind der Jugend keineswegs zu erlassen, sie überheben sie beynahe der Erlernung des Einmaleins. Erfahrung muss den Vf. bald darauf führen. Im 2 Abschnitt, von der Subtraction, redet der Vf. noch vom *Borgen*, wenn grössere Einheiten von kleineren derselben Ordnung abgezogen werden sollen, und man 1 Einheit höherer Ordnung nehmen, und sie in die niederer Ordnung *verwechseln* muss. Borgen fodert Zurückgeben; allein Nehmen und Verwechseln ist etwas anderes. Nach §. 20 scheint der Vf. mit den besseren, in der Vorrede vollständig angeführten Rechenbüchern nicht durch eigenes Studium vertraut zu seyn, z. B. mit *Busse*, sonst würde er nicht noch Multiplication und Division als *Vermehrung* und *Verminderung* oder wohl gar als wiederholte Addition und Subtraction erläutern. Dass das Multipliciren ein Ver-

mehren und das Dividiren ein Vermindern seyn soll, bringt die verwirrendsten Begriffe bey der Multiplication und Division der Brüche hervor, und erschwert das richtige Auffassen dieser Materie selbst bey der erwachsenen Jugend nicht wenig. Doch Rec. stöfst nur zu oft auf die Verwirrungen dieses *falschen* Jugendunterrichts. Multipliciren ist *ein Vereinen zweyer Factoren zu einem Factum, worin der eine Factor den anderen so vielmal nimmt, als die Einheit in ihm selbst genommen ist.* Auf diese Weise hat es mit der Multiplication ganzer, wie gebrochener Zahlen keinen Anstofs, man mag das Factum aus 3 mal 4 oder 4 mal 3, aus $\frac{2}{3}$ mal $\frac{5}{7}$ oder aus $\frac{3}{2}$ mal $\frac{4}{5}$, oder aus $\frac{3}{7}$ mal $\frac{5}{18}$ verlangen. Eben so beym Dividiren, welches kein Vermindern ist, sondern *ein Ausscheiden, Suchen des anderen Factors durch den ersten aus dem Factum, worin jeder den anderen so vielmal genommen hat, als die Einheit in ihm selbst genommen ist,* z. B. 4 in 20 ist 5 mal, $\frac{2}{3}$ in $\frac{20}{21}$ ist $\frac{5}{7}$ mal, $\frac{3}{7}$ in $\frac{5}{42}$ ist $\frac{5}{18}$ mal genommen. Rec. ist aus Erfahrung ganz gegen die gebräuchliche Ordnung beym Multipliciren, dafs stets die kleinere Ziffer zuerst gesagt wird, als thätiger Factor, z. B. in 7 × 96482, 2 mal 7 sind 14, 7 × 8 sind 56, 4 × 7 sind 28, 6 × 7 sind 42, 7 mal 9 sind 63, weil dieses zu Verwechselungen veranlafst. Er läfst die jungen Rechner sagen: 7 mal 2 sind 14, 7 mal 8 sind 56, 7 mal 4 sind 28, 7 mal 6 sind 42, 7 mal 9 sind 63, d. i. *sechzigdrey* und nicht drey und sechzig, welches gar leicht 36 geschrieben wird. Daher fodert er z. B. folgende Ordnung *auf-* und *abwärts* in Erlernung der Sätze des Einmaleins:

Rec.		Hr. *W.*
7 mal 1 sind 7		1 mal 7 sind 7
7 — 2 — 14		2 — 7 — 14
7 — 3 — 21		3 — 7 — 21
7 — 4 — 28		4 — 7 — 28
7 — 5 — 35		5 — 7 — 35
7 — 6 — 42		6 — 7 — 42
7 — 7 — 49		7 — 7 — 49
7 — 8 — 56		8 — 7 — 56
7 — 9 — 63		9 — 7 — 63.

In der Division kann man die Frage unter dreyerley Formen fassen: 1) Wie vielmal ist die Zahl 3 oder $\frac{3}{4}$ in der oder der enthalten? 2) Welche Zahl ist 3 mal oder $\frac{3}{4}$ mal in der Zahl n enthalten? 3) Welches ist der 3 oder $\frac{3}{4}$ Theil von der Zahl n? Diese drey Fragen reichen aus, um das scheinbar Widersprechendste in jeder folgenden Fortschreitung zum Höheren der Rechenlehre zu erläutern. — So wie man der Jugend die Sätze eines *Einmal eins ist eins* lernen läfst: so mufs man ihr auch die *Eins in eins ist einmal* lernen lassen. Ungern vermissen wir die Schlufssätze, dafs ein 2, 3 oder 4 mal, oder 10, 100, 1000 mal gröfserer oder kleinerer Factor auch ein eben so vielmal gröfseres oder kleineres Factum giebt; ferner dafs ein 2, 3, 4 mal oder 10, 100, 1000 mal gröfserer oder kleinerer Divisor gegentheils einen eben so vielmal kleineren oder gröfseren Quotienten geben müsse; dafs ein 2, 3, 4 oder 10, 100, 1000 mal gröfserer oder kleinerer Dividend auch einen eben so vielmal gröfseren oder kleineren Quotienten ergebe. —

Wir finden nichts über die verschiedenen Kennzeichen der Theilbarkeit der Zahlen. Die Untereintheilungen der verschiedenen Mafs-, Gewichts- und Münz-Einheiten verschiedener Orte und Länder hätten nicht blofs an Ort und Stelle, wie sie eben vorkommen, erläutert werden sollen; sondern sie waren, vorher tabellarisch aufzuführen, zum leichteren Nachsehen und Memoriren. Auch für die beständige oder zu häufige Erläuterung der bleibenden Reste bey Divisionen in lauter fortlaufenden benannten Untereintheilungen, wie im 5 und 6 Abschnitte, können wir nicht stimmen. Die Jugend mufs bald den Begriff fassen lernen, dafs jede der Z-Einheiten noch in n-gleiche Theile getheilt werden soll, wie der Bruch $\frac{z}{n}$ besagt, und defswegen hätte die Materie des 9 Abschnittes gleich in den 5ten gehört. Wir können die Gründe nicht auffinden, welche den Vf. bewogen haben, im 5 bis 8 Abschnitte die Materien in umgekehrter Ordnung vorzutragen, nämlich von der Division, Multiplication, Addition und Subtraction ungleich benannter Zahlen, d. h. der benannten oder benamten Zahlen nach gewöhnlichem Sprachgebrauch. Man „*verkleinert*" die Brüche nicht, wenn man sie *ohne* Veränderung ihres Werthes durch 2, 3, 4 oder n mal kleinere oder gröfsere Zahlen, im Zähler und Nenner zugleich, ausdrückt, wie S. 162 steht. Brüche werden nur durch gröfseren Nenner, oder durch kleineren Zähler *verkleinert.* S. 187 „Ihr könnt ja nach und nach nur zwey Brüche *zu gleichen Nennern machen*;" soll wohl heifsen: auf gleiche Nenner bringen. Von methodischer Zerfällung der Nenner der zu addirenden Brüche in ihre kleinsten Factoren, woraus dann der *kleinste* Generalnenner sich leichter bestimmen läfst, ist nichts gesagt. Im 10 Abschnitte findet man unter der Aufschrift: von Zergliederungsvermehrung, oder Multiplication *par parties aliquotes,* eigentlich die Kunstgriffe der sogenannten welschen Praktik sehr weitläuftig. Die Verwirrung der Begriffe, wenn man das Multipliciren oder Vereinen zweyer Factoren als ein *Vermehren*, das Dividiren oder Theilen aber als ein *Vermindern* erklärt, giebt der Jugend und dem Lehrer stets zu kämpfen. Die Zweifel sitzen natürlich fest, und der Vf. vermag sie S. 256 u. 257 nicht zu heben. „Brüche mit Brüchen vermehren heifst eigentlich Brüche vermindern," bleibt Widerspruch, gleich wie bey der Division der Brüche, wo man mit einem Bruch vermindern soll, und doch etwas Vermehrtes erhält. Der 11 Abschnitt beschäftigt sich mit dem *französischen Decimalsystem* und mit Aufgaben danach. Wir vermissen dabey eine tabellarische Übersicht und Zusammenstellung der einzelnen Theile desselben. Wie kann aber der denkende Vf. mit in die Posaune für die allgemeine Einführung dieses formal täuschenden, praktisch wie theoretisch höchst unvollkommenen Decimalsystems einstofsen? — Ist er denn nie auf die so nahe liegende viel leichtere und anschaulichere Form der Zwölftelbrüche (Tauntelbrüche), ähnlich den Decimalbrüchen, gestofsen? — Die Bauleute mit ihrem eigensinnig bey-

behaltenen Duodecimalmaſs hätten ihn über den Schein der Feldmaſse belehren können. Mit dem 11 Abſchnitt habe eigentlich die Rechenkunſt ein Ende, und nun gehe die Anwendung des Erlernten an. Der 12 Abſchnitt handelt daher von der Regel *de tri* oder Dreyſatzrechnung; der 13 von der Gewinn- und Verlurſt-Rechnung. Hr. *W.* ſchreibt überall *Verlurſt* ſtatt *Verluſt*, *Einſer* ſtatt Einer.

Der *zweyte Theil*, welchem eine kurze Empfehlung des Hn. Prof. *Trechſel* in Bern vorgedruckt iſt, beginnt im 14 Abſchnitt mit der Geſellſchaftsrechnung, nebſt der Falcidien- und Haberey-Rechnung. 15 Abſchnitt. Vermiſchungs- und Alligations-Rechnung. Bey den Vermiſchungen ſollte man bedenken, daſs die Rechnungen in jedem Falle nur beſtimmt ſind, wenn bloſs zweyerley Dinge von verſchiedenem Werthe und von unterſchiedlicher Menge vermiſcht werden; bey 3 und mehreren werden ſie meiſtens unbeſtimmt, weil dann ſchon, wie bekannt, Mannichfaltigkeit der Verhältniſſe Statt finden kann. Bey den Regeln der Vermiſchung der Metalle findet Rec. §. 111 wie in den meiſten Rechenbüchern, ausgenommen in *Brodhagens* Algebra, die falſche Regel das *Archimedes*, deren Unrichtigkeit Rec. bey Gelegenheit einer Disputation gezeigt hat. Die richtige mag hier ein für allemal folgen. In einer Miſchung ſollen ſich nach Archimedes die Gewichtsverhältniſſe der beiden gemiſchten Metalle, d. h. des *dichteren zum dünneren*, verhalten, wie die Differenz der Gewichtsverluſte im Waſſer des mittleren und dünneren Metalls zur Differenz der Gewichtsverluſte des dichteren und mittleren Metalls. Z. B. die Menge Gold ſey $= G$, die des Silbers $= S$, der Verluſt des Goldes $= V$, des Silbers $= v$, der Miſchung $= \phi$: ſo iſt, wenn die Miſchung nichts an Gewicht oder Maſſe verliert, die bekannte Formel $GV + Sv = (G + S)\,\phi$, daraus $G : S = (v - \phi) : (\phi - V)$ oder $(G + S) . S = (v - V) : (\phi - V)$ $(G + S) : G = (v - V) : (v - \phi)$. Die Krone (aus gemiſchtem Metall) ſoll, wie Hr. *W.* berichtet, nach dem einen Schriftſteller von 18 ℔ Gewicht $1\frac{1}{3}$ ℔ Verluſt, das erhaltene reine Gold 1 ℔ Verluſt bey 18 ℔ Gewicht, das Silber $1\frac{1}{2}$ ℔ bey 18 ℔ Gewicht gehabt haben; daher ſey der Antheil des Goldes zu dem des Silbers wie $(1\frac{1}{2} - 1\frac{1}{3}) : (1\frac{1}{3} - 1) = \frac{1}{6} : \frac{1}{3} = 1 : 2$; oder in der Krone zu 18 ℔ wären nur 6 ℔ Gold, aber 12 ℔ Silber geweſen. Nach der Annahme eines anderen Schriftſtellers habe die Krone im Waſſer 1 ℔, das Goldſtück $\frac{7}{8}$ ℔ und das Silberſtück $1\frac{5}{8}$ ℔ Verluſt gehabt; daher verhielte ſich das Gold zum Silber wie $(1\frac{5}{8} - 1) : (1 - \frac{7}{8}) = \frac{5}{8} : \frac{1}{8} = 5 : 1$, und des Goldes wären 15 ℔, des Silbers 3 ℔ in den 18 ℔ geweſen. Nach *Käſtners* angewandter Mathematik 3 Aufl. 1 Abth. S. 140 — 142, *v. Crells* chem. Ann., nach *Ritter* u. A. behalten die meiſten Metallmiſchungen die Summe der Volumina der beiden einzelnen Metalle nicht. Nach Verhältniſs der *Anziehung* oder *Abſtoſsung* ihrer Theilchen während dem Schmelzen und Erkalten nimmt die Miſchnng *weniger* oder *mehr* Raum ein, daher obige Formeln nicht die wahren Verhältniſſe geben. Chemiker und Phyſiker ſtimmen dann für die folgende, welche ſich auf folgende Betrachtungen gründet. Bey Zuſammenſchmelzung der Metalle iſt Folgendes zu berückſichtigen. Sollen ſie ſich vereinen: ſo müſſen ſie flüſſig werden. Dann aber wirken ſie auf einander wie Flüſſigkeiten von verſchiedener Dichtigkeit, und die Dichtigkeit der Miſchung wird eine mittlere, welche mit durch das Verhältniſs der Menge *in* die Dichtigkeit jedes Metalls additiv beſtimmt wird. Die Quantität des Goldes ſey $= G$, ſeine Dichtigkeit (ſpecifiſche Schwere) $= D$, die des Silbers $= S$, deſſen Dichtigkeit $= d$, die Dichtigkeit der Miſchung $= \Delta$: ſo iſt, bey gleichbleibender Menge oder gleichem Gewicht in der Miſchung, $M = G + S$; $GD + Sd = (G + S)\,\Delta$, daher $G : S = (\Delta - d) : (D - \Delta)$; $G + S) : S = (D - d) : (D - \Delta)$; $(G + S) : G = (D - d) : (\Delta - d)$. Die Dichtigkeiten verhalten ſich aber bey gleicher Quantität oder bey gleichem Gewichte wie die negativen Potenzen der Gewichtsverluſte, folglich $G : S = (\phi^{-1} - V^{-1}) : (V^{-1} - \phi^{-1}) = \left(\frac{v - \phi}{\phi \,.\, v}\right) : \left(\frac{\phi - V}{\phi \,.\, V}\right)$, $G : S = (v - \phi)\,V : (\phi - V)\,v$. Dann erhält man im *erſten* Fall $G : S = (1\frac{1}{2} - 1\frac{1}{3}) . 1 : (1\frac{1}{3} - 1) . 1\frac{1}{2} = \frac{1}{6} : \frac{1}{3} . \frac{3}{2} = 1 : 3$; d. i. des Goldes war unter den 18 ℔ an $4\frac{1}{2}$ ℔, des Silbers $13\frac{1}{2}$ ℔, ſtatt 6 ℔ u. 12 ℔. Im zweyten Fall giebt die Formel das Verhältniſs $G : S = (1\frac{5}{8} - 1)\,\frac{7}{8} : (1 - \frac{7}{8}) . 1\frac{5}{8} = \frac{5}{8} \times \frac{7}{8} : \frac{1}{8} \times \frac{13}{8} = 35 : 13$, $G = \frac{35}{48}$, $S = \frac{13}{48}$; daher Gold $13\frac{1}{8}$ ℔ und Silber $4\frac{7}{8}$ ℔, ſtatt 15 ℔ und 3 ℔. Beides ſehr weſentliche Unterſchiede! Und ſomit erfuhr der König Hiero vom Archimedes doch nicht das Wahre. — Aus denſelben Gründen iſt auch das in demſelben § gegebene Beyſpiel unrichtig aufgelöſt oder berechnet. Die 120 ℔ Miſchung aus Zinn und Bley beſteht nicht aus 74 ℔ Zinn und 46 ℔ Bley; ſondern des Bleyes iſt $\frac{2}{7}$ und des Zinnes $\frac{5}{7}$ des Ganzen, daher Bley $34\frac{2}{7}$ ℔ und Zinn $85\frac{5}{7}$ ℔, zuſammen 120 ℔ Miſchung. Gold- und Silber- und ſonſtige Metall-Arbeiter, auch Münzmeiſter, mögen ſich das Alles wohl merken!

Wir haben uns gefreut, einmal eine deutliche und klare Abhandlung der Skonto- und Abzugs-Rechnung, der Tara- oder Abgangs-Rechnung nach Procenten *von* oder *auf* Hundert im 16 und 17 Abſchnitt zu finden, ferner der Zins- und der Tauſch- oder Stich-Rechnung im 18 und 19 Abſchnitt. Auch die Wechſelrechnung im 20 Abſchnitt iſt gut abgehandelt; man findet darunter den Gewinn und Verluſt beym Wechſelhandel, die Berechnung der Waaren, die durch Wechſelbriefe bezahlt werden; ferner die Parirechnung, und beſonders die Arbitrage oder Wechſelwahl. Allein im 21 — 25 Abſchnitt, wo von der ſogenannten verkehrten Dreyſatzrechnung, von den Wechſel-Aufträgen, nebſt der Zeitrechnung, von der Fünf- und Vielſatzrechnung oder Regel *quinque* und *multiplex*, von Erklärung der reeſiſchen Rechnungsart oder des ſogenannten Kettenſatzes gehandelt wird, hätten wir gewünſcht, daſs Hr. *W.* die einfache baſedowſche

Regel nach *F. Gl. Buſſe's* Rechenbuch in ſeiner Manier vorgetragen hätte, weil ſie in allen dieſen Materien ſo kurz und leicht zurechtweiſt. Sie ruhet auf der einzigen Frage: wenn ein Gegebenes 2 mal ſo groſs oder ſo klein wird, muſs dann auch beym Gleichbleiben alles anderen Gegebenen das Geſuchte 2 mal ſo groſs oder ſo klein, oder muſs es das Umgekehrte 2 mal ſo klein oder ſo groſs werden? Im 23 Abſchnitt treten dieſe Urtheile beſtimmter heraus. Übrigens kömmt man in allen Rechnungen viel kürzer davon, wenn man alle Verhältniſſe in Form der Gleichungen behandelt. Denn indem man ſagt: b ℔ koſten a Rthlr., was koſten B ℔: ſo ſetzt man b ℔ den a Rthlr. gleich, und ſucht eine Zahl A Rthlr., welche den B ℔ im gleichen Verhältniſs gleich ſeyn ſoll, und das gilt von allen noch ſo ſehr in Verhältniſſen zuſammengeſetzten Aufgaben. Im 24 Abſchnitt iſt auch die Lehre von den Verhältniſſen, Proportionen und Progreſſionen *durch* und *an* Beyſpielen erläutert; durch Algebra läſst ſie ſich kürzer und gründlicher vortragen. Im 25 Abſchnitt wird die Ausziehung der ſogannten Quadrat- und Cubik-Wurzel gelehrt. Die Regel über die Operation der Ausziehung der Quadrat- und Cubik-Wurzeln läſst ſich viel kürzer faſſen. Doch die Recenſion iſt ſchon zu lang geworden, als daſs wir uns hiebey aufhalten könnten. Das Werk beſchlieſst ein Anhang über die Heu-Stockrechnung. Wir wünſchen Hn. *W.* die Unterſtützung des Publicums zu einer neuen Auflage; er ſehe in unſerem Tadel nicht Tadelſucht, ſondern den Eifer, womit wir ihn zu neuer gründlicher Prüfung auffodern wollten. Die Abſchnitte ſollten ihre Aufſchriften haben, und auf jeder Seite ſie fortführen, zur bequemen Nachſchlagung. Der Verleger hat für beſſeres und weiſseres Papier zu ſorgen.

V.

KLEINE SCHRIFTEN.

Mathematik. *Gotha*, i. d. beckerſchen Buchh.: *Aſtronomiſche Tafeln der mittleren graden Aufſteigungen der Sonne in Zeit, und ihrer mittleren Bewegungen für Monate und Tage, zur Verwandlung der Sternzeit in mittlere Sonnenzeit, und umgekehrt;* aus des Oberſten Freyherrn *von Zach* verbeſſerten Sonnentafeln gezogen, und auf den Mittagskreis der ſeeberger Sternwarte berechnet. 1804. 16 S. 8. (6 gr.) In dem Vorberichte wird mit Grund erinnert, daſs bey der immer allgemeiner werdenden Einrichtung, die Uhren auf Sternwarten nach Sternzeit gehen zu laſſen, zur Reduction derſelben auf mittlere Sonnenzeit, und umgekehrt, dergleichen Verwandlungstafeln immer nothwendiger, und unentbehrlicher, beſonders für diejenigen werden, die z. B. des Freyherrn *von Zach* Sonnentafeln nicht beſitzen, oder nicht füglich gebrauchen können. Der Freyherr *von Zach* hatte daher, um dieſer Bequemlichkeit willen, dieſe auf ſein gröſseres Werk ſich gründenden Tafeln unter etwas veränderter Geſtalt in einer geſchmeidigen Form von 5 Tafeln auf 5 Seiten in dem berliniſchen Jahrbuche 1792 bekannt gemacht.

Da indeſs die Epochen derſelben erſt mit 1780 anfingen, und ſchon mit 1800 endigten, alſo für frühere und ſpätere Reductionen nicht ſo brauchbar waren: ſo entſchloſs ſich ein (erhabener) Liebhaber der Aſtronomie, denſelben, mit Benutzung von Verbeſſerungen, und Abkürzungen für Rechner eine gröſsere Ausdehnung (von 1751 bis 1882) zu geben. Unter dieſer Geſtalt wurden ſie für Freunde gedruckt, und durch Hn. *Voigts* Lehrbuch einer populären Sternkunde S. 436 öffentlich bekannt. Um die Nachfrage dieſer Tafeln zu befriedigen, und den Gebrauch derſelben noch allgemeiner zu machen, iſt dieſe neue vermehrte und verbeſſerte Ausgabe dieſer bequemen Tafeln veranſtaltet worden, bey welchen die neuen Verbeſſerungen der Sonnentafeln des Freyherrn *von Zach* benutzt worden ſind.

Das Ganze beſteht aus 9 Tafeln auf 10 Seiten: die 1ſte dient zur Reduction der Epochen für einige der vorzüglichſten Sternwarten Europens. Die 2 enthält die mittlere Bewegung der Sonne für ganze Jahre, mit beygefügtem Argumente des Mondes ☊. Die dritte ſtellt die Epochen der mittleren graden Aufſteigung der Sonne für den Mittagskreis der ſeeberger Sternwarte von 1751 bis 1836 mit Angabe des Argumentes ☾ ☊ dar. In der 4 und 5 ſind die mittleren Bewegungen der Sonne in Zeit nach einzelnen Monaten, und in Tagen, ſammt dem Argumente ☾ ☊ angegeben. Die 6 Tafel enthält die Gleichung der Aequinoctialpuncte in grader Aufſteigung in Zeit, und iſt beſtändig additiv. Die 7 giebt die Voreilung der Fixſterne in mittler Sonnenzeit auf Stunden, Minuten, und Secunden des Tages an. Die 8 dient zur Verwandlung der Sternzeit in Aequatorstheile, und die 9 zur Verwandlung der Sternzeit in Aequatorstheile in Sternzeit. Die Auflöſung der Probleme, Sternenzeit in mittlere Sonnenzeit, und umgekehrt die mittlere Sonnenzeit in Sternzeit zu verwandeln, lehrt in drey Beyſpielen den Gebrauch dieſer nützlichen und bequemen Tafeln, die für jeden Freund der praktiſchen Aſtronomie ein angenehmes Geſchenk ſind.

d.

Berlin, i. d. Realſchulbuchh.: *Verſuch einer Reduction der Äcker- und Getreide-Maſse auf Tauſend-Theile*, aus den Annalen des Ackerbaues beſonders abgedruckt. 2 Bogen 4. (4 gr.) Hr. Staatsrath *Thaer*, die Schwierigkeiten erwägend, welche bey Leſung landwirthſchaftlicher Schriften durch die Verſchiedenheit der Acker- und Getreide-Maſse entſtehen, hat in dem erſten Bande ſeiner Annalen den Verſuch gemacht, dieſem Übel dadurch abzuhelfen, daſs er 46 Acker- und 100 Getreide-Maſse auf den berliner Scheffel reducirte. Zu dieſem Ende nahm er denſelben (der nach Eyteiwein's Angabe 2758 franz. Cubikzolle enthält) als tauſendtheilig an, und reducirte ſo die übrigen deutſchen Maſse auf dieſes. Nach dieſem angenommenen Muttermaſs beträgt alſo z. B. das coburger Simmer (das 4200 franzöſiſche Cubikzolle faſst) 1523 ſolcher Tauſendtheile, folglich wenig mehr, als 1½ berliner Scheffel. Eben ſo verfuhr er mit den Ackermaſsen. — Gewiſs hat er ſich dadurch alle Liebhaber ökonomiſcher Schriften ſehr verpflichtet, da oft der beſte Aufſatz für den Leſer, der mit den Maſsen, die der Vf. angab, unbekannt war, ganz unbrauchbar und unverſtändlich wurde. Die Bequemlichkeit, die dieſe Tabelle darbietet, hat ohne Zweifel die Realſchulbuchhandlung in Berlin bewogen, ſie beſonders abdrucken zu laſſen. Jeder Leſer landwirthſchaftlicher Schriften kann ſie vor ſich hinlegen, und mit einem Blick auf ſolche das Maſs, von dem der Vf. ſpricht, auf das Seinige reduciren. Es wird ihm auf dieſe Weiſe alles deutlich, was ihm auſserdem unverſtändlich geblieben wäre. Wünſchenswerth bleibt es indeſſen, daſs ſich ganz Deutſchland über ein und daſſelbe, und zwar über ein Decimalmaſs vergleichen möchte.

S. H.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Wien, i. d. camesinaschen Buchh.: *Deutsches Museum*, herausgegeben von *Friedrich Schlegel*. 1812. Erstes bis sechstes Heft. 541 S. Siebentes bis zwölftes Heft. 553 S. 8. (Der Jahrg. 8 Rthlr.)

Der Rec. einer Zeitschrift, vor allem, wenn diese nicht mehr im Entstehen ist, kann sich nicht damit beschäftigen, jeden einzelnen Beytrag zu beurtheilen. Er muss sich begnügen, den Geist des Ganzen darzulegen; welches hier wohl nicht besser geschehen kann, als indem er den Plan des Herausgebers angiebt, und durch Charakterisirung einzelner Stücke darthut, in wiefern dieser Plan zur Wirklichkeit geworden ist.

„Geschichte, Philosophie, Literatur und Kunst, sagt der Herausgeber in der Vorrede, sind die Gegenstände, denen diese Zeitschrift sich widmen wird.“ Nehmen wir hiezu folgende Stellen: „Jede Literatur muss und soll national seyn,“ und: „die deutsche Literatur leidet vorzüglich an zwey entgegengesetzten Übeln, an einer gewissen ästhetisch-philosophischen Gleichgültigkeit, welche nur keine moralischen und religiösen Bande duldet, sonst aber jede andere Fessel leicht erträgt, wenn es ihr nur vergönnt bleibt, alles, was des Menschen Hirn fasst, durch einander zu würfeln und ein wissenschaftlich-poetisches Spiel damit zu treiben, und an einem immer noch von neuem sich regenden Provincialgeist“ —: so haben wir genug für unseren nächsten Zweck. Viel und Wichtiges ist verheissen. Denn wenn auch, was das erste der ebengenannten Übel betrifft, die Besseren unserer Zeit von jener jammervollen Charakterlosigkeit und Ungründlichkeit rein und unangetastet geblieben sind: so liegt doch noch Stoff und Anlass genug in der Zeit, die den unerfahrnen, leicht geblendeten Sinn der Heranwachsenden irre leiten können; das Rechte, Wahre wird oft nur zu spät erkannt.

Um nun auf den Inhalt der Zeitschrift zu kommen, so werfen wir zuerst einen Blick auf den literarischen Bestandtheil. — Einem geistvollen, in Ton und Haltung anmuthigen Gedichte „*die Sprache*,“ von *Steigentesch*, welches als schickliche Einleitung betrachtet werden kann, folgen *Bruchstücke aus einer noch ungedruckten historischen Untersuchung über das Lied der Nibelungen*, von *A. W. Schlegel*. Mit Recht, und wie eine gute Vorbedeutung stehen diese Bruchstücke in dem deutschen Museum oben an; sie dürften leicht unter manchem Bedeutenden das Bedeutendste seyn. Es hat Rec., und gewiss einen jeden Deutschen, der das vaterländische Kleinod zu schätzen weiss, mit der innigsten Freude erfüllt, dass dasselbe der Bearbeitung eines Mannes zugefallen ist, der alle Kräfte, erfoderlich, einen Dichtergeist früherer Jahrhunderte zu lebendiger Rede hervorzurufen, in so reichem Masse besitzt. Wie in diesen Fragmenten probenweise der Text alter Gedichte behandelt, wie die Zeit des Liedes der Nibelungen festgesetzt, wie über den muthmasslichen Vf. desselben gesprochen ist (wenn auch dieser letztere Punct noch genauere geographische Erörterungen und Scheidungen dessen, was der letzte Bearbeiter als Gefundenes bestehen liess, und dessen, was er von dem Seinen gab, erfodert), lässt Gründliches, dem Bedürfniss Entsprechendes erwarten, und jeder Freund des einzigen Gedichtes, die nicht ausgenommen, die für dasselbe schon Vieles und Ehrenwerthes gethan, wird sein Kleinod ruhig in solchen Händen bewahrt sehen, und ungeduldig der Zeit harren, wo es in würdiger Form, und mit dem zum Verständniss Nothwendigen ausgestattet, an das Licht treten wird. Zürnen wird vielleicht Hr. *v. d. Hagen*, wenn es scheint, als sollte seinem Ruhme, der Erste gewesen zu seyn, der das Lied der Nibelungen einer grösseren Masse der deutschen Nation lebendig gemacht, etwas entzogen werden (Heft 1, S. 16). — Rec. hat diese Stelle *Schlegels* unwürdig geschienen. Mögen über diesen Punct die Zeit und die deutschen Leser richten! — Hr. *v. d. Hagen* war gewiss der Erste, der mit bedeutender Anstrengung Hand anlegte; und was seine Begeisterung und Arbeit gefruchtet, liegt klar am Tage. — Diese Bruchstücke nehmen einen nicht kleinen Raum des ersten, sechsten und siebenten Heftes ein.

Führen wir zu ihnen den Aufsatz von *F. Schlegel über nordische Dichtung* (im 2 Heft), verbunden mit dem *Nachtrag über Shakspeare* (im 5 Heft), auf: so haben wir genug gethan, um zu zeigen, wie Bedeutendes der literarische Bestandtheil des Museums enthalte.

Eine Zeitschrift ist nicht geeignet für Darlegung grösserer Werke der Kunst, oder umfassende wissenschaftliche Untersuchungen. Es ist dankenswerth, wenn sie Proben giebt, genug, wenn sie auf geschickte Weise anregt, und Gebildeten und Kennern, was im Geiste empfangen, aber noch nicht geboren ist, skizzenweise vorhält. So werden, in dem letztgenannten Aufsatz, des Herausgebers Gedanken über die Zeit Ossian's machen Literator anregen, und sie bieten einen herrlichen Stoff gründlichen Forschens. Nur zu lose sollten von einem Denker und Kenner

ſolche Gedanken nicht hingeworfen ſeyn; wie denn der Gang, den Shakspeare's Geiſt genommen, durch die Stufen: *Locrine* (deſſen Schätzung uns übrigens ſehr erfreut hat), *Romeo, die hiſtoriſchen Dramen* und *Lear*, gar zu unbeſtimmt angegeben iſt. Des groſsen Unterſchiedes, der zwiſchen den einzelnen hiſtoriſchen Dramen Statt findet, nicht zu gedenken: ſo hätte nothwendig auf die groſse Kluft Rückſicht genommen ſeyn müſſen, die zwiſchen Stücken, wie *die Veroneſer*, und dem *Kaufmann von Venedig*, oder dem *Sturm* Statt findet. Rec. iſt der Meinung, dieſe Kluft und was zwiſchen ihnen liegt, ſey für das Erheben des ſhakſpeariſchen Genius bedeutender, als eine Reihe, aus den ſogenannten Tragödien aufgeſtellt. — So können wir es auch nicht unbemerkt laſſen, daſs der Vf. dieſes Aufſatzes bey ſeiner Schätzung der dichteriſchen Productionen, die er momentane Blüthe, oder Modewaare des täglichen Marktes, oder Felſenquell der Sage und Heldendichtung nennt, ungerecht iſt gegen unſere Zeit, wenn er in ihr nur „die empfindliche Kälte wahrnimmt, welche in der Morgenluft dem Aufgang des Lichtes voranzugehen pflegt." — Jener Felſenquell flieſst freylich nicht mehr lebendig; aber in dem freyen, hohen Geiſte des Menſchen iſt eine Quelle, die ſich immer friſch ergieſsen kann. Auch Shakspeare hat nicht aus jener Felſenquelle geſchöpft.

Sind wir nun durch ſo bedeutende Aufſätze, wie die genannten, freudig und hoffnungsvoll aufgeregt: ſo wird dieſe Stimmung durch manches Andere nur zu bald getrübt. — In der That, ſehr ſchlimm muſs jedem Leſer von Gefühl zu Muthe ſeyn, wenn er, nach jenen Bruchſtücken über die Nibelungen, in dem *deutſchen Muſeum* das Wort *über deutſche Literatur und Sprache* von *Steigenteſch* lieſt (3 Heft). Man glaubt kaum, daſs man Deutſch vor Augen hat; zu der Seele, nur zum Verſtande kann dieſes Wort unmöglich ſprechen. — Was ſoll man zu Äuſserungen ſagen, wie die folgende? „Auf den Geiſt des deutſchen Volkes hat die Reformation wenigſtens nicht vortheilhaft gewirkt. Wir ſtanden damals auf der nämlichen Höhe der Bildung mit anderen Völkern, und von dieſem Zeitpuncte aus eilten uns Italien, und ſpäter Frankreich voran." — Und um ſo vieles Anderen nicht zu gedenken, dieſer herzlichere, innigere, fromme Familienſinn, den die Reformation ſo ſichtbar gepflegt hat, der wiederum ſo viel Schönes erzeugte, deſſen Spuren auch in unſerer traurigen Zeit nicht verſchwunden ſind, wäre gar nichts? — Und was mag das für eine Bildung ſeyn, die Hn. *S.* ſo ruhmwürdig dünkt, zu der Italien *von der Zeit der Reformation an* hineilte? — Und weiter, *J. Müller* wegen ſeines Stils getadelt, wie etwa ein Schulmeiſter ſeinen Schüler corrigiren würde, ohne daſs auch nur geahndet iſt, welche Kraft und Einfalt, welches ſeelenvolle Auffaſſen der Welt hinter dieſem Stile, dieſer Darſtellung liegt, worüber man einige Härten leicht vergiſst; und, da doch vom Theater, vom Roman die Rede war, *Schiller* und *Goethe* nicht genannt; und zum Schluſs eine Jeremiade, wie wenn Deutſchlands Literatur ein wild aufſchieſsender, ungepfropfter Baum wäre, ohne ſchmackhafte Frucht. Sie iſt aber vielmehr ein edler Baum, der feſtgewurzelt, köſtliche Früchte getragen hat und noch trägt, der nur der Aufſicht eines verſtändigen Gärtners bedarf, damit die Fülle des Safts nicht zuviel üppiges Gezweige treibe, oder Schmarotzerpflanzen ſeine eigenthümliche Schönheit entſtellen. — Doch genug von jenem eitlen Klageliede, das wir gar nicht berührt haben würden, wenn nicht der Herausgeber des Muſeums es gleichſam adoptirt, und dem deutſchen Publicum vorgelegt hätte. — Auch die Schattenſeite der Zeitſchrift muſs dargelegt werden; und leider muſs Rec. bekennen, daſs er oft genug ſo ins Dunkle geführt worden iſt. In dem neunten Hefte der Zeitſchrift finden wir einen *Brief über die deutſche Literatur*, von *Körner*, in Beziehung auf den letztgenannten Aufſatz geſchrieben, nebſt einer *Antwort des Herausgebers*. — Rec. hatte nicht gezweifelt, daſs jene Klagen Widerſprüche erwecken würden und edle Entrüſtung. Hr. *S.* antwortet hier ſolchem Widerſpruch. „Er würde noch ganz anders reden, als jener Autor," äuſsert er. Rec. wünſcht, dieſs wäre geſchehen. Seine Reden und Klagen würden ſich zu jenen etwa verhalten wie der Tadel und die Erinnerung, die ein Lehrer an einen Zögling richtet, deſſen Natur er ſchätzt und nach Kräften pflegt, zu den Klagen eines anderen, der ſeinen Schüler durchaus anders will, und eine Frucht weder geſehen noch gehofft hat.

Jetzt war nur von dem literariſchen Beſtandtheile der Zeitſchrift die Rede; in Beziehung auf den wir nur noch zufügen, daſs noch intereſſante Aufſätze: *über altdeutſche Lieder auf Rudolph von Habsburg*, von *A. W. Schlegel*, *über den älteſten Reinecke Fuchs*, von *Grimm*, *über ein Bruchſtück aus einer altdeutſchen Chronik, das von Kaiſer Karl dem Groſsen handelt*, von *B. J. Docen*, *über den Doctor Fauſt*, von *Stieglitz*, *über Opiz* u. a. m. vorkommen.

Zu dem philoſophiſchen Theile der Zeitſchrift müſſen wir vor allem des Herausgebers *Recenſion von Jacobi's Schrift über die göttlichen Dinge* rechnen (1 Heft). Da indeſs Hr. *S.* hier, wohl deutlich ausgeſprochen, aber nicht gründlich dargeſtellt hat, in wiefern in unſerer Zeit die künſtliche, wiſſenſchaftliche Vernunft und das Denken eben ſo verderbt ſey, als die kunſtloſe, und in wiefern die Vernunft der Offenbarung unterthan ſeyn müſſe (S. 91 und 95): ſo begnügt ſich Rec., hierauf bloſs aufmerkſam zu machen. Wir glaubten Anfangs, was vor zehn Jahren *Vernunft* hieſs, ſey nun *Verſtand* geworden, und was *Verſtand*, *Vernunft*; allein dieſer Tauſch übers Kreuz wird hier nicht zum Verſtändniſs ausreichen, da, was die Wiſſenſchaft, die Kunſt, das Denken beſchäftigt, doch das Höchſte ſeyn muſs, nenne man es nun Verſtand oder Vernunft. — Mit dem Aufſatz *über den Werth der poſitiven Offenbarung von einem Ungenannten* (1 Heft) iſt uns nicht viel geholfen. Darum, daſs ſo verſchiedene Definitionen von der *Vernunft* gegeben worden ſind, iſt ſie ſelbſt im Werth nicht geſunken. Sie lebt in den Werken, in den Ausſprüchen aller äch-

ten Denker. Hat denn schon Jemand *Schönheit* vollkommen definirt? — Wir machen hier weiter aufmerksam, wie unpassend und ungeschickt es sey, einen schlichten, wackeren Mann, wie *Claudius*, den wir mit aufrichtiger Achtung nennen, in die Gesellschaft des Museums einzuführen (*Über den Glauben*, von *M. Claudius*; 4 Heft). Jener Herr, der so eitel über die deutsche Literatur sich ergoss, wird sich mit dem ehrlichen Boten nicht gut zurecht finden, wie er diesem ein Anstoss und Ärgerniss seyn muss; und denen, die mit wahrer Kraft, Einsicht und Begeisterung reden, wird er das Evangelium nicht verkündigen. — Rec. möchte nicht missverstanden werden. Religiöse, göttliche Dinge klar und würdig vorzutragen, ist gewiss eine edle, grosse Kunst. Den einfachen, guten Sinn eines Menschen zu betrachten, ist immer erfreulich. Aber Hr. *S.* frage sich selbst und antworte redlich, ob, in Beziehung auf das Erstere, hier etwas Bedeutendes geleistet ist, und in Rücksicht auf das Zweyte, ob diess der Ort war, das, woran man sich im Stillen wohl erfreut, dem Betrachten Vieler hinzustellen? — So hätte auch das Gedicht von Claudius, *die Sonne* (2 Heft), wegbleiben mögen. Auf diese Weise würde man bald dahin kommen, statt sich zu bemühen, etwas in Ausdruck und Darstellung Neues, Bedeutendes zu geben, in Schriften, die solchem gewidmet sind, den ersten Glaubensartikel unverändert abzudrucken.

Wir nennen hier noch, um einigermassen vollständig zu seyn, *die agronomischen Briefe* von *A. Müller*, nebst einem *Sendschreiben über dieselben* von *W. v. Schüz*, einen wackeren Aufsatz *über das Studium der Kriegsgeschichte* von *C. v. Pfuel*, einen anderen minder bedeutenden *über die Übungen der Soldaten* von *v. Steigentesch*; endlich *zerstreute Blätter* von *H. v. Collin*, welche letzteren manche interessante Bemerkungen enthalten, zu interessanteren Anlass geben, wie das letzte Fragment, worin *Collin* erzählt, auf welche Weise er zur dramatischen Dichtung gekommen. — Aus den *Einfällen eines Dilettanten über historische Gegenstände* (7 Heft) macht Rec. ebenfalls auf den letzten Einfall aufmerksam, der in der That mehr als Einfall ist, und in seinen beiden Theilen wohl werth wäre, weiter verfolgt zu werden. Erlaubte es der der Recension angewiesene Raum, wir würden gern zeigen, wie so manche Historiker in einem unerfreulichen Helldunkel tappen, und unbegreifliche, wenn auch begreiflich scheinende Dinge vorbringen, indem sie von dem Ursprung menschlicher Cultur reden.

Zu dem eigentlich Historischen können wir wenig zählen, nur dass der Aufsatz *über die skandinavische Halbinsel und ihre Bewohner*, von *J. W. Ridler* (2 Heft), als interessant aufzuführen ist, um so mehr, da er eine verheissene Geschichte der Normannen eröffnet, die dem Freunde der Geschichte höchst willkommen seyn wird. So müssen wir auch aufmerksam machen auf eine Ankündigung einer Schrift *über die vaskische Sprache und Nation* von *W. v. Humboldt* (12 Heft). Schon der Name verheisst Bedeutendes.

Nicht vergessen dürfen wir eine *Vorlesung über das Mittelalter*, von *A. W. Schlegel*, gehalten 1803. — Beschränkte Zeit und die Versammlung, vor der diese Vorlesung gehalten ward, gestatteten wohl kein tieferes Eindringen in den Gegenstand, als wir hier finden. — Das Wort *Geschichte* ist, wie der Herausgeber des Museums in der Vorrede sagt, in dem umfassendsten Sinne des Worts genommen, dem zufolge in der Literatur, Philosophie und Kunst die historische Ansicht diejenige ist, welche alle anderen Ansichten vereinigt.

Das *Fragment aus den Vorlesungen über die Geschichte der Literatur*, von *F. Schlegel* (6 Heft), hätte dem Titel zufolge schon oben aufgeführt werden sollen; indess findet es auch hier seinen Ort, da es von bedeutenden Puncten in der Kunstlehre des Vfs. Ansicht ausspricht. Dieser klagt über den Mangel einer Theorie des der Dichtkunst eignenden Stoffes; er habe in seinen Vorlesungen diesem Mangel abzuhelfen gesucht. Gewiss ist dieses dankenswerth, und muss, mit Einsicht und mit Kenntniss der bedeutendsten Kunstwerke ausgeführt, dem angehenden Künstler sehr belehrend seyn. — Was aber das Verhältniss der Poesie zu der Zeit betrifft: so kann Rec. seiner Ansicht durchaus nicht beystimmen. Das einzige Verhältniss, das hier als feststehend ausgesprochen werden kann, dünkt uns das zu seyn, dass der Dichter die zeitlichen Dinge so darzustellen und zu ordnen wisse, dass aus ihnen ein Gedanke hervorgehe. In den höheren Regionen der Dichtkunst wird dieses ein eigentlicher Gedanke, eine Idee seyn, die eben als Idee eine ewige, über aller Zeit waltende Wahrheit ist. Ob diese Idee nun an einem Stoffe, der in der Vergangenheit, oder in der Gegenwart liegt, ausgedrückt werde, dünkt Rec. zufällig, und Hr. *S.* hatte wohl keinen Grund, die „indirecte Darstellung der Wirksamkeit und Gegenwart" als die der Poesie angemessenste aufzustellen. „Die Poesie, sagt er (S. 465), findet ihre eigentliche Sphäre in den nationalen Sagen, in der *Vergangenheit*. In diese trägt sie den ganzen Reichthum der *Gegenwart*, und indem sie das Räthsel der Welterscheinung löst, greift sie selbst in die *Zukunft* ein; und so bewährt sie sich als wahrhaft sinnliche Darstellung des Ewigen, oder der vollendeten Zeit." — Es fällt wohl in die Augen, wie zufällig, willkührlich, wir möchten sagen mechanisch, durch keinen Grundgedanken der Kunst zu rechtfertigen dieses Einschieben der Gegenwart in die Vergangenheit ist. — Dazu hindert es in manchen Fällen etwas wahrhaft Grosses, im Geist des Künstlers Begründetes. Der wahre Dichter ist gleichsam die Blüthe und zugleich die Frucht seiner Zeit; das Bedeutende, Grosse, Schöne derselben wohnt in seiner Brust. Er stellt sie gern dar, und erscheint als ächter begeisterter Lehrer, wenn er aus der Wirklichkeit zum Wahren, Idealen führen kann. Diess ist besonders bey dem Dichter des Romans der Fall; was Rec. hier um so eher anführt, weil eben bey Gelegenheit des Romans Hr. *S.* jene Bemerkung macht. — Rec. hat es niemals weniger angemessen, vielmehr sehr gross gefunden, dass in den *Wahlverwandschaften*

dieſem unerforſchlich tiefen Werke, die modernſte Gegenwart geſchildert wird; und, als beytragend zur charakteriſtiſchen Schilderung der Gegenwart, haben ihn das vornehme Leben, die Parkanlagen, die franzöſiſche Converſation, ja die modiſchen Taillen und kurzen Weſten nie geſtört.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Dresden-Friedrichſtadt*, b. Ramming: *Kalender für Prediger und Schullehrer der kurſächſiſchen Lande*, zur leichteren Überſicht ihrer Amtsgeſchäfte, auf das Jahr 1807. 112 S. 8. (6 gr.) Der auf dem Titel bemerkte *C. L. F. Ramming*, Factor der gerlachſchen Druckerey in Dresden-Friedrichſtadt, nennt ſich im Vorberichte als Herausgeber dieſer kleinen Schrift. Er liefert zuerſt den gewöhnlichen Kalender, der 56 Seiten, alſo gerade die Hälfte des ganzen Buchs in ſich faſst. Für jede Woche iſt eine Seite beſtimmt. Die darunter geſetzten Anmerkungen ſind aus des Hn. Superint. *Starke* Amtskalender entlehnt, und eigentlich nur für angehende Prediger beſtimmt. Auch bey mehreren Wochentagen ſtehen kurze Bemerkungen, die man entweder ſchon aus anderen Kalendern kennt, z. B. wenn die Meſſen in Leipzig, Braunſchweig, Breslau, Frankfurt an der Oder, und die Märkte in Dresden gehalten werden, oder die zunächſt nicht alle Prediger und Schullehrer intereſſiren. Dahin rechnet Rec. die Ausſtellung der Kunſtwerke in Dresden, die Verſammlung der ökonomiſchen, Weinbau- und Bienen-Geſellſchaften u. ſ. w. Statt deſſen konnten die ſpecielleren Feſte in Sachſen bemerkt werden, z. B. Brandfeſte in Biſchofswerda, Kirchhayn, Oſchatz, Querfurt, Budiſſin, Zittau etc., die Bergfeſte im Gebirge und zu Döhlen bey Dresden, das 1762 geſtiftete Weinbergsfeſt zu Loſchwitz, das Reformationsfeſt zu Forchheim und Ringethal, das Ablaſsfeſt zu Wickershain, Memleben und an anderen Orten. — Das Feſt Mariä Verkündigung iſt in Sachſen nicht, wie S. 16 angegeben iſt, am Sonntage Palmarum, ſondern die darauf folgende Mittwoche gefeyert worden. Die Verlegung auf gedachten Sonntag war ſeit den bekannten Vorfällen im J. 1794 nicht zu erwarten. Nach S. 47 ſoll das *Reformationsfeſt*, wenn es, wie in dieſem Jahre, auf einen Sonnabend fällt, *der unverbrüchlichen Obſervanz gemäſs*, den folgenden Sonntag gefeyert werden. Dieſe Obſervanz ſtreitet mit dem kurfürſtl. Befehl von 1668: „daſs forthin der 31 Oct., *er falle, auf welchen Tag es in der Woche ſey* — — feyerlich begangen werden ſolle," und iſt nur in den Kirchen gewöhnlich, die nicht unter dem Conſiſtorio zu Leipzig ſtehen. — Das angehängte Verzeichniſs der Prediger und Schullehrer umfaſst nur die Inſpection Dresden, Annaberg, Biſchofswerda, Chemnitz, Colditz, Dobrilugk, Freyberg, und wird fortgeſetzt. Der Herausg. giebt es für höchſt zuverläſſig aus, weil es aus eigenhändigen Angaben bearbeitet worden iſt. Wenn es Rec. mit dem *kurſächſ. Kirchen- und Prediger-Almanach* (Chemnitz 1801. 8.) vergleicht: ſo findet er ſehr oft Abweichungen in Abſicht auf die Jahre des Amtsantritts. Das kommt daher, weil mehrere Prediger von ihrer in den letzten Monaten eines Jahres erfolgten Ernennung an zählen, da doch, wie im Almanach, von dem Jahre des Anzugs an gezählt werden ſollte. Daſs ſelbſt bey eigenhändigen Angaben noch Berichtigungen und Zuſätze übrig bleiben, ergiebt ſich aus folgenden Beyſpielen, die, wenn es der Raum zulieſse, leicht vermehrt werden könnten: S. 81 Neubert in Ehrenfriedersdorf ward 1800 Diac. an ſeines Vaters Stelle und 1802 Paſt. S. 84 Herrmann ward nicht 1 91, ſondern 1799 P. in Schlettau. S. 85. Rect. Sieber in Schwarzenberg ſtarb im July 1806. Hier ſollte alſo der Nachfolger, Fr. Günther Richter, ſtehen. Kreyſig war zuvor v. 1797 Rect. in Wolkenſtein, S. 92. Tippmann zuvor P. in Tanneberg. S. 93 Der P. in Krumhermersdorf heiſst nicht Weiner, ſondern Wimmer, iſt ſeit 1797 (nicht ſeit 1756) P. daſelbſt. S. 94 Trübenbach, v. 1797 zweyter, v. 1801 erſter Diac. in Mitweyda. S. 95 P. Müller in Röhrsdorf war zuvor v. 1789 P. in Memleben. Bey Roſſau fehlt der Subſtit. Chriſt. Sal. Rieſchel v. 1801, zuvor ſubſtit. Rect. in Roswein. Der Senior Fix war Anfangs v. 1754 P. in Schweikertshain bey Waldheim. Schilling, P. in Stolberg, war zuvor v. 1762 P. in Schlettau, und Diac. Kloz zuvor ſächſ. Feldprediger. S. 96 Steinmann, zuvor von 1792 Rect. in Oederan. Roſt, Diac. in Zſchopau, ſtarb im Nov. 1806. Ihm folgte M. Joh. Gottlob Kindermann, aus Wittenberg. S. 99 Züchner, v. 1763 P. in Friedersdorf, zuvor v. 1759 Diac. ſubſt. in Kirchhayn. S. 101 von Brauſe ward 1788 vierter Diac. in Wittenberg, 1796 Superint. in Eccartsberga. Kieſs war nicht an der Univerſitäts-, ſondern an der Petri-Kirche in Leipzig ſeit 1798 angeſtellt. (Albr. Predigergeſch. I S. 565). S. 108 Niedner war P. in Zagelsdorf, nicht Jagelsdorf. — Wenn der Herausgeber bey der Fortſetzung den an ſich entbehrlichen Kalender auf 12 Seiten reducirt, Bemerkungen über allbekannte Dinge, z. B. über das Abkündigen und Einläuten der Feſte, weglässt, in den Verzeichniſſen der Prediger *Orte und Jahre der Geburt* mit angiebt, wichtige Amtsvorfälle mittheilt, oder einzelne Parochieen näher beſchreibt —: ſo möchte ſeine Arbeit Allen, welchen ſie gewidmet iſt, ein eben ſo nützliches, als angenehmes Geſchenk ſeyn.

Erfurt, b. Müller: *Don Emanuel, oder die ſchrecklichſten Jahre meines Lebens; meine Verfolgungen und Qualen durch die ſpaniſche Inquiſition; meine Flucht aus dem Kloſter der Jacobitinnen in Arragonien; mein Aufenthalt unter den Räuberbanden in Siera Morena und mein Ende in Deutſchland.* Aus den Papieren des Markeſe Mendoza herausgegeben von *Ferdinand Cruſius*, Doctor der Philoſophie. 1811. Drey Theile v. 220, 253 u. 248 S. kl. 8. (3 Rthlr.) Rec. glaubt, daſs dieſe ſchreckliche Lebensgeſchichte wirklich aus dem Spaniſchen übergetragen ſey; denn ſie iſt ihm ſelbſt ganz ſpaniſch vorgekommen. Hr. *Ferdinand Cruſius* verdient den herzlichſten Dank der ganzen auf Bildung Anſpruch machenden Leſewelt, daſs er ein ſo vortreffliches Product dem Dunkel der Vergeſſenheit entzogen und daſſelbe zur weiteren Kunde des Publicums gebracht hat. Wo iſt ein Erdenſohn, dem es gelungen, ſein eigenes Ende beſchreiben zu können? Wo ein Markeſe, der mit der gemeinen deutſchen Romanenſprache ſo vertraut iſt, als unſer Hr. *Mendoza*? Wo ein Menſchenleben, das ſo viel Unglaubliches, Abenteuerliches, Widerſprechendes in ſich vereinigt, als das Leben dieſes Verfolgten? Wo ein Nachdenker, dem die herrlichſten Reflexionen über Alles, worüber reflectirt werden kann, wie Pilſe und Unkraut in der Seele erwachſen? Wo eine Schrift, die den Leſer leichter um alle Beſinnung brächte, als eben dieſe? — Nur ein paar Zeilen vergönne Hr. *Mendoza* und Hr. *Cruſius* dem Rec., um mit ihnen vorzuleuchten und die Luſt zum Leſen mächtig anzuregen! S. 166 im zweyten Theile beginnt der 32 Abſchn. alſo: „Paulinens Vermächtniſs zweyen Seelen, die gleich mit ihr empfinden, Adelbert und Mimi *allein* gewidmet. — Dieſe Blätter ſind *wirklich* dem Baume meines Lebens *entſproſſen* und zeugen von *ſeiner beſten Kraft*, *denn* ſie ſind jedesmal in denſelben Momenten *entſtanden*, wo mich mein Gefühl trieb, mir ſelbſt mein heiliges Innere in die *Schriftſprache* zu überſetzen. Sie tragen die Schuld ihrer *Geburtsſtunden*, und ihre glückliche oder unglückliche Vorſtellung hat ſich ihnen lebendig aufgeprägt. Für Viele ſind ſie nicht, aber für eine Seele — oder für zwey, in denen ſich nur eine ausſpricht, wie die vereinte Magnetkraft in verſchiedenen Polen, *die ſich fliehen, um ſich zu vereinigen*, oder wie *Weltfunken* in *Electricität* und Galvanismus mit gleicher Kraft belebend und tödend. Empfangt ihr beiden Seelen — *empfangt Paulinens Gefühle, und heiligt ſie dadurch, indem ihr ihnen jene Wirklichkeit gebt, die Pauline nicht geben durfte.*"

Ch.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

WIEN, i. d. camesinaschen Buchh.: *Deutsches Museum*, herausgegeben von *Friedrich Schlegel*. Erstes bis zwölftes Heft u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Hr. *S.* stellt darauf, „seiner eigenthümlichen Ansicht zufolge," drey Stufen der dramatischen Kunst auf, eine unterste, die blos die Erscheinung des Lebens wiedergiebt, eine mittlere, die auch den tieferen Sinn des Lebens erfasst, doch das Räthsel des menschlichen Daseyns noch ungelöst lässt, eine höchste, die das Leben in seiner Verklärung darstellt. Sehr richtig; nur herrscht eine grosse Verwirrung in den Beyspielen. Denn wie hier Wallenstein, Macbeth und Faust aufgeführt werden, weiss man in der That nicht, ob sie zu der ersten oder zweyten Classe gerechnet sind. Auch ist Shakspeare'n sehr Unrecht geschehen, wenn er als auf der zweyten Stufe stehend geschildert wird. Hinter seiner tragischen Darstellung der Welt, hinter dem Untergang derselben erblicken wir immer die ewige, sittliche Welt jener Gesetze, „die nicht von heute sind, oder von gestern"; immer zerstört das Böse sich selbst, und die Tugend triumphirt, und erscheint verklärt auch im Tode derer, die sie üben. Dass dieser Untergang, allein und für sich betrachtet, herbe empfunden wird von den Betrachtenden, ist nicht zu leugnen; Calderon's Heiterkeit ist nicht in Shakspeare; aber die trübe Welt in diesem verdunkelt nicht des Himmels Herrlichkeit.

Die Verwirrung steigt, wenn wir weiter lesen, wie das Romantische „auf dem *in dem Christenthume und durch dasselbe auch in der Poesie* herrschenden Liebegefühl" beruht. Rec. stimmt vollkommen bey, dass Liebe durch alle Poesie gehaucht seyn müsse; wo keine Wärme, da ist kein Leben. Aber verwirrend ist es immer, wenn dieses dem wahren Dichter natürliche Gefühl auf eine positive Religion bezogen und so wieder in die Kunst hineingetragen wird. So klingt es sonderbar, wenn man, besonders nach dem früher über Romantik Gehörten, liest, wie die Sage von Troja und die homerischen Gesänge durchaus romantisch seyen. —

Aber wunderbarer ist einem zu Muthe, wenn man einige Seiten weiter liest: „die Poesie der südlichen und katholisch gebliebenen Völker stand im 16 und noch im 17 Jahrhundert in genauem Zusammenhang; in den anderen Ländern machte der Protestantismus eine merkliche Unterbrechung. So wie aber unter den protestantischen Ländern England in der Verfassung der geistlichen Gewalt und in den äusseren Gebräuchen und Einrichtungen noch am meisten von der alten Kirche beybehielt: so blühte auch hier die Poesie zuerst wieder in kunstreicher Gestalt empor, und zwar ganz sich anschliessend an die romantische Weise der südlichen, katholischen Völker. Spenser, Shakspeare, Milton bestätigen diess." — Wir geben gern zu, dass ein äusserer Cultus auf die künstlerische Phantasie wirken könne. Aber sollte man es denken, dass Shakspeare, in dessen Welt eine positive Religion durchaus kein Grundelement ist, ja kaum genannt wird, und Milton, der Puritaner, dem Katholicismus so viel zu verdanken haben? — Etwas von ihm müsste sich doch wohl in ihren Werken zeigen.

Wir danken dem Himmel, dass nach einem solchen zurückgelegten Wege ein Calderon dem Wanderer begegnete. —

Denn in Wahrheit, der Weg, den wir gemacht, wär nicht erfreulich; und zufällig ward Rec. diese unerquickliche Empfindung gesteigert, da er nach jenem Aufsatze in *Lessings Laokoon* las. Welche Klarheit und Gediegenheit! — Wahrlich, wenn die Kritiker des Tages nicht einerseits sich wiederum diese fast verkannte Gediegenheit und grossartige Kritik zu eigen machen, und auf der anderen Seite nicht den Faden aufnehmen, wo Lessing ihn liegen liess: so wird unsere Kritik nicht aus dem Traume erwachen, in welchem sie liegt. Bunte, phantastische Bilder mag der Traum geben; aber der erste Sonnenstrahl vernichtet ihn.

Gehaltreicher, vorurtheilsfreyer erscheint der Aufsatz *über das historische Schauspiel* von *Collin* (9 Heft). Ein schätzbares Stück aus dem Nachlass des wackeren Mannes, der im Denken über die Kunst grösser erscheint, als in Übung derselben.

Mit wenigem führt Rec. noch auf, was unter der Rubrik der Kunst in dieser Zeitschrift zu nennen ist. Als das Interessanteste nennt er zuerst ein *Bruchstück aus dem romantischen Schauspiele Kunegunde* von *Werner* (7 Heft). *Die Sphinxe* von *J. Paul* (5 Heft) sind ein angenehmes Geschenk des geistvollen Schriftstellers, als kleine Gabe fast willkommener, da die bekannte Manier des Vfs. in grösseren Werken so leicht ermüdet. — *Olafs Ausfahrt* von *Fouqué* (8 Heft), nicht ohne Geist und Leben, kommt uns doch fast wie eins der Holzschnitte, nur einigermassen ver-

edelt, vor, womit die alten Völkerbücher geziert find. — Dem *Marius* aus *Collin's Nachlafs*, wovon das 3 Heft ein Bruchftück giebt, und dem *Hannibal* des *Hn. v. Rothkirch* (5 Heft) wünfchten wir etwas von der Kraft des Olaf, der doch in der That ganz enorm kräftig ift. Gar zu klein find die Bruchftücke *aus dem Trauerfpiele Zrini* von *T. Körner*, und *Rudolf von Habsburg* von *M. H. Mynart* (12 Heft), als dafs man mit Sicherheit eine Bemerkung oder Hoffnung in Beziehung auf die Verfaffer ausfprechen könnte. — *Die Abendunterhaltungen der Wiedergekehrten* von *Caroline v. Fouqué* (11 Heft) find nur noch ein Fragment, über das weitläuftiger zu reden, wie es wohl auffodert, der Raum, der der Recenfion angewiefen ift, nicht geftattet. — Unter den kleineren poetifchen Producten nennen wir *den Abfchied* von *A. W. Schlegel* (8 Heft), als ein zartgefühltes, mit zartem Ausdrucke gefungenes Lied.

Endlich dürfen wir nicht anzuführen vergeffen, dafs das deutfche Mufeum auch Auffätze artiftifchen Inhalts enthält. Mehrere Hefte verdanken dem *Maler Müller Kunftnachrichten aus Rom*; intereffant ift *die Befchreibung altdeutfcher Gemälde* von *A. v. Hellwig*, wie die *des Schloffes Karlftein* vom *Herausgeber*.

Werfen wir nun einen prüfenden Blick auf die vor uns liegende Zeitfchrift, und fragen wir, in wiefern fie dem obenangegebenen Zwecke des Vfs. und feinen Verheifsungen Genüge geleiftet: fo finden wir, was wir in der Welt fo oft finden, Erfreuliches und Unerfreuliches hier in feltenem Gemifch. Von dem befchränkenden Provincialgeifte, deffen in der Vorrede gedacht wird, hat fich die Zeitfchrift frey erhalten. Wir finden einen über die engen Grenzen einer Provinz weit hinausblickenden Geift, und der wird bleiben, fo lange jene genannte hiftorifche Anficht die herrfchende im deutfchen Mufeum bleibt. Aber eine andere Feffel ift diefem Geifte auferlegt, eine religiöfe, die ihn zwar nicht unterworfen hat, aber getrübt. Wir verweifen hier blofs auf das Fragment aus den Vorlefungen über Literatur, und werden uns fo verftändlich genug gemacht haben. Schwerlich möchte auf dem von Hn. *S.* eingefchlagenen Wege der in der Vorrede mit Recht gerügten äfthetifch - philofophifchen Gleichgültigkeit entgegengewirkt werden. — Wir bedürfen Gedanken und Grundfätze, nicht Dogmen der vergangenen Zeit. Die einen können belebt werden; fie find im Grunde nicht todt; die anderen fchwerlich. Oft ift uns, wenn das Religiöfe, wie hier, in das Gebiet der Kunft gezogen ward, *Schillers* fchönes Wort eingefallen:

Du feffelft den Geift in ein tönend Wort;
Doch der Freye wandelt im Sturme fort.

Und fo hat des Herausgebers Anficht und Lage der Zeitfchrift manches Thörichte, Unbedeutende zugewendet; das Beffere fteht felbftftändig da, unangehaucht von jener trüben Luft. Diefes Befferen wegen, deffen viel ift, wünfchen wir dem deutfchen Mufeum eine lange Dauer.

α. β. γ.

Berlin, b. Unger: *Italien*, eine Zeitfchrift, herausgegeben von zween (zwey) reifenden Deutfchen, *P. J. Rehfues* und *J. F. Tfcharner*. Zweyter Band (oder V — XI Heft.) 1804 u. 1805. 8. (Jedes Heft 12 gr.)

Der erfte Band diefer Zeitfchrift ift bereits in Jen. A. L. Z. 1804. No. 36 angezeigt worden. Die Fortfetzung erfchien langfam, und im J. 1805 hörte die Zeitfchrift auf. Wiewohl man dem Inhalt des Ganzen mehr Intereffe und Mannichfaltigkeit, fo wie der Darftellung mehr Lebhaftigkeit hätte wünfchen mögen: fo bedauern wir doch, dafs diefe fonft nützliche Zeitfchrift fo fchnell ihr Ende erreichte, und wollen das Andenken an ihr Dafeyn in unferen Annalen wenigftens durch Aufführung der bedeutendften Auffätze aus einigen Heften zu erhalten fuchen.

Eintritt in Italien, oder Bemerkungen auf einer Reife von der Grenze Graubündtens bis Mailand. Der dritte Brief enthält Bemerkungen über Chiavenna oder Cleven, über die Lage, den Handel und die ehemalige und jetzige Regierung diefer Stadt und ihres Gebietes, welche ehemals zu Graubündten gehörten, und in der letzten Zeit nebft dem Veltlin der cisalpinifchen Republik einverleibt wurden; diefen folgen Nachrichten über den Handel und die Befchaffenheit des Landes, die manches Intereffante enthalten. Im vierten Briefe ift die Reife über den Comerfee bis Mailand befchrieben. *Briefe über die Sitten, den Charakter und das häusliche Leben der Italiäner; vierter Brief*, handelt befonders über Kirchen und Theater, in fofern beide von den Italiänern als öffentliche Örter für die Converfation, die Kirche am Tage, die Theater am Abend, benutzt werden. Der 5 Brief befchreibt die Nationaltänze des tofcanifchen Landvolks, befonders den, welcher *il Trescone* heifst, und mit der römifchen *Saltarella* Ähnlichkeit hat. Der Grund, worauf der Vf. die Vermuthung ftützt, dafs diefer Tanz fchon bey den alten Hetruriern üblich gewefen fey: dafs nämlich *Trescone* fich aus *Etruscone* durch Corruption gebildet habe, ift irrig; denn *trescone* ift von *tresca*, und diefes von *trescare* gebildet, und beide find höchft wahrfcheinlich griechifchen Urfprungs; auch finden fich *tresca* und *trescar* in der Bedeutung von *tanzen* im Provenzalifchen. Die Mufik, wonach der *trescone* getanzt wird, ift diefem Hefte beygefügt. *Sechfter Brief: über das italiänifche Theater*, enthält eine Charakteriftik der Schaufpieler, Sänger und Tänzer, welcher in den künftigen Briefen Bemerkungen über die Oper felbft folgen. *Über den Handel von Italien*, 3 — 5 *Brief*. Man findet in denfelben die Fortfetzung der Nachrichten über den Handel von Livorno und namentlich über den *Lumpenhandel*, den *Corallenhandel* und die *Geld-* und *Wechfel - Gefchäfte* jener Stadt. 6 und 7 Brief: Die Bergamafken in Genua, welche als Lafttrager eine eigene Innung dafelbft ausmachen, die ihre eigenen Gefetze und Vorrechte hat. Ähnliche Einrichtungen finden fich auch in anderen italiänifchen Handelsftädten, z. B. in Livorno und

in Venedig, in welcher letzteren Stadt die Veltliner und Friulaner eine ähnliche Corporation haben, so wie in Mailand die Lucchesen, und in Rom die Neapolitaner aus Abruzzo das Gewerbe der Fachini oder Lastträger treiben. So interessant diese Handelsnachrichten für den Kaufmann und Statistiker seyn mögen: so nehmen sie doch in einem für ein gemischtes Publicum bestimmten Journale vielleicht zu vielen Platz ein. Dieses, dem die Literatur und Kunst Italiens immer interessanter seyn werden, als der unbedeutende Geld- und Lumpen-Handel jenes Landes, wird daher mit Vergnügen zu No. III im 5 H. hineilen, welche unter der Überschrift: *Versuch über den Satiriker Parini*, eine Abhandlung über die scherzhafte Satire der Italiäner enthält. Der Anfang dieses Aufsatzes, des vorzüglichsten in diesem Bande, ist im letzten Hefte des ersten Bandes, und der Schluss desselben im folgenden Hefte enthalten. *Geist des italiänischen Volkswitzes.* Unter dieser Aufschrift geben die Vff. Nachrichten von einigen berühmten Spassvögeln, deren witzige Einfälle und Schwänke, die denen unseres Eulenspiegels sehr ähnlich sind, man gesammelt hat, und die seit einigen Jahrhunderten die Lieblingslectüre des gemeinen Volks sind, nämlich vom Piovano (Pfarrer) Arlotto, und dem schlauen Bauern Bertoldo. *Parinis Satire.* Von diesem neuesten Satiriker Italiens, der sich durch seine *vier Tageszeiten aus dem Leben eines jungen Stutzers*, wovon die beiden ersten Gesänge, *il mattino* und *il mezzogiorno*, bereits vor vierzig Jahren, *il vespro* und *la notte* aber erst nach dem Tode des Dichters erschienen sind, unsterblich gemacht hat, wird hier eine ausführliche Nachricht und eine beurtheilende Anzeige des eben genannten Werkes und seiner übrigen Poesieen geliefert, denen Proben derselben in deutscher Übersetzung beygefügt sind. Es wäre wohl zweckmässiger gewesen, diese Proben in der Sprache des Originals mitzutheilen. Denn aus jenen Übersetzungen wird man von der eleganten Schreibart und eigenthümlichen Manier Parinis keinen Begriff erhalten. Dieser Dichter war zu Bosisio, einem Dorfe im Mailändischen, 1729 geboren, und starb in Mailand 1799. *Der Luftballon des Zambeccari*, eine Neuigkeit des Tages, die zu ihrer Zeit durch die Zeitungen bekannt geworden ist. *Probe der gesellschaftlichen Unterhaltung in Italien, zu den Zeiten Julius II und Leo X.* Fragment aus einer in jenem Jahrhundert gemachten Reise durch Italien. Man wird dieses kleine Stück mit Vergnügen lesen und mit dem Wunsche, dass dergleichen geistreiche Unterhaltungen und Spiele auch in unseren feinen Cirkeln Mode werden möchten. *Nachfeyer des Johannistages in Florenz, und Feyerlichkeiten bey der Huldigung des florentinischen Senats im Aug.* 1803. Diese bestanden in einem Wagenrennen, dessen Einführung noch von Cosimo I herrührt, in einem mittelmässigen Feuerwerke in der Huldigungsscene selbst und einem gewöhnlichen Wettrennen von Pferden. *Die öffentlichen Vergnügungsörter in Florenz; als Bruchstück aus einem Gemälde dieser Stadt*, handelt von den Spaziergängen und Plätzen, wo sich das Volk zu versammeln pflegt; die vorzüglichsten sind die Cascine, der Garten Boboli, die Brücken und Uferstrassen des Arno, und die Stufen der Domkirche *i marmi* genannt, welche durch ihr Alter und durch die Sage, dass Dante gewöhnlich jeden Abend dorthin kam, und auf einem Steine, der noch jetzt *il sasso di Dante* heisst, zu sitzen pflegte, classisch geworden sind. *Bruchstücke einer Reise* (von Livorno) *nach Corsica* im Winter 1802. Der hier mitgetheilte Abschnitt geht nur bis zur Ankunft in Bastia; man erfährt aus demselben, dass häufig arme lucchesische Landleute, aus Mangel an Erwerb in ihrem Vaterlande, nach Corsica hinübersetzen, um dort durch Holzfällen und Ackerbau ihren Unterhalt zu finden. *Cäsar Borgia, ein historisches Gemälde; erstes Buch.* Ein gut geschriebener Auszug aus dem Leben dieses in der Geschichte berühmten Bösewichts und seines eben so schändlichen Vaters, der unter dem Namen Alexander VI Oberhaupt der Kirche war. Dieses erste Buch geht bis auf Cäsars Reise nach Frankreich zu seiner Vermählung mit der Tochter König Friedrichs von Neapel. *Brief des Ritters Canova über die Zusammenstellung der Colossen auf Monte Cavallo.* Des Künstlers Meinung ist, dass in jeder Gruppe Held und Pferd so gegen einander zu stellen seyen, dass beide aus einem Gesichtspuncte ganz gesehen werden können; er belegt diese Meinung durch Gründe, die an dem Werke selbst sichtbar sind, und es auch wahrscheinlich machen, dass sie ursprünglich wirklich so gestanden haben. *Zweytes Fragment zu einem Gemälde von Florenz*, enthält eine Vergleichung der jetzigen Florentiner mit den älteren.

Es ist auffallend, dass die Vff. dieser Zeitschrift, mitten im Sitze der bildenden Kunst, und umgeben von so vielen Kunstwerken und Künstlern in Florenz und Rom, verhältnissmässig so wenig über dieselben mitgetheilt haben, da doch dergleichen Nachrichten, mit Sachkenntniss abgefasst, diesseits der Alpen ein so grosses Interesse finden mussten. Überhaupt vermisst man in den meisten Aufsätzen dieser Zeitschrift die Gabe, das Eigenthümliche und Charakteristische zu ergreifen, und in treffender Individualität darzustellen, wodurch allein Nachrichten über fremde Länder für Leser, die nicht dort gewesen sind, unterhaltend seyn können. Rs.

TÜBINGEN, b. Cotta: *Italiänische Miscellen.* Ersten Bandes 1 — 7 Stück. 1804 — 1806. (Jedes Heft 12 gr.)

Durch die Industrie unserer Journalisten ist die Neugier des lesenden Publicums in solche Thätigkeit gesetzt worden, dass es, nicht zufrieden, die Nationen, die uns von allen Seiten umgeben, aus ihren Geistesproducten und aus Reisebeschreibungen näher zu kennen, auch aus jedem Lande monatlich das Neueste, das sich im Gebiete der Mode, der Literatur und Kunst ereignet, zu wissen verlangt. Der betriebsame Ver-

leger der englischen und französischen Miscellen kam daher auch in Hinsicht auf Italien diesem Bedürfnisse der Lesewelt durch die Herausgabe italiänischer Miscellen entgegen, aber auch dieses Journal hat sich nicht erhalten können. Da Italien eben so wie Deutschland keinen Mittelpunct hat, in dem sich, so wie in Paris und London, Alles, was Cultur und Luxus, Wissenschaft und Kunst täglich Merkwürdiges zu Tage fördern, vereinigte: so ist auch die glückliche Ausführung einer solchen Unternehmung von grösseren Schwierigkeiten begleitet, die nur durch Vereinigung mehrerer Kräfte zu heben sind. Wer in Frankreich oder England deutsche Miscellen herausgeben wollte, würde den Stoff dazu weder allein in Wien, noch allein in Berlin oder in Hamburg, München, Dresden, Leipzig etc., sondern in allen diesen und anderen Hauptstädten Deutschlands zugleich sammeln müssen. Eben diess gilt für Italien. Nicht aus Rom oder Neapel allein, oder aus Florenz, Venedig, Mailand, Livorno, Genua etc., sondern aus allen diesen und anderen Hauptstädten Italiens muss die Masse der Materialien gesammelt seyn, deren Vereinigung den Namen *italiänischer Miscellen* führen, und deren Inhalt an Reichthum und Mannichfaltigkeit des Interesse dem Inhalte der englischen oder französischen Miscellen gleich kommen soll. Der Herausgeber musste also zu diesem Zwecke in jeder der genannten Städte Italiens einen Correspondenten, und in Deutschland einen Redacteur der von jenen ihm gelieferten Nachrichten haben; denn selbst in Italien verbreitet sich das Neue so spät von einer Provinz zur anderen, dass man oft erst nach Monaten in Rom oder Neapel das Merkwürdige erfährt, was sich in Venedig oder Mailand ereignet hat, und umgekehrt, besonders wenn es Producte der Kunst und Literatur betrifft. Wir hofften von der Thätigkeit des Verlegers, dass er Alles thun würde, was in seinen Kräften steht, um diesem neuen Journale einen Reiz der Neuheit und Mannichfaltigkeit zu geben; aber der Erfolg hat der Erwartung nicht entsprochen. Wir wollen aus den erschienenen Heften Einiges anzeigen.

Reise nach dem Crater des Vesuv, im August 1804. Ausführlich und gut erzählt. Hr. v. Kotzebue, der das Glück hatte, bey jener Eruption des Vesuv in Neapel gegenwärtig zu seyn, hat bekanntlich damals allen übrigen Beschreibern jenes Ereignisses den Rang der Neuheit abgelaufen. *Gemälde von Neapel. Erstes Gemälde: Il Molo grande.* Züge neapolitanischer Volksnatur, aus dem Leben ergriffen, und lebendig wieder aufs Papier geworfen, so wie Scenen der Art skizzirt werden müssen. In solchen Zügen erscheint der eigenthümliche Charakter eines Volks treuer und anschaulicher, als in den ausführlichsten Schilderungen des Ganzen, ohne individuelle Belege, und es wäre zu wünschen, dass die Vff. in diesen Miscellen mehrere solcher nach der Natur entworfenen Skizzen mitgetheilt haben möchten. *Olympia Maldachini;* ein wohlgezeichnetes historisches Portrait, der in der skandalösen Chronik des heiligen Stuhles so berühmten *Donna Olympia*, der Vertrauten und Gebieterin Pabsts Innocenz X aus dem Hause Pamfili. *Kunstnovellen*; unter dieser Überschrift werden eine Reihe wenig bekannter Anekdoten aus der Kunstgeschichte geliefert. Den Anfang macht eine von Leonardo da Vinci und seinem berühmten Gemälde des Abendmahls in Mailand, welche von Vasari im Leben des Künstlers erzählt ist. *Über das italiänische Theater.* Ein Aufsatz, worin der Vf. die Resultate seiner Bemerkungen über diesen Gegenstand darlegt; er fand nämlich: *dass in Italien die dramatische Darstellungsart keinen bestimmten Charakter habe, sondern sich meist der zufälligen Geschmacksrichtung eines einzelnen Publicums, oder einer bestimmten Zeit anpasse*, woraus denn als zweytes Resultat folgt: *dass es auf dem Theater jener Nation keinen Stil, sondern höchstens gewisse Regeln gebe, und dieses nicht in Beziehung auf die Kunst, sondern nur auf den Zuschauer. Plato in Italien.* Anzeige eines historischen Romanes der den Titel führt: *Platone in Italia.* Dieser Roman gehört zu der Gattung von Kunstwerken, in der *Wielands Agathon* und *Aristipp* in der deutschen, und *Barthelemy's Reisen des jungen Anacharsis* in der französischen Literatur, als die vorzüglichsten Muster zu betrachten sind, und enthält eine Darstellung der Philosophie des Pythagoras und Parmenidas, eine Charakteristik des Archytas, Philolaus Ocellus und anderer vorzüglicher Männer jener Zeit, und eine Schilderung des Zustandes jener Nation in politischer und moralischer Hinsicht, alles auf historische Data gestützt, in einer durch Handlung belebten dichterischen Einkleidung. Die Vff. theilen einige Stellen des Werkes in einer Übersetzung mit, die an sich recht gut ist, aber von den Vorzügen des Stils doch keinen Begriff giebt, da man weiss, wie leicht diese in jeder Übersetzung, auch der besten, verwischt werden. Wer z. B. des Grafen Verri *Leben der Sappho* und die *römischen Nächte in den Gräbern der Scipionen* von demselben Vf., zwey Werke in derselben Gattung, in der Urschrift kennt, wird sich überzeugen können, dass die hohe Eleganz und Schönheit der Schreibart dieser Werke in keiner Übersetzung erreichbar ist.

Rs.

FORTSETZUNGEN.

Berlin, b. Maurer: *Nützliches und unterhaltendes Wochenblatt für den gebildeten Bürger und den denkenden Landmann.* Herausgegeben von *Friedrich Wadzeck.* Sechzehntes Vierteljahr. 1812. 8. 1573 — 1702. 4. (16 gr.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Görlitz, b. Anton: *Neue laufitzifche Monatsfchrift*, von der oberlaufitzifchen Gefellfchaft der Wiffenfchaften auf das Jahr 1803. 1 — 12 St.; aufs Jahr 1804. 1 — 12 St.; aufs Jahr 1805. 1 — 12 St. 8. (Jeder Jahrgang 1 Rthlr. 12 gr.)

2) Luckau, i. d. Exped. des laufitzifchen Wochenblatts: *Wochenblatt für die Laufitz und den cottbufser Kreis.* Herausgegeben von D. *Friedrich Gottlieb Heinrich Fieliz.* Erfter Jahrgang. 1811. 49 Stücke. 436 S. 4.

Ungern fahen wir die oberlaufitzifche Monatsfchrift (No. 1) ihr Ende erreichen; mit defto gröfserer Theilnahme begrüfsen wir die neue (No. 2), welche in der Niederlaufitz begonnen hat. Es ift dem Plan unferes Inftituts gemäfs, fowohl von jener an dasjenige, was in die Periode unferer Blätter fällt, kürzlich zu erinnern, als auf die Erfcheinung von diefer aufmerkfam zu machen.

Dem Mefskatalog zufolge ift die oberlaufitzifche Monatsfchrift mit dem J. 1806 gefchloffen worden; allein wir vermuthen, dafs diefem Jahrgange die damaligen Kriegsunruhen in den Weg getreten find, wenigftens ift er uns nie zu Geficht gekommen. Was die früheren Jahrgänge von 1803 an betrifft: fo will Rec. nur die vorzüglichften Abhandlungen daraus namhaft machen. Eine Beurtheilung derfelben würde jetzt zu fpät kommen; nur zur Nachweifung find folgende Notizen beftimmt: 1803. 1 St. Ein Auffatz vom Diac. *Käufer* in Reichenbach: Etwas über die Lage des ehemaligen Schloffes Meer in Syrbien, als dem Zufluchtsorte des feiner Würde entfetzten Herzogs in Böhmen, Wladislaus II; dazu im 4 Stück des Paftor *Worbs* zu Priebus Anmerkungen und im 2 St. des verft. Landfteuerfecretair *Crudelius* Bemerkungen über vorftehenden Auffatz. 2 St. D. *Struve* Bemerkungen über die Erhaltung der Augen und über den Gebrauch der Augengläfer. 3 St. (verft. Advoc.) *Tamm* in Görlitz: Kann der Lehrer einer öffentlichen Schulanftalt die Errichtung einer Privatfchule verwehren oder nicht? 5 St. Paft. *Heydrich* in Oppach, Zufammenftellung einiger bey vorzunehmenden politifchen und kirchlichen Verbefferungen zu befolgenden Regeln, befonders in Hinficht auf Landgemeinden. Paft. *Müller*, kurze hiftorifche Auffätze, verfchiededenen Inhalts, enthält eine kurze Nachricht von der oberlaufitzifchen Bundesfahne, wozu im 9 Stück S. 284 Hr. *Schulze* einen Beytrag geliefert hat. D. *Struve*, Verdienfte der Geiftlichen um die wohlthätige Schutzpockenimpfung in der Oberlaufitz. 7 St. Paft. *Otto*, einige Gefchlechtsnachrichten von den Herren von Schindel, befonders dem oberlauf. Zweige, mit Gefchlechtstabelle. Schreiben an Hn. D. Anton, Meran und die alten Schanzen in der Oberlaufitz betreffend. 8 St. *v. Gersdorf* auf Meffersdorf, merkwürdige Wirkung des Blitzes am Ableiter auf der Kirche zu Nieder-Wiefa bey Greifenberg, mit einem Kupfer. Paft. *Worbs* kritifche Prüfung der älteften Nachrichten von Görlitz. 9 St. *Karl Friedr. Emil Behrnauer*, einige Bemerkungen, die in der budifsiner Gegend gefundenen ferbifchen Alterthümer betreffend. *Ebenderf.* Gedächtnifsfchrift auf Hertwig von Noftitz. 10 St. D. *Struve*, über den Zweck der Erziehung, eine Skizze. Zu welcher Zeit, auf weffen Veranlaffung, wem zum Nutzen und mit welchem Rechte ift die Theilung der Spree bey Nieder-Gürick unternommen worden? Diefe Frage ift noch nicht hinlänglich beantwortet.

1804. 1 Stück. 2) Über Theurung, von D. *Anton.* Die Urfachen find innere und äufsere: die erfteren mehrere Bevölkerung und Abfatz der Producte ins Ausland; die anderen das fogenannte fchlechte Geld und der Auffchlag des Holzes. Sehr praktifch ift diefes erwiefen. 3) Mifcellen: 1) Die Ausfichten auf der Laufche, ein Berg an der böhmifchen Grenze, deffen Schilderungen in den Anmerkungen verbeffert werden. Der Auffatz ift aus des Widerfprechers 2 Bd. 4 St. S. 355 — 360. 4) Über den Leinewandhandel in der Laufitz, aus *Hildts* Magaz. der Handel- und Gewerbs-Kunde, 1803. S. 428. 2 Stück. 1) Rede, gehalten am Abend vor dem Neujahr 1804 im Humanitätsverein zu Budifsin, als am Stiftungstage diefer Gefellfchaft. Der Inhalt ift über das geheime Sehnen des Menfchen nach unveränderlichen Freuden, in einer fehr edlen Schreibart und mit den trefflichften Gründen ausgeführt. 2) Von dem muskauifchen Alaunwerk, vom Superint. *Vogel* dafelbft. 3) Mifcellen, und zwar von D. *Knebel* über die Irrenanftalt zu Luckau in der Niederlaufitz; über die vortheilhafte Benutzung des Wergs, nach Berthollets Angabe; eine Berichtigung, Fichtes Geburtsort und Vaterland betreffend. Er ift zu Stammenau bey Bifchofswerda geboren. 5) Statiftifche Nachricht von Löbau. Sie ift genau. 3 und 4 Stück. 2) Nachricht von einem Wetterfchlag in der Gegend von Meffersdorf 1803, von *A. T. von Gersdorf* dafelbft. 3) Was heifst die Oftmark? Vom Pf. *Worbs.* Mit aller hiftorifchen Genauigkeit wird erwiefen, dafs nach dem

Jahre 930 Alles darunter verstanden worden, was Kaiser Heinrich I den nördlichen Slawen und den Serben abgenommen. Im Jahre 1180 aber bezeichnete sie nur die Niederlausitz. 3) Miscellen. Diese enthalten: das Barden- und Druiden-Wesen von D. *Anton*; ferner statistische Nachrichten von Zittau und D. *Knebels* Berichtigungen der neuesten geographisch-statistischen Handbücher, im Betreff der Oberlausitz und besonders von Görlitz. 5) Ein Wort über die Puppenkomödien. Sie werden mit Recht als höchst schädlich verworfen. 6 D. *Struvens* Anzeige seiner mit glücklichem Erfolg verrichteten Schutzpockenimpfungen. Die Anzahl war 1416. 5 St. 1) Bericht über die Versammlung der Gesellschaft zur Feyer ihrer Errichtung vor 25 Jahren. Die Rede des Hn. M. *Janke* S. 281 enthält die nähere Geschichte der gesellschaftlichen Verbindung und ist der Feyer angemessen. Eben so gewährt die Rede des D. *Anton* S. 310 von der Landwirthschaft in der Oberlausitz ein grosses Interesse. 6 St. 2) Liebwerda, ein kleiner Beytrag zur Berichtigung der Vorurtheile in Betreff der Benutzung dieses Badeorts, vom D. *Knebel*. 3) Noch ein Wort über die im nostitzischen Gesellschaftsarchive aufbewahrte Bundesfahne, vom Past. *Müller*. S. 1803. S. 284. 4) Die Miscellen enthalten literarische Nachrichten und besonders auch Ernteertrag der Niederlausitz von 1803. *Zweyter Theil*. 7 und 8 St. 1) Vorarbeiten zu einer vollständigeren Biographie und Charakteristik des M. *Karl Traugott Thieme*, Rectors zu Löbau, von D. *Imm. Gottlieb Knebel*. Mit Wahrheit und kraftvoll entworfen; auch Fehler sind nicht verschwiegen. Der Stil ist bisweilen zu pompös. 2) Denkschrift auf *Gottfried Erdmann Petri*, Scabinus zu Görlitz, vom Landsyndikus *Behrnauer*. Ebenfalls ohne Schminke und in geschmeidigerem Stil. 3) Etwas vom Mutterkorn und dessen Einfluss auf die menschliche Gesundheit, von D. *Knebel*. Der Nachtheil wird ihm nicht ganz abgesprochen, doch sey es im Verhältniss weniger schädlich. 4) Miscellen. Unter denselben 1) Nachricht von Errichtung der neuen Parochie zu Oberfriedersdorf bey Ebersbach. Dieses geschah 1798. 4) Statistische Nachrichten von Budissin und Görlitz, von 1803. Sie sind sehr genau und aus Quellen. 5) Nachrichten von ungewöhnlichen Ergiessungen der Neisse bey Görlitz. Sind aus den Chroniken dieser Stadt gezogen. 7) Ernteertrag in der Oberlausitz. 1803. 9 St. Über Abschätzung der Forsten, vom Forstinspector *Rieschke*. Sehr praktisch, mit Prüfung der verschiedenen Meinungen über diesen Gegenstand. 2) Von den milden Stiftungen in Lauban. Ist Fortsetzung der ehemaligen *becherischen* Lieferungen. 10 St. 1) Über philosophische Inconsequenzen, ein Fragment vom Hofprediger M. *Brescius*. Selbst gedacht, ohne irgend eine fremde Meinung zu befolgen. 2) Neue Untersuchungen über die Natur und Entstehungsart der Perlen, besonders in den Muscheln des Queisses, vom Rector M. *Schwarz*. Der Vf. hat sie genau untersucht, und eine ziemliche Anzahl zusammengebracht. 3) Nachtrag zu D. *Antons* Rede über die oberl. Landwirthschaft, mit D. *Antons* Bemerkungen. 11 St. 2) Wie und wodurch ist das Heufutter, beym Abgange des Brantweinspühligs, zu ersetzen? Man soll die Körner kochen, und dadurch eine völlige Auflösung des Getreides bewirken. 3) Superint. *Vogels* Beschreibung eines Quells in der Neisse bey Grossärchen in der Niederlausitz. 12 St. D. *Anton* ökonomische Betrachtungen in Rücksicht auf die Zukunft. Wenn schon traurig, doch sehr wahr. Er räth jedem Landmanne an, fleissig die zeitig reifwerdende Sorte Erdbirnen zu legen, um die Monate vor der Erndte erträglicher zu machen.

1805. 1 St. 1) Muthmassliche Erklärung der Frage: was ist unter dem *Rennen nach dem Semper*, welches den Frauen in Budissin in den Jahrbüchern des 15 Jahrhunderts zur Last gelegt wird, zu verstehen? vom Oberamtsadv. *Köpping*. Es soll so viel heissen, als dass sie, wie an anderen Orten, wenn etwas Neues auf der Gasse zu sehen gewesen, nachgelaufen. S. 19. Von den alten Schanzen in der Oberlausitz, mit einer Charte. S. 44. Beytrag zur Geschichte der Eisenhämmer und Hüttenwerke in der Oberlausitz. 2 St. 1) Von *Ahneutafeln* oder sogenannten Stammbäumen des Adels. S. 82. Bruchstücke aus meinem entomologischen Tagebuch. Vom Lieut. *von Tischer*. S. 92. Verzeichniss der öffentlichen Säcularfeyern in Görlitz und den dadurch veranlassten Schriften im 18 Jahrhundert von *M. J. C. Janke*. Fortsetzung im folgenden Hefte. 3 St. S. 145. Die Lebensbeschreibung des kursächs. Cabinetsministers Grafens *von Löben*. 4 und 5 St. S. 193. Entwurf zu einer *rumfordischen* Suppenanstalt für die Armen in mittleren Städten, von D. *Struve*. S. 211. Von *Vermessung* und Aufnehmung der Landgüter, in Bezug auf die Oberlausitz. S. 241 Oryktognostische Beschreibung verschiedener oberlausitzischer *Fossilien*, von D. *Treutler*. S. 252. Friedrich Hartwich, Graf von *Nostitz*, vom Pastor *Müller* zu Jänkendorf. S. 280. Einige Nachrichten von denen *von mollersteinischen* Vermächtnissen für Kirche, Pfarre, Schule und Gemeinde in Mittel- und Nieder-Sohra, von D. *Rothe*. 6 St. S. 305. Die *Riedgräser* in der Oberlausitz, von *Öttel*. S. 347. Anempfehlung des Bluts von unserem sämmtlichen Schlachtvieh zum häufigeren Gebrauch in der Küche und auf dem Tische, besonders in Armenanstalten, von D. *Knebel*. 7 St. Nachricht von einer ganz neuen Bemerkung über die verschiedenen Arten der *Elektricität*, welche feingepulverte färbende Substanzen durchs Durchpudern für sich, so wie auch in Verbindung mit einander, als Gemenge annehmen, von Hn. *von Gersdorf*, auf Meffersdorf. S. 7. Bemerkungen zu dem Fragment über philosophische Inconsequenzen 1804. S. 202, von *C. A. Kähler*. S. 18. Bemerkungen eines Reisenden durch Leipzig und Altenburg, im Sommer 1804. S. 36. Glaubensbekenntniss über die Kuhpocken von D. *Knebel*. S. 49. Erneuertes Andenken eines ehedem allgemein geschätzten, jetzt aber beynahe ganz vergessenen zittauischen Geschicht-

forschers, vom Conrector *Kneschke*. Es ist *Gottfried Mönch*. S. 63. Von milden Stiftungen in Lauban. Vom Diac. *Leonhard*. S. 75. Vom Weinbau in der Oberlausitz, vom Bürgermeister *Hering* in Budissin. 9 St. Histor. Nachrichten von den Burggrafen *von Wettin*, ehemaligen Herren auf Golsen in der Nieder- und auf Pulsnitz in der Oberlausitz, vom Past. *Worbs*. S. 153. Über einige Hindernisse der moralischen *Erziehung*. Von Hn. *v. Thielefeld*. 10 St. S. 165. Zerstreute Bemerkungen über einige die *Brüdergemeine* angehende Dinge, oder kritische Beleuchtung der Reise eines Ungenannten durch Kursachsen. S. 190. Die *Armenanstalt* in Kottbus. S. 206. Einige Bemerkungen über das verschiedene Klima einiger Orte in Deutschland und der Lausitz insbesondere. Von D. *Quandt* in Herrnhut. 11 St. S. 210. Über den Namen des oberlausitz. Kreises: *der Eigen*. Vom Past. *Worbs*. S. 215. Die natürlichste Ableitung des Namens *Owin*. Von *Grabowsky*. 12 St. Etwas über die *Pelzmützen*. Schon diese kurze Inhaltsanzeige bewährt die Reichhaltigkeit dieser Zeitschrift. W.

Dass der Herausgeber von No. 2 mit den Eigenschaften einer guten provinciellen Zeitschrift bekannt sey, zeigt dessen Einleitung „über den Nutzen guter provincieller Zeitschriften überhaupt, und dieses Wochenblatts insbesondere"; noch mehr aber die Zeitschrift selbst. Sie verdient auch ausser der Lausitz Beachtung. Wir wollen einige der interessantesten Aufsätze kürzlich anzeigen. *Statistische Nachrichten von dem cottbusser Kreise* vom Grafen *Fr. v. Beust*. Dieser Kreis enthält über 16 □ Meilen und 34106 Einwohner in 2 Städten, 112 Dörfern, 7 Vorwerken, 6 Colonieen und 2 Plantagen. Die Stadt Cottbus selbst enthielt im Jahre 1807 5503 Einwohner. Die fruchtbarste Gegend desselben ist gegen den Spreewald hin. Im Jahre 1807 baute man in Getreide und Hülsenfrüchten nicht ganz das dritte Korn, von Kartoffeln aber über das vierte. Die Roggenernte gab von 47019 Scheffel Aussaat 115273 berliner Scheffel. Die Schafzucht ist besonders auf den Rittergütern sehr stark. Von 28199 Schafen überhaupt haben die Rittergüter allein 17060 Stück. *Etwas über die wendische Sprache* von *Kähler*. Der Vf. will die wendische Sprache vertilgt wissen, und macht es Jedem zur heiligen Pflicht, ihren Untergang zu befördern. Der Hauptgrund zu dieser Auffoderung ist, dass die Wenden kein Volk mehr sind, und die Sprache auch nicht mehr cultivirt werden könne. Ein anderer Aufsatz. *Wie sollte man die Wenden ihre Sprache vergessen lassen?* schlägt als Mittel, die Wenden mit ihrer Sprache auszurotten, vor, sie aus dem Deutschen ins Wendische übersetzen zu lassen. *August Wilhelm von Tresky*, eine biographische Skizze vom Herausgeber. Ein würdiges Denkmal dem verdienten Manne. *Javina oder Geronsstadt* von *Bohuslaus Lusiki*. Der Vf. hat es wahrscheinlich gemacht, dass die alte Stadt Javina, welche den Geschichtsforschern so viel Mühe gemacht, nichts anderes als das Dorf *Gehren* sey. M. *Christian Gotthelf Greisel*, Generalsuperintendent in Lübben, eine biographische Skizze von M. *Meuser*. Man lernt durch dieselbe einen sehr achtungswerthen Religionslehrer kennen. Zwar hat er sich als Schriftsteller nur durch einige Gelegenheitsschriften und einzelne Predigten auch ausser seiner nächsten Umgebung bekannt gemacht; aber was er in seinem Berufskreise war und geleistet, ist von dauernden Folgen. *Ein Vorschlag, die hölzernen Röhrenfahrten zur Leitung der Trinkwasser betreffend*, vom Herausgeber. Der Vorschlag besteht darin, die hölzernen Röhren inwendig und auswendig so stark als möglich zu verkohlen. Die *Nachrichten über den Charakter der Krankheiten in der Lausitz in den Monaten März und April d. J.*, von mehreren Ärzten, mögen der Arzneywissenschaft nicht unwillkommen seyn. Bey den *Vorarbeiten zu einem künftigen niederlausitzischen Idiotikon* sind besonders die vielen Wörter, welche *schimpfen* und *schlagen* bedeuten, merkwürdig. Für das erste haben die Niederlausitzer die Wörter: ansautzen, anhauchen, angrinzen, anranzen, anschnautzen, ausheissen etc., für das zweyte die Wörter: dolchen, karbatschen, knüllen, Koberlied singen, kobern, kolben, kussen, laschen, ledern etc. — Es ist zu wünschen, dass dieses Wochenblatt einen begünstigten Fortgang habe.

Ed.

FRANKFURT A. M., b. Sauerländer: *Magazin für die mittelrheinischen Rechte und (?) Geschichte, oder Sammlung von Abhandlungen und Materialien zur Erläuterung der Geschichte und Verfassung, des Staats- und Privat-Rechts der mittelrheinischen Länder und Staaten*, von *Joh. Anton Moritz*, b. R. Doctor. 1 Heft. 1803. 76 S. ohne Vorrede. 4. (1 Rthlr.)

Über die Ausführung dieses an sich löblichen und erfreulichen Unternehmens glaubten wir erst dann sicher urtheilen zu können, wenn mehrere Hefte erschienen seyn würden. Allein da uns keine Fortsetzung bekannt worden ist: so dürfen wir nunmehr nicht verhehlen, dass das erste Erscheinen nicht so einladend war, und der im Ganzen ziemlich unbedeutende und magere Inhalt des ersten Hefts nicht die angenehmsten Aussichten gewährte. Es scheint dem Unternehmer an guten Materialien und an Unterstützung gefehlt zu haben; ein Beweis, dass er sich etwas zu unvorbereitet an dieses Unternehmen wagte. Der Inhalt des 1 Heftes ist folgender: 1) *Über die Benennung Rheinland und dessen Abtheilung, insbesondere von dem Bezirk des mittleren Rheinlandes.* Etwas unbefriedigend und bisweilen unnöthig weitläuftig. Dass die Gegend am Rhein rheinisch genannt wurde, und das lange Thal in Unterabtheilungen zerfiel, ist beides so natürlich, dass es darüber nicht vieler Worte bedarf; auch hat der Vf. vergessen, dass alle diese Benennungen und Eintheilungen aus dem gemeinen Leben entlehnt, also nicht beständig, noch fest abgemarkt waren. 2) *Die oberrheinische Kreismilitärverfassung vor Ausbruch des jüngsten franz. Krieges.* Mager! Das Kreismilitär war 1788 in 5 Corps getheilt.

Kurpfalz hatte ein Kreisescadron, H. Cassel ein Kreisinfanterieregiment (stellte aber zwey [1]), H. Darmstadt ein dergleichen, zwey andere Infanterieregimenter wurden von den übrigen Ständen des Kreises zusammengesetzt. In dem Verzeichniss der Concurrenz dazu fehlen aber mehrere Stände, z. B. Stolberg-Ortenberg; überhaupt ist Alles weit richtiger und umständlicher in Häberlins St. A. 32, 437 aus einander gesetzt. 3) *Auszug des wetterauischen Grafentagsprotocolls vom Jahre 1751.* 4) *Gnadenbrief K. Joseph II, dem von kronstedtischen Stift zu Frankfurt 1767 ertheilt.* Bekanntlich von einem Fräulein von Kronstedt für 12 Lutheranerinnen gestiftet. 5) *Verzeichniss der hanauischen, das alldasige bürgerliche Privatrecht betreffenden Landesverordnungen.* Noch unbeendigt. 6) *Letzte Periode der gewesenen freyen Reichsstadt Friedberg.* Sie enthielt 270 Häuser, 281 Bürger- und 105 Juden-*Familien*, ausser den Ringmauern weder Hof, noch Waldung, noch Territorium, ausser 1580 Morgen Feld und 30 Morgen Weide. Der volle Rath bestand aus 30 Personen. Die Stadtrente trug in den Jahren von 1747 — 1756 (denn neuere Nachrichten sind nicht mitgetheilt) jährlich zwischen 3461 und 2456 Gulden, darauf lagen aber über 22000 Gulden Schulden. Die Schatzeinnahme betrug von 1740 — 1769 ungefähr 5000 Gulden jährlich, und war mit 17000 Gulden Schulden belastet. 7) *Beyträge zu dem frankfurter und mittelrheinischen Wechselrecht.* 8) *Von dem unter den mittelrheinischen Staaten geltenden Nachsteuer- und Abzugs-Recht.* Zur Geschichte dieses Rechts brauchbar; seit dem 15 Jahrhundert kam dasselbe mehr in Gang, und seit dem Ende des 17 breitete sich dasselbe immer mehr aus. 9) *Verordnung des Fürsten zu Solms-Braunfels vom Jahr 1791, wodurch derselbe seinen Unterthanen die freye Benutzung der Brachfelder erlaubt, hingegen die Schäfereyen beschränkt.* 10) *Einige neue reichshofräthliche Erkenntnisse, die Dorfer Sulzbach und Soden betreffend.* Dem Kurf. von Mainz und der Stadt Frankfurt wird untersagt, sich „Landesherrschaft", und den Bewohnern der Dörfer, sich „unmittelbare reichsfreye Bürger" zu nennen. Die neuesten Vorfälle haben allen Streit dieser Art bekanntlich geschlichtet. 11) *Auszug des zwischen Oranien-Nassau und Nassau-Usingen im Jahr 1777 errichteten Vergleichs über die Gemeinschaft Kirberg.* 12) *Mittelrheinische Polizeyverfassung überhaupt. Wetzlarer Convention vom Jahr 1801.* Enthält das Protocoll vom 28 Januar. 13) *Literatur der solsischen Geschichte und Verfassung etc.* Nicht vollständig; so fehlen z. B. alle Nachweisungen auf den Abdruck, der in grösseren Sammlungen, z. B. Faber's Staatskanzley, sich findet, manche Urkunden und Aufsätze fehlen ganz. 14) *Beyträge zur Geschichte des frankfurter Theaters.*

H. St. F.

GMÜND, b. Ritter: *Der literarische Eilbote für Deutschland*, eine Materialiensammlung für die Geschichte der deutschen Literatur und Kunst, herausgegeben von *J. G. Pahl.* 1810. 415 S. 4. (3 fl. rhn.)

Diese nunmehr geschlossene Zeitschrift, von welcher in jeder Woche regelmässig ein Bogen erschien, und die zusammen aus 52 Numern besteht, hat bereits im Jahre 1809 begonnen, ist aber damals nicht ganz fortgeführt worden, weil sie keine eigenen Aufsätze, sondern bloss gesammelte Notizen aus anderen Blättern, und wenige Avertissements enthielt, welche nicht anlockend genug waren, viele Leser zu erhalten. In dem Jahrgang 1810 findet man in jeder Numer einen eigenen Aufsatz zum Eingang, welcher 3 bis 4 Seiten füllt, und auf welchen erst die Anzeigen neu herausgekommener, oder auch erst erwarteter Schriften folgen. Die eigenen Arbeiten sind grösstentheils aus der Feder des verdienten Herausgebers, Hn. *Pahl*, geflossen. Der gute Stil darin, und die Beugsamkeit in Sprachwendungen, charakterisiren diesen geübten Schriftsteller auch hier, und meistentheils zu seinem Vortheile. Seine Äusserungen über die Organisation gelehrter Institute in Deutschland, über die Änderungen ehemaliger Akademieen, über die (seltenen) Versuche, das Alte aufrecht zu erhalten, sind immer vieler Beachtung werth. — Die Fehden mit Hn. *von Aretin*, die philosophischen Fehden über *fichtische* und *schellingische* Philosophie, und Anregung mancher Irrungen in Literatur interessiren gewiss keine kleine Anzahl von Gelehrten. Die Biographieen oder vielmehr Skizzen dazu von kürzlich verstorbenen Männern, welche auf das Publicum gewirkt haben, wie Klüpfel, Spittler, Meiners, Eberhard, Seume, Pikel, Sautier und Anderer, sind recht wohl in diesem Blatt angebracht. Den *Zusätzen* und *Berichtigungen* zu Meusels gelehrtem Deutschland in No. 12 ist besonders zu wünschen, dass sie nicht versteckt bleiben, oder gar vergessen werden!

Ar.

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Quedlinburg*, b. Basse: *Neuester theatralischer Nussknacker.* Sammlung von Schnacken, Schnurren, Anekdoten und Lächerlichkeiten noch lebender und verstorbener Schauspieler und Schauspielerinnen. Nebst einer Weihe an August von Kotzebue. Allen Mitgliedern und Freunden der Schauspielkunst ans Herz gelegt von *Gabriel Schlegel.* Mit 1 Kupfer. 1813. 136 S. kl. 8. (12 gr.) In der Weihe an Hn. v. Kotzebue wird gesagt, dass ihm bey dem Druck der Zeiten mit Anderen auch das Lachen vergangen sey, und der Hypochonder sich einzuwurzeln anfange. Damit er nun endlich einmal wieder lachen könne, gebe ihm Hr. *G. Schlegel* diese Nüsse aufzumachen. Wir zweifeln, dass diese löschpapierne Arzney ihre beabsichtigte Wirkung thun werde. Viele der hier mitgetheilten Anekdoten sind zu bekannt, und die meisten der übrigen zu schlecht, als dass sie zum Lachen reizen könnten.

nd.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

KIRCHENGESCHICHTE.

Leipzig, b. Schwickert: *Joh. Math. Schröckhs*, ehemal. ord. Lehrers der Geschichte auf der Universität Wittenberg, *christliche Kirchengeschichte seit der Reformation*, fortgesetzt und beendigt von D. *H. G. Tzschirner*, ordentl. Lehrer der Kirchen- und Dogmen-Gesch. auf der Univ. Leipzig. Zehnter und letzter Theil. 1812. LXXX u. 324 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Gelehrte, welcher *Schröckhs* neuere Kirchengeschichte (von welcher die ersten 9 Bände in unserer A. L. Z. 1805 No. 131, 1807 No. 22, 1810 No. 143 und 1811 No. 120 beurtheilt worden sind) hiedurch beendigt, setzt ihm zugleich noch ein Denkmal. In einem Aufsatze, welcher diesen Band eröffnet, erzählt er sein Leben, schildert ihn als Menschen, Gelehrten, Lehrer, und vorzüglich als Historiker, besonders als Kirchenhistoriker. Er benutzt dabey mehrere gedruckte Aufsätze, aber auch mündliche Berichte und eigene Beobachtung. Zwar ist er *Schröckhs* Schüler nicht gewesen, stand auch nicht in einem Verhältnisse der Freundschaft mit ihm: allein er hat doch theils als Custos der Universitätsbibliothek zu Wittenberg, welcher *Schröckh* vorstand, theils nachher als College Gelegenheit gehabt, ihn kennen zu lernen, auch sich eine vertraute Bekanntschaft mit dessen Schriften erworben. Der Aufsatz vereinigt wirklich mehr als irgend ein anderer vorher erschienener. Es ist auch keine blosse Lobrede; eher möchte man wünschen, dass der Vf. hie und da sich weniger darauf eingelassen hätte, zu zeigen, was *Schröckh nicht* war, dass er ihn nicht durch gewisse Parallelen in Schatten gestellt, und dass er in gewissen Stücken sein Verdienst noch mehr hervorgehoben hätte. Sein Verdienst als Vorbereiters des Besseren in der Geschichtschreibung in Deutschland, ja selbst in gewissen Puncten als Musters darin, kann kaum hoch genug angeschlagen werden, und dadurch ersetzt sich so ziemlich das, worin ihm nachher Andere überlegen waren. Wir möchten nicht sagen, dass er in den *Biographieen nur Plutarchs Nachahmer gewesen*, S. LIII; wir möchten es nicht zur Verminderung des Werthes derselben anführen, dass sich unter ihnen keine Originalbiographie finde, dass keine aus eigener Wahrnehmung und Beobachtung eines merkwürdigen Mannes geflossen, dass sie alle nur aus Büchern geschöpft seyen, und daher weder den Werth historischer Quellen, noch die Wahrheit und Anschaulichkeit haben, welche der Biograph, der in der Nähe des Helden lebte, seiner Erzählung geben könne, S. LXVII; dass seine Biographieen nicht den Werth der plutarchischen haben, dass es ein Missgriff gewesen, sein Werk mit dem Leben des *Hannibal* zu eröffnen, da er den Kennern des Alterthums doch nicht mehr sagen konnte, als was sie längst aus dem Polybius und Livius wussten, und ein Feldherr unter einem längst erloschenen Volke nicht der Mann zu seyn scheine, der vor allen verdient hätte, dem deutschen Publicum bekannt zu werden, S. LXXIII; dass endlich das Urtheil dieses Biographen über das Verdienst und den Charakter seiner Helden oft schwanke, S. LXXIV. Kenner werden wohl nicht bestreiten, dass diese Biographieen mehr als Nachahmungen der plutarchischen, und dass gewisse *schröckhische* Biographieen gewissen plutarchischen überlegen sind. Mit dem Leben *Hannibals* anzufangen, war nicht unzweckmässig, da das Werk Männer aus allen Zeiten umfassen sollte, da es nicht bloss für ein gelehrtes, sondern für ein grösseres Publicum bestimmt, und da *Hannibal* unstreitig einer der merkwürdigsten und in seiner Art einzigen Männer des Alterthums war. Was das Schwanken im Urtheile über Verdienst und Charakter gewisser Männer betrifft: so erfodert es die Gerechtigkeit, Bescheidenheit und Wahrhaftigkeit, wo man zu einem entscheidenden Urtheile keine hinreichenden Gründe findet; es lässt dem eigenen Nachdenken und Urtheile des Lesers freyen Raum, und ist der Gewohnheit mancher neueren Geschichtschreiber weit vorzuziehen, welche über Alles entscheiden, nicht anders schreiben, als wenn sie allwissend und untrüglich wären, alle Ursachen und Triebfedern der Begebenheiten erforscht, und die Herzen durchschaut hätten, und welche dadurch zwar vielen Lesern imponiren, aber verständige, einsichtsvolle und vernünftige Leser keineswegs täuschen können. Dass *Schröckh* in die sächsische Geschichte nicht tief eingedrungen, folgt wenigstens daraus nicht, dass er *Ritters* meissnische Geschichte ohne mannichfaltige Zusätze und Berichtigungen aus der Handschrift herausgab, S. LXV. Die Geschichte der Gesellschaftsverfassung der christlichen Kirche ist zwar in seiner *Kirchengeschichte* nicht so gut geordnet, als in gewissen anderen, später erschienenen Werken: allein bey genauerer Untersuchung findet man doch, dass alles Wesentliche, was dahin gehört, darin vorkommt, und dass selbst Spätere ihn benutzt haben; wir können daher auch nicht zugeben, dass *Schröckh* die Anleitung zu der Kenntniss dieses Theils der Kirchengeschichte, welche die Schriften der Kirchenrechtsleh-

rer geben, entbehrt habe, S. LXXVIII. Doch durch diese Bemerkungen soll dem anderweitigen Werthe dieses Denkmals nichts entzogen und nicht zu verstehen gegeben werden, als wenn nicht sonst dem Verdienste des Verewigten volle Gerechtigkeit widerführe. Besonders gründlich und ausführlich wird die *Kirchengeschichte* gewürdigt, und behauptet, dass weder in unserer, noch in einer anderen Kirche ein Werk über die Geschichte des Christenthums erschienen sey, welches so viele Vorzüge wie das *schröckhische* in sich vereinigte.

Sonst enthält dieser Band noch ein Register über die neun Theile, welche die Kirchengeschichte seit der Reformation begreifen, und die zu dieser Geschichte gehörigen Zeittafeln. Bey dem Register sind die Specialregister in den einzelnen Bänden zum Grunde gelegt, doch mehr Artikel eingerückt, auch ist mancher kleine Irrthum stillschweigend berichtiget und eine strengere Ordnung beobachtet. Gern würden wir es gesehen haben, wenn auch hier, wie in dem *schröckhischen* Register über die 34 Theile der älteren Kirchengeschichte, bey gewissen Artikeln Zusätze und Berichtigungen zum Texte hinzugekommen wären, wozu in der That Veranlassungen genug waren. Bey der Verfertigung der Zeittafeln ist Hr. *Tzschirner* so zu Werke gegangen, dass er zuerst aus dem *schröckhischen* Werke die einzelnen Data sammelte, und sie unter ihre Jahre eintrug, darauf einige bewährte Werke über die Kirchengeschichte der drey letzten Jahrhunderte zu gleichem Zwecke benutzte, und bey der Ausarbeitung selbst die schon vorhandenen Zeittafeln, namentlich die *vaterischen*, zu Rathe zog. Dadurch ist es geschehen, dass manche in der Erzählung und dem Register nicht vorkommende Personen und Begebenheiten in den Zeittafeln aufgeführt sind.

M. H.

FREYBERG, b. Craz und Gerlach: *Der kursächsische Kirchenstaat vor der Reformation.* Ein Beytrag zum Abriss der kursächsischen Kirchenverfassung und zur näheren Erkenntniss der Reformation Lutheri. Zum Gebrauch für Prediger und Candidaten, für Schul- und Rechts-Gelehrte, auch für Freunde der sächsischen Statistik bearbeitet, von *Christian Gotthelf Fix.* Erster Theil. 1806. VIII u. 148 S. gr. 8. (16 gr.) *)

Rec. freute sich, als er die Ankündigung dieses Werkes las, weil ihm die ältere Kirchenverfassung in Sachsen — ein bisher in mehreren Schriften nur theilweise behandelter Gegenstand — einer ausführlichen Bearbeitung werth zu seyn schien. Nach seiner Meinung sollte der Vf. von der Stiftung des Erzbisthums Magdeburg ausgehen, dann die Geschichte der zu gleicher Zeit gestifteten Bisthümer, Meissen, Merseburg und Zeitz, abhandeln, die von den Bischöfen in ihren Sprengeln getroffenen kirchlichen Einrichtungen bemerken, und mit diesen allgemeinen Angaben die specielle Geschichte, wo nicht aller, doch der vorzüglichsten Parochieen und der daselbst vorgefallenen kirchlichen Veränderungen verbinden. Eine Arbeit, die freylich ein langes mühsames Studium und eine genaue Bekanntschaft mit den hieher gehörigen Urkunden und anderen Hülfsmitteln erfodert. Auch die zahlreichen Klöster müssten, da sie grösstentheils mehr religiöse, als literarische Institute waren, nach ihren Stiftungsjahren geordnet, einen wesentlichen Theil in einem dem Kirchenstaate vor der Reformation gewidmeten Werke ausmachen. Hr. *Fix*, Privatgelehrter in Chemnitz, bekannt durch ähnliche Arbeiten, z. B. durch einen unvollendeten Abriss der kursächsischen Kirchen- und Consistorial-Verfassung, von welchem 1795 zwey Theile erschienen sind; Specialtabellen von der jetzigen Eintheilung der kursächsischen Consistorien, Chemnitz 1800 etc., hielt es für rathsam, sich einen in der Ausführung weniger schwierigen Plan vorzuzeichnen. Er behandelt in der Einleitung die Geschichte der Sorben, liefert von S. 19 ein Verzeichniss der Bischöfe zu Meissen, und verbreitet sich zugleich, nach der Zeitfolge der sächsischen Regenten, so ausführlich über die Landesgeschichte, dass man hier nicht eine Darstellung der älteren sächsischen Kirchenverfassung, sondern den Entwurf einer sächsischen Regenten-, Cultur- und Handels-Geschichte vor sich zu haben glaubt. Wer erwartet wohl in einem dem sächsischen Kirchenstaate gewidmeten Werke eine so detaillirte Angabe der in Sachsen geführten Kriege, S. 50—62, eine so weitläuftige Beschreibung der Universitätsstiftung in Leipzig, S. 72—82, oder Nachrichten von gehaltenen Landtagen, aufgelegten Steuern, ausgeprägten Münzen, Beförderung des leipziger Handels, Streit mit der Stadt Halle wegen der Neujahrmesse, Anordnung der Stadtpfeifer S. 102 u. s. w.? Wer sucht hier die Bemerkung S. 50, dass man im 13 Jahrhunderte mit Heringen, Heringsfett, Kermes, Waid, französischen und ungarischen Weinen, Pfeffer u. s. w. gehandelt, dass die Böhmen selbstgefertigte Messer, Sicheln und Degen verkauft, dass, nach S. 56, die Kaiserlichen ein betheertes und befiedertes Weib im Lager bey Erfurt herumgeführt, und die Meissner mehrere Liebesritter castrirt haben? Leser, die nur auf Unterhaltung ausgehen, und es mit der Behandlung des auf dem Titel angegebenen Gegenstandes nicht so genau nehmen, werden diese und andere Anekdoten vielleicht sehr genussreich finden.

Zum Beweis, dass Rec. vorliegende Schrift nicht obenhin gelesen hat, mögen hier folgende Bemerkungen stehen: Nach S. 2 sollen die *Hermunduren* ausgewandert seyn, um den Sorben Platz zu machen. Diess ist nicht wohl glaublich, wenn man auch nicht weiss, wohin sie eigentlich gekommen sind. Höchst wahrscheinlich wurden sie von den Sorben überwältigt, und ihr Name verschwand. Diess ist *Schöttgens* Meinung, in der Historie der Sorbenwenden, diplom. Nachlese II, 177. Ebendaselbst sagt der Vf.: die Sorben befanden sich auf einer weit höheren Stufe der

*) Wir halten uns verpflichtet, die Recension des ersten Theils eines Werkes hier nachzuholen, dessen zweyter und dritter Theil bereits in unserer A. L. Z. 1808. No. 249 beurtheilt worden ist.

Cultur, als die Deutſchen, und S. 4 rühmt er ſie wegen ihrer Klugheit und Lebensweisheit. So ſtellen auch andere Neuere die Sorben in einem zu günſtigen Lichte dar, und *Leonhardi* zählt ſie in der Geſchichte der Stadt Leipzig S. 3 ff. aus einer beſonderen Vorliebe unter die gebildetſten Völker der Erde. Daſs dieſe Darſtellung der Geſchichte durchaus widerſpricht, beweiſet *Helmolds Chronicon Slavorum. Adelung* ſagt daher (Director. der ſüdſächſ. Geſch. Einleit. S. XXX f.) mit allem Recht: „Die Slaven waren eines der ungebildeteſten Völker, wie unter andern auch aus den Menſchenopfern erhellt — —. Ihr Handel war groſsentheils, wo nicht durchaus, auf Raub gegründet. Mehr als ein Schriftſteller nennt ſie *foedisſimum hominum genus.*" Daſs die S. 16 genannten ſlaviſchen Gottheiten in Sachſen verehret worden ſind, kann nicht beſtimmt geſagt werden; wenigſtens wird *Radegaſtus* von Helmold am angeführten Orte *Obotritorum numen*, und *Zwante wit* von Ebendemſelben *deus terrae Rugiorum* genannt. So ward *Prono* in Niederſachſen und Holſtein, *Trigla* gröſstentheils in Pommern (in Sachſen unter dem Namen *Dziwanna*) verehrt. Auch fehlen einige ſlaviſche Götter, z. B. *Zuttiber*, *Morzana*, wovon der Pagus *Morizani* in der Gegend von Magdeburg und das Dorf *Marzahne* in der Gegend von Wittenberg den Namen führen, *Luariſci*, nach Dithmar eine Gottheit der Liuticier Slaven u. ſ. w. Den lehrreichen Aufſatz über die Bekehrung der Sorbenwenden in Sachſen, in *Kreyſigs* Beyträgen VI, 52 — 121, hätte der Vf. zum Grunde ſeiner Arbeit legen ſollen. Er verbreitet ſich ausführlich über die Entſtehung und Ausbildung der ſächſ. Kirchenverfaſſung, und ſtellt die nach und nach geſtifteten Klöſter in chronologiſcher Ordnung auf. — Wenn es S. 12 heiſst: Karl der Groſse zwang die Sorben zur Erbauung zweyer feſten Schlöſſer im Anhaltiſchen unweit Halle, und zu *Magdebron*, einem Dorfe unweit Leipzig: ſo iſt dieſs eine ganz irrige Auslegung des Chronic. Moiſſiacenſ. ad ann. 806: „*Mandavit eis rex Karolus aedificare civitates duas, unam in aquilone parte Albiae contra Magadabourg, alteram vero in orientalem partem Salae ad locum, qui vocatur Halla.*" Hier iſt nicht von einfachen Schlöſſern, ſondern von befeſtigten Städten die Rede; die eine ward nicht zu *Magdeborn* bey Leipzig, ſondern in der Gegend von *Magdeburg* an der Elbe errichtet. Daſs nach S. 15 K. Heinrich I um das Jahr 922 die alte Burg bey Leipzig angelegt, und angefangen habe, den Ort in eine Stadt umzuſchaffen, iſt aus der Geſchichte nicht erweislich. Nur von der Stadt Meiſſen kann dieſs geſagt werden. — S. 19 beginnt der erſte Theil: *Von dem Bisthume Meiſſen, und der damit verbundenen Zeit- und Kirchen-Geſchichte vor der Reformation.* Eigentlich endet dieſe Geſchichte mit dem J. 1595, da der letzte Biſchof zu Meiſſen, Johann von Haugwitz, ſtarb. Die Worte: *vor der Reformation*, ſind alſo nicht genau zu nehmen. Billig hätte hier zuerſt die Stiftung des Erzbisthums Magdeburg bemerkt werden ſollen; denn dieſem waren nicht nur urſprünglich die Bisthümer *Meiſſen*, *Merſeburg* und *Zeitz* unterworfen, ob ſich gleich der meiſſner Biſchof für exemt hielt, ſondern es ſtanden auch mehrere ſächſiſche Parochieen, z. B. Eilenburg, die Gegend von Halle, Delitzſch und Bitterfeld, bis zur Reformation unter dem Erzbisthum Magdeburg. Dieſer Stiftung iſt aber mit keinem Worte gedacht. Eben ſo ſollte im zweyten Theile der Biſchof zu Brandenburg nicht übergangen werden, deſſen Sprengel die Gegend um Wittenberg bis Jüterbogk unterworfen war; der Vf. redet aber in der Vorrede S. VI nur von den Bisthümern Merſeburg und Zeitz, von welchen er im II Theil mehrere Nachricht ertheilt hat. — Daſs, nach S. 28, der böſe Feind dem Biſchof *Kraft* den Hals gebrochen haben ſoll, folgt nicht aus Fabricius Erzählung. Dieſer ſagt nur: Man habe ihn, nach gewaltſam geöffneter Thüre, *fractis cervicibus colore tetro exanimem* gefunden. Vom Teufel iſt hier gar nicht die Rede. In einem alten Verhältniſſe der Biſchöfe zu Meiſſen heiſst es freylich: *A diabolo ſtrangulatur.* Allein man weiſs, wie damals Einfalt oder Bosheit Verſtorbenen, welchen man nicht wohl wollte, durch teufliſche Kraft den Hals verdrehen oder brechen lieſs, wenn ſie plötzlich, vom Schlage gerührt, dahinſtarben. — Von dem in der katholiſchen Kirche ſo berühmten, über 400 Jahre nach ſeinem Tode unter die Heiligen aufgenommenen Biſchof *Benno* iſt S. 29 viel zu wenig geſagt, und nicht einmal die Hauptſchrift: *Seyffarths Oſſilegium Bennonis*, Monach. 1765. 4, bemerkt. Nach Seyffarth iſt er nicht 1016 ſondern 1010 geboren, nicht 1106 d. 16 Jul., ſondern 1107 d. 16 Jun. geſtorben. Von einer ſeiner Schriften: *Expoſitiones breves ſuper evangelia dominicalia*, woraus man die damalige allegoriſche Art zu predigen beurtheilen kann, hat *Leibnitz* in der Vorrede zum II B. der *Script. Rerum Brunsvic.* eine Probe mitgetheilt. — Die dem Markgraf *Conrad* S. 36 Not. beygelegten Titel waren damals nicht gewöhnlich. Conrad ſchrieb ſich Anfangs, wie die von ihm vorhandenen Urkunden bezeugen, ganz einfach: *Marchio Misnenſis*, und in den letzten Jahren: *Marchio Misnenſis et Luſicenſis.* — S. 48. *Wittigo II*, nicht Graf (eigentlich Burggraf) von Leisnig, ſondern wie *Urſinus* aus dem auf ſeinem Grabſteine befindlichen Wappen erwieſen hat, Herr von *Colditz*, brachte, auſser Noſſen, mehrere Beſitzungen, Stadt und Schloſs Pirna, Schloſs Liebethal an ſich, hatte ſelbſt über Dresden die Lehnshoheit, trieb die ſchwärmeriſche Secte der Kreuzträger aus ſeinem Gebiete, ſtarb, wie ſein Grabmal beweiſet, 1342, alſo nicht 1347, wie hier angegeben iſt. S. *Urſinus* Geſchichte der Domkirche zu Meiſſen S. 73 — 79. Dieſes an gründlichen hiſtoriſchen Unterſuchungen reichhaltige Werk, das beſonders in den beygefügten Urkunden viel zur Erläuterung der ſächſiſchen Kirchenverfaſſung beyträgt, hätte der Vf. billig benutzen ſollen. — S 57 *Diezmanns* durch einen Meuchelmörder bewirkten gewaltſamen Tod verwirft *Adelung*, am angeführten Orte, weil ſich gleichzeitige Geſchichtſchreiber bey der Anzeige ſeines Todes des Ausdrucks: *obiit*, be-

dienen. Offenbar aber liegt bey diesen unbestimmten Angaben eine gewisse zu weit getriebene Furchtsamkeit zum Grunde. Selbst der altzellische Annalist getraut sich nicht mehr zu schreiben, als: *Fertur innocenter et improvise occisus.* Wenn man aber die bis auf kleinliche Umstände ausführliche Erzählung in *Rohtens* thüring. Chronik (Menk. S. R. G. II, 1769) liest: so fällt *Adelungs* Meinung von selbst, die auch von dem neuesten sächs. Geschichtschreiber *Weisse* in der Gesch. der kursächs. Staaten II, 35 verworfen wird. Die Grabschrift auf Diezmann ist nicht von *Dante Aligheri.* Sie ist 200 Jahre später, wahrscheinlich von dem bekannten histor. Fabeldichter, *Erasmus Stella*, geschmiedet worden. — S. 62. *Joh. von Eisenberg* ward 1342 (nicht 1347) Bischof, widersetzte sich dem Papste, der ihn dem Erzbischofe zu Prag unterwerfen wollte, feyerte 1350 das römische Jubeljahr, und vertrieb die noch übrigen Flagellanten. *Ursin.* S. 80 ff. Bischof Conrad II (nicht der Dritte) war aus dem Geschlechte der Burggrafen von Kirchberg, schrieb sich zuerst: *Von Gottes und des apostolischen Stuhls Gnaden.* Also hat diesen Titel nicht Thimo von Colditz zuerst gebraucht, wie der Vf. S. 64 angiebt. — S. 63. *Nicolaus de Misna*, aus Meissen (nicht aus Lübeck). Der ihm beygelegte Name *Ziegenbock*, ist Erfindung der Neueren. Sein Grabmal ist nicht im Kloster heil. Kreuz, sondern in der Domkirche zu Meissen. *Ursin.* S. 89. Dass er zur Erhaltung des Andenkens seiner über den Erzbischof zu Magdeburg erfochtenen Siege, das Fest des heiligen Victor in seinem Sprengel zu feyern verordnet hat, hätte billig bemerkt werden sollen. Die Nachrichten vom Bischof *Johann Hofmann* S. 65 — 71 sind größtentheils aus den Fragm. zur Geschichte der Stadt und Universität Leipzig (L. 1787. 8) S. 76 — 80 wörtlich entlehnt. Doch fehlt der Umstand, dass gedachter Bischof 1442 das jährlich vor Fastnachten übliche unvernünftige und unsittliche *Semperrennen* der Weiber abgeschafft hat. (Lausitz. Monatschr. 1805. St. 1). Einige bisher unbekannte Nachrichten von ihm findet man in Hn. Prof. *Ecks* Symbol. ad hist. lit. Lips. P. IV. (Lips. 1804. 4). — S. 97. *Johann von Weissenbach* führte den Tag und Nacht fortdauernden Gottesdienst in der Domkirche zu Meissen ein, ordnete wegen der Theurung feyerliche Processionen in seinem Sprengel an, und erhob die Frauenkirche zu Freyberg zur Collegiatkirche des meissner Stifts. S. 119 folgt aus *Calles* die Eintheilung des bischöflichen Sprengels in Probsteyen, Archidiaconate u. s. w. — Einige nicht von aller Härte freyzusprechende Urtheile möchte Rec. in der Ausdehnung, wie sie hier stehen, nicht unterschreiben, z. B. Vorrede S. V: „Die meisten Mitglieder des katholischen Clerus sind *vor der Welt Heuchler, und im Stillen die unmoralischsten Menschen.*" S. 11: „Der herrschsüchtige, despotische, alles unterdrückende — — scheinheilige und treulose Karl der Grosse." S. 147: „Selbst würdige Männer müssen ihrem Gewissen Sklavenketten anlegen, und zwecklose und ärgerliche Ceremonieen gaukeln." Diese letztere Bemerkung ist der Erfahrung ganz entgegen. Beynahe in allen Gemeinden hat man bey den öffentlichen Gottesverehrungen neue Gesänge und passendere Formulare eingeführt. Zwecklose und ärgerliche Gebräuche finden kaum noch in unaufgeklärten Gegenden Statt. Wenn also Prediger noch Sklavenketten tragen, oder, dass Rec. sich des vom Vf. in einer wichtigen Angelegenheit unschicklich gewählten Ausdrucks bediene, zu *gaukeln* sich gedrungen fühlen: so ist es ihre Schuld. Weise Regenten, selbst in gebildeten katholischen Staaten, verlangen diess nicht. — Noch bemerkt Rec. einige Druckfehler — beynahe die einzigen, die ihm bey einer genaueren Durchsicht aufgestossen sind. S. 31 st. Pruch l. *Pouch*; S. 38 not. st. Cubanitz, *Lubanitz*; S. 39 st. Jakeyn, *Jokrim*; S. 62 st. 1270, 1370. — S. 63 not. ist das Citat aus Menk. S. R. G. unrichtig angegeben. Es muss heissen: S. 676.

F. K.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Leipzig*, b. Dürr: *Predigt am zweyten Busstage des Jahres* 1806, in der Thomaskirche zu Leipzig gehalten, und auf ausdrückliches Verlangen dem Druck überlassen, von D. *Joh. Georg Rosenmüller*, Superintendent. 24 S. gr. 8. (Zum Besten der Armen im Erzgebirge. 3 gr.) Nach dem vorgeschriebenen Texte: Klagel. Jerem. 3, 23 ff., hat der würdige Greis, der noch mit jugendlicher Kraft für's Gute thätig ist, die Wahrheit abgehandelt: *Wozu uns die Erfahrung der göttlichen Hülfe bey den gegenwärtigen Zeitläuften ermuntern soll. 1. zum demuthigen Dank gegen Gott; 2. zur ernstlichen Besserung unseres Sinnes und Wandels; 3. zum Vertrauen auf Gott wegen der Zukunft.* Plan, väterlich und herzlich, in einer kunstlosen, aber eben weil das Herz, das so liebevolle, wohlwollende Herz eines der ehrwürdigsten Männer unserer Zeiten, spricht, sehr beredten Sprache, trägt er zwar nicht etwas auffallend Neues, aber besonders für unsere Zeiten etwas sehr Beherzigenswerthes vor. Die Tage der Noth, unter der das Vaterland seufzte, die Hülfe, die Gott durch eine reichliche Erndte, durch die Abwendung des dem Vaterlande so nahen Krieges sandte: diess und Mehreres wird hier sehr gut zu dem angegebenen Zweck benutzt. Derjenige besonders, der Zeuge jener Noth und dieser Hülfe war, wird nicht ohne die innigste Rührung diese Predigt lesen, und jeder Gutdenkende wird sich freuen, wenn er hier so lebhaft, aber sehr wahr, von den herrschenden Fehlern unseres Zeitalters, besonders von der empörenden Selbstsucht und von dem schändlichen Eigennutz, sprechen hört. Zwar ist es diesem würdigen Manne, so wie dem edlen *Reinhard*, zum Vorwurfe gemacht worden, dass sie in ihren Vorträgen gelegentlich diesen Eigennutz und besonders den Wuchergeist kräftig angreifen. Man ist sogar so weit gegangen, zu sagen: diess hiesse das Volk zum Missvergnügen aufreizen. Aber nur Wucherer konnten die vernünftigsten, zweckmässigsten Belehrungen und Ermahnungen so schief deuten.

J. J.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Über den altdeutschen Meistergesang.* Von *Jacob Grimm.* 1811. 194 S. 8. (21 gr.)

Der Streit zwischen Hn. *Jac. Grimm* in Caffel und Hn. *Docen* in München, zwey sehr schätzbaren und bereits um die Geschichte der älteren deutschen Poesie mehrfach verdienten Forschern, ist bekannt. Es würde die Grenzen eines kritischen Instituts überschreiten, das die gesammte Literatur umfassen soll, wenn wir uns auch nur von fern auf das Umständliche der Geschichte dieses Streites einlassen wollten. Der Gegenstand desselben aber ist folgender: Hr. *G.* stellte in dem N. lit. Anzeiger die Meinung auf, „es sey falsch, wenn man die Meistersänger von den *früheren* Minnedichtern trenne, für welche Trennung man nicht einmal eine bestimmte Zeit anzugeben wisse; beide seyen identisch, ihrem Grundwesen nach, das er, Hr. *G.*, in nichts anderes, als in die bisher mehr an den Meistersängern verachtete, wie an den Minneliedern bewunderte, in keinen von beiden aber recht verstandene Künstlichkeit legen könne." Hr. *Docen* dagegen erklärte in demselben Blatte, was übrigens Hr. *G.* für *„eigens unklar* geschrieben" hält, doch nach dem eigenen Bekenntniss des Letzteren, im Wesentlichen Folgendes: „man müsse auf die Verschiedenheit der Gegenstände des Meister- und Minne-Gesanges Acht geben, eine Form habe am Ende jeder Sang, allein das Lied für seine Gefühle, verlange eine ganz andere, wie (als) die ernsthafte Betrachtung; und wenn in den Minneliedern Wohllaut herrsche: so sey in den Meistergesängen strenges Bauwerk wahrzunehmen, daher die Form anlangend, jene sich in harmonischen Weisen darstellen, diese in beschlossenen Strophen. Hr. *G.* möge einmal für seine Meinung in der ganzen Sammlung der Minnedichter von Veldeck an ein Lied aufweisen, das mit den Meistersängen eines Frauenlob oder Folz *formell* übereinkomme; und finde sich etwa Ähnlichkeit: so sey sie gewiss zufällig, und was später Verabredung und Regel, früherhin nur eine Zierde der Kunst." Auf diese Einwendungen, die unseres Erachtens mit dem einzigen Beweis, dass auch die süssesten Minnelieder, die wir besitzen, keinesweges *Producte der freyen Natur und des ritterlichen Sinnes*, sondern nichts mehr und nichts minder als *Schularbeiten eines nach Regeln gelehrten und an sie gebundenen Meistersängers* sind, wären niedergeschlagen worden, zieht hier nun Hr. *G.* in einem eigenen, enggedruckten und reichhaltigen Buche mit allen Waffen *a priori* und *a posteriori* zu Felde, und beweist ungemein Viel, und ungemein viel Neues und der Literatur Erspriessliches; nur das einzige, was er beweisen sollte, und worauf Alles ankommt, beweist er nicht, und freylich scheint auch ein solcher Beweis ein für allemal unmöglich zu seyn. Denn man vergleiche nur (was der Vf. für sich ohne Zweifel auch gethan hat, aber dessen Unterlassung er in seinem Werke aus polemischer Klugheit mit, wo wir nicht irren, Mangel an Zeit oder Raum entschuldigt) die abgeschmackten Producte der Meistersänger mit den jedes zartfühlende Herz mit einem leisen Zauber ergreifenden Aushauchungen der Minne, einer Art von Liebe, die jetzt bey ganz veränderten Verhältnissen und Sitten gar nicht mehr gedenkbar ist, und wodurch der deutsche Jüngling eben so in ein deutsches, wie durch Gessners Idyllen in ein griechisches, Arkadien hineingewiegt wird! Wer kann noch einen Augenblick anstehen, von *diesen* Minnesingern *diese* Meistersänger in keinem Falle abstammen zu lassen? Wir wollen hier nicht die zum Lachen reizenden sogenannten Pausen der Letzteren zum Beweise anführen, wie z. B.:

Ach!
Was hab' ich, o Herr, begangen!
Meine Sünden sind zu gross,
Meine Glieder liegen bios,
Herr! nach dir steht mein Verlangen!
Wach!
Du, mein Gott, und hilf nun mir,
Dass ich bleibe stets bey dir,
Lindre du mir meine Schmerzen,
Denn ich bin von ganzem Herzen
Schwach!

Ja wohl, von ganzem Herzen schwach! Es ist hinlänglich, einen einzigen *Bar*, in welchem es wahrlich der Meistersänger mit seiner Gottesfurcht gewiss eben so ernstlich gemeint hat, wie der Minnesinger mit der zarten hohen Treue zu der Dame seines Herzens, mit dem Liede eines wahren Minnesingers zusammenzustellen. Hier also zuerst der *Bar* des Meistersängers, welchen uns der sel. *Häslein* (vermuthlich aus Hanns Sachsens eigener Tabulatur) in *Bragur* III S. 65 und 66 mitgetheilt hat:

Erstes Gesätz.
Wer seine Hoffnung hat auf Gott gesetzet,
Derselbige wird nicht zu Spott,
Ja, dessen Glaub niemalen wird verletzet,
Dem hilft der fromm und liebe Gott. †
Hingegen aber der, so sein Vertrauen
Nicht setzen will in Gottes Macht,

Der kann nicht anders, als er muss auf Sande bauen,
Und wird von jedermann verlacht. †

Abgesang.

Dann, weilen er hat feinen Gott verlassen,
Und seinen Abgott sucht,
So bleibt er fort verflucht
Und will ihn Gott auch hier mit nichten fassen,
Ja läſst ihn billig sinken,
Auch für sich selbst ertrinken.
Darum, o Christ,
So klug du bist;

Schlussstoll.

Befleisse dich auf Gott allein zu hoffen,
So gehts dir hier und dorten wohl,
Und wirst es haben ewig wohl getroffen,
Und sey des Himmels Freuden voll. †

Ist in diesem ganzen Wesen wohl nur ein Gran Geist und Gefühl? geschweige ein so zartes, und ein so tiefes Gefühl, wie in den ersten besten Strophen eines tugendlichen Ritters, der *„das Cruze dur Got an sich hat genommen"*, oder der *„so gar herzeclichen minnet, und die suesse ane Wenken zallen Ziten, beide in herze und ouch in sinne tregt,"* und wenn er auch Kaiser wäre, wie *Heinrich*, sich erklärt,

ich mich ir verzige, ich verzige mich è der crone!

Das sind Gedanken und Worte, aus treuer, zarter, liebender Seele geflossen, und schön, und jedes menschliche Herz ansprechend, sie mögen in Prosa, oder in irgend einem Modell alter prosodischer Form eingedrückt seyn! Nimmt man noch dazu die Heiligkeit dieser Liebe, denn

Minne wart nie bi den fünden vunden!

singt *Margrave Otto von Brandenburg mit dem Pfile:* so hat man den vollständigen Schlüssel und die Grenzlinie, wo jeder andere Dichter von dem *wahren Minnesinger* abzuscheiden ist. Es wäre freylich höchst abgewandelt von jeder richtigen Ansicht, wenn man unter *solchen* Minnesingern alle diejenigen begreifen wollte, die der pariser Codex enthält, und die uns die ehrwürdigen Deutschen, *Bodmer* und *Breitinger*, zwar nicht mit der, oft lächerlichen, philologischen Mikrologie des 19 Jahrhunderts, aber mit desto wahrerem Gefühl für das Schöne und für das Deutsche, zuerst mit hoher patriotischer Freude dargereicht haben. Allein — *quandoque bonus dormitat Homerus!* Übersehen ist es wohl von ihnen, nicht Absicht, wenn sie auch solchem schmutzigen Zeuge, das als wahrer Antipode alles Minnegesangs anzusehen ist, wie den gemeinen Zoten eines *Nithart* und Consorten, Platz und Eingang gestattet haben, so sehr es übrigens (denn wie froh wären wir, wenn uns *Otfried*, weniger zartfühlend, auch die *cantilenas obscoenas* seiner Zeit, von denen er spricht, gerettet hätte) in Hinsicht der Sprache und Geschichte mit Dank zu erkennen ist. Allein kein Codex, er mag Namen haben, wie er will, mithin auch nicht der pariser, kann uns den Begriff des *Minnegesangs* für sich bestimmen. Sie alle insgesammt, unter denen Rec. den jenaischen, den weingartner und den colmarer selbst an Ort und Stelle eingesehen hat, sind nichts anders als willkührliche Sammlungen, ohne historische, ohne philologische, und was das Wichtigste ist, ohne die mindeste ästhetische Kritik und Anordnung. Dieses dreyfache Licht hat erst das gebildetere und sicherere Gefühl, und die mühsame Forschung und Vergleichung ihrer deutschen Nachkommen hineinzubringen. So wollen wir denn auch unsere Pflicht vollständig erfüllen, und weder *puri puti Philologi* noch *Historici* seyn, sondern dem edlen, geistreichen, durch ein zartes und heiliges Gefühl emporgetragenen wahren *Minnesinger* gegen den elenden, geist- und herzlosen Sylbenzähler von Meistersänger, aus welcher Zone und Zeit er immer auch sey, Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Freylich gehört dazu mehr als bloſse Sprachkenntniss, die noch überdiess nicht einmal eine lebendige Kenntniss ist, wenn sie nicht in demselben Volke, und an derselben Stelle, wo einst diese merkwürdigen Früchte des schwäbischen Kaiserthums aufsprossten, auf irgend eine Art kann vergegenwärtigt werden. Es gehört dazu auch Kenntniss des wahren Poetisch-Schönen, und nicht einmal dieses *in abstracto*, sondern, um es gerade heraus zu bekennen, eines Herzens, das genau für diese Gefühle offen ist, kurz die *Blumenzeit der Liebe*; wer in dieser nicht die Minnesinger liest, oder gelesen hat, der soll uns mit allen Commentaren über sie eben so sehr verschonen, als ein *Franc Horn* Jeden, der *Gessners* Idyllen in gleicher Periode las, mit seinem kahlen Urtheil über ihn, die Zierde der Nation! —

Wie unübertrefflich süss klingt es in Ohr und Herz, wenn der *Herzoge von Anhalt* in altschwäbischer Mundart singt:

Sta bi! la mich den wint anweien,
Der kumt von mines herzens kiuniginne!
Wie mocht ein luft so sueze draien,
Ern wer al uht und uht vil gar ein minne!

Glaubt man freylich *à la Tick* dem jetzigen Hochdeutschen diesen schönen Ausfluss eines liebenden Herzens nur dadurch zu verdollmetschen, dass man ihm jedes altgeformte Wort in die heutige Form nach Adelungs Sprachlehre giesst: dann verfliegt dieser Geist, und muss verfliegen. Ein *Steh bey!* (im jetzigen Hochdeutschen baarer Unsinn!) für das alte *Sta bi*, ein *lass mich* statt *la mich*, oder vielleicht noch besser *la mi*, ein *anwehen* statt *anweien*, ein *kommt* statt *kumt*, eine *Königin* statt der *Kiuniginne*, *eine Luft* statt *ein luft* u. s. w., verderben gerade den ganzen Eindruck, und eine bloſse *Umformung der Worte*, welches diese Herren *Übersetzung* nennen, ist das bitterste Unrecht, das diesen herrlichen Antiken widerfahren kann. Sie müssen gar nicht mehr wissen, was Übersetzung ist, und es wäre wahrlich ein Zeichen, dass die Deutschen sich in einem groſsen Grade von Schwäche und Lächerlichkeit befänden, wenn die Stimme dieser Helden der Literatur auch wirklich die Stimme der Mehrheit unter den Besseren des deutschen Vaterlands wäre. Allein das Ausland lasse sich dadurch doch ja nicht verführen, und fange um einiger Weniger oder um einer temporären Schule willen ja nicht an, eine

Nation wieder ihres pedantischen Geschmacks wegen zu verachten, die sie kaum seit einem halben Jahrhundert, um ihres besseren und classischen Geschmacks willen, schätzen gelernt hat! Hr. *G.* gehört nun unter diesen jungen *Titanen* unserer Literatur (wie sie *Joh. v. Müller* nennt) keineswegs zu den Schlimmsten. Zwar spricht er in allen seinen Schriften schneidend ab, äusert ohne Rückhalt seine Verachtung anderer Meinungen, und zollt Schriftstellern, die ihm das eine oder das andere Verdienst streitig machen könnten, seine Achtung mit grosser Mässigung; zwar schweift er in Etymologieen weit über die Grenzen des Zuträglichen hinaus; und wenn er auf das Poetisch-Schöne geräth: so glaubt er davon nicht mehr in schlichter verständlicher Prosa *sprechen*, sondern, nach der Mode der Zeit, in mystischen Bildern und Abstractionen *singen* zu müssen. Allein dessenungeachtet ist nicht zu leugnen, dass in ihm eine Fülle von Gelehrsamkeit wohnt, und dass (wenn wir einem anderen Kritiker ein hier sehr treffendes Gleichniss abborgen dürfen) dieser gährende Most noch einst vortrefflich werden kann, wenn er ausgebraust hat.

Starke Vermuthung hiezu giebt die gegenwärtige Abhandlung. Obgleich Rec. ihr in der Hauptsache durchaus nicht beystimmen kann; obgleich jede Stelle, wo diese philosophisch erwiesen werden soll, eben so viele Dunkelheiten als Sprünge in den Schlüssen hat, und die Ansichten des Vfs. (so entzündet er auch von dem Minnegesang scheint) mehr aus einem kalten Formenstudium und strenger Berechnung des Metrumverhältnisses, als aus dem Eindruck, den die wahre Poesie auf ein unbefangenes Gemüth macht, geflossen zu seyn scheinen, auch der Vf. keineswegs (wie es wenigstens Rec. sehr deutlich erscheint), um die *Wahrheit* zu suchen, sondern um ein, nun einmal aufgestelltes Thema mit aller Sophistik des Geistes und der Gelehrsamkeit zu vertheidigen, einen so grossen schriftstellerischen Aufwand macht: so ist doch eben diese, zu den wahrscheinlichsten, und wenn nicht den unbefangen forschenden Kenner *überzeugenden*, doch den Nichtunterrichteten mit Macht *überredenden* Gründen herausfodernde Verlegenheit gerade die Mutter vieler neuer, mit dankverdienendem Fleisse angestellter, literarischer Nachsuchungen gewesen; und wenn Rec. von dem Gewinn, den der Freund der wahren Poesie dadurch erhält, abstrahirt. so kann er diese sophistische Disputirübung in ihrer Art nicht anders als für meisterhaft erkennen.

Schon die Anlage der ganzen Abhandlung ist keineswegs rhapsodisch, sondern nimmt einen strengen logischen, oder, wenn man will, reinwissenschaftlichen Gang. Diess ist stets erfreulich, und wenn auch nicht für das Hauptthema, doch für seine mannichfaltigen Zweige und Äste fruchtbar und lehrreich. Nach einer *Einleitung*, worin er den *status controversiae* festzusetzen sucht (aber *anticipirt*, indem er schon S. 24 sagt. „Hiemit hoffe ich gezeigt zu haben, dass ein Unterschied zwischen den alten Meistern und gleichzeitigen Minnedichtern unhistorisch sey, ja widersinnig, und noch vielmehr einer zwischen gleichzeitigen Meister- und Minne-Liedern, nach welchem sich zweyerley Gesang in einer und derselben Person, und in denselben Weisen darthun soll. Giebt man mir dieses zu: so habe ich, streng genommen, meinen Gegner widerlegt." Was man freylich nicht zugeben kann, weil diess alles, streng genommen, in den folgenden Abschnitten erst erwiesen werden soll), und nach einer sogenanten *Übersicht der Meisterkunst* (Meistersängerkunst) *von Anfang bis zu Ende*, welches aber bloss ein Versuch ist, die Geschichte der Meistersängerkunst in Perioden abzutheilen, nicht eine Übersicht der Kunst selbst, geht er auf die *inneren Beweise* seines Satzes, für die er zwey Regeln aufstellt, und auf die erste vier Einwendungen beantwortet, dann auf die *äusseren Beweise* über, um darzuthun, dass einige Minnesinger gleich den Meistersängern in einer Schule sich vereinigt, einerley Namen geführt, einerley Töne gehabt haben, und dass dafür die Tradition, das Zeugniss der Schriftsteller und die Einrichtung der Handschriften spreche, und beschliesst dann diese Beweise mit einer *geographischen* Bestimmung und Geschichte des Meistergesangs. Nach einer solchen Menge von Argumenten sollte man, scheint es, *ad nauseam* von der Wahrheit seines Satzes, wo nicht überwiesen, doch überwältigt seyn; allein diess ist Hn. *G.* noch nicht genug, sondern es werden nun auch Argumente aus dem Verhältniss des Meistergesangs zur deutschen Volkspoesie, zu den erzählenden und Spruch-Gedichten, ja sogar zur ausländischen, namentlich der Provenzalen, der Nordfranzosen, der Niederländer, der Skandinavier und der Engländer herbeygeholt, und das Ganze zwar nicht mit einer kurzen Recapitulation der Argumente, aber doch mit einem *zusammengenommenen Resultat* beschlossen.

Diess scheint *der Form nach* unstreitig der Weg der gründlichsten Untersuchung. Indess wenn man die einzelnen Beweise selbst durchgeht, und sich fragt: beweist das auch wirklich? — so fällt die Antwort grösstentheils negativ aus. Doch ist es interessant, mit Hn. *G.* zu streiten; er setzt in dem ersten Augenblick stets in Verlegenheit, und Rec. bewundert den Scharfsinn und (im guten Verstande genommen) die schlaue Kunst, mit der er seine Argumente aufzupflanzen, und erfoderlichen Falls zu verpallisadiren weiss. Dieser Kriegskünste sind aber durch das ganze Buch so viele, dass es den Lesern unserer Blätter, die für alle Theile der Literatur belehrt seyn wollen, nicht zugemuthet werden kann, über einen ganz speciellen Gegenstand der deutschen Alterthumsforschung eine so umständliche Recension, die alle jene Künste beleuchtete, sich aufdringen zu lassen. Wir müssen uns daher auf ein einziges Beyspiel beschränken, wählen aber hiezu dasjenige, welches gerade das Herz dieser (wir wiederholen es) meisterhaft-sophistischen Streitschrift ist.

S. 40 nämlich und 42 erklärt sich Hr. *G.* dahin, dass das *trilogische Princip* das *Charakteristische des Meistergesangs*, und seine Absicht (!) sey, diese *Trilogie* auch in dem Bau der *früheren Meisterlieder*,

alſo (!!) *der Minneſinger* nachzuweiſen." Vor allem ſieht man ſchon, daſs das ausgezeichnete *alſo* abermals eine Anticipation des erſt zu beweiſenden Satzes und der ganzen Streitfrage iſt. Allein das darf man ſo genau nicht nehmen. Zu einer öffentlichen Disputation gehört in der That ein wenig Keckheit, und ſo ein dreiſtes Impromptu hat oft den gründlichſten Gegner aus der Faſſung gebracht.

Doch zur Sache. Die *Trilogie*, von der hier geſprochen wird, iſt durchaus nichts anderes als ein Strophenſyſtem, das, wie man aus dem oben angeführten *Bar* eines Meiſterſängers geſehen hat, aus drey verſchiedenartigen Theilen beſteht, nämlich dem *Geſätz* (oder zwey *Vorderſtollen*), dem *Abgeſang* und dem *Schluſsſtollen*. Um nun dieſer meiſterſängeriſchen Erfindung einen Anſtrich von Wichtigkeit zu geben: ſo wird in dieſen drey gezwungenen Theilen der zunftmäſsigen Meiſterlieder die myſtiſche *Trias* mit pythagoriſcher Eingeweihtheit folgendermaſsen gefunden: „Wie ſich in einem Theil der Natur (ſpricht Hr. *G.*), z. B. im Pflanzenreich, die Bildung eines Ganzen meiſtens in und durch einen ungleichen Theil *beſchlieſst*, oder deutlicher *vielleicht*, der zuletzt hinzutretende Schluſsſtein eine ungleiche Zahl macht: ſo entwickelt ſich hier in der Poeſie aus zweyen gleichen Sätzen ein dritter ungleicher *nach einer innerlichen Nothwendigkeit*. Folgte ein zweyter gleicher Satz unmittelbar auf den erſten und weiter nichts: ſo würde das Ganze leer, matt und unfruchtbar erſcheinen; folgte aber in dem zweyten ſelbſt ſchon ein dem erſten ungleicher: ſo würde das Ganze *unempfänglich* ſeyn (!?). In dem erſten Falle wäre keine Ruhe, kein Schluſs, ſondern unendliches Schwanken (?); im zweyten würde der Reiz des letzten als des neuen Satzes immer über den alten ſiegen, und deſſen Wirkung in ſeine hinüberziehen, folglich vernichten (!). Da aber das Weſen der Poeſie auch in ein *gemüthliches Gleichgewicht* geſetzt werden muſs, und weil das Folgende nur in dem Vorausgehenden erklärt werden kann: ſo kommt der erſte Satz zweymal, damit er Stärke gewinne, *den dritten zu zeugen, zu tragen*, und ſelber neben ihm zu bleiben (!). Es iſt auch, als ob mit einem Mal die poetiſche Luſt an der gewonnenen Weiſe noch nicht erſchöpft ſey, als daſs man den Satz ſchon fahren laſſen könne, oder als ob erſt in ſeiner Wiederholung, da das *Anheben* gleichſam zu frey und ſorglos geweſen, das Neue in mehr Bedächtigkeit vorbereitet werden könne." Welch ein vornehmer Erklärungsverſuch zu einer gemeinen Sache! Und wie dunkel! Hr. *G.* ſcheint das ſelbſt zu fühlen, indem er fortfährt: „man erkläre *paſſender* und *deutlicher*, was man *leichter fühlen wird*" (als, ſollte wohl der Gegenſatz ſeyn, zu deutlichen Begriffen bringen kann, an denen es freylich hier ganz allein gelegen iſt, und ohne welche die allergelehrteſte Abhandlung uns durchaus nicht zu einem wahren Reſultat führen wird), „aber *die Wahrheit des Grundſatzes* (der Trilogie, verſteht ſich) ruht auf dem *Element des Volksgeſanges* und *Tanzes*, wo (in welchen) *immer* (?) der erſte Theil wiederholt wird, bevor er ſich in ein *Trio* auflöſen kann." Löſen ſich denn alle *Volksgeſänge* in ein *Trio* auf? Das iſt Rec. eine Neuigkeit. Und ſelbſt die Tänze? Welch ein Unterſchied in ihnen! — Ja, Rec. iſt ſogar der Meinung, daſs das Trio nichts weniger als den eigentlichen Volkstänzen angehöre, vielmehr eine ſpäte Erfindung gebildeter Stände ſey, ſo wie die Menuet, der es eigentlich angehört. Auch erfodert das Trio ſelbſt bey weitem zu viele Kunſteinſicht und Kunſtvorſicht, um es der natürlichen Erfindung des Volkes zuzutrauen. Überdieſs ſteht die Menuet, ſo ſehr ſie in den neueſten Zeiten, durch die Macht der Mode, verachtet iſt, in Sinn, Geiſt und Ausführung nicht nur den Reihentänzen, die hieher gar nicht gehören, ſondern den eigentlichen Liebestänzen, ſowohl dem deutſchen κατ᾽ ἐξοχήν, und dem ſchwäbiſchen und fränkiſchen Dreher oder Walzer, desgleichen auch dem wiener Langaus, als dem franzöſiſchen ſogenannten Contretanz, der Angloiſe, der Ecoſſoiſe u. ſ. w., bey weitem vor; und es iſt noch eine groſse Frage, ob ſie, die einen ſo ernſten, ſchuldloſen, in allen Schranken der Zucht und der gefühlteſten Achtung gehaltenen Charakter ausſpricht, trotz ihrer franzöſiſchen Benennung, nicht vielmehr eine Erfindung der deutſchen hohen Ritterſtände des 15 oder 16 Jahrhunderts geweſen iſt. Hier nun könnte Rec. Hn. *G.* mit ſeiner Hypotheſe entgegenkommen. Nur fehlt es, ihm wenigſtens, noch an Beweiſen, daſs das Trio *urſprünglich mit der Menuet verbunden war*. Die älteſten Menuette, die Rec. beſitzt oder beſeſſen hat, haben gerade gar kein Trio, ſondern bewegen ſich für ſich ſelbſt. Überhaupt aber hat das Trio, ſo viel Rec. weiſs, ſeine Benennung keineswegs daher, weil es ſich wie ein *dritter* Theil zu der Menuet und ihren zwey muſikaliſchen Perioden verhält, was auch in der That nicht der Fall iſt, ſondern weil darin *drey* Hauptſtimmen oder drey Hauptinſtrumente, wie die Flöte, Violine und Violoncell gegen einander concertiren. Wenn nun dieſes Concertiren zu gleicher Zeit und in demſelben *Trio* geſchieht: ſo kann überhaupt von keinem *Auflöſen in ein Trio* die Rede ſeyn.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.*)

FORTSETZUNGEN.

Wien, b. Schaumburg u. Comp.: *Archiv für Geographie, Hiſtorie, Staats- und Kriegs-Kunſt.* Dritter Jahrgang 1812. July bis December. 513 — 630 S. 4. (Der Jahrgang 8 Rthlr.) (S. die Rec. J. A. L. Z. 1812. No. 202.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

Göttingen, b. Dieterich: *Über den altdeutschen Meistergesang.* Von *Jacob Grimm* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Abgesehen von diesem nicht sehr haltbaren Erklärungsversuch, so ist die Absicht des Vfs., zu beweisen, dass in den Minneliedern so gut wie in den Meistergesängen das von ihm aufgestellte trilogische Princip vorhanden, und dass mithin die *Minne-* und *Meister-Gesänge* ganz identisch seyen, und kein wahrer, sondern nur ein eingebildeter Unterschied zwischen ihnen obwalte. Hier müssen wir vor allen Dingen darauf aufmerksam machen, dass dieser Schluss nur alsdann aus seinen Prämissen erfolgen würde, wenn der Obersatz *Allgemeinheit* hätte. Allein eben daran gebricht es ihm. Denn unmittelbar darauf macht der Vf. schon selbst die merkwürdige Beschränkung, „dass *nur funfzig Liederweisen* (mithin nicht einmal *Lieder*, deren es also noch weit mehrere seyn können) *der manessischen Sammlung* nicht recht unter die aufgestellte Regel (der Trilogie) passen.“ Wenn also *nur funfzig Liederweisen* (d. h. Versarten) *der Minnesinger* nicht unter die *Versarten der Meistersänger* passen: so ist ja schon *eo ipso* eingestanden, worum sich der ganze Streit dreht, dass *wenigstens* 50 *Formen der Minnesinger* noch vorhanden sind, die ausser dem geist- und herz-reichen Inhalt beweisen, dass es wirklich Minnesinger giebt, die sich auch in der freyeren und geistreichen *Form ihrer Gedichte* von den geisttödtenden Formen der Meistersänger unterscheiden, und dass mithin *diese Minnesinger* ganz gewiss *keine Meistersänger* sind. Diesem Schluss gegen ihn sucht zwar Hr. *G.* kurz darauf dadurch zu begegnen, dass er meint, die Ausnahme hebe die Regel nicht auf, und es gebe auch bey den (späteren) Meistersängern Ausnahmen. Allein hier tritt dieser Fall nicht ein. *Funfzig Ausnahmen* sind etwas anders als *Eine*, und schon im Stande, eine aufgestellte Regel als unstatthaft anzuerkennen. Auch lässt sich bey den *Meistersängern* entgegenhalten, dass, wenn sie andere Lieder und Weisen dichteten, als ihnen die Schule vorschrieb, sie in diesem Falle selbst keine Meistersänger sind; wie denn der berühmteste und fruchtbarste aller Meistersänger, *Hanns Sachs*, gerade seine Meisterlieder ausdrücklich verbot drucken zu lassen, und wir mithin in den fünf Folianten seiner wirklich gedruckten Werke keineswegs den *Meistersänger*, sondern den *freyen Dichter der Natur* hören, um welches willen *Goethe* ohne Zweifel (nicht aber um seiner, des Drucks von ihm selbst nicht werth gehaltenen Meisterlieder willen) ihn einst *unser aller Meister* genannt hat (S. *Gräters Bragur.* III, S. 60).

Übrigens hat Hr. *G.* die 50 Liederweisen nicht aufgezählt, und er giebt es vor der Hand selbst nur für eine *Behauptung* von sich aus, die merkwürdig sey, *wenn* sie erwiesen werden *könne*; ja er setzt noch zu der Zahl ein *vielleicht!* (nur 50) hin. Indess geht er muthig an diesen beschwerlichen Erweis. Rec. ist ihm mit der grössten Aufmerksamkeit, und mit der Feder in der Hand und den Minnesingern zur Seite, Schritt für Schritt gefolgt; allein dadurch sind auch seine Bemerkungen so angewachsen, dass er von der *umständlichen* Beurtheilung dieses Erweises gänzlich abstrahiren muss, so wichtig es auch wäre, den Vf., da er auch diejenigen Minnelieder, die er sich als Einwendung gegen seine Trilogie selbst entgegenstellt, durch manche künstliche Erklärung und Sophismen oder Paralogismen von obiger Art gleichwohl zu Meisterliedern herauszudemonstriren sucht, Schritt für Schritt zu widerlegen. Zum Beyspiel also nur einen Fall, in welchem Hr. *G.* offenbar bekennen muss, dass er die Allgemeinheit seines Satzes schlechterdings aufhebt, und dessen ungeachtet er doch standhaft dabey verbleibt. „Die manessische Sammlung, heisst es S. 49, zählt Lieder, die nur aus *zwey* zugewandten oder sich genau auf einander beziehenden Theilen zu bestehen *scheinen* (?), so dass das Ende des einen an den Anfang des anderen reicht, und nun dieselbe Reimleiter wieder hinauf gestiegen wird; *oder* auch nur so, dass alle in dem ersten Theile *aufgewandte* (?) Töne in dem zweyten ihre Bindung erreichen, sey es nun in welcher Ordnung. *Der Abgesang scheint mithin zu fehlen!*“ (Er scheint es nur?? Nein, er fehlt wirklich, man mag diese Lieder mit dem Ohre oder mit dem Auge vernehmen!) Was thut nun aber Hr. *G.*, um gleichwohl, wo möglich, Recht zu behalten? Er behauptet, was wohl noch Niemanden eingefallen ist, dass der *Abgesang* in der *Mitte versteckt* (!) seyn müsse. Nun wenn er das nur wäre! Allein hier bleibt Hr. *G.* mit dem Beweise zum ersten Male im eigentlichen Verstande stecken. Doch weiss er so fein und leicht darüber hinwegzugleiten, und durch eine Berufung auf die, ihm und uns nicht bekannte damalige Musik, welche diesen Beweis, den er jetzt zu geben schuldig ist, *vielleicht liefern könnte* (!), unsere Aufmerksamkeit von einer strengen Foderung abzulenken, dass man eben den Beweis, den man erst erhalten *könnte*, wirklich schon zu haben glaubt, und

der bloſsen, ohne Beweis gelaſſenen Behauptung beyzupflichten geneigt iſt. Hiebey dreht Hr. *G.* ein ſehr einfaches Argument um, „indem gerade dergleichen Lieder, die offenbar keine meiſterſängeriſchen *Bars* ſind, ſich doch auch bey *Walthern v. d. Vogelweide* befinden, den Hr. *Docen* ſelber für einen alten *Meiſter auf dem Stuhle* anerkenne.“ „Alſo — läſst er ſtillſchweigend ſchlieſsen —„haben die Meiſterſänger nicht lauter *Bars* gemacht, alſo (ferner) beweiſt eine ſolche Anomalie, d. h. ein ganz natürlich in Gedank' und Reimkunſt ſich bewegendes *Lied eines Minneſingers* nichts dagegen, daſs ſein Vf. gleichwohl in der genaueſten Verbindung mit den Meiſterſängern, und alſo ſelbſt *Meiſterſänger* geweſen ſey.“ Allein wir erinnern Hn. *G.* an das, was er ſelbſt S. 22 anerkannt hat: „es ſey nichts gefährlicher (nämlich für die Wahrheit), als ſolche negative Beweiſe beyzubringen.“ Gerade der umgekehrte Schluſs: *Alſo ſind nicht alle Lieder des Walthers v. d. V. Meiſtergeſänge*, wäre die natürlichſte Folgerung aus Obigem. Denn wenn Hr. *G.* ſchlieſst: „Einige Lieder der Meiſterſänger ſind ſolche, die mit den *Bars* nicht übereinkommen: 1) *Alſo* haben die Meiſterſänger auch andere Lieder als *Bars* verfertigt; 2) *Alſo* ſind auch andere Lieder, die von den Bars abweichen (eben die, welche Hr. *G.* anomale und abnorme Fälle nennt), Beweis für die Meiſterſängerkunſt; 3) *Alſo können* ſogar auch Kaiſer Heinrich, König Wenzel, Conrad der Junge u. ſ. w., kurz die lieblichſten Minneſinger *Meiſterſänger* geweſen ſeyn, wenn ſich gleich keine Spur der Meiſterſängerkunſt bey ihnen befindet“ —: ſo iſt zwar der erſte dieſer Schlüſſe eine unmittelbare Folgerung, der zweyte aber keineswegs, und der dritte führt höchſtens zu einer bloſs abſoluten, ſehr unwahrſcheinlichen *Möglichkeit*, die uns zu hiſtoriſchen Beweiſen durchaus unbrauchbar iſt. Dazu kommt, daſs Hr. *G.* für dieſe ſeynſollende Anomalie gerade in den ſpäteren, d. h. in den wahren eigentlichen und ausgemachten Meiſterſängern *kein einziges Beyſpiel* anzugeben weiſs. Damit vernichtet ſich ſeine Hypotheſe in ſich ſelbſt. Denn es kann nur aus den unleugbaren Datis und Tabulaturen der wahren, bekannten und anerkannten Meiſterſänger *rückwärts auf frühere* (*ceteris paribus*, verſteht ſich) *geſchloſſen*, keineswegs aber aus den nur *ſupponirten älteren Meiſtern derſelben Art* irgend etwas als Zunftregel aufgeſtellt werden, wovon man gar kein Document hat.

Auch in den angeführten Beyſpielen S. 52 findet Rec. keinen *Abgeſang*. In dem Liede *Friedrichs von Huſen: Ich ſihe wol, das Got wunder kan etc.*, ſind die zwey letzten Zeilen in beiden Strophen:

Min frowe ſehe, was ſi mir tuo,
Da ſtat dehein ſcheiden zuo!

nichts als ein Refrain, bey dem wohl Niemand ohne den beſonderen Drang, überall Meiſterlieder zu wittern, nur im mindeſten auf einen meiſterſängeriſchen Abgeſang rathen würde, zumal da ja die *Abgeſänge* durchaus nicht aus einer *geringeren*, ſondern aus einer *gröſseren* Verszahl als die Stollen beſtehen müſſen, der Refrain aber zu den Strophen gerade im umgekehrten Verhältniſs ſteht. Das muſs Hr. *G.* ſelbſt gefühlt haben, und ſucht ihm daher S. 53 zu begegnen, indem er behauptet, der *Refrain* habe *wahrſcheinlich* (!) *manchmal* (!!) den Abgeſang gebildet. — Alſo eine neue *Möglichkeit!* Wir erwarten ja aber keine Möglichkeiten, ſondern Thatbeweiſe. Denn auf dieſe Art läſst ſich aus Allem Alles machen! Aber anſtatt daſs die Begriffe durch dergleichen Unterſuchungen beſtimmter, geſonderter, aufgehellter werden ſollten, wird vielmehr Alles verwirrt und ſo amalgamirt, daſs eine Scheidung am Ende unmöglich ſcheint. Daher iſt es kein Wunder, wenn, nach einer 169 Seiten langen, mit einem unendlichen Aufwand von Gelehrſamkeit und zahlreichen zwar literariſchen und hiſtoriſchen, aber Schein-Beweiſen, das S. 170 — 174 *zuſammengenommene Reſultat*, anſtatt uns ſicher und factiſch zu belehren, aus einer myſtiſchen Theorie der Dichtkunſt aufs Neue diejenige Hypotheſe zu entwickeln verſucht, von der wir uns, wie die bisherigen Beyſpiele erwieſen haben, nicht überzeugen können. Doch man vernehme das ſelbſt: „Was die Natur (ſpricht er) nach ihrer *Unbewuſstheit* (!) *rein und vollendet in ſich giebt* (was heiſst dieſs?), *daſſelbe ſtrebt die Kunſt frey zu erſetzen!*“ (Rec. ſtrebt dieſs zu verſtehen, verſteht aber keine Sylbe davon! In einer Note wird uns noch überdieſs geſagt, daſs die *tiefſſinnige* (!!) *Unſchuld* (!) *der Volkspoeſie mit der groſsen indiſchen Sage vom göttlichen Kind Criſchna* (!!) vergleichbar ſey. (Wer ſollte wohl in einer Abhandlung über den Meiſtergeſang das göttliche Kind Criſchna erwarten!!) „Allein *unerreichbar ſteht ihren anfaſſenden Händen der Gipfel aller Herrlichkeit* (und Rec. beynahe die Haare zu Berge!), *dem ſie ſich kaum angenaht hat*, *als ſie ſchon wieder zurückweichen muſs.*“ (So? alſo die Kunſt kann die Natur nie zum Täuſchen nachahmen? nie ſich gleichſam in ſie ſelbſt verwandeln? Wenn das wahr iſt: dann jage man alle Künſtler zum H**, die *holdſelige* (!) Kunſt der Meiſterſänger aber vor der ganzen Zunft aller Zünfte voraus!) „*Wie es zu den Sagenelementen gehört*, *die ſich am weiteſten ausgebreitet* (beſäſse man doch über die *Elemente* der Sagen einen Katechismus, der uns die Sache recht verdeutlichte, denn nun kommen unbegreifliche Dinge), *daſs in der erſten und zweyten That* (über dieſe *res geſtas* oder *fortia facta* der Sagenelemente möchten wir uns in der That eine kleine Erklärung ausbitten!) *etwas Ungelöſtes* (!!) *und Unganzes* (!), *hingegen erſt in der dritten* (welches iſt dieſe?) *das Gelingen, gleichſam ein Schluſsſtein liege: ſo iſt die Trilogie* (da haben wirs!), *welche in den meiſten Liedern lebt, in dem Meiſtergeſang aufgegangen* (!!) u. ſ. w. Genug!

Wäre es nicht Schade, wenn ein Mann von ſo viel Gelehrſamkeit und Studium, und von einem ſo thätigen Eifer für die Alterthümer unſerer Vorzeit, wie Hr. *G.*, nicht Kraft genug haben ſollte, ſich ein für allemal von dieſem myſtiſchen Wuſte los zu machen!

W. S.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Leipzig, b. Hoffmeister u. Kühnel: *Violinschule von Rode, Kreutzer* und *Baillot.* Geordnet von *Baillot,* und von dem Conservatorium der Musik zu Paris zum Unterricht angenommen. 15 Bog. fol. (2 Rthlr.)

2) Ebendas.: *Exercices pour le Violon dans toutes les Positions et 50 Variations sur la Gamme. Supplement de la Méthode du Violon par Rode, Kreutzer et Baillot.* 9 Bog. fol. (1 Rthlr. 8 gr.)

Als sich vor einigen Jahren von Paris aus die Nachricht verbreitet hatte, dass die drey Lehrer der Violine an dem Conservatorium der Musik daselbst gemeinschaftlich ein Lehrbuch für die Violine zum Gebrauche bey diesem Institut ausarbeiteten: so wurde nicht bloss in Frankreich, sondern auch in Deutschland die Erwartung der Kenner und Liebhaber, wegen der allgemein anerkannten Virtuosität der Vff., nicht wenig gespannt, und der Erfolg hat gezeigt, dass man sich in der Erwartung einer vorzüglichen Unterrichtsmethode auf diesem Instrument nicht täuschte. Im Jahre 1803 erschien dieses Lehrbuch, nachdem es seiner Bestimmung würdig befunden worden war, zu Paris unter dem Titel: *Méthode de Violon, par les Citoyens Baillot, Rode et Kreutzer, membres au conservatoire de Musique, rédigée le C. Baillot, et adoptée par le conservatoire pour servir à l'étude dans cet établissement.* — Die hoffmeister- und kühnelsche Musikhandlung verdient den Dank des deutschen musikalischen Publicums, dass sie für die allgemeinere Verbreitung dieses nützlichen Werkes in Deutschland, mittelst einer Übersetzung desselben, gesorgt hat.

Der theoretische Theil dieser Violinschule, in welcher die Kenntniss der musikalischen Zeichenlehre (Semeiographie) vorausgesetzt worden ist, ist in gedrängter Kürze dargestellt, dessen ungeachtet aber enthält das Werk alles Nothwendige, welches dem Anfänger in Hinsicht auf die mechanische Behandlung des Instrumentes zu wissen nöthig ist, und überdiess noch treffliche Winke für die höhere Schule der Kunst. Vorzüglich zeichnet es sich dadurch aus, dass die schon in der älteren italiänischen Schule durch lange Erfahrung erprobte Methode zum Grunde gelegt worden ist, nach welcher der Violinschüler, bevor er in Handstücken, oder in anderen Gattungen der Kunstproducte für sein Instrument, geübt wird, so lange die Tonleiter, und zwar in allen Tonarten und in verschiedenen Lagen der Hand, üben muss, bis sein Ohr an Reinheit der Intonation der Töne gewöhnt, und er zugleich im Stande ist, einen vollen markigen Ton aus dem Instrumente zu ziehen. Überhaupt geht das Bestreben der Vff. dahin, dem Schüler zuerst zur Erlangung der nöthigen mechanischen Fertigkeit behülflich zu seyn, bevor er zu den höheren Erfodernissen des Ausdrucks hingeleitet wird. „Durch eine Übung (sagen die Vff. S. 3), die auf die Principien dieser Violinschule gebaut ist, werden die Schüler nicht nur alle Schwierigkeiten überwinden, sondern sich auch in den vollen Besitz aller materiellen Hülfsmittel setzen, um ihrem Spiel die ganze Kraft des Ausdrucks zu geben, dessen es fähig ist. Ehe sie sich an den Ausdruck wagen, müssen sie sich gänzlich dem Studium des Mechanischen widmen, um sich mit ihm so vertraut zu machen, dass sie künftig nicht nöthig haben, mehr daran zu denken, oder zu ihm zurückzukommen. Sie müssen eine gute Stellung annehmen, um Anmuth und Sicherheit in der Haltung des Körpers zu gewinnen; sie müssen auf die Bewegung der Finger und des Bogens die grösste Aufmerksamkeit richten, um Geschwindigkeit und Nettigkeit zu erreichen; sie müssen unermüdet Tonleitern spielen, um rein spielen zu lernen, ein so seltenes und nothwendiges Verdienst, ohne welches man ein Instrument zu spielen aufgeben sollte. Sie müssen die verschiedenen Übungsstücke in allen Lagen (Applicaturen) üben, und mit dem Griffbrete der Violine vertraut zu werden; sie müssen ihre Finger in langen und kurzen Trillern üben, um der linken Hand Fertigkeit zu geben; sie müssen ihr besonderes Studium aus der Führung des Bogens machen, um die drey Hauptbewegungen und Charaktere in der Musik wohl zu bezeichnen; sie müssen die mannichfaltigen Stricharten üben, um Mannichfaltigkeit in den Vortrag zu bringen und die Accente zu vervielfältigen; sie müssen ganze Taktnoten auszuhalten sich bemühen, um den Ton wachsen und abnehmen zu lassen, aus ihrem Instrumente einen vollen und markigen Ton zu ziehen, und sich das *Forte, Piano* und *Crescendo,* mit einem Worte alle die Nüançen zu eigen machen, auf welchen der Ausdruck beruht. — Sind diese Schwierigkeiten einmal überwunden: so schreitet das Talent von selbst fort, es kennt weiter keine Schranken, und wird Alles, was es werden kann."

Diese Stelle charakterisirt vollkommen die ganze Einrichtung dieses Werkes und die Grundsätze und Maximen, auf welche die Methode desselben erbaut ist. Und welcher Kenner des Violinspieles wird mit den Vff. nicht gleicher Meinung seyn, wenn ihm auch die näheren Nachrichten über die Fortschritte der Schüler, die nach dieser Methode seither in dem Conservatorium zu Paris unterrichtet worden sind, unbekannt geblieben wären!

In der Einleitung verbreiten sich die Vff. über den Ursprung der Violine, über die verschiedenen Charaktere, welche das Spiel dieses Instruments annehmen kann, über die Fortschritte, welche die Behandlung der Violine gemacht hat, über die Wirkungen des Genies und Geschmacks, und über die Haupteigenschaften des Tonkünstlers. Die Violinschule selbst ist in zwey Theile getheilt, von welchen der erste von dem Mechanischen des Violinspiels, und zwar insbesondere 1) von der Haltung der Violine und des Bogens und von der Stellung überhaupt, 2) von den Bewegungen der Finger und des Bogens, 3) von der Intonation, 4) von der Lage der Töne auf dem Griffbrete, 5) von den wesentlichen Manieren (Vorschlägen und Trillern), 6) von der Bogenführung, 7) von den verschiedenen Stricharten, 8) von dem Tone und seinen Nuançen, und 9) von den Verzierungen, handelt.

Der zweyte Theil hat den Ausdruck und die Hülfsmittel desselben zum Gegenstande, und handelt insbesondere 1) vom Tone, 2) von der Bewegung, 3) vom Stile, 4) vom Geschmack, 5) vom Takthalten, und 6) vom Genie des Vortrags.

Die vorgeschriebenen Übungen der Tonleitern aller Tonarten in ganzen Taktnoten, S. 24—32, sind mit einer zweyten Violine begleitet. Die verschiedenen Arten dieser Begleitung verrathen einen sehr durchdachten Plan, und gehören wegen ihrer Zweckmäfsigkeit und wegen des Nutzens, den sie den Anfängern gewähren müssen, zu dem Vorzüglichsten dieses Lehrbuches. Viele Violinspieler würden ohne Zweifel diese Scalen mit einer schönen Stimme begleitet haben, aus welcher der Geist des Geschmacks der Zeit spricht, um ihre Schüler sogleich in den Zeitgeschmack einzuweihen. Nicht ohne Grund aber scheinen die Vff. diese Einrichtung verschmäht, und dabey alles vermieden zu haben, was blofs auf modische melodische Formeln Bezug hat; denn diese Begleitung ist so eingerichtet, dafs sie auch bey jeder Abänderung des Geschmacks Stich halten kann. Besonders hat Rec. gefallen, dafs die mehresten dieser Scalen mit einer Gegenstimme begleitet sind, die sich entweder dem Charakter des sogenannten strengen oder fugenartigen Stils nähert, oder wirklich in denselben eingeht. Dieses ist gleich bey der ersten Übung der Tonleiter, von c dur, geschehen, und Niemand wird dabey die Absicht der Vff. verkennen, die durch diese in dem ernsthafteren und schwerfälligeren Stile gesetzte Begleitung den Anfänger zu nöthigen suchen, bey dem Vortrage seiner Scala den Ton voll und körnig aus dem Instrumente zu ziehen. Überdiefs ist der Schüler bey dieser Art der Begleitung zugleich genöthigt, jeden ganzen Schlag in Ansehung des angenommenen Zeitmafses richtig auszuhalten, ohne sich dabey aufs Gehör, oder auf die Beschaffenheit der begleitenden Stimme verlassen zu können. Dieses richtige Aushalten der ganzen Taktnoten haben die Vff. noch insbesondere durch die Begleitung der Tonleitern von g dur, e moll und d dur beabsichtiget. Kurz, die Begleitung aller dieser Tonleitern ist in jeder Hinsicht sehr überdacht und zweckmäfsig gewählt. — Die folgenden Übungen enthalten Terzen-, Quarten-, Quinten-Sprünge u. s. w., die in halben Schlägen vorgestellt sind, und wobey die begleitende Stimme von der angezeigten Beschaffenheit ist. — S. 56 beginnen die längeren Übungsstücke, die sowohl zum Treffen der Töne und der reinen Intonation überhaupt, als auch zur richtigen Intonation derselben in allen Lagen der Hand, bestimmt sind. Auch diese Übungsstücke sind durchgehends mit noch einer anderen Violinstimme begleitet, damit das Ohr des Schülers von selbst entscheiden könne, ob er bey den verschiedenen Veränderungen der Lagen der Hand jedesmal richtig eingesetzt, oder ob er dabey unvermerkt mit der Hand zu wenig oder zu viel fortgerückt habe. Endlich suchen die Vff. den Anfänger auch mit den Doppelgriffen bekannt zu machen, und lassen ihm die Scala theils in Terzen-, Sexten- und Octaven-Griffen, theils auch mit abwechselnden Quarten-, Quinten-, Terzen- und Sexten-Griffen üben. Unter diesen Übungssätzen befindet sich S. 54 ein Satz, in welchem die Tonleiter von c dur in lauter Decimengriffen, die in ganze Taktnoten eingekleidet sind, geübt werden soll. Dieser Übung kann Rec. seinen Beyfall nicht ertheilen, theils weil die wenigsten Violinspieler eine so grofse Hand haben, um solche Decimen in der ersten oder zweyten Lage, zumal auf den tieferen Saiten des Instruments, und bey der Dauer ganzer Taktnoten, erspannen zu können, theils weil die Schwierigkeit der Ausübung dieser Decimengriffe mit dem Nutzen, den sie im Ganzen gewähren, in keinem Verhältnisse steht, theils auch weil die Erfahrung lehrt, dafs durch die dabey nöthige starke und anhaltende Ausdehnung der Muskeln die Hand zuweilen in Gefahr kömmt, Schaden zu leiden, und nach und nach, bey längerer Dauer, eine merkliche Schwäche zu gewinnen. Die drey letzten Übungsstücke sind dazu bestimmt, die geschwind abwechselnden höheren Lagen der Hand zu üben, durch welche man in diejenige Lage gelangt, welche die höchsten Töne des Satzes nothwendig machen.

In wiefern die Übersetzung dem Originale treu geblieben sey, kann Rec. wegen Mangel der Originalausgabe nicht bestimmen; indessen läfst die Schönheit der Übersetzung vermuthen, dafs der Verfertiger derselben nicht weniger ein Kenner der Sprache als der Kunst sey.

Die *Exercices pour le Violon etc.* (No. 2) machen einen Ergänzungsband dieser Violinschule aus, und enthalten den Verfolg der Übungsstücke, welche die Methode der Vff. für den angehenden Violinspieler nothwendig macht. Sie bestehen 1) aus verschiedenen Sätzen, in welchen Rücksicht auf alle Lagen der Hand, und zugleich hin und wieder auf Verschiedenheit der Stricharten, genommen worden ist; und 2) aus 50 Veränderungen über die auf- und absteigende Tonleiter von es dur, die in verschiedene Taktarten und in alle Arten der Taktbewegung eingekleidet sind. Mittelst dieser Veränderungen wird der Schüler in dem Vortrage aller Arten von Notenfiguren geübt.

Druck und Papier ist dem inneren Werthe des Werkes völlig gleich.

o —

FORTSETZUNGEN.

Wien, b. Schaumburg u. Comp.: *Vaterländische Blätter für den österreichischen Kaiserstaat auf das Jahr* 1812. Januar bis December. 632 S. 4. (Der Jahrgang 8 Rthlr.) (S. die Rec. des vorigen Jahrgangs J. A. L. Z. 1812. No. 162)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

STATISTIK.

FRANKFURT a. M., b. Wenner: *Allgemeines genealogisches und Staats-Handbuch.* LXIV Jahrgang. 1811. Erster Band. 1811. VIII u. 936 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Unter dem Titel: *Genealogisches Reichs- und Staats-Handbuch*, war dieses Werk eben so allgemein bekannt, als seine hohe Brauchbarkeit für einen jeden Geschäftsmann und für alle sich um politische Verhältnisse bekümmernden Gelehrten und Männer von Bildung erprobt war, und wir verweisen in Ansehung seiner früheren Geschichte und seiner älteren Einrichtung auf die Recension der beiden Jahrgänge 1803 und 1804 (J. A. L. Z. 1805. No. 168 u. 169). Die bekannten politischen Veränderungen in Deutschland hatten veranlasst, dass mit dem Jahrgange 1805 (J. A. L. Z. 1807 No. 65) dieses nützliche Unternehmen unterbrochen wurde. Desto mehr freuten wir uns, dass, nach der Versicherung der jetzigen Vorrede, künftig die jährliche Herausgabe der beiden Theile wieder Statt finden würde, zumal da einige, seither erschienene ähnliche Schriften die gewöhnliche Natur der Surrogate nicht verleugneten, sondern uns die Entbehrung dieses Handbuchs fortdauernd sehr fühlen liessen. Aber unsere Hoffnung einer baldigen Fortsetzung ist wiederum vereitelt worden. Wir wollten die Anzeige dieses ersten Bandes bis zur Erscheinung des zweyten verschieben; allein da dieser immer noch nicht erschienen ist, und wahrscheinlich nicht erscheinen wird: so säumen wir nicht länger, unsern Lesern das Erschienene bekannt zu machen.

Es ist natürlich, dass es bey einem Werke von einem solchen Umfange von politischen, statistischen und genealogischen und historischen Notizen dem aufmerksamen Leser nicht an Gelegenheit zu einzelnen Abänderungen und Zusätzen fehlen kann. Indessen zeugen schon die, während des Drucks in Erfahrung gebrachten, und von S. 921 — 928 mit sehr kleinen Lettern abgedruckten Verbesserungen von dem stets regen Eifer, diess Werk der möglichsten Vollständigkeit immer näher zu bringen. Wir übergehen daher die einzelnen Bemerkungen, zu welchen uns eine genaue Durchsicht des ganzen Buchs veranlasst hat, und begnügen uns hier, auf die bedeutenden Vorzüge dieses Jahrganges vor seinen früheren Brüdern aufmerksam zu machen.

Vor allem zählen wir dahin die *verbesserte*, den neueren Verhältnissen der europäischen Staaten und der verschiedenartigen Familien des hohen Adels, in Deutschland und ausserhalb desselben angepasste *Ordnung im Allgemeinen.* Der vorige Jahrgang (1805) hatte, mit besonderer Rücksicht auf die, damals noch bestehende deutsche Reichsverfassung, folgende Ordnung befolgt: I Abschnitt, *die in selbstständigen Staaten erblich und souverain (monarchisch) regierenden Häuser;* 1 Abtheilung *die europäischen*, und 2 Abtheilung *die aussereuropäischen Regenten.* II Abschnitt, *die in den einzelnen Territorien des deutschen Reichs regierenden* (oder reichsständischen) *Kurfürsten, Fürsten und Grafen*, in drey Capiteln, mit einem *Anhange*, *die depossedirten oder resignirten geistlichen Kurfürsten, Fürsten und Prälaten* enthaltend, deren Lande im J. 1803 zur Entschädigung der weltlichen deutschen Landesherren waren verwendet worden. Den Beschluss machte der III Abschnitt mit den *nichtreichsständischen fürstlichen* und *gräflichen Häusern*, in zwey Capiteln. — — Statt dieser Einrichtung zerfällt nunmehr der vorliegende Band in 6 Capitel. In dem *ersten* finden wir die *gekrönten*, *monarchisch regierenden Souverains sämmtlicher Staaten von europäischer Cultur* (einschliesslich der Türkey und Brasiliens) *ausser jenen des rheinischen Bundes.* Das 2 Cap. zählt die vornehmsten *Monarchen der aussereuropäischen Reiche* auf. Für die *Souverains des rheinischen Bundes* ist das 3 Cap. bestimmt, in welchem zuerst das Collegium der Könige, sodann das der Fürsten aufgeführt wird. Das 4 Cap. redet von *ehemaligen Regenten und Fürsten, welche durch die neueren Zeitereignisse ihrer*, theils mit Souverainetät, theils mit Landeshoheit besessenen *Staaten und Länder verlustig geworden sind;* und zwar 1) von den vormaligen *gekrönten Souverains* (Bourbon, französischer und spanischer Linie, Etrurien und Rom), 2) von den *Kur-* und *anderen* ansehnlichen *weltlichen Fürsten des erloschenen deutschen Reichs*, die ihre mit Landeshoheit besessenen Reichslande gänzlich verloren haben (Braunschweig, Kurhessen und Oranien-Nassau), und endlich 3) von den depossedirten *geistlichen Reichsfürsten und Prälaten.* Das 5 Cap. ist den *übrigen weltlichen Fürsten* gewidmet, sowohl den mediatisirten, zuvor reichsständischen, als auch anderen in Deutschland und in benachbarten Staaten blühenden Fürstenhäusern ohne Souverainetät und Landeshoheit. Den Beschluss machen im 6 Cap. viele *gräfliche Familien*, theils reichsgräfliche ehemals unmittelbare, theils andere, auch solche, die den österreichischen, preussischen und dänischen Grafen-

ſtand haben. Die *alphabetiſche* Ordnung in den einzelnen Artikeln eines jeden Abſchnittes iſt übrigens beybehalten. — Es iſt nicht zu verkennen, daſs dieſe Ordnung im Ganzen den neueren Verhältniſſen ſehr angemeſſen iſt. Mancher dürfte vielleicht eine Abſonderung der ehemals regierenden, jetzo *ſtandesherrlichen* Familien in den Staaten des rheiniſchen Bundes von den ſchon ehemals mittelbaren fürſtlichen und gräflichen Häuſern wünſchen. Allein wir billigen dieſe Verbindung vollkommen, weil eines Theils die Vorzüge der ſtandesherrlichen Familien zu einer ſolchen Abſonderung nicht bedeutend genug ſind, und ſie auch in anderen Staaten, z. B. bey den Beſitzern der freyen Standesherrſchaften in Schleſien, ſogar in den Staaten des rheiniſchen Bundes ſelbſt, bey den panagiirten Linien regierender Häuſer, auf ähnliche Weiſe vorkommen. Anderen Theils muſs der Umſtand, ob eine erlauchte Familie zu den regierenden, oder zu den nichtregierenden Häuſern gehöre, bey der Anordnung eines ſolchen allgemeinen genealogiſchen Handbuchs allerdings die Hauptrückſicht ſeyn; und je einfacher, je weniger zuſammengeſetzt die Eintheilung iſt: deſto bequemer und brauchbarer iſt ein ſolches Handbuch zu dem ſo häufig nothwendigen Nachſchlagen. Ja wir möchten ſogar, aus denſelben Gründen, noch eine weitere Vereinfachung wünſchen, ſo daſs wenigſtens die weltlichen, im 4 Cap. aufgezählten, *ehemaligen Regenten* mit den im 5 Cap. enthaltenen *ebenfalls nichtregierenden Familien* in Einem Capitel verbunden worden wären.

Einen zweyten Vorzug dieſer Ausgabe ſetzen wir in die *typographiſche Ökonomie*, auf welche man in doppelter Beziehung Bedacht genommen hat. Einmal ſind ſehr zweckmäſsige Abkürzungen für die Andeutung der Ordensdecorationen gebraucht, deren Erklärung dem erſten Capitel vorangeſchickt iſt. Fürs Andere hat man in den Stammtafeln jedesmal, wenn bey den *weiblichen Familiengliedern* ein Gemahl, der ohnedieſs ſchon in der Genealogie ſeines Hauſes vorkommt, angezeigt wird, alle auf ſeine Perſönlichkeit Bezug habenden Prädicate, Titel und andere Notizen an erſterer Stelle weggelaſſen, und nur an letzterer vollſtändig angezeigt. Eben ſo ſind auch in Anſehung der *vermählten* weiblichen Familienglieder in den Genealogieen, zu welchen ſie vermöge ihrer Geburt gehören, bloſs die Geburts- und Vermählungs-Jahre (nicht auch die Tage) kurz bemerkt; dagegen iſt die vollſtändige Anzeige aller auf ihre Perſönlichkeit ſich beziehenden, genealogiſchen und Titular-Attribute in den Stammtafeln derjenigen Familien zu ſuchen, welchen ſie ſeit ihrer Vermählung angehören.

Endlich verdient der *Reichthum neuerer und neueſter Notizen*, welchen man hier antrifft, um ſo mehr eine rühmliche Erwähnung, da manche Zeitumſtände, wie z. B. der Mangel vieler ſonſt regelmäſsig erſchienener Staatskalender, das Sammeln derſelben ſchwieriger machen. Wie viel die Redaction in dieſer Beziehung gethan habe, zeigt ſich daraus, daſs, — ungeachtet der oben angeführten Abkürzungen im Druck, ungeachtet der Weglaſſung des in den früheren Jahrgängen 14 Seiten füllenden Zeitkalenders, obgleich ferner manche ältere Familienglieder, z. B. Groſsvaters Geſchwiſter, wenn ſie ſämmtlich verſtorben ſind, nicht mehr aufgezählt wurden, und endlich ungeachtet der Vermehrung mit vier früherhin nicht aufgeführten gräflichen Familien (Buol-Schauenſtein, Ledebur, Morzin und Voſs), — dieſer Band dennoch um mehr als 8 Bogen ſtärker geworden iſt, als der erſte Band des vorhergehenden Jahrgangs. igt.

SCHWERIN u. WISMAR, b. Bödner: *Mecklenburg, in Hinſicht auf Cultur, Kunſt und Geſchmack*, von *Joh. Chriſt. Friedr. Wundemann*, Pred. zu Wahlkendorf. Zweyter Theil. 1803. VIII u. 384 S. kl. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. eröffnet dieſen Band mit einigen Berichtigungen und Zuſätzen zum erſten, in welchen er vornehmlich das eingeriſſene Bauernlegen, das er ehemals zu vertheidigen ſuchte, in ſeiner Schädlichkeit darſtellt. Der folgende Abſchnitt: *Religion und Kirchenweſen*, iſt mit Sachkenntniſs, Freymüthigkeit und Wärme geſchrieben; nur enthält er zu viel Allgemeines, welches auf jedes andere Land eben ſo gut paſst, als auf Mecklenburg. Aufmerkſamkeit verdient unter andern, was S. 32 ff. von der Vervielfältigung und Entwürdigung des Eides geſagt wird. Den Landpredigerſtand ſchildert er, nicht ganz treffend, nur von Seiten ſeiner Beſchwerden und Unannehmlichkeiten. Die irrigen Angaben *Nicolai's* (Reiſ. 6 B. S. 514) von der ſogenannten katholiſchen Miſſionsanſtalt zu Schwerin werden S. 54 f. berichtiget. Auch der Aufſatz: *Schul- und Erziehungs-Weſen*, holt im Anfange zu weit aus, und geht nachher faſt zu ſehr ins Einzelne. Wenn unter gelehrten Schulen ſolche verſtanden werden, welche ihre Zöglinge zur Akademie vorbereiten: ſo ſind in beiden Herzogthümern nicht ſechs, ſondern ſieben (denn die ratzeburgiſche Domſchule gehört auch dazu) und, nach der Wiedererlangung Wismars, acht vorhanden. Vom Magiſtrat zu Friedland wird gerühmt, daſs er den drey ordentlichen Lehrern anſehnliche Zulagen gegeben habe. In den Nachrichten von der güſtrowiſchen Schule iſt ſehr viel Irriges. Hätte der Vf. mit dem Lectionsplan von 1789, aus welchem allein er ſchöpfte, die ſpäterhin bekannt gemachten verglichen: ſo würde er ſich manche Erinnerung erſpart haben. So iſt z. B. die Zahl der Religionsſtunden wirklich ſchon längſt vermindert. Niemals hat eine Claſſe, ſo viel wir wiſſen, wöchentlich nur 5 Stunden Unterricht im Lateiniſchen gehabt, ob wir gleich zugeben, daſs der alten Literatur in unſeren Zeiten, da auf Schulen Alles gelehrt werden ſoll, und das Schimmernde dem Gründlichen vorgezogen wird, oft zu wenig Zeit übrig bleibt. Die hebräiſchen Lectionen ſind ſchon ſeit vielen Jahren in Stunden verlegt, wo kein anderer öffentlicher Unterricht Statt hat, und wenigſtens eben ſo lange ſind die Franzöſiſchlernenden nicht in 2, ſondern in 3 Claſſen vertheilt. S. 63 f. wird im Gegenſatze gegen Güſtrow von Schwein erwähnt, daſs hier das ge-

sammte Schulgeld in eine Casse geworfen, und nach einem festgesetzten Verhältnisse unter die Lehrer vertheilt wird; die nämliche Einrichtung aber besteht auch zu G., und zwar so, dass des Vfs. Tadel wegfällt, weil alle Lehrer gleichen Antheil haben. Was S. 77 von Schwerin gebilligt wird, dass alle Studirenden an dem Unterrichte im Griechischen Theil nehmen müssen, ist längst auch in G. eingeführt. Dass die Lehrer zu G. sämmtlich, so lange sie unverheirathet sind, von ihren Amtseinkünften anständig leben können, ist in der That schon zu viel behauptet. Mehr angedeutet, als nach dem Leben geschildert, ist der traurige Zustand der Volksschulen in den Städten. Von den Landschulen wird ausführlicher gehandelt. So leicht man auch auf die Vermuthung gerathen könnte, dass der Vf. Manches übertrieben habe: so würde man ihm doch damit Unrecht thun. Er hätte noch mehr sagen können, z. B. dass die ritter- und landschaftlichen Dorfschulmeister, wenn sie nicht zugleich Küster sind, von der Gutsobrigkeit, ohne Concurrenz der Superintendenten, beliebig angenommen und entlassen werden, und dass manche Gutsbesitzer, kraft dieses Rechts, ihre Dorfkinder wohl gar ohne allen Unterricht lassen; er hätte auch die Zweckmässigkeit der Vorbereitung in dem Schulmeisterseminarium prüfen können u. dgl. m. Aber wird man auch nur das hinlänglich beherzigen, was er gesagt hat? — Der folgende Abschnitt betrifft den *Handel*, den die Lage Mecklenburgs und die Landesverfassung begünstigen, der aber auch mit manchen hier angegebenen, jedoch nicht unbesiegbaren Hindernissen zu kämpfen hat. Dahin gehört z. B. Unentschlossenheit in Rücksicht auf die Schiffbarmachung der Flüsse und Mangel an Industrie. Den einzigen Erwerb und die wesentlichste Quelle des Nationalreichthums von Mecklenburg machen die natürlichen Producte des Landes aus. Getreide, dessen Ausfuhr etwa 15000 Lasten jährlich betragen mag, Butter, Wolle, Pferde (Kenner bedauern, dass die eigentliche mecklenburgische Raçe, die sich durch Leichtigkeit und Gedrungenheit empfiehlt, durch fremde Beschäler mehr verdorben, als verbessert, und nur noch an wenigen Orten rein und ächt anzutreffen ist), Obst, Hammel und Schweine sind die vornehmsten Gegenstände des Activhandels. Minderte sich nur die Sucht der Reichen, überall das Ausländische jeder Art, auch wo es keine Vorzüge hat, dem Inländischen vorzuziehen, und ihre Gleichgültigkeit gegen den einheimischen Kunstfleiss: so würde Mecklenburg zu den glücklichsten Ländern gehören, und eine Beschränkung der Einfuhr, welche der Vf. anräth, ganz unnöthig seyn. Unter den Behauptungen, die er zu Gunsten derselben vorbringt, können wir am wenigsten den Grundsatz billigen, dass in der Staatsökonomie und in Massregeln, die zur Wohlfahrt des eigenen Vaterlandes ergriffen werden, nicht Alles auf der Wage der Moral genau abgewogen werden dürfe, wenn unsere Nachbaren diess nicht thun. Hr. *W.* denke nur consequent: so wird er finden, dass, unter Voraussetzung dieses Grundsatzes, die Verbindlichkeit der Moral für den einzelnen Menschen eben so gut wegvernünftelt werden kann. Hier aber ist, unseres Bedünkens, gar nicht von Pflichten gegen andere Staaten die Rede, sondern die Frage muss aus einem ganz anderen Gesichtspuncte gefasst werden. Am Ende dieses Abschnitts redet der Vf. noch von dem Münzfusse. Die Nachrichten von den *gemeinnützigen öffentlichen Anstalten und Stiftungen* betreffen die städtische und die ritterschaftliche Brandversicherungsgesellschaft, die Hagelschadensocietät, die Predigerwittwengesellschaft, die Gelehrtenwittwengesellschaft zu Rostock, und die Wittwencassen der Professoren und des Ministeriums daselbst, die Leichengesellschaften, die von der Herzogin Luise Friederike fundirte milde Stiftung zur Erziehung junger Töchter, besonders solcher, deren Väter in herzoglichen Diensten stehen, die städtische Stiftung zur Erziehung und Unterhaltung unverheiratheter Töchter bürgerlichen Standes, Stipendien für Studirende (die sassischen hätten namentlich genannt, und davon ausführlichere Nachricht gegeben werden sollen), die Convictanstalt zu Rostock, die hahnsche Stiftung für Handwerksbursche zu Güstrow, das Armenrecht, das Hebammeninstitut, die Verlegung der Begräbnissplätze ausserhalb der Wohnörter der Lebenden und die Leihbanken. Der Armenversorgungsinstitute erwähnt der Vf. bey den einzelnen Städten. An Arbeitsanstalten, welche damit immer verbunden seyn sollten, fehlt es fast gänzlich. Den übrigen Raum dieses Bandes füllen ausführliche Aufsätze über die Städte *Schwerin*, *Güstrow*, das Residenzschloss *Ludwigslust* und die adeligen Wohnsitze *Wolde* und *Ivenack*. Die Äusserungen des Vfs. über die Juden, namentlich bey Schwerin (S. 211 f.) hätten wir von einem wahrhaft aufgeklärten Manne nicht erwartet. Wenn Krämergilden sich beklagen, dass die Juden ihnen Schaden thun: so darf man sich darüber nicht wundern. Wenn aber Hr. *W.* sagt: „Zum grossen Nachtheil des bürgerlichen Betriebes (in Schwerin) gereicht der Umstand, dass ein grosser Theil des Handlungsverkehrs in den Händen der Juden ist; 54 solcher Familien geniessen dort des landesherrlichen Schutzes und unter demselben eines sehr bedeutenden Wohlstandes, indem sie, mit dem gewöhnlichen Geld- und Schacher-Handel nicht zufrieden, sich auch oft mit solchen Gegenständen befassen, die andere Bürger in ihrem Gewerbe beeinträchtigen“: so fragen wir ihn, ob denn die Juden nicht auch Menschen und Bürger des Staats seyen, und diesem ihre Abgaben bezahlen, ob sie nicht eben so gut als Andere im Wohlstand leben dürfen, und ob das, was in ihren Händen ist, schon darum so angesehen werden könne, als sey es solchen entzogen, die mehr Recht dazu haben. — Lobenswerth ist dagegen die Freymüthigkeit, womit Hr. *W.* die weitgehende Absonderung der Stände in Schwerin und manche andere Dinge rügt; allein zuweilen ist sein Urtheil zu voreilig und zu absprechend. Was er von Güstrow's Sitten sagt, ist zwar im Ganzen nicht unrichtig, aber mitunter doch übertrieben. Hätte er die übrigen Städte mit gleicher Strenge behandelt: so würde er ihnen Vieles mit eben so gutem Grunde

zur Laſt haben legen können, was jetzt als Eigenthümlichkeit von G. erſcheint. Neigung zum Putz, Titelſucht und Leichtſinn ſind gewiſs in G. nicht gröſser als in Schwerin und Roſtock, wenn ſie hier gleich durch manche Umſtände modificirt werden. Nicht unzweckmäſsig iſt die Ausführlichkeit, womit von der Gemäldegallerie zu Schwerin gehandelt wird, ob ſie gleich dem gröſseren kunſtliebenden Publicum ſchon durch des Hn. *v. Ramdohr* artiſtiſche Nachrichten aus Niederſachſen (im 52 B. der N. Bibl. d. ſch. Wiſſ.) bekannt iſt. Sie iſt merkwürdig wegen des Reichthums an niederländiſchen Cabinetsſtücken. Was ſie aus der italiäniſchen Schule beſitzt, nennt Hr. *W.* eine vorzügliche Zierde der Sammlung. Gewiſs haben auch dieſe Stücke ihren Werth, beſonders für eine Gegend, welche an Kunſtwerken ſo arm iſt; allein Hr. *v. R.* hat aus ſeinem Geſichtspuncte gewiſs ebenfalls Recht, wenn er dieſer Sammlung vorzügliche Stücke aus der italiäniſchen Schule abſpricht. Wenn Hr. *W.* zwar die Ächtheit einer dem *Tizian* zugeſchriebenen Madonna dahin geſtellt ſeyn läſst; aber doch behauptet, daſs „die Schönheit und Delicateſſe in Formen und Tinten, und der Ausdruck des Geiſtes und inneren Zartgefühls, welche dieſem Künſtler ſonſt eigen ſind, ſehr gut aufgefaſst" ſeyen, *v. R.* dagegen, „keine der bekannten Kennzeichen dieſes Meiſters" daran findet: ſo wird man dieſem Kenner wohl beyſtimmen müſſen. Von *Denner* (hier ſteht faſt immer *Donner*) und *Findorf*, die beide in Mecklenburg lebten, werden einige biographiſche Nachrichten gegeben; dergleichen hätte man eben ſo gern von *Matthieu, Liſiewsky* u. A., und etwas Ausführlicheres, als S. 302 f. ſteht, von dem zu früh verſtorbenen Hofmaler *Seehaſe* geleſen. Gerecht iſt übrigens der Wunſch, daſs die Gemäldeſammlungen zu Ludwigsluſt und zu Neuſtadt (über welche letztere ſich nichts Näheres findet) mit der ſchweriniſchen vereinigt ſeyn möchten. Zu den vornehmſten Merkwürdigkeiten in Schwerin gehören noch die ungemein vollſtändige muſikaliſche Bibliothek des Organiſten *Weſtphal* und die Steinſchleifmühle. In dem Aufſatze über Ludwigsluſt iſt faſt alles Kunſturtheil ſichtbar aus den *ramdohrſchen* Bemerkungen entlehnt. Die auch in dieſen gerühmte Pappaibeit iſt eine Erfindung des Inſpectors *Bachmann*, der lange ein Geheimniſs aus ſeiner Kunſt gemacht hat. Daſs die dortige Capelle noch jetzt eine der vorzüglichſten in Deutſchland ſey, werden Kenner Hn. *W.* ſchwerlich zugeſtehen. Sie hat einzelne vortreffliche Künſtler und Künſtlerinnen, von denen der Vf. immer hätte genauere Nachrichten geben mögen.

Ungeachtet der Erinnerungen, welche wir uns erlaubt haben, und ungeachtet mancher anderer kleiner Unrichtigkeiten, deren Erwähnung hier nicht zweckmäſsig wäre, verdient dieſes Werk im Ganzen Lob, und der Vf. den Dank ſeiner Landsleute. Ungemiſchter würde unſer Beyfall ſeyn, wenn Hr. *W.* nicht bisweilen zu ſehr ins Kleinliche verfallen wäre, und bey Dingen ſich aufgehalten hätte, die zur Kenntniſs der Cultur, der Kunſt und des Geſchmacks in M. nichts beytragen; wenn er ferner mit ſeinen Ausrufungen ſparſamer geweſen, und dem Ganzen eine weniger willkührliche Anordnung und mehr Vollſtändigkeit zu geben geſucht hätte.

Avtikλ.

K L E I N E S C H R I F T E N.

Statistik. *Schwerin u. Wismar*, b. Bödner: *Mecklenburg. Ein Leſebuch den mecklenburg-ſchwerinſchen Landſchulen vorzüglich gewidmet.* 1803. VIII u. 88 S. 8. (8 gr.) Ein ganz unbrauchbares Product. Der Vf. weiſs von Landſchulen, Statiſtik und Schriftſtellerey gleich wenig, und hat ſelbſt die kleine Bogenzahl nicht füllen können, ohne unter der Aufſchrift: Regeln, wichtig und bemerkenswerth auch für alle diejenigen in Mecklenburg, welche glücklich, froh und zufrieden ihre Tage verleben wollen — allerley Sprichwörter und allgemeine Lehren beyzufügen. Viele andere Abſchnitte ſind mit trivialen aſcetiſchen Floskeln und mit bibliſchen Sprüchen verbrämt. Die Gegenſtände, welche man hier eigentlich erwartet, ſind ſehr kurz abgefertigt, das Wichtigſte iſt zuweilen vergeſſen, die Erklärungen ſind, wie die Sprache überhaupt, verworren, auch an Unrichtigkeiten fehlt es nicht.

Avtikλ.

Schöne Künste. *Leipzig*, b. Breitkopf u. Härtel: *Quartetto pour le Pianoforte avec accompagnement de Violon, Alto et Violoncelle*, composé par *M. G. Fiſcher*. (1 Rthlr. 4 gr.) Bey der eingeriſſenen Vernachläſſigung eines ernſthaften Studiums des Contrapunctes kann es nicht anders kommen, als daſs in den Arbeiten moderner Tonſetzer, auch bey nicht zu verkennenden Talenten, und bey allem Schimmer modiſcher Melodie, dennoch das Wäſſerige, aus Mangel an einer zu wenig in einander greifenden und daher zu wenig verwickelten Harmonie, fühlbar durchſticht. Wieviel ein hinlängliches Studium des Contrapunctes, auch bey einem Tonſetzer, dem die Natur mit keinem ſich ganz vorzüglich auszeichnenden Genie begabt hat, bewirken kann, davon giebt das vorliegende Quartett einen hinlänglichen Beweis. Man findet in demſelben zwar keine hervorſtechende Originalität, keine Strahlen eines glänzenden Genies u. ſ. w.: aber man findet, bey nichts weniger als trockner und unbedeutender Melodie, eine harmoniſche Behandlung des Satzes, ein Ineinandergreifen der harmoniſchen Theile, und eine Haltung und Durchführung der einmal gefaſsten Hauptideen, die bey dem Vortrage dieſes Tonſtücks eine Wirkung hervorbringen, welche jedem Kenner nothwendig den Wunſch entlocken muſs, daſs Kunſtwerke dieſer Art von dem muſikaliſchen Publicum nicht ſo ſehr überſehen werden möchten, weil die Namen ihrer Verfaſſer nicht auf jeder Seite der Muſikkatalogen zu finden ſind.

Dieſes Quartett iſt aus F dur geſetzt, und beginnt mit einem Largo in C Takte als Einleitungsſatz, dem ein weit ausgeführtes Allegro ¾ Takt folgt. Der langſame Satz beſteht aus einem Poco adagio aus B dur im ⅜ Takte, bey welchem Rec. gewünſcht hätte, daſs ſich der Vf. da, wo die Violine den cantablen Hauptgeſang führt (z. B. von dem 8 bis zum 16 Takte), einer weniger rauſchenden Begleitung in der Clavierſtimme bedient hätte, ſo wie er überhaupt im Verfolge dieſes Satzes der unmittelbar nach einander folgenden Zweyunddreyſeigtheile, die den Charakter der Cantabeln verdunkeln, in der Clavierſtimme zu viel findet. Das letzte Allegro beſteht aus einem Rondo im ⅝ Takte.

Ende

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

MEDICIN.

Wien, b. Camesina: *Zuverlässiges Prüfungsmittel zur Bestimmung des wahren vom Scheintode; nebst neuen physiologischen Erfahrungen aus der Anwendung der verstärkten galvanischen Elektricität auf den thierischen Organismus.* Von *Joh. Ant. Heidmann*, d. Heilk. D. u. ausüb. Arzte in Wien. Mit 2 Kupf. 1804. 156 S. 8. (18 gr.)

Die Materie vom Scheintode und den Mitteln, ihn von dem wahren zu unterscheiden, ist bekanntlich in den neueren Zeiten ein Lieblingsthema der Schriftsteller geworden, und selbst die Regierungen haben an den menschenfreundlichen Versuchen der Ärzte, das Lebendigbegraben zu verhüten, gleich lebhaften Antheil genommen. Der Vf. gegenwärtiger Schrift glaubt indessen, dass, so vortrefflich auch die Vorschriften sind, welche zur Rettung der Menschen nach allen plötzlichen Todesarten ergangen und anbefohlen sind, dennoch darin noch nicht Alles gethan sey, indem die Menschen nach jenen Todesarten, welche auf Krankheiten erfolgen, beynahe auf gleiche Art behandelt würden, unbekümmert, ob der wahre Tod schon eingetreten, oder noch eine Möglichkeit zur Wiederbelebung vorhanden sey.

D. Creve bediente sich zwar schon in seiner zu Mainz 1793 öffentlich vertheidigten Streitschrift: *de metallorum irritamento ad veram mortem explorandam*, des Galvanismus zur Entdeckung des Scheintodes; allein die Theilnahme der Ärzte an einer für die gesammte Menschheit so wichtigen Entdeckung war wider alles Erwarten äusserst gering: nur Struve in s. Versuche über die Kunst, Scheintodte zu beleben, und ein Ungenannter in seiner Anweisung zur Wiederherstellung leblos scheinender Personen (Brem. 797) machten vom Galvanismus Gebrauch. Man malte die Gefahr, lebendig begraben zu werden, mit den fürchterlichsten Farben ab; man empfahl, Leichenhäuser zu bauen; man interessirte die Regierungen für diesen Vorschlag, und liess ein Mittel unbeachtet, diese menschenfreundliche Absicht auf eine kürzere und eben so sichere Weise zu erreichen. Hr. *H.* hält es daher für Pflicht, diesen Gegenstand wieder zur Sprache zu bringen, und die Anwendung des verstärkten Galvanismus theils als Prüfungsmittel des wahren Todes, theils als eins der wirksamsten Erweckungsmittel im Scheintode vorzuschlagen.

In der Vorrede begegnet Hr. *H.* noch zwey Einwürfen, welche der Anwendung dieses Mittels gemacht werden könnten: 1) So wie die Reizbarkeit des Muskelsystems oder die Erregbarkeit eines muskulösen Organs für den einfachen Metallreiz oder für ein Metallplattenpaar schon todt ist, und durch mehr Plattenpaare oder durch den verstärkten Galvanismus noch in Thätigkeit gesetzt wird: eben so können in der Folge vielleicht noch andere Reizmittel aufgefunden werden, welche bey der Unwirksamkeit dieses Reizes noch Muskelbewegungen zu erwecken im Stande sind. 2) Der Verlust der Reizbarkeit beweiset noch nicht den Verlust der thierischen Organisation, oder, mit den chemischen Ärzten zu reden, das Aufhören der chemischen Verhältnisse des Lebens im thierischen Organismus: denn es kann durch den Zutritt der äusseren Bedingungen des Lebens, z. B. des in der atmosphärischen Luft enthaltenen Sauerstoffs, die Erregbarkeit erneuert, und für Reize wieder empfänglich gemacht werden.

Die Abhandlung selbst zerfällt in vier Abschnitte: I. *Von der Wichtigkeit einer zuverlässigen Prüfungsart zur Bestimmung des wahren Todes vom Scheintode.* Die gewöhnlichen Vorkehrungen, das Lebendigbegraben zu verhüten, reichen nicht hin, diesen Endzweck zu erreichen. Winslow, welcher selbst zwey Mal in Gefahr war, lebendig begraben zu werden, schlug vor, den für todt gehaltenen Menschen an sehr empfindlichen Theilen des Körpers, z. B. an Händen, Fusssohlen u. s. w., zu brennen, zu stechen und zu schneiden. Ja Foubert wollte sogar eine Öffnung in die Brusthöhle gemacht wissen, wodurch ein Finger eingebracht werden könnte, um damit das Herz zu berühren, und zu fühlen, ob es sich nicht noch bewege. Allein diese Vorschläge kämpfen mit so manchen Schwierigkeiten, dass man sich nicht wundern darf, wenn von ihnen wenig oder gar kein Gebrauch gemacht worden ist. Gemeiniglich nehmen wir die im thierischen Organismus entstehende Fäulniss als das untrüglichste Zeichen eines gewissen Todes an. Allein es werden mehrere Tage erfodert, ehe sich dieses Kennzeichen wahrnehmen lässt: die individuelle Lage der Hinterlassenen erlaubt es oft auf keine Weise, einen ihnen auch noch so lieben Todten so lange bey sich zu behalten, bis sich jenes Kennzeichen merklich macht, und darum erhielt der Antrag des berühmten Frank und Hufeland, Leichenhäuser auf öffentliche Kosten zu erbauen, an vielen Orten den erwünschtesten Eingang. In grossen Städten, wo folglich auch die Mortalität sehr gross ist, wird indessen dieser Vorschlag eben

auch mit vielen, und vielleicht unüberſteiglichen Schwierigkeiten zu kämpfen haben. (Der Vf. hat acht Einwürfe dagegen vorgebracht, wovon manche von bedeutendem Gewichte ſind.) Es iſt daher für die Menſchheit eine wichtige Sache, ſolche Prüfungsmittel aufzufinden, wodurch wir von dem wahren Tode kurz nach dem ſichtbaren Aufhören der Lebensverrichtungen ſicher überzeugt werden können, und der Vf. erwartet von der gewöhnlichen Menſchenliebe der Ärzte, und von den Gefühlen aller edlen Menſchenfreunde, von deren Willen und Thätigkeit die Ausführung verbeſſerter Einrichtungen in Staaten vorzüglich abhängt, daſs ſie einer ſo wichtigen Angelegenheit alle ihre Aufmerkſamkeit ſchenken und alles beytragen werden, damit dieſes Prüfungsmittel des wahren Todes unter öffentlicher Autorität allgemein eingeführt werde. Möchten doch die Obrigkeiten das rühmliche Beyſpiel des bremer Rathes nachahmen, welcher ſchon im J. 1798 in dem zur Rettung ſcheintodter Perſonen beſtimmten Hülfskaſten den zur Anwendung des Galvanismus nöthigen Apparat mit aufnehmen lieſs!

II. *Von der Unzulänglichkeit der gewöhnlich angenommenen Kennzeichen des Todes.* Was im erſten Abſchnitte beyläufig hierüber erwähnt worden war, das wird hier vollſtändiger aus einander geſetzt. Das Blut, als Reizmittel für die Organe des Kreislaufes, erhält dieſe Eigenſchaft nach dem Vf. theils durch ſeine Menge, Schwere, ſein Volumen, theils aus der Miſchung und Beſchaffenheit ſeiner Beſtandtheile, wovon der Sauerſtoff gewiſs einen der weſentlichſten ausmacht. In den Lungen bekomme das Blut, welches während ſeines Umlaufs durch alle Organe des Körpers und durch den darin fortwährenden Proceſs des Lebens ſeinen Sauerſtoff verloren, einen Überfluſs an Kohlen- und Waſſer-Stoff erhalten habe, und dadurch zum Venenblute und zur Mittheilung und Unterhaltung eines ferneren Lebens untauglich geworden ſey, den Sauerſtoff aus der eingeathmeten atmoſphäriſchen Luft wieder. (Die von angeſehenen Männern neuerdings bekannt gemachten Verſuche beweiſen, daſs das arteriöſe Blut in den Lungen mehr Sauerſtoff enthalte, als das venöſe, und daſs folglich jener Lieblingsſatz der neueren Chemiker nicht ſo ausgemacht feſt ſtehe, als man ſeither geglaubt hat.) Bey Gelegenheit der Behauptung (S. 32), daſs die Irritabilität als Reſultat der Thätigkeit des Nervenſyſtems zu betrachten ſey, beurtheilt der Vf. die Verſuche eines Tourdes und Circaud, nach welchen der Faſerſtoff des Blutes, der Einwirkung der voltaiſchen Säule ausgeſetzt, deutliche Zuſammenziehungen äuſsere, dergleichen die Muſkelfaſern eben erſt getödteter Thiere unter ähnlichen Umſtänden zeigen. Er lieſs, um den Faſerſtoff ſehr ſchnell von den übrigen Theilen getrennt zu bekommen, das Blut aus der Jugularvene eines Pferdes in warmes Waſſer von höherer Temperatur flieſsen, fing den Faſerſtoff mit einem Haarſiebe auf, brachte ihn mit den Endungen einer voltaiſchen Säule von dreyſsig dreyzolligen Plattenpaaren in Verbindung; allein es lieſs ſich nicht die geringſte, von der Einwirkung des galvaniſchen Agens abhängige Einwirkung auf den Faſerſtoff bemerken. Er hält dieſe Bewegungen des Blutes für bloſse Äuſserungen des Gerinnens, welche ohne alle Einwirkung des Galvanismus ſichtbar unter dem Mikroſkop werden. Hr. *H.* hätte die ſcharfſinnige Erklärung des Überſetzers von Sue's Geſch. d. Galvanism. Th. I S. 105 bey dieſer Gelegenheit mit anführen und würdigen können. — Nachdem der Vf. die Wichtigkeit der Reizbarkeit für das thieriſche Leben bewieſen, und gezeigt hat, daſs wir bey Behandlung des Scheintodes vorzüglich darauf zu achten haben, daſs auf die Reizbarkeit der zur Hervorbringung der wichtigſten Lebensverrichtungen beſtimmten Organe gewirkt werde: geht er die gewöhnlich als Zeichen des Todes angegebenen Erſcheinungen im thieriſchen Organismus durch, und prüft ihre Beweiskraft. *Stillſtand des Kreislaufes.* Daſs alle Circulation des Blutes im Herzen und den Gefäſsen durch längere Zeit gänzlich unterbrochen ſeyn könne, ohne die Fähigkeit, wieder in Thätigkeit verſetzt zu werden, auszuſchlieſsen, beweiſt Hr. *H.* aus folgenden Erfahrungen: 1) Bey chroniſchen Nervenleiden kann ein ſo heftiger Krampf die Muſkeln entweder des ganzen Organismus oder einzelner Organe auf längere Zeit befallen, daſs dadurch ihre Empfänglichkeit für die gewöhnlichen Reize und ihre Contractilität gänzlich unterdrückt, und zu aller Bewegung untüchtig gemacht wird. 2) Warm- und kaltblütige Thiere im Winterſchlafe, deren Lebensverrichtungen alle in vollkommener Ruhe ſind, äuſsern auf die Einwirkung des Galvanismus Spuren von noch vorhandener Reizbarkeit. 3) Beyſpiele von Menſchen, bey denen man während eines mehrtägigen Scheintodes auch nach der ſorgfältigſten Unterſuchung keine Spur von Blutumlauf und Athemholen wahrnahm, und die dennoch wieder zu ſich gebracht werden. Dahin gehören auch Ertrunkene und Erfrorene, welche der Vf. unter 4 und 5 (Rec. weiſs nicht warum?) beſonders angeführt hat, von welchen wir wiſſen, daſs ſie aus ihrem aſphyktiſchen Zuſtande nach langer Zeit wieder erweckt werden. Die Geſetze der Reizbarkeit ſind bey warm- und kaltblütigen Thieren die nämlichen; nur in der Dauer und Stärke dieſer Eigenſchaft findet ein auffallender Unterſchied Statt. Derſelbe ſcheint mit dem durch den Lebensproceſs in verſchiedenen Thieren entwickelten Wärmegrade im umgekehrten Verhältniſſe zu ſtehen. — Vorſichtsregeln beym Pulsfühlen an aſphyktiſchen Perſonen. — *Stillſtand des Athemholens.* Unterſuchungsarten des Daſeyns oder der Abweſenheit dieſer Lebensverrichtung durch die Flamme einer Wachskerze, eine Pflaumfeder, einen Flauſch Baumwolle, einen Spiegel, welche bey geſchloſſenem Munde vor die Naſenlöcher, oder bey zugeſtopften Naſenlöchern vor den Mund gehalten werden, oder durch ein Glas mit Waſſer, welches auf die Bruſt des horizontal liegenden Scheintodten geſetzt wird, taugen alle nichts, indem auch dieſe Lebensverrichtung mehrere Stunden, ja Tage lang gänzlich unterdrückt ſeyn kann, ohne daſs dadurch alles

Leben und die Fähigkeit zur Wiederbelebung verloren gegangen wäre. — Urſachen, warum ſowohl der Kreislauf, als das Athemholen einige Zeit unterdrückt ſeyn kann, ohne wirklichen Tod, liegen entweder im Körper ſelbſt, oder es fehlen die äuſseren Einflüſſe, welche zur Unterhaltung dieſer Lebensverrichtungen unumgänglich vorausgeſetzt werden, oder es ſind zwar alle Bedingungen des Lebens vorhanden, allein mechaniſche Hinderniſſe treten als Urſachen ein, welche die gehörige Einwirkung der äuſseren Einflüſſe zur Unterhaltung der Lebensthätigkeit auf dieſe Organe hindern. — *Verluſt der thieriſchen Wärme.* Nicht in den Lungen iſt die Quelle der Lebenswärme für den ganzen thieriſchen Körper zu ſuchen. Bey dieſer Gelegenheit kommt der Vf. auf die noch immer unerklärte Erſcheinung, daſs bey kaltblütigen Thieren die Veränderungen, welche das Blut während des Athemholens eben ſo, wie bey warmblütigen erleidet, weder gleich Anfangs mit der Entwickelung fühlbarer Wärme begleitet ſind, noch daſs dieſe durch den Kreislauf, wo das Blut durch die Aſſimilation und Ernährung ſo ſehr in ſeiner Miſchung geändert wird, entwickelt werde. Der Vf. verbindet mit dieſer Erſcheinung auf eine ſehr fruchtbare Art die Beobachtung, daſs die Reizbarkeit bey kaltblütigen Thieren lebhafter und längere Zeit nach dem Tode vorhanden iſt, und glaubt, daſs bey dieſer Thierclaſſe ſtatt jener Veränderungen, wodurch die thieriſche Wärme erzeugt wird, ſolche vorgehen, die mit der Erzeugung jenes materiellen Stoffes verbunden ſind, welcher mit der elektriſchen Flüſſigkeit viel Übereinſtimmendes hat, und ſo wie er von den Nerven als den beſten Leitern für die Elektricität im thieriſchen Körper aufgenommen wird, hier angeſammelt bleibt, und als die Urſache der Muſkelbewegungen und ſelbſt als Mittel zur Hervorbringung aller übrigen Verrichtungen des Nervenſyſtems anzuſehen iſt. Nach dieſer Anſicht läſst ſich erklären, warum die Temperatur des Körpers, auch der warmblütigen Thiere, bey ſtarken, jungen und lebhaften Subjecten ſtets geringer, als bey ſchwachen, kranken und alten ſey, bey denen die Reizbarkeit ſowohl im Leben, als gleich nach dem Tode verhältniſsmäſsig mit mehr Stärke und Dauer zur Thätigkeit gereizt werden kann; warum Nervenfieber, der Typhus, die Phthiſis und alle Krankheiten, in welchen die Verrichtungen des Kreislaufes vorzüglich verändert erſcheinen, und welche offenbar aus Schwäche der Lebensthätigkeit ihren Urſprung nehmen, mit ſo merklich vermehrter Wärmeentwickelung und ſo deutlichem Verluſte der Nervenkraft verbunden ſind; warum endlich bey Unterſuchungen der Leichen nach ſolchen Krankheiten ein ſo ſchnelles Verſchwinden aller Reizbarkeit beobachtet wird. — Auch dieſes Kennzeichen iſt trüglich: denn Scheintodte mit ganz kaltem Körper, z. B. Erfrorene, Ertrunkene, erhielten theils von ſelbſt, theils mit ſchicklicher Behandlung ihr Leben wieder; bey ſtarken hyſteriſchen Anfällen etc. iſt oft ein ausnehmend hoher Grad von Kälte über den ganzen Körper verbreitet, ohne Gefahr des Todes; bey einer noch ziemlich fühlbaren thieriſchen Wärme erfolgt doch auf Anwendung des Galvanismus keine Muſkelzuſammenziehung. — *Steifheit und Unbiegſamkeit der Gelenke.* — *Verluſt der Durchſichtigkeit und des Glanzes der Hornhaut.* Bey Erfrorenen und Ertrunkenen, wenn ſie auch wieder gerettet werden, trifft man dieſes Merkmal faſt immer, hingegen Schlagflüſſige, von vielen chroniſchen Krankheiten und aus Alter geſtorbene Perſonen behalten helle und durchſichtige Augen lange nach dem Tode. — Mangel der Empfindlichkeit oder Erregbarkeit des thieriſchen Organismus für äuſsere Reize, das Verſchwinden des *Turgor vitalis* und die Veränderung in der Farbe und in dem äuſseren Anſehen der Haut, und endlich die Abweſenheit der Ab- und Ausſonderungen ſind zwar weniger entſcheidende Kennzeichen des Todes, verdienen jedoch Aufmerkſamkeit.

III. *Zuverläſſiges Prüfungsmittel, den wahren Tod von dem Scheintode zu unterſcheiden.* Die Stärke und Dauer der Reizbarkeit eines Muſkels ſteht in geradem Verhältniſſe mit der Menge der in ihm verbreiteten Nerven. Nach dieſem Grundſatze entwirft der Vf. folgende Ordnung der Theile in Rückſicht auf die Dauer ihrer Reizbarkeit nach dem Tode: unwillkührliche Muſkeln, Schlagadern, Herz, Magen, Gedärme, Harnblaſe, Muſkeln der Luftröhre, willkührliche Muſkeln, Zwergfell, innere Muſkeln der Bauch- und Bruſt-Höhle, Muſkeln der unteren Extremitäten, des Halſes, des Geſichts, vorzüglich die Schlieſsmuſkeln der Augen und Lippen. Dieſer Unterſchied in der Dauer der Reizbarkeit iſt nicht unbedeutend; eine Stunde, nachdem ſchon die Reizbarkeit des Herzens und der Schlagadern gänzlich erloſchen war, zeigten ſich noch deutliche Bewegungen und Zuſammenziehungen in den willkührlichen Muſkeln, und wieder eine Stunde nachher, als dieſe Muſkeln gegen den galvaniſchen Reiz ganz unempfindlich waren, zuckten doch noch die Geſichtsmuſkeln, ohne daſs die voltaiſche Säule verſtärkt worden wäre. — Beſchreibung des Apparats zum Galvaniſiren. Die Tuch- oder Leinwand-Lappen, welche zur Berührung der freyen ungleichartigen Metalloberflächen beſtimmt ſind, ſollen am beſten von weiſser Farbe ſeyn, weil die verſchiedenen Farben die Wirkung ſchwächen können. Die Tuchſcheiben müſſen, um ſie von allen fetten Theilen zu befreyen, vor ihrer erſten Anwendung in einer ſchwachen Pottaſchenlauge ausgekocht werden. Auſser der voltaiſchen Säule ſind noch ovale Plättchen von Silber zur Belegung der Augen und Lippen, und ſpirale Verbindungsketten, zu denen Draht von ungefähr einer halben Linie im Durchmeſſer genommen werden ſoll, nöthig. — Wenn man nun die Säule in Ordnung gebracht hat: ſo befeuchtet man Lippen und Augen mit Salzwaſſer, verſieht ſodann dieſe Theile mit ihren metallenen Leitern, bringt dieſe durch Ketten in Verbindung mit den Polen der Batterie, hält dieſe mit der linken Hand, mit der rechten aber führt man den Verbindungsdraht abwechſelnd an den Lippen- oder Augen-Leiter, und man wird, wofern nur noch der geringſte Grad von

Irritabilität vorhanden ist, im Augenblicke der Berührung Zusammenziehungen, vorzüglich der Schliefsmufkeln der Lippen und der Augen, und bey einer etwas ftärkeren Reizbarkeit lebhafte Bewegungen aller Gefichtsmufkeln wahrnehmen. Wenn nun diefe Bewegungen ein Zeichen des noch wirklich vorhandenen Lebens find: fo werden fie in gleicher Stärke bleiben, und bey angewendeten fchicklichen Rettungsmitteln fogar wachfen, da hingegen, wenn wirklicher Tod zugegen ift, diefe fchwachen Mufkelbewegungen immer fchwächer werden, bis fie endlich ganz verfchwinden. — Sollten die Gefichtsmufkeln eine organifche Veränderung durch Entzündung, Brand, durch äufsere angebrachte Gewaltthätigkeit erlitten haben, oder lange vor dem Tode gelähmt worden feyn: fo hat man zur gänzlichen Sicherheit auch noch die Mufkeln anderer Theile, z. B. den zweyköpfigen Armmufkel, zu entblöfsen, um ihn dem galvanifchen Reize ausfetzen zu können. Vor Anwendung diefes Prüfungsmittels müffen die Lippen und Augen von ihrem Schleime, der fich auch im Scheintode anhäuft und nicht felten verdichtet, mit Salzwaffer gereinigt und angefeuchtet werden. Bey Erfrorenen und im kalten Waffer Erftarrten darf die Galvanifirung nicht eher vorgenommen werden, als bis der Körper einen gewiffen Grad von Beweglichkeit erhalten hat. — Die wichtigften Vorzüge des vorgefchlagenen Prüfungsmittels find folgende: 1) Eine voltaifche Säule von 20 — 25 Plattenpaaren wirkt fchon mit folcher Stärke, dafs jede Entblöfsung und Verletzung eines Theils entbehrlich wird. 2) Die Stärke der Einwirkung des verftärkten galvanifchen Reizes auf die belebte Mufkelfaſer ift weit beträchtlicher. 3) Die Wirkung erftreckt fich auf eine ungleich gröfsere Entfernung und Ausdehnung. 4) Sie dauert länger, d. h. durch die verftärkte galvanifche Elektricität können noch Mufkelzufammenziehungen bewirkt werden, wenn die einfache gänzlich unwirkfam bleibt. 5) Die Anwendung der verftärkten galvanifchen Elektricität ift theils mit viel weniger Umftänden in Vorbereitung der zur Unterfuchung beftimmten Theile verbunden, theils werden dabey alle jene Umftände ausgefchloffen, welche die fchwache Wirkfamkeit des einfachen Metallreizes aufzuheben im Stande find. 6) Die verftärkte galvanifche Elektricität dient nicht blofs als Prüfungs-, fondern auch als Erweckungs-Mittel. In diefer letzteren Abficht kommt noch folgendes Stück zu dem eben angegebenen Apparate. Eine zweyzollige Metallplatte hat auf der einen Seite einen Ring, worein eine Verbindungskette gehängt wird, auf der anderen verfchiedene fcharfe Spitzen, womit fie in die Haut eingeftochen und feftgehalten wird. Eine folche Platte drückt man da, wo der fchwerdtförmige Knorpel aufhört, eine zweyte in jene Stelle des Rückgrates am Halfe, welche fich oberhalb dem Anfange der Bruftwirbelbeine befindet, ein, und an jede befeftigt man eine Verbindungskette. Bey jeder bewirkten Verbindung der beiden Pole der voltaifchen Säule werden alle Mufkeln, die fich zwifchen beiden belegten Stellen befinden, in Bewegungen gerathen, die fich auch bis zu den inneren mufculöfen Theilen der Bruft, dem Herzen und den Schlagadern, erftrecken werden. Auch könnte, nach Achards und von Humboldts Verfuchen, der Mund und After mit Zink und Silber belegt, und ihre wechfelfeitige Verbindung verfucht werden. Neu ift ein dabey vom Vf. geäufserter Gedanke, dafs eine folche Verbindung zwifchen Mund und After, oder zwifchen Mund und Herzgrube, mittelft einer voltaifchen Säule, ein vorzüglicher und zweckmäfsiger Reiz in verfchiedenen abnormen Zuftänden des Unterleibes, z. B. im Meteorismus, Ileus, Icterus, in der Cholera u. f. w., feyn könne. — Die gewöhnliche Elektricität, welche Kite zuerft gegen den Scheintod vorgefchlagen hat, wird in Anfehung der Wirkfamkeit von der galvanifchen Elektricität übertroffen; auch hat die letztere noch folgende Vorzüge vor der erfteren: 1) fie bedarf zu ihrer Erzeugung und Anwendung keines grofsen und leicht zerbrechlichen Apparats; 2) fie geht nicht ruckweife, fondern in einem ununterbrochenen Strome in den thierifchen Körper über; 3) fie kann mehr, nach unferer Willkühr, in die Nerven und Mufkeln geleitet werden.

IV. *Verfuche und Erfahrungen, um die Zuverläffigkeit der verftärkten galvanifchen Elektricität als Prüfungsmittel des wahren vom Schein-Tode zu beweifen.* Diefe an Menfchen und Thieren angeftellten Verfuche erläutern und beftätigen folgende Puncte: 1) dafs die galvanifche Elektricität als der ftärkfte, uns bekannte Reiz auf die Erregbarkeit der thierifchen Organismus, und auf die Irritabilität des Mufkelfyftems zu betrachten fey; 2) dafs auf die Dauer der Irritabilität von dem Augenblicke an, wo ein vollkommener Stillftand aller Lebensverrichtungen eintritt, verfchiedene Umftände, z. B. das Alter der Thiere, die verfchiedenen Urfachen des Todes und die Befchaffenheit der Reize, die zuvor auf den Organismus einwirkten, grofsen Einflufs haben. 3) dafs die Irritabilität an den inneren und unwillkührlichen, mufculöfen Theilen viel früher, als an den äufseren, und am fpäteften in den Gefichtsmufkeln verloren gehe. Befonders gegen Nyftens Behauptung, dafs die mufculöfen Organe in Rückficht der galvanifchen Excitabilität fo claffificirt werden müfsten, dafs das Herz die erfte Stelle einnähme, fodann die Mufkeln der willkührlichen Bewegung, und endlich die mufculöfen Organe des Verdauungsfyftems und der Blafe mit Ausnahme der Speiferöhre, folgten.

Dpa.

Jena, gedruckt bey Schreiber und Comp.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN

LITERATUR-ZEITUNG

ERSTER JAHRGANG.

ZWEYTER BAND.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,
und
Leipzig,
in der königlich-sächsischen Zeitungs-Expedition.
1813.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

PHILOSOPHIE.

1) Leipzig, b. Fleischer d. j.: *Friedrich Heinrich Jacobi von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung.* 1811. 222 S. 8. (1 Rthlr.)

2) Tübingen, b. Cotta: *Fr. W. J. Schellings Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen etc. des Hn. Friedrich Heinrich Jacobi und der ihm in derselben gemachten Beschuldigung eines absichtlich täuschenden, Lüge redenden Atheismus.* 1812. 215 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

3) Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: *Von deutscher Philosophie, Art und Kunst. Ein Votum für Fr. Heinr. Jacobi gegen Fr. W. J. Schelling*, gegeben von *Jacob Friedrich Fries.* 1812. 102 S. 8. (10 gr.)

4) Landshut, b. Krüll: *Neuer cosmoaithiologischer Beweis von der Existenz Gottes, und dass Hr. Fr. H. Fries sich in die Philosophie unserer Zeit nicht finden kann*, wird gezeigt von Dr. *Fr. v. P. Gruithuisen.* Veranlasst durch des Hn. *Fries* neue Schrift von *deutscher Philosophie* (,) *Art und Kunst etc.* 1812. 24 S. 8. (3 gr.)

5) Stuttgardt u. Tübingen, b. Cotta: *Professor Schaffroths Blicke auf die schellingisch-jacobische Streitsache*, veranlasst durch einen Ausfall des freyburger Wochenblatts vom 8 Julius 1812 gegen die Naturphilosophie. 1812. 212 S. gr. 8. (12 gr.)

6) Leipzig, b. Vogel: *Von dem lebendigen Gott, und wie der Mensch zu ihm gelange.* Nebst Beylagen. Von *Christian Weiss.* 1812. 256 S. 8. (20 gr.)

7) Tübingen, b. Cotta: *Prüfung der schellingischen Lehren von Gott, Weltschöpfung, Freyheit, moralischem Guten und Bösen.* Von Dr. *Friedr. Gottlieb Süskind*, königl. würtemb. Oberconsistorialrath und Oberhofprediger. 1812. 164 S. gr. 8.

Da die Schrift No. 1 die Veranlassung geworden ist zu einem unerfreulichen und nicht ohne Leidenschaft geführten Streite: so hielten wir es dem Zwecke dieses Instituts angemessen, die Beurtheilung der hieher gehörigen Schriften so lange zu verschieben, bis man für eine unparteyische Würdigung derselben empfänglichere Gemüther zu erhalten hoffen konnte, als in der Hitze des erst begonnenen Streites möglich gewesen ist, wo man nur der einen oder anderen Partey unbedingtes Recht zuzugestehen geneigt war. Rec. hofft, jeder parteylose Leser werde sein Streben, von diesem Fehler frey zu bleiben, nicht verkennen.

Die Schrift des Hn. *Jacobi* gehört sowohl wegen ihres Inhalts, als wegen des dadurch angeregten, die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit betreffenden Streites zu den interessantesten philosophischen Werken unserer Zeit. Hr. *J.*, welcher seinen früheren philosophischen und religiösen Ansichten bey allen Veränderungen auf dem Gebiete der deutschen Philosophie mit unwandelbarer Standhaftigkeit treu geblieben ist, wiederholt hier dieselben, und stellt sie zum Theil auf eine neue Art und in besonderer Beziehung zu dem Christenthum und zu der Zeitphilosophie dar. Die Schrift entbehrt, ungeachtet einer gewissen inneren Einheit, im Äusseren der systematischen Form, und besteht eigentlich aus 4 Theilen: 1) aus einer als Einleitung dienenden Abhandlung *über eine Weissagung Lichtenbergs*; 2) aus einem Fragment einer Recension des VI Bandes der sämmtlichen Werke des wandsbecker Boten, bey welcher Gelegenheit Hr. *J.* seinen, aus Vernunftoffenbarung hervorgehenden Religionsglauben vertheidigt gegen den auf die christliche Offenbarung gegründeten des Boten; 3) weil aus dieser Recension mehrere Theile für andere Abhandlungen schon genommen waren: so entstand dadurch eine grosse Lücke, welche nun hier mit einer Kritik der neueren deutschen Philosophie in Beziehung auf religiösen Realismus und Idealismus ausgefüllt ist; dem Ganzen sind endlich 4) drey Beylagen angehängt, welche sich auf die Beleuchtung des letzten Theiles der Schrift beziehen.

In der ersten Abhandlung, welche schon früher in einem Taschenbuche abgedruckt war, wird die Unmittelbarkeit und Nothwendigkeit des Glaubens an Gott, welcher höher als alle Sinnes- und Verstandes-Erkenntniss liegt, und von allen Beweisen unabhängig ist, mit einer hinreissenden Wärme dargelegt. Die dazu veranlassende Stelle aus *Lichtenberg* heisst: „Unsere Welt wird noch so fein werden, dass es eben so lächerlich seyn wird, einen Gott zu glauben, als heut zutage Gespenster.“ Hr. *J.* setzt bey, es werde noch so weit kommen, dass wir nur noch an Gespenster glauben; wir selbst würden seyn wie Gott, u. s. w. Das alles komme her von dem Verkennen des Vernunftglaubens und dem ausschliesslichen Vertrauen zu den Einsichten des Verstandes, der für sich nur ein offenbares Nichts der Erkenntniss hervorbringen könne. Dagegen behauptet Hr. *J.* mit *Lichtenberg*: „der Glaube an einen Gott ist Instinct. Er ist dem Menschen natürlich, so wie das Gehen auf zwey Beinen, u. s. w.“

Das ist das Thema dieser ganzen Abhandlung, in welcher der Vf. die unvermittelte Gewissheit des Daseyns eines vollkommensten persönlichen Gottes mit begeisternder Beredsamkeit dargethan hat. Wie *Malebranche* auf die unbedingte Erkenntniss Gottes zugleich die aller übrigen Dinge gründete: so auch Hr. *J.*; daher er ganz consequent sagt: „das Wahreste kann nur so wahr seyn, als Gott lebt, nur so wahr, als dass ein Gott im Himmel, d. h. selbstständig, ausser der Natur und über ihr vorhanden ist.“ S. 5. „Mit dem Schöpfer geht dem Menschen nothwendig auch die ganze Schöpfung unter.“ S. 25. „Wenn der Mensch nur einen erdichteten Gott hat: so kann er auch nur eine erdichtete Natur haben. Die sinnlichen Gegenstände haben *vor* jenem Übersinnlichen sogar noch dieses voraus, dass sie wegen ihres zweyfachen Ursprungs, eines Theils aus der Sinnlichkeit, und anderen Theils aus dem zur Sinnlichkeit gehörigen Verstande, sich als doppelte Erdichtungen bewähren.“ Allem Wissen liegt daher nach unserem Vf. eitle Täuschung zu Grunde, wenn demselben nicht durch den unmittelbaren, aus reiner Vernunft stammenden Glauben zuvor Realität zugesichert wird, und weder die Sinne noch der Verstand vermögen in uns eine feste Überzeugung von irgend etwas zu begründen. Diese Behauptung der Rechte der Vernunft gegen die Anmassung des Verstandes gehört zu den grössten Verdiensten *Jacobis* um die Philosophie; denn dadurch hat er doch den Grund und Boden für eine ächte philosophische Wissenschaft gerettet. Wir unterschreiben daher Alles, was er zur Bekräftigung seiner Behauptung in dieser Schrift an verschiedenen Stellen vorbringt. *Kant* wollte bekanntlich die Vernunft unter die Herrschaft des Verstandes bringen, was Hr. *J.* mit Recht tadelt. So weit wird jeder unparteyische und denkende Geist mit ihm ganz einverstanden seyn; sobald er aber auf das Besondere eingeht: so vermisst man theils die erforderliche genaue Bestimmung, theils die Übereinstimmung unter den einzelnen Behauptungen. Um die Vernunft zu erheben, setzt er den Sinn und Verstand zu weit herab, und alle Geisteskräfte zu sehr einander entgegen, gleich als fände ein objectiver Widerstreit unter ihnen Statt. Wir können unmöglich an eine solche Isolirung und Entgegensetzung derselben glauben, dass jede einzeln für sich, und die eine das Gegentheil der anderen wirken könne; wir sind vielmehr der zuversichtlichen Meinung, die Vernunft sey von allen das Gemeinsame, wodurch möglich ist, dass alle, jede auf ihre Weise, der Sinn in der Anschauung, der Verstand in Begriffen, das Wahre zu erkennen im Stande sind. Das Eine Licht der Vernunft beleuchtet den ganzen Geist nach allen seinen möglichen Wirkungen.

Der erste Theil der zweyten Abhandlung: *von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung*, ist eine weitere Entwickelung der in der ersten im Allgemeinen dargelegten Ideen, und eine Anwendung derselben auf die Bestimmung des Verhältnisses der vorgeblichen äusseren und positiven göttlichen Offenbarung zu der inneren religiösen Vernunftoffenbarung. Hr. *J.* giebt dieser nicht nur einen entschiedenen Vorzug vor jener, sondern hält sie auch für die einzig wahre. Der tief fühlende und klar denkende *Asmus* zeigt an mehreren Stellen seines Boten, dass er einer anderen Meinung sey, von welcher ihn nun unser Vf. abbringen will, indem er seine Belehrung an andere Stellen aus dem Boten selbst anknüpft, welche für seine Meinung zu sprechen scheinen. Z. B. in einer S. 48 angeführten sagt *Asmus*: „Der Mensch ist in sich reicher als Himmel und Erde, und hat, was sie nicht geben können; die Weisheit und Ordnung, die er in der sichtbaren Natur findet, legt er mehr in sie hinein, als er sie aus ihr herausnimmt; denn er könnte ihrer ja nicht gewahr werden, wenn er sie nicht auf etwas, das er in ihm hat, beziehen könnte, so wie man ohne Mass nicht messen kann. Himmel und Erde sind für ihn nur die Bestätigung von einem Wissen, des er sich in sich bewusst ist, und das ihm die Kühnheit und den Muth giebt, alles zu meistern und aus sich zu rectificiren. Und mitten in der Herrlichkeit der Schöpfung ist und fühlt er sich grösser, als Alles, was ihn umgiebt, und sehnt sich nach etwas Anderem.“ Von dieser und ähnlichen Äusserungen des *Asmus* geht der Vf. aus, um ihn zu überzeugen, dass alle Kunde von Gott und göttlichen Dingen dem Menschen einzig aus seinem Geiste komme, nicht aber von Aussen. Wir wissen von Gott und seinem Willen, weil wir aus Gott geboren, nach seinem Bilde geschaffen, seine Art und Geschlecht sind. Eine Offenbarung durch äusserliche Erscheinungen, sie mag heissen wie sie wolle, kann sich höchstens zu einer *ursprünglichen* verhalten, wie sich Sprache zur Vernunft verhält. So wenig ein *falscher* Gott ausser der menschlichen für sich da seyn kann: so wenig kann der *wahre* ausser ihr *erscheinen*. Den Gott also haben wir, der *in uns Mensch* wurde. Weil nun *Asmus* an Christus glaubt, als sey durch ihn dem Menschen eine göttliche Offenbarung zu Theile geworden: so sieht Hr. *J.* in diesen Vorstellungen einen religiösen Materialismus, und sucht ihn auf die schonendste Weise von seinem Irrthume zu überzeugen, der eigentlich darin liege, dass *Asmus* alles innerlich angeschaute Göttliche auf Christus übertrage, während diess doch nur eine Idee in ihm wäre; er setze so das Wesentliche, die Idee, dem Unwesentlichen, ihrer Einkleidung nach, und lasse die Sache aus ihrer Gestalt entspringen. Denn was Christus ausser ihm, für sich gewesen, ob seinem Begriffe in der Wirklichkeit entsprechend, oder nicht, ja, ob nur in dieser je vorhanden, sey in Absicht der *wesentlichen* Wahrheit seiner Vorstellung und der Eigenschaft der daraus entspringenden Gesinnungen gleichgültig. Siehe S. 62 u. ff. — Dass *Asmus* mit dieser Erklärung nicht zufrieden seyn könne, sieht Hr. *J.* selbst ein S. 65, 66, noch weniger kann er sich begnügen mit der S. 68 fortgesetzten Erörterung, die mit der ersten im Grunde auf Eins hinausgeht; er bleibt dabey, dass der Bote in einem, obgleich unschädlichen Irrthume befangen sey; übrigens hält er ihm denselben als eine natürliche Täuschung zu gute, und ist zufrieden, dass sie

in dem Wesen einig sind. Rec. ehrt die religiösen Ansichten des Vfs. sehr, und gesteht, dass er den subjectiven Idealismus in Beziehung auf religiöse Gegenstände nirgends in der Reinheit und mit der Innigkeit ausgedrückt gefunden habe, als in dieser Abhandlung; dessen ungeachtet findet er ihn höchst einseitig, und nur halb wahr, und zweifelt sehr, ob Hr. *J.* unparteyische und ihn verstehende Leser für sich gewinnen werde. Sie werden in gewisser Beziehung mit ihm einverstanden seyn, dass die höheren Ansichten und Begriffe, deren Besitz das Wesen und den Vorzug der Menschheit ausmacht, weder von der Aussenwelt gegeben, noch von uns selbst in unserem Inneren durch Absondern und Verbinden künstlich erschaffen werden; dass man, um Gott und sein Wohlgefallen zu suchen, schon ihn und was ihm gefalle, voraus im Herzen und Geist haben müsse: das alles werden sie ihm zugeben, ohne in seine Folgerung daraus einzustimmen, dass eine wirkliche äussere Offenbarung Gottes nicht eben so gewiss und mit derselben Wahrheit, als die innere, von dem Menschen könne oder müsse angenommen werden. Der natürliche Mensch glaubt eben so zuversichtlich an das Daseyn der Aussenwelt, als an seinen eigenen Geist; warum sollte er denn nicht auch an die göttliche Offenbarung durch jene und in ihr nicht eben so zweifellos glauben, als an die seines Geistes? Hr. *J.* sagt selbst S. 7: „Wie auf dem Angesichte des Menschen die verborgene unsichtbare Seele sichtbar sich ausdrückt, hervordringt: .... so drückt auf dem Angesichte der Natur Gott unmittelbar sich aus, u. s. f." Gott wirkt also in der Natur, wie die Seele im menschlichen Körper: ist denn das nicht auch eine ausser dem Menschen seyende göttliche Offenbarung? In der Menschheit wirkt aber Gott noch vollkommener als in der bewusstlosen und unfreyen Natur, und in dem unvernünftigen Thiere (obgleich nach S. 18 auch im Thiere Weissagung ist, und nur eine höhere im Menschen): irren denn also diejenigen, welche an besondere Offenbarungen Gottes, z. B. in besonderen Menschen, glauben? Allerdings liegt der *Erkenntnissgrund* aller Offenbarungen in der Göttlichkeit des menschlichen Geistes selbst; das aber berechtigt nicht zu der Folgerung, dass ausser ihm nichts Göttliches mit Wahrheit angenommen werden könne. Dieser Idealismus ist und bleibt einseitig, und widerstrebt dem durch keine Speculation geleiteten Denken eben so sehr, als es dieses ganz unbefriedigt lässt. Aus diesem Grunde wird Hn. *J's.* Ansicht der positiven Offenbarung, und ihres Verhältnisses zu der inneren Stimme des durch das Gewissen geleiteten Gefühls bey den meisten Denkern einen starken Widerspruch finden; er hat unserem Dafürhalten nach diesen wichtigen Gegenstand zu einseitig genommen, nämlich bloss in der Beziehung zu der inneren Gewissheit, zu der lebendigen uns angestammten Idee alles Göttlichen. Diese wird freylich zur Erkenntniss der äusseren Offenbarung vorausgesetzt; allein über die Möglichkeit und Nothwendigkeit, oder über das Gegentheil, kann dadurch schlechterdings nichts entschieden werden. Zur Schlichtung dieses Streites sind noch andere Seiten zu berücksichtigen, welche hier sämmtlich übergangen sind. Überhaupt glaubt Rec., das Factum einer göttlichen Offenbarung müsse zugegeben werden, indem sich alle unsere die Schicksale der Menschheit betreffenden Kenntnisse nicht nur ungezwungen und natürlich daran anschliessen, sondern auch die ganze Geschichte der Menschheit, ihr Anfang und Fortgang, ohne sie ein unauflösliches Räthsel bleibt. Die Offenbarung ist nicht ein blosses Vehikel für die Schwachen; sie ist mit der innigsten Überzeugung des über die Welt und den Menschen vorurtheilsfrey denkenden Geistes unauflöslich verbunden. Es ist nur zu bedauern, dass hiebey Abwege so schwer zu vermeiden sind: entweder ist man ganz unempfänglich für solche höhere Mittheilungen, und ungläubig, oder der fromme Glaube wird Aberglaube, und vermengt das Wahre mit unreinen Zusätzen. Die göttliche Offenbarung, so wie sie an sich ist, dargestellt, müsste alle gesunden und unbefangenen Gemüther für sich gewinnen.

Der zweyte Theil dieser Abhandlung ist ganz neu hinzugekommen, und geht einen polemisch-wissenschaftlichen Gang. Hr. *J.* stellt seine philosophischen Ansichten über Gott und göttliche Dinge den Lehren unserer Zeit gegenüber, und nimmt sie gegen diese mit aller ihm möglichen Stärke in Schutz. Da dieser Theil der Schrift die Veranlassung eigentlich gegeben hat zu den folgenden Schriften: so ist es nothwendig, die Hn. *J.* eigenthümliche Überzeugung, und die seiner Gegner, so wie er sie aufgefasst und gedeutet hat, vorzüglich herauszuheben. Es ist schon an sich interessant, über die höchsten Angelegenheiten des menschlichen Geistes die aufrichtige Denkart eines Mannes zu vernehmen, der bey allen neueren Veränderungen auf dem Gebiete der deutschen Philosophie nicht einen müssigen Zuschauer gemacht, sondern thätigen Antheil daran genommen hat; es ist diess aber um so mehr hier der Fall, als Hr. *J.* sich zu den Philosophen, welchen er sich in dieser Schrift gegenüberstellt, niemals als Schüler, sondern immer als polemisirender Kritiker verhalten hat.

Von S. 112 — 146 würdigt der Vf. die *kantische* Lehre von Gott und den übersinnlichen Ideen, sowohl an sich als in ihrer Beziehung zu den darauf folgenden Lehren *Fichtes* und *Schellings*. Von *Kant* sagt er dasselbe, was von mehreren Anderen schon früher nachgewiesen ward, dass seine Behauptungen zwiespaltig und zweydeutig seyen, und sich nicht entschieden auf die eine oder andere Seite gewendet hätten; er habe das Wesen der Vernunft verkannt, alle Gewissheit von Beweisen abhängig gemacht, und nicht eingesehen, dass die Vernunftwahrheiten über alle Beweise erhaben, durch sich einleuchtend und unmittelbar gewiss seyn müssen. Da er sie aber als Mensch nicht habe aufgeben, und als Philosoph für die Wissenschaft nicht objectiv gelten lassen können: so sey daher die Inconsequenz entstanden, dass er im theoretischen Theile seiner Philosophie die Vernunft dem Verstande unterworfen, und im praktischen, wie

der über den Verstand gesetzt, und so die Ideen, als die Vernunft selbst bedingende Grundwahrheiten, auf einem Umwege in die Philosophie eingeführt habe. Hr. *J.* hat ganz Recht, den Grundirrthum *Kants* rücksichtlich seiner Ideenlehre in dem Verkennen der unmittelbaren Vernunfterkenntnisse, und in der Meinung, dass alles Wissen durch Beweise vermittelt sey, zu suchen; er hat aber Unrecht, zu glauben, S. 121, *Kant* habe bis zur vollkommensten Evidenz die Wahrheit dargethan, dass wir einen Gegenstand nur in so weit begreifen, als wir ihn in Gedanken vor uns werden lassen, woraus Hr. *J.* folgert, dass es nur zwey Wissenschaften im eigentlichen und strengen Verstande geben könne, Mathematik und allgemeine Logik, demnach alle anderen Erkenntnisse nur in dem Masse wissenschaftliche Eigenschaft erwerben können, als sich ihre Gegenstände durch eine Art von Transsubstantiation in mathematische und logische Wesen verwandeln lassen. Denn wäre das wirklich eine evidente Wahrheit: so hätte *Kant* auch gegen Hn. *J.* Recht, dass die vorgegebene unmittelbare Vernunftwissenschaft ein Phantom seyn müsse, indem diese durchaus kein selbst erschaffenes Wissen ist. Hr. *J.* kömmt dadurch in einen offenbaren Widerspruch mit sich selbst, da er der kantischen Behauptung beypflichtet, und doch das Wissen über die übersinnlichen Gegenstände, Gott, Freyheit und Unsterblichkeit, für das Allergewisseste hält; ja S. 35 sagt er ausdrücklich, dass der unmittelbare Vernunftglaube auch eine Wissenschaft für den Verstand werden könne. Eben so wenig können wir die andere aus *Kants* Lehre von ihm S. 124 und 145 gezogene Folgerung zugeben, dass der mit strenger Consequenz durchgeführte Kriticismus die *Wissenschaftslehre*, diese wiederum streng durchgeführt die *Alleinheitslehre*, einen umgekehrten oder verklärten Spinozismus, *Idealmaterialismus*, zur Folge haben müsse. Rücksichtlich der Wissenschaftslehre hat er es nicht nachgewiesen, und in Ansehung der Alleinheitslehre hat er diese Behauptung S. 139 zwar zu beweisen gesucht, sie aber auch auf demselben Blatte wieder zurückgenommen, und gezeigt, dass dem consequenten Kriticismus die bisher für objectiv gehaltene Natur mit allen ihren Werken verschwinden und zu Nichts werden musste, so dass auch nicht einmal eine *Naturlehre, Naturphilosophie* bleiben konnte. Man sieht wohl, dass Hr. *J.* hierüber mit sich selbst nicht einig ist; Rec. aber glaubt nicht nur mit *Bouterweck*, dass die Identitätslehre der kantischen Philosophie fremd, sondern dass letztere fast in allen Puncten jener entgegengesetzt sey. Wie lässt sich endlich die erstere Meinung Hn. *J's.* S. 124 mit der unmittelbar darauf folgenden S. 126 vereinigen, wo er sagt: „Wie *Platons* Lehre entgegengesetzt ist der Lehre des *Spinoza*: so ist der Geist der kantischen Philosophie entgegengesetzt dem Geiste der Alleinheitslehre."

Wenn Hr. *J.* bisher den *Theismus* dem Kriticismus und der Naturphilosophie gemeinschaftlich entgegensetzte: so führt er nun von S. 146 bis zum Ende seine Polemik fast ausschliesslich gegen die letztere, welche er als Naturalismus bezeichnet. Im Allgemeinen muss Rec. über diesen Theil der Schrift Folgendes bemerken. 1) Der Inhalt und die Darstellung lassen glauben, dass Hr. *J.* sich im Gewissen gedrungen gefühlt habe, seine religiöse Überzeugung, die er natürlich für die einzig wahre hält, mit aller ihm möglichen Kraft auszusprechen, und sie gegen den Naturalismus, welchen er, so wie er ihn deutet, in jeder Rücksicht für höchst verderblich halten muss, geltend zu machen. 2) Alle auf den Naturalismus sich beziehenden Stellen beweisen, dass er, wenn er gleich diess nirgends ausdrücklich erklärt, darunter die *schellingische* Philosophie sich gedacht habe. 3) Rec. ist der Überzeugung, dass Hr. *J.* die neuere Naturphilosophie in vielen Hauptpuncten missverstanden habe, stimmt aber, so weit es bloss die Sache betrifft, seiner Polemik gegen *den* Naturalismus bey, welchen er sich grösstentheils selbst als Gegner geschaffen hat. 4) Hr. *J.* hat sich in einigen Stellen in einer Art von Leidenschaftlichkeit hinreissen lassen, die Person der Streitsache selbst unterzulegen, und den Urheber der Naturphilosophie in ein sehr gehässiges Licht zu stellen, und das tadelt Rec. unbedingt. Es würde viel besser gewesen seyn, wenn er bey der achtungswerthen Wärme für seine Sache, entweder auch diesen Gegner als Menschen gerechtfertigt hätte, wie er es bey *Kant* gethan, oder wenigstens dessen Ansichten so schonend behandelt hätte, wie die des *Asmus* und *Kant*; nirgends aber haben wir gefunden, dass er ihnen eine möglich bessere Deutung untergelegt hat; vielmehr interpretirt er sie nach aller Härte des Buchstabens. Das Folgende wird diese allgemeinen Bemerkungen rechtfertigen.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

Ökonomie. *Breslau*, b. Barth d. J.: *Handbuch für Ökonomen und Landleute von den Seuchen und anderen gewöhnlichen Krankheiten des Hornviehes, der Schafe, Pferde und Schweine*, nebst einem Anhange von der Hundswuth oder Wasserscheu, deren Kennzeichen, Ursachen, Heil- und Vorbauungs-Mitteln, verfasst von *J. Werner*, der Arzney und Wundarzney Doctor etc. Dritte Auflage. (Ohne Jahrzahl.) XVI u. 367 S. nebst 3 Tabellen. 8. (1 Rthlr.) Rec. ist weder die erste noch die zweyte Auflage dieses nicht unbrauchbaren Werks zu Gesichte gekommen; er weiss daher auch nicht, in wiefern diese von jener abweicht: allein er glaubt, die dritte möchte sich wohl in der zweyten, und diese in der ersten vereinigen. Denn eines Theils verräth die Schrift schon ein ziemliches Alterthum, anderen Theils war der vorige Titel nicht etwa durch-, sondern ganz herausgeschnitten, und ein neuer dafür substituirt, und endlich erscheinen im Anhange Verlagsartikel angekündigt, die spätestens in der Ostermesse 1801 herauskommen sollen! —

Ew.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

PHILOSOPHIE.

Fortsetzung der Recension

der jacobischen Schrift von den göttlichen Dingen,

der schellingischen Gegenschrift und der darauf bezüglichen von Fries, Gruithuisen, Schaffroth, Weiss und Süskind.

Hr. *J.* glaubt, dass consequenter Weise nur zwey Systeme möglich seyen, das *theistische* und *antitheistische*; letzteres nennt er durchaus auch *Naturalismus*, und setzt beide einander entgegen wie *Platonismus* und *Epikureismus*. Diese unlogische Eintheilung ist nicht weiter gerechtfertigt, und lässt sich auch nicht rechtfertigen, indem der Naturalismus sich eben so gut mit dem Theismus als Antitheismus vereinigen lässt, demnach von beiden nur ein Artbegriff ist, nicht aber ein Eintheilungsglied mit dem Theismus seyn kann. Doch darauf kömmt es hier nicht an; wichtiger ist, zu erkennen, wie der Vf. beide Systeme charakterisirt, welches er auch so umständlich gethan hat, dass darüber dem Leser kein Zweifel übrig bleiben kann. Er versteht unter *Naturalismus* die Lehre, welche das Vollkommene aus dem Unvollkommenen hervorgehen, und allmählich sich entwickeln lässt, kraft welcher der Wille die That nur begleitet, so dass diese jenen verursache, leite und regiere. Nach dem Theismus dagegen ist das Vollkommenste zuerst, und mit ihm und aus ihm beginnt Alles; er lässt nicht vorausgehen als Anbeginn eine *Natur der Dinge*, sondern nach ihm geht voraus und ist der Anbeginn von Allem ein sittliches Principium, eine mit Weisheit wollende und wirkende Intelligenz — ein Schöpfer-Gott. Der Wille ist ihm das erste, der die That verursacht, leitet und regiert. Der Naturalist lässt das Unbedingte oder Absolute nur das Substrat des Bedingten seyn, das *Eine* des *Alls*; der Theist dagegen behauptet, das Unbedingte oder Absolute sey eine selbstbewusste freye, dem vernünftigen Willen analoge Ursache, eine nach Zwecken wirkende absolute Intelligenz. S. 175. Hr. *J.* ist nun des festen Glaubens, zwischen den Lehren dieser beiden Systeme sey keine Annäherung, noch weniger eine Vereinigung derselben zu einer dritten möglich, ohne diese seine Meinung mit den erfoderlichen Gründen zu unterstützen. Dass aber dennoch eine Vereinigung als möglich gedacht werden könne, demnach diese Bestimmungen einseitig und unvollständig seyen, hat ihm sein Gegner in der Antwort darauf darzuthun gesucht; wir übergehen daher hier diesen Punct.

Gegen den Theismus und Naturalismus hält sich nach Hn. *J.* die Wissenschaft ganz *neutral*, weil keiner von beiden durch sie könne bewiesen werden, S. 168. 175; es könne durch sie weder dargethan werden, dass die Natur aus sich selbst begreiflich sey, noch dass das Gegentheil Statt finde, S. 121. Die Wissenschaft vermöge nur Bedingtes zu einem Wissen zu verbinden, das Urwahre sey aber erhoben über alles durch den Verstand Erkennbare; es gebe also keine Wissenschaft des Urwahren; dieses offenbare sich der Vernunft im Glauben, indem er dessen innere Offenbarung unbedingt anerkenne; die Voraussetzung des Unbedingten vor allem Bedingten sey eine in jedem vernünftigen Bewusstseyn nothwendige, aber unbegreifliche Voraussetzung, weil sich der wirkliche Zusammenhang zwischen dem Unbedingten und Bedingten nicht nachweisen lasse. S. 170. Das *Seyn des Werdens* oder der *Zeitlichkeit* begreife der menschliche Verstand eben so wenig, als das *Werden des Werdens* oder das *Entstehen* einer Zeitlichkeit. Der Glaube an einen vernünftigen, persönlichen und allervollkommensten Gott ist die Grundvoraussetzung der Vernunft. S. 160. Denn allein auf jenem Gegensatze und unvertilgbaren *Dualismus* des *Übernatürlichen* und *Natürlichen*, der *Freyheit* und *Nothwendigkeit*, einer *Vorsehung* und des *blinden Schicksals* beruht die menschliche Vernunft. Mit der Realität dieses Gegensatzes geht auch die Realität der Vernunft selbst verloren, u. s. w. Nach diesem allem sollte man glauben, es liege in der Natur des Verstandes, sich eben so neutral gegen den Vernunftglauben zu halten, als es in diesem liege, sich gegen jenen zu verhalten; auch hat der Vf. diess ausdrücklich gesagt. Allein S. 151 erfahren wir, der Naturalismus sey zugleich mit der Wissenschaft entstanden, und die erste Philosophie gewesen; S. 152, es wäre daher das Interesse der Wissenschaft, dass kein Gott sey, kein übernatürliches, ausserweltliches supramundanes Wesen, und S. 176 wird der Beweis dazu geliefert, der kürzlich darin besteht: der Verstand habe eine unwiderstehliche Abneigung gegen diese Neutralität, und bemühe sich daher, die Vernunft *unter* sich zu bringen, und so das allerhöchste Ansehen für sich zu gewinnen. Denn wie, nach dem paulinischen Spruch, das Fleisch gelüstet wider den Geist, der Geist aber wider das Fleisch, und beide wider einander sind: so im Menschen auch sein Verstand und seine Vernunft. Dieser in der sinnlich vernünftigen Natur des Menschen gegründete Anta-

gonismus sey allein die Ursache, dass es diametral entgegengesetzte philosophische Systeme geben könne, und von jeher gegeben habe. Nach dieser Erörterung sollte man freylich denken, der jacobische Naturalismus sey ungeachtet seiner Gottlosigkeit dem Menschen so natürlich, als der Theismus, und demnach kein Irrthum. Allein wir haben schon oben unseren Unglauben an diesen realen Gegensatz unserer Geisteskräfte zu erkennen gegeben, und können daher in diese Deduction nicht einstimmen.

Dass nun dieser Theil der Schrift vorzüglich gegen die *schellingische* Philosophie gerichtet sey, und Hr. *J.* wahrscheinlich erst daraus, wie er diese gedeutet, sich seinen Begriff von Naturalismus gebildet, und sie daher sehr unfreundlich behandelt habe, ersieht man aus folgenden Stellen. S. 118 heisst es: „die zweyte Tochter der kritischen Philosophie hob die von der ersten noch stehen gelassene Unterscheidung zwischen Natur- und Moral-Philosophie, Nothwendigkeit und Freyheit vollends, d. h. auch namentlich auf, und erklärte ohne Weiteres: *Über der Natur sey nichts, und sie allein sey.*“ — „Sie stellte gerade den kantischen entgegengesetzten Begriff von der Philosophie auf, und behauptete: Philosophie müsse mit der Voraussetzung beginnen, dass nur Eines sey, und ausser diesem Einen Nichts. Befreyung also der Natur von einem Übernatürlichen, der Welt von einer Ursache ausser und über ihr, mit einem Wort, *Selbstständigkeit der Natur* wurde die Losung der neuen Weisheit.“ Wer möchte oder könnte nun leugnen, dass hier die Naturphilosophie, deren eigene Worte zum Theil mit ausgezeichnetem Drucke angeführt sind, gemeint sey? In der Folge nimmt unser Vf. noch eine Sprache gegen die Naturphilosophie an, die wohl kein unparteyischer Leser billigen wird. S. 152 u. ff. lesen wir: „Der Theist, als *wissenschaftlicher Naturforscher*, erkennt als Gesetz der Wissenschaft an, dass sie von Gott nicht dürfe wissen wollen; — der Theist fodert aber auch ein Gleiches von dem Naturalisten, welcher dogmatisch behauptet: *Alles sey Natur, und über der Natur sey Nichts.* Er fodert von ihm, dass er sich gewissenhaft enthalte, dem Theismus abgeborgte Ausdrücke bey dem Vortrage seiner Lehre zu gebrauchen, sie dadurch zu verstellen, und wirklich zu einer *Irrlehre* zu machen, welches sie bey unverfälschter Rede nicht seyn würde, denn Niemand wird alsdann durch sie getäuscht.“ — „Der Materialismus muss nie reden wollen von Gott und göttlichen Dingen, nicht von Freyheit, von sittlich Gutem und Bösem, von eigentlicher Moralität; denn nach seiner innersten Überzeugung (!) sind diese Dinge nicht, und von ihnen redend sagt er, was er in Wahrheit nicht meint. Wer aber solches thut, der redet Lüge.“ S. 155. „In Absicht der Grundbehauptung des Naturalismus findet keine Doppelrede, keine Zweydeutigkeit Statt. Diese Grundbehauptung ist die schon angeführte allgemein bekannte, dass die Natur selbstständig, in sich genügsam; dass sie Eines und Alles, und ausser ihr Nichts sey.“ S. 157 steht eine Stelle aus *Schelling*, wo es heisst: „*die Natur sey die heilige, ewig schaffende Urkraft der Welt, die alle Dinge aus sich selbst erzeuge, und wohlthätig hervorbringe.*“ Hr. J. setzt bey: „*sie sey der allein wahre Gott, der lebendige.*“ S. 160: „*Der Naturphilosophie liegt der Ungedanke einer Identität der Vernunft und der Unvernunft, des Guten und Bösen, des Dinges und des Undinges zu Grunde.*“ S. 182 und 183: „Vernunft ohne Persönlichkeit ist ein Unding, das gleiche Unding mit jener *Grundmaterie*, oder jenem *Urgrunde*, welcher Alles und nicht Eins, oder Eines und Keines, die Vollkommenheit des Unvollkommenen, das absolut Unbestimmte ist, und *Gott* genennt wird von denen, die nicht wissen wollen (!) von dem wahren Gott, aber dennoch sich scheuen, ihn zu leugnen — mit den Lippen.“ S. 186: „Sprich: es ist kein Gott! aber sage und lehre nicht, Finsterniss sey das Licht, vernünftiges Daseyn ungöttliches Wesen, und das Inseln im Meere erzeugende Corallenthier Gott ähnlicher als der denkende, nach Tugend und Heiligkeit strebende, Liebe und Weisheit, das Schöne und Gute offenbarende Mensch. Sage auch nicht, das Ur- und All-Wesen trete hervor im Menschen verklärt und ohne Abbruch; denn ein solcher Anthropomorphismus würde sich nur scheinbar und trügend erheben über den älteren Fetischismus, den Pflanzen-, Thier-, Lingam- und Moloch-Dienst.“ S. 190: „Wenn die Natur allein ist: dann ist sie das *Allmächtige*, und ein heiliger Wille ist überall nicht; dann sind *Tibere* und *Nerone*, *Ezeline* und *Borgia* möglich, aber kein Sokrates und Christus.“ Rec. hat diese Stellen sämmtlich desswegen ausgehoben, weil sie die Ansichten des Vfs. von der Naturphilosophie am bestimmtesten charakterisiren, gleichsam der Schwerpunct für die übrigen Theile sind, und weil sie die unmittelbare Veranlassung zu der folgenden Schrift gegeben haben, bey welcher wir uns darauf beziehen werden.

Rec. ehrt nicht nur die religiösen und sittlichen Ansichten des Hn. *J.*, und stimmt im Wesentlichen mit ihm überein, sondern er begreift auch, warum derselbe die schellingische Philosophie so gedeutet, und daher den von ihm so bezeichneten Naturalismus für das aller Sittlichkeit gefährlichste System erklären musste; irren ist menschlich, und den Philosophen so gewöhnlich, als vielen Anderen. Die dem Naturalismus gemachten Vorwürfe sind ihm in sofern wohl zu verzeihen, und die Erfahrung lehrt, dass noch Mehrere die Naturphilosophie in demselben Sinne nehmen; wegwünschen muss aber Rec., um der Ehre des Vfs. willen, alle Stellen, in denen nicht mehr die Lehre, sondern der Charakter und die Person, welche jener huldigt, in ein gehässiges Licht gesetzt wird, und ihr bestimmte und absolut schlechte Absichten zugedacht werden, wie diess in obigen Stellen der Fall ist. Denn sagen: „nach der *innersten Überzeugung* des Naturalismus giebt es keinen Gott, keinen Unterschied des Guten und Bösen, und von ihnen redend sagt er, was er in Wahrheit nicht meint, und wer dieses thut, der *redet Lüge;*“ ferner: „der Naturalist *will* nicht wissen von Gott, scheut

fich aber dennoch, ihn zu leugnen mit den Lippen," das heifst doch wahrlich über die Gefinnung und Abficht des Naturaliften und nicht blofs über feine Lehre das Verdammungsurtheil fprechen. Da wir bey der Beurtheilung der fchellingifchen Schrift fowohl auf diefe Stellen, als auf andere, in denen Hr. *J.* die Naturphilofophie mit theoretifchen Gründen bekämpft, zurückkommen: fo verfparen wir bis dahin, was wir in beider Beziehung zu erinnern für nöthig halten. Rückfichtlich des Ganzen bemerken wir nur noch Folgendes.

Jeder der Sache wohlwollende Lefer mufs wünfchen, dafs Hr. *J.* nicht blofs darauf, feine Überzeugung fchön und kräftig im Einzelnen auszufprechen, fondern auch auf die Form und den Zufammenhang mehr Rückficht genommen hätte. Denn häufig ftöfst man auf Inconfequenzen, welche den Schein geben, als fey der Vf. mit fich felbft nicht recht einig gewefen. Z. B. die Stellen S. 7, 167 und 189, wo er von dem Verhältniffe der Natur zu Gott fpricht, ftehen in einem offenbaren Gegenfatze. Eben fo wenig vereinbar find die Stellen S. 18, 50, 132, 182, 183 und 189, wo der Vf. bald die Vernunftoffenbarung als das Höchfte im Menfchen annimmt, bald das Gewiffen und Gefühl, als das, was höher ift als der Menfch, wieder über die Vernunft fetzt. — Hr. *J.* nennt fich einen Philofophen von Profeffion, während er S. 82 — 86 den Philofophen überhaupt und fich felbft nur trügliche Meinungen ftatt des evidenten Wiffens zutraut, und feine Überzeugung für nicht mehr, als für eine Meinung ausgiebt. S. 79: „Der etwas Rechtes weifs, möchte wohl überall unter Menfchen nicht zu finden feyn." — „Unfer Wiffen ift nur ein Spiel, womit die Zeit vertrieben wird." S. 12: „Immer ift etwas zwifchen uns und dem wahren Wefen, Gefühl, Bild oder Wort. Wir fehen überall nur ein Verborgenes, aber als ein Verborgenes fehen und fpüren wir daffelbe." S. 185: „Die Wiffenfchaft ift nur das Echo eines Echo." Dagegen lefen wir wieder S. 38 in der Anmerkung: „Der ungetheilte Menfch glaubt mit einerley Zuverficht an *Gott*, an die *Natur* und an den *eigenen Geift*. Diefer dreyeinige, allgemein unphilofophifche Glaube (Hr. *J.* nennt alfo felbft diefen unmittelbaren Glauben unphilofophifch) mufs auch ein im ftrengften Sinne *philofophifcher*, in der Reflexion beftätigter Glaube werden können; ich bin kühn genug zu fagen, dafs ich weifs, er kann es werden; dafs ich den Rückweg fehe, auf dem ein verirrtes *Nach*denken hier wieder ankommen, und dann erft eine wahre Philofophie, eine den *ganzen* Menfchen erleuchtende Wiffenfchaft und Weisheit hervorbringen werde.

Da diefe Anzeige beynahe fchon ihre Grenzen überfchritten hat: fo übergehen wir die 3 Beylagen, welche ohnediefs keine neuen Ideen enthalten; das in den beiden Abhandlungen fchon Angeführte wird nur theils weiter ausgeführt, theils mit Stellen aus Platon und Spinoza belegt. —

Nr. 2. Bey der Schrift des Hn. *Schelling* ift es nöthiger, als bey vielen anderen, den Inhalt und die Einkleidung zu trennen, und jeden Theil einzeln für fich zu betrachten. Da die meiften bis jetzt erfchienenen öffentlichen Beurtheilungen gröfstentheils nur die Form und die polemifchen Ausfälle berückfichtigt haben: fo hält Rec. es um fo angemeffener, die pofitiven und auf die Sache fich beziehenden Äufserungen des Vfs. in eine genauere Erwägung zu ziehen, und befonders bey den Stellen zu verweilen, welche über Hn. *S's.* Lehre und feinen Streit mit *Jacobi* Licht verbreiten können, zuletzt aber über die Darftellung fich im Allgemeinen zu erklären. Das Werk zerfällt in zwey Haupttheile, wovon der erfte eine vorläufige Erklärung über die in der Schrift des Hn. *J.* dem Vf. gemachten Befchuldigungen enthält; der andere liefert Beyträge zur Beurtheilung der jacobifchen Polemik und des Verhältniffes *J's.* zu Wiffenfchaft und Theismus, zu Philofophie und Religion, fo wie zu Literatur überhaupt. Diefer zweyte hat wieder drey Unterabtheilungen: 1) das *Gefchichtliche*, 2) das *Wiffenfchaftliche*, und 3) das *Allgemeine*, eine allegorifche Vifion.

In der vorläufigen Erklärung S. 1 — 32 vertheidigt fich Hr. *S.* gegen die von *Jac.* feiner Lehre und feiner Perfon gemachten Vorwürfe; da wir fie fchon oben angeführt haben, wiederholen wir fie hier nicht, fondern befchränken uns auf die Erklärung Hn. *S's.* darüber. Nie, verfichert diefer, habe er die Unterfcheidung von Natur- und Moral-Philofophie in dem Sinne aufgehoben, in welchem *Jac.* diefs genommen haben wolle; nie die Natur mit Gott identificirt, fondern beide fchon in der urkundlichften Darftellung feines Syftems unterfchieden; unwahr fey es, dafs die Alleinheitslehre nichts als Naturphilofophie anerkenne, indem jeder Anfänger im Studium der Philofophie wiffe, dafs die Naturphilofophie nur *eine* Seite des ganzen Syftems fey; eben fo verhalte es fich mit dem Vorwurfe, das abfolute Identitätsfyftem fey in der That und Wahrheit Eins mit dem Spinozismus, denn auch diefs gelte nur von der einen Seite feines Syftems; falfch fey es, dafs die Naturphilofophie allen Dualismus aufhebe, alfo auch den Unterfchied der Vernunft und Unvernunft, des Guten und Böfen leugne; fie gehe zwar von Einem Princip aus, fetze aber felbft in diefem einen Dualismus, und unterfcheide diefen von dem *abgeleiteten* in der phyfifchen und moralifchen Erfcheinungswelt, nämlich von dem des Idealen und Realen; *J.* habe endlich, um die Identitätsphilofophie recht atheiftifch zu machen, bey einer aus Hn. *S's.* Rede *„über das Verhältnifs der bildenden Künfte zu der Natur"* genommenen Stelle fich einen den Sinn ganz entftellenden Zufatz erlaubt. Darauf erklärt er S. 22, dafs alle Angaben *J's.*, welche feine wiffenfchaftlichen Überzeugungen betreffen, kecke, durch nichts zu begründende Erdichtungen ihres Vfs. feyen, und fodert ihn auf zu beweifen, dafs die für wörtliche Anführungen aus feinen Schriften gegebenen Stellen wirklich in feinen Schriften fich finden; er folle fich aber dabey keiner Confequenzen bedienen, fondern die Stellen felbft nachweifen. Rec. giebt zu, dafs Hr. *J.* die

schellingischen Lehren im Ganzen wie im Einzelnen missverstanden, und meistens ganz verkehrt genommen habe, ohne dass er ihm dieses sehr verargt; die Schuld liegt gewiss nicht allein an ihm, indem viele andere über diese Philosophie bekannt gewordene Stimmen mit Hn. *J.* in der Hauptsache übereinstimmen. Sehr wahrscheinlich tragen also die Schriften des Hn. *S.* einen Theil der Schuld an diesen Missverständnissen, und Rec. ist der Meinung, dass, wenn man aus ihnen Stellen sammeln wolle, um die jacobischen Vorwürfe nach dem Buchstaben zu rechtfertigen, es daran nicht fehlen werde. Hr. *S.* hat seine Lehren nach und nach entwickelt, und war, nur auf die Hauptsachen sehend, um das Detail und die Ausdrücke im Einzelnen nicht ängstlich besorgt: mehrere seiner Schriften muss man wie die jener Meister ansehen, von denen er S. 187 spricht, die wirklich nur ins Ganze und Grosse denken, und nicht mit peinlicher Sorgfalt auf das Einzelne achten. Seine Philosophie ist, ungeachtet der ihr zu Grunde liegenden Einheit, nicht ein Werk aus *einem* Gusse, und es ist sehr zu zweifeln, ob die Idee des Ganzen ihm bey seinen früheren Schriften schon mit der Deutlichkeit vorgeschwebt habe, wie bey seinen späteren Arbeiten. Wer daher durch Vergleichung einzelner Stellen und Worte die Grundansichten seiner Lehre begreifen will, kann nur durch ein Ungefähr das Rechte treffen; eher aber wird er entweder alle Einheit vermissen, oder eine falsche ihr unterschieben. Von der, eben nicht immer sehr klar hervorgehobenen Grundidee allein ausgehend, kann man groben Verirrungen entgehen, und die scheinbar sich widerstrebenden Stellen nach dem Sinne des Ganzen vereinigen. Zu dem Werke, worin Hr. *S.* seine Lehre im Zusammenhange dem Publicum übergeben wird, hat er schon früher, und auch in dieser Schrift wieder Hoffnung gemacht; es ist zu erwarten, dass durch dasselbe viele Missverständnisse von Grund aus gehoben werden, welchen bisher nur die tiefer Eingeweihten zu entgehen vermochten. Warum nun aber Hr. *S.* sich alle Consequenzmacherey von Hn. *J.* verbittet, davon sieht Rec. keinen hinlänglichen Grund ein, indem man eine jede Lehre entweder unmittelbar in ihren Principien direct, oder in ihren nothwendigen Folgen angreifen und prüfen kann. Denn aus an sich wahren Ideen kann auch nur Wahres, so wie aus falschen nur Falsches folgen; es ist also gleichviel, ob man die nothwendigen Folgen einer Lehre, oder ihre Grundbegriffe widerlegt. Missbilligen aber muss Rec. die Sitte des Hn. *J.*, dass er die von ihm aus den naturphilosophischen Schriften gezogenen Consequenzen im Drucke auszeichnet, gleich den wörtlich daraus genommenen Stellen, und dadurch den Schein hervorbringt, als seyen es die Worte des Hn. *S.* selbst. Eben so wenig kann man diesem den tief empfundenen und stark ausgedrückten Unwillen über die persönlichen Angriffe seines Gegners auf ihn verargen; denn von Jemandem sagen, dass er durch die Worte: Gott, Freyheit des Willens, Unsterblichkeit, Gut und Böse, nur zu *täuschen suche*, mit ihnen nur *Betrug und Spiel treibe*, nichts wissen *wolle* von dem wahren Gott, nach *seiner innigsten Überzeugung* seyen diese nicht vorhanden, er rede daher *Lügen*, das heisst doch wahrlich, das Innerste eines Menschen, das er nicht kennt, nicht zu kennen vermag, und das nur Gott kennt, antasten. Ein parteyischer Richter wird solche persönliche Angriffe eben so wenig billigen, als die dadurch gereizte Empfindlichkeit des Angegriffenen unnatürlich und überspannt finden. Den Gründen, welche Hn. *S.* nach S. 121 — 125 bestimmt haben, diese Beschuldigungen so ernstlich zu nehmen, statt sie lächerlich zu machen, weiss Rec. nichts entgegenzusetzen. Dass die Schriften Hn. *S.* seine Lehre in den Verdacht des Atheism, Pantheism u. s. w. bringen konnten, hat Rec. schon oben begreiflich gemacht; dass er in der Abhandlung *über das Wesen der menschlichen Freyheit etc.* die Begriffe von Persönlichkeit, Freyheit des Willens, Gutem und Bösem in dem Sinne des gemeinen Verstandes wissenschaftlich zu begründen gesucht habe, dafür sprechen mehrere ganz unzweydeutige Äusserungen. Allein es tritt hier *erstens* der Fall ein, den Hr. *S.* S. 30 selbst erwähnt, dass die meisten Leser die gegebenen Keime nicht selbstständig entwickeln können; *zweytens* hat die eben genannte Abhandlung diejenige Vollkommenheit nicht, die erfoderlich wird, um den unparteyischen und nach wissenschaftlicher Überzeugung strebenden Leser zu befriedigen, und demnach die in den früheren Schriften des Vfs. obwaltenden Dunkelheiten zu zerstreuen.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

JUGENDSCHRIFTEN. *Bremen*, b. Seyfert: *Religionsbuch für Kinder von fünf bis sechs Jahren.* Nach dem Holländischen von *J. C. H. Gittermann.* 1804. 24 S. 8. (2 gr.) Rec. stimmt mit dem Vf. und Übersetzer dieser kleinen Schrift darin überein, dass religiöse Gefühle sehr früh in menschlichen Seelen erregt, und dass eben darum etwas von der Religion auch schon ganz jungen Kindern beygebracht werden muss; aber er würde rathen, dass diess nur gelegentlich, auf Veranlassung gewisser Fragen, die die Kinder thun, oder gewisser biblischer oder nicht biblischer Erzählungen, die sie hören, geschehe. Er wünscht daher nicht, dass diese Blätter mit solchen kleinen Kindern durchgegangen werden, aber meint, dass sie manchem Lehrer die Auswahl dessen, was ihnen von der Religion Jesu zu sagen seyn möchte, erleichtern, auch sie auf Manches, was bey der Methode des Unterrichts beobachtet werden muss, aufmerksam machen können. Die beiden Gebete für Kinder, die der Vf. angebracht hat, sind vortrefflich; die beiden Lieder aber, die vom Übersetzer angehängt sind, haben nicht genug Simplicität.

Df.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

PHILOSOPHIE.

Fortsetzung der Recension.

der jacobischen Schrift von den göttlichen Dingen, der schellingischen Gegenschrift und der darauf bezüglichen von Fries, Gruithuisen, Schaffroth, Weiss und Süsskind.

Von S. 35 bis 62 weist Hr. *Schelling geschichtlich* nach, wie *Jacobi* von jeher zu Wissenschaft und Theismus gestanden habe, und zu diesem Behufe bringt er dessen Ansichten auf die 3 Hauptsätze zurück: 1) Spinozismus ist Atheismus. 2) Die leibnitz-wolfische Philosophie ist nicht minder fatalistisch, als die spinozische, und führt den unablässigen Forscher zu den Grundsätzen der letzteren zurück. 3) Jeder Weg der Demonstration geht in Fatalismus aus. — Rec. hält diese Sätze gleichfalls für den Inbegriff der Grundmeinungen *Jac.* über die wissenschaftliche Philosophie, so wie er sie in den Briefen über die Lehre des Spinoza, und neuerdings wieder ausgesprochen hat. Eben so wahr ist die S. 38 gemachte Bemerkung über eine Behauptung *Jac.* S. 111 seiner neuesten Schrift: *Kant* habe mit ihm, aber aus anderen Zwecken und durch andere Mittel, die *Nichtigkeit* jeder speculativen Anmassung, übersinnliche Wahrheiten demonstriren zu können, erwiesen. Denn *Jac.* hat wirklich nicht bloss die Nichtigkeit der Versuche, Gottes Daseyn zu *erweisen*, behauptet, sondern der Demonstration deutlich ein Vermögen zugeschrieben, Gottes *Nichtdaseyn* darzuthun. Wie sehr sich *Kant* selbst gegen diese Art zu raisonniren empört, beweist Hr. *S.* mit einer Stelle aus dessen Schriften, worin er sich ausdrücklich gegen *Jac.* erklärt, und die schädlichen Folgen eines solchen Vernunft- und Wissenschaft-Hasses darthut. Darauf tadelt der Vf., dass sein Gegner die wichtigsten Sätze, ohne sie zu erörtern und zu begründen, hingeworfen, die Sprache des gemeinsten Glaubens gesprochen, und statt sich mit seinem Nichtwissen zu begnügen, sich gegen jeden anderen Versuch, wissenschaftliche Philosophie zu Stande zu bringen, feindselig benommen hätte. S. 45 entwickelt er *Jacobi's* Verhältniss zu *Lessing*, den er auch für einen Spinozisten hielt; so wie seinen Streit mit *Mendelsohn*, S. 51, sein Benehmen in der *kantischen* Epoche gegen *Herder*, *Kant* und *Fichte*, worauf wir die Leser selbst verweisen. Rec. hätte bey dieser Gelegenheit über *Jacobi's* literarisches Verhältniss zu *Lessing* und *Mendelsohn* eine genauere geschichtliche Darstellung gewünscht; so wie es hier aus einander gesetzt ist, lässt sich nicht bestimmt darüber urtheilen, und die Ansicht des Vfs. ist nicht frey von dem Scheine der Einseitigkeit; auch die Briefe über die Lehre des Spinoza geben darüber nur einen unvollständigen Aufschluss.

Von S. 63 — 114 prüft Hr. *S.* die von *J.* gegen seine Lehre vorgebrachten theoretischen Gründe, und theilt bey dieser Gelegenheit über einige der wichtigsten wissenschaftlichen Puncte seiner Philosophie Erörterungen mit, zugleich versprechend, sie bald noch ernstlicher zur Sprache zu bringen. Möge er bald sein Wort erfüllen! Hr. *S.* geht von der mit Gründen unterstützten Voraussetzung aus, der Glaube an einen persönlichen Urheber und Lenker der Welt müsse sich in wissenschaftliche Erkenntniss verklären; und wenn diess geschehen: so seyen dadurch auch alle einseitigen Systeme versöhnt. Denn so wenig Gott selbst einen Gegensatz ausser sich zurücklasse, und wie er Natur und Welt gewähren lasse, ohne für seine Existenz von ihnen zu sorgen: so könne auch die ächte Gotteslehre nicht mit der Natur in Zank liegen, noch irgend ein System unterdrücken; der wissenschaftliche Theismus sey daher die höchste Aufgabe für die Philosophie, ohne welche ihr wirklich nichts übrig bleibe, als Gespenster zu erkennen. Gegen diese Behauptung streiten freylich die Resultate der kantischen Vernunftkritik, und die von ihr ausgegangenen und allgemein verbreiteten Meinungen unserer Philosophen. Allein wer die Grundansichten des Kriticismus nicht anerkennt, kann auch nicht nach ihnen beurtheilt werden; und unser Vf. hat fast ohne alle Ausnahme das gesammte Alterthum für sich, die ältesten orientalischen Religionssysteme, die vorzüglichsten Philosophen des späteren Heidenthums und des Christenthums bis auf die neuesten Zeiten; auch kann die Möglichkeit nie mit überzeugenden Gründen abgeleugnet werden, und so lange diess nicht möglich ist, muss jeder ernste Versuch, den Theismus wissenschaftlich zu begründen, mit Dank und Achtung aufgenommen werden. S. 68 beginnt Hr. *S.* mit der Prüfung des theoretischen Raisonnements *Jacobi's* gegen den Naturalismus; wir wollen bloss das Wesentlichste davon berücksichtigen.

Zuerst wird von dem *jacobischen* Satze, dass der Beweisgrund *über* dem sey, was durch ihn bewiesen werden soll, und dieses *unter* sich begreife, das gerade Gegentheil dargethan. Obgleich hier mehr eine Differenz in dem Ausdrucke als in dem Sinne obzuwalten scheint: so ist doch das sehr wichtig, was der Vf. bey

dieser Gelegenheit über die zu einer wissenschaftlichen Methode nöthigen Erfodernisse sagt; es ist nur zu wünschen, er möchte es weiter ausgeführt haben. Die in dieser Philosophie fast allgemein missverstandene Constructionsmethode würde dadurch viel an Deutlichkeit gewonnen haben. Übrigens hat er klar genug dargethan, wie unnütz alle bloss logisch aus allgemeinen Sätzen geführten Beweise seyen, indem man von jenen nie zu dem Besonderen als solchem gelangen kann, und dass man, ehe man sie gebrauchen könne, vorerst das Allgemeine aus dem Besonderen müsse entwickelt haben. Für eine jede Wissenschaft ist diese Evolutionsmethode von der grössten Bedeutung; sie allein gewährt eine vollkommene Einsicht in die Natur eines Gegenstandes, und bewahrt zugleich vor allem Nachbeten und Missbrauche; denn sie setzt empirische und rationale Erkenntnisse und einen geübten Dialektiker voraus, der den Anfang zu finden, und jeden Theil aus dem anderen zu entwickeln versteht.

J. leugnet, dass das Daseyn eines lebendigen Gottes könne bewiesen werden, weil sonst Gott sich selbst aus Etwas, dessen wir uns als eines Grundes bewusst werden können, das also *vor* und *über* ihm wäre, darthun, ableiten, als aus seinem Princip müsse evolviren lassen. Hr. *S.* erwiedert dagegen S. 76: „Das Daseyn eines lebendigen Gottes ist eben darum erweislich, weil dieses lebendige Daseyn aus einem nothwendigen Grunde, dessen wir uns nothwendig bewusst werden, und der in sofern *vor* und *unter* dem lebendigen Daseyn ist, sich selbst entwickelt, also auch aus ihm zu entwickeln ist." Diese Idee ist der Grundstein des ganzen Gebäudes seines Theismus, ja man kann sagen, seiner Philosophie; mit ihr steht und fällt alles Andere; auf ihr ruht die Philosophie der Natur- und der Geister-Welt; aus ihr kann auch nur allein die genetische oder Evolutions-Methode, die seiner Wissenschaft wesentlich ist, begriffen werden; es thut daher auch Noth, über diesen Mittelpunct das hellste Licht zu verbreiten, und ihn gegen alle Missverständnisse sicher zu stellen. Dass der Vf. dieses bisher, und auch in dieser Schrift nicht in dem Grade geleistet hat, als wir es zum vollkommenen Verständniss seines Systems, und zur Vermeidung grober Missverständnisse für nöthig halten, darüber verdiente er allerdings Vorwürfe, wenn wir nicht zugleich einsähen, dass eine ausführliche und befriedigende Erörterung dieses Punctes auch eine sehr schwere Arbeit sey, die erst mit der Darstellung des Ganzen ihre Vollendung erreichen kann. Wie er in dem vorliegenden Werke aus einander gesetzt wird, muss er von Allen, die nicht die Grundidee des Systems inne haben, immer noch schief gedeutet werden. Denn dass Gott sich aus seinem eigenen, wenn gleich auch von ihm verschiedenen, Grunde zu einem seyenden Gott erst entwickele, und aus dem bewusstlosen Zustande zum bewusstseyenden emporarbeite; dass er nach der Wirklichkeit und Vollkommenheit seines Seyns erst werden, aus einem, wenn gleich seinem eigenen, unvollkommeneren Zustande zum vollkommenen sich erheben solle, muss allen Lesern absurd vorkommen, welche sich Gott als das von Ewigkeit durch sich selbst absolut vollkommenste Wesen zu denken, sein Verhältniss zur Welt aber entweder zu ignoriren, oder nach unwissenschaftlichen und unbestimmten Begriffen sich vorzustellen gewohnt sind. Allein wie Rec. Hn. *S's.* Lehre immer verstanden hat: so spricht er hier nur von dem sich durch die Schöpfung offenbarenden Gott, nicht aber von ihm, sofern er unabhängig von der Welt absolut, gleichsam in sich verschlossen, und an sich ist; und in diesem Sinne genommen, fällt alles Widersinnige und Paradoxe weg. Wohl spricht er auch von Gott in der letzteren Beziehung, aber auf eine ganz verschiedene Weise, und die Verwechselung beider erzeugt die fast allgemein verbreiteten Missverständnisse darüber. So wie die Welt nicht eine zu jeder Zeit vollendete und allezeit fertige Schöpfung, sondern im Werden und Fortschreiten begriffen ist: so können auch die durch dieselbe und mittelst ihr sich offenbarenden Vollkommenheiten Gottes sich nur nach und nach entwickeln. Die ganze Anlage und der Zusammenhang des Systems beweisen, dass diess der eigenthümliche Sinn der *schellingischen* Lehre sey, und was S. 89 und 94 in dieser Schrift davon gesagt wird, lässt keinen Zweifel mehr übrig. „Gott macht sich zum Grunde; er macht einen Theil von sich zum Grunde, damit die Creatur möglich sey, und wir das Leben haben in ihm." Er war also zuvor schon Gott, und hat jetzt nur die Endlichkeit angenommen. Bloss in Beziehung auf die Schöpfung also kann Hr. *S.* ein Werden, eine successive Offenbarung der Vollkommenheiten Gottes behaupten, so dass die physischen und geistigen Eigenschaften früher als die sittlichen und intellectuellen zum Vorschein kommen. In Gott, unabhängig von der Welt, sind alle Vollkommenheiten zumal, nicht aber in der durch ihn und aus ihm stammenden Welt, in welcher das Gesetz des *Werdens* durchaus herrschend ist. Hr. *J.* sagt auch in seiner letzten Schrift S. 86: „Gott muss im Menschen selbst geboren werden, wenn der Mensch einen lebendigen Gott haben soll." Und gleich darauf behauptet er, von einem Gott ausser dem Menschen könne nichts gewusst werden. Mit anderen Worten heisst doch das auch ein Persönlichwerden Gottes, was Hr. *S.* nur in einer noch höheren Bedeutung, in Beziehung auf das ganze All, auf die Natur und Geister-Welt statuirt.

Auf *Jacobi's* Behauptung, dass es nur zwey Systeme gebe, den *Naturalismus* und *Theismus*, beide seyen unverträglich, und können auf keine Weise zusammenbestehen, oder sich ausgleichen, erwiedert Hr. *S.* dasselbe, was er schon früher dagegen vorbrachte, nämlich, der wahre Theismus müsse alle Gegensätze versöhnen, nichts ausschliessen, und nichts unterdrücken; mit dem Naturalismus könne er aber nicht dadurch versöhnt werden, dass beide *Einerley* werden, sondern durch eine Verknüpfung, der nicht unähnlich zwischen Leib und Seele, Niederem und Höherem. Der Naturalismus könne eher ohne den Theismus bestehen, als dieser ohne jenen; jener könne

doch anfangen, wenn gleich nicht enden; dieser aber nicht einmal anfangen. *Jac.* legt eine besondere Wichtigkeit in die Unterscheidung zwischen *Grund* und *Ursache*; dem Naturalisten sey das Absolute ein Grund, dem Theisten aber eine Ursache. Hr. *S.* dagegen sagt: das Absolute müsse als beides gedacht werden. Nach Rec. Dafürhalten nehmen Beide diese Begriffe in ganz verschiedener Bedeutung und Beziehung. Die Erklärung der Stellen aus Platon und Aristoteles über diesen Streit, so wie die Bemerkungen über die aus *J's.* Schrift angeführten Widersprüche mögen die Leser selbst von S. 100 — 114 nachsehen.

Von S. 115 — 215 will der Vf., nachdem er das Publicum über seinen Gegner ins Klare gesetzt, ihm selbst zu einer richtigeren Selbstkenntniss verhelfen, als wenn alles bisher Geschehene nicht auch schon zu diesem Zwecke zureichend und dienlich wäre. S. 125 erklärt er sich darüber noch bestimmter: das Seitherige sey kein Ganzes, und doch fühle er sich gedrungen, ein solches aufzustellen, er wolle daher *Jac.* als einen vielseitigen Mann, dessen Wesen durch das Vorige nicht ganz erschöpft worden sey, selbst handelnd, dramatisch darstellen, seine Vielseitigkeit nach allen jenen Seiten betrachten, die sie darbiete, und zeigen, wie sie sich in dieser Beziehung verhalte. Das Ganze ist in eine Vision eingekleidet, worauf aber Rec. vorläufig keine Rücksicht nehmen, sondern sich blofs an die Sache halten will. Vorerst weist der Vf. auf das Interesse hin, den Theismus zum Mittelpunct aller menschlichen Einsichten zu machen und ihn als Gegenstand wissenschaftlicher Forschung so lange zu betrachten, als nicht alle Erkenntnisse von ihm durchdrungen sind. Der Theismus könne zu seiner allseitigen Verklärung die Philosophie nicht entbehren, sich nicht ihr als System gegenüberstellen und von sich ausschliesen, wie *Jac.* thue, der die Philosophie für wesentlich atheistisch und demnach den Theismus für wesentlich unphilosophisch erkläre; der eben dadurch die Überzeugung von Gott in einen eigenen Zwiespalt mit dem menschlichen Verstande setze, und so den Menschen selbst in einen nie aufzuhebenden Widerspruch mit seiner eigenen Natur. S. 131 prüft nun Hr. *S.* den theistischen Glauben *Jacobi's* genauer, und sucht ihm zu zeigen, dass er auch den Begriffen widerstreite, die alle Welt von einem persönlichen Gott, und dessen Verhältniss zur Welt und dem Menschen habe, wenn gleich *Jac.* sich gerade auf diese Begriffe berufe; z. B. alle Welt nehme eine anfängliche Schöpfung der Dinge an, die *Jac.* leugne; eine Freyheit des menschlichen Willens zum Guten und Bösen, während *Jac.* nur die Freyheit zum Guten gestatte, u. s. w. S. 134. Eben so irrig sey es, wenn *Jac.* alles Endliche ausser Gott zur Natur rechne, woraus folgen würde, dass es keine Geisterwelt, also auch keine Unsterblichkeit gebe. Die Schmähungen auf den Verstand tadelt er aus verschiedenen Gründen; unter anderen sagt er: „Gott als das allervollkommenste Wesen könne auch nur durch den allervollkommensten Verstand erkennbar seyn; der Verstand sey eine Gabe und ein Werk Gottes, und könne so wenig als eine andere Gabe oder ein anderes Werk seinen Urheber verleugnen. S. 140 u. ff. spricht Hr. *S.* endlich seine Ansicht über das Verhältniss des Verstandes zur Vernunft im Allgemeinen aus, ohne sie wissenschaftlich zu erörtern. S. 143: „Die Vernunft ist das Allgemeinmenschliche, Unpersönliche; S. 144: erleuchteter Verstand ist Geist, und Geist ist das Persönliche, das allein Thätige des Menschen, was allein auch geistliche Dinge versteht." Da der Vf. ehedem gegen den Verstand und die Reflexionsphilosophie auf ganz entgegengesetzte Art sich erklärt hatte: so musste diese Bestimmung sehr auffallen, und es kann nicht fehlen, dass man sie als einen Beweis von der Veränderlichkeit seiner Ansichten geltend machen werde. Rec. erklärt sich die Sache so. So lange Hr. *S.* sich nach dem *kantischen* Sprachgebrauche richtete, musste er jeder auf den Verstand gegründeten Philosophie alle objective Gültigkeit absprechen, weil *Kant* diese Geisteskraft zu sehr beschränkt hatte; nun aber es nicht mehr nöthig ist, diese durch die herrschend gewordene Denkart abgenöthigte Rücksicht zu beobachten, verbindet Hr. *S.* mit dem Ausdrucke „*Verstand*" den Begriff wieder, welchen man zu jeder anderen Zeit damit verbunden hatte. — Die Stelle S. 148 — 158, wo *Jac.* als theologisch-philosophischer Schriftsteller charakterisirt wird, ist eine der treffendsten und schönsten im ganzen Buche.

Die Behauptung *Jacobi's*, dass die Wissenschaft in Ansehung der Lehre von Gott, Freyheit und Unsterblichkeit neutral bleiben müsse, widerlegt Hr. *S.* 164. „Vor Gott gilt keine Theilung des Menschen in Kopf und Herz, Verstand und Vernunft; der Mensch ist ein ungetheiltes Wesen, er kann nicht mit dem Herzen im Himmel, und mit dem Verstande bey den Nichtswerthen seyn, die neutral bleiben wollen." S. 169 beweist der Vf., wie sein Gegner einer Seits die Idee des Christenthums mit seinem Allegorisiren und Moralisiren vom Grunde aus zerstöre, und anderer Seits sie nach ihrer alten Bedeutung zu seinem Zwecke gebrauchen wolle, welchen Vorwurf wir sehr gegründet finden. S. 172 stellt der Vf. ihm gegenüber den Satz auf: wer die Natur als göttliches Organ leugnen wolle, müsse auch gleich alle Offenbarung leugnen; ohne jene erste und älteste wären alle späteren an den einzelnen Menschen, oder das ganze Geschlecht ergehenden oder ergangenen, vornehmlich aber jene höchste und letzte durch die Fleischwerdung des Wortes geschehene unmöglich." Manche Leser werden diese Äusserung vielleicht für eine Accommodation des Hn. *S.* nach dem positiven Religionsglauben halten; sie ist es aber nicht, sondern folgt aus seinen Principien nothwendig. Da aber *Jac.* die Offenbarung Gottes durch die Natur leugnet: so nennt er auch ganz consequent den Glauben an die reelle Göttlichkeit der christlichen Offenbarung einen Bilder- und Götzen-Dienst. — Was S. 188 ff. über die *jacobische*

Art zu philosophiren vorkommt, über den Mangel an wissenschaftlicher Form und Zusammenhang, und an genauer Bestimmung der Begriffe, wie er, aber dessenungeachtet für sich und seine Lehren immer einen unbedingten Glauben gefodert, während er alle Wissenschaftlichkeit für ein leeres Spiel erklärt habe, sind Bemerkungen, die selbst seine warmen Anhänger schon gemacht haben. Was endlich S. 199 u. ff. über seine Polemik gesagt wird, ist zwar auch Rec. Meinung; jedoch missbilligt er sehr die Anspielung auf die überflüssigen Exemplare der *jacobischen* Schriften, so wie den Vorwurf, als sey *Jac.* ein Sykophant mit zwey Larven u. s. f., denn dergleichen Dinge erbittern den Gegner, missfallen dem Unparteyischen, und schaden der guten Sache.

Nur noch einige Worte über den in dieser Schrift herrschenden Ton und die ihr eigenthümliche Form. Hr. *S.* fühlte sich durch die wiederholten Angriffe *Jacobi's* auf seine Lehre und Person schwer beleidigt; mit der Kühnheit eines Mannes, dessen Muth durch das Bewusstseyn seiner gerechten Sache erhöht ist, stellt er sich seinem Gegner entgegen, und sucht nicht bloss ihn für den besonderen Fall zu entwaffnen, sondern auch wo möglich für alle Zukunft, durch eine unumwundene Auseinandersetzung ihrer beiderseitigen wissenschaftlichen Verhältnisse, jedem Streite vorzubeugen. Man muss gerecht seyn, zu bekennen, dass Hr. *S.* den Streit nicht suchte, und sich Neckereyen mancherley Art von vielen Seiten gefallen liess, bis er diese immerhin höchst unangenehme Rechtfertigung seiner Philosophie und dadurch auch seiner Persönlichkeit unternahm. So lange man gegen die S. 120 u. folg. aufgeführten Gründe, welche ihm diese ernsthafte Selbstvertheidigung abnöthigten, nichts Wesentliches einwenden kann, hat man auch keine gegründete Ursache, den strengen Ton zu tadeln, dessen er sich vom Anfange bis S. 114 bedient hat, obgleich der parteylose Leser wünschen muss, dass Hr. *S.* mehr Rücksicht genommen hätte auf die unwillkührlichen subjectiven Täuschungen *Jacobi's*, wodurch seine Polemik gewiss auch gemildert worden wäre. Dass er aber zuletzt, nachdem er seinen Gegner für hinlänglich widerlegt, und seiner Wissenschaft in jeder Rücksicht eine ehrenvolle Genugthuung verschafft zu haben glauben konnte, ihn doch noch dem Gelächter preis gegeben hat, halten wir mit dem einer persönlichen Vertheidigung und wissenschaftlichen Polemik gebührenden Ernst nicht gut vereinbar. So ungern wir die Vision nach ihrem wissenschaftlichen Inhalte vermissen würden: so wenig können wir die schonungslose Art billigen, mit welcher *Jac.* darin behandelt wird. Das Gefühl der Superiorität trieb ihn zuweilen über die Grenzen der einem solchen Gegner gebührenden Achtung.

No. 3. Wer bey einem so wichtigen wissenschaftlichen Streite, als der *jacobisch-schellingische* ist, ein Votum an das Publicum abgeben will, von dem kann man nicht weniger fodern, als dass er 1) die streitigen Gegenstände und die Lehren der Streitenden kenne; 2) wisse, was in der Sache das Rechte sey, und 3) die zur Fällung eines Urtheils nöthige Unparteylichkeit besitze. Wir trauen Hn. *Fries* zwar mancherley philosophische Kenntnisse zu, halten ihn aber doch nicht hier für einen stimmfähigen Mann, indem er *Jacobi* und *Schelling* vor sein Forum zieht, welches jener nur zum Theil, und dieser gar nicht anerkennt, und ihm die leidenschaftslose Ruhe durchaus fehlt. Wie sehr er dabey die Lehre seiner Gegner verkenne, und wie unbestimmt und einseitig seine eigenen philosophischen Ansichten seyen, beweist auch diese Schrift zu Genüge, so dass die Schlichtung des erwähnten Streites dadurch nicht gefördert, sondern der Handel wo möglich nur noch verwirrter gemacht wird.

Die Schrift ist in folgende Abschnitte getheilt: 1) Einleitung. 2) Das Wesen der deutschen Philosophie. 3) *Kants* Gabe und seine Fehler. 4) *Jacobi's* Gabe und seine Fehler. 5) Neuere Irrungen. 6) Lauterkeit der Religionslehre." — Da die Beurtheilung der beiden vorhergehenden Schriften zum Theil auch diese angeht: so will Rec. nur auf einige Eigenthümlichkeiten der vorliegenden aufmerksam machen.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

JUGENDSCHRIFTEN. *Gotha*, b. Perthes: *Biblische Geschichte für Kinder von reiferem Alter aus den gebildeten Ständen aller christlichen Confessionen.* Von *Ludwig Schlosser*, Pfarrer zu Drackendorf (nunmehr zu Frohburg bey Leipzig). Zweyter Theil. Geschichten d. N. Testaments. 1806. VIII u. 222 S. gr. 8. (12 gr.) Was wir zum Lobe des 1 Th. (J. A. L. Z. 1807. No. 108) gesagt haben, gilt auch von dieser Fortsetzung, womit das brauchbare Werk beschlossen wird. Rec. schätzt den Vf. aufrichtig, aber er kann doch nicht die Bemerkung zurückhalten, dass ihm die Behandlung der Geschichte Jesu zu naturalistisch scheint. Hr. *Sch.* ist zwar weit davon entfernt, in die frivole, alles Heilige entweihende Manier eines *Bahrdt* und Consorten zu verfallen; aber das Bestreben, das Wunderbare in dem Leben des Heilandes zu vermindern, hat ihn doch zu weit geführt. Die Bemerkungen über die Auferstehung und Himmelfahrt, besonders S. 122, 124, 135 u. s. w., können zum Beweis hievon dienen. Wir hoffen, dass eine zweyte Auflage in diesem Puncte keinen Stoff zum Tadel darbieten werde. Der Vf. hat, nach der Vorrede, besonders auch *Prideaux* und *Herder* bey seiner Arbeit (und gewiss glücklich) benutzt. Wir dürfen ihm zutrauen, dass er diesen Führern auch noch die höhere Ansicht des Christenthums abgewinnen werde.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

PHILOSOPHIE.

Fortsetzung der Recension

der jacobischen Schrift von den göttlichen Dingen, der schellingischen Gegenschrift und der darauf bezüglichen von Fries, Gruithuisen, Schattroth, Weiss und Süsskind.

Seite 20 berührt Hr. *Fries* den neuerdings besprochenen Gegensatz zwischen Verstand und Vernunft, und was er darüber sagt, ist dunkler und unbefriedigender, als alles seither darüber Vernommene. „*Vernunft*, heisst es, ist die unmittelbare Kraft des Lebens in unserem erkennenden Geiste; *Verstand* die Kraft des Willens, welche dem Menschen das höhere Selbstbewusstseyn bringt." Nach S. 22 u. folg. besteht deutsche Philosophie, Art und Kunst darin, „dass wir unter allen Völkern der Erde zuerst die Mündigkeit des philosophischen Urtheils erreicht haben; dass wir mit sicherem Mass die Schranken des menschlichen Wissens ausmessen können, und genau zu wissen vermögen, welcher Glaube und welche Ahnungen des Ewigen in des Menschen Geiste liegen." (Wenn je der Spruch des Dichters: „was man den Geist der Zeiten nennt, das ist der Herren eigener Geist," angewendet werden kann: so ist es hier. Denn der Vf. giebt buchstäblich *seine* Denkungsart für das Wesen der deutschen Philosophie aus. Dem geometrisch genauen Ausmessen der Grenzen des menschlichen Wissens, und dem Gegensatze des Glaubens und Wissens haben bis jetzt so Wenige ihr Vertrauen geschenkt, dass man diese Ansichten eben so wenig den Geist deutscher Philosophie nennen kann, als die mährische Brüderschaft das Wesen deutscher Religiosität.) „Dem Christenthume haben wir nach dem Vf. einen uns über alle Wissenschaft erhebenden *Glauben* zu danken, wodurch alle geheime höhere Weisheit der Gottes- und Welt-Kenntniss aufgehoben, und nun eine Religionslehre ohne alle Dogmatik möglich ist." Allein nicht zu erwähnen, dass das Christenthum den Deutschen nicht ausschliesslich zukommt, kennt dasselbe auch keinen Gegensatz zwischen Wissen und Glauben; es giebt uns ganz bestimmte Aufschlüsse über das wechselseitige Verhältniss Gottes und der Menschen, über die gegenwärtige und künftige menschliche Bestimmung. Die form- und gestaltlose Religion aber, welche der Vf. für eine Frucht *unserer* Philosophie ansieht, ist weder in dieser noch in der Philosophie überhaupt gegründet, vielmehr ist das Gegentheil das allgemein Nothwendige. Denn wie alles Innere auch äusserlich, das Übersinnliche in sinnlicher Form erscheint, und wie Gott selbst es nicht verschmähte, in einer endlichen Welt sich zu offenbaren: so wird auch die reinste Religiosität nicht durch ihren äusseren und sinnlichen Ausdruck getrübt.

Der Vf. legt einen besonderen Werth in die Trennung des Glaubens vom Wissen, welche er als zwey Überzeugungsweisen mit voller Gewissheit, aber doch von wesentlich verschiedener Art bezeichnet: das Wissen beschränkt er auf die Erkenntniss der sinnlichen Wahrnehmungen; das Anerkennen des Übersinnlichen nennt er Glauben, und findet den Grundfehler aller philosophischen Schulen in dem Verkennen dieser einfachen Lehre; diese Nichtunterscheidung sey vorzüglich der Grund vieler Irrthümer in der neuesten Philosophie, gegen welche der Vf. auch hier alle Vorwürfe wiederholt, die er ihr in anderen Schriften schon sattsam gemacht hat. Dem Urheber der Naturphilosophie spricht er beynahe alle philosophischen Kenntnisse ab, findet in seiner Lehre nichts als Widerspruch und Unsinn, und nennt sie ein kindisches Spiel. Dergleichen leidenschaftliche Ausbrüche charakterisiren sich selbst, und Rec. überhebt sich der fruchtlosen Mühe, auch nur ein Wort gegen sie zu verlieren.

Von der *kantischen* Lehre ist der Vf. bekanntlich ein sehr eifriger Anhänger, und in ihr glaubt er alles Heil für die Philosophie gefunden zu haben; er wiederholt und erörtert auch hier wieder die allgemein bekannnten Sätze derselben. Den theoretischen Theil hält er für ganz vollkommen, weniger aber die Glaubenslehre, rücksichtlich welcher *Kant* Vieles zu verbessern übrig gelassen, das er — Hr. *Fries* — nun auch ganz gut gemacht habe; ja wenn *Kant* die im Praktischen gelassenen Mängel eingesehen hätte: so würde er sie gerade so verbessert haben, wie Hr. *F.* es in seiner Kritik der Vernunft gethan habe. Gemäss dieser Selbstbeurtheilung theilt er also mit *Kant* das Verdienst, welches sich der Kriticismus im Ganzen erworben hat. Rec. hätte wohl Manches dagegen einzuwenden, will aber diese ihm von Anderen schon getrübte Freude hier nicht noch mehr verbittern. Mit *Jacobi* ist unser Vf. soweit zufrieden, als er mit ihm übereinstimmt; wo diess der Fall nicht ist, bekommt auch er Unrecht. — Im letzten Abschnitt, über die Lauterkeit der Religionslehre, eifert er gegen die neuere Mystik, und die positive Religion, und spricht harte Worte über die Brüder *Schlegel* aus, welchen

er alle Selbstständigkeit, und alle Verdienste für das schlechthin Wahre abspricht. Wie mag Hr. *F.* ein solches Urtheil über Männer sich erlauben, deren Arbeiten zu würdigen, ihm gröfstentheils die nöthigen Kenntnisse fehlen? Er verwirft endlich alle positive und äufsere Offenbarung, und gestattet allein die innere durch Selbstkenntnifs. Alles Andere hält er für Lug und Trug; in der Religion soll Alles verständig, klar und durchsichtig seyn, und Geheimnisse sind ihm ein Gräuel. Was er S. 90 u. ff. darüber weiter vorbringt, beweist zum wenigsten, dafs er die Welt und die Menschheit nicht kenne, so grofs auch seine Selbstkenntnifs seyn mag. S. 95 macht er es auch der Gottheit unmöglich, für den Menschen Wunder zu thun, weil Gott sich selbst die Schranken gesetzt habe durch die Subjectivität der menschlichen Erkenntnifs, die nie ein Wunder als ein solches anzuerkennen vermöge. Im Grunde meint er dasselbe, was *Jacobi* gegen *Asmus* behauptete. Der durch die ganze Schrift herrschende Ton beweist, dafs der Vf. mit einem recht lebendigen Glauben an seinen Meinungen und Ansichten hänge.

Der Titel von No. 4 bezeichnet zur Genüge den Inhalt des Schriftchens; es drückt eine etwas unfreundliche Aufnahme des Votums von Hn. *Fries* aus, von welchem Hr. *Gruithuisen* Veranlassung nimmt, die neuerdings oft aufgestellte Behauptung, dafs sich das Daseyn Gottes nicht beweisen lasse, factisch zu widerlegen durch einen sogenannten *kosmoaitiologischen* Beweis. Dieser soll sich ganz auf Erfahrung gründen; die Einsicht aber in seine Kraft und seinen Zusammenhang zugleich bedingt seyn durch die Kenntnifs der anderen Schriften des Vfs. Da letztere leider dem Rec. abgeht: so kann er den Beweis nur so nehmen, wie er hier ausgeführt ist. Auf 9 (Neun) Stufen wird der Einzuweihende in das Heiligthum geleitet; denn eben so viele vorbereitende Beweise werden dem Hauptbeweise vorangeschickt. Wessen Glaube an die Existenz Gottes noch nicht allen Zweifel ausschliefst, kann hier auf zwey Blättern diese *medicina mentis* verkosten, und versuchen, die *materia peccans* aus seinem Geiste damit zu vertreiben, und die blähenden Zweifel niederzuschlagen. Rec. ist für die Unmittelbarkeit der Überzeugung von der Existenz Gottes, und hält ein solches auf Schrauben gestelltes Wissen für eine unfruchtbare Bemühung. Gegen die 9 vorausgeschickten Sätze liefse sich Manches einwenden, z. B. im II ist der Gegensatz „*Erfahrbar* und *Undenkbar*" logisch und metaphysisch unrichtig, und doch ist darauf ein Beweis gegründet; der VII Satz ist nichts anderes, als der von den Philosophen gebrauchte kosmologische Beweis, welcher sich nicht auf Erfahrung, sondern lediglich auf das Denken gründet, u. s. f. Da wir aber besorgen, dem Vf. wegen unserer Unkenntnifs seiner anderen Schriften Unrecht zu thun: so wollen wir uns begnügen, die Leser seiner Schriften, für die er eigentlich hiehergesetzt ist, darauf aufmerksam gemacht zu haben. — Wenn Hr. *Gr.* seinem Gegner vorwirft, dafs er die Macht des Beweises nicht kenne und schätze: so hätten wir gewünscht, er hätte ihn auf eine gründlichere Art, als durch den erwähnten Beweis geschehen ist, eines Besseren belehrt. Die Lehre von den Beweisen ist eine der wichtigsten Materien in dem dialektischen Theile der Philosophie; das Beweisen ist der Wissenschaft nothwendig, und ohne dasselbe wäre sie ein Aggregat unzusammenhängender Sätze; dafs aber alles Beweisen unbeweisbare Wahrheiten voraussetze, ist selbst eine unmittelbar gewisse Wahrheit. — Der Vf. weist Hn. *Fries* noch mehrere Inconsequenzen und Widersprüche in seiner Schrift nach, und tadelt, dafs er die Beweise durch Gefühle, Ahnungen und Glauben ersetzen, und so die Wissenschaft um den ihr gebührenden Credit bringen wolle. Wir sind mit ihm einverstanden, wenn nur das Gefühl nicht ganz ausgeschlossen werden soll. Eben so billigen wir, dafs der Vf. das Studium der Naturwissenschaften sehr anempfiehlt, indem man von ihnen ausgehen, und durch sie sich erst erheben müsse zu dem Allgemeinen. Die Kenntnifs der Natur reicht aber für sich nicht hin, sondern mufs ergänzt werden durch das Studium der Geschichte, die der Philosophie noch näher steht, als die Natur. Der Satz S. III, dafs wir nur soweit kommen können, als wir durch unseren Verstand mittelst Erfahrung und Schlüsse kommen, könnte leicht missverstanden werden; denn es lassen sich weder mit blossen Schlüssen für sich Entdeckungen machen, noch kann das Erfahrene sich selbst aussprechen. Die Ideen des Geistes bleiben immer die Interpreten in letzter Instanz.

Manche unedle Ausdrücke entstellen diese wenigen Blätter, z. B. *verhunzter Kantianismus — philosophisches Luder — mit spanischem Nebel ungeschoren seyn lassen — dialektisches Fell u. s. w.* —

No. 5. Da ein Freund des Hn. *Jac.* in Freyburg die Gerechtigkeit seiner Sache gegen *Schelling* in einem dortigen, populärer Unterhaltung gewidmeten Blatte in Schutz nahm, und der Redacteur bey dieser Gelegenheit die dortigen Akademiker vor der verderblichen Lehre der Naturphilosophie warnte: so glaubte sich Hr. Prof. *Schaffroth*, ein Anhänger der *schellingischen* Lehre, dadurch selbst angegriffen, und foderte den Redacteur zum Widerrufe der Ausfälle auf die naturphilosophischen Lehren auf; und weil dieser, statt seiner Auffoderung zu entsprechen, vielmehr ihm noch mit der Ungnade der Regierung drohte, entschlofs er sich, die ganze Sache vor das Publicum zu bringen, woraus die vorliegende Schrift entstand. Abgesehen von dem eigentlichen Handel mit dem Stadtamtmann *Schnetzler*, den Hr. *Sch.* ganz nach Gebühr zurechtweist, bietet die Schrift wenig Interessantes dar; überall leuchtet eine zu grofse Parteylichkeit des Vfs. für *Schelling* und gegen *Jacobi* hervor, welche den Eindruck schwächt, den manche recht gut gelungene Stellen machen könnten. Die Anrede an die freyburger Akademiker würde viel mehr gefallen, wenn die unanständigen Ausfälle auf *Jacobi* sie nicht entstellten. Eine das Herz der Ju-

gend unfehlbar ergreifende Begeisterung spricht aus dem Redner, und eben so wahr als eindringend empfiehlt er ihr das Studium der Philosophie an. Möchten alle akademischen Lehrer von einer ähnlichen Wärme für ihre Wissenschaft beseelt seyn! Die Gründe, aus welchen der Vf. die 32 Seiten lange *vorläufige Erklärung Schellings* gegen die *jacobischen* Beschuldigungen seiner Lehre hier wieder wörtlich hat abdrucken lassen, sind sehr ungenügend; wer sich für den Streit interessirt, ist auch mit diesen Actenstücken bekannt. Der auch hier wieder abgedruckte, in dem freyburger Wochenblatte erschienene Aufsatz offenbart eine tiefe Verehrung für *Jacobi* und seine Lehre, zeugt aber gleichfalls von blinder Eingenommenheit und großer Unkenntniss der streitigen Sache. Einige Seiten sind angefüllt mit Auszügen aus *Schelling's* Schriften, die allen Lesern, welche diese nicht schon kennen, durchaus unverständlich sind. Dann folgen Jeremiaden über die Gottlosigkeit dieser Philosophie und ihren großen Anhang. *Jacobi* wird als der competenteste Richter über die Naturphilosophie angepriesen. Diese Abhandlung, so wie die mit dem Redacteur gewechselten Briefe, beleuchtet nun der Vf. von S. 77 — 144 auf eine zwar scharfsinnige, aber bittere Weise. Der Stadtamtmann wird mit einer beissenden Lauge übergossen, und seine unbefugte Einmischung in einen ihm ganz fremden gelehrten Streit muss er hart büssen. Zuletzt sucht der Vf. die *schellingische* Philosophie mittelst einzelner Abhandlungen in ein deutliches und sie empfehlendes Licht zu stellen, und gegen mehrere ihr gemachte Vorwürfe in Schutz zu nehmen. Dieser Theil gehört nicht zu den stärksten der Schrift; man muss mehr den guten Willen als die That selbst loben. Denn weder die aus *Schellings* früheren Schriften ausgezogenen Stellen, noch die eigenen Erklärungen des Vfs. sind geeignet, über diese Lehren bestimmte Aufschlüsse zu ertheilen, und sie gegen die ihr seither gemachten Vorwürfe statthaft zu rechtfertigen. Die Naturphilosophie selbst hätte also durch diese Schrift nichts gewonnen, wenn man nicht das für einen Gewinn halten kann, dass Menschen, die ohne Beruf und Recht sich in diesen wissenschaftlichen Streit mischten, um nur die Verwirrung zu vergrössern, dadurch in ihre Schranken zurückgewiesen wurden, und der freyen Prüfung Raum verschafft ward.

No. 6. Die Schrift des Hn. *Christian Weiss* ist nicht, wie man leicht nach dem Titel schliessen könnte, in Beziehung auf den *jacobisch-schellingischen* Streit geschrieben; wohl aber hat *Jacobi's* Werk *von den göttlichen Dingen* u. s. w. den Vf. bestimmt, seinen schon früher gefassten Entschluss, sich über das Verhältniss der Psychologie zur Philosophie genauer zu erklären, als in seiner früheren Schrift *über das Wesen und Wirken der menschlichen Seele* geschehen war, gerade auf diese Weise auszuführen. Das Ganze war schon bis auf die zweyte Beylage vollendet, als *Schellings Denkmal* erschien, worauf er nur in der Vorrede Rücksicht nimmt, und Hn. *Jacobi*, wie sichs wohl denken liess, gegen seinen Gegner unbedingt Recht giebt. Rec. fiel es dessenungeachtet desswegen auf, weil der Inhalt der Schrift mehrere Spuren davon enthält, dass der Vf. an *Schellings* Tische sich häufig als Gast eingefunden, und das Dargebotene zu seinem Zwecke zu benutzen gewusst habe. Wie *Schelling*, wird auch *Friedr. Schlegel* ab- und zurechtgewiesen.

Nach S. 3 soll diese Schrift die Wahrheit des *jacobischen* Satzes: „den Menschen erschaffend theomorphosirte Gott; nothwendig anthropomorphosirt darum der Mensch," in das ihm gehörige Licht stellen, und gegen mögliche Missverständnisse sichern; sie soll zeigen, wie die menschliche Vernunft Gott wahrhaft erkennen möge, da sie ihm nur menschlich erkennen kann, und wie das Unaussprechliche wahr bleiben möge, auch wenn es ausgesprochen wird. Zuerst spricht nun der Vf. seinen Glauben an einen lebendigen Gott auf eine sehr verständliche Weise in der ungezwungenen, aber geordneten Form einer religiös-ascetischen Betrachtung aus, jedoch in steter polemischer Beziehung auf die Naturphilosophie, die er bestreitet und berichtigt, wo sie seiner Ansicht im Wege zu stehen scheint. Folgende Sätze werden von S. 1 — 47 umständlich besprochen: „Es ist ein lebendiger Gott; die Welt besteht durch das Walten allmächtiger Vernunft, Weisheit und Güte. Es ist eine Vorsehung. Gott ist der Geist, welcher mit Freyheit über Natur und Vernunft mit gleicher Herrlichkeit waltet; er ist der Gott des Weltalls; aber obgleich höher als die Welt, doch nicht ausser ihr. Er ist Alles in Allem, ewig derselbe." Doch dieses sind nur negative, nicht positive Bestimmungen von Gott, welche letztere der Mensch nicht zu erkennen vermag. Der Mensch muss bloss Gott so denken, indem er ihn nach den Eigenschaften bezeichnet, welche von dem Unendlichen in ihm selbst entlehnt sind; wissenschaftlich lässt sich der Glaube an Gott nicht erörtern, weil die Vernunft, aus welcher der Glaube stammt, über dem Begriff ist, und ihr Licht in ihr selbst hat. Wie sich die Welt in dem gotterfüllten Gemüthe darstelle, wird nun noch weiter ausgeführt. Nachdem der Vf. seinen Glauben an Gott, Freyheit und Unsterblichkeit dargelegt hat, will er ihn auch rechtfertigen, und nachweisen, durch welche Thätigkeit des menschlichen Lebens der Mensch dazu gelange. Diess ist seiner Überzeugung nach lediglich durch Selbstkenntniss, durch die Psychologie möglich, welche er in einem umfassenderen Sinne nimmt, als es gewöhnlich geschieht. Rec. würde die ihm vorgesteckten Grenzen überschreiten, wenn er dem Vf. bey seiner Erörterung Schritt für Schritt folgen, und jeden Theil einer besonderen Prüfung unterwerfen wollte, zumal da mehrere Wiederholungen vorkommen, und das Ganze mit einer unnöthigen Breite abgefasst ist. Er beschränkt sich daher nur auf die Hauptsachen.

Die ganze Denkweise des Vfs. über die grossen Angelegenheiten der Menschheit gründet sich auf die ihm eigene Psychologie, diese aber auf die innere Erfahrung, welche *geglaubt* seyn will, S. 117. Durch

ſie empfängt er nun vollſtändigen Aufſchluſs über die höchſten und tiefſten von jeder zur Philoſophie gezogenen Gegenſtände, über das Verhältniſs des Verſtandes zur Vernunft, über die Elemente des Geiſtes, und der Vernunft insbeſondere; er erfährt durch ſie, daſs das Wiſſen des Verſtandes nur auf das Sinnliche und Unſinnliche, nicht aber auf das Überſinnliche gehe, die Vernunft dagegen, als das Vermögen der Ideen, eine Einheit ſchlechthin darſtelle, und in der Richtung und Bildung mit Freyheit beſtehe; daſs ſie zwar allen Seelenvermögen gleich und keinem beſonders zukomme, aber für ſich alles Individuelle verſchmähe, und nur nach dem Unendlichen und Formloſen ſtrebe; durch ſie weiſs er mit gröſster Beſtimmtheit, daſs die Elementarkraft der Seele in einem urſprünglichen Doppelacte der geiſtigen Richtung und Bildung beſtehe, daſs durch die Einheit dieſes Actes die einzelnen Verrichtungen der Seele innerlich bedingt ſeyen, welche dann beſonderen Vermögen zugeſchrieben werden, je nachdem ſie unter einem, mehr die Richtung oder mehr die Bildung, oder beide in gleichem Maſse, begünſtigenden Verhältniſſe folgen. Zu dieſen Vermögen gehört die Vernunft nicht. Allein der Menſch beſitzt mehr als einzelne Seelenvermögen; er beſitzt Ausbildungsfähigkeit, die ſich über alle jene Vermögen erſtreckt, und die höchſte Stufe dieſer Perfectibilität iſt die Vernunft; ſie erhebt den Menſchen vom Endlichen und Sinnlichen zum Überſinnlichen mit urſprünglicher Freyheit, und das dadurch, daſs ſie dem Element der Richtung den Primat ertheilt. Dadurch entſteht in ihr der Glaube an den Unendlichen, an den lebendigen Gott, und zwar lediglich durch ſich ſelbſt, unabhängig von jedem Bedürfniſſe, es ſey des Verſtandes oder des ſittlichen Wirkens. Dieſes und noch vieles Andere weiſs der Vf. durch ſeine Pſychologie, und dieſes Wiſſen iſt lediglich ſubjectiv und idealiſtiſch; für ſich vermag auch die Pſychologie nicht die Schranken dieſes Idealismus zu ſprengen, und zu einem objectiven Realismus zu gelangen; ſie kommt nicht weiter als zu einer bloſsen Beziehung zu einem Äuſseren, welches ſie aber nicht erkennen kann; auch die Vernunft kann der Pſychologie nicht aus ihrer vergeiſtigenden Subjectivität alles Seyns und Denkens heraushelfen; ihre Beziehung reicht nicht über ein bloſses *Bezogenwerden* auf ein Unendliches hinweg. Die Pſychologie endet daher mit dem Bekenntniſſe, daſs der alles in ſich findende und ſetzende Geiſt ſelbſt nur ſich finde, ſelbſt nur geſetzt ſey. Nun ſetzt der Vf. hinzu: „Dieſes Reſultat iſt ſonnenklar für den uneingenommenen Beobachter; es iſt kein Reſultat der Philoſophie, welche auf dieſem Puncte noch nicht vorhanden iſt." Wenn alle dieſe Behauptungen ſonnenklar ſind: ſo kann Rec. freylich keinen Zweifel dagegen laut werden laſſen, ohne ſich der Gefahr auszuſetzen, für einen Blinden gehalten zu werden. Doch auch auf dieſe Gefahr hin ſcheut er ſich nicht, zu ſagen, daſs ſie ſammt und ſonders willkührliche, durch Nichts weiter als durch eine beliebige Deutung innerer Wahrnehmungen begründete Meinungen des Hn. *Weiſs* ſeyen, die, wie ſie unwiſſenſchaftlich zuſammengedacht ſind, auch keine wiſſenſchaftliche Beurtheilung aushalten, welcher ſich der Vf. ohnedieſs nicht unterwerfen kann, indem ſie aller Philoſophie vorausgehen ſollen. Rec. hegt eine groſse Achtung für die durch die ganze Schrift herrſchende ſittliche und religiöſe Denkweiſe, welche alle Seelenerſcheinungen zu ihrem Zwecke ſammelt, und zu einer ihr wünſchenswerthen Einheit verbindet. Allein man kann der ganzen Erörterung deſswegen nicht eine objective Gültigkeit beylegen; ſie offenbart wohl eine gotterfüllte Seele, welche um ihren Gegenſtand alle möglichen Lichtſtrahlen zu ſammeln ſucht, und ſich einbildet, ihre warme Gemüthsſtimmung müſſe ſich allen Leſern mittheilen; allein da ihnen der reelle Gehalt mangelt: ſo laſſen ſie gewiſs alle uneingenommenen Leſer an und für ſich kalt. Überhaupt können wir nicht recht einſehen, wofür der Vf. dieſe Schrift will angeſehen haben: für eine philoſophiſche Deduction iſt ſie zu unwiſſenſchaftlich und grundlos; für eine aſcetiſche Abhandlung aber wieder zu gelehrt und unverſtändlich durch ihren Ausdruck, ob ſie gleich in Anſehung des Inhaltes ihr am nächſten kommt. Was als Philoſophie gelten will, muſs entweder wiſſenſchaftlich ſeyn, oder es iſt gar nichts; mit einem bloſs willkührlichen Hin- und Her-Reden, und beliebigen Meinungen iſt hier ſchlechterdings nichts ausgerichtet: entweder muſs man auf Philoſophie Verzicht leiſten, oder man muſs wiſſenſchaftlich zu Werke gehen. Der Weg, den der Vf. eingeſchlagen hat, führt zu einem unüberſehbaren Labyrinth von Irrthümern, aus dem nicht mehr herauszukommen iſt. Wer wird leugnen, daſs viele intereſſante und gewiſs auch wahre pſychologiſche Bemerkungen in dieſem Werke vorkommen? Allein die Deutung derſelben iſt willkührlich und unphiloſophiſch; auf die Deutung aber kommt es überall allein an, und ſie iſt in keiner Beziehung ohne Wiſſenſchaft möglich, die aber hier gerade ausdrücklich ausgeſchloſſen iſt. Es iſt nicht genug, zu ſagen: Ich halte die Vernunft, den Verſtand, die Idee und den Begriff u. ſ. w. für das oder jenes; das muſs begründet werden, weil das *Principium rationis ſufficientis* ein allgemeines Geſetz alles Denkens iſt; d. h. es muſs auf die abſolute, unmittelbar und durch ſich ſelbſt gewiſſe Einſicht des Wahren zurückgeführt werden; denn das Reich der Wahrheit bildet, wie die Welt des Seyns, ein zuſammenhängendes Ganzes, das auf ſich ſelbſt ruht, und von der unmittelbaren Geiſteseinſicht getragen wird. Entweder iſt alles Wiſſen ein eitles Spiel, oder es iſt nur ein ſolches.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

PHILOSOPHIE.

Beschluss der Recension

der jacobischen Schrift von den göttlichen Dingen,

der schellingischen Gegenschrift und der darauf bezüglichen von Fries, Gruithuisen, Schaffroth, Weiss und Süsskind.

Die von allem philosophischen Wissen entblösste Psychologie soll nun die Philosophie erst begründen; aus jener soll diese hervorgehen. S. 160: „Die Bedürftigkeit treibt, wie der Vf. sagt, den Menschen aus dem Idealismus, und somit aus der Psychologie heraus; denn *im Menschen wurzelt tief das Verlangen nach mehr, als er selbst ist.* Der Charakter der Vernunft ist nicht logisch, theoretisch, idealistisch, sondern postulirend, praktisch, und somit realistisch im höheren Sinne; sie kann ihr Object zwar nicht für den Sinn oder Verstand herbeyschaffen, sondern es bleibt auch hier bey dem Verlangen und Beziehen; die Logik und Psychologie sind also nicht das Höchste für die Vernunft, sonst bliebe es beym Idealismus. Allein das *ideale Meinen der Vernunft ist hier das Wesen.* Der Geist tritt daher kraft seiner Vernunft aus dem Idealismus der Logik und Psychologie mit Freyheit hervor, und wendet sich *dem übersinnlichen Realismus der Philosophie zu.* (Man sieht nicht ein, welches Bedürfniss die Vernunft zur Philosophie treibe, und warum sie nicht sich selbst genug in den Schranken ihrer Subjectivität verharre; der Übergang von dieser zu einem Realismus der Philosophie ist ein wahrer Sprung.) Die Freyheit der Vernunft giebt also das *Princip der Philosophie* her; es wird aber zu einem Princip des *Glaubens*, nicht des Glaubens an einen Gegenstand, sondern an die Wahrhaftigkeit der Beziehung auf das Unendliche über der Vernunft, und dieses Unendliche ist der *lebendige Gott.* (Hier erkennt man noch keinen Realismus, oder, wenn diess einer seyn soll, wie unterscheidet er sich denn von dem subjectiven Idealismus?) Aus der Philosophie entspringt also die Gotteslehre, und ein anderer Anfang der Philosophie ist nicht zu denken. Von Gott wendet sich die Philosophie zur Welt, zur Natur und Freyheit, und lehrt das, was ihrem Glauben, von dem sie abging, gemäss ist. Dadurch wird sie selbst Wissenschaft, und zwar die höchste aller Wissenschaften; ihr Princip aber ist schlechthin unwissenschaftlich, das Fundament des Wissens ist selbst kein Wissen. Die Philosophie hat nur den Beruf, das Wissen durch den Glauben, und den Glauben für das Wissen zu deuten." S. 173 u. ff. sieht man, dass auch die Psychologie, aus welcher die Philosophie sprosst, von dieser wissenschaftlich gedeutet werden könne, es versteht sich aber, nach den einmal in der unphilosophischen Psychologie angenommenen Grundansichten. Dadurch ist die Philosophie sclavisch abhängig von der wissenschaftslosen Seelenlehre, welcher sie unbedingt nachsprechen muss; was diese einmal angenommen hat, das darf nur und muss die Philosophie bestätigen.

Dem Ganzen sind zwey Beylagen zugegeben. In der ersten zeigt Hr. *Weiss* die Übereinstimmung seiner Ansichten mit den *jacobischen*, die er 1) ihrem Wesen nach für wahr, 2) einer systematisch bündigen und die Foderungen der Wissenschaft erfüllenden Darstellung fähig hält; 3) glaubt er, dass diese Darstellung ihnen noch fehle, und 4) dass der Weg, auf welchem Er die Sache der Vernunft zur Sache der Philosophie zu machen sucht, mit *Jacobi's* Philosophie im Wesentlichen übereinstimme. Die zwey letzteren Puncte sucht er nun umständlicher darzuthun in Beziehung auf die neueste Schrift *Jacobi's*. Er wiederholt nun mehreres schon früher Gesagte, z. B. wie alle Philosophie seine Psychologie voraussetze, welche den Glauben an den lebendigen Gott nachweise, auf welchen sich dann die Philosophie gründe; darauf zeigt er, wie Hr. *Jacobi* mit ihm dieselben Ansichten theile, und wo diess der Fall nicht zu seyn scheint, deutet er ihn nach seinem Sinne. Die zweyte Beylage enthält Bemerkungen über einige Missverständnisse, welche in Recensionen seiner Schrift: Untersuchungen über das Wesen und Wirken der menschlichen Seele, vorkommen.

Die Sprache ist durch die ganze Schrift edel und ihrem Inhalte angemessen; nur zu wünschen ist, der Vf. wäre weniger breit und weitschweifig gewesen: die Breite kann nicht den Mangel der Gründlichkeit ersetzen.

No. 7. Hr. *Süsskind* beschränkt seine Prüfung lediglich auf die Lehren *Schellings* von Gott, Weltschöpfung, Freyheit, moralischem Guten und Bösen, ohne Rücksicht auf andere ihnen entgegengesetzte oder verwandte zu nehmen. Er hatte schon zu einer anderen Zeit die *schellingischen* Bestimmungen von Gott, und die allgemeinen Principien der absoluten Identitätsphilosophie einer Prüfung unterworfen; die neueren Schriften ihres Urhebers, besonders die *Un-*

terſuchung über das Weſen der menſchlichen Freyheit etc., und die darauf ſich beziehenden Lehren in dem *Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen* etc., veranlaſsten ihn, auch dieſe zu prüfen. Es iſt eine erfreuliche Wahrnehmung, daſs die naturphiloſophiſchen Anſichten über die höchſten und wichtigſten Gegenſtände des Menſchen von vielen Seiten her einer ſtrengen Kritik unterworfen werden; es zeugt von dem Intereſſe, welches man an dergleichen Unterſuchungen wieder nimmt, die über drey Decennien beynahe der gänzlichen Vergeſſenheit übergeben waren. Die neuere Philoſophie hatte alle Speculation über Gott und die Welt verabſchiedet, und genügſam ſich zurückgezogen auf die Sphäre der Sinnenwelt. *Schelling* überſchritt zuerſt wieder kühn dieſe willkührlich gezogenen Schranken; ſein Unternehmen zum Trotze der Mitwelt hat eine groſse Uneinigkeit unter den Philoſophen geſtiftet, die ohne ſeine Dazwiſchenkunft ſo ziemlich verträglich unter einander waren, und zum Theil noch ſind. Da die Naturphiloſophie beynahe in jeder Rückſicht das Gegentheil von der Zeitphiloſophie lehrt: ſo muſste ſie einen groſsen Widerſpruch finden; und je heftiger dieſer iſt, deſto mehr entwickelt ſich jene, und dieſes ſehen wir als einen reellen Gewinn an, indem ſich am Ende nothwendig entweder die Feſtigkeit oder Nützlichkeit dieſes Syſtems ergeben muſs. Eine ſtrenge Prüfung iſt alſo immer ein wahres Verdienſt um die gute Sache. Wenn nur ein leidenſchaftloſer und lediglich auf den Gegenſtand gerichteter Wille dieſelbe leitet: ſo verdient ſie ſchon gut aufgenommen zu werden, geſetzt, daſs ſie auch ihren Zweck nicht erreichte. Hr. *Süſskind* verſichert, ohne Nebenrückſichten und Parteylichkeit die Prüfung angeſtellt, und nicht die Perſon, ſondern nur die Lehre berückſichtigt zu haben, und der Inhalt widerſpricht dieſer Verſicherung nicht.

Da die ganze Schrift eine fortlaufende Polemik iſt: ſo können wir dem Vf. nicht Schritt vor Schritt folgen, wenn unſere Prüfung die ſeinige nicht an Umfang übertreffen ſoll. Es iſt dieſs aber auch nicht nothwendig, indem alle Theile ſo zuſammenhängen, daſs ein beſtimmtes Urtheil über das Ganze auch für jene durchaus gültig iſt. Wir wollen zuerſt das Reſultat ſeiner Prüfung angeben, und dann unſere Überzeugung über dieſe ſelbſt mittheilen. Von S. 9 — 92 beurtheilt er die *ſchellingiſche* Lehre von *Gott*, und findet ſie durchaus grundlos, in ſich widerſprechend, ungereimt, und der Gottheit ſelbſt höchſt unwürdig. Von S. 92 — 119 unterſucht er das Syſtem ſeines Gegners in Beziehung auf Gott, als Weltſchöpfer, und deſſen Theorie von der Weltſchöpfung, von der Immanenz der Dinge in Gott, und entdeckt auch hier überall unauflösbare Schwierigkeiten, und Ungereimtheiten, indem *Schelling* die Geſchöpfe mit dem Schöpfer identificire und vermiſche, und das Schändlichſte zur Subſtanz Gottes rechne. S. 120 — 164 wird die Lehre von der Freyheit, und die mit ihr verwandte vom moraliſch Guten und Böſen unterſucht, und das Endurtheil iſt: Nach *Schelling* giebt es keine Freyheit des Willens, alſo auch kein Gutes und Böſes; Alles iſt abſolute, baare Nothwendigkeit; dieſe muſs *Schelling* behaupten, wenn er übereinſtimmend mit ſeinen weſentlichen Grundideen ſprechen will.

Rec. iſt weit entfernt, die *ſchellingiſche* Philoſophie in Bezug auf Gott, Freyheit des Willens, auf Gutes und Böſes als in ſich vollendet gegen alle Vorwürfe in Schutz zu nehmen; vielmehr glaubt er, daſs ſie gerade in dieſer Rückſicht bis jetzt noch unvollſtändig, dunkel, und mancherley Miſsverſtändniſſen ausgeſetzt ſey, und daſs ihre Einheit mehr noch im Geiſte ihres Urhebers, als in den darüber erſchienenen Darſtellungen liege. Ja er giebt zu, daſs *Schelling* ſelbſt manche Theile noch anders, wenigſtens genauer beſtimmen müſſe, wenn ſie mit ſeinen Hauptideen übereinſtimmend ſeyn ſollen. Für deſto nöthiger und erſprieſslicher hält er aber auch eine ſtrenge Prüfung derſelben, wodurch der Urheber gezwungen wird, die möglichſte Deutlichkeit und Einheit in dieſelben zu bringen. Allein eine dieſen Zweck fördernde Kritik müſste von ganz anderer Beſchaffenheit als die gegenwärtige ſeyn, welche vom Anfange bis zum Ende auf jeder Seite beweiſt, daſs ihr Vf. auch keine Ahnung von den Lehren habe, die er beurtheilen will, und die demnach eine fortgehende Reihe von Miſsverſtändniſſen und beliebigen Einfällen bildet. Das Wenigſte, was man von einem Kritiker fodern kann, iſt, vor Allem das zu verſtehen, was er vor ſein Tribunal zieht, und worüber er ſich ein Urtheil anmaſst; geſetzt, daſs er auch nicht fähig ſey, nach einem höheren Maſsſtabe zu würdigen. Unſer Vf. dagegen nimmt die Miene des ſtrengſten Ariſtarchen an, ohne auch nur zu wiſſen, um was es ſich handelt. Dieſer Vorwurf ſcheint zwar hart, aber er iſt nur zu ſehr gegründet, wie wir ſogleich darthun werden, und ein jeder mit der Sache bekannte Leſer ſich aus dem Werke ſelbſt überzeugen kann. Wer nur die erſten Ideen der *ſchellingiſchen* Lehre von Gott kennt, wie er ſie in den dieſer Prüfung zu Grunde gelegten Schriften aus einander geſetzt hat, weiſs, daſs durchaus nur von dem mittelſt der Weltſchöpfung ſich offenbarenden Gott die Rede ſey, nicht aber von dem abſolut und für ſich exiſtirenden, unabhängig von der Schöpfung; und doch weiſs das Hr. *Süſskind* nicht, wie er es ſelbſt ſehr naiv S. 58 geſteht, ob er gleich ſelbſt mehrere Stellen aus *Schellings* Schriften anführt, welche dieſes ausdrücklich ſagen, z. B. §. 4. Der Vf. bezieht nun dagegen alle Behauptungen ſeines Gegners auf den abſolut exiſtirenden Gott, wodurch er natürlich auf lauter Widerſprüche ſtöſst. Dieſe ſeine Unkenntniſs der Grundlehre wird dadurch ſchon ſehr auffallend, daſs er bald dieſen, bald jenen Sinn ihr unterlegt, wie §. III, IV und XIII; ja nachdem er den naturphiloſophiſchen Theismus in jeder Rückſicht geprüft und grundlos befunden hatte, ſagt er S. 58: „Nur Ein Weg bliebe noch übrig, auf dem man ſich etwa dieſen Theismus als begründet durch die neuere Darſtellung denken könnte, wenn

nämlich als Aufgabe angenommen würde, das grofse Räthfel der Welt und der Schöpfung zu löfen u. f. w." Kaum aber fcheint er auf dem rechten Wege zu feyn: fo heifst es fchon wieder S. 59. „Auch diefe Theorie hat fo viele Schwierigkeiten, und fo vieles mit fich felbft und mit anderen nicht aufzugebenden Wahrheiten Unvereinbares, dafs ich mich fchlechterdings weder in die eine noch in die andere zu finden weifs," woran Rec. freylich nicht zweifelt. §. XIV zeigt er gleichfalls wieder, dafs er das werdende Seyn Gottes in der Schöpfung verwechfele mit dem abfoluten Seyn deffelben. Rec. ift zwar auch der Meinung, dafs eine Polemik fich vor Allem gegen die *fchellingifchen* Beftimmungen des Wefens Gottes richten müffe, weil fie den Schein von Willkühr haben, und doch in Anfehung der darauf gebauten Lehren von gröfster Wichtigkeit find: allein fo blind, wie diefe, dürfen die Angriffe darauf nicht gemacht werden, weil fie fonft nothwendig fruchtlos bleiben.

S. 50 fieht man, dafs Hr. *Süfskind neue Beweife und Gründe* für das Dafeyn Gottes von *Schelling* erwartet hatte; er weifs aber immer noch nicht, dafs von einem doppelten Seyn Gottes die Rede feyn könne, von dem abfoluten, von Ewigkeit in fich vollendeten, und von dem äufserlich gewordenen und geoffenbarten. Jenes zu beweifen, ift unmöglich; es ift unmittelbar gewifs, man mag diefe Gewifsheit nun *Glaube* oder *abfolutes Wiffen* nennen; das Seyn Gottes in der zweyten Bedeutung beweifen, heifst darthun, wie die wirkliche, gefchaffene Welt das äufserlich gewordene Wefen Gottes kund gebe, und dazu gehört eine grofse und umfaffende Kenntnifs der Natur- und Menfchen-Welt. §. XV macht der Vf. aus *Schellings* Lehre Confequenzen, die, wenn fie darin gegründet wären, jene nicht nur als das verruchtefte Syftem, das je in eines Menfchen Kopf ausgebrütet ward, fondern auch *Schelling* als den fchwächften, und von allem fittlichen Gefühl entblöfsten Menfchen darftellen würden. Denn Hr. *Süfskind* bringt durch die ihm eigenen Combinationen mehrerer *fchellingifchen* Stellen heraus, dafs die heidnifchen Götter, Heroen und böfen Geifter mit dem einzig wahren Gott Eins feyen; ja nach S. 73, dafs der wahre Gott Eins fey mit dem *Satan*, aus dem er fich evolvire; zuletzt fetzt er bey: „Keine Dialektik in der Welt ift vermögend, das Anftöfsige diefer Anficht, das fich felbft ausfpricht, zu vertilgen." So fern ift er von dem Gedanken, dafs alle diefe Ungereimtheiten lediglich in feinem Kopfe ausgedacht find. Denn alle diefe Confequenzen ftehen im offenbaren Widerfpruche mit den ausdrücklichen Behauptungen *Schellings*. Z. B. in der Unterfuchung über das Wefen der menfchlichen Freyheit S. 453 heifst es: „das anfängliche Grundwefen kann nie an fich böfe feyn." S. 488: „Aber es kann auch nicht gefagt werden, dafs das Böfe aus dem Grunde komme, oder dafs der Wille des Grundes Urheber deffelben fey. Denn das Böfe kann immer nur entftehen im innerften Willen des eigenen Herzens, und wird nie ohne die eigene That vollbracht." Dafs er §. XVII erft anfängt, *Schellings* Philofophie in Beziehung auf Gott als Weltfchöpfer zu prüfen, ift ein neuer Beweis, dafs er fie ganz verkenne, da der ganze *fchellingifche* Theismus nur in diefer Beziehung kann genommen werden. Das Gleiche könnte Rec. von dem darthun, was der Vf. von der Immanenz der Dinge in Gott, von der Willensfreyheit, vom Guten und Böfen fagt, wenn er nicht fchon über die Gebühr bey diefer Schrift fich verweilt hätte.

Rec. verkennt nicht die gute Abficht des Hn. *Süfskind*; aber er kennt die Lehre *Schellings* nicht, und meint durch Vergleichung der ähnlichen Ausdrücke und durch Zufammenftellung gleichlautender Stellen in fie eindringen zu können. Das ift aber ein vergebliches Bemühen; der Buchftabe für fich ift todt, der Geift allein kann ihn beleben, und zudem gelangt man nicht von Aufsen her. Er legt *feine* Denkart, welche die ganz gemeine ift, und gar kein Philofophiren über das Verhältnifs Gottes zu der Welt zuläfst, feiner Prüfung als *criterium veri* zu Grunde, wodurch diefes fonderbare Gewebe nothwendig entftehen mufste. Das Intereffe, welches Hr. *Süfskind* an dergleichen Unterfuchungen nimmt, läfst hoffen, dafs er felbft noch zur Einficht über feine Mifsgriffe kommen werde, wo dann wenigftens auch für ihn die Gefpenfter verfchwinden werden, die er fich hier felbft gefchaffen hat.

Wir hatten obige Recenfion bereits vollendet und an die Behörde eingefandt, als uns folgende Abhandlung des Hn. Profeffor *Baumgarten-Crufius* in Jena mitgetheilt wurde:

JENA, in d. akad. Buchhandl.: *De homine dei fibi confcio.* Scripfit *Ludov. Frid. Otto Baumgarten-Crufius*, Script. Baccal. et Philof. Doctor, Theologiae apud Jenenfes Prof. publ. extr. 1813. 60 S. 4. (12 gr.)

Auch in diefer akademifchen Schrift ift die jetzt viel befprochene, auf das natürliche Bewufstfeyn gegründete Erkenntnifs Gottes zum Gegenftande gewählt, und darüber fowohl die eigene Überzeugung des Vfs., als auch die Lehren *Kants* und anderer theils früherer theils fpäterer Philofophen mehr oder weniger ausführlich aus einander gefetzt worden. Sie zerfällt daher in zwey Abfchnitte, in einen *philofophifchen* und in einen *hiftorifchen*: in jenem zeigt der Vf., wie wir vermöge unferer reinen und ungetrübten geiftigen Natur unferes Gottes bewufst werden; in dem zweyten aber, wie *Kant* und feine Nachfolger die Materie behandelt haben, und wie befonders die letzteren von *Kant* und von des Vfs. Anfichten abweichen.

Wenn gleich Rec. mit dem Vf. in manchen Puncten nicht übereinftimmt: fo hat doch die Abhandlung im Ganzen feinen Beyfall; denn es offenbart fich in ihr der felbftftändige Denker, welcher mit eben fo uneingenommenem Geifte fremde Philofopheme auffafst, und gröfstentheils treu wiedergiebt, als er unabhängig von ihnen feine eigene Überzeugung bil-

det und ohne Anmaſsung geltend macht. Bey der leidenſchaftlichen Polemik unſerer Zeit iſt es eine ſehr erfreuliche Erſcheinung, eine mit ſolcher Ruhe und Unparteylichkeit abgefaſste Schrift zu leſen.

S. 7 geht Hr. *BC.* von dem Satze aus: „Alle Menſchen fühlen, daſs ein Gott ſey, ein über die Welt erhabenes, und alle in ihr begriffenen Dinge beherrſchendes Weſen, und daſs die Erkenntniſs deſſelben zum Wohle des menſchlichen Lebens nöthig ſey; nur in der Beſtimmung ſeiner Natur und rückſichtlich ſeines Erkenntniſsgrundes weichen ſie von einander ab. Viele glauben, ſie kämen durch Beweiſe zur Überzeugung von dem Daſeyn Gottes, vorausſetzend, es gebe etwas Gewiſſeres, als die Erkenntniſs Gottes ſelbſt, woraus denn dieſe folgerecht abgeleitet werden könne. Das iſt aber ein Irrthum, denn was über dieſes Weltall hinausliegt, läſst ſich weder durch den menſchlichen Geiſt, noch durch die Betrachtung der zu dieſer Welt gehörigen Gegenſtände erkennen; wir ſind Bürger und Theile dieſer Welt, deren ganzes Wiſſen auch auf dieſelbe eingeſchränkt iſt, ihr Verhältniſs zu etwas Anderem, das man ſich denkt, iſt unerkennbar. Wir können uns das alles nur vorſtellen nach den Geſetzen dieſer Natur, von denen wir nicht wiſſen, ob ſie auch auſser derſelben gelten. Der Menſch hat keine angeborene Idee von Gott, noch irgend ein Gefühl des Göttlichen an ſich; er beſitzt bloſs menſchliche Kräfte, und das Bewuſstſeyn deſſen, was er kann und ſoll; nur die Wirkungen jener Kräfte kann er erkennen, nicht aber was über ſie hinausliegt; über ſein Gefühl und die darauf gegründeten Begriffe kann er nicht hinaus; er hat kein Bewuſstſeyn von dem objectiven Seyn Gottes, ſondern nur ſoviel weiſs er davon, als zu ſeinem Leben nothdig iſt." Daſſelbe wiederholt der Vf. S. 59 am Ende, ſo daſs über ſeine eigenthümliche Anſicht kein Zweifel obwalten kann. Sie iſt zwar auch ſubjectiv-idealiſtiſch wie bey *Kant* und mehreren Anderen unſerer Zeit, jedoch hat ſie vor allen dieſen voraus, daſs ſie nicht auf irgend ein einſeitiges Bedürfniſs, ſondern auf das Geſammtleben des Menſchen gegründet iſt; ſie iſt daher zwar ganz praktiſch, überſchreitet aber ihre Grenze in ſofern, als ſie beſtimmt behauptet, es laſſe ſich nichts wiſſen von dem, was jenſeits dieſer Erfahrungswelt liegt; ſie kann nur ſagen, was *ſie* von dieſer Welt wirklich weiſs; ob aber dem Geiſte nicht auch die Kraft zukomme, das ſogenannte Auſserweltliche zu erkennen, muſs ſie, ihrer ſelbſtgewählten Begrenzung gemäſs, dahin geſtellt ſeyn laſſen. Man hat ſeit vielen Jahren die Sätze, daſs die Vorſtellungen und Begriffe des menſchlichen Geiſtes die Sinnenwelt nicht zu überſchreiten vermögen, und daſs die überſinnliche Natur- und Geiſter-Welt nicht nach den Geſetzen und Begriffen unſeres Geiſtes dürfen beſtimmt werden, ſo oft wiederholt, daſs ſie bereits für Axiome gehalten werden. Man hat aber alles Recht, ſie in Zweifel zu ziehen. Denn das Höchſte, was der Menſch nur denken kann, das An- ſich und Überſinnliche der Welt iſt geiſtiger Beſchaffenheit, z. B. die Geſetzmäſsigkeit und das Wirkende in allen Dingen; warum ſollte es nun nicht von dem Geiſte begriffen werden können? Das Geſetzmäſsige in der Natur und dem Menſchenleben kann auch nicht ſinnlich wahrgenommen, ſondern bloſs geiſtiger Weiſe in Begriffen und Ideen erkannt werden, und doch zweifelt kein vernünftiger Menſch, daſs unſer Geiſt daſſelbe erkennen könne. Daſs die Eigenſchaften des höchſten und vollkommenſten Geiſtes, Gottes, und die Beſchaffenheiten der Geiſterwelt ſo ganz und gar von der Weiſe verſchieden ſeyen, wie unſer Verſtand ſie denken müſſe, davon läſst ſich gar kein Grund einſehen. Die Welt iſt Ein Ganzes, ein Werk der göttlichen Liebe und des Wirkens Gottes, und er als Schöpfer ſollte nicht von *ſeinen* Geſchöpfen erkannt werden können, denen er den Trieb und das Bedürfniſs dazu ſo wie den ſelbſtbewuſsten und nach ſeiner (des Gottes) Erkenntniſs ſtrebenden Geiſt angeboren hat? Es wäre wirklich Zeit, daſs einmal der als unmittelbar gewiſs angenommene Gegenſatz zwiſchen dem menſchlichen Erkenntniſsvermögen und den auſser ihm exiſtirenden Gegenſtänden, wenn auch nicht geradezu aufgehoben, doch einer ernſtlicheren Prüfung, als es ſeither geſchehen, unterworfen würde.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Meiſsen*, b. Goedſche: *Die Verſöhnerin.* Ein Roman von dem Verfaſſer der Heliodora und des Erato. 1811. 204 S. kl. 8. (21 gr.) Alphons, ein liebenswürdiger Junker, und Klara, ein liebenswürdiges Fräulein, kommen mit einander in Bekanntſchaft und Liebe. Hiebey betragen ſie ſich, wie es Liebenden, die einen Roman ſpielen wollen, zukömmt: ſie drücken ſich die Hände, ſehen ſich in die Augen, wollen reden und ſchweigen doch, bis ſie ſich endlich einmal, bey guter Gelegenheit, einander an die Bruſt ſinken und wechſelſeitig den Schwur treuer Liebe geben und empfangen. Daſs ſie in dieſer Blüthenzeit der Liebe ſehr glücklich ſeyn müſſen, verſteht ſich von ſelbſt, eben ſo gut, als ihnen das Schickſal nicht erlauben darf, dieſes Blüthenglücks lange zu genieſsen. Es treten Umſtände ein, die die Liebenden auf immer trennen zu wollen ſcheinen; ein bitterer Familienhaſs ſoll auch ſie entzweyen. Da entſchlieſst ſich Alphons kurz, und entführt Klara, bey welcher auch die gewöhnlichen Folgen ſolcher Gewaltſtreiche der Liebe nicht ausbleiben. In der Nähe eines Nonnenkloſters iſt ihr verborgener Aufenthalt, und Klara hält hier ihre Niederkunft. Aber in dieſem Nonnenkloſter lebt auch die Auflöſung der Geſchichte in einer Nonne, Namens Apollonia. Die Sache macht ſich nun ſo, daſs ſich die entzweyten Familien verſöhnen, wobey es denn auch nicht an rührenden Auftritten fehlt. Alphons und Klara werden ein glückliches Paar, dem man nur wünſchen muſs, daſs ſie es noch lange bleiben mögen. Der Vortrag iſt der Sache angemeſſen.

Bg.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

P H I L O S O P H I E.

JENA, i. d. akad. Buchhandl.: *De homine dei sibi conscio.* Scripsit *Ludov. Frid. Otto Baumgarten-Crusius*, u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Nach jenen Voraussetzungen fährt der Vf. S. 10 u. folg. fort: „Es ergeht vermöge des natürlichen Bewusstseyns an den Menschen die Foderung, sich als ein Geschöpf zu betrachten, das nicht sich allein, sondern dem Ganzen angehört, und eine bestimmte, mit sich übereinstimmende, nach einem gewissen Gesetze geordnete Lebensweise führen soll. Er soll etwas Bestimmtes seyn, und seine Kräfte handelnd und wirkend gebrauchen, und zwar jeder auf seine Weise; in allem sich gleich bleiben, und dem Endzwecke entsprechen, der ihm als einem Theile des Ganzen aufgegeben ist." Diese Gedanken sind unter verschiedenen Wendungen wiederholt; darauf heisst es weiter: „Es ist eine Grundfoderung unserer Natur, dass Gesetzmässigkeit und Ordnung im Weltall herrsche; sofern nun unser Leben sich auf die Überzeugung gründet, dass wir für die ganze gesetzmässig geordnete Welt geschaffen seyen: so beruht dasselbe auch auf *Religion*, und wir sind uns des Gottes bewusst, von dessen Daseyn uns unsere Natur vor allem Anderen überzeugt, uns aber nur soviel davon wissen lässt, als zum Leben uns nothwendig ist. Wir wissen wohl, dass dem All der Dinge etwas Höheres einwohne, als die Erscheinungen sind: wir wissen aber nicht, wie dieses sich zu Gott verhalte, und was dieser an sich selbst sey. Die Religion gehört nicht dem Verstande, sondern dem Herzen an, sie besteht nicht in Erkenntnissen aus Begriffen, sondern in einem gewissen Streben der gesammten menschlichen Natur." Diese Sätze werden noch beleuchtet und bestätigt durch Stellen aus Clodius, Kleberg, Herder und Lichtenberg u. A. Der Vf. hat hier seine Ansichten sehr allgemein gehalten, so dass sich in dieser Beziehung gegen die meisten wenig einwenden lässt, aber auch eben so wenig unserm Dafürhalten nach dafür gewonnen wird. Nehmen wir auch die Hauptsätze als wahr an: so sind sie doch zu formell, und entbehren der näheren Bestimmung, worauf es doch eigentlich ankommt. Die wichtigsten hieher gehörigen Fragen bleiben dadurch unbeantwortet, z. B. wie und wodurch erreicht der Mensch seine Einheit mit sich und mit dem Ganzen? wie weit soll er seine Besonderheit dem Ganzen unterordnen, um demselben Genüge zu thun, und wie weit soll er sie zu behaupten suchen? Was ist das für eine Gesetzmässigkeit und Ordnung, die dem Ganzen einwohnt? Auch die alten, an ein blind wirkendes Schicksal glaubenden Völker erkannten diese allgemeine Gesetzmässigkeit, und doch ist ihr religiöser Glaube und ihre darauf gegründete Lebensweise unendlich verschieden von dem durch das Christenthum in der Menschheit begründeten Glauben. Überhaupt weiss man nach dem Vf. schlechterdings nichts von Gott und seinem Verhältnisse zu uns, und der feste religiöse Glaube an einen persönlichen, liebevollen, und in jeder Rücksicht vollkommenen Gott, so wie das unerschütterliche Vertrauen auf seine Güte und Liebe gegen uns und auf seine sittliche Weltregierung, die Gewissheit unseres ewigen Seyns u. s. f., alle diese und ihnen ähnliche religiöse Ideen werden zwar durch die Lehre des Hn. *B.* nicht geleugnet, aber auch nicht besonders bekräftigt. Überhaupt wird der Blick des Menschen dadurch weniger nach Oben als nach Unten und auf die für sich den Geist verwirrende Wirklichkeit gerichtet; alles Licht aber, das uns die Pfade des Lebens erleuchten und Sicherheit darauf gewähren kann, kommt von den übersinnlichen religiösen Ideen.

Der zweyte Theil dieser Abhandlung ist historisch, und enthält die religiösen Lehren der vorzüglichsten Denker unserer und früherer Zeit; er ist nicht wohl eines Auszuges fähig, ohne für unseren Zweck zu weitläuftig zu werden. Am längsten verweilt der Vf. bey der Lehre *Kants*, *Fichte's* und *Schellings*, von deren Lehrgebäuden er eine ziemlich ausführliche Übersicht mitgetheilt hat. Die gelegentlich beygesetzten Bemerkungen und vergleichenden Stellen beweisen den selbstständigen Denker und den belesenen Gelehrten. Treffend sind die S. 25 gegen die praktischen Lehren *Kants* vorgebrachten Bedenklichkeiten, ob sie sich gleich mit noch anderen vermehren liessen; dabey ist er so billig, *Kant* nicht nach dem Buchstaben zu verurtheilen, sondern ihn milder zu deuten, und Stellen anzuführen, welche die Härten der anderen ausgleichen. Was er in einer Anmerkung über *Kants* Religion innerhalb den Grenzen der r. V. sagt, ist ganz Rec. Meinung; man irrt sich sehr, wenn man glaubt, *Kant* habe dadurch der positiven Offenbarung eine Stütze verschaffen wollen; er konnte consequenter Weise keine solche annehmen, und jede vorgebliche musste er nach seinen praktischen Vernunftglauben deuten. Bey der *fichteschen* Philosophie unterscheidet der Vf. sehr zweckmässig die verschiedenen Epochen derselben, und zeigt, wie ihr Urheber

verschiedentlich seine Lehren veränderte, im Grunde aber doch befangen blieb in seinem subjectiven Idealismus, und die Erkenntniss der Dinge in seinen drey Umwandlungen auf den Selbsterkenntnisstrieb gründete. Die Grundideen der *schellingischen* Philosophie, welche er zwar richtiger beurtheilt als alle ihre seitherigen Gegner, hat er doch etwas zu einseitig aufgefasst; z. B. die Bestimmung der Einheit des Subjectiven und Objectiven ist nur ihre dem Kantianismus zugekehrte Seite, ihre Hauptaufgabe ist viel allgemeiner und umfassender; die Deutung des Absoluten und der intellectuellen Anschauung entspricht zwar der frühen, aber noch sehr unvollkommenen Darstellung dieses Systems; eben so sind das Verhältniss des Absoluten zu den erschaffenen Dingen und das Wesen der Freyheit mehr den Worten als der eigentlichen Bedeutung nach auseinandergesetzt; jedoch ist im Ganzen mehr auf den Geist als auf den blossen Ausdruck Rücksicht genommen. Lehrreich ist die Vergleichung dieser Lehren mit denen des *Plotinos* und *Spinoza*. S. 42 rechnet er dieser Philosophie es zum besonderen Verdienste an, dass sie den menschlichen Geist wieder auf die Religion zurückgeführt, welche nicht nur das Fundament aller Philosophie, sondern auch des ganzen Lebens sey, dadurch der Philosophie wieder mehr Einfluss auf das Leben verschafft habe, und dass sie die Menschen mehr anleitete, die Natur der Dinge genauer kennen zu lernen. Was die Benennung dieses Systems betrifft: so hält Rec. die vom Vf. gewählte Bezeichnung *„als Philosophie vom Absoluten"* immer noch für einseitig, und glaubt, dass man sie nach dem Beyspiele älterer und neuerer Philosopheme nach dem Namen ihres Urhebers benennen solle. Bey der Erörterung ihres Verhältnisses zur christlichen Theologie hält der Vf. sich an Hn. *Daub*; Rec. verweist die Leser über diesen Punct, so wie über die religiösen Ansichten *Schleiermacher's*, *Jacobi's*, *Fr. Schlegels* und *Eschenmayers* auf die Abhandlung selbst; überall werden sie den freymüthigen, scharfsinnigen, bescheidenen und unparteyischen Denker finden. Er hatte mit grossen Schwierigkeiten zu kämpfen, die aus deutschem Geiste entsprungenen, und in deutscher Sprache von ihren Urhebern dargestellten Philosopheme in der römischen Sprache treu und bestimmt auszudrücken, indem sie für viele hier vorkommende Ideen gar keine Bezeichnungen hat. Der Vf. bediente sich daher oft des griechischen Wortes, und suchte durch Parallelstellen aus alten und neuen Philosophen der Dunkelheit zu steuern; dessenungeachtet kommen manche harte und dunkele Stellen vor, woran zuweilen auch die Construction Schuld ist, und welche nur dem verständlich seyn können, welcher mit der Sache schon bekannt ist. Das Ganze bleibt übrigens eine sehr lehrreiche philosophische Abhandlung, die noch vieles Treffliche in dieser Beziehung von dem Vf. erwarten lässt. G. A.

ARCHITEKTONIK.

EISLEBEN, in Commiss. b. Verdion: *Dr. Martin Luthers Denkmal, oder Entwürfe, Ideen und Vorschläge zu demselben, mit vielen Kupfern.* Herausgegeben zum Besten des Denkmals von der königl. preuss. vaterländisch-literarischen Gesellschaft der Grafschaft Mansfeld. 1805. 24 S. 4. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die Veranlassung zu dieser Schrift ist längst aus öffentlichen Anzeigen hinlänglich bekannt. Sie enthält, nebst einer kurzen Dedication an Luthers Verehrer, kurze Beschreibungen der Ideen, welche die Erfinder derselben mitgetheilt hatten. Ausserdem sind noch einige Vorschläge ohne Zeichnung darin enthalten. Bildlich sind neun verschiedene Angaben vorgestellt. Wiewohl das Unternehmen selbst bekanntlich vereitelt worden ist: so verdienen doch jene Angaben, welche damals der Plan erzeugte, noch jetzt eine nähere Beleuchtung. Wir müssen aber vorläufig im Allgemeinen bemerken, dass nur wenige darunter sind, welche auf den Namen eines Kunstwerkes Anspruch machen können. Wenn man freylich überhaupt annehmen kann, dass unsere moderne Architektur noch auf einer sehr niedrigen Stufe der Ausbildung steht, und daher selbst eine bestimmte und charakteristische Aufgabe nicht einmal gehörig zu behandeln im Stande ist: so muss diess vielmehr bey einem Gegenstande der Fall seyn, an dem so oft die classische Architektur scheiterte, der eigentlich, rein betrachtet, mehr der Plastik, als der Architektur zugehört, wie es die Aufgabe zu einem Monument ist. No. 1 ist eine Idee, welche die Aufgabe architektonisch behandelt hat, von Hn. *Heine*, Architekt zu Dresden. Zweck und Plan von diesem Gebäude sind hier nicht weiter angegeben, und selbst erklären sie sich leider nicht. Das Ganze enthält von Innen eine auf der hinteren Seite offene Halle, in deren Mitte eine Art von Thurm angelegt ist, in welchem sich eine Treppe befindet, vermittelst welcher man oben nach dem terrassenförmigen Überbau gelangt. An jenem Thurm ist auch ein Postement angebracht, auf welchem Luthers Büste steht. Der untere Absatz ist im dorischen Stile gehalten, und der Vf. scheint bey der hinteren Ansicht einen antiken Tempel *in antis* in Gedanken gehabt zu haben — aber auch nur in Gedanken. — Die beiden dorischen Säulen über dem Eingang an der vorderen Seite sind eben so plump, als der Aufsatz, den sie tragen. Zur Ausführung war diese Idee wohl nicht geeignet, da sie, ihre Unvollkommenheit abgerechnet, auch die Summe der Beyträge beträchtlich überstieg. — No. 2 ist eine der besten Ideen, von einem Ungenannten angegeben und von Hn. *Jakisch* gezeichnet, in sofern die Pyramide überhaupt die Kritik der Kunst aushält. Denn die Form der Pyramide gehört eigentlich nicht zu den rein architektonischen Formen, indem sie bey einer beträchtlichen Fläche und Höhe, wegen ihrer Construction, nur sehr wenig inneren Raum gestattet, folglich die architektonische Zweckmässigkeit nicht erfüllt. Da aber bey einem architektonischen Denkmal durchaus ein reiner Zweck nicht angegeben werden kann, so lange man nicht eine Nebenabsicht damit verbindet: so hat die Pyramide, als ein, von der Form aller übrigen zu gewissen Zwecken bestimmten Gebäude abweichendes Werk, allerdings etwas Ori-

ginelles, und gewinnt durch das Interesse der Reminiscenz aus dem grauesten Alterthume noch mehr. Der Plan des Ganzen, der ein Quadrat bildet, enthält in der Mitte eine runde Halle auf zwey Seiten mit offenen Durchsichten. Auf den beiden anderen Seiten ist die Wohnung für den Wächter nebst einigen anderen Gemächern angebracht. Der Haupteingang ist vorn durch eine Halle mit 4 dorischen Säulen charakterisirt, deren Gebälk aber ganz unrichtig construirt ist, indem es bloss aus einer Steinmasse ohne Angebung der zum Gebälk nothwendig gehörenden Theile besteht. Das Innere ist einfach und geschmackvoll verziert, und enthält dem Haupteingang gegenüber Luthers Bildniss sitzend dargestellt. Wenn dieses Denkmal die dazu vorhandenen Kosten nicht überstiegen hätte, und in einigen Details mehr von den herrschenden modischen Spielereyen zu einem reinen Geschmack gebracht worden wäre: so würde es ohne Zweifel zu den annehmlichsten Vorschlägen gehört haben. — No. 3 und 4 sind eigentlich bloss ein Gegenstand der Bildhauerey, und mögen herzlich gut gemeint seyn; zur Ausführung aber waren sie gewiss nicht geeignet. — No. 5. Eine Zeichnung von Hn. *Schadow*, Bildhauer zu Berlin. Sie stellt Luthers Bildsäule in modernem Priestergewande auf einem mit gothischen Formen und Basreliefs verzierten Postemente dar. Luther ist hier als Dorfpastor recht *natürlich* dargestellt. Ob diess die rechte Behandlung war? Nun sie ist natürlich, das wollen wir ja, so lange der höchste Ruhm eines Kunstwerkes noch einzig darin besteht, dass man ausrufe: „*Ey wie er leibt und lebt!*" — — No. 6. Von Hn. *Genz*, Architekt zu Berlin. Ein einfacher Obelisk, der sich aus einer Felsenmasse erhebt. An dem Eingange der Grotte, welche unten die Felsen bilden, ein Würfel mit einer Erdkugel, deren nördliche Zone eine Sonne bestrahlt. Das Ganze ist von guter Form, und hätte seiner Zweckmässigkeit wegen wohl am ersten eine gute Ausführung verdient. — No. 7. Von Hn. *Waitsch*, Maler zu Berlin. Da weder Plan noch Beschreibung dazu ist: so ist das Ganze sehr unverständlich. Der Eingang in der mittleren terrassenförmigen Parthie scheint von einer Theaterdecoration entlehnt zu seyn, wozu sie sich auch vorzüglich schicken mag. Das Ganze, im gothischen Stile gehalten, ist unstreitig dasjenige unter den 4 von Berlin eingeschickten Projecten, welches den wenigsten Werth hat: welches Urtheil freylich die berliner Kunstakademie nicht fällte, indem *sie* es, laut Bericht der Herausgeber, für das beste hielt. — No. 8. Ebenfalls von Berlin eingegangen, und zwar von einem jungen sehr talentvollen Künstler, Hn. *Schinckel*. Hr. *S.* hat die Bildsäule Luthers in einer nicht unvortheilhaften Stellung dargestellt, und sich der Architektur bloss zur Bedeckung über selbige bedient. Der Form der Nische, so wie dem Stil der ganzen Architektur, können wir keinen Beyfall geben, so sehr uns auch das Plastische daran gefällt. Zur Ausführung möchte diese Idee auch wohl etwas zu kostbar gewesen seyn. — No. 9 stellt eine Art von gothischer Capelle vor, so wie man sie in englischen Gärten zu Aufstellung alter Ritterrüstungen findet.

Die übrigen hier bemerkten Ideen und Vorschläge sind theils schon bekannt und angezeigt worden, theils keiner besonderen Anzeige werth, wesshalb wir sie hier übergehen. Wir bemerken nur noch, dass es ein grosses Missverständniss der poetischen Wahrheit anzeige, wenn man der Meinung ist, ein Denkmal der Art müsse im gothischen Stile erbaut werden, weil der Held in jener Periode handelte. Diess kömmt uns eben so vor, wie die Behauptung jenes Philosophen, dass Wilhelm Tell desshalb an poetischer Wahrheit verliere, weil er nicht im Schweizerdialekt geschrieben sey!

H. V.

Berlin u. Leipzig: *Versuch über die Geschichte der Baukunst.* Erster Band. 1807. 352 S. 8.

Da weder eine Vorrede noch eine andere Anzeige über den Plan des Vfs. einige Auskunft giebt: so lässt sich nicht muthmassen, wie weit der Vf. in der Geschichte gehen wollte, indem dieser Band sich nur mit Untersuchungen über die Baukunst der Ägypter und den Übergang der Baukunst zu den Griechen beschäftigt. Es ist indess, so viel uns bekannt, seit 1807 nichts weiter erschienen, daher die Fortsetzung aufgegeben zu seyn scheint. Unstreitig ist das Buch kein deutsches Original, sondern eine Übersetzung, wahrscheinlich aus dem Italiänischen, weil zur deutlicheren Bestimmung des deutschen Kunstausdrucks sehr oft der italiänische hinzugefügt ist, und immer italiänische Masse gebraucht werden. Auch die Literatur und die darin angeführten und benutzten Schriften der neueren Zeiten geben einen fremden Ursprung zu erkennen.

Den grössten Theil des Buches nimmt die Geschichte der Baukunst der Ägypter ein, worin erst die Bildung der Baukunst dargestellt, dann die Werke der Baukunst in Ägypten beschrieben sind, dem sich einige allgemeine Bemerkungen anschliessen. Das Übrige enthält die Bildung der griechischen Baukunst. Felsenklüfte dienten den Ägyptern zum Vorbilde ihrer Architektur und aus den Höhlen entstanden die Häuser. Die Griechen, die ihre Bildung hauptsächlich durch die Ägypter erhielten, entlehnten von diesen Völkern auch die Architektur, und ihre Baukunst ging nicht von der Hütte aus. Dieses sind die Hauptsätze des Buchs, denen man nicht widersprechen mag. Allein im Übrigen und in der Ausführung befriedigt das Buch auf keine Weise. Es stellt bekannte Dinge auf, ohne kritische Genauigkeit, und sowohl in der Geschichte der Kunst, als in der Anführung alter Denkmäler, findet sich so viel Unrichtiges und Mangelhaftes, dass eine Widerlegung und Berichtigung die Grenzen einer Recension sehr überschreiten würde.

— gl —

M U S I K.

1) Leipzig, b. Hoffmeister u. Kühnel: *Drey Gedichte* von *Franz Schütt* für Gesang und Clavier, aus besonderer Hochachtung demselben gewidmet, von *J. Brandl.* (Op. 22.) 5 B. (16 gr.)

2) Ebend.: *VI Gesänge für Gesang und Clavier*, componirt von *J. Brandl.* (Op. 24.) 8 Bog. (1 Rthlr.)

Beide Sammlungen gehören zu den Liedercompositionen, die man, ungeachtet einzelner guter Stellen, gröfstentheils regelmäfsiger Harmonie und fangbarer Melodie, unbefriedigt wieder hinweglegt. Es fehlt ihnen überhaupt der Geift, der eine klare Dichtung erfüllt. Diefer Mangel äufsert fich fchon in der Wahl ganz unmufikalifcher Verfe, denen nur ein fubjectives Verhältnifs einigen Werth zugeftehen kann. Es find gröfstentheils Apoftrophen ohne Pointe und Nachdruck. Die Mufik folgt ihnen getreu, hebt angenehme Einzelnheiten oft heraus, und führt die matten Sentenzen arienmäfsig durch, indem fie oft in den gewöhnlichen Opernftil hinüberfchweift. Die Declamation des Einzelnen ift noch eher als die des Ganzen beobachtet, wovon die Schuld jedoch gröfstentheils an den Dichtungen zu liegen fcheint; aber auch darin finden fich mehrere Fehler.

No. 1. Das erfte ift das leidlichfte Gedicht; doch hat der Componift nichts gethan, um die gegebenen Momente wenigftens durch verändertes Tempo zu unterfcheiden. Das zweyte, eine der traurigften allegorifch-moralifchen Romanzen der aufgeklärten Zeit, wird von einer äufserft gewöhnlichen Melodie, die aus dem komifchen Liederton S. 11 in den fchauerlichen Balladenton übergeht, begleitet. Das dritte enthält wieder recht gute einzelne Gedanken, verfchwimmt aber mit feinem Texte. Auch kehrt der Componift zu oft in den Grundaccord zurück, wie S. 14, mit falfcher Declamation.

No. 2. Im erften Gedichte: *An meinen Schutzgeift*, fchmiegt fich die Compofition an die Lauheit des Gedichts an. Beffer ift 2) *der Tag*, deffen Compofition zwar nicht treu, aber doch fehr anmuthig ift. Die ftörenden, unnöthigen Accordveränderungen S. 10 möchten wir wegwünfchen. Daffelbe Lob verdient 3) *die Nacht*, die ein recht angenehmes Ganzes bildet. Die Ausweichung S. 16 nach *des* ift unnatürlich; und die einer einmal gefafsten Melodie wegen oft fichtbare Trennung zufammengehöriger Sätze durch Zwifchenfpiele, fo wie daher entftehende falfche Declamation (als S. 20 zu den Worten *rofne Schwinge deckt*), find Fehler, die des Componiften übrigem Talente für Liedercompofition überhaupt im Wege zu ftehen fcheinen. Zu dem leichten Liede, No. 4, ift das Vorfpiel zu fchwer. Die Pointe ift nicht naiv genug herausgehoben. Dem 5 Gedichte von *la Roche* fehlt es an kräftiger Declamation, befonders S. 27. Der Ausgang im Allegro ift das Ende einer gewöhnlichen Bravourarie. Das letzte Liedchen ift leicht und angenehm. Wir rathen den mufikverftändigen Componiften, fein Talent mit Fleifs auf mufikalifchere Dichtungen zu wenden, und diefe Methode, alles durchzucomponiren, zu verlaffen: dann werden wir vielleicht etwas Gediegneres von ihm zu erwarten haben. Druckfehler find wenige, und unbedeutend. Der Stich felbft ift in der zweyten Sammlung unreiner.

Wir fügen von demfelben Componiften hier noch an:

Ebendafelbft: *Duett: Dich Gatten wiederfehen etc.* aus der Oper Herrmann, von *J. Brandl.* 1½ Bg. (6 gr.)
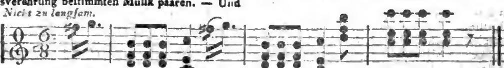
Rec., der die Oper zwar nicht kennt, findet doch für *Hermann* und *Thusnelde* der fchmelzenden Terzen zu viel in diefem Duett. Der Gefang ift fliefsend und die Modulation S. 4 fehr paffend und pikant. Der Stich ift fchön, nur S. 5 Takt 7 im Baffe mufs *gis* in *a* verändert werden.

M....s.

KLEINE SCHRIFTEN.

MUSIK. *Landshut*, b. Attenkofer: *Zehn deutfche Meffen mit abwechfelndem Texte.* Zum Gebrauch der Landfchullehrer in Mufik gefetzt von *Ch. P. M.*, D. u. Pf. zu Orb. 1805. 74 S. Fol. Sey es immer blofs Zufall, dafs der Setzer bey dem Zufammenfchluffe des Titels diefes Werkes eine Vignette ergriff, die einen mit fehr vielen Zierrathen umgebenen Altar vorftellt, auf welchem das Feuer aus einem Bombenkeffel hervorgeht: fo hat er dennoch, fich unbewufst, die Befchaffenheit und Wirkung diefer Meffen trefflich charakterifirt, und dem Rec. gleichfam vorgearbeitet. So wenig diefs Bild eines Altars in einem diefem Gegenftande angemeffenen, edlen und erhabenen Stile gezeichnet ift, der fich nicht mit überflüffigen Verzierungen und Schnörkeleyen paart: eben fo wenig kann fich der Gebrauch der aus der profanen Mufik entlehnten melodifchen Blumen und Modefchnörkel, deren fich die Vff. diefer Meffen bedient haben, mit der edlen Einfachheit der zur öffentlichen Gottesverehrung beftimmten Mufik paaren. — Und die Entzündung des Opfers mittelft des aus dem Bombenkeffel ausgehenden Feuers — ja das Ding knallt wohl, aber das Feuer trifft und entzündet das Opfer nicht. — Von ähnlicher Wirkung ift auch die Mufik diefer Meffen. Sie wirkt blofs Erfchütterung der Gehörnerven, keineswegs aber trifft fie das Herz, und ift zu nichts weniger fähig, als zur Aufregung religiöfer Gefühle und zur Erhebung des Herzens.

Wer mag wohl einer Sammlung von Kirchenliedern, deren Inhalt auf das Staffelgebet, Glorie, Offertorium und Sanctus Bezug hat, in der profanften mufikalifchen Einkleidung, oder in der älteren Art, die gefellfchaftlichen Oden und Lieder am Claviere zu fetzen, den ehrwürdigen Namen einer Meffe zugeftehen? Oder welcher mit Kopf und Herz begabte Tonfetzer wird fich einfallen laffen, für den öffentlichen Gottesdienft Melodieen zu fetzen, die, wie z. B. das Credo der zweyten Meffe, ihrem Charakter gemäfs auf nachftehende Art fchliefsen?



Weil jedoch die Vff. diefer fogenannten Meffen weder von harmonifcher Kenntnifs, noch von aller Anlage zum Setzen der Gefangftücke gänzlich entblöfst find, und fich in diefem Werke nur in Hinficht auf Kirchenmufik fo fehr vergriffen und verfündigt haben: fo würden fie wahrfcheinlich die Kritik mehr befriedigen, wenn fie fich auf profane Gefangftücke einfchränken, fich dabey mehr der jetzt gangbaren Manier bedienen, mehr nach Mannichfaltigkeit in der Form der Melodie ftreben, und die vielen bis zum Ekel angebrachten, nichts bedeutenden Fermaten, die blofs den Flufs des Textes hemmen, und deffen Sinn zerftören, vermeiden wollten.

—s—

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

München, auf Kosten der Akademie: *Denkschriften der königlichen Akademie der Wissenschaften zu München.*

Für das Jahr 1808. — 1809. LXVIII u. 428 S. 4. mit 12 Kupfertafeln.

Für die Jahre 1809 u. 1810. — 1811. XLIV, 580 u. 71 S. gr. 4. mit 8 Kupfertafeln.

Für die Jahre 1811 u. 1812. — 1812. XLVIII, 521 u. 168 S. gr. 4. mit 13 Kupfertafeln.

Noch nicht lange hatte *Maximilian Joseph I* den königlichen Thron bestiegen, als er den erhabenen Gedanken fasste, den Wissenschaften, vorzüglich mit Berechnung auf Baiern, einen allgemeineren, höheren Umschwung zu geben. Zur Erreichung dieses Endzweckes glaubte er am kräftigsten durch die Errichtung einer *Akademie der Wissenschaften* in München zu wirken; oder vielmehr durch die Vereinigung der mannheimer mit der seit 1758 vorhandenen münchner Akademie, durch Umwandlung der bisher bestehenden Einrichtung, weil, nach dem Ausdrucke der Constitutionsurkunde, die Fortschritte der Wissenschaften nebst der grösseren Ausdehnung des Reichs ein Missverhältniss zwischen dem Zwecke und den Mitteln dieses Instituts hervorgebracht haben; ferner durch die Herbeyrufung ausgezeichneter Gelehrten aus anderen Gegenden Deutschlands, und durch eine reiche Dotirung der viel vergrösserten und erweiterten Anstalt. Der Eifer des dirigirenden Ministers, *Grafen von Montgelas*, förderte die gute Sache so thätig, dass im May 1807 die Constitutionsurkunde erschien, und im Julius die erste Sitzung der versammelten ordentlichen Mitglieder konnte gehalten werden. Die Urkunde spricht eben so rein den Geist des Wohlwollens und Strebens nach Erweiterung der menschlichen Kenntnisse, als der Weisheit in der getroffenen Wahl der Mittel aus. Keine Schranken sollen dem Forschungsgeiste durch bestimmte Weisungen gesetzt werden; man bedingt nicht unmittelbare Anwendbarkeit der wissenschaftlichen Untersuchungen: aber auch diejenigen Mitglieder, welche ihr Nachdenken mehr auf zweckmässige Gegenstände, als auf theoretische Untersuchungen gerichtet haben, und ihre Kräfte und ihren Fleiss dem Vaterlande widmen, sollen ausgezeichneten Dank verdienen, wenn sie zur Verbesserung der Agricultur, zur Belebung der Industrie u. s. w. beytragen. Als wesentliche Gegenstände zum Streben für die Akademie sind angegeben: 1) die *Philologie* und *Philosophie*, 2) die *Mathematik* nebst den sämmtlichen *Naturwissenschaften*, und 3) die *Geschichte* mit ihren Hülfswissenschaften. Nach diesen Gegenständen zerfällt das Ganze in drey Classen, von welchen die mittlere mehrere Sectionen enthält. Der historischen Classe werden vorzüglich Forschungen in der baierischen Geschichte ans Herz gelegt, und ihr insbesondere die Ausfertigung eines vollständigen geographischen Lexikons aufgetragen. In der That, wer vermöchte diese, zweckmässig ausgeführt äusserst nützliche und wichtige Aufgabe richtiger zu lösen, als eine Gesellschaft von Gelehrten, von welchen der grössere Theil Kenner des Vaterlands ist, die sich gegenseitig in einzelnen Fehltritten leicht berichtigen, und an der Quelle richtiger Erkenntniss sitzen? Und doch wird vielleicht die Ausführung zur unmöglichen Sache, ohne die kaum zu hoffende unbeschränkte Mittheilung der Notizen, welche nur die Regierung allein aus den Berichten der Landgerichte und Kreiscommissariate erhält. Gewinnt das nicht leichte Unternehmen erspriessliches Gedeihen: so darf die Classe auf ihren Lorbeeren, unbesorgt wegen der Schmälerung ihres Ruhms, den Anstrengungen der übrigen zusehen. — Das Personale der Akademie besteht aus einem Präsidenten (diese Stelle ist aber seit dem Jahre 1812 durch freywilligen Abtritt des Hn. Geheimenraths *Jacobi* eingegangen; seine Geschäfte vertheilen sich), einem Generalsecretär, den Secretären der einzelnen Classen, aus den ordentlichen in München residirenden Mitgliedern, welche kein anderweitiges Amt haben, sondern einzig als Akademiker besoldet werden; aus den Ehrenmitgliedern; aus den auswärtigen wirklichen Mitgliedern, Correspondenten, Adjuncten und Zöglingen; denn auch zur Pflanzschule für das aufkeimende Talent soll die Anstalt dienen, und unter der Leitung von Meistern künftige Gelehrte und Künstler bilden. Zu allen Stellen ernannte Anfangs der König; in Zukunft soll die Wahl der Mitglieder unter allerhöchster Bestätigung der Akademie freygegeben werden: sie hat auch schon durch die Ernennung vieler auswärtiger wirklicher Mitglieder Gebrauch von der ertheilten Befugniss gemacht. Diese werden wie die ordentlichen Mitglieder zur Einsendung freywilliger Arbeiten aufgefodert, und kommen sie nach München: so sitzen sie mit in den Versammlungen. Mit jedem Jahre hält die Akademie eine feyerliche Versammlung (sie hat den 12 October als den Namenstag des Königs dazu bestimmt), in welcher der Generalsecretär über die Arbeiten des verflossenen Jahres Bericht erstattet, wie er denn bis-

her mit jedem Jahre erstattet worden ist; Auszüge aus den gekrönten Preisschriften werden öffentlich vorgelesen, die Namen der neuerwählten oder abgegangenen Mitglieder mit Beyfügung kurzer biographischer Notizen angezeigt, gewöhnlich Reden gehalten u. s. w. Der Rang unter den Akademikern ist gleich, in Bezug auf andere Staatsbeamte geniessen sie den Rang der höheren administrativen Stellen, sie haben auch eine eigene glänzende Uniform erhalten.

In der Versammlung, wo die Urkunde, deren Hauptzüge hier ausgehoben sind, vorgelesen wurde, hielt der Hr. Präsident *Jacobi* eine Rede:

Über gelehrte Gesellschaften, ihren Geist und Zweck, besonders verlegt b. Fleischmann in München. 1807. 78 S. 4.;

aber abgekürzt auch in diesem Bande der Denkschriften enthalten. Mit Geist, Würde, und der ihm eigenen gediegenen, sanft dahinfliessenden Diction führt Hr. *J.* den Hauptsatz durch, dass, wie die Tugend, auch die Wissenschaft ihren Zweck in sich selbst haben soll; sie soll frey seyn, ohne Streben nach aussen, durch Selbstgenügsamkeit ihre eigenthümliche Würde und göttliche Abkunft beurkunden. Diess ist so gewiss, dass in dem Augenblick, wo die Wissenschaft einem anderen Zwecke dienstbar wird, der nicht aus dem ursprünglichen Triebe nach Erkenntniss unmittelbar quillt, sie nicht nur ihre Würde verliert, sondern auch selbst für jene Zwecke versiegt. Das Letztere vergessen die *Ganzirdischen* gern, die sich keines unmittelbaren Triebes ausser jenem bewusst sind, den der Mensch mit den Thieren gemein hat; sie verlangen bloss praktische Nützlichkeit, Handlangerey für das gemeine Leben, und brauchbare Resultate. Die Geschichte der Erfindungen beweiset indessen, dass die wichtigsten und nützlichsten derselben sich erst hintennach und unvermuthet aus solchen Anstrengungen des Geistes ergeben haben, von denen gerade dieser Gewinn sich auf keine Weise ahnden liess. Wollte daher eine Regierung bey der förmlichen Errichtung von gelehrten Gesellschaften die Bestrebungen derselben nur auf Nützlichkeit bedingen, oder sie durch bloss nationale und provinciale Zwecke beschränken, oder wollten die Mitglieder derselben, unter der Voraussetzung einer solchen Absicht, über dem bedingten Streben zur praktischen Anwendung das freye wissenschaftliche Streben nach Erweiterung der Einsicht vergessen, und da als Handlanger dienen, wo sie als Architekten gebieten könnten: so würde diess nicht nur ein schmähliches Verkennen der Natur der Wissenschaft, sondern ein unbesonnenes Zerstören der eigenen Zwecke seyn. Wenn daher eine grossdenkende und weise Regierung Akademieen stiftet: so kann sie dabey keine andere Absicht haben, als durch die Vereinigung zerstreuter Köpfe eine mächtiger wirkende Gesammtkraft zu bilden. — In der Fortsetzung wird gezeigt, dass die Weltleute fast aller Jahrhunderte in dieser Hinsicht nicht rein genug dachten, dass bey den Römern das wissenschaftliche Treiben vom Praktischen ausging, und sich immer wieder in das Praktische verlor. Wenn unter Marc Aurel die schönsten Tage für das römische Reich aufgingen: so verschwanden sie wieder mit seinem Tode. Auch auf das neue Licht der Wissenschaften, das sich um Karls des Grossen Thron zog, folgten düstere Zeiten; doch leuchteten mitten in der Nacht helle Gestirne der Wissenschaft, und zeigten den Pfad nach dem belohnenden Ufer. Die mächtige Anstrengung des Denkvermögens durch das scholastische Studium bereitete die Befreyung des Geistes vor, und die Erweckung der alten Literatur in Italien vollendete sie. Nach diesem historischen Ausfluge kehrt der Vf. auf den ersten Gegenstand zurück, und zeigt aus der Natur des Menschen, welche Art der Cultur die beste, und welches Zeitalter das cultivirteste zu heissen verdiene. Dem gegenwärtigen wird kein rühmendes Urtheil gesprochen. Es liegt an schlimmen Übeln krank, unter denen auch eine seichte Beachtung der Philosophie eine Rolle spielt, vor der ein eben so seichtes Anstaunen und Lobpreisen vorhergegangen war. Aber die Hoffnung schwindet nicht, und jedesmal noch sind Heroen der Humanität erschienen, wenn es die höchste Noth erfodert hat. — Gewiss erkennen denkende Leser die meisten der hier meisterhaft vorgetragenen Gedanken für ihre eigenen; doch vielleicht unterschreibt nicht Jeder die hoch gespannte Würdigung der von aller praktischen Anwendung sich lossagenden rein philosophischen Speculation.

In der auf diese Inauguration folgenden ersten öffentlichen Versammlung las Hr. Generalsecretär *Schlichtegroll* eine kurze Biographie des zuletzt verstorbenen Mitgliedes der Akademie, *Christian Friedrich Pfeffels*, und Hr. Hofrath *Breyer* einen biographischen Aufsatz über den Vater der baierischen Geschichte, *Johannes Aventin*, vor. Beide Reden sind auch besonders gedruckt; wir schalten hier die Anzeige derselben von einem anderen Recensenten ein:

München, b. Lentner: *Erste öffentliche Sitzung der königlichen Akademie der Wissenschaften zu München, nach ihrer Erneuung.* Gehalten den 28. September 1807. — Enthaltend *Schlichtegrolls* und *Breyers* Reden über Pfeffel und Aventin. 87 S. 8.

Ist ein Zeitalter, wie das unsere, zerstreut durch Getümmel politischer Dinge, verloren in müssigem Verwundern über vielfach in den Büchern der Vorwelt verzeichnete Meteore, verwöhnt durch gesuchte pikante Genüsse: selten vermag dann der gewaltige Redner Sammlung in den Gemüthern zu stiften, den Geschmack der Übersättigten zu reizen. Öfter gelingt diess dem historisch-biographischen Meister, der, Gebieter über die Welt der Geschichte, ausgezeichnete Männer vorführt, sie werden, handeln, kämpfen lässt, den Genuss mit Resultaten der allgemeinen Geschichte würzt. Ein Reiz, der allmächtig anspricht. Vortreffliche Wirkungen auf deutschen Geist würden zu den Verdiensten der Akademie gehören, wenn öf-

ter biographifche Redner aufträten, deren Vorträge dem Publicum gefchenkt würden. Die vorliegenden Auffätze erregen den Wunfch. Glückliche Wahl des Stoffs, angenehme Darftellung, rührende Äufserung der Dankbarkeit und Freude, einem Inftitut anzugehören, an dem fo fchöne Hoffnungen eines grofsen deutfchen Landes hängen: vieles vereinigt fich, den Lefer zu gewinnen. Höchftens bleibt zu wünfchen übrig, es möchten im erften Vortrage Gedanken und Rede mehr concentrirt, im zweyten manche Stellen weniger poetifch feyn. In der erften Biographie ift das thätige Leben *Chriftian Friedrich Pfeffels* gefchildert, eines ehrwürdigen Mannes, Mitglieds der vorigen Akademie, Directors der hiftorifchen Claffe, geftorben zu Paris, einige Monate vor der Feyer feines Andenkens. Er war als Gefchäftsmann ein unterrichteter, gewandter Publicift und Diplomatiker, als Schriftfteller ein fachkundiger Hiftoriker und Statiftiker. (Was der Biograph S. 17 zum Lobe des pfeffelfchen Hauptwerks: *Abrégé chronologique de l'histoire et du droit public d'Allemagne*, aushebt, ift nicht dazu geeignet: „Wie trefflich ift hier, um nur Eins anzuführen, der Übergang der grofsen Reichslehne in *fouveraine* Staaten, und die finkende Macht der deutfchen (?) Kaifer dargeftellt!" Diefer Theil der pfeffelfchen Schrift ift gerade der, wo dem Verfaffer die bedeutendften hiftorifchen und publiciftifchen Irrthümer entfchlüpft find. Freylich wird Th. I, S. 214. 216, nach der parifer Octavausgabe von 1766, den Fürften Deutfchlands Souverainität beygelegt. Als *Reichsftaatsbürger* aber find diefe nie fouverain gewefen: ein Begriff, den das vormalige Staatsrecht nicht zuläfst, fehr verfchieden von Landeshoheit.) — Anziehend ift im zweyten Vortrage die Darftellung *Aventins*, des verdienftvollen erften Gefchichtfchreibers von Baiern, eines Mannes, ausgezeichnet durch den hellen Blick, mit dem er in der Dämmerung feines Zeitalters die Dinge auffafste, durch überrafchend richtige Begriffe von der Natur und den Quellen einer Landesgefchichte, durch raftlofe Thätigkeit, durch liebenswürdige perfönliche Eigenfchaften. — Einige Worte des Präfidenten der Akademie gehen der erften Rede voran, folgen ihr. Vollwichtige Worte, treffende Andeutung, was männliche Feyer verftorbener Edlen vermöge. NN.

Andere Reden hielten in fpäteren Sitzungen Hr. Hofrath *Schelling* über das Verhältnifs der bildenden Künfte zu der Natur; *Freyherr von Aretin* über die früheften univerfalhiftorifchen Folgen der Erfindung der Buchdruckerey; Hr. Hofrath *Jacobs* über einen Vorzug der griechifchen Sprache in dem Gebrauche ihrer Mundarten. In fpäteren Jahren folgten noch einige andere. Sie find befonders abgedruckt, und gehören nicht zu den Denkfchriften der Akademie. — Alles Bisherige enthält mit der erfoderlichen Ausführlichkeit die dem erften Bande der Denkfchriften an die Spitze gefetzte Gefchichte der Akademie: fie nennt uns zugleich als Attribute der Akademie die grofse, mit jedem Jahre beträchtlich wachfende Centralbibliothek, welche fich nach ihrer völligen, jetzt fchon fehr weit gediehenen Einrichtung den gröfsten und wichtigften getroft an die Seite fetzen darf; das feit dem Stiftungsjahre vielfach bereicherte Münzkabinet, die Sternwarte, das chemifche Laboratorium, das anatomifche Theater (beide erft noch im Werden), das Naturalien-, das mathematifch-phyfifche und das polytechnifche Kabinet, die archäologifchen Sammlungen, und den, nun neu angelegten, und durch den Eifer des Hn. Directors *Schrank* feiner zweckmäfsigen und fchönen Vollendung fehr nahen botanifchen Garten.

Die Ausbeute in den Denkfchriften konnte gleich beym Aufkeimen der Anftalt unmöglich fehr ergiebig feyn; doch ift fie nichts weniger als dürftig, und gleich die erfte Abhandlung nimmt unfer ganzes Intereffe durch den Enthufiasmus, in welchem der gelehrte Vf. an dem vorgefafsten Gegenftande hängt, durch die fcharffinnige Entwicklung der zur Stützung deffelben aufgeftellten Gedankenreihe, und endlich durch den reinen, nur bisweilen üppigen Ausdruck des Vortrags.

Über die Erziehung der Griechen zur Sittlichkeit, eine akademifche Rede von *Friedrich Jacobs.*

Dafs die Griechen in jeder Hinficht den Neueren fich weit überlegen zeigen, dafs nach einer Note S. 15 die meiften von uns auch neben Boeotiern nur Barbaren gewefen wären, wird als allgemein angenommener Grundfatz vorausgefetzt, und S. 5 nur als zuverläffige Thatfache in fchöner Verkettung durchgeführt, dafs fie auch an Sittlichkeit (der Vf. verfteht unter diefem Ausdrucke Moralität und Tugend) weit über uns emporragten. Die Frage ift alfo nur, durch welche Mittel der Erziehung gelangten fie zu der hohen Stufe, da der Unterricht zur Tugend bey den Griechen äufserft mangelhaft war, und die mythifche Religion ihn vielmehr trübte und verwirrte. Der Knoten ift (S. 9) leicht zu „*zerfchneiden*", wenn man auf die Natur und den leichten und heiteren Himmel von Griechenland hinweifet. In dem ganzen Wefen des Griechen herrfchte eine Elafticität und Reizbarkeit, die faft allen Glauben überfteigt — ein unbefangener Kinderfinn voll Vertrauen und Glaubens. — Mit Unrecht zürnen die Gefchichtfchreiber über eine Brennbarkeit, aus welcher eben fowohl verderbliche als wohlthätige Flammen aufloderten, und über den Kinderfinn, der mit fröhlicher Unbefonnenheit in die Gefahr fich ftürzt, rafch ergreift, fchnell verwirft, leicht fündigt, noch leichter bereut, mit felbftfchadender Heftigkeit zürnt, und mit gleicher Heftigkeit liebt, das Spiel mit Ernft, und das ernfte Gefchäft oft fpielend betreibt. — Was hat aber (S. 10) der wilden Kraft die erhabene Mäfsigung, der vollen Lebensluft die kalte Verachtung des Todes, dem blinden Naturtriebe die fromme heilige Scheu fo fiegreich gegenüber geftellt? In dem menfchlichen Gemüthe find es die fanften Zügel der Schönheit, der Charitinnen und der Mufen, welche die ftreitenden Kräfte lenken

und vereinigen. — Hieraus erhellt, dafs, wenn der Menfch zur Sittlichkeit gebildet werden foll, man vor allen Dingen fuchen müffe, einen folchen Mittler zu gewinnen, der in feinem Inneren die ftrenge Gottheit des gebieterifchen Gefetzes mit der Schwachheit der finnlichen Natur ausföhne. — Diefe Wirkung (S. 13) wird fchlechterdings verfehlt, diefe innere fittliche Mufik wird nie hervorgebracht durch Begriff und Lehre, fondern durch folche Mittel, welche den Menfchen in feiner ganzen Natur ergreifen, anregen, in fich felbft zurückführen, und von fich felbft trennen. — Eine jede Erziehung ift daher tadelnswerth, in welche fich der leitende Verftand immer und immer eindrängt, und immer fchaffen will, wo er nur wegfchaffen follte. Von diefer Sünde hat fich wohl kein Volk reiner erhalten als die Griechen. Früh dachten fie darauf, die Heftigkeit der Natur zu zügeln, und das Princip der Mäfsigung war bald von ihnen als der Mittelpunct der Sittlichkeit anerkannt. — Zur Erreichung diefes Endzwecks war (S. 16) im Ganzen die Erziehung auf zwey Dinge gerichtet, auf Gymnaftik und Mufik; jene bildete den Körper, die letztere den Geift. Selbft für das Sittliche wirkte bey den öffentlichen Übungen die Nacktheit der Jünglinge; fie bewahrte die Unfchuld, pflegte die heilige Scheu, und entzündete die freye und zarte Freundfchaft fchöner Jünglinge. Die Gymnafien waren eine Schule rühmliches Wetteifers, die den Ehrgeiz zu „*reinigen*" dienten. Mächtiger wirkte zur Sittlichkeit die Mufik; nur (S. 26) Mufik mit erhabenen Worten verbunden, erzeugt die richtige Wirkung. Einfach feyerlich war die Mufik; die Worte grofs. Es ift nicht zu bezweifeln, dafs eine Kunft das Gemüth reinigen könne, die fich feiner gänzlich bemächtigt, um es in den Äther der höheren Welt zu erheben. Völlige Feftigkeit bewirkte die Lectüre der alten Dichter, des begeifternden Homer, ob er gleich feine Heroen und Götter nach den Eindrücken roher Sinnlichkeit handelnd einführt. Denn (S. 32) man ift doch wohl jetzt ganz einverftanden, dafs ein Gedicht am beften durch das lehrt, was nicht beftimmt ift zu lehren, und dafs das Weifefte nicht immer das fey, was von Weisheit überfliefst. — Auch auf den Erwachfenen wirkte (S. 36) die Poefie in den Tempeln, im Theater, in der Tragödie, felbft in der Komödie des Ariftophanes, deffen Sittlichkeit hier einen lebhaften Schutzredner findet. Es wirkten ferner auf fie, aufser der geläuterten Religion, die Schulen der Philofophen in den Gärten der Akademie u. f. w. Da gefchah es denn (S. 43), dafs weife Männer, die ihren Glauben an das Göttliche durch begeifterte Worte und ein heiliges Handeln offenbarten, ganze Gefchlechte der mitlebenden Menfchen, wie an Zeus adamantenen Ketten, emporhoben, und dafs Jünglinge, Männer und Weiber, von frommer Begeifterung ergriffen, das Andenken und den Unterricht des dämonifchen Lehrers durch ein würdiges Leben ehrten.

Abfichtlich haben wir den liebenswürdigen Schwärmer durch Aushebung feiner Hauptfätze ohne Unterbrechung fprechen laffen. Auch wir fchätzen die in vieler Hinficht hohen Vorzüge der alten Griechen, find aber deffen ungeachtet überzeugt, dafs das ganze Thema von hervorragender Sittlichkeit bey manchem neueren Volke in reicherem Mafse vorhanden war, als bey dem geprielenen Griechen. Weder die Natur und der heitere Himmel konnte fie geben, wenigftens hätten die öftlichen und weftlichen, unter gleichem Einfluffe des Klima lebenden Nachbarn nicht minder gegründeten Anfpruch auf den göttlichen Hauch; noch weniger liefsen fich durch Gymnaftik und Mufik alle die angegebenen Wunderdinge bewirken, ob wir gleich durch diefe Äufserung das Wohlthätige beider Anftalten nicht in Zweifel zu ziehen gefonnen find. Aber man durchwandere die Hauptperioden der Gefchichte: fo finden wir die Heroen Homers handelnd einzig nach dem rohen finnlichen Eindrucke; in der glänzendften Zeit war das, was der Vf. Sittlichkeit nennt, eine fo wenig alltägliche Tugend, dafs Ariftides, als ein Mufter, dem kein zweytes fich zur Seite ftellen laffe, vorzugsweife den Beynamen des Gerechten erhielt. Jeder Abfchnitt in des Thucydides Gefchichte ftellt Beyfpiele von Unfittlichkeit bey hervorragenden Staatsmännern auf, und nur feltene für das Gegentheil. Wenn Redner von zweydeutigem Charakter, zuweilen offenbar der Beftechlichkeit befchuldigt, ohne Widerrede zur Belehrung für den grofsen Haufen auftreten durften: fo zeugt das von fehr weniger Sittlichkeit von Seiten des Redners und des Volks; und als vollends der Schwarm von Sophiften, die Zahl der Delatoren, mit jedem Jahre lauter ihre Stimme erhoben: wer wird da weiter Sittlichkeit in der Mehrzahl der Nation fuchen wollen? Dafs es einzelne Ausnahmen gab, dafs die Philofophen, aufser ihren theoretifchen Lehrfätzen, mitunter auch Lehrer der Moral für einen auserwählten Cirkel wurden, wie wir diefs namentlich vom Sokrates wiffen, läfst fich als wahrfcheinlicher Fall denken, der aber die fchwere Schale der Gegenfeite nicht zu heben vermag. — Bemerkungen über den einzelnen Gang der Entwicklung mufs fich Rec., fo fehr fie fich aufdrängen, um defto mehr verfagen, da die Darlegung diefer Abhandlung ohnehin ungleich gröfseren Raum wegnimmt, als den einzelnen in der Anzeige eines viele Gegenftände umfaffenden Werks zugetheilt werden darf.

(Die Fortfetzung folgt im nächften Stücke.)

FORTSETZUNGEN.

Wien, b. Schaumburg u. Comp.: *Der Sammler*. Ein Unterhaltungsblatt. Vierter Jahrgang. 1812. July bis December. 315 — 630 S. 4. (Der Jahrgang 8 Rthlr.) S. die Rec. J. A. L. Z. 1812. No. 194.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

MÜNCHEN, auf Kosten der Akademie: *Denkschriften der königlichen Akademie der Wissenschaften zu München.* Auf die Jahre 1808 — 1812. u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

In bedeutender Anzahl folgen nun, von S. 53 bis 375, die zur Classe der Mathematik und Naturwissenschaften gehörigen Abhandlungen. An ihre Beurtheilung wagt sich Rec. nicht; er beschränkt sich auf die blosse Anzeige, die nähere Würdigung mehreren anderen Gelehrten aus den verschiedenen Fächern überlassend: 1) *S. Th. Sömmerring academicae annotationes de cerebri administrationibus anatomicis vasorumque ejus habitu.* 2) *Bemerkungen über den Bau der Augen verschiedener Thiere*, von D. *J. A. Albers* in Bremen. 3) *Zwey neue Pflanzengattungen*, beschrieben vom Director *Schrank*. 4) *Grimaldia, eine neue Pflanzengattung*, nebst Anmerkungen über Gattungsbildungen und Artencharaktere, vom Director *Schrank*. 5) *Über die Gattungen der Brunia und Staavia*, von D. *Carl Ludwig Willdenow* in Berlin. 6) *Über den sogenannten Alben in der Gegend von Erding*, vom Commenthur *Petzl*. Dieser sogenannte *Alm* oder *Alben* ist eine im baierischen Landgerichte Erding in mächtigen Lagern sich findende, gelblich-weisse, zuweilen in das Aschfarbe spielende feine Erdart, welche ihrer grösseren Masse nach ganz los ohne alle Verbindung da liegt, mitunter aber auch kleinere und grössere, leicht zerreibliche Stengelchen bildet, die öfters zusammengebacken sind. Schon die Herren *Flurl* und *Westenrieder* haben sie beschrieben, weil der Landmann das Daseyn dieser Erdart mit Recht für das Unglück seines übrigens äusserst ergiebigen Bodens erklärt. Nur einen Fuss tief verbreitet sich dieser Alm in weiter Strecke unter der Dammerde, und man hütet sich äusserst, ihn mit dem Pfluge zu berühren. Denn vermengt er sich mit der übrigen Erde: so verliert sie auf mehrere Jahre ihre Fruchtbarkeit. Der Vf. erklärt ihn, nach mehreren angestellten Versuchen, für kohlensaure Kalkerde, und fügt nähere Bestimmungen bey. 7) *Über ein* (seltenes) *Fossil aus den Thonmergel-Flözen bey Amberg*, vom Commenthur *Petzl*. Der Vf. erkennt an demselben den bologneser Spath. 8) *Über das Streichen und Fallen der Grundgebirgsschichten*, von *J. F. L. Hausmann* in Cassel. 9) *Beweis der Unzulänglichkeit des von Vauquelin vorgeschriebenen Verfahrens, das Messing oder andere Verbindungen des Kupfers mit Zink auf dem nassen Wege zu zerlegen*, von *L. C. F. Bucholz* in Erfurt. 10) *Versuche und Bemerkungen bey Gelegenheit einer ersten Wiederholung von Davy's Versuchen, über die Darstellung metallähnlicher Producte aus Kali und Natron durch den negativen Pol der voltaischen Säule*, von *J. W. Ritter*. 11) *Fernere Versuche und Bemerkungen über denselben Gegenstand*, von *J. W. Ritter*. 12) *Neue Versuche über den Einfluss des Galvanismus auf die Erregbarkeit thierischer Nerven*, von *J. W. Ritter*. 13) *Ist es erfoderlich, eine nach anderen als den allgemeinen Gravitations-Gesetzen wirkende anziehende Kraft anzunehmen, um die Erscheinungen der Cohäsion zu erklären?* vom Prof. *G. G. Schmidt* in Giessen. 14) *Über Grey's Luftspiegel und einige verwandte Erscheinungen*, vom Director *Schrank*. 15) *De altitudine speculae astronomicae regiae, quae prope Monachium est, quam mille quingentis observationibus a se habitis atque ad calculos revocatis mensus est C. F. Seyffer.* Durch 1500 Beobachtungen findet der Vf., dass die Sternwarte über die Meeresfläche erhaben ist 525,692 Metres, oder 1618,314 pariser Fuss, oder 1801,184 baierische Fuss. 16) *Super longitudine geographica speculae astronomicae regiae, quae Monachii est, ex occultationibus siderum inerrantium a se observatis et ad calculos revocatis, nunc primum definita, a Carolo Felici Seyffer.* Diese mühsame und lange Untersuchung über die Länge der Sternwarte bey München läuft noch durch die folgenden Bände fort; sie wird hier bestimmt auf 29°, 16', 23", 4''', vom ersten Meridian durch Ferro.

Den Schluss dieses Bandes macht die zur Classe der Geschichte gehörige Abhandlung:

Versuch einer Geschichte des königlichen Münzcabinets in München, von *Franz Ignaz Streber*, Mitglied der historischen Classe und Aufseher des Münzcabinets.

Mit genauer Sachkenntniss und lobenswürdiger Freymüthigkeit bezeichnet der würdige Vf. die früheren Schicksale dieses nun glänzenden und gehaltvollen Münzcabinets. Herzog Albrecht V im 16 Jahrhundert darf als der Stifter desselben betrachtet werden, da er aus allen Gegenden mit bedeutendem Aufwande alte Münzen zusammenkaufen liess, mitunter sehr wichtige Stücke, aber auch viele unächte, vorzüglich eine Reihe goldener grosser Consularmünzen, erhielt, deren durch Italiäner ausgefertigtes Gepräge damals nur wenige Liebhaber von den ächten auszu-

ſcheiden wuſsten. Als Kenner erklärt Hr. *St.* dieſe Münzen für das, was ſie ſind, und fügt bey den ſpäteren Schickſalen des Cabinets die Urſachen bey, warum es nur ſelten einen neuen wichtigen Zuwachs erhalten konnte. S. 395. „Man betrachtete die vorhandene Münzſammlung bloſs als ein Fideicommiſs, welches unverändert von Hand in Hand gehen ſollte. Die Hauptſorge ging alſo immer dahin, es ſicher zu bewahren. Man glaubte hiezu keinen ſchicklicheren Ort als die ſogenannte Schatzkammer zu finden, wo es mit den Hausjuwelen, Perlen und anderen Koſtbarkeiten bewacht und bewahrt wurde (weil ſich viele groſse goldene Münzen in der Sammlung befanden). Wer die Aufſicht über dieſe hatte, hatte ſie zugleich auch über die Münzſammlung. Da nun jene der Regel nach allezeit dem erſten oder älteſten Kammerdiener des Fürſten übertragen war: ſo fielen auch die griechiſchen und römiſchen Münzen unter die nämliche Aufſicht." Erſt unter dem Kurfürſten Karl Theodor, welcher die bedeutende mannheimer Sammlung von Münzen und geſchnittenen Steinen mit der münchener vereinigte, erhielt das Cabinet neuen wichtigen Zuwachs. Doch die neue Anordnung, ein beſſeres Local, die Vereinigung mit der Akademie der Wiſſenſchaften, zweckmäſsigere Einrichtung und Aufſicht, nebſt dem Ankaufe einer reichen Sammlung baieriſcher Münzen, hat es erſt dem gegenwärtig regierenden Könige zu verdanken, welcher auch den nöthigen Fonds zum weiteren Anſchaffen des Fehlenden anwies, und bey beſonderen Gelegenheiten auſserordentliche Unterſtützung verſprach. Hier endigt ſich der Bericht des Vfs. mit dem Jahre 1809. Aber erſt ſeit dem Jahre 1812 darf ſich das Ganze mit Ehren anderen groſsen Anlagen ähnlicher Art zur Seite ſtellen, weil der König mit beträchtlichem Aufwande die berühmte Sammlung *Couſinery's* des ehemaligen Handelsconſuls in Theſſalonich und Smyrna, erkaufte, nnd der letzte Fürſt von S. Emmeran durch ſein ſchätzbares Cabinet von alten Münzen und geſchnittenen Steinen den allgemeinen Schatz ſehr vermehrte, wodurch vorzüglich eine groſse Lücke in den Münzen der griechiſchen Städte, Könige u. ſ. w. ausgefüllt wurde. Als Anhang fügt Hr. *St.* die genaue, mit den erfoderlichen Kupfern ausgeſtattete Beſchreibung von zwölf ſeltenen Münzen bey, die entweder bis jetzt noch unedirt ſind, oder in ihrer Aufzählung doch nicht völlig mit den zu München vorhandenen Exemplaren übereinſtimmen. Sie gehören an den Städten *Larinum Frentanorum*, *Calatia*, *Neapolis*, *Teanum Sidicinum*, zwey Münzen von *Marcianopolis*, *Abdera*, *Pimoliſa* in Pontus, *Attalia Pamphiliae*, *Iſindus*; dann den Kaiſern *Severus Alexander* und *Poſtumus*. Fährt der Vf. in ſeinem bisherigen lobenswürdigen Eifer fort: ſo wird er ungleich mehr zu beſchreiben, doch mitunter auch auszuſondern haben.

In dem *zweyten* Bande der Denkſchriften, für die Jahre 1809 und 1810 folgt nach einer, die Geſchichte der Akademie enthaltenden Einleitung, für das Fach der Philologie, die gelehrte von ausgebreiteter Beleſenheit zeugende Abhandlung des Hn. Hofr. *Friedrich Jacobs*, *über die Gräber des Memnon, und die Inſchriften an der Bildſäule deſſelben.* Was über dieſen Gegenſtand Gegründetes geſagt werden kann, findet ſich hier in Vereinigung; die abweichenden Angaben über das Vaterland des Memnon, indem er als König und Feldherr von Suſa im Orient, oder nach Anderen in Äthiopien, und wieder nach Anderen in Ägypten, bey den alten Schriftſtellern erſcheint, werden mit ſorgfältiger Prüfung in Vereinigung gebracht, und der ſehr natürliche Schluſs gezogen, Memnon war eine perſonificirte äthiopiſche und ägyptiſche Gottheit, welche man auch im Orient ſuchte, weil die Griechen der frühen Zeit daſelbſt Äthiopier zu finden glaubten. Beſondere Aufmerkſamkeit ſchenkt Hr. *J.* der *tönenden Bildſäule des Memnon* in Ägypten. Sie erhielt ihren Ruf, bey aufgehender Sonne Töne von ſich zu geben, erſt in den Zeiten, als Ägypten unter Roms Herrſchaft kam; Strabo, und nach ihm mehrere Schriftſteller ſprechen von dieſem angeblichen Wunder, mit welchem der Aberglaube des groſsen Haufens getäuſcht wurde. Eine ſolche koloſſaliſche Säule, obgleich wahrſcheinlich verſchieden von der bey den Alten bezeichneten, iſt noch zu Medinet-habu vorhanden, und in *Pococke's* Reiſen nicht nur beſchrieben, ſondern auch mit ihren Inſchriften abgezeichnet. Denn viele andächtige Reiſende, meiſtens Römer, ſetzten auf den Fuſs des Koloſſes das eingegrabene Zeugniſs, daſs ſie die Töne Memnons wirklich gehört haben. Pococke wurde bey der Abſchrift dieſer zum Theil nicht gut lesbaren Inſchriften öfters geſtört; ſie ſind daher fehlerhaft, und mitunter völlig unverſtändlich. Mehrere Gelehrte haben ſich zu verſchiedenen Zeiten an die Berichtigung und Erklärung derſelben mit mehrerem oder wenigerem Glücke gewagt. Hr. *J.* unterwirft daher die Abſchrift nebſt den Erklärungen einer neuen Prüfung, und giebt mit vielem Scharfſinne und Kenntniſs der griechiſchen Sprache über die meiſten dieſer Inſchriften ſehr befriedigende Aufſchlüſſe. Nur dieſer einzige, 76 Seiten enthaltende Aufſatz iſt von der *philologiſchen Claſſe* eingerückt.

Ungleich freygebiger zeigt ſich die *Claſſe der Mathematik* und *Naturwiſſenſchaften.* Dreyzehn Aufſätze meiſt von bedeutendem Umfange, im Ganzen 580 Seiten enthaltend, treten hier nach ihrer Reihe auf. Ihre ausführliche Darſtellung und Beurtheilung müſſen wir einem dieſen Wiſſenſchaften beſonders gewidmeten Journale überlaſſen, und uns begnügen, zur Notiz der Leſer die bloſse Anzeige mit kurzen Bemerkungen zu liefern. 1) *Über die Weiſe, wie ſich Aufguſsthierchen bey ihren Bewegungen benehmen*, vom Director *Franz von Paula Schrank.* Sehr intereſſant ſind die Bewegungen dieſer nur dem bewaffneten Auge ſichtbaren Welt. „Mit der Geſchwindigkeit eines Pfeils durchblitzen einige dieſer Thierchen das mikroſkopiſche Feld, andere bewegen ſich ſo langſam, daſs die Geduld des Naturforſchers ermüdet. Die Mittel ſind eben ſo verſchieden. Füſse

fehlen allen, auch die Flossen u. s. w. Mit Vergnügen folgt selbst der in dem Fache nicht Eingeweihte den sorgfältigen Beobachtungen des Vfs. 2) *Mémoire sur la Sève d'Août*, par *Jean Pierre Vaucher de Genève.* Untersuchungen über das zweyte Treiben des Saftes der Pflanzen und Bäume im Monat August. 3) *Über die Sparsamkeit der Formen im Pflanzenreiche und ihre Übergänge.* 4) *Über die Lebhaftigkeit einiger Pflanzen.* Beide Aufsätze sind von Hn. Director *Schrank*, und gewiss keinem Botaniker gleichgültig. 5) *Über ein Fossil aus dem Steinkohlenwerke bey Häring in Tyrol*, von *H. J. Petzl.* Das Fossil hat eine lichte gelblichgraue Farbe, die Textur des Spaths, und wenn es geschabt wird, einen urinösen Geruch u. s. w. Der Vf. nennt es Stinkspath. Von ihm ist auch der folgende Aufsatz. 6) *Über den glatten Beryll vom Rabenstein im baierischen Walde.* Hr. Bergcommissär *Friedrich von Lupin* liefert 7) *ein Resumé der auf verschiedenen Reisen in das schwäbische Albgebirge gemachten geognostisch-mineralogischen Beobachtungen.* Keine grossen Erwartungen der Genauigkeit erregt die Einleitung, welche die hohen Alpen schildert, „diese Riesen der alten Welt, die *von der Rhone* im südlichen Frankreich *bis an die Donau* in Ungarn sich erstrecken etc." Sie reichen nicht bis zur Rhone in Frankreich und erstrecken sich viel weiter als nach Ungarn gegen Osten. Aber wichtiger ist S. 123 die Bestimmung der schwäbischen Alb im Königreich Würtemberg, nach der grösseren Ausdehnung, welche der Vf. diesem Gebirge giebt. Die höchsten Berge dieser rauhen Alb erheben sich 2000 bis 3000 Fuss über die Meeresfläche (Rec. hätte sie nicht für so hoch geschätzt), es steigt steil empor, hat aber keine Spitzen, sondern Flächen, durchgehends Wassermangel auf seinem Rücken und geringe Fruchtbarkeit. Die Ursachen dieser bekannten Lage untersucht nun der Vf., findet, dass die herrschende und beynahe einzige Steinart der Kalkstein von älterer und späterer Formation ist u. s. w. Dem Gange des Vfs. können wir hier nicht weiter folgen, für die Mineralogen ist seine Beschreibung nicht ohne Wichtigkeit. 8) *Ältere Geschichte der Saline Reichenhall, vorzüglich in technischer Hinsicht, bis zur Erbauung der Hülfssaline Traunstein*, vom Director *Matthias Flurl.* Der durch seine früheren Schriften als baierischer Geognost und Mineralog rühmlich bekannte Vf. liefert hier die Geschichte des schon seit dem 7 Jahrhunderte bekannten und reichsten Salzwerkes in Deutschland. Es besteht aus vielen Quellen von ungleichem Gehalte (die besten können ohne weitere Gradirung sogleich versotten werden), haben aber einen gefährlichen Feind an dem ganz in der Nähe hervorbrechenden Wildwasser. Die Arbeiten und Anlagen, gemacht in dem Fortgange der Zeiten, mit gutem oder geringem Erfolge, um die Quellen zu sondern und zu sichern, und endlich die Leitung eines Theils der Sole nach dem vier Meilen entfernten Traunstein (im J. 1614), damit der zum Versieden erfoderliche Holzbedarf leichter herbeygeschafft werden könne, beschreibt Hr. *F.* mit vieler Sachkenntniss und Deutlichkeit. Die neueren getroffenen wichtigen Anstalten übergeht er wohl absichtlich. 9) *Beyträge zur wissenschaftlichen Begründung der Glasmacherkunst*, von Dr. *A. F. Gehlen.* Vielfach gemachte und hier beschriebene Versuche belehren, dass zur Verfertigung des Glases das Glaubersalz mit Vortheil angewendet werden könne. 10) *Elektrische Versuche an der Mimosa pudica L., in Parallele mit gleichen Versuchen an Fröschen*, vom Prof. *J. W. Ritter.* 11) *Über einen elektrischen Telegraphen*, vom Geh. Rathe *Sam. Thomas Sömmerring.* 12) *Super longitudine geographica speculae astronomicae regiae, quae Monachii est, ex triginta septem defectionibus solis observatis et ad calculos revocatis, nunc primum definita* a *Carolo Felici Seyffer.* 13) *Über die Gesetze des Stosses, vorzüglich in Anwendung auf den hydraulischen Stösser*, von *Carl Heinrich Langsdorf* in Heidelberg. Über diese vier letzten physikalischen und mathematischen Abhandlungen darf es sich Rec. nicht herausnehmen, Bericht oder Urtheil zu sprechen; nur bey der Längenbestimmung von München drängt sich der Gedanke auf, dass, wenn die Berechnungen bey der Bestimmung aller einzelnen Hauptorte gleich grossen Raum wegnehmen, leicht mit diesem Gegenstande eine grosse Bibliothek gefüllt werden könne. Die in diesem Bande gelieferten Rechnungen füllen 100 Quartseiten.

Nur eine *historische* Abhandlung ist diesem Bande angeschlossen; sie nimmt die Aufmersamkeit des Publicums in Anspruch, durch die gute Wahl des Gegenstandes, und durch den bey der Untersuchung gezeigten richtigen Blick und die vielfachen Kenntnisse des Vfs.: *über den Geschichtschreiber Liutprand, besonders über dessen historische Glaubwürdigkeit*, vom Oberkirchenrathe *C. D. A. Martini.* Der Italiäner Liutprand, oder wie man ihn gewöhnlich, obgleich unrichtig nennt, Luitprand, war Geheimschreiber beym König Berengar, als er von diesem schwer beleidigt wurde, Anhänger des Kaisers Otto, und endlich Bischof von Cremona, durch die Unterstützung des Kaisers, der ihn auch als Gesandten an dem Hofe zu Constantinopel gebrauchte. Nach eigenen Erfahrungen, und nach den Erzählungen von Augenzeugen, fing er zu Frankfurt am Mayn an, die Geschichte seines und des nächst vorhergehenden Zeitalters auszuarbeiten, und vollendete sie auf der kleinen Insel Paxo südlich von Corfu. Dass ein Mann, den seine erworbenen Kenntnisse zu wichtigen Stellen erhoben, und der durch diese Stellen eine Menge Gegenstände erfahren, und im richtigeren Zusammenhange kennen lernen konnte, als seine übrigen Zeitgenossen, zum Geschichtschreiber berufen sey, wird wohl Jedermann zugestehen. Er ist auch bey weitem der erste Schriftsteller des zehnten Jahrhunderts, sogar in Rücksicht auf Vortrag und Sprache. Häufige Anspielungen auf biblische Stellen, mitunter etwas überflüssige Declamation, muss man ihm verzeihen, es war die Eigenheit nicht seiner Person, sondern seines Zeitalters. Selbst mehrere, in das Privatleben der geschilderten Personen eingreifende, zu dem allge-

meinen Gang der Hauptbegebenheiten nicht gehörige Anekdoten verdienen keinen Vorwurf, sondern unseren Dank; nur ein mit den inneren Verhältnissen vertrauter Mann konnte sie geben. Und dann für das Grosse, für das Ineinandergreifen der Ursachen und Wirkungen, hat er den wahren Sinn eines pragmatischen Schriftstellers. Nirgends lernen wir das Drängen und Treiben der italiänischen Grossen nach Abgang der Carolinger so lichtvoll wie bey ihm; er ist einer von den Hauptschriftstellern über die älteste Geschichte der Ungarn und ihrer verheerenden Einfälle in allen angrenzenden Ländern; nur durch ihn erhielt der Westen Europas einen wahren Begriff von den Eigenheiten und Einrichtungen des oströmischen Hofs; und die ersten Nachrichten von dem Daseyn des russischen Reichs verdankt Deutschland diesem wichtigen Geschichtschreiber Liutprand. Einzelne, aber in der That unbedeutende Fehler finden sich auch bey ihm; welcher Schriftsteller darf sich von ihnen völlig frey sprechen? Aber mehrere, die es nicht sind, werden ihm zur Last gelegt. Vorzüglich wendet der einsichtsvolle *Muratori* alle Kräfte seiner Belesenheit an, diesen Liutprand als einen leichtsinnigen, unzuverlässigen und verläumderischen Erzähler darzustellen; aber die angeführten Beyspiele sind nicht von Wichtigkeit, meistens nicht treffend, und offenbar nur deswegen mühsam zusammengesucht, um einleuchtend zu machen, dass man einem solchen Schriftsteller auch die Gemälde von der Sittenlosigkeit des päpstlichen Hofes nicht glauben dürfe. Hr. *M.* rechtfertigt den Liutprand gegen diese Vorwürfe mit vieler Gelehrsamkeit und eben so grossem Scharfsinne, schildert seine Verdienste mit Unparteylichkeit, und liefert durch seine, 71 Seiten enthaltende Schrift dem deutschen Publicum ein sehr brauchbares Werk.

Die königliche Akademie hat übrigens mit diesem Bande den Entschluss gefasst, die Abhandlungen jedes Hauptzweiges, der Philologie, Naturwissenschaften und Mathematik, dann der Geschichte, einzeln zu verkaufen, daher jede Abtheilung besonders numeriren, und an die Spitze derselben einen eigenen Titel setzen lassen. Gewiss eine sehr zweckmässige Einrichtung, da sich nur wenige Gelehrte finden, deren Studium zum Lesen und Ankauf aller dieser so verschiedenartigen Zweige hinführt.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Bremen*, b. Heyse: *Schillers Todtenfeyer auf dem Theater zu Bremen*, von *N. Meyer* 1806. 59 S. 8. (5 gr.)

Berlin, in d. himburg. Buchhandl.: *Schillers Todtenfeyer*, ein Prolog von *Bernhardi* und *Pellegrin*. 1806. 8.

Das Andenken eines eben erst Verstorbenen auf eine solche Weise theatralisch zu feyern, dass ein freyes, für sich bestehendes, in sich geschlossenes Spiel als ein Bild des Lebens in reinen Verhältnissen auf die Phantasie und das Herz wirkt, und nicht durch den schon empfundenen Schmerz, sondern durch seinen Inhalt selbst ein ästhetisches Interesse erweckt, scheint eine schwere, wo nicht völlig unauflösliche Aufgabe. Denn theils ist der Gegenstand zu nahe, als dass er eine Betrachtung für die Phantasie abgeben könnte, theils ist die Darstellung einer Handlung nicht gut möglich, worin das Andenken eines Abwesenden auf das lebhafteste erregt, und doch der Abwesende selbst nicht vermisst werden soll, als welcher doch immer die Hauptperson bleibt, und gleichwohl nicht selbst auftreten darf. Man muss daher mit einer geistigen Erscheinung aus der Ferne, oder mit einem Repräsentanten desselben sich begnügen. Zu dieser wählt man entweder mythologische oder allegorische Figuren, und diejenigen, denen sie etwas zu sagen haben, sind entweder die Zuschauer selbst, oder wieder Repräsentanten derselben, die Schauspieler oder irgend ein Genius. So kann weder Einheit noch Handlung entstehen; und mit einer blossen Allegorie, die in und *für sich* spielt, wird man leicht zu ernst, kalt und abstract. Das Beste bliebe noch eine ganz fremdartige, in sich selbst fortgehende Handlung, die am Schluss durch eine Ähnlichkeit mit dem Schicksale oder dem Verhalten des Verstorbenen *symbolisch* wirkte. — In obigen Feyerspielen finden wir die Vff. recht wacker mit diesen Schwierigkeiten kämpfen. Hr. *M.* lässt das Publicum, das den Verlust erlitten, durch das *Drama* als Person, der die Nachricht von Schillers Tode gebracht wird, und den Gefeyerten selbst durch Personen seiner Dichtung, durch eine Scene aus dem Wallenstein, repräsentiren. Indem Thecla den Verlust des Schönen in ihren Geliebten beweint, wird der Verlust Schillers zwiefach berührt. Da diese Scene aber nur wie ein Bild im magischen Spiegel vorüberschwebt: so kann dadurch noch keine Wechselwirkung, keine Handlung und also kein Spiel entstehen. Die zweyte Repräsentation, Schillers Büste in den Wolken, kann zwar ebenfalls lyrisch, unmittelbar aufs Gefühl, aber keineswegs dramatisch und rein-künstlerisch wirken. Im Übrigen verdient die Anordnung und die im schillerschen Tone gehaltene Sprache des Vfs. Lob.

Das zweyte Spiel hat die zu grosse Nähe des Gegenstandes und die Schwierigkeit seiner persönlichen Vergegenwärtigung zwar glücklich dadurch besiegt, dass es Schillern als Knaben erscheinen lässt, dessen Traumbilder, da er entschlafen ist, vor ihm als Personen seiner künftigen Dichtungen vorübergehen, wobey die zufälligen Umgebungen, Donner und Blitz, Morgenröthe u. s. w., zugleich die verschiedene Beschaffenheit der schillerschen Dramen andeuten; auch wird die Einheit des Ganzen dadurch erhalten, dass die poetische Idee des inneren und äusseren Erscheinens, der Vergangenheit und der Zukunft, ungestört durchherrscht, und die Scene für sich vorgeht; aber ein eigentliches Spiel, ein Leben, eine Handlung konnte dadurch, wie Jeder gleich einsehen und fühlen wird, doch nicht entstehen. Dass einem schlummernden Knaben diess begegnet, kann mehr als ein schöner poetischer Gedanke, als verwirklicht, in der Darstellung, mit dem Anspruche auf dramatische Beschaffenheit, die Phantasie angenehm beschäftigen.

T. Z.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

MÜNCHEN, auf Kosten der Akademie: *Denkschriften der königlichen Akademie der Wissenschaften zu München.* Auf die Jahre 1808 — 1812. u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der *dritte* Band, oder die Denkschriften der Akademie *für die Jahre* 1811 *und* 1812, besteht aus folgenden Aufsätzen:

I. *Classe der Mathematik und Physik.* 1) *Über die priestleyische grüne Materie*, von *Fr. v. P. Schrank.* 2) *Kritische Übersicht der einzelnen Arten aus der Gattung von Eidechsen, welche nach Schneider Wandkletterer, nach Linné Geckonen heissen*, von *J. G. Schneider* in Frf. a. d. O. 3) *Abbildungen und Beschreibungen einiger Fische aus Japan und einiger Molusken aus Brasilien, welche bey Gelegenheit der ersten russ. kaiserl. Erdumseglung lebendig beobachtet wurden*, von Dr. *Tilesius* in St. Petersburg, Naturalisten der Expedition. 4) *S. Th. Sömmerring über einen Ornithocephalus.* 5) *Tanypus, eine neue Vogelgattung*, von *Mich. Oppel.* 6) *J. A. H. Reimarus*, M. D. et Prof. Hamburg., *de cerebro et nervis commentariolus.* 7) *Curtii Sprengel*, Prof. Halens., *dissertatio de Germanis rei herbariae patribus.* 8) *Omphalodes, eine wiederhergestellte Gattung*, von *F. von P. Schrank.* 9) *Mémoire sur plusieurs nouvelles variétés de formes déterminables de topaze*, p. *J. A. Monteiro.* 10) *Bemerkungen über die Eigenthümlichkeit der Ameisensäure*, von *A. F. Gehlen.* 11) *S. Th. Sömmerring Versuche und Betrachtungen über die Verschiedenheit der Verdünstungen des Weingeistes durch Häute von Thieren und Federharzen.* 12) *Über die blauen Schatten*, von *Fr. v. P. Schrank.* 13) *Physisch-mathematische Abhandlung über die Bewegung des Wassers in offenen Canälen*, von *C. Christian Langsdorf* zu Heidelberg. 14) *Altitudines Massiliae, Manheimii, Ratisbonae, Monachii, St. Andex, Tegernsee et Montis St. Gotthardi supra libellam maris mediterranei ope barometricarum et thermometricarum observationum determinatae* ab *Ab. Gel. Karner.* 15) *De positu basis et retis triangulorum impensa regis per totam Bojouriam porrectorum ad meridianum speculae astronomicae regiae relato azimuthis observatis et ad calculos revocatis nunc primum definito* a *C. F. Seyffer.*

Wir überlassen die Beurtheilung dieser Aufsätze anderen Mitarbeitern an dieser A. L. Z., und beschränken uns jetzt bloss auf die Classe der Geschichte, welche die erste Abtheilung folgendes Werkes enthält:

Die Vereinigung des baierischen Staats aus den einzelnen Bestandtheilen der ältesten Stämme, Gaue und Gebiete, historisch dargestellt von *Karl Heinrich Lang.* 168 S. 4.

Nicht bloss für Baiern, sondern für die gesammte Geschichte der deutschen Nation bringt der scharfsinnige Vf. durch dieses gründliche Werk ein wichtiges Geschenk, welches jedem künftigen Forscher ein unentbehrliches Hülfsmittel, selbst in solchen Puncten bleiben wird, wo seine Überzeugungen abweichend sind. Die ursprünglichen Bestandtheile, aus welchen das Königreich Baiern nach seinem gegenwärtigen Umfange erwachsen ist, nebst den allmählichen Umwandlungen derselben, entwickeln diese Untersuchungen mit grosser Fülle von Belesenheit, reicher Benutzung der Urkunden, mit sorgfältig angewendeter Kritik. Da der Staat ausser dem eigentlichen Baiern beträchtliche Abschnitte von den Alemannen und Franken enthält: so muss nothwendig das Nöthige über die früheste Lage dieser drey Hauptstämme der Nation mit Klarheit und Präcision dargelegt werden. Der Vf. spricht daher Anfangs von den Alemannen, dann von den Franken und endlich von der Masse der Baiern. Er benutzt hiezu die wichtigsten bis jetzt vorhandenen, oft sich widersprechenden Hülfsmittel, ohne jedoch einem derselben unbedingt zu folgen; ohne Rücksicht auf einzelne Verhältnisse schreibt er getrosten Muths nieder, was ihm bey Gegeneinanderstellung der Meinungen Wahrheit dünkt, mit Beyfügung seiner Gründe, um dem Leser ein eigenes Urtheil nicht zu verkümmern. Auf diese Weise führt er jeden dieser drey Zweige bis in das karolingische Zeitalter, zur Periode, wo die alten Landesherzogthümer mit veränderten Modificationen theils wieder hervortreten, theils neu entstehen. Sehr willkommen ist zuverlässig dieses vollständige, mit scharfer Kritik, wo möglich mit den genealogischen Ableitungen der ältesten Fürsten- und Grafen-Häuser, und doch mit der möglichsten Kürze niedergeschriebene, Verzeichniss der Herzoge von Alemannien, Franken und Baiern, bis zur Zeit der Auflösung in den beiden letzteren Ländern, in Baiern bis zum bleibenden herzoglichen Besitz der Wittelsbacher. An dasselbe schliesst sich in natürlicher Folge die Entwicklung der Bestandtheile eines jeden Herzogthums, oder der alten Gauen, aus welchen die späteren Grafschaften hervorgingen. In ih-

rer oft sehr schwierigen Bestimmung stützt sich der Vf. S. 72 auf die richtige, öfters schon zum Grunde gelegte, aber selten mit ähnlicher Genauigkeit wie hier beobachtete Hauptregel: „es wird sich nicht leicht treffen, dass ein Gau sich in zweyerley Bisthümer erstreckt hätte, weil es in der Natur der Sache lag, sich bey der später erfolgten hierarchischen Eintheilung der schon früher bestandenen politischen anzufügen." Er hält sich also bey der Festsetzung der Lage und des Umfangs der alten Gauen streng an die Grenzen und Unterabtheilungen der Bisthümer mit äusserst seltener, durch die Noth hervorgebrachter Ausnahme. Mehrere, zum Theil vortreffliche Vorgänger, vorzüglich bey Baiern und Franken, erleichterten die mühselige und trockene Arbeit, liessen ihm aber immer noch hinlänglichen Spielraum, theils zu Verbesserungen, theils zu neuen Ansichten übrig. Auf diese Weise erhält jeder Winkel der Monarchie seinen bescheidenen Theil, mit sorgfältiger Anwendung der Urkunden und häufiger Hinweisung auf die Familien, welche endlich, öfters mehrere, zuweilen nur eine, als erbliche Grafen aus diesen Gauen hervorgingen. Die Arbeit dient dadurch zugleich als Vorbereitung auf den noch nicht erschienenen, nach unserem Bedünken wichtigen Abschnitt der ganzen Untersuchung, auf die Entstehung und Ausbildung der fürstlichen und gräflichen Familien, der Grenze ihrer Territorien, und der Verhältnisse dieser Erbgrafen zu den Landesherzogen, wodurch mancheneue Ansichten für die Geschichte Deutschlands im Mittelalter erscheinen werden. Denn gewöhnlich stellt man sich die häufigen Zwistigkeiten und kleinen Kriege zwischen diesen beiden Theilen blofs als einen widerrechtlichen Ausfluss des Raubsystems jener Zeiten vor, und schreibt den Ungehorsam der Grafen einzig der herzoglichen Schwäche zu, welche die Bändigung der Untergebenen nicht erlaubte. Aber beym näheren Anblicke zeigt sichs bisher im Halbdunkel, dass die meisten dieser Fehden sich auf rechtliche Ansprüche gründeten, dass der Graf, eben so gut unmittelbares Mitglied des Reichs wie der Herzog, mit ihm gleiches Schrittes in die Höhe stieg, nicht ferner dem ehemaligen Vorgesetzten, sondern einzig dem Reichsoberhaupte verpflichtet zu seyn glaubte. In Schwaben, Franken u. s. w., wo die Landesherzogthümer frühzeitig aufhörten, sind diese Erscheinungen sehr natürlich, auch in Lothringen, wo das Herzogthum mit gedoppelter Abtheilung blieb, weil die Grofsen dieses Landes sich sehr frühzeitig nach französischem Zuschnitte modelten, und zum Theil so mächtig als der Herzog geworden waren. Baiern hingegen war das einzige Land, wo das Landesherzogthum, obgleich in engere Grenzen beschränkt, sich für immer erhielt. Hier musste nothwendig ein auffallendes Gegeneinanderwirken der herzoglichen und gräflichen Macht lange Zeit sichtbar seyn, ist auch sichtbar genug geworden. Über diese verwickelten Verhältnisse: wie weit gingen die Ansprüche der späteren Herzoge mit Einschluss der ersten Wittelsbacher? wie weit die Behauptungen der übrigen Grofsen? u. s. w. hofft Rec. durch die noch folgende Abtheilung des Hn. *Lang* näher belehrt zu werden; und wer könnte es besser als gerade er, ausgerüstet mit seinen Einsichten, und stehend an der Spitze der baierischen Landesarchive?

Nach dieser gedrängten Verlegung des ganzen Ganges der Entwicklung sollten die einzelnen Stellen folgen, deren Bezeichnung uns besonders treffend oder scharfsinnig dünkt. Wir thun es nicht. Was könnte es auch frommen, wenn wir z. B. unseren Beyfall erklären wollten über den treffenden Beweis, S. 81, dass das *Ries* zu Alemannien und nicht zum Nordgaue gehörte; dass überhaupt die unmäfsige Ausdehnung, welche einige baierische Schriftsteller dem Nordgaue geben, hier nicht angenommen, sondern S. 112 mit Belesenheit und Scharfsinn gezeigt wird, der Irrthum liege in einer Vermengung des baierischen Gaues Nordgau mit der schweinfurtischen Markgrafschaft Nordgau; dass S. 162 der ehemals so sehr grofs angenommene Sondergau in seine engeren richtigen Grenzen gestellt ist u. s. w. Dieser Stellen sind so viele, dass ihre Bezeichnung zweckwidrig seyn müsste; wir verweisen den sachkundigen Leser an das Werk selbst. — Aber ohne Tadel kommt eine Recension nicht so ganz zum Gedeihen; tadeln wollen also auch wir den Vf. wegen des Mangels an Citaten. Befremden wird freylich dieser Vorwurf jeden Leser, wenn er findet, dass bey der ältesten Geschichte die Anzeige der Quellen und Hülfsmittel durchgängig in den Vortrag verwebt sind, dass bey den Herzogthümern die wichtigsten der von Hr. *L.* benutzten Schriftsteller überall an der Spitze stehen, und dass der Beschreibung jedes Gaues der erfoderliche Beweis zur Seite liegt. Dessenungeachtet glaubt Rec. ein wahres Wort gesprochen zu haben. In einer Untersuchung, wo jede einzelne Behauptung nicht ohne Begleitung der Quelle, aus welcher man schöpfte, bleiben darf, wo man sogar nichts auf das blofse Wort des einsichtsvollen und völlig parteylosen Schriftstellers hinnimmt, ist die möglichste Vollständigkeit der Beweisstellen um so unerlässlicher, da schwerlich der Vf. ohne Angriffe von anderen Gelehrten bleiben wird, deren Überzeugung bisher in einzelnen Theilen zu abweichenden Resultaten führte. Rec. gehört nicht unter ihre Zahl, und doch hätte er die Belege aus gleichzeitigen Schriftstellern wegen des S. 52 angeführten Herzogs Ernst, des allgewaltigen Günstlings Ludwigs des Deutschen, gern gesehen, dessen Handlung durch die Heldengeschichten in das 12 Jahrhundert vorgerückt wurden. Ein Herzog bey Hofe in der Periode Ludwigs des Deutschen? und wo war denn Ernst Herzog? Ähnliche Belehrung wünscht sich Rec. wegen des S. 24 angeführten thüringischen Reichs. Hr. *L.* sagt mit Bestimmtheit, es sey zwischen den Franken und Sachsen getheilt worden, so dass der thüringer Wald die Grenzen bildete, und der nördliche, den Sachsen zugefallene Theil von nun an Ostfalen hiess. Diese Sätze bieten mannichfaltige Schwierigkeiten dar; wir berühren nur die einzige, dass der Vf. selbst auf der folgenden Seite,

dem fränkischen Herzog Rudolph in Thüringen in den Gegenden der Unstrut, folglich in dem sächsischen Thüringen, seine Residenz zutheilt. Doch vorzüglich liegt uns ein in mehrere zerstreute Stellen eingreifender Punct am Herzen: die sorgfältige Entwicklung des babenbergischen Hauses und der Markgrafen von Schweinfurt; die Beweise, dass ihre Markgrafschaft durch Ostfranken und die Oberpfalz sich bis zur böhmischen Grenze erstreckte, und dass die Grafen von Vohburg nach Abgang der Familie in einen Theil der Erbschaft eintraten; wie es möglich war, dass diese östlich an Franken grenzende Markgrafschaft das Nordgau hiess, und sich so weit südöstlich bis zur Donau verbreitete. Einzelne Belehrungen hierüber geben schon die Stellen S. 28 — 30, 61 und 117, aber sie reichen zur vollen Überzeugung und lichtvollen Entwickelung dieses für die ganze innere Verbindung des alten Deutschlandes wichtigen Gegenstandes nicht so vollständig hin, als Rec. es wünschen möchte. Doch ist vermuthlich die ganze Erinnerung überflüssige Sache, da der folgende, die Entstehung und Ausbildung der ansehnlichsten Familien enthaltende Abschnitt sich nothwendig auch über diese ausgebreiteten, im Halbdunkel liegenden Gegenden verbreiten muss. Freudig sehen wir ihrer Erscheinung entgegen. — Eine willkommene, im Grunde unentbehrliche Zugabe dieser verdienstvollen Arbeit ist die beygefügte Charte in zwey Blättern von dem baierischen Staate und seinen Angrenzungen. Alle durch die Untersuchung bestimmten Gaue sind zur leichteren und schnelleren Übersicht auf der Charte durch Illumination begrenzt.

Vd. Hg.

Auf diese, das Ganze umfassende Recension lassen wir die Anzeigen einiger, einzeln erschienener Schriften folgen, und gedenken die übrigen zu anderer Zeit nachzuholen.

1) München u. Landshut, b. Krüll: *Über das Verhältniss der bildenden Künste zu der Natur.* Eine Rede zur Feyer des 12 Octobers als des allerhöchsten Namensfestes S. K. M. von Baiern, gehalten in der öffentlichen Versammlung der königlichen Akademie der Wissenschaften zu München von *F. W. J. Schelling.* 1807. 65 S. gr. 8. (12 gr.)

2) München: *Constitution der königl. Akademie der bildenden Künste.* 1808. 4.

Die erste dieser Schriften ist wohl nicht bloss gelegentlich entstanden, wie Mancher aus dem Titel vermuthen dürfte, sondern in hohem Grade sach- und gehaltreich, und, man mag sie nun von Seiten der Form oder des Inhalts beurtheilen wollen, ein Meisterstück. Ein Auszug vom Ganzen lässt sich schwerlich geben, weil Alles zusammenhängend, ineinandergreifend und ohne Überfluss ist; dagegen wollen wir versuchen, durch Darlegung einiger vorzüglicher Stellen unsere Leser ahnden zu lassen, was sie überhaupt davon erwarten dürfen.

S. 3. „Die bildende Kunst soll, gleich der Poesie, geistige Gedanken, Begriffe, deren Ursprung die Seele ist, aber nicht durch die Sprache, sondern wie die schweigende Natur durch Gestalt, durch Form, durch sinnliche von ihr unabhängige Werke ausdrücken." — Alle Theorie neuerer Zeit, sagt der Vf. S. 5, sey von dem bestimmten Grundsatz ausgegangen, dass die Kunst die Nachahmerin der Natur seyn solle. Aber dieses könne dem Künstler wenig frommen bey der Vieldeutigkeit des Begriffs der Natur. „Sonderbar genug, wenn eben die, welche alles Leben der Natur verleugnet, es in der Kunst zur Nachahmung aufstellten!" Ihnen war die Natur, nach S. 6, „ein hohles Gerüste von Formen, von dem ein eben so hohles Bild auf die Leinewand übergetragen, oder in Stein ausgehauen werden sollte." — Zwar wurde jener Grundsatz näher dahin bestimmt: Nur schöne Gegenstände, und auch von diesen nur das Schöne und Vollkommene soll er, der Künstler, Schüler der Natur, wiedergeben. S. 8. „Wie sollte nun der, dem zu der Natur kein anderes Verhältniss, als das dienstbarer Nachahmung zukam, das Schöne vom Unschönen unterscheiden?" — „Wenn wir die Dinge nicht auf das Wesen in ihnen ansehen, sondern auf die leere, abgezogene Form: so sagen sie auch unserem Inneren nichts; unser eigenes Gemüth, unseren eigenen Geist müssen wir daran setzen, dass sie uns antworten." — Winkelmann erhob nach S. 8 die Kunst „von der unwürdigen Abhängigkeit in das Reich geistiger Freyheit. Lebhaft bewegt durch die Schönheit der Formen in den Bildungen des Alterthums, lehrte er, dass Hervorbringung idealischer, und über die Wirklichkeit erhabener Natur, sammt dem Ausdrucke geistiger Begriffe, die höchste Absicht der Kunst sey." — „Aber weil auch mit dieser Lehre die Ansicht der Natur als blosses Products, der Dinge als eines leblosen Vorhandenen fortbestand, und die Idee einer lebendigschaffenden Natur dadurch keineswegs geweckt wurde: so konnten denn auch jene idealischen Formen durch keine positive Erkenntniss ihres Wesens belebt seyn; und waren die der Wirklichkeit todt für den todten Betrachter: so waren es jene nicht minder." —

Was von S. 26 — 45 über die Schönheit bezüglich auf bildende Kunst, wie solche in den Werken der Alten angewandt worden, welchen Gebrauch die Plastik, welchen die Malerey vom eigentlichen Schönen zu machen befugt sey, vom Charakteristischen, von Darstellung der Leidenschaften und Mässigung derselben, von der Anmuth u. s. w. gesagt wird, gehört zum Trefflichsten dieser Schrift. indessen mögen wir nicht wagen, einzelne Stellen daraus anzuführen, weil zu besorgen ist, das Einzelne und Abgerissene möchte hier den Sinn, der durchs Ganze waltet, nicht gehörig ausdrücken.

Nachdem der Vf. von S. 46 — 50 ferner die Verschiedenheit in der Art und im Wesen der Plastik und der Malerey untersucht, das Vorherrschen von jener im Alterthum, von dieser in der neueren Welt daraus erklärt, „weil das Alterthum durchaus plastisch

gesinnt war, die neuere Zeit aber sogar die Seele zum leidenden Organ höherer Offenbarungen macht, schliefst er mit folgender, für Künstler ganz besonders beherzigenswerther Stelle: „Ist die Ausschweifung der Plastik in das Malerische ein Verderb der Kunst: so ist die Zusammenziehung der Malerey auf plastische Bedingung und Form eine derselben willkührlich aufgelegte Beschränkung. Denn wenn jene, gleich der Schwere, auf Einen Punct hinwirkt: so darf die Malerey, wie das Licht, den ganzen Weltraum schaffend erfüllen."

Sodann fügen sich Betrachtungen über die neuere Kunst an. In den Werken des Michel Angelo stellt sie sich freygeworden, und in ihrer mächtigsten Epoche dar, wo sie noch ungebändigte Kraft zeigt. — Nach Besänftigung der ersten Gewalt „verklärt sich in Seele der Naturgeist, und die Grazie wird geboren. Zu dieser Stufe gelangte, nach Leonardo da Vinci, die Kunst durch Correggio, in dessen Werken die sinnliche Seele der wirkende Grund der Schönheit ist." — „Raphael nimmt Besitz vom heiteren Olymp, und führt uns mit sich von der Erde hinweg in die Versammlung der Götter, der bleibenden, seligen Wesen." — „In ihm hat die Kunst ihr Ziel erreicht. Was auch bey der späteren Wiedererneuerung der Kunst unternommen ward: so konnte die Malerey nur durch das Vorgewicht, das sie der Seele gab, noch eine höhere Kunststufe gewinnen. Zu dieser trachtete Guido Reni, und wurde der eigentliche Maler der Seele." Hier nimmt Hr. *S.* Gelegenheit, einem schönen Gemälde dieses Meisters, der Himmelfahrt Mariä, sonst in der düsseldorfer Gallerie, nun zu München, verdientes Lob zu spenden.

Sehr wohl wird endlich noch erinnert, dafs von den ersten Anfängen ausgegangen werden müsse, wenn das Schöne frey und urkräftig sich wieder erzeugen soll. „Die Kunst entspringt (heifst es S. 59) nur aus der lebhaften Bewegung der innersten Gemüths- und Geistes-Kräfte, die wir Begeisterung nennen. Alles, was von schweren oder kleinen Anfängen zu grofser Macht und Höhe herangewachsen, ist durch Begeisterung grofs geworden. Aber nicht die Kraft des Einzelnen richtet es aus; nur der Geist, der sich im Ganzen verbreitet. — Die Kunst bedarf eines allgemeinen Enthusiasmus für Erhabenheit und Schönheit, wie jener, der in dem mediceischen Zeitalter gleich einem warmen Frühlingshauche alle die grofsen Geister zumal, und auf derselben Stelle hervorrief. — (S. 62) Zwar eine Kunst, die nach allen Bestimmungen dieselbe wäre, wie die der früheren Jahrhunderte, wird nie wiederkommen; denn nie wiederholt sich die Natur. Ein solcher Raphael wird nicht wieder seyn, aber ein anderer, der auf eine gleich eigenthümliche Weise zum Höchsten der Kunst gelangt ist."

Wir begleiten die Anzeige dieser merkwürdigen Schrift mit dem Wunsch, dafs dem Vf. sich günstige Gelegenheit zeigen möge, die Schätze, welche Italien noch besitzt, so wie diejenigen, die Frankreich neulich erworben, zu sehen, um somit auch seine anschaulichen Kenntnisse von Werken der alten und neueren Kunst möglichst umfassend zu machen.

(Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.)

K U R Z E   A N Z E I G E N.

KINDERSCHRIFTEN. *Berlin*, b. Dieterici, u. *Leipzig*, b. Mittler: *Die Burgerschule, oder wissenschaftlicher Lehr- und Lern-Buch fur Knaben und Mädchen in Schul- und Frey-Stunden.* Von *Theodor Heinsius*, Prof. am berlinischen Gymn. XVI u. 176 S. 8. (Pr. b. Verleger 6 gr., im Buchhandel 12 gr.) Das Büchlein enthält kurze Sätze, deren Inhalt zu den Gegenständen des Unterrichts in Elementar- und Bürger-Schulen gehört. Der Vf. rechnet mit unseren einsichtsvollesten Pädagogen dahin: Geographie, Historie, Muttersprache, populäre Mathematik, Kenntnifs der Natur und des Menschen, Rechnen, Religionsgeschichte und die Grundwahrheiten der christlichen Religion. Die Fabellehre der Alten hätte vielleicht wegfallen können, ungeachtet eine Bekanntschaft mit ihr auf der höheren Bürgerschule zum Verständnifs mancher Schriften und Kunstwerke nützlich ist. Doch der Vf. sagt es selbst, dafs man auf Alter und Classen Rücksicht nehmen müsse. So manches Gute uns *Weisse*, *Campe*, *Salzmann*, *Thieme*, u. A. m. für den ersten Unterricht geliefert haben: so mufs man doch gestehen, dafs Hr. *H.* sich einen eigenen Weg gebahnt hat, indem er weder den Vortrag fortlaufend an einander reiht, noch in den Fehler der Trockenheit fällt. Der aufmerksame Lehrer wird finden, dafs die einzeln aufgestellten Sätze in ihrer Folge doch gewissermafsen ein nothwendiges Ganzes bilden, und das Wesentliche der wissenschaftlichen Elemente enthalten. Wenn der gegebene Stoff durch einen verständigen Lehrer beym Unterricht richtig benutzt wird: so müssen daraus gute Folgen entstehen. Diese Form also, und der Inhalt selbst, zeugen von dem Nachdenken eines erfahrnen Schulmanns. Er rügt in der Vorrede drey Fehler, die besonders beym öffentlichen Unterricht noch zu allgemein sind. Sie sind das zu *viele Nachschreiben* der Schüler, welches den Geist tödtet, die *Überfullung des Stoffs* oft für eine Lehrstunde, und der Mangel der *Selbstthätigkeit* des Schülers. Jeder, der das Geschäft des Unterrichts gewissenhaft treibt, wird ihm beypflichten.

Das Buch hat noch fünf Anhänge, welche biblische Sprüche, die unter gewisse Rubriken gebracht sind, die fünf Hauptstücke, das Einmaleins, Lieder und Gesänge (sehr zweckmäfsig) und französische Vocabeln enthalten.

Der Vf. hat Vieles zusammengedrängt, und wünscht mit Recht, den Gebrauch der vielen Compendien eingeschränkt zu sehen. Schon der unvergefsliche *Gedike* war der Meinung, dafs die niederen, nur aus einer Classe bestehenden Schulen nur ein einziges Lehrbuch hätten, das bey anscheinender Kürze deutlich, und doch gewissermafsen vollständig, auch wohlfeil und in einer aphoristischen Methode abgefafst wäre. Er räumt aber auch ein, dafs ein solches einen geschickten Lehrer erfodere. Das vorliegende Buch entspricht diesem Ideal, und verdient alle Empfehlung. Auch zur Beförderung des Hausfleifses ist es geeignet.

V. H. B.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

München: *Constitution der königl. Akademie der bildenden Künste* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

No. 2. Diese Constitution der königl. baierischen Akademie der bildenden Künste in München hat, überhaupt genommen, die gegründetesten Ansprüche auf den Beyfall aller Kunstfreunde. Denn sie zeichnet sich gegen die bestehenden Einrichtungen bey anderen dergleichen Anstalten sehr vortheilhaft aus, und sollten wir auch beym Durchgehen allenfalls einige Einwendungen machen müssen: so möchten wir sie doch für nichts anders als blosse Regung reiner wohlwollender Theilnahme an diesem unstreitig viel Gutes versprechenden Institut betrachtet wissen.

Gleich im Eingang wird im Namen des Königs geäussert, es sey dessen höchster Wille, dass die wohlthätigen Einflüsse der schönen Künste sich auf das gesammte Volk in einem ausgedehnteren Masse als bisher verbreiten sollen.

Die Akadmie hat den Zweck, eine *Lehr- und Bildungs-Anstalt* sowohl als eine *Kunstverbindung* oder Gesellschaft zu seyn; jedoch soll der erste Zweck immer als der wichtigste betrachtet werden. Sie zerfällt demnach als Lehranstalt in vier Hauptschulen, 1) der Malerey, 2) der Bildhauerkunst, 3) der Baukunst, 4) der Kupferstecherkunst. In der ersten bildet die Schule der Landschaftsmalerey eine eigene Unterabtheilung. Der Unterricht soll sowohl der Form als der Absicht nach durchaus praktischer Natur seyn: „jedoch keineswegs in dem Sinne, dass eine bloss gedankenlose Fertigkeit der Hand und des Auges erzielt werde, sondern dass der Zögling das Wissenschaftliche seiner Kunst zugleich mit der Ausführung erlerne, und sich der Regeln seines Verfahrens nur in der Ausübung bewusst werde." — Die Schule der Historienmalerey ist in 3 Classen abgetheilt. Die Schüler der ersten Classe empfangen Unterricht nach Zeichnungen und Gipsabgüssen, und machen zugleich den Anfang des Studiums nach der Natur. In der zweyten Classe gehen sie zum Gebrauche der Farben über, und lernen malen. In der dritten Classe tritt zu den früheren Studien noch das der Composition im weitesten Sinne hinzu und die Schüler werden, hier eigentlich mit dem Höheren der Kunst bekannt gemacht.

Indem wir das Zweckmässige der durch die drey ersten Artikel getroffenen Einrichtungen anerkennen: hegen wir einige Besorgnisse über die Verfügungen des letzten Artikels. Denn im Fall strenge nach der Vorschrift desselben gehandelt werden sollte: so möchten die Schüler der ersten Classe leicht zu lange vom Malen, oder besser zu sagen, vom Gebrauche des Pinsels abgehalten werden. Zwar handelt man beynahe überall auf dieselbe Weise, weil es herkömmlich ist, aber ohne wesentlichen Grund. In einer neu einzurichtenden Lehranstalt für Maler wäre darum wohl der Versuch zu wagen, das in so mancher Hinsicht ihnen nachtheilige Zeichnen und Schattiren mit Kreiden oder Tusche abzuschaffen. So lange der Anfänger, welcher Maler werden soll, nur noch hauptsächlich Übung im Augenmass und Fertigkeit im Umriss beabsichtigen muss: würde es unstreitig am angemessensten seyn, ihn bloss Conture etwa auf Schiefertafeln oder schwarz angestrichenes Bret zeichnen zu lassen, wo die begangenen Fehler allenfalls leicht ausgelöscht und neue Versuche gemacht werden können; sobald man aber Licht und Schatten will andeuten lassen: müsste man auch nicht länger säumen, den Schüler zur Handhabung des Pinsels und einfacher Farben zu gewöhnen, weil er sonst unausbleiblich in den fast allgemeinen Fehler verfällt, bloss dem Schatten nachzuspüren, das Licht, oder die beleuchteten Parthieen hingegen weniger genau zu beobachten und nur auf eine unbequeme, mühsame Weise darzustellen.

Nach dem fünften Artikel wird für die Landschaftsmalerey ein Lehrer bestellt, „der seine Zöglinge, welche jedoch die Regeln der Perspective bey dem besonderen Lehrer derselben zu studiren haben, vom ersten Anfange bis zur letzten Ausbildung fortführt." Da die landschaftlichen Gemälde gegenwärtig im Publicum die meisten Liebhaber finden, und eine freye zierliche Behandlung in diesem Fach vielleicht unerlässlicher als in einem der anderen ist: so scheint es allerdings nützlich, wenn die Schüler Gelegenheit haben, von einem geschickten Meister die besten praktischen Regeln zu erlernen; aber wenn sie nun höher aufsteigen sollen zum Geistigen in der Kunst: so dürfte es leicht nachtheilig seyn, das landschaftliche Fach von der übrigen Schule der Malerey noch ferner getrennt zu halten; alle höhere Kunstlehre ist allgemein, und auf alle Fächer anwendbar. Der wesentlichste Vorwurf, den man den landschaftlichen Gemälden selbst der besten noch lebenden und kurz verstorbenen Meister machen kann, ist dieser, dass sie verhältnissmässig zu grossen Werth auf zarte Ausführung, Farbenton u. dgl. im Einzelnen gelegt, und hingegen in Hinsicht auf poetische Erfindung, auf schöne Anordnung, auf den malerischen Effect, des

Ganzen weniger Sorgfalt bewiesen haben, und dieser gewaltige Fehler ist, wie uns dünkt, von dem Umstand abzuleiten, dass die meisten guten Landschaftmaler in den letzverstrichenen 50 Jahren sich immer mehr knechtisch an die Natur gehalten, oder nach dem Kunstausdruck, ins Naturalistische gegeben, und sich nebenher als eine abgesonderte eigene Zunft betrachtet haben. Um desswillen können wir die obenbemerkte Verordnung, die Zöglinge der Landschaftsmalerey bis *zur letzten Ausbildung* dem Lehrer dieses Fachs ausschliesslich zu überlassen, nicht gutheissen, als nur unter der Bedingung, wenn dieser Lehrer ein ganz vernünftiger Mann, ein grosser und aufgeklärter Meister ist; ausserdem wird es wohl besser seyn, wenn die jungen Landschaftmaler, im Betreff des höheren Unterrichts, sich von den übrigen Schülern nicht absondern.

Nach dem sechsten Artikel geniessen die Zöglinge der Bildhauerkunst, gleich denen der Historienmalerey, den Unterricht der ersten Classe in der Zeichnung, und lernen zugleich bey dem besonderen Lehrer ihrer Kunst das Modelliren. Auf der zweyten Stufe sollen sie ihren besonderen Zwecken folgen, auf der dritten zum tieferen Verständniss musterhafter Kunstwerke durch den Lehrer ihrer Schule geleitet werden, auch können sie zugleich an den ähnlichen Unterhaltungen des Lehrers der Historienmalerey Antheil nehmen.

Dem Bildhauer ist es allerdings von Nutzen, wenn er einige Fertigkeit im Zeichnen erworben hat, um eigene Entwürfe, oder auch nach anderen Kunstwerken zur Erinnerung leichte Skizzen ins Taschenbuch verfertigen zu können; nur soll er damit seine Studien nicht anfangen, sondern lieber ganz und ungetheilt sich sogleich in dem üben, was für den plastischen Künstler die Hauptsache ist — im Modelliren. — Zeichnen muss für ihn bloss eine Nebenbeschäftigung bleiben, und es ist im Wesentlichen ziemlich gleichgültig, ob er etwas mehr oder weniger Gewandtheit darin besitzt. Ohne Zweifel hat man eben so viel oder noch mehr Befugniss, vom Maler das Modelliren zu fodern als vom Bildhauer das Zeichnen; allein auch der Maler würde sehr unrecht handeln, wenn er als Schüler mit Modelliren beginnen wollte, denn das förderte ihn nicht unmittelbar in seinem Fach. Doch mag er späterhin, bey Gelegenheit und mit Musse, sich darin, als einer sehr brauchbaren Nebensache, einige Fertigkeit zu erwerben suchen.

Nach dem siebenten Artikel sollen jeden Winter einige Leichname mit Hinsicht auf die Bedürfnisse des Künstlers zergliedert, und den Schülern Zeit gelassen werden, nach den dargelegten Theilen zu zeichnen. Die Professoren der Malerey und Bildhauerkunst sollen abwechselnd bey diesen Studien die Aufsicht führen. Eine sehr zweckmässige, sowohl für die Lehrer als für die Schüler nützliche Einrichtung. Der achte Artikel: über das Zeichnen und Modelliren nach der Natur, giebt ungefähr die nämlichen Vorschriften, welche auch bey anderen Akademieen bestehen, und wogegen keine erhebliche Einwendung zu machen ist. Der Gewinn hängt in diesem Stück beynahe gänzlich von der Einsicht der Lehrer und von dem Fleisse der Schüler ab.

Durch den neunten Artikel wird verordnet: Es sollen jeden Winter zweymal in der Woche für die Schüler der höheren Classen Vorlesungen über die Mythologie, und die allgemeinen Kunstgegenstände, verbunden mit einer anschaulichen Geschichte der allmählichen Ausbildung der vornehmsten Kunstideale gehalten werden. — Wenn es mit diesen Vorlesungen ernstlich genommen, und sie, wie nicht zu bezweifeln, einem tüchtigen, dem Unternehmen gewachsenen Manne übertragen werden: so sind zuverlässig die erspriesslichsten Folgen davon zu erwarten.

Laut des eilften Artikels hat der Professor der Baukunst alle Wochen drey Stunden, mit der Lehre von Schatten und Licht, die Perspective für Maler und Baukünstler zu lehren. Wir tadeln keinesweges, dass der Unterricht über die Regeln von Licht und Schatten, wie auch der Perspective, dem Professor der Baukunst einstweilen übertragen worden. Denn vermuthlich ist er es, der das Gewöhnliche über beides am besten inne hat, und wieder vorzutragen versteht; allein bey einer neu eingerichteten Lehranstalt wäre zu wünschen, oder sogar der Versuch zu machen, die Maler besonders, auf das ihnen so nothwendige Studium der Perspective, welches von Vielen, seiner anfänglichen Trockenheit wegen, vernachlässigt wird, mehr hinzuweisen, und ihnen hierin gründlichen Unterricht mit unmittelbarer Beziehung auf ihre Kunst zu ertheilen. Den Baukünstlern hingegen möchte es frey gestellt bleiben, sich mit der Lehre von Licht und Schatten sowohl, als mit der Perspective bekannt zu machen, oder nicht, weil beides in ihr eigentliches Fach nicht eben so tief eingreift, sondern bloss zur Verfertigung der heut zu Tage üblichen mühsam ausgeführten Architekturzeichnungen behülflich ist. Künstler und Kenner aber wissen wohl, dass nach der Wirkung der allerausgeführtesten Zeichnung sich dennoch niemals mit Sicherheit auf die Wirkung schliessen lässt, welche das Gebäude selbst machen wird. Ferner ist bekannt, wie sehr gute Architekten sich mit ausführlichem Zeichnen gar nicht befasst, und selbst die Besten es vorgezogen haben, ihre Entwürfe in freystehenden Modellen zur Anschauung zu bringen. Man könnte endlich noch sagen, die herrlichsten unübertroffenen Denkmale der Architektur in Griechenland seyen entstanden, ehe Licht und Schatten beobachtet, und ehe die jetzt geltenden Regeln der Perspective auch nur geahndet worden. In Betreff des Unterrichts über die mathematischen Regeln von Licht und Schatten behaupten wir kühn, dass solches für Maler überflüssig ist. Denn Zöglinge, die nur einiges Talent und Verstandesanlagen besitzen, begreifen von selbst den Einfallswinkel des Lichts, wie durch das Wiederkehren desselben die Reflexen entstehen, wie Schlagschatten fallen, wie runde und wie eckige Körper beleuchtet erscheinen; mehr erfahren sie auch durch jenen Unterricht wohl schwerlich; aber die Kunst der male-

rifchen Beleuchtung und Wirkung ift ohne Zweifel eine andere und höhere.

Der zwölfte Artikel verordnet, in Hinficht auf die Kupferftecherkunft, um derfelben ihren alten Ernft und die nothwendige Strenge wo möglich wieder zu geben, dafs die ihr fich widmenden Zöglinge nicht eher zur Erlernung derfelben übergehen follen, als nachdem fie in der erften Claffe der Hiftorienmalerey die Zeichnung fo weit als die Maler gelernt haben, die in die zweyte Claffe übergehen. Unferer Meinung nach ift diefes noch nicht hinreichend, um den oben angegebenen höchftlöblichen Zweck zu erzielen. - Nur wenn der Kupferftecher ein vollkommen gefchickter Nachzeichner ift, kann er hoffen, die alte Tüchtigkeit, Ernft und Strenge in feinen Blättern zu erreichen. Gelingt es ihm noch überdiefs, die elegante Zartheit der neueren Meifter hinzuzufügen: fo ift er defto fchätzbarer. Die Akademie wird aber auf alle Fälle ihre geäufserten guten Abfichten in Anfehung der Zöglinge der Kupferftecherkunft ficherer erreichen, wenn diefelben unausgefetzt im Zeichnen mit einerley Farbe fich fo lange befchäftigen müffen, bis fie einen bedeutenden Grad von Fertigkeit darin erreicht haben, und alsdann erft zum Radiren und Stechen auf Kupfer zugelaffen werden, während welcher Zeit fie aber immer noch das Zeichnen, fo viel die Umftände erlauben, fortfetzen. Wer das Zeichnen vernachläfsigt hat, kann mit Nadel und Grabftichel fehr wohl umzugehen wiffen, und wird darum doch nur fehr mittelmäfsige Kupferftiche liefern; hingegen ift nicht zu befürchten, dafs von geübten Zeichnern je völlig werthlofe Blätter ausgehen werden.

Der achtzehnte Artikel (denn diejenigen, bey welchen uns keine Bedenklichkeit beygeht, wollen wir der eigenen Lectüre des Lefers empfehlen) handelt von den Vortheilen, welche die Zöglinge der Akademie geniefsen. — Der Unterricht gefchieht ganz unentgeltlich. Dagegen foll kein angehender Künftler, den äufserft feltenen Fall eines ganz ausgezeichneten Talentes, verbunden mit gänzlichem Mangel eigener Mittel, ausgenommen, auf eine Unterftützung aus dem Fonds der Akademie Rechnung machen dürfen, es wäre denn, dafs er diefe als Preis gewönne. Diefe Anordnung verdient ganz unbedingten Beyfall, möge nur ftreng darüber gehalten werden. Denn es ift wahr, dafs durch leichtfinnige Gunft in Ertheilung von Penfionen an junge Künftler der Kunft felbft oft Schaden zugefügt worden: einem vorzüglichen Talent, welches fich redlich bemüht, mifsglückt es wohl ohne Zweifel nur felten, durchzudringen. Sollte aber auch wirklich zuweilen die Ausbildung eines guten Künftlers Hinderniffe erleiden, aus Mangel zeitiger Unterftützung: fo ift folches zum wenigften für den Staat lange nicht fo nachtheilig, als das Heer von Schmierern und Pfufchern, welche die Leichtigkeit, Unterftützung zu erhalten, gewöhnlich hervorbringt, und die für eine wahre Landplage gelten können. —

Die beften Schüler der Akademie werden zu Lehrern der Provincialkunftfchule befördert; fo wie die vorzüglichften Meifter der letzteren die Ausficht haben follen, zu Lehrern an der Centralanftalt vorzurücken. Diefe Einrichtung mag vielleicht einftweilen gut feyn; wir hoffen indeffen, fie werde nicht als ein unwandelbares Gefetz gelten. Die Akademie würde ihrer Wirkung fo wie ihrem Ruhm nicht blofs fchaden, fondern fogar fich felbft in nicht gar langer Zeit völlig zerftören, wenn fie immerfort die erften Lehrftellen aus ihren eigenen Zöglingen befetzen und wieder befetzen wollte. Damit fie ihren Zweck erfüllen, wachfen und blühen möge, find vorzügliche tüchtige Lehrer ein nothwendiges Erfodernifs, und hieraus folgt fodann, dafs man jederzeit, wenn eine erledigte Stelle zu vergeben ift, den Tauglichften dazu auswähle oder berufe, der nur irgend zu finden ift, ohne alle Rückficht, ob er einheimifch oder fremd, ein Zögling der Akademie ift, oder anderswo feine Bildung erhalten habe.

Die Regierung will verfügen, dafs nicht leicht ein öffentliches Gebäude von einiger Bedeutung im Königreich Baiern entftehe, woran aufser der Architektur nicht auch die Sculptur und Malerey ihren Antheil habe. Auch follen die Gemeindevorfteher insbefondere angewiefen werden, bey Beftellungen von Gemälden für Kirchen und andere öffentliche Gebäude, Bildhauerarbeit für öffentliche Denkmäler, defsgleichen von Grundriffen öffentlicher Gebäude, fich an die Vorfteher der Akademie zu wenden, wodurch eines Theils diefe Gelegenheit haben, ihre fchon mit dem Wefentlichen der Kunft hinlänglich bekannten Schüler unter ihren Augen, oder nach ihren Zeichnungen, gröfsere Werke ausführen zu laffen; anderen Theils die öffentlichen Gebäude fich gegen geringe Koften mit guten, und nach löblichen Muftern ausgeführten Darftellungen fchmücken können. — Wahrlich eine treffliche, vom beften Geift, von der gründlichften Einficht erzeugte Verordnung, von welcher die guten Folgen fchwerlich lange ausbleiben werden.

Der neunzehnte Artikel handelt von den Preifen. Alle Jahre concurriren die Zöglinge der erften und zweyten Claffe um einen Preis. — Alle drey Jahre hat eine grofse und allgemeine Preisvertheilung Statt, zu welcher auswärtige fo wie einheimifche Künftler mit den Zöglingen der dritten Claffe concurriren. Der Preis bey diefer Concurrenz befteht für die einheimifchen Künftler in dem Auftrage zu einem Gemälde, Büfte oder Statue, für Auswärtige foll der höchfte Preis in dem Werth von 50 Ducaten beftehen. Der Gegenftand der Preisaufgabe wird durch ein eigenes Programm bekannt gemacht, die Preisvertheilung ebenfalls durch ein Programm, welches die motivirten Urtheile über jedes eingegangene Concurrenzftück enthält. — Im vierten Jahre follen die einheimifchen Hiftorienmaler, Bildhauer, Architekten und Kupferftecher nochmals, und um den letzten Preis concurriren. — Jeder Künftler aus den erften Fächern, der den Preis erhält, wird zur Belohnung mit einer Penfion auf drey Jahre nach Italien gefendet; der Kupferftecher erhält auf zwey Jahre eine Unterftützung, und während diefer Zeit ein wichtiges

Blatt für seine Rechnung zu vollenden. Buchstäblich genau, wollen wir hoffen, werde es mit den Bedingungen bey dieser letzten Concurrenz nicht genommen werden, so nämlich, dass durchaus keine anderen als nur einheimische Zöglinge dabey auftreten dürfen, weil damit die im Übrigen so liberale Anstalt der Akademie sich selbst theils ihren Wirkungskreis verengern, theils ihrem angekündigten Zweck geradezu entgegenhandeln würde. Angenommen, ein ausser den baierischen Staaten geborner Zögling habe mehrere Jahre auf der Akademie zu München studirt, ein vorzügliches Talent gezeigt, concurrirt und wirklich den Preis davon getragen: wäre es ein Verlust? — wäre es nicht vielmehr ein Gewinn, wenn somit für eine an sich nicht beträchtliche Pension auf drey Jahre, ein tüchtiger junger Mann für Baiern erworben würde? Auch dürfte nur selten der Fall eintreten, dass ein Künstler, welcher dergleichen Pension erworben und genossen hätte, nachher verschmähte im Lande zu bleiben, wenn man ihm anders, wie billig ist, Aussicht auf Anstellung und künftige Beförderung läfst. Entfernte er sich aber dennoch: so ist die Einbusse keineswegs so beträchtlich, dass etwa aus staatswirthschaftlichen Gründen darauf zu achten wäre. Es könnte also durchaus keine anderen als gute Folgen haben, wenn die Concurrenz um diesen höchsten Preis allen Zöglingen der Akademie ohne Ausnahme frey stünde. Ohne Zweifel würden dadurch viele Auswärtige bewogen werden, nach München zu kommen, um daselbst die Kunst zu studiren, und ferner unter den Schülern insgesammt ein desto lebhafterer, für alle gleich nützlicher Wetteifer entstehen.

Der zwanzigste Artikel, worin die Obliegenheiten der akademischen Pensionärs zweckmäfsig aus einander gesetzt werden, so wie die übrigen Artikel, geben zu keinen besonderen Erinnerungen Anlass.

W. K. F.

München, b. Stöger: *Öffentliche Sitzung der königlichen Akademie der Wissenschaften zu München, zur Feyer des allerhöchsten Namenstages Sr. Maj. des Königs*, den 12 October 1811. 75 S. gr. 4.

Diese Schrift enthält vier verschiedene Aufsätze: 1) Rede des Director *Schlichtegroll* über die Geschichte des Studiums der alten Münzkunde. 2) Bekanntmachung des Ausspruchs der Akademie über die preiswerbenden Biographieen Kaiser Ludwigs des Baiern, durch den Präsidenten *Jacobi*. 3) Die vom Hn. Hofr. *Breyer* verfasste Darstellung des Inhalts der gekrönten Biographie. 4) Eröffnung der versiegelten Namen, zuerst des Vfs. der gekrönten Schrift, dann der mit dem Motto: *Hic pius etc.*

1) So allgemein anerkannt auch der Werth der alten Denkmäler und Werke aus den anderen Fächern der bildenden Kunst ist: so kommen doch die Kenner des Alterthums darin überein, dass die alten Münzen unter allen bey weitem die reichsten Beyträge zur Kenntniss der alten Welt liefern. Denn nur sie sind so eingreifend in *alle* Zweige der Kunde der alten Welt, nur in ihnen sehen wir so viele Tausende unbezweifelter, ächter antiker Denkmäler. Aber eben die grosse Menge alter Münzen, die auf unsere Zeiten gekommen sind, schreckte seither mehr ab, als dass sie zur näheren Kenntniss derselben einlud. Die mühevolle einseitige Behandlung, die diesem Fache seit der Wiedergeburt der Wissenschaften zu Theil geworden war, trug nicht dazu bey, das Studium derselben zu begünstigen, bis endlich der heitere Geist, mit welchem jetzt die gesammte Kenntniss der alten Welt überall, und namentlich im deutschen Vaterlande, getrieben wird, auch für die Numismatik eine glücklichere Zeit herbeyführte. Welche Behandlung nun die Kunde der alten Münzen seit drey Jahrhunderten, wo sie entstand, erfahren habe, auf welchem Puncte der Ausbildung diese historische Hülfswissenschaft jetzt stehe, und was ferner von ihr zu erwarten sey, dieses sind die Hauptpuncte dieser Rede.

Man hätte erwarten sollen, dass schon in dem Zeitalter Augusts, und noch mehr zu den Zeiten der Trajane oder Antonine, das Sammeln auch dieser Art von alten, in Absicht auf bildende Kunst und Geschichte anziehenden Denkmälern sehr leicht eine Liebhaberey für reiche und kunstliebende Römer hätte werden können, da sie ihre Paläste und Villen mit schönen Gefässen griechischer Künstler, mit Statuen und Büsten zierten, und auch Daktyliotheken darin aufstellten. Aber wir finden bey den Sammlern oder Kunstfreunden der alten Römer keine Spur einer wissenschaftlichen Liebhaberey und noch weniger einer gelehrten Aufmerksamkeit auf Münzen, die in jenen Zeiten schon alt und selten waren. Auch die vielen Tausende von Münzen der römischen Imperatoren mussten erst Antiquitäten und Seltenheiten werden, ehe ein wissenschaftlicher Geist sie wieder ans Licht brachte. — In dem unter politischen und kirchlichen Stürmen langsam dahinsterbenden byzantinischen Reiche war an keine Aufmerksamkeit auf diesen oder irgend einen anderen Zweig der Wissenschaften zu denken. Und als sich im Abendlande aus den Ruinen des römischen Colosses wieder neue Ordnungen gestalteten, als Karl der Grosse, und die späteren Herrscher in Deutschland und Frankreich den glimmenden Funken literarischer Bildung wieder anfachten: erhielten auch ganz andere als historische und Kunst-Studien wieder einige Nahrung. Die theologischen, und nachher die medicinischen Wissenschaften weckten zuerst den menschlichen Geist wieder aus seiner Lethargie; alles *geschichtliche* Bemühen war auf die magere Arbeit einiger Chronisten eingeschränkt.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

MÜNCHEN, b. Stöger: *Öffentliche Sitzung der königlichen Akademie der Wissenschaften zu München, zur Feyer des allerhöchsten Namenstages S. M. des Königs*, den 12 October 1811. u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der zu Florenz wieder aufgefundene Codex der Pandekten gab den Rechtsschulen zu Bologna und Paris ihr Daseyn. Eine allgemeine Verehrung der Römerwelt erwachte. Neben den Vätern der Kirche und den Lehrern der Theologie wurden auch wieder Namen der römischen Imperatoren, Consuln und Prätoren genannt. Das hinschmachtende Kaiserthum in Constantinopel führte dem Abendlande jene unterrichteten Griechen zu, die sich mit ihren Pergamenen westwärts flüchteten, und bald in Italien, Deutschland, Frankreich, England und Schottland eine Menge lehrbegieriger Schüler fanden. Die Nacht fing an zu verschwinden, und in der Mitte des 15 Jahrhunderts ging ein neuer Tag für das erstaunte Europa auf. Das römische Recht fasste Boden, und fand gelehrte Erklärer. Nun wurde man auch gewahr, wie viel sich für lateinische Sprachkunde, für Kenntniss römischer Verfassung und öffentlicher Ämter zur Erläuterung der Gesetze und der Classiker aus den vielen Inschriften an Gebäuden und auf Steinen schöpfen liess; daher fingen Gelehrte an, jene lateinischen Inschriften zu sammeln und zu erläutern. Auf den Münzen, die zugleich aus dem classischen Boden Italiens in Menge ausgegraben wurden, fand man ähnliche Inschriften, ähnlichen Stoff zu Erläuterungen, dieselben Erwähnungen römischer Ämter, viele Darstellungen aus der Mythologie, dem Leben und der Geschichte jenes einst so mächtigen Volks, und so wurden sie, nebst anderen Überbleibseln der römischen Kunst, ein Gegenstand der Aufmerksamkeit und des Sammlerfleisses. So war die Archäologie geschaffen, und ein Theil derselben nach dem anderen bildete sich aus.

Da der Pflüger noch jetzt, nicht bloss in Italien, sondern auch in Frankreich, der Schweiz, am Rhein und in Deutschland, da wo römische Städte oder stehende Lager waren, sehr häufig Kaisermünzen findet: wie reich mag diese Ausbeute vor 300 Jahren gewesen seyn! Der Ton war nun angegeben; überall bildeten sich Münzsammlungen, gelehrte Erläuterungen folgten bald nach, und ein neuer Zweig, die Numismatik, trieb aus dem fruchtbaren Stamme der historischen Wissenschaften hervor. Niemals aber war der Eifer, Münzen zu sammeln, grösser als im 16 Jahrhundert, und *Hubert Golz* zählte bloss in Italien 380 Münzsammlungen unter allen Ständen. Sogar Kaiser und Könige beschäftigten sich damit, brachten durch ihren lebhaften Antheil, den sie daran nahmen, Leben in diesen neuen Zweig der Wissenschaften, und verursachten manche gelehrte Erläuterung und manches wichtige Werk, das Licht über die alten Münzen verbreitete. Die wichtigsten dieser Werke werden hier aufgeführt.

Im folgenden Jahrhunderte vermehrten sich die Sammlungen antiker Münzen durch ganz Europa, selbst während der Stürme des dreyssigjährigen Krieges, nach Beendigung desselben aber besonders in Deutschland.

Noch immer herrschte eine gewisse Vorliebe für die römischen Münzen, aber doch erweiterte sich der Gesichtspunct, besonders durch *Vaillant*, welcher mit *Spanheim* und *Patin* das Triumvirat der Hauptschriftsteller für die Numismatik in dieser Periode bildet. Da man auch sogar an den Höfen die Numismatik liebgewonnen hatte: so ist es kein Wunder, dass man schon damals ein fast allgemeines Wohlgefallen an gelehrten allegorischen Vorstellungen, Devisen und witzigen Inschriften zeigte, und dass nun das Zeitalter der Gedächtnissmünzen eintrat. Durch die Beschäftigung mit alten Münzen wurde es herbeygeführt, und wirkte nun auch wieder zurück auf die Liebe für die Numismatik.

Der Fortschritt, den die Münzkunde im 17 Jahrhunderte machte, bestand darin, dass man, neben den römischen Münzen mit lateinischer Aufschrift, auf die seltneren von Städten Griechenlands und Asiens geprägten Kaisermünzen hoch schätzte und sammelte, dass man die Coloniemünzen beachtete, dass die Kritik über Ächt und Unächt nun erwacht war, und den Scharfsinn übte, welches sehr nothwendig geworden war, da auch in dieser Periode eine grosse Menge antiker Münzen von schlauen Betrügern nachgebildet wurden. Es entstanden nun auch im Norden von Europa Sammlungen in grosser Anzahl, weil es zum Luxus der Fürsten gehörte, nicht allein dergleichen zu besitzen, sondern auch die Kosten zu Herausgabe eines Kupferwerks darüber auf sich zu nehmen, so dass dieser Zweig der Literatur verhältnissmässig sehr reich an theueren, mit Abbildung versehenen Werken ist.

Von der ersten Hälfte des 18 Jahrhunderts gilt Alles, was so eben von der vorhergehenden Periode

gesagt wurde. Die alten Sammlungen zu Wien, Paris, Florenz, Rom, wurden mit Eifer vermehrt; andere bildeten sich zu Dresden, Gotha, Berlin, Petersburg u. s. w. Eine Menge prächtiger Münzwerke erschienen ferner in allen literarischen Ländern Europens, aber, gewöhnt an Gleichförmigkeit bey dem Anblick der damaligen Sammlungen, worin die Gepräge von einem Metall und von einer Größe bey einander lagen, bildeten sie die Münzen nach einer willkührlichen gleichen Größe, und umgaben sie wohl auch mit müssigen, geschmacklosen Verzierungen. Die Commentare waren wortreich, ohne Kritik, und mit unrecht angebrachter Gelehrsamkeit ausgeschmückt. Nur einzelne bessere Bearbeitungen machten hievon eine Ausnahme.

Die Völker-, Städte- und Königs-Münzen hatte man zwar nun schätzen gelernt; aber die Völker und Städte ordnete man nicht allein in den Sammlungen, sondern auch in darüber geschriebenen Commentaren nach dem Alphabet, wodurch aller Überblick zum Behuf der Geographie, der Geschichte und der Kunst verloren ging, bis endlich um die Mitte des 18 Jahrhunderts *Pellerin* den richtigen Gedanken auffaste, dass diese Münzen nur dann das volle von ihnen zu erwartende Licht auf das Alterthum werfen könnten, wenn sie geographisch zusammengefasst werden. Die Vorzüge dieser Anordnung wurden allmählich allgemein anerkannt, aber unter allen zuerst von *Jos. Eckhel*, der der Stifter einer neuen Epoche in der Numismatik wurde, wie sein Katalog von der wiener Sammlung, den er im J. 1779 herausgab, und sein grosses Lehrgebäude der alten Münzwissenschaft, das in den Jahren 1792 bis 1798 in acht Quartbänden erschien, bezeugen. So war die Numismatik am Ende des dritten Jahrhunderts, seit sie bearbeitet wurde, auf die Stufe gehoben, wo sie durch wohlgeordneten, leicht zu übersehenden Reichthum alle Freunde antiquarischer Untersuchungen einladet, mit ihr durch die alte Welt zu wandeln, und sich der tausend Erinnerungen, Bestätigungen und Belehrungen zu erfreuen, die ihnen ihre unvergänglichen kleinen Monumente sicher gewähren.

Seitdem man nun die ganze Münzwissenschaft so leicht übersehen kann, ist ein neues Leben in ihr rege geworden. Viele grosse Sammlungen, die sich bisher in römischen Münzen vervollständigt hatten, wurden gewahr, wie viel ihnen an Völker-, Städte- und Königs-Münzen noch mangle, und strebten nach Ausfüllung dieser Lücken, und dahin, die numismatische Charte der alten Welt mit jenen höchst interessanten Denkmälern selbst erläutern zu können. Auch die königl. baierische Münzsammlung war bisher nur an römischen Münzen reich, aber durch die ansehnliche Sammlung Cousinery's, welche durch die Fürsorge des Königs dazu kam, hat sie eine ähnlich glänzende Bereicherung an Städte- und Königs-Münzen erhalten, wie einst das pariser Museum durch das pellerinsche. Aus diesem antiquarischen Schatze und aus anderen berühmten Sammlungen werden nun bald noch Hunderte, ja Tausende von bisher unbekannten Geprägen in die Verzeichnisse eintreten, und durch neue Typen Stoff zu neuen Erläuterungen geben. Städte, die bis jetzt in der numismatischen Geographie vermisst wurden, werden einen Platz erhalten; man wird, wie man schon angefangen hat, die glücklichsten Anwendungen der Münzen auf Geschichte der Kunst und Cultur, auf Mythologie und Symbolik, auf Geographie, Historie und Ikonologie machen u. s. w. So eröffnet sich mit dem *neunzehnten* Jahrhundert ein weites und schönes Feld für Anwendung der Kunde antiker Münzen auf Belebung und Erheiterung des Studiums der alten Literatur in allen seinen Zweigen und Beziehungen. Doch wird sie auch nicht ohne freundlichen Einfluss auf das neuere Münzwesen bleiben.

2) Die beste *Biographie Kaiser Ludwigs* des Baiern fand man unter den sieben eingelaufenen Preisschriften in derjenigen, welche den Wahlspruch führte: *Quamquam — o! Virgil. Aen.*, und ihr wurde der Preis von 100 Ducaten zuerkannt. Eine andere, welche zwar keine ausgearbeitete Biographie, aber eine sehr schätzbare, und möglichst vollständige Sammlung von Materialien enthält, die, aus ächten Quellen geschöpft, genau nach der Zeitordnung gereiht, und mit mehreren genealogischen Nachrichten bereichert sind, erhielt eine ausserordentliche Belohnung von 30 Ducaten.

3) Epitomator eines Auszugs zu werden, ist schwer, und im gegenwärtigen Falle unmöglich, wenn man nicht ganz mager und trocken werden will. Hr. Hofr. *Breyer* hat den Inhalt der gekrönten Biographie treu und richtig vorgetragen, und seine Darstellung verdient ganz gelesen zu werden.

4) Bey Eröffnung der versiegelten Namen fand man, dass der Vf. der gekrönten Preisschrift war: *Conrad Mannert*, königl. Hofrath und Prof. der Geschichte in Landshut — der Name des anderen ist: *Roman Zirngiebl*, königl. baierischer wirklicher geistlicher Rath und Archivarius in Regensburg.

Wa.

München, b. Lindauer: *Die Physik als Kunst. Ein Versuch, die Tendenz der Physik aus ihrer Geschichte zu deuten.* Zur Stiftungsfeyer der königl. baierischen Akademie der Wissenschaften am 28 März 1806, von *Joh. Wilh. Ritter*, ordentl. Mitglied der Akademie u. s. w. 1806. 62 S. 8.

Wie die Natur für alle Erdgeschöpfe die Ausbildung übernommen, den Menschen aber unvollendet gelassen, damit er sich selbst vollende, wird in dieser Abhandlung, welche noch ein Erzeugniss der alten Akademie ist, zuerst gezeigt. Ferner, wie sie ursprünglich mit dem Menschen in Einklang gewesen, dann sich allmählich zurückgezogen habe, um ihn seiner eigenen Bildung zu überlassen, und nun von ihm immer emsiger gesucht werde, durch Hülfe einer Kunst, welche den ewigen Geheimnissen derselben mit immer wachsendem Erfolge nachspüre. Anfänglich sey der Mensch selbst Natur gewesen, diese nicht sein Werk; die letzte Absicht könne nur seyn, dass er jene erste Harmonie schaffend herbeyführe. Die

Selbsterhaltung treibe und führe endlich zur Selbstvollendung; auf jene (als auf gesunde Kraft) sey diese allein zu bauen, und deſswegen im Alterthume allem Leben und Daseyn göttliche Verehrung erwiesen worden. Diese sey fast bis auf die Achtung verloren, wohl aber wieder zu erwerben auf dem Wege der Physik. Doch wovon auszugehen? worin zu finden, was in die Finsterniſs leuchte, und überall allein erkläre? — Das Licht gleiche dem Leben, welches dessen Strahl aufnehme und auf unendliche Weise verherrliche, so wie jener des Lebens Dunkel erleuchte. Wie der Lichtstrahl alle Welten: so habe der Magnet das Reich irdischer Kraft, und insbesondere des elektrischen Feuers aufgeschlossen, dieses aber, angestaunt zuerst und als göttliches Wunder gepriesen, habe die geheime Werkstätte des chemischen Feuers der Natur eröffnet, und ein lebendig Feuer sammle und übe seine Kräfte, und thue sie kund in einer Säule, die (gleich jener Wolken- und Feuer-Säule in der Wüste) durch die Weiten der Natur sicher führen werde. Ein lebendig Feuer thue sich allen Sinnen kund, der Sternenlauf ordne und entscheide immer sichtbarer und klarer die Zeit auf Erden und die Menschen; das unendlich bildsame Wasser, die Quelle und der lebensschwangere Abgrund elektrischer Spannung und munteren Lebensspiels werde wieder in seiner Einheit und Klarheit begriffen, wodurch Licht und Feuer eben so klar in die Seele des Menschen scheinen könne, und wodurch von der Flüssigkeit bis zu magnetischer Starrheit die Gestaltungen und Bildungen der Natur leicht verfolgt werden mögen: denn aus dem geheimniſsreichen Dunkel der Wasserwelt führe zwar nicht die Chemie des Tags, sondern allein die Herrlichkeit von Licht und Feuer. Und so werde auch in der anorganischen Natur, ja aus der Felsenschrift, als dem hinterlassenen Zeichen der Wirksamkeit lebendigen Geistes, die Spur des Lebens unverkennbar seyn, und *ein* Feuer und *ein* Leben das andere erleuchten, und alles *eine* Klarheit seyn, und der Mensch das Ziel des Lebens, der Feuerträger und Vollender der Natur, in Moos und Stein, im Thier und Allem was da ist, auf Erden sich selbst erkennend als Sinnbild des Alls. Sich selbst beherrschend, soll er Herrscher einer Erde, einer Welt uud einer Schöpfung seyn. Dahin führe die Physik als eine göttliche Kunst, und darum sey Heil dem Fürsten, der sie fördere.

So in groſsen Massen von Licht und Dunkel und zauberreichem Farbenschimmer hat der Vf. gemalt; meistens zwar ohne Zeichnung und scharfe Umrisse, doch sehr lobenswerth, weil es gut ist, den Gemüthern einer so gemischten und doch so wirksamen Gesellschaft klare Lichtpuncte zu zeigen, aber sie auch durch des Dunkels Geheimniſs unwiderstehlich in die Tiefen der Natur zu ziehen. Groſse Dinge bereiten sich; die bisherige Physik liefert kaum die Elemente zu jener hohen Kunst, welche den Menschen lehren wird, die Natur als ewige Freundin und Geliebte zu erkennen, und mit ihr vereint in Gott zu leben.

K. J. W.

Frankfurt a. M., in d. behrensischen Buchhandl.: *Die enthüllten Trappisten*, eine Geschichte, welche die gesammte Menschheit äuſserst empörende und Schauder erregende, wie auch auf Wahrheit gegründete Thatsachen enthält, von *C. N. Leclerc*, ehemal. Priester d. Ges. Jesu, Prof. im Collegium zu Nancy u. Dr. a. d. das. Univ. 1803. 208 S. 8. (16 gr.)

Das Publicum erfährt im Grunde durch diese Schrift nicht mehr, als was es bereits schon aus einigen öffentlichen Blättern weiſs; nur daſs hier Manches umständlicher erzählt, und durch Urkunden belegt, dadurch also zur Welt- und Menschen-Kunde ein neuer authentischer Beytrag, und dem Sammler exotischer Menschencharaktere ein wahres seltenes Cabinetsstück geliefert wird.

Der Vf., ein französischer Emigrant, wohnte zu Düren im Paderbornischen, im Jesuitercollegium, nebst noch einigen anderen, ebenfalls emigrirten französischen Geistlichen, als eine in Europa von einem Orte zum anderen herumziehende, ganz neu organisirte Colonie des Ordens *de la Trapp* auch dahin einquartirt ward. Sie bestand aus einem Abt, Vorsteher, Lehrern, Kindern, Männern und Nonnen, Knaben und Mädchen. Die Nonnen mit ihren Mädchen bekamen ihr Quartier in Paderborn selbst. Der Vf. erfuhr, daſs die dem Abte zur Erziehung anvertrauten Kinder auf die unmenschlichste Art behandelt würden, machte darüber dem Abt die triftigsten Vorstellungen, die aber schnöde abgewiesen wurden. Da denuncirte er die Sache dem Bischofe von Paderborn; dieser schickte Commissarien zur Untersuchung, während dessen der Abt mit seinen männlichen Zöglingen und ihren Zuchtmeistern von Düren weg nach Welda in ein leeres, also weniger den Ausspähungen ausgesetztes Schloſs gezogen war. Die Commissarien wurden vom Abte und seinen Freunden getäuscht und gewonnen, der menschenfreundliche Denunciant aber kaum gehört, als ein Wahnsinniger, als ein Calumniant auch öffentlich verschrieen, und zu seinem Nachtheil, da die Sache nie zu Ende gehen, nie damit recht Ernst werden wollte, in Deutschland zurückgehalten, während andere bereits nach Frankreich wieder zurückgekehrt waren, und Beneficien bekommen hatten. Endlich kam Paderborn unter preussische Botmäſsigkeit. Jetzt ward der Kläger gehört, und die Sache auf eine schonende, aber auch für den Denuncianten ehrenvolle Art abgethan, die Ordensgeistlichen durften im Lande bleiben, muſsten aber das Erziehungsinstitut aufgeben, die Zöglinge alle nach Hause schicken, und keine Novizen annehmen; worauf der gute Exjesuit die ganze Geschichte mit allen Actenstücken drucken lieſs, dem Könige in Preussen zueignete, und getrost über seine Rechtfertigung, mit dem Vorsatze abreiste, das Werk auch ins Französische zu übersetzen, um in Frankreich ebenfalls gegen die Vorwürfe einer Verläumdung von Seiten der Trappisten sicher zu seyn. Die Geschichte dieser Trappistencolonie und ihrer unmenschlichen Erziehungsmethode ist in dem Buche selbst nachzulesen.

F.

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Fürth*, b. Korn: *Der Beobachter an der Pegnitz*. 1807. Erster Band in 3 Heften. 186 S. 8. (18 gr.) Der Vf., nach S. 181 zu schliefsen, ein Geistlicher in Nürnberg, will, wie die Ankündigung des Verlegers lautet, mit dieser Zeitschrift eine historisch-charakteristische Schilderung Frankens und seiner Bewohner liefern. Dieser erste Band beschäftigt sich hauptsächlich mit Nürnberg, dessen Einwohnern und Umgebungen. Unter manchen guten Notizen und Bemerkungen findet man hier aber auch viel Triviales und Schales. So liest man z. B. S. 135 bey Gelegenheit des Johanniskirchhofes: „Was das für eine ungeheuere Menge von Grabern ist! — Ehrliche Männer und Schurken unter einander, vertragen sich jetzt ruhig und stille, was bey ihren Lebzeiten pure Unmöglichkeit war." So S. 36 von Erlenstegen: „Die Entfernung unerwogen, gleicht der Weg dahin durchgehends einer ewigen Sandwüste, die für die Lustwandler hin und her unaufhörlich den Wunsch erregen mufs: Eys — wären wir da! —" Von einem wahrhaft unglücklichen Raisonnement, und einer schneidenden Einseitigkeit im Urtheilen giebt das, was S. 168 ff. über Conrad Horn, einen reichen Tuchmacher, und Stifter einer Capelle im sechzehnten Jahrhundert, ein auffallendes Beyspiel. Auch ist Sprache und Orthographie sehr fehlerhaft. Der Vf. hat *leutselige Wege*, schreibt *Prochure*, *Mufsing*, *Scheiderhausen*, *wailand*, und weifs sich in die Unterscheidungszeichen gar nicht recht zu finden. — Am besten sind dem Vf. die Auffätze gelungen, die zur Charakteristik der Nürnberger dienen. Wir wollen Einiges aus denselben ausheben. Die Rufsigen, oder Feuerarbeiter, haben ihren ursprünglichen Charakter am meisten erhalten, und sind, so sehr sie auch bisweilen ihre Obrigkeit und ihre Verfassung meistern mögen, die treuesten Bürger. Auch sind sie die Seele der nürnbergischen Feueranstalten. Von nürnberger Patriciern wird vielleicht bald nicht mehr die Rede seyn. Unter Gelehrten versteht man in N. blofs, was den Titel Doctor führt: und auch da wieder ausschliefslich nur die Doctoren der Rechte und der Arzneygelahrtheit. Doctoren der Theologie und der Philosophie, oder andere Gelehrte, die keinen akademischen Charakter führen, pflegt man unter dieser Rubrik nicht zu begreifen. Auffallend ist es, dafs der gemeine Mann seinem Arzte den Titel Excellenz beylegt, und dafs ihn die Ärzte annehmen; aber noch auffallender, dafs, nach der Versicherung des Vfs., der nürnberger Gelehrte selten auf Tändeleyen in den Wissenschaften verfällt, und noch seltner auf Compilationen, als auf eigenes Forschen. Dafs der Kaufmannsstand auch hier seit einiger Zeit anfange, von seiner alten Solidität abzugehen, erfährt man mit Bedauern. Am gedrücktesten leben auch hier die geringeren Künstler und Handwerker, und die Art und Weise, wie die Reichen bisweilen mit ihnen umgehen, ist empörend. Die Zahl der ordinirten protestantischen Geistlichen, worunter die Vicarien und die Früh- und Mittags-Prediger nicht mit begriffen sind, beläuft sich auf acht und zwanzig. Wenn der Vf., um ihre Einkünfte zu erhöhen, eine Reduction dieser Anzahl auf die Hälfte in Vorschlag bringt: so scheint er das Nachtheilige solcher Reductionen für den ganzen Stand nicht hinlänglich überlegt zu haben.

D. D.

1) **Bamberg**, auf Kosten der bischöfl. Generalvicariatskanzley: *Kalender und Schematism der Dioecesangeistlichkeit des Bisthums Bamberg*, herausg. auf das Jahr 1811. Gedruckt mit reindlschen Schriften. 1 Bog. Kalender, VIII u. 96 S. 8. (30 kr.)

2) Ebendaselbst: *Schematism der Dioecesangeistlichkeit des Bisthums Bamberg*, auf d. J. 1813. IV u. 184 S. 8. nebst einer Tabelle in Querfol. (35 kr.)

No. 1. ertheilt in der Vorrede Belehrung über den vom Könige Baierns allein verliehenen Tischtitel, und über die Präsentationen der Gemeinden, Adelichen etc. auf Pfründen — über die hier gemachte Ausscheidung und Auszeichnung der Weltgeistlichen von den Religiosen — über die angenommene Anstellungszeit als Caplan oder Pfarrer — über die Abkürzungsform der Wörter in den fortlaufenden Tabellen und Registern u. s. w. Nach dem Kalender folgt das Verzeichnifs der Personen des Vicariats zu Bamberg, des Clerus dieser Hauptstadt, der Stadtpfarreyen zu Baireuth, Erlangen, Nürnberg, Vorchheim, und endlich des ganzen platten Landes nach der bekannten Eintheilung in Decanate. Die Spalten dieser ununterbrochenen Tabelle sind durch den Namen des Pfarrorts, durch die Seelenzahl, durch den Namen des Pfarrers, Curatus, Caplans u. s. w., durch das Jahr der Geburt, Aufnahme zum geistlichen Stande, ersten Approbation und Anstellung ausgefüllt. Die Brauchbarkeit dieser Schrift wird durch ein alphabetisches Orts- und Personen-Verzeichnifs am Schlufse sehr erhöht; sie wurde so gut aufgenommen, dafs sie zur Norm für alle Dioecesen Baierns gemacht wurde.

No. 2 ist formell identisch, und materiell nur durch die Rubrik *Tischtitel* statt *Anstellung* verschieden. Auch wurden fast alle Individuen eingereiht, welche auch nur eine entfernte Beziehung auf den geistlichen Stand haben, z. B. Nonnen. Dem Personal- und Local-Register ist eine tabellarische Übersicht der gesammten bambergischen Dioeces angehängt, deren Seelenzahl sich auf 205,902 beläuft. Der Kalender ist hier weggeblieben, ohne dafs der Grund davon angegeben ist. Nach der wiederholten Auffoderung in beiden Vorreden zur Anzeige der Mangel und Fehler, bemerken wir nur der Vervollkommnung der Schrift wegen, dafs die Domherrn und Canoniker nach ihrer alten Rangordnung — nicht so die Religiosen — aufgezählt sind, obgleich erstere eben so wenig als letztere nur am Orte ihrer Stiftung sich jetzt aufhalten. Wenn die noch activen Nonnen hier am rechten Platze stehen: so sollten auch die pensionirten Nonnen neben den Exreligiosen aufgezählt werden. Bey mehreren der Letzteren vermifst man die ehrenvollen Charaktere eines Magister, Doctor, Lector jubilatus, Inspector, Mitglied der naturforschenden Gesellschaft u. s. w. Druckfehler setzen die Geburtszeit manches alten Geistlichen auf so viele Jahrhunderte zurück, dafs höchstens nur dessen Denkweise mit jener Zeit harmoniren kann. Auch die Treue und Unparteylichkeit der Redaction möchte sich beschatten, indem der hartnäckige Kampf gegen sich selbst laicirende Priester eben so bekannt als das Auslassen ihrer Namen aus dem Schematism inconsequent und auffallend ist. Möchte dieser Tadel die Redaction aufeuern, in künftigen Jahren alle Mängel und Fehler auf das gewissenhafteste zu vermeiden!

— ä —

Frankfurt a. M., (b. Döring): **Rosen und Dornen** für das Jahr 1811. 155 S. — f. d. J. 1812. in fortlaufender Seitenzahl 316 S. 8. (jedes Bändchen 12 gr.) Der Hauptzweck dieser Schrift ist der gewöhnliche solcher Schriften, Belehrung und Unterhaltung. „Der Leser soll dadurch auf den Standpunct gestellt werden, den Menschen, den Geist der Zeit und die Welt kennen zu lernen; und wie er sich als Individuum dabey zu benehmen hat, um sich nicht durch vorgefafste Meinung oder zu ängstliche Einbildung sein Leben zu beunruhigen oder zu verbittern, sondern wie er in diesem für unsere Zeitgenossen so kritischen Zeitlauf zufrieden und glücklich leben kann." Wir wünschen, dafs es dem Vf. gelingen möge. Die gute Meinung ist nicht zu verkennen, aber sie will nicht immer ausreichen. Die Auffätze, gröfstentheils moralisches Inhalts, sind oft nur an der Oberfläche weggeschöpft, und nur auf Leser von geringer Geistescultur berechnet. Einige stehen aber auch aufser aller Verbindung mit den angegebenen näheren Zwecken, z. B. Warum tragen die Männer keine Bärte? Über die zu hohen Preise vieler Bücher u. s. w. Der gröfsere Theil der gelieferten Abhandlungen ist aus anderen Schriften für den Zweck dieser Zeitschrift bearbeitet, und wird seine Absicht vielleicht bey Mehreren erreichen. Da so Vieles neben einander besteht: so wird auch diese Zeitschrift mit ihrem guten Willen bestehen, wenn sie sich der Zeit zu empfehlen weifs.

c ✕ h.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

P H Y S I K.

Leipzig, b. Barth: *Annalen der Physik*, herausgegeben von *Ludw. Wilh. Gilbert*, Prof. zu Halle. 31 Bd. 452 S. und 7 Kupfer. 32 Bd. 480 S. u. 4 K. 33 Bd. 488 S. u. 4 K. 34 Bd. 486 S. u. 6 K. 35 Bd. 506 S. u. 4 K. 36 Bd. 500 S. u. 4 K. 1809. 1810. 8. (14 Rthlr. 4 gr.)

Auch unter dem Titel: *Annalen der Physik. Neue Folge*, herausgegeben von *L. W. G.* 1—6 Bd.

Die vorigen Bände dieser Annalen sind in der Jen. A. L. Z. 1811 No. 157 u. 158 angezeigt worden. Wir wollen unsere Beurtheilung ohne weitere Einleitung an die dortige anknüpfen, und bemerken nur, dass die Einrichtung auch in dem neuen Verlage, und in dieser neuen Folge von Bänden ganz dieselbe geblieben ist, und der Herausgeber eben so eifrig, wie bisher, fortfahrt, uns die wichtigsten inländischen und ausländischen Entdeckungen nicht nur schnell, sondern auch gründlich und vollständig mitzutheilen. Unsere Anzeige werden wir am schicklichsten so einrichten, dass wir, ohne uns an die Ordnung der Bände zu halten, diejenigen Abhandlungen zusammenfassen, welche von verwandtem Inhalte sind, um so einigermaſsen eine wissenschaftlich geordnete Übersicht dessen zu liefern, was diese beiden Jahrgänge der Annalen der Physik uns an neuen Entdeckungen darbieten.

Einige zur Mechanik gehörige Gegenstände mögen voran stehen. — B. 1. S. 187. Eine Verbesserung der Luftpumpe von *E. Wright.* Bey dieser Luftpumpe sind alle Ventile vermieden, und es muss sich mit derselben, wenn sie vollkommen gut gearbeitet ist, ein sehr vollkommenes Vacuum erhalten lassen. B. 1 S. 78. *Robinet's* Erklärung des hydrostatischen Phänomens scheint ganz richtig zu seyn; aber über den Nutzen des Öles zur Stillung der Wellen giebt sie weniger Hoffnung, als Hr. *R.* zu glauben scheint. Er sagt, selbst eine dünne Schicht Öl müsse bey Wellen, deren Höhe mit der Dicke der Ölschicht in einigem Verhältniss stehe, sehr wirksam seyn, und da alle groſsen Wellen im Anfange klein sind: so erhelle, dass jene Vermuthung über die Wirksamkeit des Öls nicht ohne Grund sey. Hiegegen lässt sich erinnern, erstens, dass es gänzlich ausser den Grenzen unserer Macht liegt, im Sturme auf der See die Wellen zu stillen, während sie noch klein sind, und zweytens — in Rücksicht auf die Vergleichung mit jenem Phänomen — dass wir gar keinen Grund haben, zu glauben, ein Ölmeer würde ohne Wellen seyn, auch im Sturme.

Im 4 und im 6 Bande S. 375, sind viele Aufsätze über das Schwimmen gesammelt, die nicht bloss interessant sind, sondern in der That wegen des Nutzens, den allgemeine Regeln über das Schwimmen für jeden Menschen haben können, recht allgemein bekannt zu werden verdienen. Es ist nicht möglich, hier in der Kürze den Inhalt dieser Aufsätze anzugeben; wir sind aber überzeugt, dass Jeder — sey er auch Nichtphysiker — sie mit Vergnügen und Belehrung lesen wird. — Die Frage, ob man unter dem Wasser sehen könne, scheint sich doch endlich bejahend zu beantworten.

B. 4 S. 152. *Buffe* über Friction des Wassers in cylindrischen Röhren. — Der Vf. sucht aus *Bossut's* Beobachtungen zu zeigen, dass bey einerley Halbmesser der Röhre die Kraft des Widerstandes nicht der Länge der Röhre proportional ist. Es würde uns hier zu weit führen, wenn wir umständlich in die Prüfung der Schlüsse des Vfs. eingehen wollten; indess scheint uns sein Urtheil wenigstens nicht völlig entscheidend, da *Prony* und *Brandes* gezeigt haben, dass sich auch, ohne auf Hn. *B's.* Voraussetzung Rücksicht zu nehmen, eine Formel, den Versuchen hinlänglich entsprechend, finden lässt. Bey der beschränkten Anzahl brauchbarer Versuche lässt sich hierüber noch nichts Sicheres ausmachen. Hn. *B's.* Erinnerungen gegen *Prony* und *Michelotti* sind gröſstentheils gegründet; nur ist es auffallend, wenn er uns (S. 100) auf eine in seinem Pulte verschlossene *völlig gewisse* hydraulische Theorie verweist. Gewiss wird Jeder, der weiss, was es sagen will, eine *völlig richtige* Theorie für hydraulische Erscheinungen zu haben, mit uns die baldige Entbindung jener Theorie aus dem mütterlichen Schoſse des Pultes wünschen, damit auch wir jene feste Überzeugung theilen können.

Den gröſsten Theil des 3 Bandes nimmt eine Bearbeitung der *laplaceschen* Theorie von der in Haarröhrchen wirkenden Kraft von *Gilbert* und *Brandes* ein. Da der Inhalt dieser Theorie unseren Lesern schon aus der Anzeige des Originals bekannt ist: so bemerken wir über diese Übersetzung nur Folgendes. Hr. *Gilbert* hat durch Mittheilung der populären Darstellungen dieser Theorie, welche von *Laplace* und *Biot* gegeben worden, auch den der Mathematik unkundigen Lesern einen Begriff von der Sache zu geben gesucht; die Übersetzung aber enthält vollständig die ganze Untersuchung, und weicht vom Originale nur darin ab, dass erstlich die Zusätze, die in der

zweyten französischen Abhandlung vorkommen, sogleich am gehörigen Orte eingeschaltet, und die verwandten Materien überhaupt mehr zusammengeordnet sind, als es in jenen zwey einander ergänzenden Abhandlungen geschehen konnte; dass zweytens die Rechnungen mit einigen Erläuterungen so dargestellt sind, dass auch weniger Geübte sie verstehen können, und dass drittens einige ganz mathematische Untersuchungen (die mehr analytisch als physikalisch interessant waren) etwas abgekürzt sind. —

B. 5 S. 385 f. finden sich mehrere Abhandlungen über den Schall. *Benzenberg* fand aus mehreren Reihen von Beobachtungen die Geschwindigkeit des Schalls = 1027 bis 1028 Fuss in der Secunde bey einer Temperatur von 0° Reaum. — sehr übereinstimmend mit sonst bekannten Resultaten. Merkwürdig ist es doch, dass der Wind wenig Einfluss auf die Geschwindigkeit des Schalles zeigt, was er unstreitig müsste, wenn der Wind eine strömende Bewegung wäre. Sollte diess nicht zu der Vermuthung leiten, es sey mit dem Winde wie mit den Wellen, wo auch jedes Wassertheilchen nicht so schnell fortrückt, als die Welle fortzurücken scheint? — Die Vermuthung hat ihre Schwierigkeiten, verdient aber vielleicht nähere Prüfung. — *Biots* Versuche über Fortpflanzung des Schalls durch feste Körper. Durch eiserne Röhren (die aber bey der Zusammensetzung der Stücke mit baumwollenem Zeuge wasserdicht verbunden waren, und deshalb den Schall wohl langsamer fortpflanzten, als blosses Eisen) pflanzte sich der Schall etwa zehnmal schneller fort, als durch Luft. Auffallend ist, dass dieser sorgfältige Beobachter sich keiner Tertienuhr bediente, weshalb seine Resultate keinen hohen Grad von Genauigkeit haben. Was Hr. *Gilbert* zur Erklärung der von *Biot* bemerkten Echo in den Röhren sagt, deutet zwar auf einen Aufschluss hin, scheint aber bey näherer Prüfung doch nicht ganz genügend. Vergleicht man nämlich *Eulers* theoretische Untersuchungen über den Schall (Gesetze der Bewegung flüssiger Körper v. *Euler*, übers. Leipz. 1806): so sollte man glauben, es hätten zwar mehrere Echo entstehen können, aber nur nach Zeiträumen, in welchen der Schall die Röhre hin und zurück durchlief. Eine solche Eintheilung der Luftmasse in Hälften und Drittel, wie bey den Flöten, lässt sich hier aus den Gründen, die man bey den Flötentönen dafür annimmt, nicht wohl annehmen, da hier offenbar nicht die ganze Luftmasse in Oscillation ist, wie man bey den Flöten voraussetzt. Der theoretische Grund, warum bey den Flöten Schwingungsknoten entstehen können, fällt also hier weg, und man möchte wohl fragen, ob nicht hier unserer Theorie noch etwas fehle. — Indess, ehe man die Theorie verdammt, müssten genauere Beobachtungen mit einer Tertienuhr angestellt werden, damit man über die genaue Regelmässigkeit der Echo erst sicher sey; denn *möglich* war es auch, dass zufällige Umstände mehrere Echo bewirkten, die etwa in Zeiträumen von halben Secunden (oder 20 bis 40 Tertien, denn vor solchen Irrthümern war man nicht sicher,) auf einander folgten. — *Biots* Beobachtungen des Schalles, der im luftleeren, aber mit Dampf erfüllten Raume entsteht, sind sehr interessant; sie scheinen allerdings einen Beweis für die von *Laplace* vermuthete Wärmeentwicklung beym Fortpflanzen des Schalles zu geben: doch fürchten wir, dass die Gegner sie nicht für ein *experimentum crucis* werden gelten lassen, indem sie sagen können, wir wüssten nicht, ob diese unendlich kleinen Pulsationen den Dampf zersetzen könnten.

Die Abhandlungen über barometrische Höhenmessungen wollen wir nur kurz erwähnen. B. 2 S. 204. *Soldner* über den Einfluss der Feuchtigkeit bey diesen Messungen. S. 222. *Ramonds* sehr interessante Bemerkungen über gewisse merkwürdige Irregularitäten in den Resultaten derselben. An die letztere schliesst sich unmittelbar an (4 B. S. 346) *Brandes* theoretische Erklärung dieser von *Ramond* bloss empirisch aufgefassten Irregularitäten, — welche zugleich die sogenannten barometrischen Fluthen und Ebben mit zu erklären scheint. —

Untersuchungen über chemische Gegenstände. B. 2 S. 263. *Erman* über das gleichzeitige Entstehen mechanischer Cohärenz und chemischer Verwandtschaft. Einen Auszug aus dieser Abhandlung zu geben, ist nicht wohl möglich; wir heben daher nur einen der einfachsten Versuche aus. Man legt einen Tropfen Wasser von etwa 3 Linien Durchmesser auf eine ganz trockene Quecksilberfläche, führt den negativen Polardrath einer galvanischen Säule in das Quecksilber, den positiven in die Wassermasse: dann plattet sich sogleich bey Schliessung des galvanischen Kreises die vorhin halbkugelförmige Wassermasse sehr ab, und behält diese Form, bis man den Kreis öffnet, da sie denn ihre vorige Gestalt wieder annimmt. — Dieser Versuch zeigt genau, was die Überschrift sagt, da während der Schliessung der Kette dem Quecksilber eine zersetzende Verwandtschaft zum Wasser ertheilt wird. — Die übrigen interessanten Versuche, worunter zumal die, wo Circulationen in den flüssigen Massen entstehen, überaus artig, aber auch nicht so leicht zu erklären sind, müssen wir dem eigenen Studium der Leser überlassen. — B. 3 S. 451. Ernsthafte Worte der berühmtesten französischen Chemiker gegen *Winterls* chemische Hypothesen. Möchten unsere übrigen deutschen Schwindelköpfe die Erinnerungen mit der gehörigen Nutzanwendung in ernstliche Erwägung ziehen!

B. 5 S. 311. *Bischofs* Untersuchungen über Salzsoole. Diese Untersuchungen sind nicht gerade chemisch, sondern theils hydrostatisch, theils betreffen sie die Ausdehnung der Soole durch Wärme. Hr. *B.* untersuchte das Gewicht des in einer Glaskugel enthaltenen Wassers für alle Temperaturen von 5 zu 5 Graden, und von 0 bis 80 Grad. Er fand die grösste Dichtigkeit des Wassers bey $3\frac{1}{2}$ Gr., und die Ausdehnung von da bis zur Siedehitze = 0,04412 des Volumen, welches bey der grössten Dichtigkeit Statt findet. Eben diese Untersuchung stellte er nun für Salzsoolen, die mehr oder weniger Salz enthielten, an, und giebt umständliche Rechenschaft von diesen

Versuchen. Ferner bestimmt er das Verhältniss der Gewichte gleicher Voluminum verschiedener Kochsalzsoolen, deren Salzgehalt genau bekannt war, gleichfalls nach Versuchen, und theilt eine vollständige, für 15 Grad Temperatur berechnete Tabelle mit, welche, auf diese Versuche gegründet, die nöthigsten Angaben über den Salz- und Wasser-Gehalt einer Soole von bekanntem specifischem Gewichte liefert, so wie die Grade des Gefrier- und Koch-Punctes jeder Soole, und die Zunahme ihres Volumen bey einer Änderung der Temperatur von 0 bis zu der von 80 Gr. enthält. Diese Tabelle geht von reinem Wasser an durch alle Unterschiede der immer um $\frac{1}{3255}$ wachsenden specifischen Schwere bis zur gesättigten Soole. Diese mühsame Arbeit verdient ohne Zweifel denen, welche bey Salinen angestellt sind, recht sehr empfohlen zu werden. Der Gebrauch der Tabelle wird umständlich verdeutlicht und auf Beyspiele angewandt.

Noch interessanter in technischer Hinsicht sind *Chaptals* Betrachtungen über das Brantweinbrennen, wozu man hier die zweckmässigsten Geräthschaften beschrieben findet (B. 2 S. 129). — Hieran schliessen sich *Chevenix* Untersuchungen über die Essigsäure und einige essigsaure Salze, wo unter anderen Untersuchungen über eine ganz neue, bey der Behandlung des Essigs vorkommende Materie, — den *Essigspiritus durchs Feuer* — mitgetheilt werden. Diese Materie scheint in eben dem Sinne wie Alkohol und ähnliche Materien ein einfaches Pflanzenproduct zu seyn; sie hat Eigenschaften mit dem Alkohol, den Äthern und den flüchtigen Ölen gemein, aber auch andere wesentlich verschiedene.

B. 4 S. 390 f. Untersuchungen von *Berthollet* und *Thomson* über brennbare Gasarten. *Thomson* fängt mit der Bemerkung an, dass man bis jetzt drey aus Pflanzenstoffen entbundene Gasarten kenne: 1) das gasförmige Kohlenstoffoxyd, welches beym Verbrennen sehr wenig Sauerstoffgas verzehrt, und sehr viel kohlensaures Gas bildet; 2) das Kohlen-Wasserstoffgas (Sumpfluft), welches das Doppelte seines Volumen an Sauerstoffgas verzehrt, und ein dem seinigen gleiches Volumen kohlensaures Gas bildet; 3) das Öl erzeugende Gas, welches, mit dem dreyfachen Volumen oxygenirt-salzsauren Gases vermischt, die Gasgestalt verliert, und die Gestalt eines Öles annimmt. *Thomson* fand bey der Destillation des Torfes eine vierte Art, das oxygenirte Kohlenwasserstoffgas, dessen Natur er hier umständlich untersucht. Beym Einathmen ist es tödtlich, das specifische Gewicht = 0,835 der atmosphärischen Luft; es enthält Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff, scheint aber nicht als Mischung aus jenen drey oben erwähnten Arten von brennbarer Luft betrachtet werden zu können. — *Berthollet* zeigt nun, dass wir wohl berechtigt sind, das Kohlenwasserstoffgas ganz aus dieser Liste wegzustreichen, indem Alles, was man so genannt hat, wirklich oxygenirtes Kohlenwasserstoffgas sey, da auch das Gas, welches man beym Destilliren der Kohlen, bey Zersetzung von Kampferdampf u. s. w. bekömmt, Sauerstoff als Bestandtheil enthält. Die Quantitäten der einzelnen Bestandtheile fallen bey abgeänderten Umständen ziemlich ungleich aus, und unsere chemischen Operationen scheinen hier noch sehr der Vervollkommnung zu bedürfen. — Bey den Versuchen *Thomsons* sowohl als *Bertholllets* zeigte sich immer etwas Stickgas, welches zwar zum Theil von Einmischung der atmosphärischen Luft herkommen mochte, aber doch nach *Berthollets* Urtheil wohl nicht ganz zufällig war. *B.* glaubt daher, die trockene Kohle sey eine Verbindung aus Wasser, Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff.

B. 6 S. 9. *Gay-Lussac's* Beweis, dass die Verbindungen, welche gasförmige Körper mit einander eingehen, sehr häufig, oder wahrscheinlich immer, nach den allereinfachsten Verhältnissen vor sich gehen, so dass ein Volumen der einen Gasart entweder ein gleiches, oder ein doppeltes, oder ein dreyfaches Volumen der anderen Gasart erfodert, um den neu entstehenden Körper zu bilden. So bilden 200 Mass Wasserstoffgas mit 100 Mass Sauerstoffgas Wasser; so bilden 100 Mass Stickgas, verbunden mit 50 Mass Sauerstoffgas, das oxygenirte Stickgas; — verbunden mit 100 Mass Sauerstoffgas, Salpetergas; — verbunden mit 200 Mass Sauerstoffgas, Salpetersäure, u. s. w. Auch der Raum des entstandenen Gemisches steht in einfachem Verhältnisse mit dem Volumen der zusammengemischten Substanzen. Diese Resultate sind zwar noch nicht ganz genau bestätigt, scheinen sich aber doch sehr den bekannten Erfahrungen anzuschliessen.

Gay-Lussac's und *Berthollets* Vorsichtsmassregeln bey dem Gebrauche der verschiedenen Eudiometer (B. 4 S. 452 und B. 6 S. 37) müssen wir übergehen. Auch *v. Grotthuss* Bemerkungen über das Licht, welches sich beym Abschiessen der Windbüchse zeigt (B. 3 S. 212), können wir nicht umständlich erwähnen; nur bemerken wir, dass sein Raisonnement uns nicht überzeugt hat. In dem Momente der Expansion eine vermehrte Compression an gewissen Stellen anzunehmen, scheint uns allen Bewegungsgesetzen zu widersprechen, indem die nachfolgenden Lufttheilchen ja nur darum den vorangehenden nacheilen, weil jene weniger elastisch, also verdünnt worden sind.

Die übrigen chemischen Abhandlungen schliessen sich so sehr an die Lehren von den Wirkungen der galvanischen Säule an, dass wir nothwendig die wichtigsten, hierüber gemachten Entdeckungen vorher mittheilen müssten. *Davy's*, *Berzelius* und *Gay-Lussacs* Entdeckungen verdienen hier den ersten Platz. Schon in den vorigen Jahrgängen war die Nachricht von der Entdeckung der metallischen Substanzen enthalten, welche die Basis des Kali und Natron ausmachen; hier finden wir nun *Davy's* Untersuchungen über diese und über verwandte Gegenstände umständlicher und viel weiter fortgesetzt (B. 1 S. 113, B. 2 S. 365, B. 3 S. 245, B. 5 S. 149. 278. 453, B. 6 S. 180). Zuerst die genaue Untersuchung der aus Kali und Natron erhaltenen Metalloide. Das erstere ist specifisch leichter (= 0,6) als das letztere (welches = 0,93 ist); jenes erfodert eine Erniedrigung der Temperatur bis + 7 R., um fest und hämmerbar zu wer-

den; dieses fängt erst bey + 59 R. an, seine Consistenz zu verlieren; jenes verdampft bey der Rothglühehitze, dieses ist noch fix in der Hitze, wo das Fensterglas schmilzt; beide reissen zwar den Sauerstoff mit vieler Gewalt an sich, doch jenes noch mehr als dieses; bey der Verbindung mit Sauerstoff giebt jenes wieder Kali, dieses wieder Natron, doch geben sie bey unvollkommener Oxygenirung einen hievon verschiedenen Körper. Überhaupt verhalten sich diese Metalloide, in Hinsicht auf die Leitungskraft für Wärme und Elektricität, in Hinsicht auf den Glanz und das äussere Ansehen, in Hinsicht auf die Verbindungen, die sie mit anderen Metallen, mit Phosphor, Schwefel u. s. w. geben, ganz wie Metalle; nur behalten sie immer ihre starke Neigung, den Sauerstoff anzuziehen, und trennen sich daher sehr leicht wieder von jenen Körpern, sobald sich ihnen Gelegenheit, sich zu oxydiren, darbietet. Wegen dieser starken Verwandtschaft zum Sauerstoff greifen sie bey starker Hitze das Glas an, wahrscheinlich um dem darin enthaltenen Alkali etwas Sauerstoff zu entziehen. So schwer es ist, das Verhältniss zu bestimmen, nach welchem die Alkalien aus diesen Basen und aus Sauerstoff bestehen: so gelang es doch *Davy*, sich zu versichern, dass ungefähr 6 Theile Kalimetall mit 1 Theil Sauerstoff Kali geben, und 7 Theile Natronmetall mit 2 Theilen Sauerstoff geben Natron. — Nachdem *Davy* diese neuen Substanzen von allen Seiten untersucht hatte, suchte er auch den Ammoniak und die Erden zu zerlegen, Anfangs mit nicht vollkommenem Erfolge, indem sich zwar deutliche Spuren metallischer Basen zeigten, diese aber nicht in erheblicher Quantität zu erhalten waren. *Berzelius* war hierin glücklicher gewesen; jedoch entdeckte *Davy* kurz nach ihm gleichfalls mehrere Hülfsmittel, um zu seinem Zwecke zu gelangen. Die Zersetzung der alkalischen Erden gelang am leichtesten, wenn man sie in Berührung mit einem Quecksilbertropfen der Einwirkung der galvanischen Säule aussetzte; dann nahm das Quecksilber die Basis jener Erden auf, und gab ein Amalgama, welches sich unter Naphtha einige Zeit in unverändertem Zustande erhalten liess, und wovon man durch eine — überaus grosse Vorsicht erfodernde Destillation das Quecksilber ziemlich vollkommen trennen konnte. Man erhielt so einen metallischen Körper, der sich in der Luft sogleich wieder oxydirte, und Baryt oder Kalk oder Strontian oder Magnesia gab, je nachdem er aus einem oder dem anderen dieser Körper entbunden war. Alle diese Metalle sind weiss; die Basen des Baryts und der Magnesia sind in gewöhnlichen Temperaturen hart und bedeutend schwerer als Wasser, erstere etwa 4 bis 5 mal so schwer; indem sie sich wieder in alkalische Erde verwandeln — und zwar in ätzende —, verzehren sie Sauerstoff, und nehmen an Gewicht zu. Noch schwerer als diese Erden sind die Tonerde, die Kieselerde, die Beryllerde und Zirkonerde zu zerlegen: doch gaben auch sie deutliche Spuren von metallischen Grundstoffen.

Fast noch merkwürdiger als die letzteren Versuche sind die über das Ammoniak. Man hatte bekanntlich das Ammoniak bisher als aus Stickstoff und Wasserstoff bestehend betrachtet; *Davy* hatte schon Sauerstoff darin geahndet, und nun gelang es *Berzelius*, eine metallische Substanz daraus zu entwickeln. *Davy* entdeckte vortheilhaftere Wege, um zu diesem merkwürdigen Resultate zu gelangen. Setzte man Quecksilber, das mit Salmiak in Berührung war, der Wirkung der galvanischen Säule aus: so erhielt man ein Amalgama, das ziemlich schnell bis zum Fünffachen des Quecksilbertropfens an Volumen anwuchs, und eine weiche Consistenz erhielt; aber es liess sich keine Behandlungsart entdecken, das Quecksilber von der fremden Materie zu trennen. Diese Versuche ergaben also ein in jedem Betracht ganz ausserordentliches Resultat, dass eine Materie, die aus Wasserstoff und Stickstoff bestehen sollte, ein metallisches Amalgama liefert, dass diese fast gasförmigen Stoffe das Quecksilber zu einem festen Körper machen, dass ein unbedeutender Zusatz dieser fremden Stoffe (die nach *Davy* wohl kaum je über $\frac{1}{1000}$ des Quecksilbers an Gewicht betragen möchten) das specifische Gewicht des Quecksilbers so sehr ändert, u. s. w. — Eben so auffallende Resultate ergaben sich bey den folgenden Untersuchungen. So schien es bey einigen, als werde hier Stickstoff zersetzt und wieder erzeugt. Allein wir können hiebey nicht verweilen, weil nach allen mühsamen Versuchen des Vfs. sich noch kein ganz reines, ganz ausser Zweifel gesetztes Resultat ergeben hat. Darin stimmt indess *Berzelius* (der vielleicht hier unter Allen am meisten ein gültiges Urtheil fällen konnte) mit *Davy* überein, dass beynahe gewiss das Ammoniak bedeutend viel Sauerstoff enthalten müsse, und dass man die von *Davy* behauptete Zerlegung des Stickgas nicht ganz widerlegen könne. Nimmt man das Ammoniak für ein Oxyd an, so wie es nach *Davy's* triftigen Gründen Kali und Natron sind: so übersieht man wohl, wie das Amalgama entstand; aber die folgenden Versuche behalten bey jeder Hypothese ihr Räthselhaftes. Freylich haben die Hnn. *Gay-Lussac* und *Thenard* aus eigenen Versuchen ganz andere Resultate hergeleitet, und es kann seyn, dass *Davy* in einzelnen Versuchen sich geirrt hat: aber so viel ist gewiss, dass diese Herren sich die Wiederlegung *Davy's* viel zu leicht machen, dass sie die grossen Schwierigkeiten, denen die ganze Untersuchung unterliegt, viel zu leichtsinnig behandeln, dass sie ihren Versuchen und ihren Hypothesen allzu sicher trauen, und immer glauben, *Davy* habe Dinge übersehen, die einem so überaus scharfsinnigen, ächt philosophischen Forscher schwerlich entgehen konnten, auch ihm, wie er ausdrücklich bemerkt, nicht entgangen waren. Überhaupt behandeln diese, allerdings verdienstvollen Physiker *Davy* mit einer Superiorität, die hier unstreitig schlecht angebracht ist. — Um sich von der Wahrheit dieses Urtheils zu überzeugen, lese man die hier mitgetheilten Streitschriften und vorzüglich *Berzelius* Urtheil, B. 6 S. 198. —

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

P H Y S I K.

Leipzig, b. Barth: *Annalen der Physik*, herausgegeben von *Ludw. Wilh. Gilbert*. 31 — 36 Bd. u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Wir übergehen *Davy's* Versuche mit Schwefel und Phosphor, die ebenfalls noch nicht abgeschlossen und von *Gay-Lussac* und *Thenard* bestritten sind. *Davy* vermuthet aus seinen Versuchen, der Schwefel bestehe aus einem kleinen Antheil Sauerstoff und Wasserstoff, die mit einer grossen Menge unbekannter Basis verbunden sind; hiegegen haben jene Männer Zweifel erhoben, die etwas bedeutender als die oben erwähnten Einwürfe zu seyn scheinen. Von den übrigen Untersuchungen mag hier noch Folgendes stehen: Bringt man den Diamant mit Kalimetall in Berührung: so scheinen die entstehenden Veränderungen anzudeuten, dass der Diamant Sauerstoff enthält. — Der aus Zersetzung der Boraxsäure entstehende neue Körper (den *Gay-Lussac* schon entdeckt hatte) giebt, mit Kalimetall behandelt, einen sehr nahe metallisch aussehenden Körper, jener scheint also selbst noch ein Oxyd zu seyn. — Auch die Flussäure lässt sich mittelst des Kalimetalls zersetzen und giebt ihren Sauerstoff her, während sich ein fester, das Radical der Flussäure enthaltender Körper bildet, dessen nähere Untersuchung noch nicht gelungen ist. Der Zersetzung der Salzsäure stehen noch grosse Schwierigkeiten entgegen; doch finden sich schon hier merkwürdige Versuche und Resultate, zu denen *Davy* in der Folge neue hinzugefügt, und eine der wichtigsten Entdeckungen, nämlich die über die Natur der oxygenirten Salzsäure, darauf gebaut hat; die Nachrichten hievon kommen im Jahrgang 1811 der Annalen umständlich vor, daher wir es uns versagen müssen, hier darüber mehr mitzutheilen.

Von *Berzelius* Entdeckungen haben wir schon Einiges gelegentlich angeführt. Ihm standen nicht so mächtige galvanische Apparate zu Gebote, wie Hn. *Davy*; doch war er in Verbindung mit *Pontin* so glücklich, nicht bloss Amalgama aus den Metallen der Alkalien, sondern auch aus den Metallen der Kalkerde und Baryterde zu erhalten. Dass sie eigentlich die Entdecker des Ammoniak-Amalgams sind, haben wir schon erwähnt; aber der Zerlegung der Kieselerde von *Berzelius* müssen wir hier noch gedenken. Er setzte die Kieselerde, pulverisirt und mit Eisenfeile und Kohlenstaub gemischt, einer Hitze aus, wobey das Eisen zum Schmelzen kam; dann fand man Eisenkügelchen mit der metallischen Basis der Kieselerde verbunden, aus welchen die Kieselerde sich wieder herstellen liess. Hr. *B.* führt sehr richtige Gründe an, warum man keine Vermischung des Eisens mit unzersetzter Kieselerde annehmen, sondern dieser eine metallische Basis beylegen muss. Eine sorgfältige Untersuchung ergab, dass die Kieselerde etwa zur Hälfte ihres Gewichts aus Sauerstoff bestehe. Die Entdeckung, dass die Körper sich immer nur nach beständigen und sehr einfachen Verhältnissen vermischen, hat Hr. *B.* später mehr vervollkommnet; in diesen beiden Jahrgängen finden wir den Anfang dieser Entdeckung. (Vergl. B. 5 S. 269. — B. 6 S. 89 u. 247.)

Die Bemühung der Hnn. *Gay-Lussac* und *Thenard* für diese Gegenstände sind oben berührt worden; und obgleich wir in ihrer Streitigkeit mit *Davy* Manches zu tadeln fanden: so sind doch selbst die dort erwähnten berichtigenden Versuche von nicht abzuleugnendem Werthe. Ihre Behauptung, die Metalle aus den Alkalien seyen Verbindungen mit Wasserstoff, haben sie selbst schon zurückgenommen. Bey ihren Versuchen, die Flussäure zu zersetzen, welche ähnliche Resultate wie die von *Davy* gaben, wurden sie zu dem Schlusse geleitet, dass das salzsaure Gas Wasser enthalte, das flussaure hingegen auch nicht einmal hygrometrisches Wasser enthalten könne, weil es bey der Berührung mit dem wenigsten Wasserdampf diesen sichtbar niederschlägt, und mit ihm in der Gestalt des tropfbaren Wassers sich verbindet. (B. 2 S. 1.) Eine sehr lehrreiche Abhandlung über das Kali- und Natron-Metall (B. 2 S. 23) giebt die Methode an, wie *G.* und *T.* diese Körper bloss durch Hitze mit Hülfe von Eisenspänen in ansehnlichen Massen erhielten, und giebt über die Natur dieser Metalle (vorzüglich des ersteren) schöne Resultate, die desto zuverlässiger sind, da sie mit so bedeutenden Quantitäten operirten. — Ihre Untersuchungen über das salzsaure Gas sind sehr merkwürdig, und es verdient angeführt zu werden, dass sie schon hier äussern, man könne wohl nach diesen Versuchen das oxygenirt salzsaure Gas für chemisch-einfach halten (B. 5 S. 27). Auch ihre hier vorkommenden Bemerkungen über die chemischen Wirkungen des Lichts sind lesenswerth.

Zu den Abhandlungen über die Elektricität im Allgemeinen, sofern sie nicht vorzüglich chemisch wirkt, gehört als eine der bedeutendsten *Prechtls* Untersuchungen über die Modificationen des elektrischen Ladungszustandes (B. 5 S. 28). Diese lange Abhand-

lung würde sehr gewonnen haben, wenn der Vf. ihr eine Überficht der Hauptideen vorangeschickt hätte, da es nicht leicht ist, den ganzen Gang seiner Gedanken zu übersehen. Es scheint uns nicht möglich, in der Kürze einen Auszug mitzutheilen, und eine unvollständige Darstellung des Inhalts würde nichts nützen. — *Kleefelds* Elektrometer (B. 4 S. 203) scheint uns Empfehlung zu verdienen, vorausgesetzt, dass man die gleiche Ladung der beiden metallenen Eicheln immer wirklich *gleich* zu erhalten weiss. Man bestimmt nämlich hier die Art der im schwachen Grade vorhandenen Elektricität dadurch, dass man dem elektrisirten Strohhalme von beiden Seiten auf gleiche Weise jene metallenen Eicheln nähert, deren eine + E, die andere — E hat.

Die Lehre vom Lichte ist durch einige wichtige Entdeckungen bereichert worden. *Wollastons* Methode, die brechenden und zerstreuenden Kräfte der Körper zu finden, die auch *Malus* befolgt hat, (B. 1 S. 225. 255. 398) beruht auf Folgendem. Wenn ein Lichtstrahl aus einem Medio in ein anderes von geringerer Brechungskraft übergeht: so entfernt er sich, indem er in das zweyte Medium eindringt, vom Einfallslothe; aber das Eindringen in den zweyten Körper findet bey sehr kleinen Neigungen des einfallenden Strahls gegen die Einfallsebene nicht mehr Statt, sondern geht in Reflexion über. Kennt man die Grenze in der Richtung des einfallenden Strahls, bey welcher diese Reflexion anfängt: so ergiebt sich daraus die Stärke der brechenden Kraft des zweyten Medii; und so kann die Beobachtung dieser Grenze ein Mittel werden, um selbst für undurchsichtige Körper die Brechungskraft zu bestimmen. Dieser Gedanke liegt *Wollastons* Versuchen zum Grunde. Er legte bey denselben ein Glasprisma auf den Körper, dessen Brechungskraft er untersuchen wollte, und erhielt so die Grenze, wo der Strahl aufhörte, aus Glas in diesen Körper überzugehen; — bey grösseren Neigungswinkeln gegen die brechende Ebene ward der Lichtstrahl von dem undurchsichtigen Körper verschluckt, und nur bey kleineren zurückgeworfen. Er theilt hienach eine Tafel für die brechende Kraft mehrerer Körper mit, welche *Mollweide* vervollständigt und verbessert hat. *Malus* hat hiebey besonders das Verdienst, an Körpern, die ihre Durchsichtigkeit ändern, die Brauchbarkeit dieser Methode nachgewiesen zu haben, indem er flüssiges durchsichtiges, und dann festes undurchsichtiges Wachs bey dem Versuche anwandte, und in beiden Fällen ein gleiches specifisches Brechungsvermögen fand. — *W.* wandte eben diese Methode an, um zu finden, ob die unter das Prisma gelegten Körper das Licht stärker zerstreuten, als das Glas des Prismas. Die Ordnung der Farben in dem zurückgeworfenen Strahle wird nämlich alsdann unter gewissen Umständen die umgekehrte von der, die bey gleicher Zerstreuungskraft Statt findet; und wenn die Zerstreuungskraft der Brechungskraft umgekehrt proportional ist: so erscheint (im vierseitigen, rechtwinklichten Prisma) der Strahl ungefärbt. So liess sich bey Auflösungen, indem man sie mehr oder minder verdünnte, der Zustand finden, der diese Erscheinung darbot, mithin die Zerstreuungskraft bestimmen.

Wollastons und *Malus* Untersuchungen über die doppelte Strahlenbrechung des Kalkspaths (B. 1 S. 252. 274) gaben Resultate, die mit *Huyghens* Versuchen vollkommen übereinstimmten. Beym Arragonit bemerkte *Biot* nicht bloss zwey, sondern drey Bilder, und jedes derselben bestand, wenn man es genau untersuchte, selbst aus dreyen, so dass es eigentlich neun Bilder gab. — *Laplace* zeigt (B. 2 S. 446), dass alle Erscheinungen beym Doppelspath dem Gesetze der kleinsten Wirkung gemäss erfolgen; daher dürfe man nicht zweifeln, dass diese Erscheinungen von anziehenden und abstossenden Kräften, die in unmerkbaren Entfernungen wirken, abhängen. Die hier mitgetheilte populäre Darstellung erregt den Wunsch, der Vf. möge eine vollständige Entwicklung seiner Untersuchung mittheilen, da dieser kurze Abriss doch nur einen unvollständigen Begriff giebt. Hieran schliessen sich *Malus* überaus merkwürdige Entdeckungen. — (B. 1 S. 286, B. 2 S. 463) Wenn ein Lichtstrahl durch einen isländischen Kalkspathkrystall gegangen, und in zwey Strahlenbündel zerspalten ist: so wird jeder dieser Strahlen durch einen zweyten Krystall nicht wieder zerspalten, wenn der Hauptschnitt des zweyten mit dem des ersten entweder parallel oder auf ihn senkrecht ist. (Der Hauptschnitt ist derjenige, in welchem beide aus einem senkrecht auf die Seitenfläche fallenden Strahle entstehende Strahlen sich befinden; er ist mit der Axe durch die stumpfen Winkel eines gleichseitigen Krystalls parallel.). Im ersten Falle folgt der im ersten Krystalle nach der gewöhnlichen Brechung durchgehende Strahlenbündel auch im zweyten Krystalle ganz nach der gewöhnlichen Brechung; derjenige hingegen, welcher im ersten Krystalle ungewöhnlich gebrochen ist, wird im zweyten ohne Spaltung wieder nach dem ungewöhnlichen Gesetze gebrochen; dagegen bey der zweyten Stellung des zweyten Krystalls der gewöhnlich gebrochene Strahl ganz nach dem ungewöhnlichen Gesetze, und der ungewöhnlich gebrochene ganz nach dem gewöhnlichen Gesetze gebrochen wird. In den zwischen beiden fallenden Lagen des zweyten Krystalls wird jeder der beiden Strahlen aufs Neue gespalten. Eine völlig ähnliche Modification eines Lichtstrahls findet nun, nach *Malus* Entdeckung, auch Statt, wenn der Lichtstrahl an der Oberfläche eines durchsichtigen Körpers unter einem gewissen Winkel partiell zurückgeworfen wird. So z. B. hat ein Lichtstrahl, der unter dem Winkel von 52¾ Gr. von einer Wasserfläche reflectirt wird, ganz die Eigenschaften eines der beiden Strahlen, die durch Spaltung in jenen Krystallen entstehen; er wird in einem solchen Krystalle nicht gespalten, sondern ganz nach dem gewöhnlichen Gesetze gebrochen, wenn der Hauptschnitt des Krystalls mit der Reflexionsebene parallel ist. Lässt man zuerst einen einfallenden Lichtstrahl durch einen Krystall, dessen Hauptschnitt senkrecht steht, spalten, und diese gespaltenen Strahlen beide unter dem Winkel von 52¾ Gr. auf eine Wasserfläche fallen: so wird von

dem ungewöhnlich gebrochenen Strahle nicht das Geringste reflectirt, sondern er dringt ganz in das Wasser ein; stellt man dagegen den Hauptschnitt senkrecht auf die Einfallsebene: so dringt der *gewöhnlich* gebrochene Strahl ganz ins Wasser ein, und der andere wird partiell reflectirt. Auf ähnliche Weise wird bey einer gewissen Neigung zweyer Glasflächen gegen einander ein Strahl, der von dem einen unter einem Winkel von 35° 25' zurückgeworfen wird, und unter eben dem Winkel auf den anderen auffällt, am zweyten Glase gar nicht reflectirt, sondern dringt ganz in das Glas ein. — Metallflächen und belegte Spiegel haben diese Eigenschaft nicht. — Die Gesetze, auf welche *Malus* die Erscheinungen zurückführt, müssen wir übergehen.

Klügels Bemerkungen über achromatische Fernröhre enthalten nicht gerade etwas Neues, aber stellen den Gang der analytischen Untersuchungen kurz und fasslich dar (B. 4 S. 265).

Humboldts Versuch über die Strahlenbrechung zeigt, dass diese in der heissen Zone wenig anders als bey uns ist (B. 1 S. 337). Aus den Beobachtungen *Svanbergs* in Lappland lässt sich schwerlich etwas ganz Genaues für die Wärmeabnahme in sehr grossen Höhen folgern, da es bekannt ist, wie sehr viel Einfluss die Temperaturunterschiede in den Luftschichten, welche der Erde sehr nahe sind, auf die Horizontalrefraction haben. *Lüdicke's* Versuche über die Mischungen prismatischer Farben (B. 4 S. 1) verdienen als mühsam wiederholt und sorgfältig ausgeführte Versuche rühmlich erwähnt zu werden. Ihren Zweck darzustellen, würde uns zu weit führen. Versuche, die mit diesen in Verbindung standen, veranlassen Hn. *L.* zu glauben, dass Beugung des Lichts eine nothwendige Bedingung zu Entstehung des Farbenbildes sey. Uns will dieses nicht so entscheidend einleuchten, da wir nicht einsehen, wie (S. 233) die Kanten des Prisma bey einem ganz frey einfallenden Strahle eben das leisten können, was die Ränder der Öffnung bey einem begrenzten Strahle leisten. Desselben Vfs. Chromaskop ist überaus umständlich, aber nicht so, dass man den Zweck leicht übersieht, (B. 6 S. 127) beschrieben.

Wollastons Camera lucida verdient allen denen, welche Ansichten von Gegenden oder einzelnen Gegenständen zeichnen wollen, sehr empfohlen zu werden. Die schöne deutliche Beschreibung ist jedem Liebhaber der Zeichenkunst gewiss verständlich (B. 4 S. 353). Zur Lehre vom Feuer gehören: (B. 6 S. 52) *Hällströms* sehr zweckmässig angestellte Versuche über die Ausdehnung des Eisens durch Wärme; — die Ausdehnung betrug vom Frostpunct bis zum Siedepunct $\frac{1446}{1000000}$. Ferner (B. 2 S. 293) Nachrichten über Rauch verzehrende Öfen, und (B. 3 S. 395) Nachrichten von Heitzung grosser Säle durch Wasserdampf, die wir allen Besitzern von Fabriken, die viel Feuer erfodern, recht sehr zur Nachahmung empfehlen.

Die Sammlung von Beobachtungen über Declination und Inclination der Magnetnadel ist auch in diesen Bänden (B. 2 S. 77) fortgesetzt. Ausserdem hat Hr. *Gilbert* (B. 3 S. 471) einige neue Lehren vom Magnete mitgetheilt, die in der That so neu und so toll sind, dass man fast glauben sollte, ihr Vf. habe ironisch im Tone der Natursophisterey (unrichtig Naturphilosophie genannt) geschrieben, um diese lächerlich zu machen, und zu zeigen, wohin man geräth, wenn man ein Gebäude, gegründet auf Dunst, bestehend aus Schall (Wörterkram), aufführt und das ein System nennt.

Zur Meteorologie und physischen Geographie gehören folgende Abhandlungen. *Munke* über die Wiedererzeugung des Sauerstoffgases (B. 3 S. 428 — B. 4 S. 296). Der Vf. glaubt, die beym Wachsen der Pflanzen frey werdende Lebensluft sey hinreichend, den mannichfaltigen Aufwand an Lebensluft zu ersetzen. Seine Versuche scheinen zwar das zu beweisen; aber er hat auf die vom Sperrwasser hergegebene oder eingeschluckte Luft keine Rücksicht genommen, und eben so wenig untersucht, ob auch die Erde eine oder andere Luftart, die in ihrer Masse eingesperrt war, hergab, und andere wieder aufnahm, indem die Luft, welche sich über ihr befand, ihre Beschaffenheit änderte. Seine Versuche sind immer schätzbar; aber um entscheidend zu seyn, müssten sie mit ungleich grösserer Sorgfalt wiederholt werden. Hr. *M.* spricht von einer sehr starken Verwandtschaft des Stickgases zum Sauerstoffgas (B. 4 S. 339): Rec. weiss nicht, dass eine solche Verwandtschaft erwiesen, oder auch nur von irgend Jemand behauptet wäre.

Die merkwürdigen Beobachtungen über die ungleichen Mengen des Regens in verschiedenen Höhen (B. 1 S. 87) verdienten wiederholt zu werden. Sollte *Coplands* Beobachtung sich bestätigen: so wäre diese Untersuchung eine der wichtigsten in der Meteorologie.

Über die Meteorsteine geben die Untersuchungen von *Scherer* und *v. Schreibers* mehrere sehr beachtenswerthe Aufschlüsse (B. 1 S. 1. 25). Die Bemerkungen von *Scherer* betreffen vorzüglich die Incrustirung der in Mähren herabgefallenen Steine. Er glaubt aus mehreren Umständen schliessen zu dürfen, dass die Incrustirung nicht durch allmähliches Erhitzen, sondern durch eine sehr plötzliche und kurz dauernde Hitze entstanden seyn müsse. Nach den von ihm mitgetheilten Überlegungen konnte der Stein sich im Fallen nicht wohl im weichen Zustande befinden, aber ihr Zustand im Herabfallen musste auch von dem verschieden seyn, den wir kurz nachher an ihnen bemerken, denn sonst hätten sie bey dem starken Aufschlage in Staub zerfallen müssen. — Ob man der Elektricität hiebey eine Einwirkung zugestehen dürfe, wie Hr. *S.* thut, müsste doch wohl erst mit besseren Gründen bewiesen werden. *Von Schreibers* theilt eine sehr umständliche Beschreibung der mährischen Meteorsteine mit, und trifft in seinen Folgerungen in vielen Puncten mit *Scherer* überein. — Über die Entstehung der Meteorsteine bleiben wir indess noch immer im Dunkeln. Zwar wird durch *Davy's* Bemerkung, das Glühen dieser Massen beym Eintritte in die Atmosphäre könne dadurch entstehen, dass sie vorher irgend eines der Metalle aus den Alkalien oder Erden regulinisch enthielten, — *einer*

Schwierigkeit abgeholfen; auch ſtimmt damit die groſse Trockenheit dieſes Minerals und ſein gieriges Einziehen des Waſſers überein: aber dennoch bleibt (anderer Schwierigkeiten gar nicht zu gedenken) ſelbſt für die Erklärung dieſes einzigen Umſtandes noch immer das unbegreiflich, woher die Feuerkugeln in 10 oder 20 Meilen Höhe Sauerſtoff an ſich reiſsen, oder Waſſer zum Zerſetzen erhalten ſollten, und gleichwohl nöthiget uns ſo Vieles, Feuerkugeln und Meteorſteine als nahe verwandte Gegenſtände anzuſehen. Von Feuerkugeln und Sternſchnuppen aber wiſſen wir, daſs ſie oft ſchon in jener Höhe leuchtend ſind. Es fehlt uns immer noch zu ſehr an Beobachtungen dieſer glänzenden Meteore; und es wäre ſehr zu wünſchen, daſs einige Phyſiker und Aſtronomen ſich vereinigten, um die mathematiſchen Beſtimmungen der Entfernung und Bahnen der Sternſchnuppen und Feuerkugeln fortzuſetzen. Eine Menge von Fragen würden ſich dann entſcheiden, z. B. in welchen Grenzen der Höhe und Tiefe ſie entſtehen und verſchwinden; — welche Richtungen ihre Bahnen haben, und ob darin irgend etwas Conſtantes iſt; ob zu den Zeiten, wo dieſe Erſcheinungen häufig ſind, es eine beſtimmte Schicht oder Gegend der Atmoſphäre giebt, wo ſie vorzugsweiſe entſtehen u. ſ. w.

Schultens Erklärung des Steigens und Fallens des Waſſers in der Oſtſee ſcheint uns, ſo weit ſich nach den noch unvollkommenen Beobachtungen urtheilen läſst, ganz genügend. Man bemerkt an den Küſten der Oſtſee ein Steigen und Fallen des Waſſers, welches mit dem Wechſeln der Barometerſtände zu correſpondiren ſcheint; bey niedrigem Barometer ſteht das Waſſer hoch, wenn in anderen Gegenden der Luftdruck ſtärker iſt. Dieſes iſt Hn. *S's.* Meinung, die ſehr viel für ſich hat, denn bey veränderlichem Barometerſtande iſt es ganz wohl möglich, daſs an der ſchwediſchen Küſte das Barometer höher oder niedriger ſteht, als an der pommerſchen Küſte. Correſpondirende Beobachtungen an mehreren Orten an der Oſtſee wären indeſs immer noch zu wünſchen.

Vaucher glaubt auf eben die Weiſe die *Seiches* im Genferſee erklären zu können, und *Gilbert* ſtimmt ihm darin bey; aber wenn wir die Beſchreibungen des Phänomens recht verſtehen: ſo ſind es *Wallungen*, ſchnell vorübergehende Erhebungen und Senkungen, und dieſe ſcheinen aus einer Änderung des Druckes der Luft nicht ſo, wie ein anhaltendes Steigen oder Fallen, entſtehen zu können. Auch müſste man dann annehmen, daſs zu gleicher Zeit der Druck der Luft an ſehr nahe liegenden Orten (denn der See iſt doch in dieſer Betrachtung klein zu nennen) ſehr ungleich ſey. Ferner harmonirt hiemit nicht die Bemerkung, daſs die *Seiches* vorzüglich ſtark ſind, wenn die Sonne aus dunkeln Wolken hervortritt, und hell zu ſcheinen anfängt. Dieſe locale Erwärmung mag den Barometerſtand ein wenig ändern, aber könnte ſchwerlich eine Erhöhung des Waſſers von 2 Zoll bewirken, ſtatt daſs dieſe 4 bis 5 Fuſs werden kann. Bey dieſer localen Erwärmung könnte man ein Zuſtrömen der benachbarten Luft, und an der erwärmten Stelle einen verticalen Luftſtrom vermuthen; ob aber auch dieſer zu einer ſolchen Wirkung hinreichende Stärke haben könne, ſcheint ſehr zweifelhaft. — *Vauchers* Vergleichung des Sees mit einer ungleich weiten Röhre will uns nicht einleuchten, und das ganze Phänomen ſcheint noch vollſtändigere Beobachtung zu verdienen. Eben ſo genügt uns auch nicht ganz, was *Sorbie* über den *Mascaret* ſagt (B. 3 S. 407). — *Horsburghs* Beobachtungen über Winde und Wellen (B. 2 S. 452 u. B. 3 S. 357) würden einem Seefahrer gewiſs Gelegenheit zu manchen Bemerkungen geben; Hr. *Gilbert* hat ſie zwar recht gut überſetzt, aber wer das Meer und ſeine Erſcheinungen kennte, würde doch manche Stelle beſtimmter und klarer verſtehen und ausdrücken. — *Linuſſio's* Bemerkungen über die Abnahme des Meeres ſind ſo geringfügig, daſs ſie ihre Stelle kaum verdienen. Die Gründe, mit welchen hier die Abnahme des Meeres bewieſen wird, reichen zu einem ſolchen Beweiſe gar nicht hin; noch jetzt vergröſsern ſich die flachen Uferländer, z. B. an der Nordſee, aber man bemerkt darum kein Sinken der Meeresfläche, ſondern kann dieſes bloſs als einen Bodenſatz betrachten, wozu täglich die Ströme neuen Stoff ins Meer führen.

Zu den — in der That nur wenigen — Abhandlungen, die ihren Platz nicht verdienen, ſcheint uns auch die über den Schwefel (B. 1 S. 100) und die über *Curaudau's* irrige Behauptungen (B. 1 Heft 2) zu gehören.

Die Schreibart und der Stil des Herausgebers ſind im Ganzen ſehr gut, faſt ohne Fehler; deſto auffallender ſind kleine Übereilungen, z. B. wenn man im 2 Bande eine Überſchrift: *Vorſchlag eines verbeſſerten Kühlfaſſes*, — findet. Wo iſt denn, möchte man fragen, das Land, wo die Kühlfäſſer zu Rathe ſitzen und Vorſchläge thun? — Von den Weinfäſſern haben luſtige Köpfe wohl einmal ſo etwas behauptet!

i. e. e.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Braunſchweig*, b. Meyer: *Roderichs Leben und Meinungen, oder die Synoden zu Kleinſtadt und Hohenfeld.* Ein Predigerroman und komiſcher Beytrag zu dem proteſtantiſchen Synodalweſen. 1812. 256 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.) Rec., der ſich mehrmalen in ähnlichen Geſellſchaften, wie die hier geſchilderten, befand, hat dieſen Roman mit vielem Vergnügen geleſen. So ſonderbar die hier vorgetragenen Begebenheiten ausſehen mögen: ſo wenig hat man an ihrer inneren Wahrheit zu zweifeln; ſie gehen aus der Einrichtung ſolcher Synodalverſammlungen von ſelbſt hervor. Auch die übrigen in das Landpredigerleben einſchlagenden Vorfälle ſind ganz in der Ordnung. Es werden wenig Länder ſeyn, in welchen dieſer Roman, mit geringen Veränderungen, nicht ſpielen könnte. Das Betragen des Conſiſtoriums und deſſen Präſidenten bey Gelegenheit des roderichſchen von 36 Predigern unterſchriebenen Aufſatzes, die regelmäſsigere Einrichtung des geiſtlichen Avancements betreffend, hat im Grunde wenig Auffallendes. Und ſo das Übrige. Die Darſtellung des Vfs. iſt lebendig, der Vortrag mit Witz und Laune gewürzt.

hm.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

MEDICIN.

Berlin, b. Braunes, von 1809 an b. Hitzig: *Neues Archiv für medicinische Erfahrung*, herausgegeben von Dr. *Ernst Horn*, königl. preuſs. Hofr., subst. ord. Lehrer der medicinischen Klinik im Colleg. med. Georgico. u. s. w.

Auch unter dem Titel: *Archiv für praktische Medicin und Klinik.* IV Bd. 1—2 Heft. 1808. 369 S. V Bd. 1—2 H. 1808. 392 S. VI Bd. 1—2 H. 1809. 368 S. VII Bd. 1—2 H. 1809. 366 S. VIII Bd. 1—2 H. 1809. 368 S. IX Bd. 1—2 H. 1810. 412 S. X Bd. 1—2 H. 1810. 332 S. XI Bd. 1—2 H. 1810. 354 S. Neue Folge der Bände: Jahrg. 1811. I Bd. 1—3 H. 548 S. II Bd. 1—3 H. 578 S. Jahrg. 1812. I Bd. 1 H. 188 S. 8. (Jeder Jahrg. complet 6 Rthlr.)

Mit Vergnügen zeigen wir die Fortsetzung dieses für den praktischen Arzt höchst schätzbaren Journales an. Im Allgemeinen können wir derselben das nämliche Lob ertheilen, welches die ersten Bände (J. A. L. Z. 1806. No. 260) erhalten haben. Die Auswahl der Aufsätze ist gut, die meisten Mitarbeiter erfahrne und geschätzte Ärzte; nur einzelne Ausarbeitungen könnten kürzer zusammengedrängt seyn, welches vorzugsweise von einigen Abhandlungen des Herausgebers gilt. Wir werden diejenigen, welche nach unserer Einsicht hervorgehoben zu werden verdienen, näher charakterisiren.

Das 1 Heft des 4 Bandes beginnt mit *Bemerkungen über die Gicht und ihre nächsten Ursachen*, von D. *H. Ficinus*, A. in Dresden. Die Lehre von der Gicht, meint der Vf., gehöre unter die Entzündungen. Entzündung sey Krankheit im Gefäſssystem, zu welchem nicht nur Arterien und Venen, sondern auch eine dritte Classe von Canälen, die *reproductiven*, gezählt werden müssen. Zu dem reproductiven Gefäſssystem rechnet er die absorbirenden Gefäſse, aber auch die Speicheldrüsen, die Gallen- und Milch-Gefäſse, die Lungen, als Oxydationsorgane für das Blut, und die Lymphgefäſse. (Aus diesen zwey Sätzen erhellt schon, zu welcher Classe von Ärzten der Vf. gehöre. Wenn man freylich Organe erfindet, oder Eigenschaften von denselben angiebt, die nicht existiren, wie hier von den reproductiven Canälen geschieht: so kann man leicht eine neue Theorie zusammensetzen. Allein dergleichen Theorieen sind Hirngespinnste. Daſs Entzündungssymptome bey Gichtanfällen sich äuſsern, Röthe, Hitze, Geschwulst, Schmerz, ist bekannt; aber zum Wesen der Gicht gehören sie weniger, als die bey jeder Gicht vorhandenen Mischungsveränderungen, die Ansammlung von phosphorsaurem Kalk, welcher auf die Gelenke abgesetzt wird. Wie viel natürlicher waren doch unsere älteren Theoretiker, *Gaubius*, *Cullen* u. A. Auch eine förmliche Metastase von Gicht im Gehirn nimmt der Vf. an. Auf das Praktische läſst sich der wahrscheinlich noch jugendliche Vf. nicht sehr ein.) 2) *Geschichte einer Entzündung des Zwerchfelles*, von D. *Nicolai*, A. in Königstein. Der Vf. will diese seltene Krankheit zweymal beobachtet haben. Seine Erzählung ist gut; es geht aus derselben hervor, daſs wirklich ein Theil des Zwerchfelles entzündet gewesen seyn möge, obgleich charakteristische Symptome der Zwerchfellsleiden, Niesen und Schluchzen, nicht angegeben sind (sardonisches Lachen kam im Verlauf). Die Behandlung gefällt uns weniger, sie ist zu symptomatisch. Rec. würde hauptsächlich Salmiak gegeben haben. Gegen die Exikrise, besonders S. 40 f., lieſs sich Manches mit Grund einwenden. 3) *Bemerkungen über den Typhus*, nebst Beobachtungen über dessen sichere Heilung nach *Curries* Methode, von D. *Hirsch*, MR. in Baireuth. Wir können dem Vf. unmöglich beystimmen, wenn er den Typhus für eine mit dem menschlichen Organismus ursprünglich vorhandene Krankheit hält. Wie unglücklich wäre das Menschengeschlecht! Eine sehr schöne Schrift über den Typhus hat Hr. *Harles* zu Erlangen geschrieben. Das Contagiöse des Typhus leugnet der Vf. bey niederen Graden; bey höheren, bey bösartigerem Typhus, giebt er es zu. Die Behandlung muſs sich nach den 3 (aufgestellten) Graden richten, vorzüglich nach der sich zeigenden erhöhten oder unterdrückten Empfindlichkeit. Über das Begieſsen und Waschen mit kaltem Wasser oder mit verdünnten Säuren erklärt sich der Vf. folgendermaſsen: Wirklich vermag man durch die Anwendung dieses Mittels in den ersten 4 bis 5 Tagen auſserordentlich viel zur vortheilhaften Änderung des Typus dieses Typhus, zum gelinderen Verlauf und zur schnelleren Heilung beyzutragen, durch die Anwendung im weiteren Verlauf des Fiebers dem Kranken Erleichterung und angenehme Empfindung zu verschaffen, und sicherer, als durch Räucherungen, die Ansteckung zu verhüten. In Goldcronach brach im December 1806, nachdem daselbst mehrere russische und österreichische Soldaten aufgenommen worden, eine fürchterliche Typhusepidemie aus. Der höchst gelinde Winter und die Lage des Ortes begünstigten die Epidemie. In wenig

Tagen gab es 120 Kranke und fast kein Haus war leer davon. 64 Personen wurden auf die Weise glücklich behandelt, obgleich Petefchen, Friesel und andere scheinbar widersprechende Symptome da waren. Der Vf. liess die Kranken Abends und Morgens mit kaltem Wasser und Schwefelsäure, so dass der Geschmack noch ziemlich piquant war, über den ganzen Körper, vorzüglich den Kopf, die Herzgrube, die Scham und das Rückgrat, ¼ Stunde lang waschen, dann abgetrocknet und mit wollenen Tüchern abgerieben ins Bett legen. Die Empfindung des einen Kranken hiebey war, als ob man ein prickelnd heisses Pelzwerk abstreife, und aus diesem herausgewickelt, frisch zu Athem komme. Bey einem Knaben mit Petefchen liess er alle 2 Stunden ganz gewöhnliche kalte Waschungen anwenden. Die Pulsationen wurden augenblicklich stärker, und als ungefähr 6 Minuten mit dem Waschen angehalten war, änderte sich schon die üble Farbe der Petefchen, ihre ins Dunkelblaue spielende Farbe wurde heller, mehr blauröthlich. Auch von der guten Wirkung des Begiessens mit kaltem Wasser führt der Vf. S. 68 einen interessanten Fall an. Nie sah er da Friesel oder Petefchen hervorkommen, wo diese Methode gleich Anfangs angewendet wurde; auch nie Ansteckung. Die Temperatur des anzuwendenden Wassers hat der Vf. so am besten gefunden, wie es in der Natur vorkömmt. Der Zusatz von Säuren schien die Wirkung zu beschleunigen, doch war die Wahl derselben ziemlich gleich. Die Wiederholung des Waschens richtet sich, ausser den Exacerbationen, am besten nach dem Gefühle des Kranken. — Wir haben durch diesen Auszug auch bey solchen Lesern Aufmerksamkeit auf diese Methode zu erregen gesucht, welche dieses Archiv nicht lesen. Wer wird nicht mit grösstem Interesse Beobachtungen von einem kräftigen Heilmittel in einer Krankheit zu machen suchen, welche oft die Kunst auch der grössten Ärzte verspottet? Möchte diese Methode nur nicht das allgemeine Vorurtheil des Warmhaltens bey diesen Fiebern so gerade gegen sich haben! Wie mancher Arzt wird dadurch in seinen Versuchen gehindert werden! Wie gut wäre es, wenn diese Beobachtungen in Volksbüchern, Kalendern, Anzeiger der Deutschen u. s. w. abgedruckt würden, um Empfänglichkeit dafür unter dem Volke zu verbreiten! 4) *Geschichte der Vaccine im Fürstenthume Baireuth*, von demselben. Bis zu Ende Juli war die Totalsumme aller Vaccinirten 36,550. 5) *Klinische Aphorismen über das Blutbrechen*, vom Herausg. Das Blutbrechen (warum gefällt sich Hr. *H.* so sehr in fremden Wörtern, wie hier *Hämatemese*? Klingen sie besser? Ist man dadurch gelehrter?) ist bald örtliche, bald allgemeine Krankheit, bald hitzig, bald chronisch. Der Vf. hält das Blutbrechen in Verbindung mit hitzigen Krankheiten für die gefährlichste Art. Dennoch ist das chronische Blutbrechen gewöhnlich mit sehr beunruhigenden Symptomen, Ohnmachten, Krämpfen u. s. w. verbunden, und die Folgen davon grosse Schwächung, Kachexie, wassersüchtige Beschwerden. Die rein dynamische (allgemeine) Art des Blutbrechens hat nur selten den Charakter der Synocha (Sthenie). In den ungleich häufigeren Fällen der adynamischen (örtlichen?) Art bedienen wir uns der erregenden Mittel, besonders durchdringender, flüchtiger Reizmittel. Der Vf. rühmt Opiumtinctur, bittere und aromatische Tincturen, Äther, *Tinct. castorei*, *Cinnam. valerian.*, *Aqua menthae vinos.* und Clystiere aus *Valerian.*, *Chamom.*, *Asa fetid.*, *Opium* und reinen Ölen. Ausser den Anfällen muss auf die Verwicklung des allgemeinen Leidens mit organischen Fehlern der Abdominaleingeweide Rücksicht genommen, bey geringeren Fehlern bittere, würzhafte, saure Mittel gegeben werden. Auf die abführenden Mittel hält der Vf. nach Rec. Dafürhalten zu wenig, Tamarindenmolke, Ölmixturen u. s. w., sind in vielen Fällen vortreffliche Heilmittel. 6) *Bemerkungen über den wahren Augentripper*, von Ebend. Es giebt eine venerische Augenentzündung, welche meistens einen langsamen Gang geht; die besten Mittel dagegen sind Mercurialsalben, womit die Nachbarschaft des Auges einigemal am Tage bestrichen wird, warme Umschläge aus aromatischen und narkotischen Substanzen auf das Auge, kleine Blasenpflaster über die Augenbraunen in Eiterung gehalten, grössere hinter die Ohren und an die Oberarme, aromatische Bähungen mit Opium, Sublimatauflösung mit Opium, gewärmt als Augenwasser aufgeschlagen, auch allgemeine warme Bäder. Das ist aber nicht der wahre Augentripper, der ein sehr seltenes, aber desto furchtbareres Übel, sehr acuter Art, ist. Der Vf. fand in 2 Fällen, dass er von unvorsichtiger Application und Impfung des Tripperstoffes durch schmutzige Finger entstanden war. Der Tripper war nicht unterdrückt. Der Vf. glaubt daher auch nicht recht an metastatische Entstehung. Der Gang der Krankheit war äusserst schnell, und der Ausgang ungünstig. (Rec. hat doch einmal eine vollkommene Metastase vom Tripper beobachtet, wobey der Tripper schnell unterdrückt, das Auge heftig entzündet, und die ganze heftige Krankheit herbeygeführt wurde, welche der Vf. beschreibt. Es entstand ein Eiterauge, welches sich mit Trübheit der Cornea endigte.) Die Behandlung der Krankheit ist schwierig (wohl am besten rein antisthenisch). Für die Curmethode ist durch diese Abhandlung nichts gewonnen. 7) *Fragmente aus den Annalen der k. klinischen Anstalt im Charitéhause*, v. Herausgeber. Glückliche Heilung des Typhus von verschiedenen Formen und Graden, hauptsächlich durch Sinapismen und Bäder bewirkt. Die Bäder waren lauwarm, nur der letzte Kranke bekam kühle Bäder und kalte Aufschläge auf den Kopf. 8) *Erfahrungen über die Furunkeln, nebst Beobachtungen über eine ansteckende Art derselben*, von D. *Heim*, Geheimen Rathe zu Berlin. Das einzige Neue, das diese Abhandlung enthält, ist die Beobachtung, dass diese Krankheit einigemal ansteckend zu seyn schien. (Epidemisch hat sie Rec. während des Herbstes 1808 herrschen sehen.) 9) *Medicinische Literatur.*

2 Heft. 10) *Über das Bismuthum oxydulatum album (Magisterium wismuthi) und dessen Wirksam-*

keit, als Heilmittel in verschiedenen krankhaften Zuständen der Verdauungsorgane, von D. *v. Velsen* in Cleve. Nach einer etwas hochtönenden Einleitung, welche füglich hätte unterdrückt werden können, zeigt der Vf., dass jenes Mittel grosse Arzneykräfte besitze. Unzeitig, oder gar unbesonnen angewandt, könne dasselbe nicht bloss zerstörend auf einzelne Organe wirken, sondern sogar das Gesammtleben dadurch gefährdet werden. Der Vf. empfiehlt es besonders in krampfhaften Affectionen des Magens. Die Belege dazu geben einige breit erzählte Krankengeschichten. Nach Rec. Erfahrung wirkt es am besten bey immateriellem Magenkrampfe. 11) *Fragmente aus den Annalen der k. klinischen Anstalt im Charitehause* zu Berlin, vom Herausgeber. *Bemerkungen und Beobachtungen über die diessjährige Wechselfieberepidemie*, nebst Versuchen über die vermeintlichen Surrogate der Chinarinde. Fast aller Orten herrschten im Jahre 1807 Wechselfieber, auch in der Gegend des Rec., welche sonst nicht reich an diesen Krankheiten ist. Sie hatten nach Hn. *H.* einen doppelten dynamischen Charakter; doch war der Grad der Sthenie nicht gross genug, auch litt kein Organ mit so besonderer Gewalt, um Aderlässe nöthig zu machen. Die Mittel waren Brech- und Laxir-Mittel, magere Diät, dann China. (Rec. fand in sehr vielen Fällen Pulver aus Salmiak, Chamillen und Tischlerleim sehr wirksam, den Schluss machte Bitterklee, Enzian u. dergl.) Häufiger war das Fieber von asthenischem Charakter, Hier war das zweckmässigste Heilverfahren schnelle Anwendung der mit aromatischem Pulver verstärkten Chinarinde (in frisch alkoholisirter Substanz). Kein Surrogat kam diesem Mittel gleich. (Recht lächerlich machte sich ein Rec. in den göttinger gel. Anz., welcher allerley Surrogate vorschlug, die eben so schwer zu haben sind, als China, z. B. Rinde vom Tulpenbaum!) Von dem Schreinerleim ist bey den Versuchen des Vfs. nicht die Rede (?). Die Wirkung der China unterstützt und erhöht für eine Menge ungünstiger Verwickelungen der Mohnsaft (besonders zu Anfange des Frostes gegeben. Ein Empiriker in der Gegend des Rec. hat ein Fiebermittel, welches aus Arsenik in höchst kleinen Gaben besteht. Der Mann verrichtet, wie man sagt, ausserordentliche Curen damit. Einem Quacksalber sollte freylich die Anwendung eines solchen Mittels nicht verstattet seyn, wohl aber darf ein vorsichtiger Arzt davon Gebrauch machen). Merkwürdiger *Fall einer Epilepsie von einer organischen Krankheit des Herzens.* Die Menge des Herzbentelwassers betrug etwa 3 Unzen, das Herz war ungewöhnlich gross, die *vasa coronaria* von Blut strotzend, die *valvulae mitrales* verhärtet, die *v. tricuspidales* ganz verknöchert. 12) *Bemerkungen über die vermeintliche Unschädlichkeit der frühreifen Kartoffeln*, vom Geh. R. *Heim* in Berlin. Was der Vf. theoretisch gegen die Untersuchungen des verdienten Prof. *Pfaff* erinnert, ist unbedeutend. Aus Beobachtungen will er schliessen, dass es Gegenden und Arten des Bodens gebe, wo die Kartoffeln, vielleicht nur bey gewisser Witterung, eine hinreichende Zeit hindurch und in einer hinreichenden Tiefe wachsen und reifen müssen, ehe sie ohne Schaden genossen werden können. Der Beobachtungen sind drey. Die erste deuten wir auf eine einfache Indigestion, welche freylich durch Kartoffeln entstand, aber eben so gut auf Erbsen, Bohnen u. s. w. erfolgen konnte. Die zweyte halten wir für einen apoplektischen Fall, welcher — und das ist das einzig Auffallende — einen 23jährigen Menschen befiel. Noch dazu hatte der Verstorbene nicht bloss Kartoffeln, sondern auch grüne Bohnen verzehrt, welche folglich einen Theil der Schuld tragen müssen. Der dritte Kranke litt vorher an verdorbenem Magen mit Verstopfungen im Unterleibe. Am Tage des Zufalles war er vollkommen munter: er isst Kartoffeln, doch nicht viele, weil sie ihm ganz klitschig vorkommen, und legt sich zu Bette. Er schläft unruhig, bekömmt Schwindel, Ekel, Übelkeit u. s. w. Diess verliert sich auf ein Brechmittel u. s. w. Auch dieses war eine Indigestion, welche bey dem vorherigen Zustande der Digestionsorgane desto leichter möglich war. Alle drey Fälle beweisen, nach unserem Dafürhalten, nichts gegen die Kartoffeln. Und warum sollte auch von diesem Gewächs allein das nicht gelten, was von allen gilt, dass man sie in ihrer Jugend für gesunder, wenigstens für unschädlich hält? Dass das narkotische Princip der Solanumarten heftiger, als andere Pflanzen unserer Küche, z. B. der Pastinakwurzeln u. s. w., wirke, ist nicht wahrscheinlich, da theils die Menschen schon zu sehr daran gewöhnt sind, theils dasselbe in allen jüngeren Pflanzen so gut als nicht vorhanden, schwach, unkräftig, ja wohl ganz unwirksam ist. Rec. ist also der Meinung des Hn. *Pfaff*, dass die jungen Kartoffeln unschädlich seyen, und die Furcht vor denselben unter die Vorurtheile gerechnet werden müsse. 13) *Über Autenrieths Heilart des Krampf- oder Keich-Hustens*, von D. *Schneider* zu Fuld. Es war uns angenehm, die vorschnellen Behauptungen des übrigens verdienstvollen *Authenrieths*, der Wahrheit gemäss, beschränkt zu sehen. Der Vf. zeigt sehr genügend, dass die Einreibung der Salbe mit Brechweinstein zwar ein gutes, aber nicht allein heilendes Mittel bey dem Keichhusten sey. Diess hat auch Rec. gefunden; ja er möchte sogar noch weiter gehen und behaupten, dass diese Salbe nicht kräftiger wirke, als jede andere Einreibung, welche einen Ausschlag, eine Röthe hervorbringt. Der pustulöse Ausschlag erfolgt jedesmal gewiss nach der Anwendung des Brechweinsteins, nicht immer ist er aber mit Erleichterung der Zufälle verbunden. Hr. *A.* hat hier, wie anderwärts, namentlich beym Croup, aus einzelnen particulären Beobachtungen zu schnell auf allgemeine Wahrheit geschlossen. Hr. *S.* hat übrigens von dieser Salbe einigemal recht bösartige Geschwüre entstehen sehen. 14) *Hartnäckige Krämpfe, geheilt durch die Behandlung im grossen Bogen* (*à grands courants*) von *Hegewisch* in Kiel. Die Kranke wurde somnambül, aber ihr Schlaf war nicht, wie gewöhnlich, mit angenehmen, sondern unangenehmen Träumen angefüllt, doch erwachte sie stets heiter. Aufge-

fallen ist Rec. die Versicherung, dass, nach dem alten Glauben der französischen Magnetiseurs, der feste Wille zur Wirkung so nothwendig sey. Rec. hat selbst magnetisirt, auch unter anderen den biederen *Gmelin* magnetisiren sehen: aber weder *Gmelin* noch er bedurften des festen Willens, um Wirkungen hervorzubringen. Die Genesung war dauerhaft.

V Bandes 1 Heft: 1) *Bemerkungen über das Kindbettfieber*, von *Schmidtmüller* in Landshut. Der Vf. giebt voran eine kritische Übersicht der verschiedenen Meinungen von diesem Fieber. (*Hufelands* Abh. in *Starks* Archiv d. Geburtsh. ist vergessen worden. Sie erstreckt sich, so viel Rec. erinnerlich ist, auf das Milch- und Kindbetterin-Fieber. In diesem Archive müssen noch mehrere dahin einschlagende Abhandlungen vorkommen.) Hr. *S.* nimmt eine asthenische Entzündung etwa besonders der Genitalien (?) oder überhaupt des Unterleibes an, mit oder ohne Anomalieen im Milchgeschäfte. Diess ist auch im Allgemeinen Rec. Meinung. Der Vf. räth daher eine antisthenische Behandlung; dafür ist Rec. Erfahrung nicht ohne Einschränkung. Besonders schadet sie oft zu Anfange der Krankheit. Hier ist oft Salmiak ganz vorzüglich wirksam. Auch sind die vorgeschlagenen Arzneymittel nicht genau genug für ihre resp. Sphären bezeichnet. Irrig ist, dass statt des einfachen *Spirit. C. C.* im grösseren Drange der *Liquor C. C. succ.* gegeben werden könne; das müsste eigentlich umgekehrt gesagt werden, weil jener stärker ist. Der ganze Aufsatz, dessen Schluss sich im folgenden Hefte findet, ist inzwischen mit sichtbarem Fleisse ausgearbeitet. 2) *Praktische Bemerkungen* von D. *Hegewisch* in Kiel. Alle Aufsätze des Vfs. zeichnen sich aus. Es ist etwas Genialisches in ihnen, welches sie nahe an Sonderbarkeit führt; aber man erkennt doch den guten Kopf an ihnen, aus welchem sie entsprungen sind. Möchten sie nur etwas weniger flüchtig gearbeitet seyn! 3) *Bemerkungen und Beobachtungen über die Bleichsucht und Menostasie* v. Herausg., von S. 63 bis 101, und dennoch nicht beendigt. Wir wünschten, dass Hr. *H.* zwey Dinge vermeiden lernte, welche schon oft an ihm getadelt worden sind, die Sucht, fremde Wörter zu gebrauchen, z. B. Menostasie, und die allzu grosse Weitläuftigkeit. Es ist hier die Rede von folgenden 3 Fällen: 1) fehlende Menstruation zur Zeit der Mannbarkeit, Bleichsucht; 2) Unterdrückung der schon Statt gefundenen Menstruation; 3) zu geringe Menstruation. S. 89 wird bey der Wirkung der eisenhaltigen Mineralwasser der Antheil vergessen, welchen das kohlensaure Gas unverkennbar hat. Recht schön ist, was über den Gebrauch des Eisens in diesen Krankheiten, recht wahr, was von den neuesten Hypothesen über die Wirkungsart desselben gesagt wird. Der Schluss im folgenden Hefte. 4) *Geschichte eines Mutterblutflusses mit darauf folgender Lienterie.* Das Merkwürdigste in dieser gut erzählten Geschichte ist die Heilung des Übels bloss durch *Elixir acidum Halleri* bemerkt. Rec. bekennt, dass ihm der Heilungsapparat des Vfs. sehr ärmlich vorkömmt; desto erfreulicher war ihm die Herstellung des Kranken. 5) *Fragmente aus den Annalen der k. klinischen Anstalt im Charitéhause*, vom Herausgeb. Wassersucht mit Menostasie, als Nachkrankheit des Wechselfiebers glücklich geheilt. Ein Fall, der oft vorkömmt, zumal nach jäher Anwendung der China. Die Beschwerden wurden durch laue Bäder und Stahlpulver gehoben. Lähmung der unteren Extremitäten und der Harnblase. Wir bemerken hiebey, dass man Senfpulver nie kochen darf, wie S. 125 angegeben wird, das *Principium acre* geht sonst ganz verloren. Glückliche Heilung eines Typhus, durch Baldrian, Kampher und Opium. Beobachtung einer Zehrung mit Desorganisation der Lunge und Krebs der Speiseröhre. Schnelle Heilung eines hypersthenischen Rheumatismus (*Rheumatismus acutus*). Die Heilung dauerte 3 Wochen, freylich immer noch schnell genug für diese Krankheit. 6) *Praktische Miscellen. Fragmente über einige Wechselfiebermittel.* Es ist die Rede von der Königsrinde und von der Colla. Die letzte heilte doch bey weitem nicht so zuverlässig, als die China. Eine Quartana konnte erst mit China gründlich geheilt werden, nachdem vorher Quecksilber bis zur Salivation gegeben worden. (Unbedeutend.) *Über den Gebrauch der salzsauren Räucherungen beym Scharlachfieber*, von *Hegewisch.* In einem allein liegenden Hause, wo binnen 14 Tagen 16 Personen am Scharlach erkrankten, liess der Vf. Anfangs der 3 Woche mit Kochsalz, Braunstein und Schwefelsäure räuchern. In den beiden ersten Tagen darnach wurden noch 2 Personen mit Halsweh und mässigem Fieber befallen, das sich aber durch starken Schweiss ohne allen Hautausschlag entschied. Mehrere im Hause befindliche Ansteckungsfähige wurden nicht angesteckt. *Über eine periodische Manie, die sich mit Selbstmord endigte.* Der Kranke war vor mehreren Jahren von der Scheune gefallen, hatte wahrscheinlich dadurch ein Knochenstück von der inneren Fläche des Hirnschädels abgesprengt, welches die veranlassende Ursache des Wahnsinns abgab. Man fand es bey der Section in der Falte des *processus falciformis.* Die Geschichte ist lehrreich und die Darstellung musterhaft. *Über Autonosographieen*, vom Herausg. Hr. *Hegewisch* that den Vorschlag, Ärzte, welche krank gewesen, möchten diese ihre eigenen Krankheiten selbst beschreiben, womit der Herausgeber übereinstimmt. Wir fürchten, der Gewinn für die Wissenschaft und Kunst werde sehr mager seyn. Gewöhnlich leidet das Vorstellungsvermögen bey jeder wichtigen Krankheit, und selten bleiben die Rückerinnerungen an die richtigen oder unrichtigen Gefühle während der Krankheit.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

MEDICIN.

BERLIN, b. Braunes, von 1809 an b. Hitzig: *Archiv für praktische Medicin und Klinik*, herausgegeben von Dr. *Ernst Horn* u. f. w. 1808 bis 1812.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Band V Heft 2. 9) *Bemerkungen über die sogenannten Milchmetastasen*, von D. *Zimmermann* in Ehrenbreitstein bey Coblenz. Höchst unbedeutend, und noch dazu durch unmodische Ausdrücke widrig gemacht, als da sind: *sich objectivisirende Erscheinungen*, *realisirbar* u. dergl. 11) *Über die neuesten Theorieen der Entzündung von Troxler, Markus und Walther.* Obgleich dieser Auffatz, als fast ausschliesslich theoretisch, nicht eigentlich in dieses, der Praxis gewidmete Archiv gehört: so danken wir doch dem Herausgeber, dass er ihn aufgenommen hat. Er ist vortrefflich, werth von allen Ärzten aus allen Secten gelesen zu werden. Abgerechnet den ironischen Ton, welchen der Vf. im Eingange annimmt und welcher zu nichts dienen kann, ist die Idee lobenswerth, die Meinungen der neuesten Schriftsteller einander gegenüber zu stellen. Hieraus resultirt zuverlässig die Wahrheit und der Werth der naturphilosophischen Medicin am ersten. Aus dem freundschaftlichen Reiben mehrerer Schriftsteller aus Einer Schule müssen ohne Zweifel die wahren Principien derselben hervorgehen. Wenn der Vf. beweist, dass *Görres*, *Kessler* und *Oken* durchaus anders lehren, als *Troxler*, *Markus* und *Walther*: so ist das ein deutlicher Beweis, dass die Tiefen der Naturphilosophie noch nicht erschöpft sind, dass die Untersuchungen noch fortgesetzt werden müssen, dass die Anwendung der Naturphilosophie auf die Medicin noch viel zu früh, oder Missdeutung, Irrthum und Nachtheil unvermeidlich sey, und dass es noch jedem Arzte, Schriftsteller oder Praktiker, frey stehen müsse, ohne sich verketzern zu lassen, eine Auswahl in den Principien zu treffen, d. i. ein Eklektiker seyn zu dürfen. Erfreulich, und für den prüfenden Geist unserer Zeit sehr ehrenvoll ist die Bemerkung, dass nicht ein einziger jener naturphilosophischen Ärzte am Krankenbette selbst Anwendung von derselben macht, sondern dass sie bey weitem empirischer verfahren, als die stolzen Brownianer und Erregungstheoretiker. 12) *Fragmente aus den Annalen der k. klinischen Anstalt im Charitéhause zu Berlin*, vom Herausg. *Das Ol. animale fetidum (Dippelii?) ein treffliches* (innerliches) *Mittel bey einigen Arten des chronischen Gliederreissens.* Die Mischung war: *Ol. animal.* dr. sem. *Liquor. anod.* dr. duas. M. S. Alle 2 — 3 Stunden 15 bis 30 Tropfen steigend zu nehmen. *Wechselfieber durch radix hieracii pilosellae geheilt*, alle 2 Stunden 2 Theelöffel voll genommen. *Radix imperatoriae als febrifugum.* (Alles erpresst durch den Druck der Zeit, alles unwirksamer als China.) *Über den Nutzen des Eisens in der Wassersucht, welche dem Wechselfieber folgt*, bestätigt denselben. *Eine unheilliche Phimosis siphylitischer Natur. Schnelle Heilung eines biliosen Synochus durch Opium.* Eine Geschichte, wie man zu den Zeiten der rohen Brownianer viele las. Angezeigt war das Opium keineswegs, genug der Kranke wurde wieder gesund. *Typhöse Pocken glücklich geheilt durch innere Reizmittel und warme Bäder.* Diess wäre ein Fall für *Currie's* Methode gewesen. *Schnell geheilte Ischias* durch warme Bäder, Einreiben des Tatar. emet. und Campher. *Typhus muscularis* glücklich geheilt.

(Die Fortsetzung wird nächstens folgen.)

GESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Voss u. Comp.: *Interessante Lebensgemälde der denkwürdigsten Personen des achtzehnten Jahrhunderts*, von *Samuel Baur*, Prediger in dem Dorfe Göttingen, unweit Ulm Erster Th. 1803. VIII u. 538 S. Zweyter Th. 556 S. Dritter Theil. 1804. IV u. 601 S. Vierter Theil. 1806. IV u. 620 S. Fünfter Theil. 1807. IV u. 652 S. Sechster Theil. 1807. IV u. 625 S. 8. (16 Rthlr.)

Die Biographik gleicht in künstlerischer Hinsicht der Porträtmalerey; beide sind im gemeinen Leben bey Nichtkennern historischer Kunst beliebt, beide haben einerley Gegenstand, und an beide kann man, wenn sie Kunstwerke seyn sollen, fast gleiche Ansprüche machen. So wie der gewöhnliche Abmaler sich mit einer *rohen Ähnlichkeit* jedes ihm vorkommenden Gesichts begnügt, oder sich höchstens eine sogenannte *Verschönerung*, d. i. eine Verwischung aller charakteristischen Züge, erlaubt: so begnügt sich der gewöhnliche Lebensbeschreiber mit einem Aggregat von Begebenheiten, bey denen blofs das *Schicksal* die Ursache ist, dass sie nicht hundert anderen Sterblichen begegnet sind, und von Zügen, die in ihrer Flachheit und Abgerissenheit nichts charakterisiren als die Charakterlosigkeit. So wie dagegen das Porträt die Vorübung zur Historienmalerey ist: so ist die Biographie als Vorübung und Prüfung des Talents zur

Hiftoriographie anzufehen, und nur von der höheren Stufe der Kunft herab ift das Porträt des Farben- und Rede-Künftlers zu würdigen und auszuführen. — Gleichwie *Tacitus* in dem Leben des Agricola ein Meifterftück der Biographik aufftellte: fo waren *Leonardo da Vinci*, *Raphael*, *Titian*, *Mengs* und alle grofsen Hiftorienmaler auch treffliche Meifter im Porträt; fie erhoben ihre Arbeiten dadurch zu *Kunftwerken*, dafs fie die Phyfiognomie, die fie durch den Pinfel (oder durch Worte) wiedergeben wollten, völlig begriffen, fie im Inneren ihres künftlerifchen Gemüths, als Einheit, gleichfam aufs neue conftruirten, das, was fowohl die Natur, als die Perfon felbft mit Freyheit in dem äufseren Bilde ausgeprägt hatte, in ihrem Werke verftändig darftellten, das *Charakteriftifche*, ohne Übertreibung und ohne Schwächung, heraushoben und ihre Willkühr, z. B. in Abficht fader Verfchönerung, befchränkten; daher es ihnen gelang, dafs ihre Kunftwerke, aufser dem Charakter der *Wahrheit*, auch den Stempel der *Idealität* an fich trugen. — Eben diefs alles mufs der Biograph nicht minder leiften; er mufs feinen Gegenftand durchdringen und vollftändig begreifen, ihn aus einem höheren Standpuncte überfchauen, den Centralpunct faffen, um den fich das ganze Wefen des denkwürdigen Menfchen dreht, und fo einen *Charakter* darftellen, in dem fich nicht nur alles Mannichfaltige der inneren Begebenheiten, wie der äufseren Parergen, in eine Einheit auflöft, fondern wo es auch verftändig klar wird, wie er gerade diefer und kein Anderer feyn und werden, gerade diefes und kein anderes Schickfal erfahren konnte.

Diefen Zweck hat fich nun der Vf. der vorliegenden Biographieen, die er *intereffante* Lebensgemälde nennt (ein Zufatz, den er feinen *Lefern* hätte überlaffen follen), eben nicht vorgefetzt; fondern er wollte „eine lehrreiche und unterhaltende Lectüre für folche Lefer liefern, denen vor der lofen Speife eines grofsen Theils unferer Romane ekelt." Wir müffen ihm fonach die höheren Foderungen, die bey einer Behandlung von fo vielen der verfchiedenartigen Perfonen, und in einem fo bogenreichen Werke ohnehin faft unerfüllbar wären, wohl erlaffen, und uns, nach feinem angekündigten Zwecke, bey der Beurtheilung nur auf Wahl und Vortrag befchränken.

Was die *Wahl* der befchriebenen Perfonen anbetrifft: fo find fie wohl gröfstentheils aus dem 18 Jahrhunderte (etwa der mogolifche Kaifer Orang Zeb ausgenommen, der, 1618 geboren und 1707 geftorben, mehr dem 17 zugehört); aber es fehlt viel, dafs fie auch die denkwürdigften diefes Zeitraumes feyn follten, da man ftatt Dippel, Patzke, Mad. Wollftonekraft und Mara, Jourdan des Kopfabhackers, Damiens, des Zwergs Bebe, Cüftine, Alexis, Leske u. A. wohl mehrfach denkwürdigere in ihrer Art aufftellen könnte. Doch ift diefs nicht fo genau zu nehmen, da keine der dargeftellten Perfonen, auch für das gröfsere Publicum, ohne irgend ein befonderes Intereffe ift.

Einen *Plan* bey der Auswahl und Zufammenftellung hat der Vf. nicht gehabt, und man geht oft zu den disparateften Perfonen über, z. B. (um nur bey den erften beiden Theilen ftehen zu bleiben) von dem Prätendenten Karl Eduard zu Herrn Joh. Samuel Formey, von Juftus Möfer zu Orang Zeb, von der Sängerin Mara zu — Pugatfchew; und er hat weder blofs auf ausgezeichneten Charakter, edle Gefinnung oder aufserordentliche Talente, noch auf feltene Umftände und Schickfale allein gefehen, fondern fich begnügt, wenn die Perfonen des 18 Jahrhunderts, *über welche es ihm nicht an Nachrichten fehlte*, in irgend einer Art merkwürdig waren.

So führt er (um nur den Inhalt der erften beiden Theile kurz anzugeben, aus welchem fich auf das Übrige fchliefsen läfst,) in bunter Reihe auf: Generale (Ziethen, Moritz von Sachfen, Cüftine), Satyriker (Swift, Rabener), herrfchfüchtige Weiber (Princeffin Urfini), gelehrte Weiber (Dacier, Wollftonekraft), Staatsmänner (Theodor v. Neuhof, Graf v. Browne, William Pitt, Juftus Möfer), fchöne Geifter (Johnfon, Leffing), Beförderer der Gelehrfamkeit (Graf Marfigli), Schwärmer und Narren [als wenn diefe zufammen gehörten!] (Dippel, Gundling, Gafsner, Schröpfer), Abentheurer (Ritter d'Eon, Benjowsky), Naturforfcher und Ärzte (Linné, Büffon, Lobftein, Leske, Brown, Theden), Gottesgelehrte (Niemand als Patzke), gelehrte Buchhändler (Richardfon, Gefsner — wer denkt bey diefen doch an den Buchhändler?), Schaufpieler (Ekhof, Foote, Quin, Fleck), Tonkünftler (Händel, die Mara, Rameau, Quanz), mordfüchtige Rebellen (Pugatfchew, Jourdan), Fürftenmörder (Damiens, Ankarftröm), aufserordentliche Menfchen (!) (Heinecken, Bebe), Philofophen (Roufleau), Tyrannen (Orang Zeb), unglückliche Fürftenföhne (Alexis Petrowitfch, Karl Eduard), gemeinnützige Schriftfteller (Formey, Ifelin), Mathematiker (Lambert, Nieuwland), Künftler (Hedlinger, Mengs), Dichter (Blacklock, Bürger), Religionsfectenftifter (Wesley), Hiftoriker (Gatterer, Gibbon), edle Frauen (Elifabeth Chriftine, Frau v. Buchwald), edle Männer (Gellert, Herzog Leopold), Opfer einer ungerechten Juftiz (de la Tüde), Seeräuber (Low) — aus welchem Verzeichnifs theils die Planlofigkeit, theils die Unvollftändigkeit diefer Biographik des 18 Jahrhunderts fichtbar wird.

Was die *Neuheit* des Inhalts betrifft: fo erinnert man fich wohl faft bey allen diefen Biographieen, fie im Wefentlichen irgendwo fchon gelefen zu haben, auch hätte der Vf. manche allzubekannte weglaffen können; doch hofft er S. V mit Recht, dafs *dem* Publicum, für welches er fchrieb, Vieles neu feyn werde. Seine *Quellen* hat er nur zuweilen angeführt oder vielmehr angedeutet, z. B. bey Ziethen S. 60, Johnfon S. 220, Marfigli S. 275, Benjowsky S. 365, Foote S. 493, Möfer S. 115. Er hätte es aber, wenn er auf eine hiftorifche Kritik hätte Anfpruch machen wollen, *überall* und gefliffentlich thun follen; er würde dadurch feinem Werke einen gröfseren Werth und eine gröfsere Brauchbarkeit gegeben haben. Jetzt hat man es nur mit diefem Verfaffer zu thun, und kann auf

die Wahrheit ſeiner Erzählungen (die er ſelbſt ſtillſchweigend der Unterhaltung und der Nützlichkeit untergeordnet hat) in Prüfung der Quellen nicht Rückſicht nehmen; obwohl ihm das Zeugniſs gebührt, daſs er weniger *unrichtige* Notizen aufgenommen hat und ſeltener *parteyiſch* (wie bey Cüſtine z. B. S. 68), als bey fehlenden Hülfsmitteln *unvollſtändig* geweſen iſt.

Die Hauptſache bleibt ſonach der *Vortrag*, der dem Vf. gröſstentheils ganz zugehört; und hierin verdient er, wieder in Rückſicht ſeines Zwecks, ein vorzügliches Lob. Abgeſehen von den höheren Foderungen an die Biographik, haben dieſe Lebensabriſſe, wie Hr. *B.* S. V hofft, wirklich das Verdienſt, daſs ſie lebhaft und unterhaltend ſind. Sie ſind flieſsend, in einem leichten und gröſstentheils reinen Stile geſchrieben, und durchgängig in einem ruhigen Mitteltone gehalten. Es herrſcht eine gewiſſe Gleichmäſsigkeit in der Auswahl der Facten, und gleichgültige Dinge, z. B. Familienverhältniſſe, Zahl der Kinder u. ſ. w., ſind übergangen; überall aber verräth ſich eine hellere Lebensanſicht und eine gute Geſinnung, wenn auch zuweilen die Standesbildung des Vfs.

Da Hr. *B.* wahrſcheinlich mehr ſchreiben wird: ſo fügen wir noch die Bemerkungen über Stil und Maximen bey, die ihm nützlich ſeyn können.

Eine völlige *Gleichheit des Stils* iſt dort nicht zu erwarten, wo der Vf. ſich nach ſeinem Geſtändniſs genau an ſeine Quellen (Hülfsmittel) gehalten, und ſich oft ihrer eigenen Worte bedient hat. So iſt der Vortrag z. B. in Ziethens und Möſers Leben *vortrefflich*, in dem der Pr. Urſini beſonders *lebhaft*, in dem der Mad. Wollſtonekraft häufig *pretiös*, Linné's *ſchleppend*, der Mad. Dacier und vorzüglich Büffons *franzöſirend*, in dem des Wunderkindes Heinecke *albern*, und in Johnſon's — etwas *koſegartenſch*. Doch hat er ſeinem Vortrage eine gröſsere Gleichförmigkeit zu geben gewuſst, als man nach obigem Geſtändniſſe erwarten ſollte, und es gereicht ihm zum Lobe, daſs man ſchärfer zuſehen muſs, wenn man die hinter den Culiſſen ſtehenden erſten Erzähler erkennen will.

Seine eigenen Betrachtungen hat er beſonders in den, jeder Biographie vorgeſetzten *Einleitungen* vorgetragen, die denn doch zuweilen etwas *trivial* ſind, z.B. I. S. 581. 629, II, 271. 354, nicht ſelten aber auch Aufmerkſamkeit auf die folgende Erzählung erwecken. Dabey aber wollen wir ihn noch auf einige eingeſtreute Behauptungen und Urtheile aufmerkſam machen, die wir für falſch halten (die Gründe anzuführen, verbietet der Raum). Z. B. S. 252 Leſſing war ein vortrefflicher oder vielleicht der vortrefflichſte Dichter für's Theater (Kritiker). S. 472 Geſsner wird immer ein bezaubernder Lehrer der *Weisheit* ſeyn. S. 484 Garrik beſaſs gewiſs *ſo viel Genie* als Shakespeare, dieſer *bildete bloſs* Formen, die jener beſeelte. S. 502 Ariſtophanes hat *die Tugend* verſpottet (den *Sophiſten* Sokrates). S. 538 Händel, der Schöpfer des *Geſchmacks* der Engländer. S. 616. „Alle hofften: Gott würde den Untergang des Schiffs *um des unſchuldigen Kindes* wegen (willen) abwenden: *das geſchah auch!* S. 631 Der Kaiſer Auguſtus vergaſs (über Spielen mit kleinen Knäbchen) der *Sorgen für die Welt!* II Th. S. 19 Vielleicht den gröſsten Werth (in der neuen Heloiſe) haben die Briefe zwiſchen St. Preux und *Sir Eduard Bomſton* etc. S. 454 Gellerts *ſchwediſche Gräfin* wird immer, wo anders der Geſchmack nicht ganz verdorben iſt, ein *Lieblingsroman* zärtlicher und empfindender Leſer bleiben, u. ſ. w.

Für *Fehler in der Schreibart* halten wir z. B. folgende: S. 161. Er *beſaſs* die Sprachen des Alterthums. S. 179. Die Phantaſie hat zur *Fahne des* Zartgefühls geſchworen. S. 258. Geſchlankigkeit des Ausdrucks. S. 259. Ja, was fortgieng? S. 277. In der Tugend geübteſte Nation. S. 338. Anerbot ihm. S. 567. Wir kommen hier nicht auf die Britten. S. 386. Die ganze *Geographie* der *Erde*. S. 391. Man fand in ſeinen Werken viel *gewagte Thatſachen*. S. 395. Auf Studien ſchicken. S. 397. Seine Stärke der Zeit und dem Raume entgegenſetzen. S. 458 in zwey Zeilen: zitterten, erſchüttert und zitterte. S. 468. Er malte, *was das Zeug hielt*. S. 515. Er ſendete die Summe *unangeriſſen* zurück. S. 547. „Wenig Orte waren ausgenommen, wo ſie (die Mara und ihr Mann) nicht Beweiſe ihrer *Brutalität* zurückließen." *Vergl.* S. 550: „ihr Privatcharakter ſteht bey allen, die ſie wirklich kennen (dazu gehört doch ihr Biograph?), *in der gröſsten Achtung* u. ſ. w. S. 614. Das war ſein Leibbuch, da las er immer *in*. II Th. S. 39. Was er ſo tief in ſein Herz *eingegraben* hatte, war ein plötzlicher *Lichtſtral* nicht ſo leicht zu *zerſtreuen* fähig. S. 82. Scharmuziren (im Parlamente). S. 84. Das Auge der *Zuſchauer* konnte die Höhe ſeiner Plane nicht erreichen, denn ſie *verbargen ihr Haupt in den Wolken*. S. 97. Gab ſeinen Lippen *Donner*. S. 216. Die einzige Tochter — auf *der* er eine Medaille verfertigte. S. 282. Als er *ein und ein* Vierteljahr in Halle geweſen war (das ſind *zwey* Vierteljahre, ſtatt fünf Vierteljahre), u. ſ. w.

Als *Druckfehler* zeigen wir endlich folgende an: S. 206 Kolin ſtatt Kollin (wie auch S. 32 ſteht) und Jägersdorf ſtatt Jägerndorf. S. 424 „bey Mon bijou" (dort hat der Garten der L. zu d. 3 Weltkugeln nie gelegen, wohl aber der der Landesloge). S. 501 Ghezzi's (Gozzi's) Masken. II Th. S. 49. Dieſe Antwort war feine (keine) Auffchneiderey. S. 220. Brachte die Stunden (Studien?) ſeiner Einſamkeit zur Reife. S. 232. Ein verpfliſtes (verblüftes) Weſen. S. 272. Das unbillige Verfahren der Rechte (Richter). S. 486. Radehahn ſtatt Rekahn. — Sonſt iſt das Buch correct und elegant, auf gutes Papier, gedruckt. C. F.

Göttingen, b. Röwer: *Familie von dem Kneſebeck*, von *Ferdinand von dem Kneſebeck*. 1811. VI u. 118 S. u. 5 Ahnentafeln. 8.

In unſeren Tagen eine ſeltene und merkwürdige Erſcheinung im genealogiſch-hiſtoriſchen Fache. Der Vf., ein junger Mann, hat mit rühmlichem Fleiſs ſeinen Gegenſtand aus ungedruckten Quellen ſowohl, als aus diplomatiſchen älteren Schriften bearbeitet. Der Plan

verdient allen Beyfall. Nach einigen vorangeschickten Bemerkungen über die Erziehung des deutschen Adels behandelt er in der ersten Abtheilung die Geschichte des Hauses v. d. Knesebeck, in Hinsicht auf den Ursprung, den Namen, das Wappen, die ehemaligen und jetzigen Güter, die Afterlehne und das Ansehn desselben. Die zweyte Abtheilung, Stammfolge überschrieben, hat 5 Abschnitte, die von den Urvätern und den jetzigen Linien der Familie handeln, namentlich von den Linien Tilsen, Kolborn, Wittingen und Langenapel. Im Anhange wird von einem Geistlichen und mehreren Klosterfrauen aus der Familie gesprochen, worauf die Übersicht aller lebenden Glieder derselben das Ganze schliesst.

Der Vf. hat in den Noten seine Gewährsmänner treu angeführt, und sehr gute Autoritäten für seine Angaben beygebracht. Hiezu gehören die den Kennern der brandenburgischen Geschichte aufs vortheilhafteste bekannten diplomatischen und historischen Arbeiten eines *Gercken*, *Lenz*, *Beckmann* u. A. m. Die mühsam angewandte Forschung ergiebt sich aus den citirten Belegen, und ist ein Beweis der Sorgfalt, welche der Vf. angewandt hat.

S. 13. Mit der Ableitung des Namens *Knesebeck* von *Knese*, Herr, und *Bek*, Bach ist Rec. nicht einverstanden. Tugumir war nicht Knese des Havellandes. Gleichzeitige Schriftsteller nennen die Fürsten der wendischen oder slavischen Völkerschaften *reges*. Man schrieb ja auch vormals den Namen zuweilen Knisebecius (*Leuthinger* Th. I. S. 737 ex ed. *Krausii*), auch Knysebecke, Kniesebeck, Knetzbecke, Knyespeck, Kniespeck, wie er in der Urkundensammlung von *Lenz* vorkömmt. Das in Güstrow gebraute Bier heisst nicht Knesenack, sondern Knisenack. Der allg. Anzeiger der Deutschen, Jahrg. 1811. S. 2490 hatte eine im Jahr 1705 in Arnstadt aufgeführte Oper vom Bierbrauen, worin es u. a. heisst:

„Man sieht zu Ecklenfort die Kackabella schenken,
Zu Güstrow *Knisenack*, zu Fechte Todtenkopf."

S. 14. „Wahrscheinlich, sagt der Vf., legte unser Stammvater den Grafentitel nieder." Er blieb hier beym Worte Knese stehen, ohne den Beweis zu führen, dass die Urväter den Titel *Graf* geführt haben. Bey dem Abschnitt: *Güter*, heisst es S. 21: „Die ältesten Lehnbriefe der Familie sind vom Herzoge Otto von Braunschweig und Lüneburg 1248, und von den Markgrafen Johann II und Conrad von Brandenburg, aus der letzten Hälfte des 13 Jahrhunderts." Diess wäre in der That ein ausserordentlich hohes Alter. Warum führt der Vf. die Jahrzahl der brandenburgischen Lehnbriefe nicht bestimmt an? *Gercken* hat im *cod. diplom.* T. VI. p. 506 einen Lehnbrief von 1318, auch hatte Jemand einen von 1313 für das Geschlecht von Alvensleben gesehen; aber ältere brandenburgische waren bisher noch unbekannt geblieben. Diess wäre also ein wichtiger Fall. Sollte hier nicht ein Irrthum seyn? Die *Lehensbeede*, die von adlichen und bürgerlichen Lehnsbesitzern entrichtet wurde, fällt schon in diesen Zeitraum, in die letzte Hälfte des 13 Jahrh. S. 25. Birkenwerder gehört nicht mehr den Prof. Feller. Dieser ist nach Russland gegangen, und soll daselbst in der Gegend von Charkow ein Erziehungsinstitut unter dem Namen: Propyläen, errichtet haben.

S. 50. Ganz richtig ist es, dass die Familie von dem Knesebeck zu den acht ersten sogenannten *schlossgesessenen* Familien der vormaligen Altmark gehörte. Dieser Vorzug, weshalb sie auch den Titel *Edle* bekamen, den damals nur Grafen und Standesherren hatten, war aber nicht sowohl den Familien eigen, er haftete vielmehr auf den Schlössern, mit deren Besitz die kleineren Regalien und andere Vorrechte verbunden waren. S. 69. Thomas (1559 bis 1625) war zwar brandenb. Geheimer Rath, wurde aber nur bey ausserordentlichen Fällen an den Hof beschieden, und gehörte also zu den Geheimen Räthen von Hause aus, deren es auch nach Errichtung des stehenden Geheimen Staatsraths gab. S. 70 und 74. Die beiden Thomas aus der Linie Tilsen sind in der brandenburgischen Geschichte wichtig. Jener geb. 1594, gest. 1658, dieser geb. 1628, gest. 1689. Zu der Zeit, als der Erste Landeshauptmann der Altmark war, wollte Kurfürst Friedrich Wilhelm eine neue Abgabe, die sogenannte *doppelte Metze*, einführen, die den 19 März 1645 in die Hofrentey geliefert werden sollte. Die Hauptstädte weigerten sich, sie zu bezahlen, ja, wollten ohne Zuziehung der Ritterschaft, von der sie glaubten übertragen zu werden, oder durch deren Verwendung damit verschont zu bleiben, keine Unterhandlung pflegen, und warfen auf Thomas von dem Knesebeck, der die Einrichtung reguliren sollte, Verdacht, dass er ihr Unglück befördere, und foderten ihn öffentlich auf, seine Instruction vorzulegen. Der Kurfürst, der seinen festen Gang ging, drang dennoch durch. — Der Zweyte ist besonders wegen seiner diplomatischen Laufbahn merkwürdig. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm gebrauchte ihn als Bevollmächtigten in Basel, Prag, Wismar, Dresden, Magdeburg und an den König von Dänemark, der damals vor Hamburg stand. *Pufendorf* im ersten Bande *rer. gest. Friderici Wilh. Magni* hat darüber umständlich gehandelt.

S. 62. In der Note heisst es: Ein Stück (*frustum*) jährlicher Einkünfte war 1 Wsp. Rocken oder 1 Wsp. Gersten, 16 Scheffel *Weizen*. Nach der gelehrten und gründlichen Untersuchung *Gerkens* über das *frustum* (S. dessen vermischte Abhandlung Th. 1. S. 225) war *frustum* gleich mit einem Wispel hart Korn, nämlich *Weizen*, Rocken oder Gersten. Kurfürst Friedr. Wilhelm verpfändete am 26 Nov. 1645 das ganze Amt Bötzow an eine Frau von dem Knesebeck. S. 72. Hempo v. d. Knesebeck, geb. 1595, wurde mit seinem Bruder 1618 in Berlin Hof- und Kammer-Gerichtsrath, und 1641 Geheimer Rath. Er wohnte 1646 und 1647 der Kirchenvisitation in Brandenburg bey, und starb 1656.

Im Allgemeinen muss man dem Vf. Glück zu diesem wohlgelungenen Product, das allenthalben Spuren des Fleisses an sich trägt, wünschen; um so mehr, da das Feld, von dem er einen Theil bearbeitet hat, jetzt fast ganz unangebaut da liegt.

V. H. B.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1813.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Tauchnitz: *Corpus poëtarum Graecorum.* Ad fidem optimorum librorum edidit *Godofredus Henricus Schaefer.*

Theocritus, Bion et Moschus, ad fidem optimorum librorum fidem emendati cum brevi notatione emendationum. Curavit *G. H. Schaefer.* 1809. XVI u. 240 S. 12. (16 gr.)

Sophoclis Tragoediae, ad optimorum librorum fidem emendati cum brevi notatione emendationum. Curavit *G. H. Schäfer.* Tom. I. 1810. XXVII u. 264 S. Tom. II. 353 S. 12. (1 Rthlr. 8 gr.)

Pindari Carmina. Graece. 1810. XII u. 267 S. 12. (16 gr.)

Homeri Ilias. Graece. Tom. I. continens Rhapf. I — XII. 1810. 285 S. Tom. II. continens Rhapf. XIII — XXIV. 302 S. 12. (1 Rthlr. 2 gr.)

Auch wir wollen, nachdem wir durch andere Beyfpiele fchüchtern gemacht, den ausdauernden Fortgang abgewartet haben, nicht verfäumen, von einem Unternehmen, welches fich durch die bezweckte Nützlichkeit empfiehlt, und eine Reihe von Jahren hindurch erfpriefsliche Folgen verfpricht, Bericht abzuftatten, und fo auch von unferer Seite einem vereinten löblichen Bemühen den Beyfall derer, welchen die claffifche Literatur werth ift, zu vermitteln fuchen. Stets haben zu einem ausgebreiteten und vielfeitigen Studium der alten Schriftfteller wohlfeilere und bequeme Handausgaben im Einzelnen und im Ganzen beygetragen, und man kann diefs leicht durch einzelne Beweife aus der holländifchen Periode nachweifen. Mehr forgte man für die lateinifchen Schriftfteller, wie deren Studium überhaupt der griechifchen Sprachkenntnifs vorauseilte. Mancher Lehrer auf Akademieen und in Gymnafien würde theils zweckmäfsigere Autoren erklärt, theils feinen Schülern zu einer durchgreifenden Kenntnifs der Sprache und des ganzen Alterthums verholfen haben, wenn fich paffende und leicht zu verfchaffende Handausgaben vorgefunden hätten. Noch vor kurzer Zeit konnte wenig von Platons, Demofthenes, Euripides etc. Schriften erklärt werden, und wenige griechifche Schriftfteller kamen vollftändig in die Hände der Nichtphilologen. Doch waren felbft die meiften Handausgaben ohne Plan und ohne richtiges Verfahren, fo dafs man genöthigt war, vor denfelben zu warnen. Bald wurden fie durch eine Menge von Druckfehlern entftellt, bald lag ein fchlechter, nicht revidirter Text zum Grunde, bald waren noch fchlechtere Anmerkungen beygefügt, und hinten fchleppte ein unnöthiges, gewöhnlich mehr Schaden als Nutzen bringendes Wortregifter nach. Wer eine Sprache lernt oder verfteht, mufs vom Anfange her ein Wörterbuch befitzen; daher auch Rec. folche unzureichende Handwörterbücher der Autoren aus den Schulen ganz verdrängen zu können wünfcht. So aber erwartete man längft eine nach Plan und Grundfätzen unternommene Sammlung von griechifchen Handausgaben, die den Liebhabern leicht zur Hand wären, und dem erklärenden Lehrer den doppelten Vortheil gewährten, dafs er fich zu einer Wahl nicht gezwungen fähe, und dagegen, wenn feine Schüler einen gleichen Text befäfsen, leichter fortfchreiten könnte. Man mufs Hn. *Tauchnitz* danken, dafs er fie unternahm, und fchon hat er wohl felbft erfahren, welchem Bedürfnifs er zu Hülfe kam, und wie man das erfte Unternehmen diefer Art zu befördern fuchte; allein man wird ihm auch den doppelten Dank nicht dafür verfagen, dafs er die Beforgung einem gelehrten und forgfamen Mann übertrug. Wir zeigen diejenigen Bände an, welche wir erhalten haben.

Was das Typographifche betrifft: fo hat Hr. *Tauchnitz*, wie er uns in Prachtausgaben, was deutfche Schriftkunft leifte, erprobt hat, hier daffelbe im Kleinften zu zeigen fich bemüht und mit vieler Gefchicklichkeit der Foderung Genüge geleiftet. Die Lettern find klein, aber richtig und fchön geformt; dabey ftört in ihnen keine widrige Verzierung; und wenn mit der Einfachheit auch die nöthige Schärfe verbunden werden mufste: fo ift diefe durch das Runde und Volle gemindert. Die Dichter find mit verfchiedenen Lettern und in anderem, kleinerem Format als die Profaiker gedruckt, von denen wir nächftens Bericht erftatten wollen, und jene haben fich defshalb einigen Tadel in Hinficht der Schädlichkeit für die Augen zugezogen; ja Hr. *Schäfer* fpricht felbft in dem Vorwort zum Pindar von der *magna typorum parvitas.* Unfere Zeit heifst, freylich in mehrfacher Hinficht, die kurzfichtige, doch wird man ihr auch durch grofsen Druck nicht die verlorene Scharffichtigkeit verfchaffen. Es bleibt kein Tadel für Hn. *Tauchnitz* übrig, wenn er neben den Ausgaben der Dichter, wie wir fie von ihm erhalten, einen den Profaikern gleichen Abdruck veranftaltet, und fo für die Schwachen forgt. Die Bogenzahl wird fich zwar mehren und dadurch der Preis höher geftellt werden müffen: allein auch eines gröfseren Abfatzes wird der Verleger verfichert feyn können. Vorzüglich zu rüh-

men ist der reine sorgsame Abdruck, wie er selten bey der kleinen Schrift Statt hat; auch das Papier ist bey den Dichtern weiss und gut. Mit Recht sagt Hr. *Sch.* in der Vorrede zum Theokrit: *Grandi litterarum chartarumque forma specimen illud (Tryphiodorus) prodiit. Sed aliquanto majoris negotii difficiliorisque operae est minutissimis litteris sic uti, ut pusillus preli typographici fetus elegantium spectatorum oculos non pertimescat.* Eine weitere Beschreibung des Äusseren haben wir nicht nöthig, und bemerken nur, dass bey wiederholten Abdrücken durch ein breiteres Format die Angabe der Verse nicht bloss über der Seite, sondern neben den Zeilen möglich gemacht werden möchte.

Für musterhafte Correctheit hat die Geschicklichkeit des Herausgebers gesorgt, und man wird wenig gleiche Abdrücke anderer Verlage diesem zur Seite stellen können; doch darf auch nicht die Sorgfalt, welche auf richtige Accentuation und Schreibart der Worte verwendet wurde, als einzig in ihrer Art übersehen werden. Zu erläuternden Noten ist in solchen Ausgaben so wenig Platz, als ein umgearbeiteteter Text tauglich scheint; denn sie müssen sich an die gewöhnlichen grösseren Ausgaben anschliessen, und neben diesen gebraucht werden können. Diess wohl erwägend, hat Hr. *Sch.* stets die als beste und durch den Urheber bekannte Recension ausgewählt und abdrucken lassen. So aber durfte denn nichts geändert werden, was einem solchen Kritiker freylich unmöglich scheinen musste. Sah er sich also durch die Sache bewogen, hie und da zu verbessern: so war die Angabe hievon unumgänglich nothwendig, damit die eigene Rechtfertigung nicht fehlte, und der Leser nicht irre geführt wurde. Diess nämlich ist der Fehler mehrerer kleiner Ausgaben der Lateiner, die Gronov und Heinsius besorgten, da man beym Mangel der Rechtfertigung in Noten oft zweifeln muss, ob die Absicht der Herausgeber solche Änderungen gewollt, oder der Zufall und selbst der Witz gelehrter Buchdrucker sein Spiel getrieben habe. Darum also schon wird man die Beygabe der Noten sehr billigen, wenn sie auch nicht überdiess eine weit allgemeinere Bedeutung hätte. Denn wo Hr. *Sch.* die Feder ergreift, da vermag er auch nicht die Fülle seiner tiefen Sprachforschung zu verleugnen, und diess hat bewirkt, dass diese Sammlung der Handausgaben zum grössten Theil für den Philologen und vorzüglich den Kritiker unentbehrlich geworden ist. Wir wollen das Einzelne erwägen, da dieses hier überhaupt mehr in Rücksicht kommt.

Beym Theokritos und den übrigen Bukolikern liegt der valkenarische Text zum Grunde. Hr. *Sch.* sagt: *pauca eaque levia novavi; satis me beatum habiturus, si* ἰϕῆλεις *aliquot faciei sustulisse dicar, cum ulcerum inveteratorum, quae corpori et plurima et altissima, et sine codicum auxilio, opinor,* ἀναλϑῆ *insident, nullum sanare potuerim.* Ein belehrendes Wort für die, welche meinen, die Sache der Kritik sey bey den Bukolikern abgethan. Wohl möchte sie eher kaum aufgenommen heissen. Hr. *Sch.* hat vielen Stellen durch Interpunction geholfen, wohin II, 19 ἀλλ' ἐπίπασσε, Θεστυλι· nach *Luzac* V, 6, τί δ' οὐκέτι — — ἔχοντι; u. A. zu rechnen ist. Zwecklos würden wir hier die sonstigen Verbesserungen und Conjecturen der Reihe nach aufzählen, und schon hat Hermann kritisirende Bemerkungen dem Vf. mitgetheilt, die vor dem Sophokles abgedruckt worden sind. Sie enthalten vieles Vortreffliche. Doch auch der Herausgeber hat Mehreres selbst zurückgenommen, so die Vermuthung I, 150: ἐνὶ κράναισι statt ἐπὶ κράναισι zum Gregor. Corinth. pag. 880. XXIV, 59: λάβε statt βάλε in dem Index am Homer u. a. m. Des Guten wird aber noch Vieles bleiben, vorzüglich in den allgemeinen Sprachbemerkungen. Um bey den beiden kleineren Bukolikern stehen zu bleiben, bemerken wir nur Folgendes: Bion I, 14 ϑνάσκοντα erklärt Hr. *Sch. mortuum*; richtig. Man füge zu den Beyspielen Sophocl. Oed. Tyr. 118. — I, 36 im Texte steht Wakefields und Lenz's Emendation ἀνὰ πᾶν νάπος. Rec. hat immer an der Möglichkeit dieser vorausgesetzten Corruption gezweifelt, und für eine andere Verbesserung πάλιν zum Grunde gelegt. — Scharfsinnig vermuthet Hr. *Sch.* I, 73 ἃς statt τοῖς. Die Corruption wäre dieselbe wie Theocr. 14, 70. Vergl. Schäfer zu Plinii epist. I, 12. — IV, 11 wird καὶ τόκα μοι mit Recht vertheidigt. (Die Lateiner sagen *atque*, wir Deutsche: *und so*), XI, 1 αἰὲς, XIII, 1 ἐπεὶ geschrieben. In Moschus erstem Verse liest man nun richtig: Ἁ Κύπρις τὸν Ἔρωτα τὸν υἱέα μακρὸν ἐβώστρει· Εἴ τις u. s. w., doch ist keineswegs nöthig, hinzuzuverstehen λέγουσα τάδε. Gegen δ' ἔνι αὐτῷ im 22 V. hat sich Hermann mit Recht erklärt, und πολὺ πλεῖον δὲ, οἱ αὐτῷ geschrieben. Anstoss gab II, 32 das Futurum κέρσει; jetzt steht κέρσαι. Wie aber V. 86 die Trennung ὑπόγλαυκ' ἔσκε gerechtfertigt und V. 125 οὔρεσσι gebilligt werden möchte, zweifeln wir. Bey ὄρνιϑις III, 50 hat man nicht nöthig, mit Hn. *Sch.* an Haushühner zu denken, da die Schaar der übrigen Vögel passender erscheint. III, 75 πᾶσαν δὲ πλῆσαι φωνὰς ἄλλα würde statt πᾶσαν δ' ἔπλησας, wenn es auch die Construction billigt, sehr matt seyn. Doch Hermann schrieb hierüber Hn. *Sch.* witzig: *Si sic legeretur, ut tu corrigis, ego corrigendum arbitrarer, ut vulgo legitur.* Die Emendation III, 94 πάντες, ὅσοις κεπυρὸν τελέϑει στόμα βωκολιασταῖς ἐκ Μοισᾶν ist nicht griechisch, und man muss ihr äussere Autorität wünschen. Im V. 125 ἦλϑον — ὥ κεν ἴδοιμι, καὶ εἰ Πλουτῆϊ μελίσδεις schlägt Hr. *Sch.* κέ σ' ἴδοιμι vor, Hermann will καὶ εἰ umwenden, und erklären: *ut viderem, an etiam Plutoni caneres.* Weder Beyspiele noch sonstiger Grund vermitteln hier Glauben. Vielmehr liegt in ἴδοιμι sowohl der persönliche Eintritt, als auch das Beobachten angedeutet, und dadurch kann die Construction hinüberreichen. — An vielen Stellen hat Hr. *Sch.* durch Änderung des Modus der Construction aufgeholfen; nur hätte er nicht S. 217 im Homer Iliad. VI, 479 καί ποτέ τις εἴποι corrigiren sollen.

Bey Sophocles wünschte sich Hr. *Sch.* einen Vorgänger, wie er ihn bey den Bukolikern in Valkenaer fand, vergebens, und gab, um nicht in Collision zu

treten, den brunkischen Text. Seine Änderungen verwies er zum gröfsten Theil in die Noten, die sich meistens auf den Dialog, selten auf die Chöre beziehen: *nam melica*, sagt er, *ulcus* (*ita perhibent*) *nostris manibus non tractabile, aliis curanda reliquimus.* Wohl wäre es gut gewesen, bey den Chören die in anderen Schriften zerstreuten Verbesserungen und Anordnungen nachzuweisen. Vorausgestellt sind zwey Briefe von *Hermann*, in denen Hn. *Schäfers* Verbesserungen zu den Bukolikern und einiges Andere in der *Appendix ad Bastii epist. crit.* besprochen werden. Wie ein Tag den Anderen lehre, sieht man hier überall. Die Anmerkungen zum Ajas und dem Könige Ödipus haben schon eine Revision in den Ausgaben von *Erfurdt* erhalten. — Durch Interpunction ist so vielen Stellen von Hn. *Sch.* nachgeholfen worden, dafs wir der Beyspiele überhoben seyn können, und wenig zu erinnern haben würden. Denn wenn z. B. Oed. Tyr. 1115 das Komma geblieben: so ists doch nur ein Versehen der Correctur. Die Sprachbemerkungen, die Verbesserungen in anderen Schriftstellern, die Beyträge zu den Lexicis brauchen nur genannt zu werden, um jeden Philologen zu nöthigen, sie kennen zu lernen. Wir könnten unsere Zweifel und Einwendungen Einzelnen hier entgegenstellen; doch werden diese, damit die Anzeige nicht zu weit ausgedehnt werde, besser anderswo ihre Stelle finden. Auszüge der Noten zu geben, finden wir unpassend.

Im Pindaros hat der heynische Text wegen Mangel der Zeit, über den Hr. *Sch.* noch immer klagen mufs, keine Änderung erlitten, und wir finden weiter keine Zugabe, als einige vorzügliche Bemerkungen und Verbesserungen bey den Biographieen des Dichters. Die Collision mit der göschenschen Buchhandlung ist beym Homer dadurch umgangen worden, dafs die Recension von Porson gewählt wurde. Die Käufer werden diefs tadeln, aber sie werden entschädigt durch eine Zugabe, zu der sie sonst nicht so leichten Kaufs gekommen wären, nämlich durch die porsonischen Anmerkungen, welche die Collation des harlejanischen Codex zur Odyssee enthalten. Die beygefügten *Indices in notas ad bucolicos poëtas, Homerum, Pindarum et Sophoclem*, enthalten so viele schätzbare Nachträge und Verbesserungen, dafs sie fast wieder einen Index verdient hätten.

Wir wünschen sehr, dafs dieses verdienstliche Unternehmen ohne Unterbrechung glücklichen Fortgang habe.

X.

Meissen, b. Gödsche: *Homeri Iliados Rhapsodia* Τ sive liber XX. Cum excerptis ex Eustathii commentariis et scholiis minoribus in usum scholarum separatim edidit *Jo. Augustus Müller*, A. M. et ill. scholae provinc. Misen. Rector. 1813. 47 S. gr. 8. (4 gr.)

Homeri Iliados Rhapsodia Ψ sive liber XXIII. Cum excerptis etc. — 1813. 84 S. gr. 8. (8 gr.)

Homeri Iliados Rhapsodia Ω sive liber XXIV. Cum excerptis etc. — edidit *Gustav. Frider. Hentsch*, A. M. et ill. Scholae provinc. Misen. Professor III. 1813. 88 S. gr. 8. (8 gr.)

Es würde zu spät seyn, auf diese seit dem Jahre 1788 langsam erschienene Ausgabe der Ilias aufmerksam zu machen, und von ihrer Einrichtung zu sprechen. Der verstorbene Rector *Müller* hatte wohl erwogen, welcher Vortheil aus den Scholiasten zu ziehen sey, und wie dieses Studium beym Homer beginnen müsse. Eustathius enthält neben vielem Trivialen und Falschen Vieles, was dem Studium des Homer zum Grunde liegen mufs, und wohl hat schon dieser Auszug seinen Nutzen seither erprobt, da Schülern das ganze Werk nicht in die Hände zu geben ist, wenige Lehrer aber dasselbe besitzen. Dafs manche falsche Erklärung, manche schlechte ästhetische Bemerkung aufgenommen wurde, bringt nicht Schaden; denn der Schüler kann hiebey sein Urtheil schärfen, und lernt die Art der alten Scholiasten kennen. Doch wollen wir nicht leugnen, dafs in der Auswahl mehr Rücksicht und Strenge angewendet, in der Erläuterung mehr geleistet werden konnte; namentlich in den früher erschienenen Gesängen. Gab ein Lehrer seinen Schülern Anweisung, wie sie die Scholien benutzen sollen: so werden diese es auch in den Privatstudien vermögen, und man hat daher dem Verleger zu danken, dafs er die Ausgabe vervollständigen liefs. Wie bekannt, hat *Müller* aufser dem Eustathius auch die kleineren Scholien bey *Villoison*, den Apollonius excerpirt und die wichtigsten Varianten angegeben, in kurzen Worten aber auf die Parallelstellen, auf neuere Kritiker und Erklärer verwiesen, und auch dadurch das Buch brauchbar gemacht. Dem Text, welcher correct und gut gedruckt ist, liegt die wolfische Recension zum Grunde. Wie der Verleger in einer beyliegenden Anzeige berichtet, erlebte Hr. *Müller* nur den Abdruck der 1 bis 11, der 21 und 22 Rhapsodie, zu dem Übrigen fand sich das Manuscript vor, und der Verleger kaufte es von den Erben. Nur zu dem letzten Gesange war wenig vorgearbeitet, daher Hr. *Hentsch* die Bearbeitung desselben übernahm. Man findet hier dieselbe Manier, und wird, wie über die früheren, so über das letzte Bändchen gleich urtheilen können. Zwecklos würde es seyn, wenn wir im Einzelnen bemerken wollten, dafs da und dort etwas Überflüssiges und Unsicheres hätte wegfallen sollen, oder einzelne Nachweisungen zu weiterer Erklärung hätten führen können. Unsere studirenden Jünglinge mögen auch in dieser Ausgabe recht fleissig den Homer studiren! Hr. *R.* hat am Schlufs eine kurze Erklärung der den Scholiasten eigenthümlichen technischen Ausdrücke und Formeln beygefügt, was zu loben ist. Das Ganze wird nun unter einem allgemeinen Titel: *Homeri Ilias cum excerptis* — — *Müller*, 108 Bogen, zu den billigen Preis von 4 Rthlr. 8 gr., und jede Rhapsodie einzeln verkauft, wobey der Verleger überdiefs 8 gr. Rabat vom Thaler giebt.

X.

LATEINISCHE SPRACHKUNDE.

Breslau, b. Meyer: D. *Friedrich Gedike's lateinische Chrestomathie für die mittleren Classen ins Deutsche übersetzt.* Durchgehends dem Texte des Originals gemäfs verändert und nach der dritten Ausgabe desselben ergänzt, von *G. W. Groke*, Lehrer am Gymnasium zu Elisabeth. 1811. VI u. 464 S. 8. (1 Rthlr.)

Diese von Hn. *G.* neu herausgegebene und überarbeitete Übersetzung ist, wie er versichert, ursprünglich „die Arbeit eines, den Gelehrten Deutschlands von der rühmlichsten Seite bekannten Mannes, dessen blofser Name die beste und geltendste Empfehlung für das Werk selbst seyn würde." Der Fall, dafs gerade ein solcher Mann an eine solche Arbeit geht, schien Rec. nicht gewöhnlich, und auffallend genug lafst Hr. *G.* eine Probe der derben Übersetzungsfehler folgen, die er zu verbessern gefunden. Doch das Buch selbst mufste um Auskunft befragt werden, und da fand denn Rec., dafs in der That kein anderer als Hr. *Jacobs* der ehrenwerthe Übersetzer — freylich nicht des Ganzen, sondern der Auszüge aus dem Vellejus Paterculus ist; die Stücke aus dem älteren Plinius eignet sich mit gleichem Rechte Hr. *Grofse* zu; aus dem Livius schien Hr. *Ostertag*, jedoch wie durch ein Medium zu blicken; alles das unbeschadet der gemachten Veränderungen, die nicht immer Verbesserungen sind. Zu mehreren Nachweisungen dieser Art, die sich muthmafslich würden geben lassen, sind Rec. die bekanntesten gedruckten Hülfsmittel nicht bey der Hand. Wegen des *vulgata in omnem exercitum* Liv. L. 28. c. 27 hat Hr. *G.* gegen *Ostertag* nicht Recht. Es ist nicht von dem Bekanntseyn, sondern der wirklichen Verbreitung der Verschwörung die Rede; der Zusammenhang verlangt diesen Sinn. Hingegen zu L. 30. c. 12: *Syphax dum obequitat hostium turmis, equo graviter icto effusus opprimitur capiturque, et vivus, laetum ante omnes Masinissae praebiturus spectaculum, ad Laelium pertrahitur,* wären *Ostertags* Worte: „— und um vorzüglich dem Mas. einen fröhlichen Anblick zu gewähren, lebendig zum Lälius gebracht," zu berichtigen gewesen, wenn auch nur durch „vorzüglich dem Mas. zur Augenweide." Der Sinn ist so verschieden, als er es in den Sätzen ist: „Mir zur Freude ist der König zurückgekehrt," und: „um mir eine Freude zu machen, ist der König zurückgekehrt." Im Folgenden, wo es heifst, dafs Masinissa den Lälius gebeten: *ut arbitrium, utrius regum duorum fortunae accessio Sophonisba esset, ad Scipionem rejiceret,* übersetzt *O.*: „welcher von beiden Königen der glückliche Besitzer Sophonisba's seyn sollte," und unseres Nachschreibers: „durch den Besitz der S. beglückter werden sollte," ist keine Verbesserung. Der Sinn ist: wem S. als Theilnehmerin seines Schicksals anheimfallen sollte, dem glücklichen Könige oder dem unglücklichen? Gäben auch nicht die Übersetzungen alter Schriftsteller im Durchschnitte so häufig Gelegenheit zu Ausstellungen solcher Art: so ist doch die Dienstbeflissenheit, jungen Leuten (laut der Vorrede) ein Mittel zur Vermehrung ihrer Kenntnifs der lateinischen Sprache auch ohne Mithülfe eines Lehrers zu verschaffen, nirgends verkehrter angebracht, als bey einem zum Behuf des öffentlichen Unterrichts abgefafsten Werke. Über den angeblichen Vortheil, den Schülern die Verdeutschungen als Stoff lateinischer Übersetzungen zu nachmaliger Vergleichung mit der Urschrift vorlegen zu können, bemerkt Rec. nur so viel, dafs er die angegebene Übung mit seinen Schülern unablässig treibt, aber dabey mit fremden Verdeutschungen nach seiner Erfahrung nicht wohl zurechtkommen würde. Der Schulmann kann durch Vergleichung fremder Arbeit mit der eigenen lernen; aber er soll sich die eigene nicht dadurch ersparen.

B. d. S.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Annaberg*, b. Freyer: *Descriptio urbis Annaemontanae, sitae in Misia ad montes Sudetes,* auctore *Matthaeo Behem*, Annaemontano. Recudi curavit *Christianus Leberecht Deumer*, Syndicus civitatis Annaemontanae. 1812. XVI u. 68 S. 8. (6 gr.) Matthäus Behem, aus Annaberg, zuletzt im Jahre 1570 Superintendent zu Weida, schrieb mehrere gröfsere lateinische Gedichte, unter denen das eine den Ursprung und die Merkwürdigkeiten Annabergs beschreibt, und unter dem obigen Titel 1536 zu Wittenberg erschienen ist. Es hat aber wohl nicht grofse Verbreitung gefunden, und gehört daher zu den Seltenheiten. Da es die frühesten Nachrichten über Annaberg enthält: so glaubte Hr. *Deumer* seinen Mitbürgern durch einen erneuten Abdruck zu Willen zu handeln. Und dieser löbliche Eifer wird gewifs anerkannt und die musterhafte Vaterlandsliebe durch den Dank jedes Einzelnen belohnt werden. Hr. *D.* hat die Druckfehler des wittenberger Abdrucks sorgsam verbessert, richtigere Interpunction eingesetzt, doch mit Recht nichts in den prosodischen und grammatischen Fehlern des Vfs. geändert. Freylich beleidigen Fehler, wie *puto quod possint strui* v. 1450, und Vieles gegen die Prosodie; doch wird man hier den historischen Zweck mehr als den poetischen berücksichtigen. Überhaupt aber möchte der Werth des Gedichts, als solches, nicht hoch angesetzt werden können, da bald holprichte Schwerfälligkeit, bald leere Mattheit ermüdet. Um unseren Lesern einen Vorschmack zu geben, mögen hier v. 1267 — 1276 stehen, in denen der Dichter vom Senat, einem der poetischen Behandlung wohl fähigen Gegenstande, also spricht:

Suspiciosa locum nullum tenet ergo simultas,
Quisque, quod eloquitur, pectore sentit idem.
Candor inest animis cunctorum vera fidesque,
Virtutem in magnis quam decet esse viris.
Semina non odii quaerunt scelerata nefandi
Dissidii causas non alimenta fovent.
Et nihil in peius flectunt, quaecunque loquuntur,
Quae faciunt, dextre dictaque facta putant.
Unit et illorum salubris concordia mentes,
Cum cupit hoc unus, comprobat alter idem.

Angehängt ist *de venis metallicis gratiarum actio et precatio Philippi Melanchtonis* und *Catalogus librorum, qui de civitate Annaemontana agunt,* wodurch *Weinarts* Verzeichnifs im Versuch einer Literatur der sächs. Geschichte vielfach ergänzt und den Freunden der vaterländischen Geschichte ein erfreuliches Geschenk gemacht wird.

X.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

BIBLISCHE LITERATUR.

Psalmen-Bearbeitungen.

Wir liefern hier, als Nachtrag zu unserer A. L. Z., mehrere, noch nicht recensirte Bearbeitungen und Übersetzungen der Psalmen.

Padua, b. Bettinelli: *Psalmi Graeci*, cum argumentis et tractatione ad editionem Vindobonensem anni MDCCLVII expressi atque ad usum Graecae literaturae tironum analysi grammatica instructi. 1802. 234 S. 8. (20 gr.)

Wenn auch die alexandrinische Psalmenübersetzung nicht so gut gerathen ist, wie die Version der Sprichwörter Sal. und des Hiobs: so ist sie doch für junge Theologen von äusserster Wichtigkeit. Denn in ihr sind manche merkwürdige Varianten des Originaltextes aufbewahrt, von denen man in den hebräischen Handschriften keine Spur mehr findet; und sie ist vorzüglich geschickt, den jungen Ausleger nicht bloss mit den auch im N. T. herrschenden Eigenthümlichkeiten der hebräischartigen griechischen Sprache, sondern auch mit den Eigenheiten der hebräischen Poësie vertraut zu machen, deren Kenntniss zur richtigen Erklärung der poetischen Stücke des N. T. unentbehrlich ist. Auch verdiente die wiener Ausgabe von 1757 bey diesem Abdrucke gebraucht zu werden! Denn auch ihre von dem breitingerischen Texte abweichenden Lesarten sind von Belang. Z. B. die Ps. 17, 14 auch in der complut. und aldin. Ausgabe befindliche Lesart ἀπὸ ὀλίγων, welche schon Augustinus in einer griechischen Handschrift fand, auch Theodoretus aufbewahrt, und die Vulg. übersetzt hat. So ist auch Ps. 18, 24 das zweyte Mal ἀνταποδώσει richtig weggelassen worden. Ps. 20, 8 hat diese Ausgabe ἐπικαλεσόμεθα, wie die Vulg. *invocabimus*, welches man auch beym Theodoretus und in mehreren griechischen Handschriften findet. Ps. 21, 11 fängt das zweyte Hemistichium mit καὶ statt ἦν an. Ps. 22, 25 kömmt παρώχθισε statt des gewöhnlicheren προσώχθισε vor; Ps. 23, 2 aber ἐνέτρεψε. Ps. 37, 28 steht die richtigere Lesart des Theodoretus, der alexandrinischen und anderer Handschriften, auch der Vulg. ἄνομοι im Text. Ps. 46, 6 findet man hier τῷ πρὸς πρωΐ πρωΐ. In den Hexaplis fehlt πρὸς, und Theodoretus liest τὸ πρωὶ πρωΐ, die Vulg. hat *mane diluculo*. Ps. 98, 9 lässt diese Ausgabe den aus dem 13 V. des 96 Ps. entlehnten Zusatz, ὅτι ἔρχεται, nach ἀπὸ προσώπου κυρίου so, wie die Vulg. weg. Man stösst zwar hin und wieder auf mehrere Abweichungen, die aber grösstentheils Druckfehler zu seyn scheinen. Z. B. das Ps. 2, 8 nach κατάσχεσιν fehlende σου, das Ps. 6, 11 das zweyte Mal weggelassene σφόδρα, das Ps. 7, 4 nach τοῦτο von ὁ Θεός verschobene μου, das Ps. 8, 1 nach κύριε herausgefallene ὁ, das Ps. 10, 5 nach προσώπου ganz unschicklich stehende σου, und das V. 9 einmal herausgefallene ἁρπάσαι πτωχὸν, das Ps. 18, 13 nach τηλαυγήσεως vermisste ἐνώπιον, das Ps. 19, 11 mit ὑπὲρ vertauschte ἐπὶ und das Ps. 22, 2 weggelassene καὶ νυκτὸς. Auch andere offenbare Druckfehler beweisen, dass diesem Abdruck die gehörige Correctheit fehlt. Ps. 9, 6 steht φ statt ψ in ἐξήλειφας. Ps. 11, 3 fehlt ε vor 'νετειναν. S. 20 Z. 8 steht η für ε in βηβηλόω; und die Accente sind oft falsch gesetzt. Z. B. in ὀρφάνω, ταπείνω, in προσέκυνησαν, wo der Setzer den Acutum über die vierte Sylbe vor dem Ende gesetzt hat, wie die Neugriechen bisweilen thun. Indem der Herausgeber alle in der alexandrinischen Übersetzung befindlichen Überschriften und das am Ende vieler Strophen angehängte διάψαλμα, auch Ps. 9, 16 ᾠδὴ διαψάλματος weglässt: so bedient er sich einer nicht zu entschuldigenden Freyheit. Das vor jedem Ps. stehende *argumentum* und die *tractatio*, in welcher der Inhalt eines jeden Gesanges angegeben wird, scheint auch aus der wiener Ausgabe entlehnt zu seyn; und diese Inhaltsanzeige enthält manchen nicht zu verachtenden Wink zum richtigen Verstande der Psalmen. Nach dieser ist z. B. der 68 Ps. bey Fortschaffung der Bundeslade nach Jerusalem gesungen worden. Indessen scheint der Vf. dieser Angaben, wer er auch seyn mag, nicht nach einerley Plane gearbeitet zu haben. Sonst würde er nicht bloss den 76 Psalm, vermuthlich wegen der Überschrift der LXX, sondern auch den 46 als Danklied wegen der wunderbaren Befreyung Jerusalems von der Belagerung der Assyrer ansehn, da der zuletzt erwähnte Psalm, welchen er für ein Trostlied im Exil erklärt, noch unverkennbarere Andeutungen jener Begebenheiten enthält. Auch in Ansehung der messianischen Psalmen befolgt er nicht eben dieselben Grundsätze. Denn den 2 und 22 Psalm erklärt er geradezu für messianische, weil sie im N. T. auf Christum gedeutet werden. Den Inhalt des 16 Psalm hingegen giebt er folgendermassen an: *Describitur felicitas eorum, qui deum colunt verae religionis exercitiis ac praesertim et specialius, qui addicti sunt perpetuo cultui religionis, uti sacerdotes et Levitae*, obgleich Act. 13, 35 nicht bloss eine Stelle dieses Psalms auf Christum gedeutet, sondern auch V. 36 und 37 bewiesen wird, dass er nur auf ihn passe. Den 45 Psalm deutet er

zwar eigentlich auf Salomons Vermählung mit einer ägyptischen Prinzessin und den 110 Psalm auf David, versteht aber jenen in erhabenem Sinne von dem Verhältnisse der Kirche gegen den Messias, und diesen vom Reiche Christi, so wenig sich auch eine solche doppelte Erklärung mit richtigen Grundsätzen der Auslegungskunst verträgt. Nicht bloss aus diesem Grunde, sondern auch weil diese Inhaltsanzeigen bald zu weitschweifig, wie beym 7 und 29 Ps., bald zu kurz, wie beym 120 — 131 und anderen Ps., gefasst sind, hätte der Herausgeber sie umändern sollen. Dann würden hoffentlich auch die unlateinischen Constructionen, Wörter und Redensarten weggefallen seyn, auf die man hin und wieder stösst, z. B. *agnoscere pro rege, effecta, insuperabilitas, precatio in pusallanimitate, vir sanguinum, exilia perpessa; dicit, quid inimici de illo sentiant, erigit pusillanimes a speciali dei providentia, de manibus hostium.* Die hinter jedem Psalm folgende *analysis grammatica* ist ohne Zweifel eine Zugabe, mit welcher der Herausgeber dieses Werkchen ausstattete, um es den Anfängern im Griechischen, denen er es bestimmte, brauchbarer zu machen. In dieser Analyse ist beynahe Alles auf die Etymologie der Wörter abgesehen, z. B. πορεύομαι, th. πείρω, *transeo*; ἀσεβής, έος, ὁ, ἡ, ἀ et σέβω, *colo*; ἁμαρτωλὸς, οῦ, ὁ, ἡ, th. ἁμαρτάνω, *pecco*; λοιμὸς, οῦ, ὁ, *pestis*; νόμος, th. νέμω, *divido*, u. s. w. Aber hätte nicht bey ἁμαρτάνω auch die alte Form ἀμάρτω, und die eigentliche Bedeutung, *aberro a scopo*, bey λοιμὸς aber auch die im 1 Ps. erfoderliche Bedeutung, *funestus*, *pernitiosus*, und bey νόμος auch die erste Bedeutung *distributio*, dann *constitutio*, *lex*, angegeben werden sollen, um den jungen Griechen den Zusammenhang zwischen der Bedeutung des abgeleiteten und des Stamm-Wortes einleuchtend zu machen? Um aber auch die Abstammung augenscheinlicher darzustellen, hätte nicht, wie oft geschehen ist, bloss das entfernteste, sondern auch das nächste Stammwort sollen angegeben werden, z. B. Ps. 5, 7 bey βδελύσσομαι, nicht bloss βδέω, *pedo*, sondern auch βδέλος, *foetor*, Ps. 13, 1, bey φωτίζω nicht nur φάω, sondern auch φῶς. Zuweilen wird weder das entfernteste, noch das nächste Stammwort angezeigt, wie Ps. 10, 5, wo bey βεβηλόω bloss βηλὸς, *limen*, steht; hier hätte βέβηλος, *ein Ort, zu welchem der Zugang frey steht, der also einem geweihten Orte entgegengesetzt ist*, nebst seiner Ableitung von βάω hinzugesetzt werden sollen. Ps. 5, 6 steht bey πονηρευόμενος zwar πονηρὸς, *malus*, und πένομαι, *facio*. Allein πονηρὸς kommt von πόνος, welches, von πένομαι abgeleitet, 1) *Arbeit*, 2) *Mühseligkeit* bedeutet, und zeigt folglich Einen an, *der Anderen Noth macht*. Die grammatikalischen Formen werden nur dann angezeigt, wenn sie, aus einem Dialekte entlehnt, etwas Besonderes haben. Auch werden bisweilen grammatikalische Regeln ins Gedächtniss zurückgerufen. Z. B. S. 11 am Ende: *Nominativus plur. praecipue gen. neutr. verbum in sing. regit.* Noch nöthiger wäre es gewesen, Ps. 9, 16 die den Griechen eigene Construction ἐν διαφθορᾷ, ᾗ ἐποίησαν, statt ἐκείνῃ, ἣν, zu bemerken. Auch würde eine Erinnerung an die eigentliche Bedeutung des *Medii* manche abgeleitete Bedeutung begreiflicher gemacht haben. Z. B. Ps. 2, 11, wo ἀγαλλάσθαι richtig von ἀγάλλω, *orno*, abgeleitet wird, fällt die Verwandtschaft beider Bedeutungen erst dann in die Augen, wenn man bedenkt, dass ἀγάλλομαι, im Medio, *ich ziere* oder *brüste mich, bin stolz und froh über etwas*, heisst. Dass, wie bey Ps. 4, 3 gesagt wird, hier ἕως poetisch für ὡς stehe, ist nicht richtig, denn nur selten heisst ὡς *bis*. Ps. 9, 7 wird μερὶς von μαίρω abgeleitet. Aber da dieses *ich leuchte* bedeutet, und der Herausgeber *divido* dazu setzt: so ist diess wohl ein Druckfehler, und soll vielleicht μερίζω heissen. Freylich ist es nicht genug, einen griechisch lernenden Jüngling mit den grammatikalischen Formen und der Etymologie der Wörter bekannt zu machen; zu dem Eigenthümlichen dieser Sprache wird mehr erfodert. Darum hätte der Herausgeber, wenn er ein Werkchen zur Erlernung der griechischen Sprache liefern wollte, kein Stück aus der alexandrinischen Version wählen sollen, am wenigsten die Ps., die nicht einmal am besten übersetzt sind. Wie ungriechisch ist nicht z. B. Ps. 12, 3 die Redensart χείλη δόλια ἐν καρδίᾳ καὶ καρδίᾳ ἐλάλησαν, ein Hebraismus, den schon Symmachus besser durch ἐν καρδίᾳ ἄλλῃ καὶ ἄλλῃ, *duplici corde*, ausgedrückt hat. Wie fremd ist einem Griechen die Ps. 16, 3 gebrauchte Construction: τοῖς ἁγίοις etc. *Was die Heiligen in seinem Lande anbelangt: so hat er ein bewunderungswürdiges Wohlgefallen an ihnen.* Auch θέλημα hier, Ps. 1, 2 und an mehreren Orten in diesem Verstande ist eben so ungriechisch, als Ps. 10 ἰδεῖν διαφθοράν, *Verwesung leiden.* Und welchem Griechen kann es einfallen, dass Ps. 21, 10 εἰς καιρὸν τοῦ προσώπου σου, *zur Zeit, wenn du zornig sie anblickst*, bedeute? Dessenungeachtet hat der Herausgeber seinen Lehrling im Griechischen auf das Hebräischartige in diesen Redensarten nicht einmal aufmerksam gemacht. Er hätte vielmehr dieses Werkchen für künftige Ausleger des N. T. bestimmen, und vorzüglich auf die in dieser Psalmenübersetzung herrschenden Hebraismen, auf das Eigenthümliche der hebräischen Poesie und auf die Abweichungen vom hebräischen Original in seinen Anmerkungen Rücksicht nehmen sollen: dann würde er sich um die jungen Theologen ein grösseres Verdienst erworben haben.

M. H. P.

Leipzig, b. Sommer: *Psalmen.* I Th. 1803. 183 S. II Th. 1803. 195 S. 8.

Da der zweyte Theil, wie auch durch einen besonderen Titel angezeigt wird, *biblische Psalmen* und zwar die 3 ersten Bücher von Ps. 1 — 89 enthält: so glaubt Rec. von diesem zuerst reden zu müssen. Es sind eigentliche Übersetzungen der Psalmen in gewöhnlichen Sylbenmassen ohne Reime. Der Vf., der sich nicht genannt hat, scheint aber mit der hebräischen Sprache nicht recht bekannt zu seyn. Dieses Gedankens kann man sich kaum erwehren, wenn man bemerkt, dass er בּוֹשׁ fast immer durch *Schande* und

Spott ausdrückt, wie Pf. 25, 29: *Nie treffe Schande mich und Spott.* Denn jeder Kenner der Originalfprache weifs, dafs durch diefes Verbum blofs die *getäufchte Hoffnung* ausgedrückt wird. Da weder dem erften, noch dem zweyten Theile eine Vorrede vorausgefchickt wird: fo ift die eigentliche Beftimmung diefes Werkes fchwer zu errathen. Allein wenn die erwähnte Spur der Unbekanntfchaft mit der hebräifchen Sprache, zu der fich noch mehrere auffinden laffen, nicht ganz trüglich ift: fo läfst fich daraus, und aus dem Beftreben, diefe Lieder in eine wirklich poetifche Sprache überzutragen, der Schlufs ziehen, die Abficht des Vfs. könne wohl keine andere gewefen feyn, als: dem deutfchen Publicum durch Benutzung der beften Überfetzer eine treue, gefchmackvolle poetifche Überfetzung der Pfalmen zu liefern, eine Abficht, die in der That rühmlich und verdienftlich ift. Welcher Freund der Bibel follte nicht wünfchen, dafs auf diefe Art die unter dem gebildeten Theile unferer Nation ziemlich erkaltete Liebe zur Lectüre eines wichtigen Theiles des A. T. wieder etwas erwärmt werden möchte? Aber wenn es auch dem Vf. nicht gelungen feyn follte, diefs hohe Ziel ganz zu erreichen: fo mufs man doch fchon fein Beftreben, fich ihm zu nähern, mit Dank anerkennen; und Rec. glaubt, dafs diefe Arbeit bey der erwähnten Claffe von Lefern eine gute Wirkung hervorbringen könne. Um das Publicum in den Stand zu fetzen, hierüber felbft zu urtheilen, fetzen wir den 3 Pf. hieher:

Ach, Gott, wie ift der Feinde Heer
So grofs, wie zahllos find
Die Gegner, welche rufen: Ihm
Ift Gottes Hülfe fern!
Du aber bift mein Schild und Sieg,
Du hebft mein Haupt empor;
Antworteft, wenn ich rufe, mir
Von deiner heil'gen Höh.
Ich lag und fchlief, erwacht', um mich
War Gott und Gottes Schutz:
Nun fürcht' ich nicht zu Taufenden
Von allen Seiten her.
Erfteh, o Gott, und rette mich!
Du fchlugft der Feinde Macht,
Und bändigteft die Wüthenden.
Sey gnädig deinem Volk!

Diefe Überfetzung würde noch mehr Eindruck machen, wenn ftatt der allgemeinen Überfchrift: *Die gewiffe Hülfe*, dergleichen der Vf. über alle Pfalmen fetzt, hier angemerkt worden wäre, was felbft im Hebräifchen fteht, dafs diefes Lied auf Davids Flucht vor feinem Sohne Abfalom gedichtet fey. Wer fich an die grofse Gefahr, in welcher fich damals der König befand, lebhaft erinnert, wird die Klagen deffelben nicht übertrieben, den Muth und die Unerfchrockenheit aber, zu welcher fich nach und nach fein Herz erhebt, und das unerfchütterte Vertrauen, mit welchem diefes Lied fich fchliefst, der gröfsten Bewunderung würdig finden. In Anfehung der Treue im Überfetzen wird man hier wenig vermiffen. Statt *Gegner* wäre *Empörer*, ftatt *Sieg* aber *Ehrenretter* dem Hebräifchen angemeffener. Für *zu Taufenden* follte *Myriaden Volks*, welches viel ftärker ift, und vor der letzten Zeile *der Sieg kommt von dem Ewigen* gefetzt werden, ein Satz, der diefem Liede fo wefentlich ift, dafs er nicht hätte follen weggelaffen werden. Die beiden Zeilen: *Du fchlugft der Feinde Macht, und bändigteft die Wüthenden*, find zu frey, weil fie zwar den Sinn ausdrücken, aber nicht auch zugleich das Bild, das der Dichter von wüthenden Raubthieren entlehnte, denen man das Kinn nebft den fcharfen Zähnen zerfchmettern mufs, wenn man fie bändigen will. Rec. glaubt nun wohl, dafs fich der Vf. die erwähnte Freyheit genommen habe, weil er fürchtete, diefs orientalifche Bild möchte den Deutfchen anftöfsig feyn. Da man aber doch von einem Überfetzer nicht verlangt, dafs er die alten Gedichte modernifiren foll: fo würde wohl auch ein deutfches Ohr folgende treuere Überfetzung ertragen können: *Auf, Herr, errette mich, mein Gott, Der meinen Feinden oft Das Kinn zerfchlug, dem Frevler Den Zahn zerfchmetterte.* Die beiden noch fehlenden Sätze würde der Überfetzer leicht in zwey Verfen haben anhängen können. Denn hätte er fie zu einer Strophe ausgedehnt: fo hätte er fie ohne Noth gefchwächt, da man von einem Überfetzer hebräifcher Lieder, die gröfstentheils aus ungleichen Strophen beftehen, durchgängig gleiche Strophen zu verlangen, gar nicht berechtigt ift. Allein die einzelnen Zeilen hätten, wie im Original, gröfstentheils einen ganzen Satz faffen follen. Diefs findet man aber fo vernachläffigt, dafs fich fo gar manche Verfe mit *die*, *in*, *wie*, *als* u. f. w. fchliefsen, eine Freyheit, die fich Pindar nicht einmal fo häufig genommen hat, als man gemeiniglich glaubt. Auch eine andere Eigenthümlichkeit hebräifcher Gedichte ift in diefen Überfetzungen nicht felten verloren gegangen; nämlich der Parallelismus der Sätze. Es wird zureichend feyn, blofs aus dem Pf. 2 die Zeilen herzufetzen, die dadurch einen grofsen Theil ihrer Concinnität verloren haben. V. 2 ift fo überfetzt: *Im Rathe wider Gott und Gottes Gefalbten Erheben fich Herrfcher und Fürft.* Im Originale aber lautet er fo: *Es treten zufammen die Erdenkönige, Und die Herrfcher berathen fich alle Wider Jehoven und feinen Gefalbten.* V. 4 und 5 ift fo zufammengezogen: *Der Herr des Himmels lacht und fpottet ihrer, Sprechen wird er zu ihnen im Zorn.* Nach dem Hebräifchen follte es heifsen: *Der im Himmel thronet, lacht, Der Herr fpottet ihrer; Einft ruft er im Zorn ihnen zu, Im Grimme fchrecket er fie.* V. 10 giebt der Vf. fo: *Ihr Fürften, ihr Herrfcher, werdet weife.* Im Original aber fteht: *Nun wohlan! ihr Könige, werdet weife; lafst euch unterweifen, ihr Herrfcher der Erde.* V. 11 hat die Überfetzung: *Dienet Gott mit Zittern*; die Urfchrift: *Voll Ehrfurcht dienet Jehoven, Mit Zittern jauchzet ihn.* Faft mufs man vermuthen, dafs fich der Überfetzer mit Vorfatz auch diefe Abweichungen erlaubt habe, weil er glaubte, folche Wiederholungen klängen dem Deutfchen zu fremd. Hat er doch auch Pf. 22, 17 dem verwöhnten Ohre feiner Landsleute zu gefallen *die wilden Hunde* weggelaffen, und blofs die *Freveler* erwähnt. Heifst diefs aber nicht in Über-

fetzungen aher Gedichte auf Koften der Treue die Delicateffe zu weit treiben?

Die Verftändlichkeit mancher Pf., z. B. Pf. 2. 24 u. f. w., würde der Vf. nicht wenig befördert haben, wenn er die fingenden Perfonen bemerkt hätte, wie fchon *Michaelis*, vorzüglich aber *Müntinghe*, *Kühnöl* und *Nachtigall* gethan haben. Dann würde feinen Lefern Manches deutlich feyn, was fie nun verwirren mufs. Wenn fie nach Pf. 9, 13: *Er denkt des vergoffenen Blutes, Er hört der Armen Schreyn*, folgende Worte hören: *Erbarm, o Herr, dich meiner, mich umringt der Feinde Heer*, ohne daran erinnert zu werden, dafs hier ein anderes Chor das Gebet, das Gott erhört hat, wiederholt: fo müffen fie glauben, der Überfetzer habe hier eine ganz fremde Stelle eingerückt.

Der 1 Theil hat zwar auch die Überfchrift: *Pfalmen*, enthält aber eigene Gedichte des ungenannten Vfs., in welchen viele Gedanken der Pfalmen benutzt worden find. Er theilt fie in drey Bücher ein, und hat jedem Buche 40 Lieder angewiefen. Das Lied: *Um Beruhigung*, S. 24, mag hier als Probe ftehn:

> Herr, neige gnädig mir dein Ohr,
> Denn flehen will ich, Gott, zu dir.
> Laut ruf' ich, Herr, antworte du,
> Gott Tröfter, meinem Schreyn.
> Du hebft die Reu des Sünders. Sieh,
> Hier ift ein Herz, das Reue fühlt;
> Nach deiner Gnade, wie das Land,
> Ifts dürr, nach Regen feufzt.
> Du bift ein Gott, der Sünde nicht
> Zurechnet dem, der ihr entfagt;
> Sein Leben dir, und deinem Sohn,
> Aufs neu und ernftlich weiht.
> Diefs fey, Gott Tröfter, diefs mein Troft,
> Diefs meine Freud' und Wonn' allein,
> Wenn meiner Seele Troft gebricht
> Und Jammer fie erfüllt.

Dafs Lieder eines fo allgemeinen Inhaltes nicht das Feuer der biblifchen, auf befondere Gelegenheiten gedichteten Pfalmen haben können, auch blofse Nachahmungen nicht leicht das Original erreichen werden, verfteht fich von felbft. Doch das darf Rec. wohl nicht mit Stillfchweigen übergehen, dafs diefe Pfalmen fo, wie viele Pfalmen Davids, auch einem Meifter in der Tonkunft, nämlich Hn. *Joh. Georg Tromlitz*, Tonkünftler und Flötenifien zu Leipzig, gewidmet worden find. Wir zweifeln nicht, dafs diefer manche diefer Lieder fingbar gefunden, in manchen aber das für anftöfsig gehalten haben wird, was fchon oben von den biblifchen Pfalmen bemerkt worden ift. Denn auch in diefen endigt fich manche Zeile, wie S. 33, auf *in*; manche, wie S. 34, mit *und*; manche, wie S. 42, mit dem Artikel. Manche fchliefst fich mit einem Adjectiv, wie S. 60, wo das dazu gehörige Subftantiv erft in der folgenden Zeile nachgefchleppt wird. Ja bisweilen, wie S. 25, geht der Sinn aus einer Strophe in die andere über. Wie unangenehm diefs in einem zum Gefange beftimmten Liede fey, fühlte fchon Gellert fehr wohl. Das Sylbenmafs ift gröfstentheils fehr fliefsend. Nur felten laufen folche

⏑ —

Zeilen mitunter: *Dem Spotte nicht Preis giebft*, S. 29,

⏑ —

und: *Eindringft mit ihrem Grauen*, S. 58. Einige zu gefuchte Zufammenfetzungen find auch nach dem Gefühl des Rec. in diefen Liedern anftöfsig: *Uns Sündennachtumfangene* und *uns Furchtbefeffene*. S. 17. *Mein Herzgebet* S. 37 klingt noch fremder. Der Apoftroph vor einem Mitlauter in *Aug'* S. 41 und *all'* S. 83 ift auch, zumal am Ende des Verfes, ziemlich hart. Doch dadurch hören diefe Lieder nicht auf, erbaulich zu feyn. Auch wird hoffentlich der Mangel des Reims die Erbauung gebildeter Lefer nicht ftören.

M. H. P.

(*Die Fortfetzung folgt im nächften Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

HOMILETIK. *Salzburg*, b. Mayr: *Über den mündlichen Vortrag des Redners, mit erläuternden Beyfpielen.* Zur Beförderung der geiftlichen Beredfamkeit, von *Georg Pureberl*. Zweyte vermehrte und verbefferte Auflage. 1810. 200 S. 8. (12 gr.) Das Buch befteht aus drey Theilen: im erften Theile ift von der Declamation, im zweyten von der Action die Rede: der dritte enthält eine Predigt, mit der nöthigen Betonung und Action bezeichnet, zur Übung. Der Vf. kennt die beften Schriften über feinen Gegenftand, aber wie es fcheint, nur bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts, und hat fie auf eine verftändige Weife benutzt. Mehr als das Gewöhnliche findet man nicht: das Hauptverdienft des Buchs befteht in der Kürze und in den meiftentheils gut gewählten Beyfpielen. Übrigens wird auch der Unterricht diefes Buchs, fo wie aller Bücher der Art, ohne hinzutretende mündliche Hülfe, immer mangelhaft und unverftändlich bleiben. Was der Vf. im zweyten Capitel des erften Theils „*Gefchichte der Declamation und Action*" nennt, find magere Notizen über einige alte berühmte Redner und ein paar Gemeinplätze, aber nichts weniger als Gefchichte. Auch fehlt es nicht an Unrichtigkeiten. „Es gab fogar Leute, deren eigenes Studium es war, Dichter gut zu lefen. Ariftoteles erzählt uns von einem folchen Vorlefer (*Rhapfo*)? — Der Abfchnitt über die Action kann fchon feiner Natur nach deutlicher feyn, und ift es auch hier. Die Regeln find ziemlich beftimmt, doch wird man bey der Anwendung immer auch den guten Kopf von dem mittelmäfsigen unterfcheiden. Es ift defswegen auch nicht wahr, was man gewöhnlich vorbringt: *Poeta nafcitur, orator fit.* Der Redner mufs eben fo gut geboren feyn, als der Dichter. Der Redner kann zwar Vieles durch die Kunft erfetzen, aber nicht die Natur.

C.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

BIBLISCHE LITERATUR.

Pfalmen-Bearbeitungen.

Stendal, b. Franzen u. Grofse: *Kritik aller meffianifchen Pfalmen* von *Johann Heinrich Schultze*, Prediger zu Sahms im Herzogthum Lauenburg. 1802. 183 S. 8. (12 gr.)

Eine exegetifch-hiftorifche Kritik der Pfalmen, die man gewöhnlich theils ganz theils einzelnen Stellen nach auf den Meffias gedeutet hat, ift, wenn fie mit Gründlichkeit und Unbefangenheit angeftellt wird, allerdings ein lobenswerthes fchriftftellerifches Unternehmen. Zwar ift fowohl in denjenigen Werken, in welchen fämmtliche oder der vorzüglichere Theil der Pfalmen bearbeitet worden, als in denen, welche fich über alle fogenannten Weiffagungen des A. T. verbreiten, jene Kritik fchon berückfichtigt worden: dennoch aber wird manchen Individuen im theologifchen Publicum eine Schrift, welche ausfchliefslich die für meffianifch gehaltenen Pfalmen behandelt, willkommen feyn; auch haben der Natur der Sache nach Monographieen gewöhnlich manche Vorzüge vor Werken von einem allgemeineren Umfange. Da nun Hr. *S.* in der — fchon im J. 1800 gefchriebenen — Vorrede verfichert, dafs feine Schrift die Frucht eines vieljährigen Fleifses fey, und dafs er darin zwar die Arbeiten feiner Vorgänger benutzt habe, aber doch auch feinen eigenen Weg gegangen fey: fo verdient diefelbe um fo mehr Aufmerkfamkeit. Rec. kann auch dem Vf. das Zeugnifs nicht verfagen, dafs er recht gründliche Kenntniffe in der biblifchen Exegefe und Kritik befitze, und eine ungemeine Freymüthigkeit zeige. Die letzte erhellt dadurch deutlich genug, dafs er durchaus keinen einzigen Pfalm für wirklich meffianifch anerkennt. Zu bedauern ift es aber, dafs er von manchen neueren fchätzbaren Arbeiten über die Pfalmen, feiner vorher von uns ausgehobenen Verficherung ungeachtet, keinen Gebrauch gemacht hat. Er fcheint unter den neueren Erklärern vorzüglich nur *Michaelis*, *Dathe*, *Knapp* und *Haffe* zu Rathe gezogen; dagegen aber die Arbeiten von *Paulus*, *Hensler* und *Jacobi*, ingleichen die *eckermannfchen* Beyträge, einzelne kleinere Schriften und in theolog. Journalen zerftreute Abhandlungen zu gefchweigen, ganz überfehen zu haben. Hätten ihm fämmtliche Hülfsmittel zu Gebote geftanden: fo würde er wahrfcheinlich an manchen Stellen, wo er etwas Neues vorgetragen zu haben glaubt, diefs nicht behauptet, hin und wieder auch anderen Erklärungen den Vorzug gegeben oder fich auf eine fchärfere Beweisführung eingelaffen haben. In der Vorrede fucht Hr. *S.* die Fragen zu beantworten: „Giebt es denn gar keine Weiffagungen im A. T.? Woran kann man fie untrüglich erkennen? Wo foll man fie fuchen? (Diefe dritte Frage liegt fchon in der erften; wenigftens hätte die Beantwortung derfelben mit der der erften verbunden werden können.) Kann die göttliche Sendung Jefu ohne fie beftehen?" — Allein hier entdeckt man den Mangel einer genügenden Bekanntfchaft mit den Vorarbeiten anderer Schriftfteller am mehrften; auch hätte man wohl erwarten können, dafs der Vf., ftatt jene Fragen kurz in der Vorrede abzufertigen, fie in Einer oder mehreren befonderen Abhandlungen zum Gegenftande einer ausführlicheren Unterfuchung gemacht hätte. Manches würde er auch fchon weit gründlicher dargeftellt und genauer beftimmt haben, wenn er nur die fchätzbare *zieglerfche* Abhandlung „über Beweife fürs Chriftenthum und über Urfprung (und Fortbildung) der Ideen vom Meffias" (im 1 St. des erften Bandes des *henkefchen* Magazins), nebft Hn. D. *Ammon's* Entwurf einer Chriftologie des A. T. (Erlangen 1794) zu Rathe gezogen hätte. Indefs auch hievon abgefehen, laffen fich Erinnerungen gegen einzelne Äufserungen in der Vorrede machen. S. 19 z. B. fagt der Vf.: „Auch in den Pfalmen darf man keine Weiffagungen fuchen, *denn* fie fallen in das goldene Zeitalter der Nation, in die Periode der Könige, Saul, David und Salomo." Rec. glaubt, dafs der Satz: „In den Pfalmen find keine meffianifchen Weiffagungen," auf anderen — auch zum Theil vom Vf. felbft nachher bey den einzelnen Pfalmen ausgeführten oder angedeuteten — Gründen beruhen mufs. Denn es läfst fich nicht beweifen, dafs gar keine fpäteren Stücke aus den Zeiten des getrennten und gefunkenen hebr. Staats darunter wären; es ift vielmehr das Gegentheil wahrfcheinlich. — Die einzelnen, vom Vf. exegetifch behandelten Pfalmen find: der 2, 8, 16, 22, 40, 45, 69, 72 und 110. Diefe find von S. 27 — 46 metrifch, in abwechfelnden Jamben und Trochäen, im Ganzen ziemlich treu und im poetifchen Geifte des Originals überfetzt; das Metrum aber ift nicht immer rein, und einige harte Hiatus und Elifionen kommen auch vor. Von S. 49 bis zu Ende folgen die Anmerkungen, in welchen die Abficht und Gedankenfolge des Dichters entwickelt, und die einzelnen Züge in den poetifchen Schilderungen recht gut aufgefafst und mit Gefchmack erläutert,

aufserdem aber philologifche und kritifche Erörterungen beygebracht find. Dafs hier Manches vorkommt, das man fchon bey den Vorgängern des Vfs. antrifft, ift nicht zu verwundern, zumal da er felbft in der Vorrede bemerkt, dafs er die Anmerkungen mit befonderer Rückficht auf junge Freunde der biblifchen Philologie und Exegefe gefchrieben habe. — Wir fügen jetzt über einige Stellen unfere Erinnerungen hinzu. Beym 2 *Pfalm* bemerkt Hr. *S.*, der im 6 V. vorkommende Name *Zion* fey ein Beweis, dafs das Lied in die Periode Davids falle, „in eine Periode alfo, wo die Idee vom Meffias noch nicht war." Allein die Erwähnung Zions kann durchaus kein Hindernifs feyn, das Lied auf einen fpäteren judäifchen König zu beziehen, z. B. auf Ufiah, der eben fo wie David feine Herrfchaft über benachbarte Völker auszudehnen fuchte. Befondere Gründe, welche für Ufiah oder einen anderen fpäteren König mehr entfchieden als für David, find freylich nicht vorhanden; allein jene Behauptung ift doch auch grundlos. Wir würden daher das Zeitalter des Liedes, als nicht mit Gewifsheit beftimmbar, dahin geftellt feyn laffen, und der den Pf. für meffianifch nehmenden Dogmatik vorzüglich aus dem vom Vf. nicht berührten Grunde widerfprechen, dafs die Ausdrücke des Dichters blofs auf eine politifche, und zwar harte, barbarifche Herrfchaft, nicht aber auf eine geiftige und religiöfe, gehen können. V. 7 des 2 Pf. überfetzt Hr. *S.* die Worte: אספרה אל־חק nach *Dathe*: „Ich will erzählen, *wie es ift*"; vermuthlich fühlte er felbft das Matte in diefer Erklärung: denn in der Anmerkung fagt er, dafs er lieber dem Alexandriner, welcher διαγγέλλων τὸ πρόσταγμα τοῦ κυρίου überfetzt, folgen, und מספר anftatt אספרה lefen, hinter חק aber יהוה einfchieben wolle. Allein zu der Änderung des Verbi liegt in der Überfetzung des Alexandriners (auch angenommen, dafs diefe nicht etwa felbft verdorben ift,) kein hinreichender Grund; denn er konnte auch die maforethifche Lesart willkührlich durch das Particip ausgedrückt haben. Die folgenden Worte des Alexandr. τὸ πρόσταγμα τοῦ κυρίου aber möchten wir uns anders als der Vf. erklären. Bekanntlich hat die Partikel אֶל vor חק immer Schwierigkeiten gemacht; denn die Stelle Pf. LXIX, 27 beweift nichts für die Conftruction des Verbi ספר mit אֶל, weil da die Lesart ungewifs ift. Könnte alfo wohl nicht der Alexandr. folgendermafsen gelefen und der Dichter wirklich gefchrieben haben:

אספרה חק־אֱל
יהוה אָמר אלי

Wie fehr leicht Verfetzungen in den alten Handfchriften entftanden find, ift bekannt genug. Die vom Vf. angenommene Verdoppelung des W. יהוה ift in diefem Context weit weniger wahrfcheinlich. Aquila und Theodotion, die hier den Genitiv ἰσχυροῦ haben, fprechen gleichfalls für חק־אֵל. — V. 9 ift Hn. *S's.* Überfetzung: „Zerfchmettern magft du fie mit deinem *Eiferftab*," fehr anftöfsig. Warum nicht lieber: „Mit eifernem Regentenftabe wirft du fie zerfchmettern"? In der Anmerkung hätte, da der Vf. zuweilen bey anderen Stellen homerifche Ausdrücke zur Erläuterung anwendet, erwähnt werden können, dafs auch im Homer, z. B. Ilias VII, 141. 43. 44, Regenten und Heerführern eine σιδηρείη κορύνη beygelegt wird. — Den 45 *Pfalm* nimmt Hr. *S.* mit anderen Auslegern für den Glückwunfch eines uns unbekannten Dichters bey *Salomo's* Vermählung mit einer ausländifchen, wahrfcheinlich ägyptifchen Königstochter; allein warum will man den befungenen König genau beftimmen, da es doch an entfcheidenden Gründen völlig fehlt? Die Darftellung des Königs als eines Helden, deffen gefchärfte Pfeile ins Herz feiner Feinde dringen (V. 6), pafst gar nicht recht auf den unkriegerifchen Salomo; was auch der Vf. dagegen einwenden mag. V. 3 überfetzt er: „Schönfter unter Adam's Söhnen, | Huld ift ausgegoffen | Über deine Lippen, | Drum ift dir felbft die Gottheit hold," und nimmt diefs in der Anmerkung mit Recht nicht als Lob der Beredfamkeit, fondern als Lob der Schönheit überhaupt; es hätte aber dabey der ähnliche homerifche Ausdruck Odyff. II, 12 verglichen werden können, wo es vom Telemachos heifst: Θεσπεσίην δ' ἄρα τῷγε χάριν κατέχευεν Ἀθήνη, und zur Erläuterung der in der letzten Strophe liegenden Idee kann auch die Stelle in der Ilias XX, 232 — 235 dienen. V. 7 nimmt Hr. *S.* אלהים als Vocativ und als Benennung des königlichen Bräutigams; er überfetzt: „Dein Thron, *Beherrfcher*, ift ein immer ewiger, | Ein grades Scepter ift das Scepter deines Reichs," und in der Anmerkung fagt er, diefe Erklärung fey aus der Zufammenftellung der beiden אלהים im folgenden Verfe fonnenklar. Allein Rec. möchte aus der Zufammenftellung אלהים אלהיך gerade das Gegentheil fchliefsen; denn wie hart ift es, wenn hier das erfte Wort den König und das zweyte die Gottheit bezeichnen foll! Der Vf. fügt noch die feltfame Frage hinzu: „Wie follte der Dichter in einer Anrede an den König, auf einmal auf Gott kommen?" In einem Liede, das ungeachtet der finnlichen Schilderungen, die es enthält, offenbar eine moralifche und religiöfe Tendenz hat, kann ja nichts natürlicher und angemeffener feyn. Die andere Erklärung wird V. 7 auch durch den Parallelismus empfohlen; es ift dann in beiden Hemiftichien Subject und Prädicat einander entfprechend; wir überfetzen: „Die Gottheit ift dein ewiger, unwandelbarer Thron, | Ein Scepter der Gerechtigkeit ift deines Reiches Scepter!" — V. 14 überfetzt Hr. *S.* nach *Haffe*: „Der Königstochter Hauptfchmuck ift ihr Angeficht, | Mit Gold durchwirkt ift ihr Gewand." Er nimmt פנימה für פנים (*facies*) mit dem paragogifchen ה, und will feine Erklärung durch den Parallelismus vertheidigen, indem der Dichter oben (V. 3) auch zuerft die Schönheit des Königs und dann erft (V. 4. 5) feinen Schmuck fchildere. Allein die Schönheit der Braut ift fchon im Vorigen (V. 12) erwähnt; fie braucht alfo hier V. 14 nicht noch einmal und noch dazu in einer offenbar heterogenen Verbindung vorzukommen; überdiefs könnte פנימה in der Bedeutung *facies* fchwerlich hinter בת־מלך ftehen, fondern

es müſste vorangehen. Wir nehmen daher פנימה lieber ſo, wie *Dathe* es nimmt, und der Sprachgebrauch zuläſst, und überſetzen: „Ganz aufgeſchmückt *im Innern des Gemaches* iſt die Königstochter; | Mit Gold gewirkt iſt ihr Gewand!" — V. 15 und 16 hat Hr. *S.* ſo übertragen: „So führt man *ins geſtickte Zimmer* | Zum Könige *ſie* ein, | Jungfrauen im Gefolge, Freundinnen von *dir.* | *Die Dir Geſchenkten* führt man ein | Mit Freudenſchall und Jubelton; | Zum Königspallaſt geht der Zug." Das Wort לרקמות V. 15 erklärt er alſo auf eine neue Art, und die beiden Worte מובאות לך trennt er vom 15 V., und verbindet ſie mit dem 16. Allein es ſcheint uns doch weit beſſer, לרקמות mit dem Alexandriner und einigen neueren Interpreten noch von der Kleidung der Braut zu verſtehen, מובאות aber kann ſchwerlich *die geſchenkten Sklavinnen* bezeichnen und mit תובלנה verbunden werden; auch würde nach dieſer Abtheilung und Erklärung רעותיה zu abgeriſſen ſtehen. Rec. verbindet lieber רעותיה mit מובאות, und zieht לך (punctirt לָךְ) mit *Paulus* und anderen Kritikern zum folgenden Verſe. Noch beſſer wäre es, wenn das Wörtchen לך ganz fehlte. Wollte man ſich eine etwas kühne Vermuthung erlauben: ſo könnte man annehmen, es ſey eine ganz falſche Lesart, die durch Irrthum der Abſchreiber aus der Endſylbe des gerade über in der vorigen Zeile ſtehenden Worts למלך entſtanden wäre. Wir überſetzen alſo:

V. 15. In reichen Stickereyn wird ſie zum König hingeführt,
Jungfrauen (Zofen) hinter ihr;
Auch ihre Freundinnen erheben ſich! —
V. 16. Mit Freud' und Jubel nahet ſich der ganze Zug;
Schon tritt er in des Königs Pallaſt ein!

Wir müſſen hier abbrechen, und fügen nur noch die Verſicherung hinzu, daſs die Freunde der bibl. Exegeſe, wenn ſie gleich an mehreren Stellen Gründe haben können, von den Erklärungen des Vfs. abzugehen, doch ſeine Schrift nicht ohne Nutzen vergleichen werden.

RMD.

Hamburg, b. d. Vf. u. in Comm. b. Perthes: *Die Pſalmen.* Aus dem Hebräiſchen neu überſetzt und erläutert von *Matth. Heinr. Stuhlmann*, Pred. an d. Katharinenkirche in Hamburg, 1812. XVI u. 429 S. 8. (2 Rthlr.)

Dieſe Überſetzung hat das Eigenthümliche, daſs ſie die Pſalmen in wirklichen (wie der Vf. ſagt, d. h. in antiken und modernen) lyriſchen Formen wiedergiebt. Der Überſetzer hat bisweilen auch eigene metriſche Compoſitionen verſucht. Vom Reim iſt indeſſen ſehr ſparſam und nur da Gebrauch gemacht, wo das Original ſelbſt Aſſonanzen geſucht zu haben ſchien. Doch hat er keine poetiſchen Nachbildungen, wie z. B. *J. A. Cramer*, liefern wollen, ſondern eine ſorgfältige und treue Überſetzung, in der nirgends der poetiſchen Form zu Liebe ein eigener Gedanke eingeſchaltet, oder ein anderer weggeſchnitten worden. Selbſt den Parallelismus der Glieder hat der Vf. faſt durchgängig zu beobachten geſucht, und nur bey einigen Pſalmen iſt davon abgewichen, aber, wie er verſichert, keineswegs aus Nothbedarf, ſondern um in Proben zu zeigen, wie ſich alsdann ein Pſalm ausnehme. Über dieſe Übertragungsart erklärt und vertheidigt ſich der Vf. in der Vorrede. Sehr oberflächlich bezeichnet er die rhythmiſche Eigenthümlichkeit der hebräiſchen Poeſie, da ſich doch nur aus einer gründlichen Einſicht in dieſelbe ein ſicheres Urtheil über die Zuläſſigkeit der von ihm gewählten rhythmiſchen Formen fällen läſst. Er macht wieder die altmodiſchen Zweifel geltend, daſs vielleicht die ächte Ausſprache des hebräiſchen verloren ſey, und daſs wir dann auch auf die hebräiſche Proſodie Verzicht leiſten müſsten. Nehme man aber auch die Richtigkeit der jetzigen Ausſprache an: ſo ſey klar, daſs der in den Pſalmen herrſchende Rhythmus nicht überall derſelbe, ſondern von verſchiedener Art ſey; einige Pſalmen hätten längere, andere kürzere Zeilen, bey anderen wechſelten längere und kürzere Zeilen mit einander ab, und noch andere hätten eine ganz freye, dem Anſcheine nach regelloſe Form. Hieraus folge, daſs die Hebräer eine gewiſſe Mannichfaltigkeit der poetiſchen Formen gekannt hätten. Allein hieraus folgt nur, daſs die Hebräer keine eigentlich metriſche Form hatten. Nach dieſen Bemerkungen verwirft nun der Vf. ſowohl die Übertragungsart in bloſsen unmetriſchen Parallelzeilen, als auch die in Jamben, welches Versmaſs nur für die Lieder der leichteren lyriſchen Gattung und für die erzählenden Gedichte, aber nicht für die Oden und Hymnen paſſe; worin wir ihm vollkommen Recht geben. Der richtigen Bemerkung, daſs durch ſeine Übertragungsweiſe die urſprüngliche Form des Originals aufgeopfert werde, ſetzt er die Bemerkung entgegen, daſs man ſie doch einmal nothgedrungen aufopfern müſſe, weil man ſie ſo gut wie gar nicht kenne. Aber wir kennen ſie ja; ſie liegt ja vor uns, überliefert durch eine Tradition, deren Richtigkeit ſich durch die neuere, nach beſſeren Grundſätzen angeſtellte Sprachforſchung ſowohl in lexikographiſcher als grammatikaliſcher und kritiſcher Hinſicht ſo ſehr bewährt.

Sollten denn wirklich die Juden, bey der Liebe für ihre väterliche Sprache und dem eiſernen Fleiſs, den ſie von jeher darauf gewandt, die Ausſprache im Weſentlichen verloren haben? Wahrlich wenn wir für alle hiſtoriſchen Gegenſtände eine ſolche Gewähr hätten, wie für die Ausſprache der hebräiſchen Sprache: ſo ſtände es um die Hiſtorie ganz anders. Wozu noch die innere Zuſammenſtimmung und Conſequenz dieſer Ausſprache kommt, die durch einzelne Inconſequenzen und Willkührlichkeiten nicht aufgehoben wird. Wir möchten hiemit die beſten unſerer hebräiſchen Philologen dringend auffodern, die Frage wieder einmal zu unterſuchen und endlich zu entſcheiden, ob ſich gegen die Richtigkeit der hebräiſchen Punctation gegründete Zweifel erheben laſſen, um auch in dieſem Puncte dem unkritiſchen Verfahren ein Ende zu machen, dem ſie in Anſehung der Wortfor-

schung und Interpretation glücklich gesteuert haben. — Gesetzt, fährt der Vf. fort, dass der Numerus oder Rhythmus des Originals einmal von irgend einem Seher (?) enträthselt würde: so wäre noch sehr die Frage, ob er in deutscher Sprache dieselbe Wirkung thäte, die er in der Grundsprache hervorbringt, ob man ihn also in einer deutschen Übersetzung, ohne dem Eindrucke zu schaden, nur nachahmen dürfte. Er beruft sich auf das Beyspiel des französischen Alexandriners, der sich im Deutschen schlecht ausnehme. Allein er würde sich wohl gut ausnehmen und besser, als die fünffüssigen Jamben, wenn man ihn mit Abwechselung, mit Untermischung von Daktylen und Spondäen, zu behandeln verstände. Wir können also dem Vf. auf keine Weise den Satz zugeben, dass man in gewissen Fällen von dem Gesetz, das Original in seiner eigenthümlichen Form wiederzugeben, abweichen müsse, es sey denn, dass diese Form schlechterdings mit dem Bau der deutschen Sprache streite.

Was nun die Arbeit selbst betrifft: so will der Vf. lediglich in rhythmischer Hinsicht beurtheilt seyn, weil er sich über die befolgte Erklärung bey einer anderen Gelegenheit zu rechtfertigen gedenkt. Auf die vorangeschickte Einleitung und die Anmerkungen, womit er die Psalmen begleitet hat, legt er selber nicht viel Werth. Wir bemerken nur, dass er den Ansichten *de Wette's* von den sogenannten Unglückspsalmen und der Unächtheit mehrerer davidischer Psalmen zum Theil beytritt, und dass er statt 150 Psalmen deren 156 zählt. Da wir mit dem Vf. in den Grundsätzen nicht übereinstimmen: so können wir in keine eigentliche Beurtheilung seiner Arbeit eingehen. Wir wollen nur Proben geben von dem, was uns, die Grundsätze des Vfs. zugegeben, besonders gefallen oder missfallen hat.

Ps. II, 6 lautet etwas platt so:

> Mein König ward von mir geweiht,
> Auf Zions Berg der Heiligkeit.

Besser schliesst dieser Psalm mit folgendem Verse:

> Leicht möchte sich sein Zorn entzünden,
> Heil allen, die sich ihm verbünden!

Wir zweifeln aber, dass die Assonanz im Originale hier von rhythmischer Bedeutung ist. Der Anfang von Psalm IV lautet:

> Wenn ich flehe, höre mich,
> Gott, mein Unschuldsrächer!
> Der du Raum mir schaffst im Druck,
> Gnädig hör' mein Flehen!

Hiemit vergleiche der Leser folgende treue Übersetzung:

> Mein Rufen erhöre, Gott, mein Rächer,
> Der aus Bedrängniss mich befreyet!
> Erbarme dich mein, und vernimm mein Flehen!

Den Parallelismus hat der Vf. übrigens, wie klar ist, hier nicht beobachtet. — Der VIII Psalm scheint uns sehr gemisshandelt zu seyn, besonders ist auch der Parallelismus verletzt. Z. B. V. 6—9:

> 6. Und lässest ihm zum Gotte wenig fehlen,
> Und krönest ihn mit Würde, mit Glanz,
> 7. Beherrschen sollt' er, was du gemacht,
> Du legtest alles unter seine Füsse,
> 8. Das Lamm, den Stier, des Feldes Gewild,
> 9. Des Himmels Vogel, den Fisch im Meer,
> Was irgend wandelt *auf* (?) dem Pfad der Wogen.

Wir übersetzen:

> 6. Und du setztest ihn wenig unter Gott,
> Und mit Herrlichkeit und Würde kröntest du ihn;
> 7. Machtest ihn zum Herrscher über deine Werke,
> Alles legtest du unter seine Füsse:
> 8. Schaf und Rinder allzumal,
> Auch die Thiere des Gefildes,
> 9. Vögel des Himmels und Fische des Meeres,
> Welche des Meeres Pfade wandeln.

Wir haben hier zugleich ein Beyspiel von den metrischen Fabricaten des Vfs. —

Den XVII Psalm bezieht der Vf. auf einen Krieg mit den Rebellen, und danach übersetzt er V. 3. 4:

> 3. Wenn du mein Herz durchforschest, die Nacht
> Ausspähst, strenge mich sichtest:
> Bosheit findest du nicht bey mir,
> Noch zur Unthat der Menschen
> Sprach mit Billigung je mein Mund.
> 4. Wie dein Wille mir heisset,
> Bin ich den Pfaden des Wüthrichs gefolgt.

Die sonderbare Erklärung abgerechnet, über die wir uns des Urtheils enthalten, berufen wir uns auf den Geschmack des Lesers, ob das in lyrischer Form und treu übersetzt heisse! — Psalm 18, 3 ist קרן ישעי gegeben durch *Gebürge des Heils*. שְׁאוֹל V. 6 ist dem Vf. das *Gräberreich*. V. 7 giebt er הֵיכָל durch *Tempel*, da doch nachher Jehova vom Himmel erscheint. V. 11 statt: *Er fuhr auf dem Cherub*, der Vf.: *Er sass auf Cherubs Rücken*. — Ps. XIX ist in zwey Psalmen getheilt. V. 5 und 6 ist so übersetzt:

> 5. Doch dringet die Kunde zur ganzen Erde,
> Zur *Weltengränze* hin ihr Spruch.
> — ◡ ◡ — ◡ ◡
> Dem *Sonnenball* ist ein Gezelt gesetzet;
> 6. Er kommt, dem Bräutgam gleich, hervor
> Und fröhlich, die Bahn wie ein Held zu laufen.
> Vom Himmels Ende kommt er her.

Wie gefällt der alte Dichter in dieser Mummerey? — Die beliebte Manier der Chorabtheilung hat dem Vf. auch gefallen. Ps. XX ist als ein Wechselgesang zwischen Priester, König und Volk genommen, und so mehrere Ps. ähnlich. Ps. XXII ist überschrieben: *Noth von allen Seiten* (!). Um die Assonanz im Verse nachzuahmen, hat der Vf. übersetzt:

> Mein Gott, mein Gott, warum verlässt du mich?
> Bewegt mein Klaggeschrey den Retter nicht?

Wörtlich heisst es:

> Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen,
> Fern von meiner Hülfe, den Worten meines Gestöhns?

Von V. 24 an beginnt dem Vf. ein neuer Psalm. So theilt er auch Ps. XXVIII. XXXI. XXXVI u. a., worin ihm schwerlich Jemand folgen wird.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

BIBLISCHE LITERATUR.

Pfalmen-Bearbeitungen.

Hamburg, b. d. Vf. u. in Comm. b. Perthes: *Die Pfalmen.* Aus dem Hebräifcheu neu überfetzt und erläutert von *M. H. Stuhlmann* u. f. w.

(*Befchlufs der im vorigen Stuck abgebrochenen Recenfion.*)

Der XXIII Pf. ift einer der gelungenften; doch ift die Frage, ob die Ruhe, welche er athmet, folgendes Metrum verträgt, das der Vf. überhaupt zu oft und meiftens unpaffend anwendet, z. B. Pf. XCVII.

1. Gott ift mein Hirte;
   Ich kann nicht darben.
2. Er wird mich lagern
   Auf grünen Auen,
   Er wird mich führen
   Zu ftillen Bächen u. f. w.

Falfch ift übrigens: *Er wird mich lagern*; es heifst: *er lagert mich.* — Pf. XXV und die anderen alphabetifchen Pfalmen find ebenfalls alphabetifch überfetzt, aber nach der hebräifchen Buchftabenfolge. Wahrfcheinlich diefer Künfteley zu Liebe ift der Anfang des 5 V. falfch fo überfetzt: *Hilf mir gütig fort*, ftatt: *lafs mich wandeln in deiner Wahrheit.* — Pf. XXXI V. 21 ift רִיב לְשֹׁנוֹת durch *der Zungen Geträtfch* gegeben. — Öfters wechfelt der Vf. in demfelben Pf. das Metrum, und, wie uns dünkt, nicht fchicklich, z. B. Pf. 32:

1. Glücklich ift, wem feine Schuld vergeben,
   Weffen Sünde aufgehoben ward!
2. Glücklich ift der Menfch, wenn ihm Jehovah
   Seine Übelthaten nicht gedenkt!
   Heucheln aber mufs die Seele nicht.
3. Denn fo lang ich fchwieg,
   Krankte mein Gebein,
   Unter Angftgefchrey
   Alle Tage durch u. f. w.

Sehr matt und zum Theil unrichtig ift der fchöne XLV Pf. überfetzt, wovon der Anfang gleich als Probe dienen kann.

Liebesfang bewegt die Bruft mir,
Schöne Wünfche fingend weih' ich
Mein Gedicht dem König, *meine*
Zunge, diefen Meiftergriffel.

Die Ironie fcheint unfer Überfetzer fehr zu lieben. Pf. L, 5 nimmt er ironifch, und fo auch Pf. LII, 3 die Anrede גִּבּוֹר, die er *Kriegesheld* überfetzt. — Gemeine, unedle, matte, undeutfche, fchielende Ausdrücke find nicht felten. Z. B. Pf. XII, 2. *Die Redlichen find unter den Menfchen rar.* Pf. LV, 12. *Böfe Dinge* ftatt *Verderben.* V. 13: *dem bärg ich mich wohl*, ftatt: *vor ihm bärg ich mich.* V. 16: *In Lebens Blüthe*, ftatt: *in des Lebens Blüthe.* Pf. LVI, 2. *Es giert ein Menfch nach mir.* Pf. LVII, 4. *Liebes und Gutes gewähret Gott mir.* Pf. LVIII, 8. *wer* ftatt *jemand.* Pf. LX, 10 ift der einfache Satz: *Edom ift mein Wafchbecken*, fo paraphrafirt: *dafs Edom mir das Becken halte, wenn ich mich wafchen will.* Ebendafelbft ftatt: *über Philiftäa jubele ich, Und dem Philifter ein Liedchen finge.* Pf. LXXIII, 4. *Ihr Körper ift frifch und gefund.* Pf. LXXIV, 9. *Kein Prophet mehr, keiner, der fieht, wo's endlich hinaus will.* Pf. LXXVI, 8. *O du furchterregender, du!* (von Jehova). Pf. LXXVII, 7. *Meine Seele grübelt nach.* V. 9. *Ifts mit der Verheifsung aus?* Pf. LXXVIII, 5. *Unfern Vätern gab er Auftrag.* V. 19: *den Tifch decken* (von Jehova gebraucht). V. 30: *Sie hatten noch nicht die Wünfche* (Luft) *geftillt, noch hing im Munde die Koft.* Pf. LXXIX, 2. *Geben deiner Diener Leichen* *V ö g e l n i n d e r L u f t* *zur Speife.* Pf. LXXXI, 3. *Das Saitenfpiel, die Pauken her!* Pf. LXXXII, 6 fchliefst eine alkaifche Strophe fo:

Ich fagte *freylich*: Götter feyd ihr,
Söhne des Höchften ihr *fammt und fonders.*

Pf. LXXXIII, 2. *Nun nicht länger gefchwiegen, Gott!* Pf. LXXXIX, 10. Von Wogen: *fich blähen.* Pf. XCI, 7. *Fielen Taufende* *l i n k s* *und* *r e c h t s* *Myriaden dahin.* Pf. XCII, 11. *Wie ein Stier heb' ich mein Horn auf.* Pf. CV, 21. *Hof* ftatt *Haus* (des Pharao). Pf. CXI, 1. *Aus dem Herzen will ich Jehova preifen.* Pf. CXXIV, 1. *Wenns nicht wäre der Herr, der fich uns beygefellt.* Pf. CXLI, 7. *Wie wer Holz auf der Erde hackt.* Pf. CXLVII, 17. *Sein Froft, wie unerträglich!*

Da wir noch keine Proben antiker Versmafse gegeben haben: fo mögen folgende Strophen hier ftehen. Pf. CIV, 13—15.

13. Du, der aus feinen Hallen die Berge tränkt!
    Der Frucht, die du giebft, fättigt die Erde fich.
14. Der fpriefsen läffet Gras dem Viehe,
    Kräuter den Menfchen zum *Ackerwerke*,
    Um aus der Erde Speifen hervorzuziehn,
15. Und *Weine*, die *das menfchliche Herz* erfreun,
    Die mehr als Öl den *Blick erheitern*,
    Brod, das die *menfchlichen Herzen* ftärket.

Pf. CXXX, 3. 4.

3. Wollte ich Verfchuldungen aufbehalten;
   O mein Herr! wer könnte vor dir beftehn?
4. Aber nein! bey dir ift Vergebung, auf dafs
   Jeder dich ehre.

Wenn fich der Vf. die Feffeln des Metrums nicht an-

gelegt oder ein leichteres gewählt hat: so läſst ſich ſeine Überſetzung gut leſen, z. B. Pſ. 114. 123. 128. 133 u. a.

Ob wir gleich die vom Vf. befolgte Erklärung nicht beurtheilen wollen: ſo müſſen wir doch Einiges noch kenntlich machen. Pſ. LXXXVII, 4 erklärt der Vf. ſo: *Such' ich in Ägypten, in Babylon meine Freunde hervor, auch im Philiſterland, Tyrus und Kuſchäa; ſag ich: dieſer da iſt mein Sohn!* V. 7. *Und die Sänger und Tänzer, Alle heften ihr Aug' auf dich.* — Pſ. CXXII, 3. *Jeruſalem du ſchön gebaute, du Stadt, die alles bindet* (Umſchreibung der Hauptſtadt). — Pſ. XVI, 3. *Die Gottverehrer hier im Land, ſie, wie mein Beherrſcher, ſind meine Wonne.* Pſ. XVII, 15. *Ich ſchau in Unſchuld dein Antlitz, jeglichen Morgen erfreut mich dein Bild.*

Das ſcharfe kritiſche Meſſer, das Hr. *St.* bey ſeiner Bearbeitung des Hiob geführt hat, iſt auch hier nicht ungebraucht geblieben. Auſser der Zerlegung mehrerer Pſalmen in zwey, hat der Vf. noch manche Verſe als unächt ausgeſchieden, z. B. die letzte Zeile des XCIV Pſ., weil alle übrigen Verſe nur aus zwey Zeilen beſtehen, der letzte aber aus drey; Pſ. LXXX, V. 16 die Hälfte bis V. 18 incl., weil die Allegorie verlaſſen werde; Pſ. CXXXI, 3 kommt dem Gefühle des Vfs. als ein ungehöriger Zuſatz vor.

Wir müſſen nach Pflicht und Gewiſſen dieſe Arbeit faſt durchaus für miſslungen erklären, und den Vf. ermuntern, tiefer in den eigenthümlichen Geiſt der hebräiſchen Poeſie einzudringen, damit er ſie nicht ferner ſo miſshandele. n.

Bern, b. Walthard: *Die Pſalmen* aus dem Grundtext metriſch überſetzt, mit kurzen Anmerkungen von *Joh. Rud. Schärer*, Prof. des Bibelſtudiums etc. 1812. XI u. 259 S. 8. (22 gr.)

Der Vf. ſagt in der Vorrede, er habe von mehreren wiſſenſchaftlich gebildeten Perſonen die Bemerkung gehört, daſs ſie ſich in die neuen Überſetzungen mit gebrochenen Zeilen ohne Metrum nicht zu finden wiſſen, daſs ihnen z. B. die bekannte *mendelsſohnſche* etwas Unangenehmes habe, indem man bald auf geregeltes Sylbenmaſs, bald auf proſaiſchen Rhythmus, bald auf ſchlechthin proſaiſche Zeilen ſtoſse, und daſs entweder eine in Anſehung der Form und des Numerus durchaus proſaiſche oder durchaus metriſche Überſetzung wohlklingender und ihrem Geſchmack angemeſſener ſey, als jenes Mittelding zwiſchen Proſa und Metrum. Der Vf. erkennt nun freylich die Übertragungsart in unmetriſchen Parallelzeilen für die treueſte und dem Original angemeſſenſte. Deſswegen aber glaubt er doch, daſs ein Verſuch, einer gewiſſen Claſſe von Leſern zu gefallen, eine möglichſt treue durchaus metriſche Pſalm-Überſetzung zu liefern, keinen Tadel verdiene. Er wählte das jambiſche Sylbenmaſs, theils weil es in der deutſchen Poeſie das bekannteſte und gewöhnlichſte ſey, theils weil es ſich zu allen Arten von Gedichten ſchicke (woran wir zweifeln), theils weil es dem hebräiſchen Numerus, nach welchem der Ton in der Regel auf die letzte Sylbe falle, am nächſten komme. Durch den dabey beobachteten Parallelismus aber und die daraus entſtehende Ungleichheit der Stichen glaubte der Vf. die jambiſche Monotonie zu mildern. Übrigens hatte er bey Einrichtung ſeines Werks vornehmlich gebildete, wenn auch nicht des gelehrten Bibelſtudiums kundige Leſer zum Augenmerk. In dieſer Hinſicht ſind die Inhaltsanzeigen kurz und allgemein. Die ebenfalls kurzen und ſparſamen Anmerkungen ſind groſsentheils ſinnbeſtimmend, ohne philologiſche Erklärungen. Nur ſelten ſind kritiſche Noten ohne Exegeſe gelehrten Leſern zur Prüfung vorgelegt. Einige Pſalmen hat er auch in Chöre abgetheilt, nicht weil ſolche im Texte namentlich ausgeſetzt ſeyen, ſondern weil ſich dergleichen aus der Structur und dem Contexte gewiſſer Lieder ergeben (aber doch nirgends mit Beſtimmtheit). Unter den neueren Überſetzern, die er alle verglichen, ſcheint er beſonders *de Wette* benutzt zu haben, mit dem er, wie er ſelbſt bemerkt, auch in der Erklärung ſehr übereinſtimmt.

Der anſpruchsloſen verſtändigen Vorrede entſpricht die fleiſsige tüchtige Arbeit. Dieſe Überſetzung gehört unſtreitig zu den beſſeren. Sie zeichnet ſich zwar nicht durch eine ſehr gediegene poetiſche Sprache aus, fällt aber doch nicht ins Gemeine, und läſst ſich flieſsend leſen. Die Erklärung iſt im Ganzen auf richtige Grundſätze gebaut. Die Manier des Vfs. zeigt folgende Probe:

Pſ. CXXI.

Mein Aug' erheb' ich zu den Bergen;
Woher wird meine Hülfe kommen?
Vom Herrn kommt meine Hülfe,
Dem Schöpfer Himmels und der Erde.
Nie läſst er gleiten deinen Fuſs,
Dein Hüter ſchlummert nicht,
Der Hüter Iſraels.
Bey Tage ſoll dir nicht die Sonne,
Bey Nacht der Mond nicht ſchaden.
Jehova wird vor allem Übel dich bewahren,
Behüten deine Seele:
Jehova wird behüten deinen Aus- und Eingang,
Von nun an immerfort.

Im Einzelnen haben wir ſowohl gegen die Erklärung als gegen die Richtigkeit, Schicklichkeit und Schönheit des Ausdrucks Manches einzuwenden, wovon wir hier nur Weniges beybringen können. Pſ. I, 2 *zu Herzen nimmt*, ſtatt: *nachſinnet*. Pſ. II, 4. *Himmelsthroner*. V. 8. *Entfernte Länder*, matt ſtatt: *der Erde Enden*. Pſ. VI, 11. *Ein Wink! — ſo beben ſchamvoll alle meine Feinde*. Pſ. VII, 15. *Gebieret Wind* (שֶׁקֶר). Pſ. VIII, 15. Beehrſt (תְּעַטְּרֵהוּ). Pſ. XI, 3. *Des Reiches Fundamente einſt* zerſtört, ſtatt: *Sind die Grundfeſten zerſtöret*, ſprichwörtlich. Pſ. XV, 2. *Wer findt, o Herr, in deinem Zelte Schutz?* גור heiſst hier nicht *Schutz finden*. Pſ. XVIII, 5. 6 findet der Vf. noch *die Ströme des Schattenreichs* und *des Scheols Stricke*, eine Erklärung, die ſattſam widerlegt iſt. V. 11 giebt er *Cherub* durch *Donnerwagen*. V. 15 verſteht er ויפיצם und ויהמם falſch von den Blitzen, es geht auf die Feinde, המם beſonders kann nicht vom Schleudern der Blitze gebraucht werden, ſ. *Geſenius*. V. 48. *von Widerſa-*

chern ſichern iſt undeutſch. Pſ. XX, 8. *den Nam*, ſtatt *den Namen.* התעודד ebendaſ. iſt durch *in voller Zahl* unrichtig gegeben. Pſ. XXII, 4. *Der Pſalmen Iſraels beliebter Gegenſtand* (יושב ההלים). Pſ. XXIX, 3. *Jehovens Stimm' verſtärket ſich*, ſtatt: *iſt gewaltig.* Pſ. XXXII, 9 hat der Vf. eine eigenthümliche Erklärung: *Seyd nicht dem unverſtändgen Roſs und Maulthier gleich, mit Zaum und Maulkorb hemmt man ſeinen Lauf, damit es niemand überrenne.* עֶדְיוֹ nimmt er für *feindlichen Anlauf*, wie Hiob X, 17 (wo es aber gar nicht vorkommt), und בל קרוב רגו mit *Kimchi* u. A. vom feindlichen Anfall, was *Roſenmüller* und *Geier* hinlänglich widerlegt haben. Übrigens kann בלם nicht *hemmen* heiſsen. — Pſ. XLII, 3 iſt die Phraſe כראה פני יי falſch überſetzt: *das Antlitz Gottes ſehen*, ſtatt: *vor dem Antlitz Gottes erſcheinen.* Öfters ſind Partikeln, Conjunctionen eingeſchoben, die der hebräiſchen Sprache fremd ſind, z. B. *ja doch*, *wohl*, *dagegen*, *o nein!* Pſ. XCIV, 4. *Stromsweis trotzig reden*, etymologiſirende Überſetzung von הביע. Pſ. CXXXIX, 20 lieſt der Vf. ſtatt עָלֶיךָ — עָרֶיךָ und überſetzt: *und treulos ſich erheben gegen dich.*

n.

THEOLOGIE.

München, b. Fleiſchmann: *Ideen zur Geſchichte der Entwickelung des religiöſen Glaubens.* Von *Kajetan Weiller. Erſter Theil.* 1808. XIV u. 224 S. gr. 8. (1 Thlr.)

Der Vf. ſagt in der Vorrede: „Die Menſchheit hatte faſt immer entweder mit dem Aberglauben, oder mit dem Unglauben zu kämpfen. Gegenwärtig iſt der Kampf mit dem letzten ſehr ſtark, und vielleicht ſtärker, als jemals. Einſt, ſagt ein ſcharfſinniger Kenner unſerer Tage, war ſelbſt im Kriege noch Religion. Jetzt iſt in der Religion nicht einmal mehr Krieg u. ſ. w. Unſer Unglaube hat ſich bis zu ſeiner Vollendung durchgearbeitet, und ſchon tritt ihm auch der Aberglaube auf der Ferſe nach. Vielen unter uns iſt nun der Gottesglaube ſo ungereimt, als der Geſpenſterglaube, zugleich aber der Götterglaube gereimter geworden, als der Gottesglaube. Belege dringen ſich hierüber allenthalben von ſelbſt auf. Der Unglaube hat jeden höheren Sinn zernichtet, und dafür kommt dann der Aberglaube, weil es ſich bey der bloſsen gemeinen Handgreiflichkeit nun einmal ſich ſchlechterdings nicht leben läſst, wieder mit ſeinem Unſinn angezogen. Wie iſt da zu helfen? Es giebt bey dieſem Kampfe nur einen einzigen zuverläſſigen Alliirten — den Glauben. Es giebt überall nur einen einzigen feſten und geſicherten Standpunct — in der Mitte zwiſchen den Extremen."

Da dieſer erſte Theil nur die Grundideen zu einer unbefangenen Würdigung der *Urgeſchichte* enthält; ſo hat Rec. lange der Fortſetzung dieſer Schrift entgegen geſehen. Noch iſt bis jetzt aber kein zweyter Theil ihm zugekommen: er glaubt darum nunmehr die Anzeige dieſer ihm ſchon ſeit geraumer Zeit zur Beurtheilung zugeſandten Schrift nicht länger verſpäten zu dürfen.

Den Geſichtspunct, aus welchem der Vf. ſeinen Gegenſtand aufgefaſst hat und zu bearbeiten geſonnen iſt, hat Rec. am beſten mit den eigenen Worten deſſelben zu bezeichnen geglaubt. Im Geiſt und Tone jener aus der Vorrede ausgehobenen Stellen iſt das ganze Buch geſchrieben. Die Schrift enthält viel Gutes und einzelne treffende Ideen; allein die Behandlungsweiſe des Ganzen iſt zu leidenſchaftlich, und verfehlt daher ihres Zweckes. Die Hauptſache, welche der Vf. in dieſem Theile zu beweiſen ſucht, iſt die Nothwendigkeit einer unmittelbaren göttlichen *Offenbarung* zur Bildung des Menſchen zur Menſchheit. Er geht dabey von dem Gedanken aus, daſs, wie er ſich ausdrückt, die Erde ſelbſt den Menſchen nicht über ihre Ebenen hinaus zu treiben vermöge; daſs die Vernunft nur immer wieder erſt durch Vernunft erwache; daſs nur ein erſtes, unmittelbares Höheres den Menſchen zur Menſchheit zu erheben im Stande ſey. „Wundervoll ergreift uns die Natur, und erweckt uns zu unſerem phyſiſchen Daſeyn, ehe wir es zu wiſſen und zu verlangen, und deſswegen auch, ohne daſs wir es jemals zu begreifen im Stande ſind. Wundervoll muſste uns alſo auch die höhere Macht berühren, um uns zu unſerem höheren Daſeyn aufſtehen zu machen. Auch dazu muſsten wir geweckt werden, ehe wir davon wiſſen und darnach verlangen konnten. Die erſte Erziehungsanſtalt muſste daher von Gott ſelbſt gegründet werden. Wir haben dafür einen eigenen Ausdruck: *Offenbarung.*" S. 134—148. Rec. will dieſen Geſichtspunct an ſich hier ganz unbeſtritten laſſen, obgleich er überzeugt iſt, daſs die Gegner deſſelben, bey ihrer Anſicht, welche die *Offenbarung* aus ſubjectivem Geſichtspuncte als naturgemäſse Erziehung von Innen heraus betrachtet, mit dem Vf. zuletzt an einem Ziele, wenn auch auf ganz verſchiedenen Wegen, anlangen. Inzwiſchen konnte hier für die Anſicht des Vfs. viel Treffendes in Beziehung auf den Plan des ganzen Werks, nämlich die Entwickelung des religiöſen Glaubens bey unſerem Geſchlecht durch unmittelbare göttliche Einwirkung, geſagt werden. Allein wie geht der Vf. dabey zu Werke? — „Dieſe Ableitung unſerer Bildung aus einer überirdiſchen Quelle, ſagt er, findet unter uns viele Ungläubige. Wir haben es in unſerem Patriotism für das Raſonnement bis zum Fanatism gebracht. (Dieſe Art, witzig oder geiſtreich zu ſchreiben, welche durch das ganze Buch herrſcht, iſt nicht ſelten ſehr geſucht. Auch iſt die Schreibart Patriotism, Fanatism u. ſ. w., obgleich ſie der Vf. mit mehreren Schriftſtellern gemein hat, undeutſch.) *Ein Gott über uns* — wie unbegreiflich! Doch dieſes Geſpenſt aufzugeben, koſtete uns eben nicht ſehr viele Überwindung. Aber auch *eine Welt um uns*, alſo auſser uns, und mithin vor und nach uns, und daher von uns auch nicht erſt gemacht, ſondern uns nur gegeben, — wieder wie ungereimt! Auch ſie muſste geopfert werden. Das foderte zwar ſchon ein wenig mehr Anſtrengung. Allein man legte ſie endlich doch auch auf den Brandaltar, und glaubte nun eben ſo wenig mehr an eine Welt auſser, als an einen Gott über uns. Noch nicht genug! *Wir ſelbſt*, ſind wir mehr?

Wir felbft *als vor und nach, alfo aufser unferen Vorftellungen vorhanden*, als anderswo denn blofs in diefen vorüber gehenden Regungen gewurzelt — abermal wie unbegreiflich!! Wir vollendeten daher unferen Gehorfam, und ftiegen zuletzt felbft auf den allgemeinen Scheiterhaufen, um auch uns zu blofsen Geftalten zu verbrennen, die, wie der Rauch in den Lüften, nur in fchnell verfliegenden Worten ihr eigenes kurzes Dafeyn haben. Nun! einem für die Interefsen des *Begriffs* fo heroifchen Zeitalter ift es allerdings nicht zuzumuthen, fich irgendwo ohne ein vollendetes *Begreifen* zufrieden zu geben. Ich muthe ihm diefes aber auch gar nicht zu. Ich verlange nicht, dafs es fich in feinem Begreifen irgendwo befchränke. Ich verlange vielmehr das Gegentheil. Es foll fein Begreifen vollenden, aber auch *ganz* vollenden. Ift denn nun aber fchon Alles gethan? *Ift nichts Unbegriffenes mehr übrig?* Es ift ja noch die erft feit Kurzem entdeckte Wurzel von allen vorigen Scheingeftalten noch vorhanden, die *Einheit* von allen genannten Zweyund Dreyheiten, die *Eine* Wahrheit zu allen den vielen Lügen, der einzige Sinn zu allen jenen Sinnlofigkeiten — die Urbedingung zu allen Bedingtheiten. Ift denn aber diefe Zauberwurzel nicht auch noch gröfser, als jeder *Begriff?* Weg alfo auch mit ihr! *Weg daher rein mit Allem, denn Alles ift Nichts! Nur das reine Nichts ift vollftändig begreiflich*, und um kein Haar gröfser, als die fechs Buchftaben, in welchen feine *Begreiflichkeit* niedergelegt werden kann etc. Ja! aus einem unbegreiflichen Boden müffen wir überhaupt entfproffen feyn, wenn nicht überhaupt Alles nur *Nichts* ift. Können wir als hohere Wefen, als Menfchen, aus feichteren Wurzeln kommen?" u. f. w.

Schriften diefer Art läfst man am ficherften fich durch fich felbft charakterifiren, um den Lefer in den Stand zu fetzen, von aller Autorität unabhängig, zu urtheilen. Wir haben uns aus diefem Grunde des eigenen Urtheils enthalten, glauben unfere Lefer aber, welche das Buch noch nicht kennen, durch diefe Anzeige auf die unparteyifchfte Weife mit demfelben bekannt gemacht zu haben.

H. II.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Berlin*, b. Dieterici, und *Leipzig*, b. Mittler: *Ein Wort der Ermunterung an meine Mitburger und insbefondere an die Mitglieder der Oberpfarr- und Dom-Gemeine in Berlin*, von Dr. *F. S. G. Sack*, kön. pr. erftem Hofprediger u. f. w. 1807. 43 S. gr. 8. (—). Je feltfamer fo etwas wie ein Hirtenbrief in der theologifchen Literatur der proteftantifchen Kirche vorkommt: defto intereffanter mufs es feyn, wenn ein Mann von dem ächt religiöfen Geifte, der würdigen Darftellungsart und dem weitverbreiteten kirchlichen Anfehn des Vfs. uns mit einem folchen Gefchenk erfreut. Rec. hält es für diefe Blätter am zweckmäfsigften, auf die Eigenthümlichkeit der Behandlung aufmerkfam zu machen, die gewifs Jedem lehrreich feyn mufs, der in dem Gebiete des religiöfen Vortrages zu arbeiten hat.

Der Vf. erklärt fich felbft dahin, diefe Schrift folle ein Erfatz dafür feyn, dafs ihm feine Gefundheit unter diefen Umftänden nicht erlaubt habe die Kanzel zu betreten. Daher weifs auch Rec. das Ganze nicht beffer zu befchreiben, als wenn er es mit der Form und Art einer Predigt vergleicht, und er möchte fagen, dafs alle Verfchiedenheit zwifchen beiden nur darin befteht, dafs unfere Schrift fich nach allen Seiten hin freyer bewegt und weiter ausdehnt, wie es ihre Verhältniffe geftatten. Es herrfcht darin zuerft ungefähr diefelbe Einheit des Gegenftandes, wie in einer Predigt: Mäfsigung wird empfohlen unter den gegenwärtigen Umftänden. Aber diefe Einheit wird weder fo ftreng angekündigt — wie denn, was der Schlufs macht, von der Art, die gegenwärtigen Umftände zu benutzen, gar nicht darunter begriffen ift, — noch auch werden die Theile in der Ausführung fo ftreng aus einander gehalten: fondern wie die geringften Fehler des Urtheils fchon in der Unmäfsigkeit der Empfindung gegründet find, fo gehen auch diefe beiden Theile allmählich in einander über. Eine Freyheit, die das Ganze erfreulicher macht, und gewifs hier fehr zu billigen ift, da ein blofs gefchriebener Vortrag nicht derfelben Hülfsmittel bedarf, um die Aufmerkfamkeit auf den Zufammenhang des Ganzen feftzuhalten, wie ein gefprochener. Eben fo ift der Ton der Darftellung im Ganzen der ruhige, würdige, einfach edle, der in den Kanzelreden des Vfs. Jedem fo wohl thut; nur ift er nicht fo ftreng begrenzt, fondern der Vf. belebt ihn etwas reichlicher durch Bilder und Gleichniffe, die aus einem gröfseren Gebiete gewählt find. Bedenkt man, dafs demjenigen, der zu reden gewohnt ift, das Gefchriebene immer fchwächer erfcheinen mufs, weil ihm die Unterftützung des lebendigen Vortrages abgeht, und nimmt man hinzu, dafs die Lefer aus einem gewählteren und gebildeteren Kreife vorauszufetzen find, als im Durchfchnitt die Zuhörer: fo fcheint auch diefs der ganz richtige Unterfchied zu feyn. Nur, wenn man doch einen fo ausgezeichneten Meifter ftrenger richten darf, als Andere, nur ein einziges Gleichnifs, das von dem Hin- und her-geworfen-werden auf einem fcheu gemachten Pferde, hätte Rec. hinweggewünfcht, weil es ihm an fich einen etwas komifchen Anftrich zu haben fcheint. Sehr fchwierig, follte man denken, müfste eine wiederholte Hinweifung auf den König gewefen feyn, die hier, gewifs mit Recht, weit ausführlicher, und, wenn man fo fagen darf, perfönlicher ift, als fie auf der Kanzel feyn dürfte. Man könnte freylich Bedenken haben, ob auch hier ein fo detaillirtes Lob ftehen dürfe, ohne alle Andeutung auf Fehler, die der König doch auch wird begangen haben: allein Alles ift fo einfach, kunftlos und herzlich, dafs gewifs kein Uebefangener beym Lefen felbft den mindeften Anftofs nehmen wird. — Nach denfelben Grundfätzen nimmt auch die Sprache Manches auf, was auf der Kanzel nur defshalb unfchicklich ift, weil dort in einem feyerlichen Tone öffentlich gefprochen wird, und Manches kann diefem Vortrage fchon defshalb erlaubt feyn, weil er aus allem Zufammenhang mit der heilgen Schrift heraus gefetzt ift. (Nur eine Sprachbereicherung, welche fich findet, *vereiteln* ftatt eitel machen, weifs Rec. nicht ob er loben foll.) So ftimmen alle diefe Erweiterungen wiederum vollkommen zufammen, und bilden für diefe Gattung einen eigenen Stil, in dem man nichts vermifst und nichts wegwünfcht. — Am weiteften entfernt fich von der ganzen Art einer Predigt die Einleitung, in welcher unter andern von der Befugnifs politifche Gegenftande auf der Kanzel zu behandeln die Rede ift, und das Richtige zwar fehr wahr und fchön verzeichnet wird, aber auch den Anfang des fehlerhaften, was der Vf. unter dem Namen politifche Predigt tadelt, wünfchte man genauer angegeben zu finden; wiewohl wer fich an das hier aufgeftellte Mufter hält, nicht leicht irren wird.

Von dem Inhalt findet Rec. nicht nöthig etwas Befonderes auszuzeichnen; überall wird eine wahrhaft religiöfe, in dem Gebiet des gemein Fafslichen fich haltende Anficht der Umftände auf eine höchft würdige und fichere Art empfohlen: und wenn es anfänglich fcheinen möchte, als liefe Alles zu fehr auf eine refignirte Paffivität hinaus: fo wird diefer Schein für Jeden ganz verfchwinden durch das, was am Schluffe gefagt wird, und die beruhigende fowohl als ermunternde und ermuthigende Wirkung wird diefes Wort gewifs bey Keinem, der religiöfer Eindrücke empfänglich ift, verfehlen.

Schliefslich kann er fich der Frage nicht enthalten, ob es nicht weit beffer wäre, für den Druck weit öfter diefe Form zu wählen als die der eigentlichen Predigt, welche immer bey dem blofsen Vorlefen oder ftillen Lefen auf mancherley Weife verliert. Aber freylich möchte der Rath nur für ein fehr ausgezeichnetes und geübtes Talent zu befolgen feyn. P—p—s.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

JURISPRUDENZ.

Landshut, b. Krüll: *Beyträge zur Revision der Theorieen des Pacht- und Buchhandel-Contracts mit besonderer Rücksicht auf die neueren französischen Gesetze*, bearbeitet durch *Joseph Duprée*, der Rechte Doctor. 1811. VI u. 120 S. 8. (20 gr.)

Diese Abhandlung ist eine Inauguralschrift. Der Gegenstand derselben macht den wichtigeren Theil der von der Juristen-Section der kön. baierschen Universität Landshut für das Jahr 1810 aufgegebenen Preisfrage aus, und der Vf. wurde, in Gemässheit eines einhelligen Beschlusses der gedachten Juristen-Section, mit der unentgeltlichen Ertheilung der Doctorwürde für seine Arbeit belohnt. Er erklärt die Prüfung der geltenden Grundsätze vom Pacht- und Buchhandel-Contract in Bezug auf Doctrin und Legislation, besonders bey den jetzigen Verhältnissen des Vaterlandes, mit Recht für wichtig, und schliesst die Abhandlung mit dem Wunsche, dass auf die von ihm bemerklich gemachten Mängel der Theorie und Gesetzgebung in Ansehung dieses Contracts, auch im legislativen Gebiete geblickt werden möge. — woraus denn zugleich erhellet, dass der Vf. seine Revision nicht unter dem beschränkten Gesichtspuncte des bloss positiven Juristen unternommen hat.

Die Revision der Theorie und Gesetzgebung vom Pacht- und Buchhandel-Contract ist, ohne die Auffassung eines Standpunctes, welcher das Ganze, dessen Revision es gilt, nach Principien übersehen lässt, nicht möglich. Um sich dieses Standpunctes zu bemächtigen, und dem Pacht- und Buchhandel-Contract, als einzelnen Verträgen, die ihnen in der Reihe der übrigen gebührende Stelle anweisen zu können, giebt der Vf. im I Titel seiner Abhandlung, welcher allgemeine Bestimmungen enthält, 1) den Begriff und das Princip, und 2) die Eintheilung der Verträge überhaupt an. Vertrag ist ihm das Product der Übereinkunft zweyer Personen zum Zweck der Erwerbung oder Zusicherung von Rechten, worüber ohne Verletzung der Persönlichkeit verfügt werden kann. Der Übereinkunft im Vertrage liegt die, von der Natur durch Bedürfnisse bedingte, im Verkehr (*commercio*) sich aussprechende Vereinigung der Menschen zum Grunde, welche eben durch Verträge, als ein rechtliches Handeln in einem Rechtszustande, ins wirkliche Leben tritt, und so das Princip der Verträge ausmacht. Den Eintheilungsgrund der Verträge selbst findet der Vf. nicht in dem, einer endlosen Mannichfaltigkeit fähigen Object der Verträge, nicht in der, der Erkenntniss sich ewig entziehenden Absicht der Contrahenten: sondern in dem äusseren Zweck der Verträge: der Erwerbung und Zusicherung der Sachen und Rechte. Die vom preussischen Landrecht, dem Code Napoléon und der deutschen Rechtsdoctrin angenommene bessere Eintheilung der Verträge in wohlthätige und lästige wird, als unvollständig, verworfen, weil der Zusicherungscontract in ihr fehlt; die römische Eintheilung derselben in *contractus* und *pacta* — in *contractus consensuales* und *reales* — in *pacta in personam* und *rem* u. s. w. als grundlos bemerklich gemacht; dann die kantische Classification, wie der Vf. S. 28, §. 19 sich ausdrückt, purificirt dargestellt, und die einzig wahre Eintheilung der Verträge S. 29, §. 20 folgendergestalt angegeben:

Der äussere Zweck der Verträge ist

I) Erwerbung des Eigenthums und Rechts — *Erwerbungsvertrag*. Die Erwerbung aber ist
  1) einseitig — *wohlthätiger* Erwerbungsvertrag.
    a) Aufbewahrung — *depositum*,
    b) das Verleihen — *commodatum*;
  2) gegenseitig — *lästiger* Erwerbungsvertrag,
    A) durch Veräusserung von Sachen und Rechten,
      a) Tausch — *permutatio*,
      b) Kauf — *emtio venditio*,
      c) Anleihe — *mutuum*;
    B) durch Dingung,
      a) Dingungsvertrag im engeren Sinn — *locatio operae*,
      b) Miethvertrag,
      c) Pacht,
      d) Bevollmächtigungsvertrag — *mandatum*,
      e) Bücherverlagscontract.

II) Zusicherung (Aufrechthaltung) des Rechts oder einer Sache — *Sicherungsvertrag* — *cautio in sensu lato*. Die Versicherung aber ist
  1) einseitig,
    a) Verpfändung — *pignus*,
    b) Gutsagung — *fidejussio*,
    c) persönliche Verbürgung — *praestatio obsidis*;
  2) gegenseitig,
    a) gegenseitige Pfandgebung,
    b) gegenseitige Verbürgung.

Die Abweichung dieser Eintheilung der Verträge von der kantischen bedarf nicht besonders bemerkt zu werden. Allein — warum fehlt denn unter den, auf einseitige Erwerbung gehenden Verträgen (I. n. 1. S. 30) die *Schenkung?* — Warum enthält die Eintheilung des Vfs., die doch wohl nur die einfachen Formen der Verträge darstellen soll, den Bücherverlags-Contract, von dem er doch selbst sagt, dass er die Charaktere mehrerer Verträge (der *loca-*

tio conductio, des *mandati* u. s. w.) in sich vereiniget, und welche Bewandnifs hat es mit der Eintheilung der Zusicherungsverträge in einseitige und gegenseitige? — An das, was man sonst Gegen-, richtiger aber Rück-Bürgschaft nennt, kann bey dem gegenseitigen Versicherungsvertrage nicht gedacht werden, da der Versichernde durch den Versicherten nicht sicher gestellt wird; der Fall aber, da der Versicherte den Versichernden wegen der aus seiner Versicherung entspringenden Folgen hinwiederum sicher stellt, tritt nicht ein, weil der Versicherte in diesem Falle die empfangene Sicherheit selbst wieder vernichtet. Giebt der Versicherte hingegen dem Versichernden Sicherheit in Bezug auf etwas Anderes, als die aus seiner Versicherung entspringenden Folgen: dann kann von einer gegenseitigen Versicherung eben so wenig die Rede seyn, als von Einem gegenseitigen Erwerbungsvertrage, wenn A dem B ein Haus und zugleich B dem A einen Garten abkauft, gesetzt auch, dafs der eine Kauf durch den andern bedingt wäre. — Dafs die Zusicherungsverträge, wie man annimmt, blofse Verstärkungsmittel der Hauptverbindlichkeit und ein blofses *accessorium* seyen, welches ohne die Hauptsache nicht besteht, dem widerspricht der Vf. zwar S. 24, §. 15; allein Rec. sieht nicht ein, wie ein Versicherungsvertrag, ohne den Berechtigten zu versichern, dafs ihm die Prästation des Verpflichteten werden wird, möglich ist, und mithin als selbstständig von dieser Seite her gedacht werden mag. Des Vfs. Beyspiele (dafs sich einer für die Rechtschaffenheit eines Mannes verbürgt, dessen Credit zu wanken beginnt, dafs einer sein Mobiliarvermögen verpfändet, um einen Concurs über seine Grundstücke zu hindern) liegen unter der von ihm verworfenen Ansicht, wenn man nur nicht annimmt, dafs der Versicherungsvertrag nothwendig auf die Versicherung einer bestimmten, ihm vorhergehenden und selbst durch Vertrag gegründeten Verbindlichkeit gerichtet seyn müsse, was weder *Kant*, noch *Glück*, noch *Thibaut* u. s. w. behauptet haben.

Im II Titel folgt die Revision der Theorie des Pachtvertrags in zwey Abschnitten: 1) nach den römischen und deutschen Gesetzen; 2) nach dem baierischen Rechte, nach dem preussischen Landrechte und dem C. N. Um den Begriff vom Pacht auszumitteln und zu bestimmen, bemerkt der Vf., dafs die Deutschen den Pacht-, Dingungs- und Mieth-Vertrag, welche sämmtlich von den Römern unter dem einen Begriff der *locatio conductio* zusammengefafst wurden, unterscheiden. Der Ausdruck a) Dingungscontract wird, nach der Meinung des Vfs., gewöhnlich gebraucht, sobald von zu leistenden Diensten gegen Lohn in Geld, b) Miethcontract, wenn mehr von dem blofsen, in der einfachen Nutzung bestehenden Gebrauch einer Sache, und c) Pachtcontract, wenn von einer Übereinkunft des Eigenthümers einer unverzehrbaren Sache oder des Inbegriffs von Servituten und Rechten mit einem Andern über den Gebrauch und die, auch die Gewinnung einer Rente begreifende Nutzung derselben und alles dessen, was dazu gehört, die Rede ist. Ob der Sprachgebrauch in diesen Bestimmungen richtig beobachtet und unter Begriffe gebracht ist, will Rec. nicht entscheiden. So viel aber ist gewifs, dafs man 1) den Vertrag der Herrschaft mit dem Gesinde eben sowohl Mieth- als Dingungs-Vertrag nennt (wie diefs z. B. in dem preuss. Landrecht Th. 2. Tit. 5 geschieht), und dafs 2) die Vergütung der Dienste des Gesindes nicht in einem blofsen Lohn in Gelde besteht. — Bey der Eintheilung des, von dem Mieth- und Dingungs-Vertrage getrennten Pachtcontracts und der Darstellung der rechtsgültigen Bestimmungen desselben behauptet der Vf. zwar unter andern (S. 35. n. 3. S. 36. n. I), dafs Servituten an sich ein Gegenstand des Pachtvertrags seyn können, und (S. 42. n. 2) dafs das *Interdictum de migrando* dem Pachter zur Erhaltung eines freyen Abzugs, nach dem Pachte, zu Statten komme. Allein — diese Behauptungen sind den Gesetzen nicht conform. L. 44. *D. loc. cond.* (19. 2) sagt: *locare servitutem nemo potest*, und l. 1. §. 1. *D. de migrando* (43, 32): *Hoc interdictum proponitur inquilino. — Nam colono non competit.* Aufser der dem röm. Recht zum Grunde liegenden Ansicht des Pachtcontracts, als eines Consensualvertrags im Gegensatz der Realverträge, tadelt der Vf., dafs das röm. Recht 1) den Unterschied zwischen Civil- und Natural-Früchten beym Pacht geltend macht (nach l. 26. *D. loc. cond.*), 2) den Afterpacht auch ohne ausdrückliche Bedingung desselben zuläfst (nach l. 6. *Cod. de loc. cond.*), und 3) dem Käufer der verpachteten Sache erlaubt, den Pachter zu vertreiben, wenn der Käufer nicht unter der Bedingung, den Pachter seinen Pacht aushalten zu lassen, gekauft hat. — Dem allgemeinen Gesetzbuch für die preussischen Staaten rechnet es dagegen der Vf. zum Verdienste an, dafs es 1) den Afterpacht durch besondere Verordnungen Th. 1. Tit. 21. §. 313 und 314 einschränkt, und 2) die Distinction zwischen Natural-, Industrial- und Civil-Früchten nicht kennt; er tadelt aber, dafs jenes Gesetzbuch die Zeit der Abrechnung oder Zahlung des Pachtgeldes der des Miethgeldes gleichsetzt, und für beide jedesmal den Zeitraum eines einzigen Vierteljahres annimmt. — Der *C. N.* theilt, wie der Vf. anführt, den Mieth- und Pacht-Contract, Art. 1708, in einen Vertrag über Sachen und Dienste. In Bezug auf die erste Gattung des, die Miethe der Häuser und den Pacht der Landgüter enthaltenden Contracts ist besonders a) der Ausflufs der Pachtzeit, sofern die Contrahenten nichts bestimmen, in Gemäfsheit des Art. 1736, nach dem Ortsgebrauch zu bestimmen; b) die l. 9. *Cod. de loc. cond.* durch den Art. 1743 abgeschafft, und c) die Dauer der Relocation im Art. 1738 dem Ermessen des Richters überlassen. Die erste und dritte Bestimmung tadelt der Vf., indem er sich gegen die Gewohnheit als eine unerschöpfliche Quelle des Streits erklärt, und in dem Ermessen des Richters eine Potenz sieht, welche der Einheit und Gleichheit in der Anwendung der Rechte Eintrag thut. Der

zweyten Bestimmung hingegen ertheilt er seinen Beyfall. — Allein dass der Code Napoléon, wie der Vf. behauptet, die Dauer der Relocation, Art. 1738, dem Ermessen des Richters überläst, und, wie der Vf. §. 51 sagt, die Bestimmung der Zeitdauer übergebe, ist ungegründet. Die Relocation (hier, wie Art. 1776) der Miethe und dem Pacht gleichsetzend, worüber kein schriftlicher Contract vorhanden ist, verordnet der Code Napoléon Art. 1738, dass die Wirkungen der Relocation nach dem Artikel, der sich auf den nicht schriftlich verfassten Mieth- oder Pacht-Contract bezieht, beurtheilt werden sollen. Dieser Art. (1736) aber verordnet, dass ein Theil dem andern nur in den, durch Localgewohnheiten hergebrachten Fristen aufkündigen könne. Übrigens ist in diesem Artikel wiederum nicht, wie der Vf. sagt, die *Dauer* der nicht schriftlichen Pachtverträge durch Gewohnheit bestimmt, sondern nur die *Aufkündigungsfrist*. Wäre die Dauer des Pachtvertrags selbst bestimmt: so würde der Art. 1736 und 1738 mit dem Art. 1774 in Widerspruch gerathen. Denn wie könnte ohne einen solchen, dort die Dauer der Pachtzeit bey *Landgütern* und Häusern der Ortsgewohnheit überlassen, hier aber durch ein ganz anderes Princip (die Möglichkeit der vollkommenen Gewinnung der Früchte) bestimmt seyn? —

Die von dem röm. Recht und dem Code Napoléon aufgestellten Grundsätze in Ansehung des Remisses der Pachtgelder hält der Vf. §. 54 ff. zur Entscheidung jener grossen Controvers über diesen Gegenstand nicht geeignet, und behauptet, dass die Frage: Wenn findet Remission des Pachtgeldes Statt? — eine Aufgabe sey, deren Auflösung einzig dem Rechtsgelehrten angehöre, die aber der Gesetzgeber, ohne sich ins Doctrinelle einzulassen, nicht lösen könne. Zur Entscheidung jener bekannten Streitfrage stellt der Vf. folgende Grundsätze auf: 1) Wenn der Verpachter nur das nutzbare Eigenthum, und dieses nur auf eine bestimmte Zeit gegen den Pachtzins weggiebt: so fällt aller, die Substanz der Sache und die Früchte, ohne des Pachters Vorsatz und Verschulden, treffende Schade auf den Verpachter. 2) Die *mora* des Verpachters und Pachters ist entweder casuell, oder durch *dolus* und *culpa* bedingt. Ist sie casuell und die Früchte leiden Schaden: so tragen Pachter und Verpachter den Schaden mit einander; ist aber die Substanz der Sache beschädiget: so fällt der Schaden auf den Verpachter. 3) Wenn die Gesetze die Remission des Pachtgeldes auf den Verlust der Hälfte der Früchte beschränken, und jene sie nur in dem Falle zulassen, wenn die Früchte noch auf dem Felde stehen: so liegt der Grund von der ersten Bedingung darin, den Verpachter gegen Betrug des Pachters in Schutz zu nehmen, — der von der zweyten aber darin, weil die, von der Substanz der Sache getrennten Früchte völliges Eigenthum des Pachters geworden sind, und — so sey, behauptet der Vf., Doctrin und Gesetzgebung ausgesöhnt. — — In Ansehung dieses Theils der Abh. bemerkt nun Rec., 1) dass die Bedingung zum Erlass des Pachtgeldes (Verlust der Hälfte der Früchte durch Zufall, während dieselben noch auf dem Felde standen) nach dem Code Napoléon nicht bloss beym Pacht auf *mehrere* Jahre eintritt, wie man aus der Darstellung S. 74 entnehmen möchte; sondern auch, nach Art. 1770, bey dem Pacht auf *ein* Jahr. 2) Dass, nach dem C. N. keinesweges, wie der Vf. a. a. O. sagt, bey dem Pacht auf ein Jahr *nur dann*, wenn *über* die Hälfte der Früchte untergingen, die Rede von einem Remiss am Pachtgelde seyn könne; sondern dass der Art. 1770 verordnet, der Pachter solle keinen Pachterlass zu verlangen berechtiget seyn, wenn der Verlust der Früchte *unter* der Hälfte ist. 3) Dass die obige Beurtheilung der *mora* nicht ausser dem Umfange der Gesetzgebung liegt. *Dolus* und *Culpa*, die beiden, alle rechtswidrigen Handlungen umfassenden Formen, müssen, wenn sie einmal ergriffen sind, wie z. B. in gegenwärtiger Materie im Art. 1769 des C. N., auch wohl die durch Schuld bedingte *mora* unter und in sich fassen, und es ist Rec. nicht deutlich geworden, warum jene Controvers nur vom Rechtsgelehrten, — nicht vom Gesetzgeber — gelöset werden könne. Was aber des Vfs. Entscheidung jener Streitfrage selbst betrifft: so sieht 4) Rec. nicht ein, wie die (unter n. 1 u. 2) angegebenen Sätze unter einander zusammenhängen, und worauf deren Wahrheit ruhen soll. Zwar behauptet der Vf. von dem ersten jener Sätze (unter n. 1): *Darüber sey einmal die ganze Welt einig*; allein dass auch diess seine Richtigkeit nicht hat, hätte der Vf. aus Lib. V. Cap. VI. §. 2 u. 3 von *Sam. Puffendorfs Jus nat. et gent.* und aus *Georg Ludwig Böhmers Electis juris civil.* Exerc. X. §. XI genüglich ersehen können.

Im III Titel kommt der Vf. zur Revision der Theorie des Buchhandel-Contracts. — Wie viel die Gesetzgebungen in Hinsicht dieses Vertrags gethan haben, diess sagen sie selbst. Die römische Gesetzgebung kennt ihn nicht; die W. C. *Leopolds* II und *Franz* II berührt ihn Art. VII nur von ferne; wenig that das preuss. L. R. in den letzten Decennien des 18 Jahrhunderts, und der *Code Napoléon* schweigt ganz von jenem Contrat. Später erst erschien das kaiserl. Decret vom 5 Febr. 1810, welches neben verschiedenen polizeylichen Verfügungen für den Buchhandel und die Buchdruckerey auch die Rechte des Schriftstellers an seinem Geistesproducte (Tit. 6. n. 39) bestimmte. — Woher wohl diess eigenthümliche Schicksal einer Sache, deren Wichtigkeit unbestritten ist, im Gebiete der Legislation, bey den vielfältigen Discussionen über dieselbe, besonders über die Rechtmässigkeit des Nachdrucks, im Publicum? — — Dass der Verlagscontract bald als ein Speculationsvertrag (von *Rössig*), bald als *locatio conductio* (von *Bieltz*), bald als *mandatum* (von *Kant*) aufgefasst (und bald dem Kaufcontracte, bald aber auch nur einer Schenkung ähnelnd gefunden) wurde, ist bekannt. Mit Recht erklärt unser Vf. diese Ansichten, sofern sich eine jede derselben zur ausschliessenden zu erheben strebt, für falsch und einseitig. Er bemerkt, [illegible] das Verhältniss des Schriftstellers, der zum Publicum

spricht, nicht rein privatrechtlich, sondern zugleich das des Einzelnen zur Totalität, und in dem angeführten kaiserl- franz. Decret Tit. 3. n. 10 sehr richtig von dieser Seite aufgefasst sey. Den Charakter des Verlagscontracts bestimmend, sondert er diesen von dem durch ihn bedingten a) Buchhändler- und b) Commissions- Contract, mit der Bemerkung, dass jener den Charakter des Kaufs und Tausches, dieser aber den des Mandates in sich schliesst, und fasst besonders diess auf, 1) dass der Verlagscontract, sofern der Autor durch den Verleger zum Publicum spricht, als Bevollmächtigung erscheint, sich aber von dieser doch wiederum dadurch unterscheidet, dass der Verleger (*mandator*), nicht aber der Autor (*mandans*) das Honorarium zahlt, und der Erste, nicht aber der Letzte, den Gewinn vom Geschäfte erhält, nach l. 20 pr. l. 10, §. 2 u. 3. *D. Mand. vel contra* (17. 1); 2) dass, in sofern der Verleger, als *Usufructuar* von dem Product des Autors auftretend, in dem Verhältnisse des Pachters zum Autor als Verpachter erscheint, der Verlagscontract sich der *locatio conductio* der Römer anreihet, sich aber auch von dieser durch sein Object hinwiederum trennt, und dass 3) in sofern, als der Verleger nur ein *Usufructuar* von Früchten ist, für deren ungewissen Gewinn er das gewisse Honorar hingiebt, der Verlagscontract den Charakter des Speculationsvertrags ausspricht. Geleitet durch diese Momente wird nun vom Vf. der Begriff des Verlagscontracts — als einer Übereinkunft zwischen Schriftsteller und Buchhändler über das Recht des Letzteren, aus dem Abdruck einer Schrift oder eines anderen Geistesproductes, durch Vervielfältigung zum Zweck der Mittheilung von Ideen, einen Gewinn zu ziehen — angegeben, und sodann die Theorie jenes Contracts entwickelt. Unter den Hauptverbindlichkeiten des Schriftstellers gegen den Verleger zählt der Vf., der Wahrheit und Consequenz getreu, auch diese mit auf: „dem Verleger die Nutzung nicht zu schmälern, mithin auch mit keinem anderen Buchhändler über das nämliche Object einen Verlagscontract zu schliessen, so lange der erste noch dauert," — wodurch er sich von der Meinung derer trennt, welche dem Autor das Recht zugestehen, dasselbe Buch auch anderen Verlegern zur Vervielfältigung zu überlassen, darum, weil der Verleger, welcher sich das *ausschliessende* Recht zur Vervielfältigung des Buches *nicht stipulirt*, solches auch nicht habe. Ein bloss sachwalterisches Raisonnement! — Aus jener Hauptverbindlichkeit des Autors (dem Verleger die Nutzung nicht zu schmälern) entwickelt der Vf. insbesondere die näher bestimmte Pflicht des Schriftstellers, dass er selbst bey dem nämlichen Verleger weder eine neue Auflage, noch eine neue Ausgabe eher veranstalten könne, bis der ganze erste Verlag abgesetzt ist. — Da nun der Vf. bey Bestimmung der Pflichten des Verlegers gegen den Autor dem Ersten, wenn die Anzahl der Exemplarien unbestimmt geblieben ist, das Recht einräumt, die Schrift so oft aufzulegen, als die Nachfrage nach derselben dauert, und dennoch zugleich behauptet, dass es sich der Verleger gefallen lassen müsse, wenn der Schriftsteller mit einer neuen Ausgabe kommt, ehe der mögliche Nutzen von dem vorhandenen Verlage gezogen ist: so kommt man hier allerdings ins Gedränge. — Wie kann im Reiche des Rechts und der Pflicht, wo jenes immer da anfängt, wo diese aufhört, und umgekehrt, der Autor da ein Recht haben, wo ihn das Recht des Verlegers einschränkt, und der Verleger eine Pflicht gegen den Autor, wo dieser kein Recht hat? — — Für den Fall, dass der Schriftsteller eine neue Ausgabe vor dem gänzlichen Absatz des vorhandenen Verlags veranstaltet, unterscheidet der Vf. zwey Fälle: entweder geschieht diess beym Verleger der vorigen Ausgabe, oder bey einem anderen Buchhändler. *Dort*, sagt er, kann man nicht mit dem preuss. Landr. behaupten, dass der Autor schuldig sey, die noch vorhandenen Exemplare des vorhergehenden Verlags dem Verleger um den Ladenpreis in baarem Gelde abzukaufen, sondern der Autor bekommt vom Verleger eher kein Honorar, als bis dieser aus dem Verkaufe des neuen Verlags so viel gelöset hat, als er durch die liegengebliebenen Exemplare des vorigen Verlags verlor. — *Hier* aber mag die Bestimmung des preuss. Landr. auf den Schriftsteller allerdings angewendet werden. Diese Entscheidung gründet der Vf. einer Seits auf das Recht, anderer Seits auf die, das Beste der Wissenschaften schützende Politik. Zu bemerken ist es übrigens, dass das preuss. Landr. 1 Th. 11 Tit. §. 1019 die Verordnung: der Autor ist schuldig, dem Verleger die noch vorhandenen Exemplarien von dem vorhergehenden Verlage um den Ladenpreis in baarem Gelde abzukaufen, — keinesweges von dem obigen ersten Falle ausspricht, wie es der Vf., seiner Äusserung gemäss, genommen hat, sondern nur von dem letzten Falle (mit den Worten: in einem *andern* Verlage).

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Leipzig*, in der schäferischen Buchhandlung: *Adolphine, Gräfin von Noor*, von *Peter Blau*. Zwey Theile mit einem Kupfer. 1803. 187 S. 8. (1 Rhlr. 6 gr.) In der kurzen Vorerinnerung sagt der Vf., dass Ereignisse in der wirklichen Welt zu einem Theile der in diesen Blättern enthaltenen Briefe den Stoff hergegeben hätten, und dass das Ganze durchaus deutschen Ursprungs wäre. Wir glauben Beides, und setzen hinzu, dass die hier erzählten Begebenheiten sonderbar genug, und die Einkleidung gut genug sey, um einmal gelesen zu werden. Wir würden mit der Einkleidung noch mehr zufrieden seyn, wenn der Vf. für lauter Bestreben, natürlich zu seyn, nicht bisweilen etwas gar zu natürlich oder, um das richtige Wort zu brauchen, unnatürlich geworden wäre.

Frch.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

JURISPRUDENZ.

LANDSHUT, b. Krüll: *Beyträge zur Revision der Theorieen des Pacht- und Buchhandel-Contracts mit besonderer Rücksicht auf die neueren französischen Gesetze*, bearbeitet durch *Joseph Duprée*, u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Bey der Beurtheilung des so vielfältig verworfenen und vertheidigten Nachdrucks (dessen völlige Unterdrückung in den vorgedachten Wahlcapitulationen, deren nirgends, besonders S. 107 nicht, gedacht worden ist, in Frage stand), geht der Vf. von dem Rechte des Schriftstellers, sich mit Sicherung gegen allen Schaden mitzutheilen, aus, und unterscheidet den Nachdruck einer solchen Schrift, welche einmal schon Gemeingut geworden ist, von dem Nachdruck einer solchen, bey der diess der Fall nicht ist, sondern welche sich noch im Privateigenthume befindet, das der Vf. mit Recht dem Schriftsteller ursprünglich zuschreibt. Im ersten Falle erklärt er den Nachdruck für erlaubt; im zweyten Falle hingegen für verboten. Der verbotene Nachdruck aber, sofern der Nachdrucker zum Publicum spricht, ohne dazu berechtiget zu seyn, ist von dieser nicht rein privatrechtlichen Seite, ohne Falsum oder Plagiat, ein Polizeyvergehen und mit Geld und Confiscation zu bestrafen, mit Falsum oder Plagiat hingegen ein Verbrechen und mit Strafarbeitshaus zu verpönen. Von der rein privatrechtlichen Seite gründet der verbotene Nachdruck die Klage auf Schadenersatz, und er erscheinet zugleich als Entwendung, wenn er die Officin oder des Autors Namen ändert. — So richtig nun diese Beurtheilung des Nachdrucks seyn mag: so ist doch das Princip derselben (das Recht des Schriftstellers, sich mit Sicherung gegen *allen* Schaden mitzutheilen —) zu unbestimmt und allgemein aufgegriffen, und es würde in dieser Form auf Folgen führen, zu denen man sich nicht hergeben könnte, z. B. zu der, dass das Publicum wenigstens so viel kaufen müsse, als zur Deckung des Aufwandes beym Verlag nöthig ist u. s. w.

In Ansehung der, nach dem Obigen von dem Verlagsvertrage verschiedenen, Buchhandler- und Commissionar-Contracte bemerkt der Vf. unter andern, dass sie, da sie auf einem reinen Mercantil-Verhältnisse beruhen, den Gegenstand eines Handels-Codex ausmachen, während der Bücherverlagscontract als Gegenstand eines allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches anzusehen sey. — Den verewigten *Kant* beschuldigt der Vf. am Schlusse seiner Abh. (S. 119. §. 99), dass er den, eine zwiefache Vollmacht in sich schliessenden Commissionsvertrag zwischen dem Schriftsteller und Buchhändler mit dem Verlagscontracte, kraft des für ihn unauflöslich gewesenen Knotens der Unterscheidung jener Vollmachten, verwechselt und, dadurch bewogen, den Verlagscontract einen Mandatsvertrag genannt und ihm seinen eigenthümlichen Charakter abgesprochen habe. Wie grundlos aber diese Beschuldigung ist, sieht Jeder ein, der es nicht unbemerkt lässt, dass *Kant* (in der Abh. von der Unrechtmässigkeit des Büchernachdrucks vom J. 1785, und in den metaph. Anfangsgr. der Rechtsb. S. 128) nicht die Theorie vom Verlagscontracte, sondern lediglich den Satz ausführt: *Der Büchernachdruck ist von Rechtswegen verboten*, — und dass er, um diess zu bewirken, den Verlagscontract nur als Mandat zu erwagen brauchte und wirklich erwogen hat, dass sich aber darauf, dass der königsberger Weltweise nicht weiter ging, die Behauptung gar nicht gründen lässt, jener Knoten sey für den grossen Mann unauflöslich, und die ihm vom Vf. Schuld gegebene Verwirrung in seinem Kopfe gewesen.

Die Deductionen der Mangelhaftigkeit der vom Vf. zur Revision genommenen Verordnungen des römischen, bairischen, preussischen und französischen Rechts, — ferner die mit ihren Gründen verbundenen Grundsätze und Maximen, welche der Vf. der positiven Sanction für würdiger hält, sind zu einer ausführlichen Darstellung nicht geeignet. Rec. versichert daher nur im Allgemeinen, dass die Abhandlung in dieser Hinsicht, so wie überhaupt, nicht ohne Werth ist und für des Vf. Talente und Kenntnisse ein ehrenvolles Zeugniss giebt. Schade nur, dass sie nicht in einem reinen und gefälligen, sondern oft unbeholfenen und durch Sprachfehler entstellten Vortrage geschrieben ist, der nicht selten den Gedanken verbirgt (z. B. im 1 Th. 1 Absch.), statt ihn und dessen Streben zur organischen Verbindung im System dem Leser zu enthüllen und sichtbar zu machen.

p. ζ. r.

SALZBURG, in der mayrischen Buchhandl.: *Über die Rechtmässigkeit der Ehescheidung.* Nach einer zum Theil neuen Ansicht. 1812. 126 S. 8. (8 gr.)

Bekanntlich hat die von der französischen Gesetzgebung ausgesprochene Auflösbarkeit des Bandes der

Ehe, und der Beyfall, welchen das baierische Gouvernement den in diesem Puncte von der französischen Gesetzgebung angenommenen Grundsätzen gegeben hat, mehrere Schriften über die Frage veranlasst, *in wie weit sich nach den Grundsätzen der katholischen Kirche und des katholischen Kirchenrechts die Annahme jener Grundsätze rechtfertigen la e.* Es haben sich mehrere Stimmen für und wider diese Frage vernehmen lassen, und der Streit ist zwar noch nicht beendiget; doch der verständigere Theil der Sprecher scheint sich zur Affirmative zu bekennen. Diess thut auch hier der Vf. Er setzt den vernunftmässigen Zweck der Ehe in die Fortpflanzung des Menschengeschlechtes (S. 14), oder die Erzeugung und bestmöglichste Erziehung neuer menschlicher Individuen (S. 12), und glaubt, da sich dieser Zweck nicht anders als mittelst eines auf Lebenslang eingegangenen ehelichen Vertrages realisiren lasse, und ein gemeinschaftliches vernünftiges Zusammenleben und Zusammenwirken der Ehegatten erfodere, in und nach der Idee sey zwar die Ehe allerdings unauflösbar, — worin er allerdings nicht Unrecht hat —; allein da in der Wirklichkeit die Vernunft im ehelichen Leben nicht immer die Herrschaft übe, welche sie nach der Idee, dem Zwecke und dem Wesen der Ehe, hier üben solle: so sey in allen Fällen, wo jener Zweck nicht erreicht werden könne, die Ehe allerdings für auflösbar zu achten, und wirklich aufzulösen, wenn das Wesen derselben, die Erzeugung und Erziehung neuer menschlicher Individuen und die freye Einwilligung in den Vertrag ihr Ende erreicht haben. Die Verweigerung dieser Auflösung, oder der Erklärung, dass eine solche Ehe aufgelöset sey — meint der Vf. (S. 69), nicht mit Unrecht —, sey eine Zumuthung, man solle das, was nicht ist, für etwas Wirkliches achten; man solle eine solche Ehe, die ihrem Wesen nach ein Ende genommen hat, für noch bestehend achten, und also anders denken und urtheilen, als es das Wesen der Sache selbst fodert. Jeder Zwang, in einer solchen, materiell aufgelöseten Ehe zu leben, sey der Natur der Sache widerstrebend, und daher widerrechtlich. — Seiner Ansicht vom Zwecke der Ehe gemäss stellt dann der Vf. (S. 87 folg.) folgende Ehescheidungs-Gründe auf: 1) Unvermögen zum Erzeugungsgeschäfte, und zwar ohne Unterschied, diess Unvermögen mag schon vor der Ehe vorhanden gewesen, oder erst während derselben entstanden seyn; 2) Unfruchtbarkeit eines oder beider Theile in Hinsicht auf Erzeugung, wenn sie schon mit dem Eintritt in die Ehe beginnt; 3) Mangel an Fähigkeit zur Erziehung der Kinder, und insbesondere der vorhergehende Mangel an Nahrung für Ältern und zu erwartende Kinder; 4) Mangel an vernünftiger Liebe, weil in diesem Falle die Erziehungsfähigkeit fehlt; 5) Stumpf- und Blöd-Sinn, und überhaupt Unwissenheit in alle dem, was zu einer vernünftigen Erziehung gehört, wenn diese Unwissenheit nicht bis zur Periode der beginnenden Erziehung gehoben werden kann; 6) Sittenlosigkeit und Sittenverderbniss des einen Theils; 7) Excesse, Misshandlungen, oder Beleidigungen, welche sich Eheleute, oder ein Theil dem andern zufügen; 8) Ehebruch, sowohl von Seiten des Mannes, als von Seiten der Frau; 9) Irrthum in der Person; 10) Mangel der vollständigen Einwilligung in die Ehe von der Seite eines Theils; 11) Gesetzwidrigkeit der Ehe. Übrigens meint der Vf. (S. 100), dass in allen den Fällen, wo die Ehe wegen Mangel an Erziehungsfähigkeit aufgelöset werden könne, der Staat von Amts wegen eingreifen, und solche Menschen von einander trennen sollte; worin er uns indessen zu weit zu gehen scheint. Denn der Staat kann nichts weiter fodern, als ordentliche Erziehung der Kinder, und diese ist in so manchen Fällen auch ohne Mitwirkung der Ältern möglich; der Staat kann also rechtlicher Weise nichts weiter fodern, als dass solche Ältern, welche ihre Kinder nicht *selbst* erziehen können, sie durch andere besser geeignete Personen erziehen lassen. — Was der Vf. über die Rechtfertigung seiner Grundsätze gegen die ihm entgegenstehende Meinung der Kanonisten und die Lehren der katholischen Kirche sagt, enthält nichts Neues; es ist nichts weiter als die Rechtfertigung des ausgedehnten Sinnes des Ausdrucks *πορνεία*, worauf hier Alles ankömmt. Er selbst nimmt den Ausdruck in dem Sinne, in welchem ihn schon längst die protestantischen Exegeten angenommen haben.

Z.

Osnabrück, b. Blothe: *Theoretisch-practische Abhandlung der Rechtslehre von der Gewohnheit.* Durch *Joh. Nic. Korn. Guilleaume*, der R. D. und Gograf zum Harkotten im Hochstift Münster. Zweyte vermehrte und vom Vf. selbst ins Deutsche übertragene Ausgabe. 1801. 160 S. 8. (12 gr.)

Diese Schrift kann in keiner Rücksicht als eine Theorie des Gewohnheitsrechtes, wie sie seyn sollte, angesehen werden. Ihr Vf. gab im J. 1796 eine akademische Gelegenheitsschrift über die Gewohnheit heraus. Eine *schmeichelhafte* (!) Recension derselben in der A. L. Z. veranlasste ihn nun, laut seiner kurzen Vorrede, dieselbe umzuarbeiten und mit ansehnlichen und nöthigen „*Zuwächsen*", wie er sich ausdrückt vermehrt, auch besser geordnet, in deutscher Sprache herauszugeben. Wir müssen aber bekennen, dass wir in vorliegender Schrift nicht allein eine zweckmässige Anordnung, sondern auch, was die Hauptsache ist, den Geist der Prüfung, eine kritische Würdigung der gemeinen Lehre, eine Festsetzung der Principien, besonders eine Bestimmung der Brauchbarkeit oder Unbrauchbarkeit der Beweisstellen im fremden Rechte, die Dogmengeschichte, und endlich Bestimmtheit und Klarheit der Grundbegriffe gänzlich vermissen, und dass sonach mit dieser, nur durch rohen Stoff vervollständigten Abhandlung in der Hauptsache nichts gewonnen worden sey. Der Vf. scheint allein, oder doch mehr für die Menge der Materialien, als für ihre Bearbeitung besorgt gewesen

zu feyn, denn Spuren des Denkens, Zweifelns und Prüfens find hier nicht zu entdecken. Wir liefern den Beweis. In der Einleitung findet man von dem, was man wohl zu erwarten berechtigt war, nichts, dagegen aber defto mehr leere und fchiefe Bemerkungen. Z. B. „Mit der Menfchheit hat das Gewohnheitsrecht gleiches Alter," und: „Noch heuer (!) macht die Anzahl der in Deutfchland allgemein üblichen, fowohl als befonderer Localgewohnheiten einen nicht unbeträchtlichen Theil der deutfchen Jurisprudenz aus." Die Abhandlung befteht aus V Hauptftücken, in welchen a) Vorbegriffe, b) die Erfoderniffe zur Einführung einer Gewohnheit, c) die Rechtsfätze über die Wirkung und Abfchaffung derfelben, d) die Lehren vom Beweife der Gewohnheit, und e) fogenannte angrenzende Gattungen, als Nichtgebrauch, Sitte und Gebrauch, Obfervanz, Gerichtsbrauch, *praejudicia*, *doctrina forenfis* und gemeine Meinung, vorgetragen werden. Wir überfehen den gänzlichen Mangel eines logifchen Grundes für diefe Stellung der Materien, vergeffen es, dafs gerade das letzte Capitel den Platz des erften einnehmen follte, und bemerken nur, dafs in den fogenannten Vorbegriffen keine Begriffsbeftimmung des ungefchriebenen Rechts gegeben, das Verhältnifs deffelben zu dem entgegenftehenden nicht feftgefetzt, und dafs, als die zweyte Hauptart deffelben, das *jus traditum* genannt wird. Das Wort Gewohnheit foll vierzehn verfchiedene Bedeutungen haben, welche auch in eben foviel §§. angegeben werden. Unter diefen foll aber folgende, feltfam genug, die Hauptbedeutung feyn. Gewohnheit ift „ein ungefchriebenes gefetzliche Kraft habendes Recht, welches der Gebrauch des Volks unter vermutheter ftillfchweigender Genehmigung des Gefetzgebers eingeführt hat." Der Vf. häuft übrigens alle Eintheilungen des G. Rechts, die je von müffigen Köpfen erfonnen wurden, und giebt fo, ohne alle Reflexion und Warnezeichen, falfche Münze für gute aus. Die Gewohnheit ift, nach des Vfs. Irrlehre, entweder allgemeine oder befondere, rechtseinführende oder rechtsauslegende, verbeffernde oder abfchaffende, verbindende oder erlaubende, öffentliche oder Privat-Gewohnheit!! — Jede Gewohnheit beruht auf fünf Erfoderniffen. Sie find nach der Ordnung des Vfs. folgende: Die Einwilligung des Gefetzgebers, die Zeit, die Handlungen, die Vernunftmäfsigkeit und die Einwilligung des Volks. Wir enthalten uns, das Irrige und die Verkehrtheit diefer Anficht zu rügen, denn fie fpringt von felbft in die Augen, und geben den Reft unferes Befundfcheins. S. 27 heifst es: „Die Einwilligung des Gefetzgebers ift ftillfchweigend und wird vermuthet."! Dem 35 §. zufolge ift die vermuthete Wiffenfchaft und die ftillfchweigende Einwilligung des Fürften und des Volkes das Princip, welches den Richter bey Beftimmung der zur Begründung einer Gewohnheit erfoderlichen Zeit leiten foll. — Irrthum vernichtet jede angebliche Gewohnheit, fagt der Vf. im 31 §. Hat er denn nicht erwogen, dafs jede Gewohnheit die Tochter des Irrthums feyn müffe, da die Meinung der moralifchen Nothwendigkeit einer Nichtregel eben ein Irrthum ift? — Ganz feltfam ift auch die Art, wie fich der Vf. bey dem Beweife feiner Sätze benimmt. *Regulae juris*, aus ihrer Urverbindung geriffen, gefetzliche Waidfprüchlein und Stellen aus *Gail*, *Lauterbach*, *Brunnemann*, *König*, *Greneck*, *Pehem*, *Pichler* und Conforten wechfeln unter einander ab, und haben Beweiskraft. Eine Exegefe ift allenthalben nicht zu finden. Man vergleiche S. 58. 48. 62. 78, in welcher letzteren Stelle die l. 2. C. *quae fit long. confu*, aus II. *F. r.* erklärt wird. — Bey der Beftimmung deffen, was bey der Gewohnheit Vernunftmäfsigkeit ift, ahnet dem Vf. nicht einmal von fern, dafs man dabey auf die Theorie des Zweckes und der Grenzen der gefetzgebenden Macht überhaupt fehen, und die Winke eines *Erhard* oder *Weber* befolgen müffe. Der Vf. machte fich die Unterfuchung viel leichter, indem er folgenden Satz ausfprach: „Handlungen, welche dem göttlichen, natürlichen, oder pofitiven Rechte, dem gemeinen Völkerrechte (?), den guten Sitten, der öffentlichen Frömmigkeit (!), dem Wohl des Staates oder der Kirchen mit boshafter Stirn entgegenftreiten, können nie eine Gewohnheit erzeugen." — Unbedenklich wird S. 91 behauptet, eine Gewohnheit fey auch dann rechtlich, wenn fie einem mit der Claufel: *non obftante confuetudine futura*, verfehenen Gefetze widerftreite. — Was der Vf. über die der Gewohnheit ähnlichen Inftitute vorträgt, ift durchaus gemeine, verlegene Waare, wie er fie bey *Hunnius*, *Farinacius*, *Tartagnus* und ähnlichen Autoren vorfand. Ein Princip, als Kriterium des Wahren und Irrigen, hat er nirgends aufgeftellt, und fogar *Hufeland's* und *Haus* hieher gehörige Schriften blieben ihm unbekannt. Die Schreibart des Vfs. ift, wie das ganze Werk, der Manier der deutfchen juriftifchen Schriftfteller im 17ten Jahrhunderte nachgebildet.

V. z. B.

KLEINE SCHRIFTEN.

JURISPRUDENZ. *Berlin*, b. Salfeld: *Verfuch einer Revifion der Lehre vom Übergang des Brautfchatz-Privilegiums auf die Defcendenten der Ehefrau.* Von *Karl Albert v Kamptz*, Reichs-Kammergerichts-Affeffor 1811. 62 S. 8. (8 gr.) Die Rechtsgelehrten find zwar darüber einig, dafs das Vorzugsrecht des Brautfchatzes der Ehefrau bey ihrem Leben zuftehe, und dafs, nach ihrem Tode, die ftillfchweigende Dotal-Hypothek auch den Erben derfelben gebühre; aber uneinig find fie darüber: *Ob das Dotal-Privilegium auf die Erben der Ehefrau übergehe.* — — Abgefehen von der Singularität des von dem Vf. §. 4. S. 16.*) angeführten *Petr. Vanderan* und *Brunnemann*, verfagen Einige Rechtsgelehrte den Vorzug das

privilegirten Hypothek zwar den fremden Erben der Ehefrau, gestehen ihn aber den Leibes-Erben derselben, mögen sie nun mit einer Stiefmutter oder mit Stiefgeschwistern concurriren oder nicht, mithin in jedem Falle (sowohl gegen diese, als gegen andere Gläubiger) zu; Andere versagen diess Privilegium selbst den Leibes-Erben der Ehefrau, ausgenommen den einzigen Fall der Concurrenz mit der Stiefmutter oder mit den Stiefgeschwistern, in welchem sie es ihnen zugestehen; *Andere* endlich gestehen jenes Privilegium allen Erben der Ehefrau, mögen sie nun fremde oder Leibes-Erben derselben seyn, (*indistincte*) zu.

Ein einzelner Rechtsfall veranlasste den Vf., diese Controvers genauer, als bisher geschehen, zu untersuchen, und dieser Untersuchung haben wir den vorliegenden Versuch einer Revision der Lehre vom Übergang des Dotal-Privilegiums auf die Descendenten der Ehefrau zu verdanken. — Die *erste* von den (drey) angeführten Meinungen ist die, in den Gesetzen, gegründete, und ihre Vertheidigung der Zweck der gegenwärtigen Abhandlung.

Der Vf. setzt zuerst die verschiedenen Perioden fest, in welche die, über jene Streitfrage vorhandenen Gesetze fallen. In diesem glücklichen Gedanken, jene Perioden bestimmt zu sondern und aus einander zu halten, ruht zugleich die Bestimmung der Sphäre der vorhandenen, durch ihre Abweichungen von einander jene Controvers veranlassenden Gesetze und die Basis zur richtigen, die bisherigen verschiedenen Meinungen widerlegenden und vereinigenden Ansicht der Sache. — Die Gesetze aus der I Periode — bis zum J. 530 ertheilten dem Brautschatz kein hypothekarisches, sondern nur chirographarisches Recht, verbunden mit dem *privilegio exigendi*, welches, seiner Natur nach, als ein blofs persönliches Vorzugsrecht, auf die Erben der Ehefrau nicht überging; die Gesetze aus der II Periode, vom J. 530 — 531, verbanden mit dem Brautschatz, statt des vormaligen, blofs persönlichen, *privilegii exigendi* ein dingliches, auf die Erben der Ehefrau übergehendes, Hypotheken-Vorzugsrecht; die Gesetze aus der III Periode, vom J. 531 an, erweiterten endlich das, mit dem Brautschatz bisher verbunden gewesene Vorzugsrecht vor den jüngern Gläubigern des Ehemannes zu einem Vorzugsrecht vor allen (auch älteren) Creditoren desselben mit den ausdrücklichen Bestimmungen: a) dass diess Vorzugsrecht auch den Kindern der Ehefrau, keinesweges aber den fremden Erben oder den Gläubigern derselben ertheilt seyn solle; b) dass diess Vorzugsrecht des Brautschatzes von der zweyten Frau gegen die erste oder deren Kinder nicht in Anspruch genommen werden könne.

Mit der Darstellung und näheren Ausführung des Inhalts der Gesetzgebung in diesen Perioden verbindet der Vf. die Dogmengeschichte in besonderer Rücksicht auf die Meinungen der Rechtsgelehrten, die Praxis der Gerichtshöfe und neuere Gesetzgebung. Merkwürdig ist es auch hier, zu sehen, wie sich der Genius der Wahrheit in den Dogmen der früheren und der Praxis aller Zeiten sichtbar erhielt, und wie derselbe nur in den Dogmen der späteren Zeit, besonders bey dem vom Vf. §. 7 S. 22. angeführten *Dabelow*, im Kampf mit dem (eigenen und fremden) Widerspruch, dem Zweifel und der Unselbstständigkeit sich dem Blicke der Forscher bald mehr, bald weniger entzog. —

Von dem Gesichtspunct aus, welchen der Vf., durch Beschränkung der hier einschlagenden, von einander abweichenden Gesetze auf ihre Perioden, ergriffen hat, nimmt nun die Analyse der hier entscheidenden Gesetze ihren eben so sicheren und befriedigenden Gang, als die Kritik der, der Meinung des Vf. entgegengesetzten Meinung seiner Gegner. Das Resultat der Analyse der hier einschlagenden Gesetze ist kein anderes, als diess: dass das Prälationsrecht des Brautschatzes auf die Nachkommen der Ehefrau, in und ausser dem Falle der Concurrenz mit einer Stiefmutter, übergehe und denselben nicht allein gegen die Stiefmutter und deren Kinder, sondern auch gegen alle übrigen Gläubiger des Vaters mit eben der Kraft und Stärke zustehe, mit welcher dasselbe ihrer Mutter, wenn sie noch lebte, zuständig seyn würde. — Die Kritik der, dieser entgegengesetzten Meinung ist gegen die verschiedenen Argumente derselben gerichtet; sie sind: 1) Hass gegen die zweyte Ehe; 2) *L. un. C. de privilegio dotis*; 3) Analogie des ehemaligen *juris exigendi*; 4) *L. 12. C. qui potiores in pignore* und 5) §. 29. *I. de actionibus*. Die Gründe unter 1 und 3 sind leer — das erste Argument ruht zum Theil auf der *petitio principii*, dass das Dotalprivilegium *de regula* nicht auf die Erben übergehe, was doch grundlos ist, und das dritte ist, bey den vorhandenen klaren Gesetzen, eben so überflüssig, als unzulässig zugleich. Das in der *L. un. C. de privil. dotis* enthaltene Rescript des *Severus* und *Antoninus* aber spricht nur von dem, damals (im J. 210.) mit dem Brautschatz verbundenen, blofs persönlichen, auf die Erben der Ehefrau nicht übergehenden *privilegio exigendi*, aber nicht von dem, 329 J. nachher allererst an dessen Statt eingeführten, dinglichen Vorzugsrechte. *L. 12. C. qui potiores in pignore* ist, wie der Vf. überzeugend nachweiset, von den Gegnern desselben gemissdeutet worden. Denn die, in diesem Gesetz gemachte Ausnahme enthält offenbar keine Bedingung des Eintritts und der Statthaftigkeit des Dotalprivilegiums, sondern lediglich eine Bestimmung derjenigen Gläubiger, gegen welche diess Privilegium Statt haben soll, und eine Ausnahme der Statthaftigkeit dieses Privilegiums in Ansehung des Brautschatzes der zweyten Ehe. Im §. 29. *I. de actionib.* tritt *Justinian* blofs als Referent seiner eigenen (früheren) Gesetzgebung auf, und es muss daher diese Relation, insbesondere das, im Gegensatz von *Extraneus* gebrauchte Wort: *mulier* — im Sinne jener (referirten, früheren) Gesetzgebung genommen, nicht aber blofs auf die Ehefrau (im Gegensatz gegen ihre Leibes-Erben) eingeschränkt, sondern von deren Leibes-Erben mit verstanden werden (*referens — relatum*), zumal da ausserdem diese Stelle der Institutionen mit den früheren Gesetzen in keinem systematischen Zusammenhang erklärt werden könnte. Denjenigen aber, welche dieser, vom Vf. näher und bestimmter, auf eine vollkommen genügende Weise, nachgewiesenen Interpretation dennoch nicht beytreten wollten, würde es doch nicht entgehen können, dass, im Falle eines wirklichen Widerspruchs der Institutionen mit dem Codex und den Novellen, der Codex und besonders die *Nov. 91.* c. 1 (welche ganz klar vom Übergang des Dotalprivilegiums, auf die Kinder der Ehefrau spricht) den Institutionen derogire, und mithin die, auf jene Gesetzstelle gegründete Meinung aus diesem Grunde unhaltbar seyn würde.

Mit Recht behauptet der Vf., dass wenige Dogmen des Privatrechts so sehr, wie diese Lehre, die Nothwendigkeit beweisen, die römische Gesetzgebung ihrem ganzen Umfange nach und mit Unterscheidung der verschiedenen Zeitalter zu studiren; dass wenige so sehr, wie diese Dogmen, beweisen, zu wie grossen und gefährlichen juristischen Anachronismen die Unterlassung dieses Studiums führt.

Diese Schrift, welche ihren Gegenstand zwar kurz, aber gediegen und vollständig bearbeitet, und viele interessante Momente, welche hier nicht berührt werden konnten, zur Bestärkung der Meinung des Vfs. enthält, ist besonders im zweyten Capitel reichhaltig an literarischen Nachweisungen, und verräth allenthalben eben soviel gewissenhaften Fleiss und Gelehrsamkeit, als Scharfsinn und Gewandtheit des Geistes. Die Lectüre derselben hat uns Vergnügen und Belehrung gewährt, und wir können dieselbe mit Überzeugung als Gewinn für die Wissenschaft empfehlen.

p. ς. r.

F O R T S E T Z U N G E N.

Tübingen, b. Heerbrandt: *Magazin für deutsche Elementar-Schullehrer, Ältern und Erzieher.* Herausgegeben von *Philipp Jacob Völter.* I Band 1 Stück, Auch unter dem Titel: *Theoretisch-praktisches Handbuch für deutsche Schullehrer und Erzieher.* VI Band 1 Stück. 1813 VI u. 157 S. 8. (8 gr.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

MEDICIN.

Berlin, b. Braunes, von 1809 an b. Hitzig: *Archiv für praktische Medicin und Klinik*, herausgegeben von Dr. *Ernst Horn* u. s. w. 1808 bis 1812.

(*Fortsetzung der S. 114 No. 63 abgebrochenen Recension.*)

Aus dem VI Bde. zeichnen wir aus: I. *Über Erkenntniss und Behandlung der mit Hernien complicirten Hydrocelen*, v. HR. *Schreger* zu Erlangen, und II. *Über die Entstehung der Form der Hornhautstaphylome*, v. Prof. *Spangenberg* in Braunschw., zwey vortreffliche chirurgische Abhandlungen! III. *Einige Fälle von temporärem Verlust des Bewusstseyns und der Empfindung bey sonst gesunden Individuen*, v. GR. *Heim* in Berlin. Unter der Regierung des Kaisers *Paul* wurde der Kaufmann *Löhnig* aus Greifenberg in Schlesien denuncirt, dass er die Schiffe im Hafen zu Petersburg habe in Brand stecken wollen, und darauf hin zu einer Strafe von 175 Knutenhieben verdammt, die Tags darauf vollzogen werden sollte. Zugleich mit ihm bekam ein Verurtheilter 20, ein zweyter 30 Hiebe, welchen L. sterben und todt wegschleppen sah, ein dritter 50, welchen L. in einem, dem Tode ähnlichen Zustande von den Executoren mit den Füssen wegstossen sah. Jetzt bekam L. seine 175 Hiebe, es wurden ihm beide Nasenlöcher aufgerissen und die Stirne gebrandmarkt. Von allem diesem behauptet L. nichts gefühlt zu haben. — Ein junger Mensch sollte enthauptet werden. Auf dem Richtplatze wurde er begnadigt. Er erzählte, er erinnere sich lebhaft, wie er in der Ferne den Galgen und die Menge Neugieriger gesehen habe, aber nicht, wie er zum Richtplatze selbst gekommen sey, Gnade erhalten habe und zurückgekommen sey. — Ein Soldat bekam wegen eines Verdachts von 2 Unterofficieren 50 Prügel, die er empfing, ohne sich zu rühren. Als die darüber erstaunten Unterofficiere aufhörten, sagte der Misshandelte zu dem commandirenden Officier: Ich bitte sehr um Verzeihung, dass ich in Ihrer Gegenwart eingeschlafen bin! — Ein sehr gescheuter und solider Scharfrichter, welcher über 100 Executionen verrichtet, versicherte dem Vf., dass unter 10 Delinquenten kaum Einer sey, welcher kurz vor seinem Tode noch Bewusstseyn und Empfindung zeige; nie habe er auch an dem vom Kopfe getrennten Körper die geringste Bewegung, die kleinste Zuckung oder Krampf an irgend einem Gliede bemerkt. IV. *Über die Herbstruhr* im J. 1808, v. Herausg. Der Vf. meint, die Kenntniss der Behandlung dieser Krankheit sey so sehr berichtigt, dass es jetzt nicht mehr schwer sey, im häufigsten Falle dem tödtlichen Ausgange vorzubeugen, wenn die Hülfe nicht zu spät gesucht werde. V. *Fragmente aus den Annalen des Charitéhauses. Einige Fälle von schnell geheiltem Synochus, nach einer sehr einfachen Methode.* Eigentlich nach keiner Methode; nämlich durch warme Bäder, einige Tropfen Schwefelsäure, Liquor anodynus oder Kamphergeist! Wenn man diess liest, und auf der anderen Seite so viele Recepte mit den ungeheuersten Gaben der flüchtigsten Reizmittel überladen sieht: so sinkt der Glaube an die Kunst zu heilen leider sehr tief! *Valerianaklystiere*, ein treffliches Mittel bey den hartnäckigsten Durchfällen, Ruhren und Stuhlzwang. *Über die Anwendung des essigsauren Bleyes in colliquativen Durchfällen*, in 10 Fällen ganz fruchtlos. *Miscellen. Urtheil eines edinburger Recensenten über einige neuere Producte der naturphilosophischen Medicin* oder vielmehr der Hnn. *Ackermann* und *Ritter*. VIII. *Merkw. Evolutionsgeschichte einer glücklich geheilten Raserey, nebst einem, etliche kritische Bemerkungen enthaltenden Vorläufer* (!), v. D. *Weber* zu Pirmasens. Im Vorläufer wiederholt der Vf. einen Satz, welcher, so oft er auch schon ausgesprochen worden ist, dennoch nicht oft und nicht laut genug gesagt werden kann, dass nämlich Versuche und Beobachtungen, nebst richtigen aus denselben abgeleiteten Folgerungen, die Medicin weiter bringen, als alle mit üppigem Dichterschmuck luxurirenden Systeme der naturphilosophischen Schule; dass diess ganze System auf ungewissen, unerkennbaren Grundsätzen beruhe; dass der Grund aller naturphilosophischen Auswüchse in dem missverstandenen Satze der Transscendentalphilosophie liege, die Natur sey der sichtbare Reflex unseres Geistes; dass endlich (für den Arzt) die Erregungstheorie bis jetzt noch den Vorzug behaupte. Die Krankheitsgeschichte ist wirklich interessant; sie führt zu inniger Theilnahme an den Leiden der unglücklichen Kranken und beweist des Vfs. praktisches Talent: aber eine Entwickelungskrankheit können wir sie nicht nennen. Für die Praxis ist der Nutzen des kalten Wassers bey diesem tobsüchtigen Zustande lehrreich. IX. *Über die Herbstruhr*, v. Herausg. Kleine Gaben *Extr. nucis vom.* bekamen in vielen (nicht genau genug bestimmten) Fällen gut, grosse schlecht, aber alle Kranken nahmen das Mittel äu-

ſeiſt ungern. Queckſilber war in den gewöhnlichen Formen dieſer Krankheit nicht von Nutzen; warme Bäder dagegen ſehr, doch minder ohne Opium. Einſpritzungen foderten viele Vorſicht, warme Fomentationen und Kataplasmen bekamen gut. XI. *Fragmente aus den Annalen der Charité* v. Herausg. *Einige Bemerkungen über eine wichtige Formverſchiedenheit des hitzigen Nervenfiebers.* Der Vf. nimmt folgende Verſchiedenheiten des Typhus an: 1) wo Senſibilität und Irritabilität in gleichem Grade vermindert, 2) wo dieſe vermehrt und jene vermindert, 3) wo die letzte vermindert, die erſte vermehrt, und 4) wo beide gemeinſchaftlich vermehrt zu ſeyn ſcheinen. Die mit vorwaltendem Torpor verbundenen T. werden oft durch den Gebrauch der durchdringenden und kräftig reizenden Mittel glücklich geheilt, eine paſſive Methode vereitele dagegen oft den glücklichen Ausgang. (Rein herausgeſagt, iſt doch unſere ganze Methode, den T. zu heilen, nichts als eine äuſserſt craſſe Empirie! Man vergl. oben nr. V.) *Über die Wirkungen der eiskalten Kopfumſchläge bey einer mit Typhus verbundenen Manie.* Gelobt; doch wollen wir um fernere Verſuche, unbefangen angeſtellt und erzählt, bitten! *Bemerkungen über die Cruſta ſerpiginoſa.* Ganz richtig behauptet der Vf., daſs dieſe, ſo wie mehrere Hautkrankheiten, ohne äuſserliche Mittel oft ganz unheilbar ſey. (Rec. macht aufmerkſam auf das *Ungu. oxygenatum*). *Miſcellen.* Mancherley inſtructive Beyträge zur *Anatomia pathologica.*

Im VII Bande ſind zwar der Aufſätze nicht viele enthalten; ſie ſind aber ſchätzbarer, als manche andere, da ſie mit vorzüglichem Fleiſse ausgearbeitet ſind. 1) *Verſuch einer neuen Palliativbehandlung der Iſchuria calculoſa,* vom Hofr. und Prof. *Schreger* zu Erlangen. Es giebt eine Iſchurie, welche von der Gegenwart kleiner, in der Blaſenmündung oder im häutigen Theile der Harnröhre eingeklemmter Steine herrührt. So ſchwer ſie zu erkennen ſeyn möge: ſo oft mag ſie vorkommen. Als Kriterien derſelben ſetzt der Vf. folgende feſt: 1) Wenn die Iſchurie kommt und wiederkommt, ohne daſs ſolche Einflüſſe vorhergingen, welche den dynamiſchen Zuſtand der Gebilde verändern, z. B. Erkältung. 2) Wenn die Anfälle auf gewiſſe mechaniſche Einwirkungen, Bewegungen, hauptſächlich in ſenkrechter Stellung, erfolgen. 3) Wenn die Anfälle manchmal unmittelbar auf eine zufällige erſchütternde Bewegung des Kranken, beſonders in einer Lage, wo die Beckengegend höher als der Oberkörper zu liegen kam, gelöſt wurden. Wenn Bougie und Katheter nicht helfen kann, kann manchmal eine Injection wenigſtens als Palliativmittel Hülfe leiſten, wenn ſie mit gewiſſer Kraft und Vehemenz eingebracht wird. Meiſt iſt zwar die Einſpritzung allein hinreichend, oft iſt aber auch die Mitwirkung einiger Handgriffe, der Erſchütterung und Friction, dabey nöthig. Nur darf nicht zu lange damit gewartet werden, wo viel Schmerz und Entzündung zugegen iſt; auch iſt ſie wirkſamer, wenn die Stricturtief hinten, nahe am Steine, iſt, oder wenn es nur kleine Steine ſind. Nach einem lauen Halbbade legt ſich der Kranke in die gehörige Lage. Nun füllt man eine zinnerne oder beinerne, nicht elaſtiſche, ziemlich lange Spritze etwa mit einem Quart lauen Waſſers, ölt ſie gut ein, und drückt ſie nun raſch und kräftig aus. Bewegt ſich der Spritzenſtempel vom Anfange bis zu Ende ſchwer fort, kann die Spritze nicht rein ausgedrückt werden, tritt die eingeſpritzte Feuchtigkeit entweder durch die Mündung der Harnröhre gewaltſam zurück, oder die letztere wird nach dem Damm hin gewaltſam ausgedehnt, und die Kranken empfinden nichts vom Eindrang des Waſſers: ſo reibt und drückt der Operateur äuſserlich vorſichtig in zweckmäſsigen Richtungen. Der Vf. ſetzt dieſes alles recht deutlich aus einander, und belegt ſeine Angaben mit Factis, wo ſie Hülfe leiſteten. 2) *Über eine Typhusepidemie,* von D. *Spangenberg* zu Braunſchweig. Eine muſterhafte Beſchreibung, wie man heut zu Tage nur wenige mehr zu leſen bekömmt. Der Vf. kann ſich rühmen, mehrere 100 Kranke von dieſem Fieber geheilt zu haben. Diejenigen Organe, welche hervorſtechend afficirt waren, waren die Lunge und die Leber, nebſt der Milz. (Hiebey ſcheint der Vf. doch zu weit zu gehen, wenn er der Leber auf den Scharlach einen ſo groſsen Einfluſs einräumt. Er will Leberleiden erkennen, auch wenn der Kranke von ſelbſt nicht über Schmerz, Druck und Spannung in dieſen Gegenden klagt, Hautfarbe, Urin und Stuhlgang nichts Gelbſüchtiges zeigt!?) Leidet die Leber: ſo findet ſich beym Betaſten eine ſehr empfindliche Stelle, entweder in der Gegend deſſelben, oder in der Herzgrube, oder in der Milzgegend. Leidet die Lunge: ſo zeigen ſich die gewöhnlichen Symptomen, und der Kranke iſt, ſelbſt im Sopor, ſehr empfindlich gegen das Klopfen mit den Fingerſpitzen auf die Bruſt, welches ihn zum Huſten reizt. (Über beide diagnoſtiſche Zeichen wollen wir nicht entſcheiden, obwohl wir geneigt ſind, zu glauben, der Vf. habe, wenigſtens in Rückſicht des letzteren, zu viel beobachtet. Wir machen indeſs aufmerkſam darauf.) In beiden Fällen örtlicher Affection iſt der Typhus anſteckend. Krankenwärter, Wundärzte, Angehörige der Patienten, wurden häufig angeſteckt. Je länger dieſe Perſonen in der Nähe der Kranken geweſen waren: deſto fürchterlicher und ſchneller verlief das Fieber. Vier Krankenwärter ſtarben daran binnen 48 bis 72 Stunden. Das beſte Zeichen im Laufe der Krankheit war ein beſſeres Ausſehen des Geſichts, beſonders mehr Heiterkeit und Leben im Auge, Erweiterung der Pupille, feuchtere und reinere Naſenhöhle und Zunge. Bey Krätzigen ſchien die Krankheit immer gelinder zu ſeyn. (Über den Einfluſs der chroniſchen Hautausſchläge auf Fieber ſind die Beobachtungen nicht geſchloſſen. Rec. hat in dem vorletzten Kriege mehrere typhöſe Soldaten aus allen Nationen zu behandeln gehabt, unter welchen Krätzige und Veneriſche ſich befanden, er hat aber keinen beträchtlichen Unterſchied in den Fiebern finden können.) Nur erfolgten oft Ei-

terbeulen. (Furunkeln find doch eine gewöhnliche Folge typhöfer Fieber.) Die Dispofition zu diefem Typhus ward durch die abwechfelnde Witterung begründet, meift fchlaff und warm; von rauhen Winden und Kälte unterbrochen, herrfchte die Krankheit im May 1807 meift unter den geringeren, in dumpfen Wohnungen und niederen Gegenden wohnenden Claffen; allemal war hier Localaffection. (Auch im Jahre 1809 fchien die Conftitution gallicht zu feyn; gallichtes Erbrechen, Durchfälle, Gelbfuchten, Unterleibsbefchwerden bezeichneten diefelbe.) So wie heftige Kälte eintrat, z. B. im Januar 1808: trat die Lungenaffection ein. Über die Behandlung bemerkt der Vf. Folgendes: Im Allgemeinen habe er gefunden, dafs die fogenannte erhitzende, reizende Methode (das ift doch wohl nicht einerley), die häufige Anwendung des Weines, der Gewürze u. f. w., faft in allen Typhusarten nachtheilig fey. Ausnahmen feyen der Torpor des Nerven- und Blut-Syftems (Ausnahmen, die leider fehr oft Statt finden, nach Rec. Erfahrung). Sie bringen fchnelles Aufflammen und eben fo fchnelles Erlöfchen hervor (das hat Rec. noch öfter bey der *reichfchen* Methode gefehen). Sie müffen nie allgemein werden. (Ganz recht, aber noch weniger allgemein verworfen werden. Der Unterfchied des Typhus in *putridus* und *nervofus* mufs auf diefe oder die andere Methode leiten.) Eben fo nachtheilig fey die ernährende Methode. (Das unterfchreibt Rec. Man hat überhaupt mehr durch Überreizung und Überflufs an Reizmitteln gefchadet, mehr durch das Zuviel, als durch das Zuwenig.) Im Allgemeinen lobt der Vf. die Mineralfäuren, Elixir acidum H. zu 1½ Quenten bis ½ Unze am Tage mit Aufgufs von Baldrian, Angelika u. f. w., und die *dephlogiftifirte* (?) Salzfäure, die geringfte Gabe zu 2 Unzen in 24 Stunden, die höchfte zu 10 Unzen (diefe Gabe ift wirklich aufserordentlich). Bey Leberleiden, zumal Anfangs des Typhus, nutzten befonders Mercurialia, zu 1 bis 4 Gran, jede oder alle 2 Stunden gegeben. Bey Lungenaffection war das Hauptmittel flüchtiges Laugenfalz. Dort wandte der Vf. äufserlich an Einreibungen von Queckfilberfalbe, Wafchen mit Effig, Senfpflafter; hier Veficatorien und Sinapismen. Die An- und Gegenanzeigen gegen diefe Mittel, das Detail, wo das eine vor dem anderen den Vorzug hat, die Behandlung der Metaftafen und Convalefcenz übergehen wir, fo viel Lehrreiches auch darin ift. Wir wünfchten überhaupt, dafs der Vf. diefen Auffatz einzeln abdrucken liefse. 3) *Neuere Erfahrungen über das entzündliche Kindbettfieber*, vom Herausg. Es ift fchon mehrmals in diefem Archive die Rede von diefer Krankheit gewefen. Kein Auffatz genügte ganz. Jetzt will der Vf. zeigen, dafs diefs Übel auch manchmal die fthenifche Form annehmen könne. (Darin find wir mit dem Vf. einverftanden, dafs das Kindbettfieber manchmal entzündlicher Art feyn könne; ja wir möchten fagen, es fey immer entzündlich: nur hat diefe Entzündlichkeit viel Eigenes, fie ift felten ganz, oder durch die ganze Krankheit hindurch fthenifcher Art, fondern meiftens afthenifch; felten wird alfo auch mit dem rein antifthenifchen Apparate viel Nutzen geftiftet werden; es lag gewifs nur in einer ganz befondern epidemifchen Conftitution, dafs der Vf. fo glücklich mit letzterem war.) 4) *Über den Einflufs der Mufik auf Kranke*, vom Prof. *Erdmann* zu Wittenberg. Ein recht fchön gefchriebener Auffatz, aus welchem fich jedoch kein Auszug machen läfst. Der Vf. war fo glücklich, eine Dame von Stande, die bey dem Rückfalle eines hitzigen Friefelfiebers mit Ungeftüm rafete, durch das Spiel des Pianoforte zu beruhigen. Mit der vom Vf. entworfenen Charakteriftik der mufikalifchen Inftrumente nach den verfchiedenen Einwirkungen auf das Gemüth ift Rec. nicht ganz einverftanden. Er meint, Violine, Flöte und Clarinette ftimmten zur Freude; zur Excitation des Nervenfyftems feyen befonders Hörner, Pofaunen, Clarinetten; zur Beruhigung Flöte, Harfe, Guitarre und Harmonica gefchickt. Abgerechnet den Widerfpruch, in welchen der Vf. felbft gefallen ift, indem er der Flöte bald diefen, bald jenen Einflufs zufchreibt, erfodert die Harmonica äufserft viel Vorficht, weil fie mehr als jedes andere Inftrument die Nerven angreift; Clarinette ift ein fehr fanftes, fchmeichelndes Inftrument, Oboe fchneidend. Und warum ift des Claviers nicht gedacht? 5) *Mifcellen. Ein Wort über medicinifche Schriftftellerkunft, nebft Aufdeckung eines dreiften Plagiates*, vom Prof. *Wolfart* zu Berlin. In der *Encyklopädie* der Hnn. *Consbruch* und *Ebermaier*, *Receptirkunft*, find mehrere Stellen, welche Hr. *W.* fich als fein Eigenthum vindicirt. Diefs Plagiat ift wahr und richtig, aber fo auffallend, als folgendes, ift es dennoch nicht. In *v. Hovens Handbuch der praktifchen Heilkunde* ift Vieles, was die Kinderkrankheiten anlangt, Wort für Wort aus *Jahns Syftem der Kinderkrankheiten* abgefchrieben, z. B. die Gefchichte der geimpften Kuhpocken ift von S. 410 — 413 bey *Hoven* aus *Jahn* S. 307 — 312; ferner S. 262 — 264 bey *Hoven* aus S. 416 — 418 bey *Jahn*, S. 265 f. aus 421, S. 267 aus S. 422 ganz wörtlich abgefchrieben.

Aus des VII Bds. 2 St. ziehen wir aus: *Über die Diagnoftik der falfchen Pocken*, mit Hinficht auf die neuerlich behaupteten Fälle von ächten P. nach vorhergegangener gelungener Vaccination, v. GR. *Heim* in Berlin. Ein fehr wichtiger Auffatz! Ift es wahr, dafs nach richtig verlaufener Vaccination ächte Menfchenpocken entftehen können? Woran erkennt man ächte MP. und unterfcheidet fie von unächten (*Varicellis*)? Der thätige Veteran leugnet das Erfte und beftimmt die letzteren. Vielfach wurden unächte P. für ächte ausgegeben. So ging es in Berlin mit den Kindern der Hnn. *Prahmer*, *Schickler* und *Karbe*. Letztere wurden (mit MPGift) geimpft und bekamen Pocken, über welche fich unter den angefehenften Ärzten in B. ein fehr ernfthafter Zwift erhub. Hr. GR. *Heim* erklärte gleich damals mit

ſeiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit, S. 200: Windpocken, Windpocken, nichts weiter als Windpocken! — Nach einigen Tagen wiederholte Hr. *H.* dieſe Erklärung, obſchon 9 Ärzte gegen ihn und für die Ächtheit der P. ſprachen. Im folgenden Jahre bekamen die Kinder noch einmal und viele und wahre MP. Es giebt der unächten P. mehrere Arten, wovon manche wohl dreymal wiederkommen können, und vor denen weder ächte MP. noch vollſtändig verlaufene KP. ſichern. Nie haben ſie ein ſogenanntes Eiterungsfieber, *febr. ſecundaria.* Sie füllen ſich auf unbeſtimmte Zeit mit lymphatiſcher Feuchtigkeit, die höchſtens in eine weiſslicht perlfarbene Materie übergeht. Sie hinterlaſſen, hauptſächlich an der Stirn, gleich über der Naſe und an derſelben, Narben, doch nie ſo viele, als die ächten MP. Manchmal haben ſie äuſserſt groſse Ähnlichkeit mit MP., doch iſt der Geruch verſchieden (ein Gemiſch von Varicella und Krätze hat, wie Rec. jetzt beobachtet, viel Ähnlichkeit mit ächtem Pockengeruch); die Schurfe ſind dünne, meiſt rund; die reinen Narben falſcher P. haben eine von dem Vf. mit dem gröſsten Fleiſse ausgemalte Verſchiedenheit, welche wir leider des engen Raumes wegen nicht auszeichnen können. Seit 10 Jahren ſind übrigens in Berlin mehr als 20,000 Individuen vaccinirt worden. *Kein einziges hat, nach vollſtändig verlaufener Vaccination, die ächten P. bekommen.* In Fällen, die das Gerücht verbreitete, waren es entweder falſche P., oder die KPI. war nicht vollſtändig gelungen. Man findet alsdann an der Impfſtelle entweder gar keine, oder ſehr groſse Narben; wo jenes iſt, iſt die Empſänglichkeit für ächte P. nicht verwiſcht; ſehr groſse Narben entſtehen gewöhnlich von Geſchwüren an den Impfſtellen. (Eben jetzt verbreitete ſich in der Gegend des Rec. das Gerücht von ächten MP. bey einem vaccinirt geweſenen Kinde. Rec. fand unächte P., mit eiternden Krätzpuſteln vermiſcht, welches der Krankheit die gröſste Ähnlichkeit mit ächten MP. gab.) X. *Fragmente aus den Annalen der Charité* zu Berlin, v. Herausg. *Beobachtung eines Falles,* wo eine *Frau das Scharlachfieber dreymal hatte.* (War es jedesmal ächt? Es giebt ſo viele unbeſtimmte rothe Ausſchläge, daſs ſich billig daran zweifeln läſst.) *Beſchreibung eines äuſserſt bösartigen Herpes farinaceus.* Selbſt das Auge wurde nicht verſchont, die Hornhaut zerfreſſen. Die Perſon ſtarb. *Ein bedeutend groſser Stein wurde in der Bruſthöhle einer Waſſerſüchtigen geſunden.* Er war dreyeckig, feſt, im Durchmeſſer $1\frac{1}{2}$ Zoll groſs, mit lockerem Zellgewebe theils an die Pleura, theils an die Oberfläche der Lunge befeſtiget. *Miſcellen. Begieſsen* mit kaltem *Waſſer bey Nervenfiebern.* (Gelobt. Werden ſich die guten Wirkungen beſtätigen?) *Rheumatismus calidus* (*acutus*). Drey Fälle mit Aderlaſſen, Brechmitteln und Queckſilber geheilt. (Rec. giebt der uneingeſchränkten antiphlogiſtiſchen Methode den Vorzug.)

(Die Fortſetzung folgt im nächſten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Berlin,* b. Maurer: *Wodurch reifte die Chirurgie dem Grade ihrer gegenwärtigen Vollkommenheit entgegen? Auf welchen Wegen muſs ſie zu noch höheren Graden emporſtreben?* — Eine Rede am zwölften Stiftungstage der königl. med. chir. Pepiniere zu Berlin den 2 Aug. 1806 gehalten von D. *Aug. Fried. Hecker,* kön. pr. Hofrath etc. 16 S. 8. (3 gr.) Eine kurze, die Sache aus dem gehörigen Geſichtspunct betrachtende Gelegenheitsſchrift. „Auf dem Wege der Erfahrung hat ſich die Chirurgie zu einem weit höheren Grade von Vollkommenheit erhoben, als der Medicin je zu Theil wurde.“ ſagt der würdige Vf. mit unbeſtreitbarem Recht, welches aber leider der Stolz der nur innerlich wirkenden, ſich über die eigentliche Wundärzte bey allen Gelegenheiten erhebenden Ärzte nie zugeben wird. Für dieſe nur eine einzige Stelle aus dieſer Rede. „Waren es etwa nicht die wiederholten, eine Reihe von Jahren fortgeſetzten Unterſuchungen kranker Augen, die unter verſchiedenen Umſtänden verſuchten Operationen an denſelben — oder waren es vielleicht die höchſten Ideen des Lebens und die Speculationen über die Metamorphoſen der Natur, die nicht in neueren Zeiten die wahre Beſchaffenheit des grauen Staares und die Zweckmäſsigkeit der Methoden, ihn zu operiren, beſtimmten? Hat *Bilguer* die ſo wohlthätige Einſchränkung der Amputation in Fällen, wo ſie früher unvermeidlich ſchien, aus den höchſten Naturgeſetzen, oder hat er ſie aus der ſchlichten Erfahrung des geſunden Menſchenverſtandes abgeleitet? Oder muſste die Naturphiloſophie erſt das Geheimniſs der ewigen Liebe der Natur aufdecken, und die Erde aufſteigen laſſen zu Metall, beide aber zu Galvanismus oder Korall — damit *Richter* die ganze Lehre der Brüche neu ſchaffen, Andere die Behandlung des Waſſerbruches, der Wunden, der Geſchwüre, und ſo mancher anderer Übel weſentlich verbeſſern konnten? Brauchten *Schmucker, Murſinna* u. A. den Dualismus oder die Triplicität der Natur, um beynahe alle Operationen zweckmäſsiger einzurichten, und ſie wohlthätiger zu machen? Gewiſs wird Jeder dieſe und ähnliche Fragen ſo beantworten müſſen, daſs es der Weg der Erfahrung geweſen iſt, auf welchem wir zu jeder Vollkommenheit in der Chirurgie gelangt ſind, und daſs uns die Enthaltſamkeit von Speculationen vor Abwegen bewahrt hat.“ Aus dieſem folgt nun ganz natürlich, daſs auf dieſem Wege fortgeſchritten werden muſs, um weiter zu kommen. Weiter erfahren wir durch dieſe Schrift, daſs innerhalb 11 Jahren 640 Wundärzte in dieſer Anſtalt gebildet wurden — gewiſs die gröſste Beruhigung für ihren Stifter.

S.

Druckfehler. In der Recenſion von *Horns* neuem Archiv No. 62. S. 105. Z. 5 von oben ſtatt *Georgico* lies *chirurgico.* S. 106. Z. 20 von oben ſt. *Exikriſe* l. *Epikriſe.* Z. 26. von oben ſt. *vorhandene* l. *verbundene.*

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

MEDICIN.

Berlin, b. Braunes, von 1809 an b. Hitzig: *Archiv für praktische Medicin und Klinik*, herausgegeben von Dr. *Ernst Horn* u. f. w. 1808 bis 1812.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

VIII Band. 1 Heft. 1) *Das ferrum sulfuricum als Heilmittel in verschiedenen krankhaften Affectionen der Ab- und Aussonderungsorgane* angewandt von Dr. *v. Velsen*, Arzt in Cleve. Der Vf. empfiehlt dieses Mittel, das *Sal* oder *Vitriolum Martis ad albedinem calcinat.* aufs Neue in chronischen Katarrhen und Schleimschwindsuchten, im Nachtripper, weissen Flusse und in der bey alten Leuten häufig vorkommenden Blennorrhöe des Mastdarms. In offenbarer Lungensucht mit eiterichtem Auswurfe hielt es letzteren mit auffallender Erleichterung Monate lang zurück. Rec. kann diese gute Wirkung aus vielfältiger Erfahrung bestätigen, und hat darüber in einer von ihm herausgegebenen *Materia medica* Bemerkungen mitgetheilt. Er hat besonders von der griffithschen Mischung Gebrauch gemacht, aber öfters auch bloss *Sal martis* und *Myrrha* mit einander verbunden. Ausdrücke, wie: das *Gebildetseyn*, eine *achtmal tägliche Anwendung* u. s. w., sollte jeder Schriftsteller vermeiden. 2) *Neue Beobachtungen und Erfahrungen über die ächte Pneumonie*, v. Herausg. Was Rec. zu der Zeit voraussagte, als des Herausgebers Werk über Pneumonie erschien, und von jugendlichen Recensenten eifrigst empfohlen wurde, dass eine reifere Praxis den Vf. über manche seiner damaligen Angaben eines Besseren belehren werde, hat sich durch vorliegende Abhandlung bestätigt. Der Vf., welcher vormals allein die reizende Heilmethode bey Pneumonieen empfahl, rühmt hier mit grosser Wärme das dreiste Blutlassen bey ächten oder sthenischen Pneumonieen. Und gewiss, wer bey dieser so häufig vorkommenden gefahrvollen Krankheit glücklich seyn will, der wird es nur durch dieses Mittel, welches, wie der Vf. mit Recht sagt, durch kein anderes ersetzt werden kann, und durch eine unerschrockene antisthenische Methode seyn, vorausgesetzt ist, dass seine Diagnosis richtig war. Ja, wir möchten fast behaupten, dass eine überflüssige oder nicht ganz nothwendige Aderlässe bey weitem weniger schade, als eine unterlassene. Nur, wenn der Vf. das Aderlassen so lange fortgesetzt haben will, als die Symptomen der örtlichen Entzündung fortdauern, 4, 5 bis 6 mal: so hat er Unrecht. Ein allzu öfteres Blutlassen hat nicht nur nicht immer so heilsamen Einfluss auf die vorhandene Entzündungskrankheit, sondern führt auch andere fast noch unangenehmere Zustände herbey, z. B. grosse Schwäche, wassersüchtigen Zustand, Schleimschwindsucht u. s. w. Wen 2, höchstens 3 starke Aderlässe nicht retten, den retten 6 gewiss nicht, und Rec. hat erst ganz kürzlich noch den Fall gehabt, wo ein Arzt 7 mal zur Ader liess, ohne die Symptomen zu beschwichtigen. Hier sind kleine Gaben Kampher und Opium von erstaunenswerthen Wirkungen. Auch müssen wir dem Vf. widersprechen, wenn er S. 26 als Zeichen eines besseren Zustandes einen leichteren Blut- und Schleim-Auswurf angiebt. Je stärker der Entzündungszustand ist: desto blutiger ist der Sceratus, der bey recht heftigen Pneumonieen oft ganz leicht und schmerzlos ausgehustet wird. Je reiner die Krankheit sich entscheidet und geheilt wird: desto schneller vermindert sich dieser Auswurf, und desto weniger Expectoration darf eintreten. Eben so wenig sind wir des Vfs. Meinung über die Indication und Wirkung des Quecksilbers bey Pneumonieen. S. 38. 40. Das Quecksilber ist ganz gewiss kein rein antisthenisches Mittel. Es wirkt durchaus am besten bey den sogenannten unreinen, gemischten Entzündungen, wie man sonst sagte, und welche noch nicht ganz genau im nosologischen Systeme bestimmt sind. Gaben zu 3 Gran, alle 1 oder 2 Stunden, wirken auch nicht sowohl auf die Entzündung oder antiphlogistisch, als vielmehr bloss abführend, auf den Darmcanal. Vielleicht hat diess den Vf. irre geleitet. Da der würdige Vf. so viel Sinn für Wahrheit und reine Naturbeobachtung hat: so wird ihn Rec. Wink gewiss bald in den Stand setzen, bestimmtere Resultate zu ziehen. 3) *Beobachtungen und Bemerkungen über die Blutfleckenkrankheit (Morbus haemorrhagicus Werlhof.)* von Dr. *Herber* zu Nastätten. Der Vf. beobachtete vorzüglich eine eigene Kälte der Haut, beständige Neigung zum Schlafe und langsamen Puls bey dieser Krankheit, welche durch *Extr. salicis, hippocastani* und Mineralsäuren geheilt wurde. 4) *Kleine Bemerkungen*, von D. *Hegewisch* in Kiel. Hr. *H.* zeigt sich in Allem, was er schreibt, auch dem Kleinsten, als einen Mann von Geist; nur Schade, dass er das, was er ergreift, nicht nach allen Seiten und in seiner ganzen Tiefe, sondern nur nach einigen blendenden Flächen besieht. 5) *Praktische Miscellen* von D. *Marcus*, Arzt zu Königsberg in Preussen. *Seltener Streit eines Wechselfiebers mit einer Hemikranie.* Aber auch eine seltene Nachgiebigkeit von Seiten des

Arztes gegen einen eigensinnigen Kranken! *Fragmente aus dem Tagebuche* des D. *Schneider* zu Fulda. Lob der Columbowurzel bey Koliken, in Substanz zu 20 Gran mit und ohne Opium. (Es ist wohl einiger Widerspruch, wenn der Vf. Kolikschmerzen im *Magen* S. 134 annimmt.) Ein Kind brachte 17 natürliche Pocken mit auf die Welt, welche vom Arzte für wirkliche Blattern erkannt wurden, auch den regelmäfsigen Verlauf hielten. Das Kind wurde jedoch nach einigen Jahren vaccinirt, bekam 5 Kuhpocken mit peripherischer Röthe, Fieber und allen schützenden Charakteren. Jetzt wurde es von natürlichen Blattern befallen, und am ganzen Leibe damit übersäet. (Gewifs ein interessanter Fall, welcher eine äusserst seltene Capacität für diese Hautkrankheit beweist.) Heilung einer Brandstelle mit Ochsenmagensaft.

2 Heft. 7) *Vertheidigung der Beobachtungen einer besonderen Art natürlicher Blattern nach Kuhpocken*, von LM. *Stieglitz* in Hannover. Schon *Willan* nahm an, dafs es einzelne Fälle gebe, in denen die Kuhpocken ihre schützende Eigenschaft nicht äussern, die Vaccinirten vor nochmaligen Blattern nicht geschützt würden, und dafs er besonders eine gewisse Art von Pocken, welche man nach richtig überstandener Vaccination finde, für wahre, nur modificirte Menschenblattern halte. Nachher beobachtete Hr. *Mühry* in Hannover einen ähnlichen Fall, und Hr. *Stieglitz*, der dieses Kind sah, bestätigt, dafs es wirklich natürliche und keine Wind-Pocken gewesen seyen. Das Kind hatte die Varicella schon gehabt, die Blattern hielten *nach den Kuhpocken* schrittweise die Zeiträume des Ausbruchs der Blattern, nur dafs sie *schneller*, aber doch regelmäfsig verliefen, dafs hier abgesonderte Zeiträume des Ausbruchs der Blattern, des Fortschreitens, der Eiterung, *so weit diese hier zu Stande kommen kann*, der Abtrocknung, des Überganges in Schurf, der lange stehen blieb, Statt fanden, dafs diese Zeiträume sich allmählich folgten, wie nur bey natürlichen Blattern der Fall ist, und dafs alle Veränderungen, die in der hier gesetzmäfsigen *modificirten* Folge natürlicher Blattern nach und nach hervortraten, den gewöhnlichen Typus natürlicher Blattern hielten. Hr. Geh. R. *Heim* in Berlin hielt diefs nicht für natürliche Menschenblattern; dagegen vertheidigt sich hier Hr. *St.* Soll Rec. aufrichtig seyn: so mufs er bekennen, dafs er auf Hn. *H's.* Seite steht, so grofse Verehrung er übrigens für Hn. *St.* hegt. Hr. *St.* selbst hält es für *modificirte* Menschenblattern. Findet eine Modification Statt: so kann man sie auch nicht für ganz ächt ausgeben. Freylich, wenn mit diesen, so sehr veränderten (S. 206) Blattern durch Impfung wahre, natürliche Blattern hervorgebracht werden konnten: dann hebt sich aller Zweifel. Aber das ist in Hannover nicht der Fall gewesen. Rec. hat diese Pustulation mehrmals nach der Vaccination eintreten sehen. Sie scheint von dieser bey gewissen individuellen Eigenheiten der Vaccinirten abhängig zu seyn. Rec. aber hat nie sie für natürliche Menschenblattern angesehen. Ein Anderes wäre es, wenn der Ausschlag zu einer anderen Zeit, nicht unmittelbar oder zusammenhängend mit der Vaccination erschien. So denkbar es also Rec. ist, dafs hie und da ein Subject zu finden seyn möchte, bey dem die Empfänglichkeit für die Pockenansteckung durch die Vaccination nicht vollkommen vertilgt werden, folglich als Ausnahme von der Regel eine Nachblatterung entstehen könne: so sehr leugnet er, dafs dieser Fall schon durch *Willan*, *Mühry* und *Stieglitz* erwiesen sey. 8) *Über den angebornen Wasserbruch, und einige neu aufgefundene Formen desselben* vom HR. und Pr. *Schreger* zu Erlangen. Eine sehr gediegene Abhandlung, die wir jedem Wundarzte dringend empfehlen. 9) *Über den hitzigen Rheumatismus und die heilsamen Wirkungen der Brechmittel in demselben*, vom Herausgeber. Der Vf. empfiehlt bey dieser schmerzhaften, öfters gefahrvollen und gewöhnlich lange dauernden Krankheit den fortgesetzten Gebrauch der Brechmittel, nach Maafsgabe alle Tage, oder einen Tag um den anderen. Er verliert sich ein wenig in Erklärungen, auf welche Weise diese Methode das Wohlthätige ihrer Wirkung äussere. Wir wollen uns begnügen, seine Beobachtung angezeigt zu haben. 10) *Über eine Phthisis psoas, nebst einigen diagnostischen Bemerkungen über Psoitis*, vom Herausgeber. Sie entstehe hauptsächlich bey Männern von starker Muscularbewegung, meist nur auf Einer Seite. Sie wird oft mit Rheumatismen und Hämorrhoiden verwechselt. Immer entsteht frühzeitig Fieberzustand dabey, und Unbeweglichkeit des Schenkels; auch kann der Kranke nicht anders als gebeugt nach der leidenden Seite zu gehen. 11) *Praktische Miscellen und Correspondenznachrichten. Ein paar Worte über den Kaffee als Fiebermittel und Medicament überhaupt*, von D. *Paldamus* in Bernburg. Der Vf. rühmt den rohen Kaffee unter 12 Fällen in 10. Er gab alle 2 Stunden 15 Gran Kaffeepulver mit 5 Gran aromatischem Pulver; manchmal auch das Decoct, manchmal beides zusammen, auch wohl das Extract in Minderers Geist. *Beschreibung des im Frühjahre 1806 unter den österreichischen Kriegsgefangenen geherrschten* (?) *Nervenfiebers, nebst angewandter Heilmethode*, von D. *Bleicher* zu Stockach. Unter 62 Kranken verlor der Vf. nur Einen. Er gab Brechmittel, Abführung, dann reizend stärkende Mittel, besonders auch Säuren, und liefs die Kranken mit spirituösen Dingen waschen. (Wir machen besonders aufmerksam auf die Brechmittel und Säuren, welche in allen solchen typhösen Fiebern sehr gut wirken.) Nachtrag zu der Abhandlung *über die Ursachen der häufig unglücklichen Bruchoperationen*. Aus diesen 2 Geschichten ergiebt sich kein Resultat. *Ungewöhnlicher Ausgang einer febris nervosa stupida*, von Prof. *Spangenberg* zu Braunschweig. Ein kritischer Depot am Hodensack entschied die Krankheit. (Rec. ist eine ähnliche Entscheidung nach den Schamletzen bekannt.) *Etwas über die pariser Krankenanstalten*, von D. *Meier* in Bremen. Mit dem Hotel-Dieu ist der Vf. nicht sehr zufrieden. Dagegen wird *Pinel* gelobt, der mit besonderer Achtung von *Reil* (in dessen früherer Zeit) sprach. Nur in dessen

neuere Denkart konnte sich *P.* nicht finden, und schüttelte überhaupt über das Betreiben der Wissenschaft in Deutschland den Kopf. (Hat er wohl Unrecht?) *Alibert* in St. Louis scheint sich mehr auf das Beobachten als Heilen der chronischen Hautkrankheiten zu legen. Vorzüge hat die Charité wegen ihrer Reinlichkeit und guten Ordnung. Die *Ecole de Médecine* hat grosse Schätze in der anatomischen Sammlung, besonders Missgeburten. *Einiges aus dem Leben des Prof. Schmidtmüller zu Landshut.* Er war geboren zu Hohenfels in der Oberpfalz den 28 Nov. 1776, starb den 7 May 1809. *Biographische Notizen über Joh. Adam Schmidt in Wien*, geboren zu Aub im Würzburgischen, sehr mager. *Hospital für kranke Kinder* in Wien. Vom 1 Febr. 1794 bis 1808 sind vom D. *Goelis* 60390 kranke Kinder in die Cur genommen worden.

IX Bandes 1 Heft. 1) *Wahrnehmungen bey einer Verdunkelung der Krystalllinse des rechten Auges.* Ein autonosographischer Versuch vom LM. *Brückmann* in Braunschweig. Unter allen Farben zeigte sich keine öfter und in mehreren Abstufungen, als die blaue. Oft sah der Vf. doppelt, oft schief oder wellenförmig, manchmal grosse Haufen Heu oder Flachs, vor welchen sich eine grosse Menge kleiner glänzender Insecten unaufhörlich bewegte. Der ganze Aufsatz ist voll feiner Bemerkungen. 2) *Beobachtung einer merkwürdigen Krankheit des Herzens* von D. *Heinecken* in Bremen. Dislocation, innormale Grösse des Herzens, Ansammlung von Wasser im Herzbeutel und in beiden Brusthöhlen, und polypöse Gewächse im Herzen, waren die Hauptübel. Die Zufälle ähnelten denen der *Angina pectoris*, besonders in Hinsicht auf Puls und Athmen. Es war ein junger Mann, der diess fürchterliche Übel erlitt. Als Palliativmittel leistete das Einziehen der Vitriolnaphtha besonders viel; auch das Auflegen der einen Hand auf die Stirn und der anderen auf die Herzgrube. Bey der Section fand man, dass das Herz mit dem Herzbeutel den grössten Theil der linken und einen Theil der rechten Brusthöhle, in welche es sich hineingedrängt hatte, einnahm. Mit seiner Spitze lag es in der linken Seite über der Gegend der Milz, mit der Grundfläche hatte es sich in die rechte Brusthöhle hineingekehrt und nahm einen beträchtlichen Theil derselben ein. Es war vom Blute gereinigt 1½ Pfund schwer, die *vasa coronaria* waren fast daumensdick, die Wände des Herzens sehr dick und fett; in dem *Ventricul. pulmonal.* war ein weisser, tendinöser, fester Polyp, dessen Körper 4 Zoll lang und 2 Zoll breit, ein Arm desselben 1 Zoll 6 Linien lang und 9 Linien breit war; die Dicke des Polypen war 5 Linien, er nahm die ganze Höhle ein, legte sich in die Öffnung des *Atrii*, und war mit den Fäden der *trabecula* in einigen Puncten verbunden. In *Ventriculo cortico* war ein ähnlicher Polyp, 5 Zoll 4 Linien lang und 1 Zoll breit, der in die Aorta hineinging. Einen etwas kleineren, 5 Zoll 1 Linie lang und 5 Linien breit, sah man im *Atrio pulmonali*, der in eine der Lungenvenen mit dem einen und im *Atrio* mit dem anderen Arme lag. 3) *Medicinische und chirurgische Wahrnehmungen* vom HR. und Prof. *Schreger* zu Erlangen. Die meisten Fälle sind interessant, und der Vf. zeigt sich dabey überall als einen geschickten Wundarzt. Unter anderen ist dabey eine Fractur des Schild- und Ring-Knorpels, welche tödtlich ablief, eine Lungenwunde und Paracentese der Brust, welche geheilt wurde, ein Rückenbruch, ein Mittelfleischbruch, welche sämmtlich zu den instructiveren und seltneren Vorfallenheiten gehören. In der Fortsetzung in den folgenden Heften bemerken wir unter anderen eine 8jährige Schwangerschaft, wo endlich sich ein Abscess bildete, durch dessen Öffnung der Fetus nach und nach abging. Die Frau wurde gesund. Der Vf. beschreibt auch eine Entzündung im Achselgelenk, Omoalgia, ähnlich der Coxalgie bey Kindern. Ferner Operation eines Aneurysma der *Art. temporal.*, eine Amputation des *Penis* etc., über tuberculöse Excrescenzen am After, recht lehrreich! 4) *Bemerkungen über Lähmung, und die Geschichte einer völlig geheilten Paralyse beider Extremitäten*, von D. *Zimmermann* zu Thal-Ehrenbreitstein. Nach einer poetischen, mit modernen Floskeln überwürzten Einleitung erzählt der Vf. kurz die Geschichte dieser Krankheit, die er durch in- und äusserlich angewandte flüchtige Reizmittel glücklich hob. 5) *Bemerkungen über die Behandlung des Wechselfiebers*, von D. *Göden* zu Friedland im Mecklenburgischen. Das Wechselfieber beruhe als Gattung immer auf Asthenie. Sein eigenthümliches Krankheitsverhältniss, als das allgemeinere, sey abnorm erhöhte Reizbarkeit in der ganzen Thätigkeit. Diess Verhältniss werde aber in der Wirklichkeit mannichfaltig modificirt, z. B. von der epidemischen Constitution. Er habe Wechselfieber getroffen, welche die Anwendung der China nicht vertrugen, wo er gleich zum Salpeter und Salmiak greifen musste, jedoch nie Ader zu lassen brauchte. (Wir können nicht sagen, dass die Erkenntniss des Wechselfiebers durch den Vf. gewonnen habe. Erhöhte Reizbarkeit, sollte man meinen, müsste eher Entzündung geben. Die letzte, eigentliche, enthaltende Ursache des Wechselfiebers mag wohl asthenischer Natur seyn; es können aber bey der Cur oft Umstände eintreten, die uns nicht erlauben, auf jene eigentliche und wahre Ursache der Periodicität des Fiebers zu wirken, sondern wohl gar erst entgegengesetzt zu verfahren, bis jener wahre Charakter des Fiebers rein, unvermischt und allein dasteht; dann hilft China.) Vorzüglich gebe das lymphatische System den Typus zur Bildung ab. Dieser regelmässige Typus sey daraus zu begreifen, dass die Reizbarkeit abnorm in der allgemeinen Dimension, und vorzüglich im lymphatischen System erhöht ist, und weil das Niedere in der organischen Natur vorzüglich der allgemeinen äusseren Natur sich fügt, und ihrem allgemeineren Typus sich leichter unterwirft. (Das mag dem Vf. wohl genügen, den übrigen Ärzten aber schwerlich. Wir wollen zugeben, was noch nicht erwiesen ist, dass beym Wechselfieber das lymphati-

ſche Syſtem, als *entferntere* enthaltende Urſache [nächſte, letzte, wahre Urſache iſt es gewiſs nicht] hauptſächlich leide, wenn der Vf. das reproductive Syſtem überhaupt darunter begreift. Den Typus kann er jedoch gewiſs nicht daraus, noch aus der allgemeinen Weltordnung, der äuſseren Natur, erklären. Die vor- und nachſetzende, bald tägliche, bald drey-, bald viertägige Periodicität wird man nur mit höchſtem Zwange daraus ableiten können.) Als Heilanzeigen ſetzt der Vf. feſt: die erſte allgemeine Indication, welche der Gattung entſpricht, muſs ſich nach der Eigenthümlichkeit der Art modificiren. (Auch das ſcheint uns nicht ganz richtig zu ſeyn. Bey der Beſtimmung allgemeiner Anzeigen ſollte man nicht auf das Specielle Rückſicht nehmen; das Allgemeine wird ja ſonſt ſchon ſpeciell.) Der allgemeinen Indication wird genügt durch das Hervorrufen der geſammteren Thätigkeit, durch das Herabſtimmen der erhöhten Reizbarkeit in dem ſynthetiſchen Pole, in der lebendigen Einheit des lymphatiſchen Syſtems. (Und wenn die Einheit des Lymphſyſtems noch ſo lebendig hervorgerufen wird: ſo wird das Wechſelfieber doch nicht aufhören. Wirken denn unſere bewährteſten antipyretiſchen Mittel ſo vorzugsweiſe auf das Lymphſyſtem? Wirken ſie nicht bey weitem eher und kräftiger auf andere Syſteme? Sind es nicht faſt lauter toniſche, die das Fieber vertreiben, oder Nervenmittel? Hat der Mercurius allein ſchon Wechſelfieber gehoben? Der Vf. empfiehlt vorzugsweiſe China und Opium. Damit beſtätigt er unſere, und beſtreitet ſeine eigene Anſicht. Die ganze Abhandlung giebt weiter keinen Gewinn für die Praxis, als daſs ſie unſere bisherige Methode beſtätigt. Auf mehrere Nebenumſtände, die dieſe Methode erſt recht wohlthätig, manchmal gar nicht anwendbar machen, iſt nicht Rückſicht genommen. Was der Vf. über die Surrogate ſagt, zeigt, daſs er das wahre heilende Princip in allen dieſen Mitteln nicht kennt, da alle in *gewiſſen* Puncten übereinkommen, alle *gerbeſtoffhaltig* und *aromatiſch* ſind und ſeyn müſſen. 6) *Einige Bemerkungen und Beobachtungen über die Schwierigkeit der Unterſcheidung zwiſchen Phthiſis pulmonalis purulenta und pituitoſa*, vom Herausg. Der Vf. führt mehrere Beobachtungen auf, in welchen beide Krankheiten mit einander verwechſelt wurden, obſchon ſie nach den Symptomen richtig diagnoſticirt zu ſeyn ſchienen. Es wäre zu wünſchen, daſs die eigentliche Diagnoſis noch gründlicher erforſcht werden könnte, als es hier geſchehen iſt. 7) *Fragmente aus den Annalen der Charité zu Berlin*, vom Herausgeber. *Über die Behandlung des chroniſchen Erbrechens, beſonders der krampfhaften Art deſſelben, nebſt Erfahrungen über die Wirkſamkeit eines neuen Mittels dagegen.* Es iſt die Milch, welche der Herausg. in reichlichen Gaben empfiehlt, beſonders im Erbrechen von örtlichen Desorganiſationen. Leider wird auch dieſes Mittel oft täuſchen! *Kinnbackenkrampf mit intermittirendem Typus.* Merkwürdig. Es wurde durch Baldrian und Opium geheilt. Hat der Vf. keine neueren Erfahrungen über die ſtützische Methode? Sie ſcheint wieder in Vergeſſenheit zu gerathen. *Einige Bemerkungen über Werlhofs morbus maculoſus*, vom Herausgeb. Rec. muſs mit *Wichmann* gegen den Herausgeber ſtimmen, wenn Letzterer behauptet, die Krankheit komme öfter bey Erwachſenen, als Kindern vor. Nach Rec. Erfahrung iſt ſie bey Kindern häufiger. 8) *Praktiſche Miſcellen und Correſpondenznachrichten. Über einige verkannte Arzneymittel*, vom Prof. *Loos* in Heidelberg. Bekanntlich gefällt ſich Hr. *L.* in obſoleten Arzneymitteln. Hier empfiehlt er die draſtiſchen Purganzen bey hohem Alter, das der Regel nach gar nicht purgirt werden ſollte, die äuſseren erweichenden Mittel, wozu mit Unrecht eine Salbe aus *Ungu. alth.* mit *Laudanum* gerechnet wird, und die zuſammenziehenden Mittel in gewiſſen Fällen. *Über den idiopathiſchen Frieſel*, von D. *Rebentiſch* zu Landsberg. Der Vf. hält ihn für hyperſtheniſch (welches er gewiſs nicht immer iſt), und empfiehlt kühlende, gelinde ausleerende Mittel (aber gewiſs nur *cum grano ſalis*).

(Die Fortſetzung folgt im nächſten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Leipzig*, b. Hinrichs: *Bemerkungen über den Durchfall*, von *F. W. Nedel*, Doctor und Geburtshelfer. 1804. 28 S. 8. (4 gr.) Des Vfs. Heiloperationen entſprechen ganz ſeiner Anſicht der hier beleuchteten Krankheitsform, der Erregungstheorie. Die im Ganzen genommen gut gewählten Mittel ſind gröſstentheils nach der pharmaceutiſchen Nomenclatur der neuen preuſsiſchen Pharmacopöe beſtimmt; doch kommt mehrmals ein *Infuſ. amar.* vor, von dem Hr. *N.* dem Leſer zu rathen überläſst, was er darunter verſtehe.

Von vielen Kranken, welche der Vf. im Frühling 1804, wo die Witterung ſehr abwechſelte, am Durchfall zu behandeln hatte, theilt er hier 7 Beobachtungen mit. Das Urſächliche des Übelbefindens lag in dieſen Fällen in directer Schwäche der Lebensfunctionen, die bey 4 Subjecten offenbar durch unmittelbar ſchwächende, heftige Abführungsmittel vermehrt wurde, wodurch alſo directe Aſthenie bewirkt werden muſste. Der Heilplan war daher ſtheniſch. Anfänglich wurden durchdringende und auch flüchtige Reizmittel, als *Tinctura Opii ſimplex*, *Spiritus ſulphurico-aethereus*, *Tinctura aromatica*, *Aether ſulphuricus*; ſpäterhin anhaltendere, China-Infuſ., *Tinctura ferri pomati*: äuſserlich Kampher, *Alcohol vin.*, *Liquor Ammonii cauſtici*, *Opium* benutzt. Phosphor. gr. iij, Aeth. ſulphur. ʒiij, täglich viermal zu 20 Tropfen gegeben, hat der Vf. bey Unterleibsſchwächen immer mit heilſamem Erfolge gebraucht. Am Ende dieſer wenigen Blätter findet man die Unterſcheidungszeichen des Durchfalles von der Cholera, dem weiſsen Bauchfluſſe etc., von letzterem aber irrig und zu wenig befriedigend, angeführt, und dann noch kurze, treffende Reflexionen über Prognoſe und Cur des Durchfalls. — Mehrere Male beträgt der vom Vf. verordnete Arzneyvorrath zuſammen nur 7 bis 9½ Quent., indeſs die Signatur doch verlangt, alle 1 — 2 — 3 Stunden einen Eſslöffel voll davon zu nehmen. Sollen dieſs Druckfehler ſeyn (ohne Zweifel ſind Unzen mit Quentchen verwechſelt): ſo ſind ſie bey einem Schriftchen von ſo geringem Umfange, ſo wie der Pleonasmus S. 19: „Ein Knabe — ging ſonſt mehrentheils *nackend und nicht bekleidet*," nicht wohl zu entſchuldigen, indem dieſes nur Nachläſsigkeit im Stil beweiſet, jenes, wenn es die Mohnſaftbereitungen betroffen hätte, bey dem heutigen blinden Haſchen nach Recepten, Verwirrung und nicht geringen Schaden anrichten könnte.

S. P. Ir.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

MEDICIN.

Berlin, b. Braunes, von 1809 an b. Hitzig: *Archiv für praktische Medicin und Klinik*, herausgegeben von Dr. *Ernst Horn* u. s. w. 1808 bis 1812.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

IX Band. 2 Heft: 1) *Von der Wassersucht der Gehirnhöhlen*, vom GR. *Formey* in Berlin. Ein achtungswerther Name, welcher hier an die Spitze gestellt ist! Es ist lobenswerth, dass der Herausgeber seinem Archive durch Ausarbeitungen so allgemein geschätzter Praktiker Werth zu geben weiss. Bekanntlich haben in unseren Zeiten mehrere Ärzte dieser Krankheit ihre Aufmerksamkeit gewidmet, unter denen bisher der Schrift des unglücklichen *Hopfengärtner* der Vorzug gebührte. Ein mehr kegelförmiger als ovaler Schädelbau, hervorragende Stirnknochen und dadurch bewirkte tiefer liegende Augenform sind immer böse Vorbedeutungen bey Kindern. Sehr wahr und schön setzt der Vf. die Wechselwirkungen des vegetativen und sensoriellen Lebens aus einander. Bey dieser Krankheit ist das letztere in überwiegender Action, eine gewisse Vollsaftigkeit des Gehirns, eine Anhäufung von Lymphe in den Gehirnhöhlen hängt damit zusammen. Am häufigsten werden Kinder von 2 bis 6 Jahren davon befallen. 13) *Kleine Beyträge zur praktischen Heilkunde*, vom verst. GR. *Fritze* in Berlin. Unter anderen Bemerkungen über das Puerperalfieber, welche deutlich beweisen, dass zwar immer eine (asthenische) Entzündlichkeit im Unterleibe, aber bald in diesem, bald in jenem Organe befindlich sey. 14) *Bemerkungen über das Wechselfieber und dessen Heilung*. Der Vf. gab Königsrinde mit Muscatennuss in Franzbrantwein. 15) *Rathschläge für einen Kranken in Hufelands Journal*, von GR. *Heim* in Berlin. Der Vf. leitet jenes Übel von Flechtenschärfe her, und empfiehlt gegen diese entweder (das neue Mittel) den *Graphit*, wie ihn D. *Weinhold* in Meissen giebt, Morgens und Abends zu ½ Quart, oder die *kunkelschen* Morsellen. Auch habe er von folgender Mischung gute Dienste gesehen: *Rec. Tinctur. antim. sapon. dr. sex. Tinct. colocynthid. dr. II. S.* Alle 3 Stunden 20 Tropfen (sehr wenig!), nebst einer Tisane aus *Carex arenar.* und *Cort. ulmi* mit einem kleinen Zusatz carlsbader Salz und Mineralalkali. Der Herausg. empfiehlt jenem Kranken lauter bekannte Arzneyen. 16) *Fragmente aus den Annalen der Charité* zu Berlin, vom Herausg. *Grosse Wirksamkeit der frischen Ochsengalle in chronischen Krankheiten der Digestionsorgane.* Der Herausg. scheint auf die Frische der Galle einen besonderen Werth zu legen; gut eingedickt wird sie das Nämliche thun. *Über den Abgang grosser Gallensteine.* Die Grösse ist nicht ganau bestimmt.

X Bandes 1 Heft: 1) *Über die Erkenntniss, Natur und Heilung des Kropfes*, von D. *Hausleutner* zu Hirschberg. Zum Sitz dieser Krankheit nimmt der Vf. die Schilddrüse an, gegen *Wichmann* (der die Verwirrung zwey ganz wesentlich verschiedener Krankheitsformen auf eine unbegreifliche Weise eingeführt hat. In der Gegend des Rec. ist diess Übel eben so endemisch, als bey dem Vf.; es findet aber gar keine Verwechslung Statt. Widersprechen muss Rec. dem Vf., wenn er behauptet, die Krankheit habe auf die allgemeine Gesundheit schlechterdings keinen Einfluss, da zuverlässig manche Lungensucht daraus ihren ersten Ursprung nimmt). Als Ursachen nimmt der Vf. an eine eigene Disspoſition der Drüse, welche bey Gebirgsbewohnern grösser zu seyn scheine (?), erbliche Anlage, Trinkwasser (der Vf. ist hierüber zweifelhaft, Rec. ist es wahrscheinlich, dass das kältere mit Selenit, Kalk u. s. w. sehr imprägnirte Gebirgswasser nicht schuldlos sey), Luft, vornehmlich die feuchten Ausdünstungen, der Thau und Nebel der Thäler. (Irrig ist, dass Gegenden, wo kalte Fieber herrschen, besonders zu Kröpfen geneigt seyen. Letztere sind in der Gegend des Rec. sehr häufig, Wechselfieber sehr selten, wie auch der Vf. von seinem Wohnorte angiebt.) Als *Specificum* rühmt er den Schwamm. (Die *Digitalis* hält er für unnütz, worin ihm Rec. widersprechen muss.) Er giebt hauptsächlich: *Rec. Spongiar. mar. Tartar. crud. aa. P. IV. Alumin. crud. Lapid. spong. Corii rossic.* (*Juchtenleder*) *aa. P. II. Calcin. per ½ hor. S.* Obschon der Vf. nie unangenehme Wirkungen auf diess Pulver sah: so räth er doch, bittere und aromatische Mittel dabey anzuwenden, und es in Pausen zu reichen. Auf äussere Mittel hält er nicht viel. (Rec. empfiehlt das *Ungu. digital.* oder die schwarzen und rothen Waldschnecken.) Im äussersten Falle räth er Eiterung mittelst eines Haarseiles. 2) *Versuche über die Wirkung des Phosphors*, von D. *Löbenstein Löbel* zu Naumburg. Hier nur im Allgemeinen, dass der Phosphor jede Lungensucht, jedes Erbrechen und jede Ruhr verschlimmert. Der Vf. räth, ihn nie anders, als in *Naphthen* aufgelöst und mit ätherischen

Ölen versetzt, zu geben, Anfangs in kleinen, aber schnell in grossen Gaben, nie nüchtern, keine Säuren, kein Bier, sondern schleimichte Tränke mit Wein, Bouillon mit Gewürz, leichtes Fleisch und Gemüse lauwarm, kein Obst, keine flüssigen, wässrichten Arzneyen daneben, nie Kampher, nie Milchspeisen, nie Mercurialmittel dazu zu erlauben, die Patienten vor Erkältung in Acht zu nehmen, lauwarme Bäder dabey zu gebrauchen, wo die niedern Sphären des Organismus leiden. Des Vfs. Formel ist: *Rec. Phosphor. gr. II. Naphth. vitriol. semiunc. Ol. menth. p. gtt.* XX—XXX. *S.* Stündlich 3, 4, 6 Tropfen auf Zucker, oder ganz unvermischt zu nehmen. Der Schwefeläther muss höchst rein seyn. Auch darf man in *acuten* Krankheiten nicht zu lange damit fortfahren. Bey nasskaltem Wetter muss man die Gabe erhöhen. Nie gebe man alsbald Phosphor. 3) *Bemerkungen über Geisteszerrüttungen*, von D. *Winiker* in Göttingen. Eine sehr verständige Abh. Rec. fiel es auf, dass die Curen hauptsächlich durch *Opium* bewirkt worden sind, von welchem er selten gute Wirkungen im Wahnsinn sah. 4) *Über die Verhärtung der Zellgewebes bey neugebornen Kindern*, vom Herausg. Der fleissige Vf. erwirbt sich durch diese Abh. ein neues Verdienst, da diese Krankheit noch so viel Dunkles hat. Im Jahr 1809 erkrankten daran 17 Kinder. Es schien ein epidemischer Einfluss zu herrschen, obwohl derselbe nicht von den gewöhnlichen Witterungsveränderungen abhängig seyn kann. Kinder von sehr verschiedener Constitution verfielen in diese Krankheit. Mehrere Tage bis 3 Wochen nach der Geburt bemerkte man unter plötzlichen Fieberbewegungen, zuweilen mit, zuweilen ohne veränderte Darmausleerung, an einer oder mehreren Stellen der Oberhaut, z. B. der Schaamgegend, den Schenkeln, den Füssen, am Gesichte, an Armen und Händen, am Halse u. s. w., eine merkliche mit einiger Geschwulst verbundene Röthe, Anfangs von der Grösse eines Dreyers oder Groschens, nach und nach grösser, fester, härter, beym Drucke schmerzhaft, und auf einige Momente die Farbe verändernd. Diese Röthe war Anfangs meistens gering, und dauerte bey Einigen auch so fort, bey Anderen verbreitete sie sich schnell über beträchtliche Bezirke, und die ganze Stelle, Schenkel, Bein u. s. w., wurde schnell roth, hart, glänzend, empfindlich schmerzhaft. Manchmal betraf das mehrere Stellen zugleich. Diese Färbung der Haut änderte sich vielfältig ins Marmorartige, Bläulichte, Braune u. s. w., nahm auch allenfalls ab. Zwey Kinder starben schon am 2ten Tage, 4 am 4ten und 5ten, eins am 7ten, eins am 8ten, eins am 10ten Tage, eins nach 5½ Wochen, nachdem die Oberfläche des Rückens brandig geworden war. Nur zwey Kinder von 4 und 5 Wochen wurden wiederhergestellt. Die *Obduction* der Leichen ergiebt wenig Belehrendes. Bey einem Kinde fand man doch eine bedeutende Menge ausgeschwitzter Lymphe in der Brust- und Bauch-Höhle; es hatten sich hie und da Pseudomembranen gebildet, wie beym Kindbettfieber, und auch die Leber war merklich entzündet. Der Vf. nimmt die Krankheit für eine *Varietät* des *Erysipelas neonatorum*, deren entfernte Ursache in einer eigenthümlichen Verderbniss der Zimmerluft der Entbindungsanstalt zu suchen sey. (Aber warum ist die Krankheit so selten? Warum nicht aller Orten, wo solche Anstalten sind?) Einigemal schien eine contagiöse Mittheilung eingetreten zu seyn. Der Vf. hält die Krankheit für unheilbar. (Rec. hat unlängst die Krankheit an einem Soldatenkinde von einigen und 20 Wochen gesehen, welches die Krätze gehabt hatte. Röthe war an keiner Stelle zu bemerken, aber Schmerz verrieth es bey der Berührung. Rec. hält die Krankheit für krampfsicht. Das Kind starb am 6 Tage.) 5) *Fragmente aus den Annalen der Charité zu Berlin*, vom Herausg. *Heilung eines sehr hartnäckigen Singultus durch eine starke Gabe Helleboralb.*, wodurch heftiges Erbrechen entstand. (Gewiss nicht zum Nachahmen.) Diese Wurzel empfiehlt Hr. *H.* statt der jetzt so theuren *Ipecacoanna*. (Warum nicht lieber *rad. asari?*) *Venerische Feigwarzen der Zunge* und *des Zahnfleisches* mit *Mercur. praecip. ruber*, Abends und Morgens zu ⅛ Gran, geheilt.

2 Heft. 7) *Opium und Hyoscyamus*, eine Parallele von D. *Kahleyss* zu Jessnitz bey Dessau. Die Idee ist gut, aber keinesweges so neu, als der Vf. meint. In mehreren neuen AM.-Lehren ist diese Parallele schon durchgeführt, und fast richtiger als die gegenwärtige. Selbst Rec. hat sie in einer seiner Schriften gezogen, weicht aber vom Vf. in manchen Puncten ab. Hr. *K.* setzt fest: 1) *Op.* kann und darf nur in ganz hitzigen Krankheiten gegeben werden. Warum denn? Macht der Typhus der Krankheit das indicative Moment für O. aus? In wie vielen chronischen Nervenkrankheiten z. B. finden wir allein im O. radicale und palliative Hülfe? Der Vf. sagt ferner, dass es nur beym Typhuscharakter des Fiebers anwendbar sey. Ist diess nicht in der *reilschen* Idee gesprochen: so können wir auch nicht beystimmen, weil gerade beym *Typhus*, wenigstens der faulichten Abart desselben, die meiste Vorsicht beym Gebrauche des O. erfoderlich ist. 2) *Hyosc.* wirkt nichts oder gar schädlich im asthenischen Fieber, in der *Synocha* (also auch bey sthenischem Zustande) findet sein Gebrauch gar nicht Statt (wo denn?). In allen ganz apyrischen (*sic!*) mit stumpfen Schmerzen und Krämpfen begleiteten Krankheiten ist er eine wahre Panacee. (Auch das ist nicht ganz richtig, zu beschränkt; im Gegentheile ist gerade bey den meisten fieberhaften Zuständen *H.* ganz an seiner Stelle.) 3) *H.* findet Statt, wo O. verstopft. (In einer der beygefügten Krankheitsgeschichten (S. 193) kommt vor, dass eine Kranke in Zeit von 4 Wochen auf 2 *Loth Bleyzucker* bekam; das ist doch gewiss aller Ehren werth!) 8) *Losreissung der Regenbogenhaut vom Strahlenbande*, von Prof. *Stangenberg* zu Braunschw. Durch einen Stoss mit dem Rappiere ward die Regenbogenhaut mehr denn ¾ von ihrer Ausdehnung vom Strahlenbande losgerissen. Unglaublicherweise entstanden nur unbedeutende Zufälle davon, und alles besserte sich zum Erstaunen. 10) *Bruchstücke aus der prakt. Heilkunde*,

von LM. *Brückmann* zu Braunſchw. Unter andern ein Beweis, daſs das Queckſilber die granulirte Form wirklich wieder annehmen kann, an einer Dame, in deren Hemd ſich nach einer ſtarken Erhitzung laufende Queckſilberkügelchen fanden; ſtrich man mit dem Finger gewiſſe ſchwarze Stellen ihrer Haut: ſo konnte man ſolcher Kügelchen aus den Schweiſslöchern herauspreſſen. Tödtliche Verblutung aus dem Zahnfleiſche. 12) *Fragmente a. d. Annalen des Charitéhauſes*, vom Herausg. *Wirkſamkeit des Arſeniks in einem mit Syphilis verbundenen Wechſelfieber.* Der Vf. hat bereits an 100 Wechſelfieberkranke durch Arſenik glücklich geheilt; bey jener Perſon war auch das veneriſche Geſchwür zugleich geheilt. Wirkſamkeit der *Uva urſi* bey Nierenkrankheiten (welche Rec. mehrmals erfahren hat).

XI Band. 1 Heft. 1) *Der Arſenik gegen Wechſelfieber*, von D. *Rehfeld* zu Prenzlow. Muſterhaft erzählt. Der vorſichtige, beſcheidene und wahrheitliebende Vf. lobt zwar die Wirkung des A., geſteht aber freymüthig, daſs, ſo lange er und ſeine Kranken gute Chinarinde nehmen können, er die Fieber damit lieber, als mit A., curire. Aber allen Surrogaten ziehe er dieſes vor; nur müſſe es behutſam und vorſichtig gegeben werden. *Abstine, ſi methodum neſcis*, ſagte der unſterbliche *Boerhaave!* 4) *Beſchreibung eines epidemiſchen Schariachſiebers* v. D. *Bleicher*, Phyſ. zu Stockach; mit gelinden diffuſiblen Reizen geheilt. (Rec. hat vor Kurzem in einer faulichten Scharlachepidemie auſserordentlichen Nutzen von Hn. *Stieglitz* Methode geſehen.) 7) *Prakt. Miſcellen*, über die Eiſenquelle (des *Alexis*bades) im Selkethale am Harz, von Prof. *Gräſe.* Eine neue Quelle, geprieſen und beſucht, aber, wie wir eben leſen, weniger zum innerlichen, als äuſserlichen Gebrauche geeignet.

2 Heft. 9) *Erfahrungen über den Nutzen des Arſenik, als Fiebermittel, nebſt Anweiſung zu einer zweckmäſsigen Anwendung deſſelben*, vom GR. *Heim in Berlin.* Der verdiente Veteran will mit dieſem Aufſatze 1) beweiſen, daſs die Anwendung des A. unbedenklich ſey, 2) einige Thatſachen zu weiterer Beachtung vorlegen, und 3) die medicíniſche Welt mit dieſem Mittel mehr befreunden. Der enorme Preis der Chinarinde und der Mangel an zuverläſſigen Surrogaten derſelben, ja das Miſslingen mehrerer Wechſelfiebercuren in den neueſten Zeiten, führten den Vf. zum A. Manche dieſer Kranken verbrauchten mehrere Pfunde China, ohne daſs ſie ihr Fieber ganz verloren. Vor ungefähr 1½ Jahren machte Hr. *H.* alſo den erſten Verſuch mit dem A. Jetzt zählt er zwiſchen 3—400 Individuen von allen Altern, Ständen und Conſtitutionen, welche allein dadurch geheilt worden ſind, nachdem mehrere darunter durch China nicht geheilt werden konnten, auch Quartanfieber. Böſe Folgen traten bey Keinem ein. Selbſt die eigene Frau und 4 Töchter, nebſt der Köchin des Vfs., wurden durch dieſs Mittel geheilt. 11) *Über die Nux vomica; ihre eigenthümlichen Wirkungen, und therapeutiſche Benutzung*, vom Herausg. Ein ſehr fleiſsig gearbeiteter Aufſatz. Die Krähenaugen afficiren die Thätigkeit des ſenſiblen Syſtems direct, aber ſie afficiren das Gemeingefühl, und die pſychiſche Stimmung ſtets unangenehm, ſie ſind alſo ganz verſchieden vom Opium. In mehreren Arten von Ruhr, langwieriger Diarrhöe, Magen- und anderen Krämpfen leiſtete es dem Vf. gute Dienſte. 12) *Über die heilſame Wirkung des isländiſchen Mooſes bey den mehrſten Zehrkrankheiten, vorzüglich in Form einer Gallerte*, von D. *Herber* zu Naſtätten. *Fragmente aus den Annalen der Charité*, vom Herausg. *Vom Kindbettfieber.* Der Vf. leitet (ganz mit Recht) die weſentlichen Erſcheinungen deſſelben von dem Genius der Conſtitution ab, welcher demſelben nicht bloſs eine verſchiedene Natur, ſondern auch verſchiedene Form ertheile. *Wechſelfieber.* Der Vf. fängt an, für den Arſenik zu ſtimmen. Kalte Sturzbäder leiſteten einigemal vortreffliche Dienſte. Wenn ſie aber nicht gleich in den erſten 3—4 Tagen merklich halfen: ſo halfen ſie gemeiniglich ſpäterhin gar nichts. Auffallend gut wirkten ſie bey einer hitzigen Manie. 14) *Miſcellen.* Einige Bemerkungen über den verſt. *Beireis*, von LM. *Brückmann* in Braunſchw. Der Vf. lernte ihn kennen, als er von Jena von *Hamberger* kam. Obgleich *B.* damals ungefähr 26 J. alt war: ſo war er doch in der praktiſchen AW. noch ſehr zurück; ſpäterhin bekam er viel Praxis (wie alle Charlatans! *Mundus vult decipi!*). 1755 ſandte er dem Vf. ein Programm mit ganz vergoldeten Lettern gedruckt, die aber nicht wie gutes Gold, ſondern wie bronzirt ausſahen. Die Zierrathen und groſsen Buchſtaben ſahen aus, als ob ſie mit unächten Gold- oder Silber-Blättern vor dem Abdruck belegt wären; die übrigen Buchſtaben waren wahrſcheinlich mit Bronzepulver beſtreut, als ſie noch feucht waren. Die Möglichkeit der Luſtballons läugnete *B.* Anfangs ganz. Die hohen Preiſe, mit denen er ſeine Seltenheiten wollte bezahlt haben, ſind unwahr. Seine Automaten fand der Vf. in kläglichem Zuſtande. Der Flötenſpieler gab kaum noch einige Töne an; ſie hatten vielleicht halbe Manneslänge. Die Ente war das Beſte. Die Uhr war von den berühmten Uhrmachern *Droz* in der Schweiz, und wurde durch einen Magnet regiert, welcher im Knopf eines Stocks angebracht war, der in der Entfernung von ungefähr einer Elle wirkte. Den Diamanten hat der Vf. nie geſehen, wohl aber der Graf *von Veltheim* zu Harbke, welcher ihn für einen bloſsen Quarzkieſel erklärte u. ſ. w.

Aus dem Jahrg. 1811 machen wir nur auf folgende Aufſätze aufmerkſam. 1) *Bruchſtücke aus der prakt. Heilk.* von verſt. LM. *Brückmann* in Brſchw. Auſser anderen intereſſanten Beobachtungen kommt auch eine merkwürdige Nervenkrankheit vor, bey welcher die Muſik auſserordentlich gute Wirkungen leiſtete. Die unregelmäſsigen Nervenbewegungen wurden regelmäſsig, nach Takt und Tempo, die ganze Krankheit gelinder; Bruder und Dienſtmagd bekamen dieſelbe Krankheit, nur in minderem Grade. 3) *Einige Beobachtungen über die Hundswuth*, von D. *Maſſa-*

lien zu Herrnhut. Der Vf. hat gesehen, dass die Wuth erst ½ Jahr nach dem Biss ausbrach, und der Kranke an Convulsionen starb. Eine tolle Katze biss einen Hund, der wüthend wurde, dieser seinen Herrn, der auch wüthend sterben musste. 5) *Beschreibung der in Polen unter dem Namen schwarzer Blattern bekannten Krankheit*, von D. *Brensky* in Warschau. Ein bösartiger Karfunkel, welcher epidemisch herrscht, sich zuerst in einem ganz kleinen schwarzen Puncte, von der Form der Mitesser, zeigt; dann hebt sich die Oberhaut zu einer Blase, wächst bis zur Grösse einer Linse oder Erbse, umgiebt sich mit Röthe, Geschwulst, Hitze, jedoch ganz schmerzlos. Die Röthe wird dunkel, aschgrau, die Kranken fiebern und sterben oft in 48 Stunden. Ansteckend soll diese Krankheit nicht seyn (die einer ferneren genauen Untersuchung sehr werth ist). 11) *Einige Bemerkungen über die häutige Bräune*, von D. *Neumann* zu Dresden. Der Vf. fand bey allen Verstorbenen die Luftröhre verändert, nicht immer rothe Stellen, bey einem 9 jährigen Mädchen den Kehlkopf aufgetrieben, die membranösen Theile dick, die hintere Seite der Luftröhre schien sich verkürzt zu haben, die ringförmigen Knorpel stark nach aussen gebogen, nahe am Kehlkopf am stärksten, und die innere Höhle der Luftröhre stellenweise erweitert. Die Epiglottis war gleichfalls verkürzt, und missgestaltet. Die in der Luftröhre enthaltene Substanz hat der Vf. nur dreymal in einer ordentlich röhrenförmigen Structur gesehen; das eine Mal war sie so vollständig, dass sie auch die Vertheilung der Bronchien eben so auskleidete; aber fest, als ausgebildete Membran, oder gar mit kleinen Gefässen versehen fand er sie nie; oft als *Coagulum* in Gestalt schleimiger Flocken. An der entzündlichen Natur der Krankheit lässt sich nicht zweifeln. (Alles mit den Erfahrungen des Rec. übereinstimmend. Aber es mischt sich, eben durch die Entzündung hauptsächlich veranlasst, leicht ein krampfichter Zustand mit ein, welcher dann desto leichter tödtet.) Der Vf. empfiehlt vorzüglich Blutigel (welche auch Rec. auf das allerdringendste empfiehlt), dann *Calomel* in grosen, schnellen Gaben (ganz recht; aber das Abführen gehört durchaus nicht dazu, so leicht es auch durch solche Gaben geschieht). 13) *Über das Vorkommen ächter Menschenpocken nach regelmäfsig überstandenen Kuhpocken*, von HR. *Bremer* in Berlin. Der Vf. hat bis jetzt 14,621 Subjecte geimpft, und noch kein einziges, bey welchem der Verlauf regelmässig war, ist nachher von den wahren Menschenpocken angesteckt worden. Die mannichfaltigen *Quidproquo*, welche vorkommen, setzt der Vf. aus einander. 15) *Fragmente aus den Annalen der Charité zu Berlin*, vom Herausg. Unter andern heilsame *Wirkung des Graphit bey einigen Arten der Flechten*, besonders als Salbe angewandt. Die *Geschichte einer Leberverhärtung*, von D. *Hering* in Dresden, beweist, wie viel in manchen Fällen die beharrliche Anwendung richtig angezeigter Mittel leisten könne. *Neuere Erfahrungen über die Wirksamkeit der Belladonna beym Keichhusten* bestätigen dieselbe. *Ächte und nervose Lungenentzündung.* (Wenn bey einem Falle der letzteren die Klagen der Kranken im Verhältniss mit der Wichtigkeit der Krankheit so gering waren, dass der Vf. hieraus ein diagnostisches Zeichen nimmt: so ist diess doch bey weitem nicht immer der Fall, ja oft ist der Schmerz noch stärker bey der asthenischen Lungenentzündung, aber anderer Art, höchst empfindlich, mit Weinen, Zittern, kalten Schweissen verbunden. Das Zurücktreten der Turgescenz überhaupt, besonders das eingefallene Gesicht hält Rec. für das sicherste diagnostische Symptom. Wir wünschen, dass der Vf. uns noch mehrere Beobachtungen über diese schwere Krankheit, schwer in Rücksicht auf Diagnosis und auf Therapeutik, mittheilen möge. *Veraltete Quartanfieber mit Arsenik geheilt.* Der Herausg. meint, Männer vertrügen dieses Mittel besser als Weiber (?). *Vorläufige Nachricht von Infusionsversuchen* (von denen Rec., auf die Geschichte der AW. gestützt, nun und immer nichts erwartet.) 19) *Revision der Lehre von der Lungenprobe*, von Prof. *Henke* zu Erlangen. (Vortrefflich ausgearbeitet, wie Alles, was der Vf. liefert, aber nicht in ein praktisches Archiv gehörig.)

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Riga*, b. Hartmann: *Erzählungen*. 1804. 356 S. 8. — Diess Bändchen enthält sechs Erzählungen. Die erste: *Das alte Schloss zu Monte roxo in der Sierra Morena*, ist gut eingeleitet und angelegt, auch lebhaft vorgetragen; aber matt beendiget. Das Anhängsel S. 352 ff. befriediget zwar allenfalls die Neugierde, rundet aber die Erzählung nicht. Was der Vf. S. 4 sagt: „dass wir Deutsche hinter den Pyrenäen eine neue Welt, etwas Ungewöhnliches, man möchte beynahe sagen, Magisches suchen, was uns unser alltäglicher, genau abgesteckter Wirkungskreis nicht gewähren kann" — hätte er im Ganzen fester fassen sollen. Die zweyte Erzählung: *Die Räuber in den Pyrenäen*, aus einem Briefe des Grafen von Salvatierra, ist wahrscheinlich eine Übersetzung aus dem Französischen, wie schon die Wendungen: „Verzeihen Sie, mein Herr Graf, dass ich ein wenig weitschweifig in meiner Erzählung werde;" oder: „Verzeihen Sie, Herr Graf, dass ich nothgedrungen etwas zu meinem Lobe sagen muss," u. s. m. nicht undeutlich verrathen. Die dritte: *Der König ein Bettler, oder das Leben ist ein Traum*, hat in ihrem orientalischen Gewande viel Anziehendes. *Der gute Rath*, die vierte Erzählung, ist für den Hausgebrauch berechnet, und beweiset anschaulich, dass ein solcher Rath Goldes werth sey. Sie verdient mit Recht den Namen einer moralischen Erzählung. Dem Geschmack der gewöhnlichen Lesewelt wird die sechste: *Die Capelle der heiligen Gertrude*, eine liefländische Legende, am besten behagen. Sie hat viel Handlung, und hält die Aufmerksamkeit in einer immerwährenden Spannung.

E.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

MEDICIN.

BERLIN, b. Braunes, von 1809 an b. Hitzig: *Archiv für praktische Medicin und Klinik*, herausgegeben von Dr. *Ernst Horn* u. s. w. 1808 bis 1812.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

20) *Ueber den Gebrauch des Kaffee und des Arsenik in Wechselfiebern*, von D. *Neumann* zu Dresden. Der Privatarzt, meint der Vf., könne mit den bekannten Mitteln in der Regel bey allen Fällen des WF. ausreichen, und wenn er mit Goldschwefel, Opium und bitteren Mitteln gehörig umzugehen verstehe, werde er die China selten nöthig haben; wenigstens bey armen Kranken, die nicht gerade an bösartigen, mit Convulsionen oder Apoplexie begleiteten, oder sehr veralteten, mit Wassersucht verbundenen, oder sehr complicirten Fiebern leiden, könne er sie sicher (?) entbehren. Anders sey es in Spitälern der Fall. Bey dem Mangel an Chinarinde müssen hier kräftige Surrogate sehr wünschenswerth seyn. Den schwarzen Kaffee hat Hr. *N.* häufig bey einfachen WF. unmittelbar vor dem Anfalle angewendet, und er allein hat, selbst bey seinem hohen Preise, mehr China erspart, als alle übrigen Surrogate zusammen genommen. Man muss ihn geben, wenn die allerersten Fieberbewegungen, Ziehen im Rücken u. s. w. eintreten. Dagegen gelangen von 25 Versuchen mit dem rohen Kaffee, nach *Grindels* Angabe, nur 2. Das frisch gebrannte Kaffeepulver hob in 15 Fällen 5, veränderte 2, und zeigte sich in 8 unwirksam. Aus den Lazarethen zu Rawa, Cowitz und Danzig erhielt der Vf. die Nachricht, dass der Arsenik in den meisten Fällen *ohne gute Wirkung* geblieben sey, aber auch keine üblen Wirkungen gezeigt habe. Das Nämliche hat er in seiner eigenen Praxis gefunden. Von 10 Kranken wurden bey 4 die Paroxysmen schwächer, und blieben nach und nach aus, bey den 6 übrigen zeigte sich keine Veränderung. (Dieser Aufsatz, ganz im Geist eines ächten hippokratischen Beobachters geschrieben, verdient die grösste Aufmerksamkeit. Die jähen Lobpreisungen neuer Arzneymittel, welche sogar manchmal eher kleinliche Details, als allgemeine Wirkungen angeben, und meist aus den Federn junger unerfahrener Männer fliessen, haben der AW. den allergrössten Schaden zugefügt, und der jetzige deutsche Nationalcharakter ist, wie in anderen Puncten, so auch darin von dem der vorigen Zeit verschieden, dass, statt dass man sonst nur das Alte liebte, man jetzt mit dem grössten Heisshunger nur über alles Neue herfällt, und vor allem Älteren einen Ekel bezeigt.) 21) *Erfahrungen über die Wirksamkeit der kalten Sturzbäder, Übergiessungen und Waschungen in typhösen Fiebern.* Der Herausg. ist sehr zufrieden mit diesen Erfahrungen, denen wir nur mehrere ähnliche von versuchten Praktikern und zuverlässigen Beobachtern wünschen. Er behauptet, die glückliche Erhaltung von einigen und 70 Typhuskranken denselben zu verdanken zu haben; nur dürfen sie nicht zu spät angewendet werden. Er glaubt, sie wirken zunächst auf Kopf und Hirn, die erschütternde Gewalt, wodurch hier eine ganz neue, ungewohnte und in ihrer Art einzige Sensation erregt werde, erwecke die Hirnthätigkeit und das gesammte Gemeingefühl. Dass diese Wirkung nicht die einzige, dass sie vielmehr componirt und namentlich eine chemische (?) sey, sey sehr wahrscheinlich. (Sollte es nicht zu früh seyn, eine Theorie von der Wirkungsart dieser problematischen Mittel aufzustellen? Wir rufen dem schätzbaren Vf. ins Gedächtniss, was Hr. *Neumann* in obigem Aufsatze S. 462 sagt.) —

II Band. 1) *Über die Krankheiten des Herzens*, von Prof. *Spangenberg* zu Braunschw. Mit bekanntem Fleisse bearbeitet. Fehler in der Bewegung des Herzens. Man fasst sie unter 2 Formen zusammen: Herzklopfen und Herzensohnmacht. Die Ursache des Herzklopfens ist bald in der linken Herzkammer oder in der *Aorta*, bald in der rechten oder *Arteria pulmon.*, bald in beiden begründet. Es können örtliche Fehler im Herzen und in seiner häutigen Bekleidung, aber auch vitale Fehler des Herzens und *Pericardii* da seyn, so wie organische Fehler der *Aorta* in der Brusthöhle und vitale Fehler der Brust*aorta*. Die Ursachen können aber auch in der Bauchhöhle ihren Sitz haben. Der Vf. zählt die hauptsächlichsten davon auf. Diejenigen Ursachen, welche im rechten Herzen und in der *Art. pulm.* ihren Sitz haben, fassen alle organischen Fehler in sich, welche die Blausucht hervorbringen, Verstopfung, Verschliessung, Verknöcherung und Auswüchse an den Klappen. Der einzige Vitalitätsfehler wäre vielleicht zu grosse Reizbarkeit oder partielle Entzündung. Unter den Fehlern der *Art. pulm.* zeichnen sich besonders die *Steatome* und *Aneurismen* aus; zu den vitalen Krankheiten gehört vielleicht die krampfhafte Zusammenschnürung. Zahlreich sind die Krankheiten der Lunge, wodurch die Circulation erschwert, und die Arterie in ihrem

Stamm oder Gezweige gedrückt wird, z. B. abnorme Beschaffenheit der Lunge und des Thorax, Compression durch mechanisch wirkende Schädlichkeiten; die vitalen Fehler der Lunge sind angeborene, oder erworbene grofse Reizbarkeit, Krampf, die Wirkung eingeathmeter scharfer Dünste. Es existirt keine ganz allgemeine Curmethode, sondern die Auswahl der Mittel hängt von den Ursachen ab. Curregeln, die fast auf alle Arten des Herzklopfens passen, sind: vollkommene Ruhe des Körpers und der Seele, Vermeidung aller Einflüsse, die die Circulation beschleunigen und vermehren, so wie aller mechanischen, dünne wäfsrichte Diät. Unheilbar ist das HKl., welches von einem organischen Fehler des rechten und linken Herzens, und der grofsen Arterienstämme herrührt. Das Palliativmittel des Aderlassens am Arme mufs mit Vorsicht angewandt werden. Bey Fehlern des linken Herzens und der *Aorta* soll man Mineralsäuren, vorzüglich *Elixir acidum H.* und *Digitalis* versuchen; bey Fehlern des rechten Herzens und der Lungengefäfse empfiehlt er das *Extr. lactuc. viros.* und *aconit.* allein, oder mit *Sulph. aur.* und *Gummi amoniac.* (Der Vf. scheint bey diesem trefflichen Aufs. *Lentins* Beobachtungen nicht gekannt zu haben.) 2) *Bruchstücke aus der prakt. Heilkunde*, von LM. *Brückmann* in Braunschw. Unter andern: Eine Tänzerin verlor nach einem Faulfieber die Haare, welche nachher wieder 4 Ellen lang wuchsen, so dafs sie bis auf die Erde reichten, wenn sie stand. Die *Digitalis* will der Vf. nicht loben. 3) *Prakt. Miscellen*, von D. *Göden* zu Friedland im Mecklenburg. Der excentrische Vf. naht sich allmählich der Sphäre des wahren medicinischen Lebens und seiner Gemeinheit, aufser welcher für den Arzt kein Heil zu finden ist. Wird er in diese immer mehr eingehen: so werden wir auch mehr Notiz von ihm nehmen. Denn *qui non vult intelligi, non debet legi.* 4) *Etwas über die Heilung derjenigen Fufsgeschwüre, welche Begleiter kranker Eingeweide sind*, nebst beygefügtem Verlauf einer merkwürdigen Leberkrankheit, als Folge von Hydatiden, von D. *Rebentisch* zu Landsberg an der Warthe. Sehr zu wünschen wäre, dafs die Diagnostik dieser Geschwüre, in wie ferne sie von jener Ursache abhängen, besser berichtiget würde. 5) *Von den Entzündungen der innern Eingeweide bey Kindern und deren Behandlung*, von D. *Schäffer*, taxischem LA. und GR. zu Regensburg. Es ist hauptsächlich die Rede von der Entzündung der Gehirnmembrane, dem Croup, der Lungenentzündung und der Entzündungen im Unterleibe. Der Vf. glaubt, in den Kinderjahren habe man es mit einer passiven Entzündung oder vielmehr Congestion, im reiferen Alter mit einer activen zu thun. (Unmöglich können wir diesem Satz im Allgemeinen beystimmen; es liegt auch in der That gar kein Grund dazu im Organismus der Kinder. Eben so wenig können wir uns eine Entzündung denken, von welcher die Irritabilität so sehr ausgeschlossen seyn sollte, als der schätzbare Vf. hier *ex hypothesi* annimmt. Ferner finden wir es nicht gegründet, dafs für Kinderentzündungen Nitrum und Salmiak weniger, und Calomel mehr passten, wie von mehreren anderen Ärzten, auch dem Vf., behauptet wird.) Die häutige Bräune ist eine Entzündung der ganzen inneren Luftröhre, und die ausgeschwitzte Lymphe eine natürliche Folge der erhöhten Gefäfsthätigkeit, wie beym inneren Wasserkopf, der Lungenentzündung u. s. w. Vortrefflich beschreibt der erfahrne Vf. diese Krankheit. Durch Mittelsalze, Blutigel, Calomel wird der Entzündung begegnet, durch Brechmittel die möglichst baldige (schwer Statt findende) Entfernung der bereits ausgeschiedenen gerinnbaren Lymphe. Der Vf. empfiehlt (gegen andere Praktiker) *kleine* Gaben Calomel, fleifsig mit anderen entzündungswidrigen Mitteln gereicht. So spricht er auch von der Anlegung *eines oder des andern Blutigels* an den Kehlkopf. (Rec. ist für grofse Gaben Quecksilber und hinreichend *viele* Blutigel. Die der Blutausleerung folgende Schwäche ist jetzt das *Malum minus.*) Die Entzündung der Lunge hält der Vf., was die Behandlung anlangt, für wesentlich verschieden von der bey Erwachsenen (woran wir, das Aderlassen ausgenommen, welchem wir Blutigel substituiren, zweifeln, so wie wir auch nicht Thee von *Verbasc. Althaea* und *Arnica*, oder *Senegaabsud* und *Digitalis* in eine Kategorie setzen können.) Die Entzündungen im Unterleibe sind leider zu kurz abgehandelt, obschon sie es am wenigsten verdient hätten, da sie so dunkel sind. Rec. glaubt, dafs manche vermeinte Zahnbeschwerde unter dieses Capitel gehört. 7) *Über die Behandlung der atonischen Gicht und der chronischen Rheumatismen, die mit Augenentzündung verknüpft auftreten*, von D. *Benedikt* in Chemnitz. Der Vf. tadelt die bisher hie und da angewandte reizende Methode dieser Krankheiten, und schlägt eine entgegengesetzte vor. Gegen das allgemeine Übelbefinden empfiehlt er Baldrian mit Calomel, oder statt des letzteren Salmiak; äufserlich ein kleines Vesicatorium an den *Processus mastoideus*, offen erhalten. Wenn die Augenentzündung gröfstentheils vorüber ist: so giebt er einen Thee von *Chenopodium mexic.* und laue Bäder mit Mineralalkali bereitet. Ganz zu Ende räth er Schwefelbäder und andere antiarthritische Mittel. 8) *Bemerkungen über die diefsjährigen gastrischen Herbstfieber*, vom Herausg. Ein schöner Beytrag zur Geschichte des Wechsels epidemischer Constitutionen, deren Wahrheit und nothwendige Beachtung immer mehr eingesehen wird. 9) *Etwas über die diefsjährige Ruhr*, vom Herausg. Es nutzten Anfangs eher abführende Mittel, als Opiate; selten kamen typhöse R. vor. *Nux vomica*, *Opium*, Klystiere von Amylum und warme Bäder waren die vorzüglichsten Mittel. Manchmal mufsten beide erste Mittel mit einander verbunden werden. (Rec. fuhr am besten, wenn er Anfangs Manna mit einem Schleime, oder *Ol. amygd.* mit *Gummi arabic.*, weiterhin *Spirit. Mindereri* mit Opium gab. Nur nicht gleich Anfangs gestopft; man müfste denn gleich beym allerersten Eintritte Opium mit diaphoretischem Verhalten anwenden können.) 10) *Bemerkungen über*

das Scharlachfieber, vom Herausg. Zum eigentlichen Scharlachexantheme geſellten ſich noch andere Ausſchläge, Rötheln, kleinere und gröſsere Bläschen und Puſteln, auch Frieſel. (Ebenjetzt, May 1813, herrſcht eine Ausſchlagskrankheit, welcher durchaus kein beſtimmter Name zu geben iſt; bey Manchen iſt ſie dem Scharlach, bey Anderen den Maſern ähnlich, leicht, gutartig, ohne Abſchuppung u. ſ. w. Nach allen Bemühungen des verdienten Hn. *Heim*, und anderer berliner Ärzte iſt dennoch unſere Kenntniſs von den hitzigen Ausſchlagsformen ſehr mangelhaft.) 11) *Noch zwey Worte über das Vorkommen ächter Pocken nach vorausgegangenen ächten Kuhpocken*, von GR. *Heim*. Der erfahrene Vf. leugnet die Exiſtenz wahrer MBl. nach wahren KP., worin ihm Rec. vollkommen beyſtimmt, ob er gleich den charakteriſtiſchen Unterſchied der MBl.-Narben noch nicht annimmt, und die Möglichkeit einer Doppelblatterung überhaupt nicht leugnet. 12) *Erfahrungen über die Bäder zu Rehburg*, von D. *Albers* zu Wunsdorf. Nicht in den eiſenhaltigen Beſtandtheilen allein, ſondern mehr noch in einer dem Quantitätsverhältniſſe nach ſehr günſtigen alkaliſchen Eiſenauflöſung, ſo wie auch in der Vermiſchung dieſes ſeifenartigen (?) Waſſers mit dem dortigen Schwefelwaſſer ſucht der Vf. die groſse Wirkung dieſes Waſſers. Wie das Waſſer zu Plombières, iſt dieſes Waſſer mild und fett anzufühlen, und erzeugt beym Kochen einen ſeifenartigen Schaum, der von aufgelöſter Thonerde herrührt. (Mehrere Zeugniſſe erfahrener und zuverläſſiger Chemiker mögen die Beſtandtheile dieſes Waſſers ferner beſtimmen, welches hier allein nach Hn. *Weſtrumb* zerlegt, und welches, nach dieſer Prüfung, vorzüglich reich an ſaliniſchen Beſtandtheilen, luftſaurer Kalkerde und Selenit iſt.) 13) *Das ächte Scharlachfieber*, von D. *Neumann* in Dresden. (Der Vf. hat ganz Recht, wenn er Hn. *Harles* über ſein, einem amerikaniſchen Arzte gegebenes Zeugniſs tadelt; nur, was die Halsentzündung anlangt, ſind wir nicht einverſtanden mit ihm. Dieſe hält Rec. für ein pathognomoniſches Kennzeichen vom Sch. Auch iſt äuſserſt ſelten feuchte Haut, faſt immer trockene, groſse Hitze dabey. Und endlich hängt die nachfolgende Waſſergeſchwulſt durchaus nicht immer und allein von Erkältung und Einwirkung atmoſphäriſcher Luft ab.) 14) *Über die Heilkräfte einiger gegen das Wechſelfieber angewandter Mittel*. Abermals ein Lob des Arſeniks gegen dieſe Krankheit; doch ſchreibt der Vf. demſelben einen wichtigen Einfluſs auf das Gefäſsſyſtem zu, ſo wie er auch öftere Recidive will geſehen haben. In den *prakt. Miſcellen* verſpricht der Herausg. Beobachtungen über das *besnardſche Antiſyphiliticum*, denen wir begierig entgegen ſehen. Nach *Bongard* hat es wenig geleiſtet. *Über die Digitalis*, von D. *Heuſinger* in Braunſchw. Der Vf. iſt ein groſser Lobredner dieſes wirklich vortrefflichen Heilmittels, wovon hier beſonders die geiſtige Tinctur empfohlen wird; das Extract ſcheine die meiſten diuretiſchen Kräfte zu beſitzen (?). 18) *Über die differente Wirkung des Phosphors*, im Gegenſatz mit dem Opium, Moſchus und den Naphthen, vom Prof. *Löbenſtein Löbel* zu Jena. Statt aller der vielen Krankheiten, in denen der Vf. den Ph. empfiehlt, und unter denen er ſelbſt, wie es ſcheint, am meiſten beym ſchwarzen Staar erwartet, wollen wir nur angeben, daſs der Vf. ſelbſt bey einem heftigen Nervenkopfweh, Kopfgicht, wie er es nennt, davon Gebrauch machte. Gleich die erſten Gaben bewirkten Wohlbehagen, Gemüthlichkeit und Heiterkeit, die folgenden bekamen ihm ſo wohl, daſs er ſeitdem nie wieder einen Anfall von einem ſo *kopfzertrümmernden* Schmerz gehabt hat. 19) *Über den Rothlauf der neugebornen Kinder im Allgemeinen und die* (gute) *Wirkung des Queckſilbers dagegen insbeſondere*, von D. *v. Velſen* in Cleve. (Verdient Aufmerkſamkeit, obgleich der epidemiſche Einfluſs bey dieſer Krankheit nicht zu bezweifeln iſt. Bey einem Falle, welchen Rec. kürzlich beobachtete, thaten Queckſilbermittel nichts, ob ſie gleich, wie gewöhnlich, grasgrüne Abgänge bewirkten.) Gegen *den Keichhuſten* leiſtete dem Vf. *Autenrieths* Methode nichts, Belladonna und Opium mehr. 20) *Beobachtungen einer merkwürdigen Krankheit des Unterleibes*, von D. *Heuſinger* in Braunſchw. Sie wurde beym Leben des Kr. höchſt verſchieden beurtheilt. Es war eine ſchmerzende, pulſirende Geſchwulſt, welche in Zeit von 10 Jahren eine ungeheure Gröſse, ſtärker als der Leib einer hochſchwangeren Frau erreichte. Bey der Section ſchätzte man die Geſchwulſt auf 30 Pfund. Es war eine Sammlung von Hydatiden, die man auf einige Hunderte ſchätzen konnte. 22) *Warnende Krankheitsgeſchichte vor dem Genuſs der Kirſchen mit dem Steinen*, von D. *Weber* in Pirmaſenz. Der etwas undeutſche Titel bezieht ſich darauf, daſs ein Mann an Desorganiſationen im Magen (leider eine nicht ſeltene Krankheit) ſtarb, welche dem Genuſſe von Kirſchen mit ihren Steinen beygemeſſen wurde. 23) *Bemerkungen über das Scharlachfieber*, vom Herausg. Hier bloſs die Angabe, daſs der Vf. zwar nur ein einziges Mal Gebrauch vom Übergieſsen mit kaltem Waſſer machte, aber mit ausnehmend günſtigem Erfolge.

Jahrgang 1812. 1) *Erfahrungen und Bemerkungen über Schwangerſchaften auſser der Gebärmutter*, von GR. *Heim* in Berlin. Ein äuſserſt lehrreicher Aufſatz, welcher auf eine gewiſs recht oft verkannte, aber leider auch meiſt unheilbare Beſchwerde aufmerkſam macht. Die Hauptſätze der Diagnoſis dieſes Unglückes ſind: wehenartige Schmerzen vor der dritten und folgenden Woche, welche, wenn ſie heftig ſind, mit Stuhl- und Urin-Verhaltung ſich verbinden, röthlichter mit Blut gemiſchter Schleimausfluſs aus der Scheide, mitunter auch Blut, gewöhnlich auch Schmerz auf einer kleinen Stelle und Beſchwerde im Liegen auf der entgegengeſetzten Seite, und endlich ein ganz eigener unbeſchreiblicher, winſelnder und ſchreyender Ton von der Heftigkeit des Schmerzes, nebſt eben ſo unbeſchreiblichen Verzerrungen des Geſichts. Der Vf. ſchlägt einen kühnen Schnitt vor, um die Unglückliche zu

retten, da sie doch einem unvermeidlichen Tode entgegen gehe. 2) *Bemerkungen über die* (gute) *Wirkung der Rinde des Prunus padus* (Traubenkirsche) *in gichtischen und rheumat. Beschwerden*, vom HR. *Bremer* in Berlin. Fodert erst mehrere Beobachtungen, ehe das Mittel in unseren Arzneyschatz aufgenommen wird, obschon es nicht kostspielig ist. 3) *Beobachtungen über die differente Wirkung des Phosphors*, von D. *Löbel*. Hier vom Nutzen des Ph. bey Geisteszerrüttungen. 4) *Praktische Bemerkungen über die Wechselfieber und deren Heilart*, von LM. *Brückmann* in Braunschw. Ganz unserer Überzeugung gemäss sagt der verst Vf., dass ächte Fieberrinde in einigen WF.-Arten unentbehrlich seyn dürfte, und dass, wenn uns auch alle Kolonialwaaren versagt würden, der Himmel uns wenigstens diese erhalten möge. Merkwürdig ist, was der erfahrne Vf. von dem Cyklus der Krankheiten angiebt. Als er 1752 anfing zu prakticiren, starben ungemein viele Menschen am Friesel; nach ungefähr 15—20 Jahren (eigentlich noch später) verlor sich dieser, und an dessen Stelle kamen nun die jetzt sogenannten tödtlichen Nervenfieber und der Scharlach weit öfter, als vorher. Vor mehreren Jahren sah man weit öfter sthenische Brustkrankheiten, als jetzt. So ist es auch mit den gefahrvollen Wechselfiebern, die sonst weit häufiger waren, als jetzt. (Dieser Gegenstand gäbe Stoff zu schönen akademischen Abhandlungen, *de cyclo morborum mutabili*, wenn deren noch im Geiste von des ehrwürdigen *Gruner Morbor. migrationib.* geliefert würden.) 6) *Versuche über die Wirksamkeit des Eisens in veralteten venerischen und mit Mercurialcachexie verbundenen Geschwüren*, vom Herausg. Der Vf. empfiehlt besonders die salzsaure Eisentinctur. — Wir wünschen dieser Zeitschrift guten Fortgang, und viele Mitarbeiter, wie *Heim*, *Neumann*, *Spangenberg* u. s. w.

Fj.

KLEINE SCHRIFTEN.

STATISTIK. *In dem Haag*, b. Belinfante und Comp.: *Statistiesch Overzigt van Oostvriesland en Jever*, door *Servaas van de Grooff*. 1808. VI und 89 S. gr. 8. Der Vf. schrieb, zufolge des Vorberichts, dieses Buch, um seine holländischen Landsleute, die Ostfriesland und Jeverland nur dem Namen nach kennen, mit diesen beiden Ländern, nachdem sie durch den letzten Krieg zwischen Frankreich und Preussen an das Königreich Holland gekommen waren, näher bekannt zu machen, und ihnen durch eine kurze Darstellung der statistischen Verhältnisse derselben das Gewicht dieser Reichs-Vergrösserung zu zeigen.

Er beschreibt zuvörderst — *Ostfriesland*, und behandelt in 11 besonderen Abschnitten die Lage und die Grenzen, die Grösse und Bevölkerung, das Klima und die natürliche Beschaffenheit des Bodens, die Flüsse und Gewässer, die Producte, die Nahrungsquellen, die Religion und Geistlichkeit, die Einkünfte, die vormalige Regierungsform und Regenten, die Eintheilungen und vornehmsten Örter — dieses schönen Landes, das verhältnissmässig eine der reichsten, wo nicht die reichste Provinz des preussischen Staats ausmachte. Hierauf folgt eine Beschreibung des *Jeverlandes*, nach den nämlichen Gesichtspuncten.

Der Vf. hat den Plan seiner Schrift gut und treffend aufgefasst. Im Einzelnen aber sind mehrere seiner statistischen und sonstigen Angaben nicht ohne bedeutende Irrungen; andere hätten genauer und umständlicher ausgeführt werden müssen, bey noch anderen kommen hin und wieder gar zu weite Abschweifungen in das Feld der Geschichte vor. — Um von den Unrichtigkeiten nur einige anzuführen, so beträgt die Länge von Ostfriesland von Osten nach Westen nicht 9, sondern nur 8 3/4 Meilen, und die grösste Breite nicht 9½, sondern nur 9 Meilen (S. 2). Die Länge und Breite des Landes ist (S. 1) ebenfalls nicht genau angegeben. Die Thon- und Pfeiffen-Erde, die man in Ostfriesland gräbt, wird nicht in demselben zu Pfeiffen verarbeitet (S. 9). Zu Gödens sind die vormaligen Linnenwebereyen, die der Vf. noch daselbst vorhanden glaubt (S. 12. 65), längst eingegangen. Die Einkünfte von Ostfriesland, die sich (S. 47) auf eine Million Thlr. belaufen sollen, sind gewiss zu hoch angeschlagen. Zu den Mängeln der Nachrichten von Ostfriesland gehört unter andern auch, dass die Anzahl der Häuser nicht angegeben wird, die — im Jahr 1806 im ganzen Lande aus 22,158 bestanden. Mit Unrecht werden die jeverschen Frauen (S. 75) eines übertriebenen Theetrinkens beschuldigt. Man trinkt in Jeverland wenig Thee, meistentheils Kaffee. Das Schulwesen in Jeverland, das der Vf. rühmt (S. 81), ist in der Praxis nicht besser, als in den benachbarten Ländern. Eine reformirte Gemeinde (S. 85) existirt in Jever — nicht, obgleich einige wenige Reformirte daselbst wohnen. — Übersehen werden diese und andere kleine Flecken in der Beschreibung des Jeverlandes — durch das Interessante mancher besonderer Notizen, die der Vf. von diesem wohlhabenden und angenehmen Ländchen mittheilt. Unter diesen befindet sich auch die wenig bekannt gewordene Nachricht, die der Vf. aus *Petersons Travels through Poland, Russia and Sweden*, 1804. II. 244 entlehnt, dass der Kaiser Paul I den Plan gefasst hatte, an der jeverschen Küste einen Hafen von Bedeutung anzulegen, einen Theil seiner Flotte in der Jade (nicht Jahde, wie der Vf. und Andere schreiben.) zu stationiren, und aus der Stadt Jever eine grosse Handelsstadt zu schaffen; der Kaiser liess die Möglichkeit der Ausführung durch einen eigenen Abgesandten aus Petersburg im Jahr 1800 an Ort und Stelle untersuchen, wovon das Resultat ganz seinem Wunsche zusagte, so dass er im Geheimen auf die Realisirung seiner Idee bedacht war, worin ihn indess der Tod unterbrach.

Übrigens verdient Hr. *van de Grooff* das Lob, *als ein Ausländer* eine statistische Übersicht von Ostfriesland und Jeverland geliefert zu haben, wie man sie nach diesem wohl entworfenen Plane bisher noch von keinem Inländer besass, obgleich zu haben längst wünschte. Seine Arbeit würde besser gerathen seyn, wenn er, anstatt der auswärtigen, mehr aus *einheimischen* Quellen geschöpft hätte, dergleichen verschiedene Inländer seit den letzteren Jahren in mehreren auswärtigen Journalen eröffnet haben. Sollte der Vf. seinen in der Vorrede geäusserten Vorsatz, eine *ausführliche* statistische Topographie, verbunden mit einer kurzen Geschichte dieser Länder, zu schreiben, wirklich ausführen wollen: so würde er durch die einheimischen Schriftsteller, von welchen er in der vorliegenden Übersicht Hn. *Gittermann*, jetzt Prediger in *Emden*, namentlich aufführt, leicht mit mehreren sicheren Quellen zur Kunde von Ostfriesland und Jeverland bekannt werden können, als er bey dem gegenwärtigen Versuche noch gekannt zu haben scheint.

Cg.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

MAINZ, b. Kupferberg: *Rheinisches Archiv für Geschichte und Literatur.* Herausgegeben von *N. Vogt* und *J. Weitzel.* Jahrgang 1810. 1140 S. Jahrgang 1811. 1128 S. Jahrgang 1812. 1122 S. 8. (Jeder Jahrgang 5 Thlr.)

(Von zwey Recensenten.)

Sechs Bogen des rheinischen Archivs erscheinen monatlich in einem Hefte, vier Hefte machen einen Band. Nach der Ankündigung umfasst das Feld dieser Zeitschrift: 1) die Geschichte der an Ereignissen reichen gegenwärtigen Zeit; 2) die ältere Geschichte, besonders des Rheinstroms; und 3) das ganze Gebiet der schönen Literatur. Um diesen Plan thätig befördern zu können, hat der Hr. Geh. Lg. R. *Vogt* seine bisherigen *Staatsrelationen* aufgegeben, und verbindet ihren Inhalt mit dem des rhein. Archivs. Zu seinem Vergnügen, wie zu seiner Belehrung, hat Rec. einen großen Theil der vorliegenden Hefte durchgelesen, und giebt hiemit den Lesern Auskunft über den Befund derselben. Durchgängig herrscht ein männlicher, freymüthiger Ton, keine furchtsame Verzerrung der Gedanken, kein halbverständliches, leises Hindeuten. Der Inhalt der meisten Stücke ist wichtig, wenigstens interessant. Es herrscht eine gewisse Ähnlichkeit der Denkart und Zwecke unter den Verfassern, denen Sachkunde und Geschicklichkeit im Vortrage besonders eigen ist. Selbst die Gedichte, sonst gewöhnlich die schwächste Seite der Zeitschriften, zeichnen sich oft durch Klarheit und Schönheit aus. Jedes Heft fängt mit einigen an. Da Rec. im Besonderen keine Gelegenheit haben wird, darauf zurückzukommen: so will er hier die auswärts eben nicht sehr bekannten Verfasser namentlich anführen. Sie unterzeichnen sich: *Lehne*, *Hadermann*, *Neuss*, *N. Müller*, *Sarasin*, *v. Klein*, *Gerning*, *Kessler*, *Schonger* und *Elise Sommer.* Wir gehen jetzt den ganzen Vorrath durch, und geben die Momente der vorzüglichsten Aufsätze, wenn möglich, mit den eigenen Worten der Vff. an; selbst wenn wir von ihrer Meinung abweichen, oder dieselbe einschränken möchten. Auf Widerlegung lassen wir uns nicht ein, würden auch nicht oft Anlass dazu finden.

Jahrgang 1810. *Januar. Gedichte.* — *Über Religionsformen*, von *Weitzel.* Ich weissage weder eine neue Religion noch eine Reformation; aber wir könnten sie doch vielleicht brauchen. Cicero durfte vielleicht als Philosoph sagen, ein Augur müsse lachen, wenn er einem Augur begegne; aber dem Volke durfte er diese Gesinnung nicht äussern, ohne ein Staatsverbrechen zu begehen, weil er der Verachtung preis gab, was mit eine Grundlage der Verfassung und Verwaltung des Staats war. Wenn aber Auguren selbst öffentlich ihren Dienst als einen feilen Götzendienst herabwürdigen: kann dann die Menge noch an ihn glauben? — *Geschichte der Zeit*, von demselben. Es gab eine Zeit, wo Österreich die Rolle von Beöotien hätte spielen können, wäre ihm ein Epaminondas geworden. Wäre er ihm geworden: dann ist noch die Frage, ob es ihn, oder er es ertragen hätte. Das Reich, in dem die freye schöpferische Kraft des Menschen nicht geehrt wird, verdammt sich selbst zur bedeutungslosen Mittelmäsigkeit. — *Versuch einer Geschichte des österreichischen Feldzuges* von 1809. Zweyter Abschnitt. Der erste Abschnitt steht in dem letzten Hefte der Staatsrelationen. Dieser fängt an bey der Eröffnung des Feldzuges durch die Österreicher, und geht bis zur Einnahme von Wien. Man konnte sich den oft bestraften Irrthum nicht abgewöhnen, Napoleon lasse sich überraschen. Der Muth der Österreicher hätte ein besseres Loos verdient; aber der Muth allein ist in unseren Tagen, wo die Kunst so viel vermag, nicht mehr vermögend, den Sieg zu fesseln. — *Die alte, goldene Zeit am Rheine*, von *Butenschön.* Petrarca war vor 400 Jahren hier entzückt, diess bezeugt auch Hutten, das Wohlseyn in und um Mainz bestätigen Riesbeck, Forster, Vogt und Baggesen. Jetzt ist Alles verschwunden. — *Kritische Miscellen* über Gemälde und Maler, von *N. Müller.* Drey Pforten müssen offen stehen, um freye Bahn in den Circus der Gefühle zu haben; nämlich: Kunstsinn, Macht der Veranschaulichung, und Kunstvertrauen. Wem diese drey Sterne nicht leuchten, der gehört nicht zu den Weisen, die den Heiland finden und das Heil. Der Vf. bezeigt viel Eifer, der uns mitunter etwas wild vorkommt, und haut in alle vier Winde. — *Februar. Gedichte.* — *Über den Grossherrn und seinen Hof*, a. d. Franz. von *Weitzel.* — *Ehre und Unehre der Deutschen*, von *Boost.* Nicht kriegerischer Muth, nicht Erfindungsgabe giebt dem Deutschen unter den Nordländern seinen eigenthümlichen Werth, sondern Treuherzigkeit, Gemüthlichkeit, und ein einfältig frommer Sinn, verbunden mit Klarheit des Verstandes. Roms Hierarchie stiess sich an dem schlichten, geraden Sinne der Deutschen. Kein Volk schätzt fremdes Verdienst mit solcher Unbefangenheit, ja

bis zur höchsten Selbstvergessenheit, wie das deutsche. Aus der Herzensfülle des Deutschen und seiner Gemüthlichkeit ist die Erscheinung einer ganz eigenen Art von Werken des Witzes zu erklären, nämlich der humoristischen. Unter allen Musen hat ihm keine, wie Polyhymnia, zugesagt. — *Mainz und seine Bewohner* zur Zeit der Römer, von *Lehne*. In dem Besitze dieser Stadt haben Gallier, Sweven, Römer, Katten, Bataver, Vandalen, Hunnen, Allemannen, Franken, Normänner, Spanier, Schweden, Preussen, Österreicher und Franzosen gewechselt. Seit der Zeit, da Drusus die Festung Magontiacum gegen die Katten aufführte, beginnt erst die Geschichte von Mainz; was darüber hinausgeht, ist unerweisbare Vermuthung. Die Bewohner hiessen zur Zeit der Römer *Cives Taunenses*, wie aus einer Entdeckung vom J. 1809 erhellt. Den *Vicus salutaris*, dessen auf einem in der ehemaligen Domdechaney gefundenen Altar gedacht wird, hält Hr. *L.* für die *goldene Luft*. — *Kritische Miscellen* u. s. w. Der Parteygeist fliesst aus mehreren Kloaken, und ist dadurch desto allgemeiner. Die Kothquellen der Urtheilsverblendung sind folgende: Nationalstolz; die Schule; der Name des Künstlers; die örtliche Mode; die Gattungsvorliebe; individuelle Ansichten und Vorurtheile; Rechthaberey mit Prahlsucht und Dictatorwuth; Sinnenstumpfheit und Herzenserschlappung; religiöser Fanatismus; der Satanskitzel der Schadenfreude; der zeitliche Culturgrad; Brodneid und Eifersucht des Metiers. Diess sind die zwölf Höllenapostel, die in der Kunstkritik Unkraut säen. Phöbus Apollo muss angerufen werden, dass er seine tödtenden Pfeile darauf niederschiesse. — *Geschichte der Zeit.* Charakter des Kriegs zwischen Frankreich und England. Die spanische Krone wird an Napoleon abgetreten; Actenstücke dazu. — *März.* Gedichte. *Die Ruinen am Rhein*, von *Ritter.* Über die Alterthümer in Köln, deren durch Niederreissungen jetzt immer weniger werden. Man sieht noch Überbleibsel aus den Zeiten der Römer, und viele aus den Urzeiten der deutschen Kunst, wozu die Marienkirche gehört, deren Chor mit dem Steinbilde der Stifterin Plectrude, der Mutter Karl Martells, geschmückt ist. Ehe der gothische Stil aufkam, nahmen die nach schon bekannten Formen haschenden Barbaren die byzantinische Manier auf. Der Dom ist der älteste unter seinen Brüdern; die zu Strassburg, Wien und Mailand sind jünger. Er ward 1248 angefangen, und das Chor 1322 eingeweiht. Er ist, wie man weiss, bey weitem nicht fertig. — *Der Dom zu Köln*, ein Sonett von *Werner.* — *Bruchstücke einer Rheinreise*, von *Weitzel.* Der launige Vf. hält im Schiffe eine rhetorische Vorlesung über den Werth der Tituskröpfe und der langen Haare; zum Lohn erndtet er Küsse. — *Über die geographische Lage des alten Sicila,* wo Kaiser Alexander Severus im Jahr 236 ermordet wurde, von *Lehne.* Man hat bisher geglaubt, Sicila könne wohl das Dorf *Singlingen* seyn. Diess hiess aber vormals Sundlingen. Lampridius, Jul. Capitolinus und Eutrop lassen den Kaiser in Gallien umkommen; Aurelius Victor in einem Flecken Sicilia in Britannien. Hr. *L.* findet die Nachrichten aller Schriftsteller, auch des Jornandes, vereiniget in folgender Stelle: *Alexander periit in Gallia militari tumultu in vico Britannorum, cui Sicila nomen est, non longe ab urbe Moguntiaco.* Dieser Vicus soll das jetzige *Bretzenheim* (von Brittenheim oder Brettenheim abgeleitet) seyn; welche Meinung dadurch gestützt wird, dass sich in Urkunden aus Pipins und Karls d. G. Zeit eine *Villa Prittonorum, Brittanorum,* auch *Brettonorum* findet. Britten müssen diese angebaut haben. Zum Behuf seiner Hypothese nimmt der Vf. an, dass, da der Proconsul Suetonius unter Nero die Britten fürchterlich geschlagen, ihrer viele in die Gefangenschaft der römischen Soldaten von der 14ten Legion gerathen, und von ihnen in die Nähe ihrer Lagerstadt Magontiacum verpflanzt worden sind, um das Land zu bauen. Diese Meinung hat vielen Schein. — *Die Vermählung des Kaisers Napoleon mit der österreichischen Prinzessin Louise,* von *Vogt.* Das ganze südwestliche Europa ist jetzt wieder als ein grosser Staatenbund anzusehen, wie zu Karls des Grossen Zeiten, dessen Krone das eine Kaiserhaus so lange getragen, und das andere erneuert hat. — *Über das geistliche und weltliche Betragen des Papstes*, von Demselben. Der Kaiser ist dem Concordat nicht zu nahe getreten; seit demselben ist der Zustand der Geistlichkeit in Frankreich, im Allgemeinen, verbessert worden. Es ist die Pflicht des Kaisers, Acht zu haben, dass die wahre katholische Kirche keinen Schaden leide. Wenn ein beständiges Concilium, oder ein gemeinschaftlicher Senat, für die ganze Christenheit bestände: so könnte Alles, was nun durch Bündnisse, Vermittelungen und Garantieen oft fruchtlos versucht wird, durch eine gemeinschaftliche Gewalt, welche vom Papste und Kaiser zugleich ausginge, viel kräftiger beygelegt und entschieden werden. — *Geschichte der Zeit.* Die französische Armee in Spanien; Napoleons Vermählung. — *April.* Gedichte. *Kritische Miscellen.* Es giebt keinen Instinct des gesunden Urtheils. — Ehre und Unehre der Deutschen. Des Deutschen Eifer für Ordnung, Recht und Anstand artet aus in Pedanterey oder Nachahmungssucht, seine Treue in steife Anhänglichkeit an das Alte, seine Gemüthlichkeit in Empfindeley. „Wir sahen noch vor Kurzem Fürsten an der Spitze bedeutender Heere stehen, die als wahre Corporale, Faltenzähler und Lockenmesser sich benahmen, und eher einem Dionys zu Korinth mit der Zuchtruthe, als einem Dionys in Syrakus mit dem Schwerdt und dem Scepter glichen.“ Das schwächste, schlaffste und zerrüttetste unter allen Völkern Europas ist das deutsche, das romanenreichste, weichmüthigste, übergelehrte. Seine Pedanten haben ihm die Niederlagen bey Ulm und Jena; fremde Genüsse und seine empfindelnden Schriftsteller, Prediger und Erzieher seine weitverbreitete Erschlaffung zugezogen. — *Von dem Frieden der Kirche in den Staaten der rheinischen Conföderation*, von *Vogt.* Dieser Aufsatz enthält vorzüglich die Wünsche des Grossherzogs von Frankfurt, als Erzbischofs-Metropolitan

zu Regensburg; nach welchen auf ein allgemeines Concilium, aus französischen, italiänischen, spanischen und deutschen Bischöfen bestehend, angetragen wird, da ein französisches Provincial-Concilium nicht hinreichend seyn dürfte. — *Merkwürdige Scenen aus dem Bauernkriege von* 1525, nach der ungedruckten Handschrift des Grafen Ulrich von Rappolthein. Das Original liegt in der kolmarschen Bibliothek. Was dem Verzeichner zu Altorf im Wasgau selbst begegnet ist, und welche Mühe er mit seinen Bürgern gehabt hat, um sich von der Theilnahme mit den Bauern abzuhalten, erzählt er in der kunstlosen Art der damaligen Zeit. Es war besonders ein Leppel (Leopold) dabey, der durch seine aufrührerischen Reden das Volk reizte, am Ende aber mit dem Leben bezahlen musste. „Da ward das Leppel auf des Raths Ansuchen durch die vier Hauptmänner in den Thurm gelegt, und darauf gefragt. Da hat es bekannt ein Dieb zu seyn, und was es auf die Herrschaft geredet hab, das hat es erdacht und erlogen. Darauf ist es mit gemeiner Stimm auf Sonntag einbeladen und Montag darauf vor einem Rath der 150 vorgestellt und da erkannt worden, es zu richten mit dem Strang. Doch ist ihm Gnad beschehen, und das Haupt von ihm genommen worden, den 8ten Tag des Mayen bey dem Kreuz vor dem Thor zwischen den Gräben." Die Aufrührer bezeugten, „sie begehrten weder Schloss noch Stadt, sondern allein das blos Evangelium helfen zu schützen, dass das lauter und klar gepredigt ward; sie wären auch niemanden Feind, denn den Pfaffen, Mönchen, Nonnen und Juden; die allein wollten sie unterstehen zu strafen." Graf Ulrich giebt seinen Widerwillen gegen die Bauern recht adelig zu erkennen in den Worten: „Ich bezeug mich, was ich mit Lux Metzger, Hans Zimmermann und andern geredet hab, dass ich ganz ernstlich sey, ich woll lieber verlieren meines Weibes Ketten und anderes, als dass ich sie soll hereinlassen." — *Gelehrte Gesellschaft in Trier.* Es ist die *Société des recherches utiles du département de la Sarre*, getheilt in die Section des Ackerbaues, die der Wissenschaften und schönen Künste, und die der Handlung und industriösen Künste. So weit der erste Band.

May. Wir erwähnen der Gedichte nicht länger. *Untersuchung über die römische Vertheidigungslinie*, und die Angabe der Itinerarien von Rheinzabern bis Bingen, von *Lehne.* Sie soll 3 Castra und 4 Castelle enthalten haben: *Vicus Julius*, *Noviomagum* (Speier), *Altaripa*, *Borbitomagus* (Worms), *Bauconica* (nach der pentingerschen Charte *Bonconica*), *Magontiacum* und *Bingium.* — *Über den Einfluss der Verbindung zwischen Österreich und Frankreich* auf einen allgemeinen Frieden, von *Weitzel.* Die Meinung des Vfs. ist sehr schwankend, und gewährt keine neuen Aussichten. Der Friede ist wahrscheinlich, sagt er, er kann aber auch fortwähren. Auf Englands Gerechtigkeit hoffen, heisst, keine Hoffnung haben. — *Versuch einer Geschichte des österreichischen Krieges von* 1809. Von den Maſsregeln zur Rettung Wiens an bis zur Schlacht von Raab. — *Die vier Kaiserthümer des europäischen Völkerbundes*, von *Vogt.* Es sind diese: Frankreich, Österreich, Russland und Grossbritannien. Frankreich beherrscht den ganzen Südwesten, Russland den Norden, und Österreich den Osten von Europa, indem Grossbritannien über die Meere und Inseln gebietet. Wenn sich diese vier Hauptmächte bey dem künftigen Frieden über alle Angelegenheiten der Welt vereinigen könnten: so würde es ihnen leicht seyn, die Gewalt der Türken in Europa und Asien zu brechen, Indien, Persien, vielleicht auch China, von sich abhängig zu machen, die ganze Küste von Afrika zu erobern, und Amerika in den alten Zustand der Unterwürfigkeit zurückzuführen. Dann fehlte nichts mehr, als dass Frankreich, Österreich, Russland und Grossbritannien sich als vier grosse Kaiserthümer erklärten, wovon erstes die Suprematie in Europa, das zweyte in Afrika, das dritte in Asien, und das vierte in Amerika übernähme, und die ganze Welt wäre unter ihnen getheilt. Österreich in Afrika! England Alles zur See! Dieser Plan hat doch etwas allzu Barockes. — *Geschichte der Zeit.* Über die innere Schwäche der Türkey, und Burdetts Verhaftung. — *Junius.* *Über die Anwendbarkeit des fellenbergschen Ackersystems in anderen Gegenden*, von *Neeb.* Er findet den Gebrauch mancher Ackergeräthe, wenigstens im Departement des Donnersbergs, anwendbar. — *Auszüge aus der Geschichte des rheinischen Bundes*, von *Vogt.* Es werden hier 12 Epochen eines rheinischen Völker- und Städte-Vereins angenommen, nämlich: der rheinische Bund unter Ehrenvest (Ariovist), der Bund unter Civilis, der Frankenbund am untern Rhein, der Allemannenbund am obern Rhein, das rheinfränkische Herzogthum, der rheinische Städtebund, der rheinische Kurverein, der Katholiken- und Protestanten-Bund, die grosse Association gegen Ludwig XIV, der pfalzbairische Familienvertrag von 1724, der Fürstenbund gegen die französische Revolution, und der rheinische Bund unter Napoleon. Hr. *V.* erzählt hier die Geschichte des rheinischen Städtebundes im Allgemeinen, die Specialien sollen folgen. Er erhielt seine Verfassung im Jahr 1255. — *Beschluss der Geschichte des österreichischen Krieges von* 1809. Von den Vorkehrungen der Franzosen zum Übergange über die Donau bis zum Frieden von Wien. — *Über eine Parlamentsreform in England*, von *Weitzel.* Man hat auf eine ziemlich genaue Art berechnet, dass gegenwärtig schon wenigstens 327 Mitglieder des Unterhauses (fast die Hälfte von Allen, deren 658 sind) von nicht mehr als 2500 Menschen gewählt werden. — *Julius.* *Die Waldgräfin*, *Volkssage*, von *Hadermann.* Die Geschichte eines Frauenzimmers, das durch unbelohnte Liebe und verkehrte Begriffe von der Prädestination menschenscheu wurde. — *Beschluss der kritischen Miscellen.* — *Über eine Parlamentsreform*, Beschluss. Die Reform ist durchaus nöthig, weil die Krone ihre Vorrechte zum Nachtheil der Constitution erweitert hat, und beide Häuser des Parlaments eine

strafbare Gefälligkeit gegen die vollziehende Macht zeigen, welche ihre Abhängigkeit von derselben beurkundet. — *Geschichte der Zeit.* Burdett wird in Freyheit gesetzt, der König von Holland entsagt dem Throne, der Kronprinz von Schweden kommt um. — *August.* In den *Auszügen aus der Geschichte des rheinischen Bundes* wird die Geschichte der Streitigkeiten der Stadt Mainz mit ihren Bischöfen, und die Begründung ihrer freyen Verfassung erzählt, die von Adolf von Eltwill 1462 aufgehoben wurde. — *Bodmann* theilt mit einen Auszug eines merkwürdigen ungedruckten Schreibens an den Kurfürsten Anselm Casimir zu Mainz, über den *Tod des berüchtigten Herzogs von Friedland* und die damaligen Ereignisse in Staats- und Militär-Sachen. Es ist datirt: Eger, den 27 Febr. 1634. Neue Aufklärungen sind nicht darin. — Über die von Hn. Prof. *Ludwig v. Baczko* zu Königsberg aufgeworfene Frage: *Hatte der deutsche Orden Mysterien, denen der Tempelherren ähnlich?* von *Polzer.* Die Frage wird mit Unwillen verneint, schon mit aus der Nebenursache, weil *Kotzebue*, der dem deutschen Orden gar nicht hold ist, von solchen Mysterien gewiss geredet haben würde, wenn er in den Urkunden eine Spur davon hätte antreffen können, da ihn so viele zu Gebote standen. Hn. P's. Widerlegung ist bündig genug. — Die *Geschichte der Zeit* berührt diessmal die Fortschritte der Armeen in Spanien und Portugall, und einige Vorgänge im spanischen Amerika. Die Spanier haben einen Theil von Amerika unterjocht; dem gegenwärtigen Kriege in Spanien kann er seine Unabhängigkeit zu verdanken haben. Dort ist unangebautes Land, bereit, den Fleiss reichlich zu belohnen; eine zahlreiche Familie wird nicht als ein Fluch, sondern als eine Wohlthat angesehen, und es kann noch ein Jahrtausend vergehen, ehe die rumfordsche Suppe die letzte Hoffnung nach einem Leben voll Mühe und Arbeit bleibt.

September. Fortsetzung voriger Abhandlungen. *Bodmann* liefert noch ein ungedrucktes Schreiben an den Kurfürsten A. C. über die nördlinger Schlacht vom 6 Sept. 1634. — *Bruchstücke einer Rheinreise*, von *Weitzel.* Sie geht durch den (hier: *das*) Rheingau. Der Weinbau dieser Gegenden muss ins Abnehmen kommen, weil er mit den Weinen Altfrankreichs, die angenehmer und wohlfeiler sind, keine Concurrenz aushalten kann. Erwägt man die Sperrung der Meere, die Verarmung des nördlichen Deutschlands, in welchem und durch das der Rheinwein seinen stärksten Abzug fand, und die Vereinigung Hollands mit Frankreich: dann überzeugt man sich leicht, dass nur die vorzüglicheren Weine des Rheingaus in Zukunft gesucht werden, und sich im Preise erhalten können. Über das Drückende der Fremdheit unter den einer Regierung unterworfenen Franzosen und Deutschen sagt der Vf. viel Treffendes. Den Deutschen isolirt in Gesellschaften die Schwerfälligkeit, womit er sich in einer fremden Sprache ausdrückt; der Franzose schliesst sich lieber dem Franzosen an, und giebt ihm den Vorzug in Anvertrauung von Stellen und Geschäften. Der Deutsche muss suchen, sich zum Franzosen zu bilden; sein kindisches Klagen verfängt dagegen nichts. Ungerecht sind die Franzosen, wenn sie sogar den Schmerz verdammen, mit welchem der Deutsche seine Lage fühlt, und ihn als bösen Willen deuten. Grossmuth geziemt dem Stärkern, oder er ist nicht werth, es zu seyn. Zuletzt wird die neue Verfassnng des Buchhandels und Bücherdrucks in Frankreich beschrieben, da sie „bey weitem nicht die Aufmerksamkeit erregt zu haben scheint, die sie verdient." — Unter der *Geschichte der Zeit* kommen Frankreich, England, Russland und die Türkey zur Sprache. Hr. *W.* ist überzeugt, dass, wenn der Krieg mit England noch zehn Jahre währen sollte, der Continent bis dahin die neue Welt in der alten findet oder entbehren gelernt hat. — *October.* Aus der *Geschichte des rheinischen Bundes* werden Specialien von Frankfurt am Main und Köln erzählt, meistens Streitigkeiten und Fehden. — Von *Bodmann* finden wir eine *urkundliche Beschreibung* der vom Markgrafen *Albrecht d. J.* von Brandenburg 1552 vorgenommenen *Überrumpelung, Brandschatzung und Misshandlung der Stadt Mainz* und ihrer Umgebungen. „Die Marggräffischen Ewighellischen (evangelischen *scil.*) Predickanten stigen vff die hohe Canzell im Domstifft, darvff ein Ertzbischoff selbst solte predigen, und predigten vff derselbigen, und sungen teutsche Psalmen, vnd hielten teutsche Mess im eissern Chor, vnd reichten den Lewthen ihr Nachtmahl; dartzu giengen ettlich, doch wenig Burger, allein die Lust hatten zum newen glauben. Diss gefiel ettlichen wol, ettlichen vbell." — *Zur Geschichte der Stadt Frankfurt am Main*, von *Matthiä.* Nach *Kirchners* Geschichte dieser Stadt, wovon der zweyte Theil gedruckt ist. Die Reformation und ihre Folgen für die Blüthe der Handlung. *Nesan*, ein junger Schulmann, den Erasmus nach Frankfurt geschickt hatte, um die Söhne der angesehensten Leute zu unterrichten, machte Luthers Lehre und Luthern persönlich daselbst bekannt. Aus England, Flandern und den Niederlanden wanderten allein in den Jahren 1554 und 1555 über 2000 Manufacturisten mit ihren rüstigen Arbeitern in Frankfurt ein; später stieg ihre Anzahl mit jedem Tage. — *Einige Nachrichten über die vormaligen Gewerbe der Stadt Mainz*, von *Schunk.* Es ist ein Verzeichniss der Handwerker in *M.* von J. 1568, und ein anderes von 1780. — In den *Bruchstücken einer Rheinreise* reiset Hr. *W.* nicht, sondern giebt dafür seine Meinung über den literarischen Unterschied der Franzosen und Deutschen an. Er ist nicht mit Lessing zufrieden, dass er dem grossen Corneille das Genie abspricht, und ihn einen Stümper nennt. Schiller habe die Vorzüge der französischen Tragödie erkannt, und was er tadele, stehe grösstentheils mit dem französischen Charakter in Verbindung; er tadele oft als Deutscher, was er als Franzose billigen würde. — Die *Geschichte der Zeit* beschäftigt sich mit den Fortschritten in Spanien und Portugall. —

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

zur

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Mainz, b. Kupferberg: *Rheinisches Archiv für Geschichte und Literatur.* Herausgegeben von *N. Vogt* und *J. Weitzel.* Jahrgang 1810 bis 1812. u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

November. Einige *Bemerkungen über Ariosto*, veranlasst durch einen Tadel *G. E. Lessings*, von *Felix.* Im Laokoon hatte *L.* den italiänischen Dichter wegen seiner Schilderung von Alcinens Schönheit getadelt, und ihm vorgeworfen, dass er nicht nach der Zeit, sondern nach dem Raume dargestellt habe. Hr. *F.* rechtfertigt den Ariost, indem er zeigt, dass Alcinens Schönheit keine natürliche, vielmehr eine erzauberte gewesen sey. Wir geben seinen Gründen Beyfall. A's Übersetzung von *Gries* scheint er nicht zu kennen. — *Meteorologische Bemerkungen über das Vorhersagen der Witterung*, von *Neeb.* D. Haberle hatte für den Sept. und Oct. 1810 schlechtes Wetter verkündigt; der Vf. freut sich, dass es nicht eingetroffen ist. Da, sagt er am Ende dieser Zeilen, die jedesmalige Modification der Witterung das Resultat von unendlich vielen Wirkungskräften über, auf und unter der Erde, von nothwendig wirkenden Kräften der Natur, und vom frey wirkenden Willen des Menschen ist; da die kleinste Abänderung und Abweichung immer mehr progressiv und divergirend in ihren weiteren Folgen erscheint: so ergiebt sich, dass das Vorhersagen der Witterung auf längere Zeit mit unendlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. — *Kurze Verzeichnuss, wie die Pfaltz von Landgraue Wilhelm von Hessen vndt andern vberzogen, geplundert vnd verbrandt worden. An. Dnj.* 1505; von *Bodmann.* — *Parallele des philosophischen Geistes der deutschen und der französischen Nation*, von *Neeb.* Die Idee des Ewigen, Unendlichen, der Kern und das Herz unseres höheren Lebens und geistigen Bewusstseyns, ist das Herz und der Charakter der deutschen Philosophie. Die feste, mit unserem Daseyn verwebte, Überzeugung der Sinnenwelt, die Erfahrung, ist der Directionspunct der französischen Philosophie, und charakterisirt ihren Geist und ihre Tendenz. Die deutsche Philosophie hat keine Gefahr, dass sie Gott aus dem Gesichte verliert; sie hat Gefahr, dass sie nichts sieht als Gott (Theosophie). Mechanismus ist der offenbar gewordene Gott der französischen Philosophie, der Schöpfer aller endlichen vergänglichen Formen. — *Über die Massregeln Napoleons gegen den englischen Handel*, von *Vogt:* Die Ermunterung zum Anbau der Colonialproducte am mittelländischen Meere, und die Vertreibung der Engländer von der mittelländischen Küste, sind wirksamere Mittel, England zum Frieden zu zwingen, als jene, welche man durch Sperre versucht hat. — *Geschichte der Zeit.* — *December. Adeline, Novelle von Hadermann.* Die Romantik hat nicht dadurch gewonnen. — In der *Gesch. des rhein. Bundes* treten Worms, Speier und Strassburg auf. — Die *Geschichte der Zeit* enthält die Actenstücke, die sich auf die Vereinigung von Holland, der Hansestädte, des Lauenburgischen, und eines Theils der vormals westphälischen Länder mit Frankreich beziehen.

Jahrgang 1811. Wir wollen, der Kürze wegen, bey den vorliegenden Monatsheften desselben, bloss die vorzüglichsten Vff. nennen, und anzeigen, welche Aufsätze von ihnen geliefert worden, ohne jeden kritisch zu würdigen. Wir können nicht behaupten, dass der Werth des Journals in diesem Jahre gewonnen oder verloren hat. Es sind die vormaligen Theilnehmer, der vorige Fleiss, der vorige Geist. Im Ganzen geben wir indessen dem Jahrgange 1810 den Vorzug; er hat mehr Gediegenheit und weniger Lückenbüsser. Hieher rechnen wir unter anderen einige Novellen und Erzählungen von sehr zahmer Erfindung, die in einer der Unterhaltung allein gewidmeten Zeitschrift einen Platz verdienen mögen, hier aber, wie Saul unter den Propheten, stehen. In den politischen Mittheilungen merkt man hin und wieder Dehnungen und Umschreibungen; doch lesen sie sich nicht unangenehm. Wenn keine Thaten zu erzählen sind: so ist es freylich misslich, die Leser monatlich durch Betrachtungen über Staaten und Staatsklugheit gefällig hinzuhalten; zumal zu einer Zeit, wo man das unvollendet Geschehende nur dunkel auslegen kann, und darüber nicht, wie weiland Schirach, ins Gelag hinein plaudern darf. Mit der Schreibart muss Rec. seine besondere Zufriedenheit bezeugen; da man in den meisten Schriften von jener Seite des Rheins her sonst selten ein recht reines Deutsch findet: so ist es als ein desto grösseres Verdienst bey dem rheinischen Archiv anzumerken. Rec. ist auf wenige, und zwar leicht verständliche Provincialismen gestossen. Nur einen, den er wohl hundertmal angetroffen hat, muss er rügen. Immer steht *beyläufig* für: ungefähr, etwa; franz. *environ.* Bey uns Anderen gilt es für: nebenher; franz. *en passant;*

und nach dem Wortfinne fcheint das Recht auf unferer Seite zu feyn. Dafs dem *Bereits* noch ein *Schon* zugegeben, und *bereits fchon* gefchrieben wird, wollen wir keinen Provincialfehler nennen; er ift auch in Niederfachfen nicht felten.

Von *Vogt* finden fich: Ein Auffatz *über eine Note im Moniteur.* Bey Erwähnung der Einverleibung der Hanfeftädte in das franz. Kaiferreich hatten englifche Blätter diefe Handlung für die gewaltthätigfte Tyranney feit Karl d. Gr. erklärt. Der Moniteur fetzt hinzu: *Voilà un bel éloge en peu de mots.* Hier wird eine Vergleichung der Syfteme Karls und Napoleons angeftellt, deren Fortfetzung verfprochen wird, aber noch nicht erfchienen ift. *Über die Ahnen des Königs von Rom.* Von mütterlicher Seite ftammt er, nach den Genealogen, von Eticho ab, der fchon im J. 690 Herzog von Allemannien und mit den Merovingern verwandt war. Es foll wahrfcheinlich gemacht werden können, dafs feine Abkunft von väterlicher Seite aus dem Gefchlechte der Urfini herrühre, unter welchen man zuerft den Namen Napoleon antreffe. Rec. kennt einen Cardinal Napoleon Urfini, der bey dem langen Conclave in Perugia zugegen war, und die franzöfifche Partey zur Erwählung Clemens V unter Philipp dem Schönen hielt. Dafs aber um des Vornamens willen die Bonaparte mit den Urfini verwandt gewefen, geht daraus nicht hervor. Die *Bildergallerie des Rheins* ftellt 57 vorzügliche Gegenden und Flecke am oder unweit des Rheins auf, um als Stoffe zur Bearbeitung für Dichter und Maler zu dienen. In *Karl Friedrich, Grofsherzog zu Baden, ein Denkmal der Dankbarkeit,* wird, als Fortfetzung der Gefchichte des Städtebundes, ein Theil der Gefchichte des vormaligen Markgrafen vorgetragen. Auch die Fehden und Veränderungen in manchen anderen Örtern kommen vor; nämlich in Oppenheim, Bingen, Bacharach, Oberwefel, Boppart, Coblenz, Andernach. — Dem fleifsigen *Weitzel* verdanken wir, aufser der hier fortgehenden Gefchichte der Zeit, und den Bruchftücken einer Rheinreife, in welchen aber wenig gereifet, und dafür manche finnvolle Betrachtung angeftellt wird: *Die neuefte Staatskunft.* In unferen Tagen ift es fchwer geworden, bey der unendlichen Polyhiftorey und der Menge von Syftemen, den einfachen Sinn und den gefunden Menfchenverftand zu retten. Der aus der Zeit. f. d. eleg. Welt genommenen, und im *Journal de l'Empire* befpöttelten Anekdote aus Berlin mifst Rec. keinen Glauben bey. *Verfchiedene Gedanken*; gröfstentheils moralifch-politifch. Im *Geift der Journale* giebt Hr. *W.* Auszüge aus der *Gazette de France* und dem *Journal de l'Empire*, um zu zeigen, wie widerfinnige kleine Begriffe einige Franzofen noch immer von dem Gefchmacke der Deutfchen hegen. „Ich mufs geftehen, dafs ich Voltaire, feine oft affectirte Freygeifterey, feinen fchmutzigen Cynism, und feine ekelhafte Obfcenität abgerechnet, nicht halb fo fchwarz fehe als H. Geoffroy." *Über den Krieg mit England.* Kein denkender Britte kann ohne bange Beforgniffe für fein Vaterland in die nahe Zukunft fehen. Was wir in zehn Jahren erlebt haben, giebt England und feinen Freunden eben nicht die tröftlichfte Ausficht; dafs fich das engl. Cabinet zu dem gefährlichen Entfchluffe verftand, den Krieg unter allen Umftänden fortzufetzen, und dafs diefer Entfchlufs in einem Staate wie England von Seiten der Nation keinen Widerfpruch fand, ift ein Beweis, dafs man dafelbft die ganze Gefahr der gegenwärtigen Lage kennt. *Zuftand der Finanzen in Frankreich.* Nach dem Budget für d. J. 1811 belaufen fich die Einkünfte des Reichs auf 954 Millionen, d. h. auf 159 Mill. mehr als im J. 1810. *Ein Napoleon gegen die Mitte des 13 Jahrhunderts.* Es war der Urenkel eines Martin, der mit den Carolingern verwandt war, und zuerft den Namen de la Torre annahm. Er ging mit Conrad II (III) im J. 1146 nach Paläftina, und ward bey Damafcus gefangen. Sein Sohn Jakob war Graf von Valfaffina. Deffen Enkel Napoleon *Mediolanenfibus praefuit.* — *Bodmann* liefert aus der Quelle eine etwas lange, *vollftändige Nachricht* von der über den Befitz des *Erzftifts Mainz* zwifchen den *beiden Erzbifchöfen Diether v. Ifenburg* und *Adolph v. Naffau* geführten *Fehde*, und der von letzterem verrätherifcher Weife gefchehenen *Einnehmung* und *Unterjochung der Stadt Mainz.* — Von *P. A. Müller* ift eine *Denkfchrift über das Benehmen von Frankreich und England gegen die Neutralen;* nach dem *Mémoire sur la conduite de la France et de l'Angleterre à l'égard des neutres.* Paris 1810. Der Vf. holt weit aus. — *Fölix* bringt einen *Verfuch einer näheren Beftimmung der beiden Stellen, wo Julius Cäfar über den Rhein gegangen ift.* Cluver wird berichtigt. *Über eine Stelle des Ammian Marcellin.* Die Kritiker waren irre über das bey ihm vorfindliche *Rigodulum oppidum.* Cluver will gar, ftatt des unbekannten *Rigodulum*, *exiguum* lefen, um fich heraus zu wickeln. Der Vf. weifs, ftatt eines, zwey Rigodula anzuzeigen, wovon fich eins bey Trier in dem Dorfe *Reol*, das andere unterhalb Kunoftein-Engers, als Reol, Reul, auch Rile, wiederfindet. — *Neeb* fchreibt *über das Räthfel des menfchlichen Lebens.* Da die Vernunft von irgend einer Vorausfetzung ausgehen mufs: fo fetzt fie zweckmäfsig das voraus, wozu jedes gutgefchaffene menfchliche Herz ein untilgbares Verlangen und Sehnen hat. Das Unendliche kann fich nicht aus dem Dürftigen und Befchränkten entwickeln. Er zeigt ein *ftatiftifches Jahrbuch für das Departement vom Donnersberg*, Mainz 1811, von *Ferdinand Bodmann*, an, und äufsert Wünfche zur künftigen Verbefferung deffelben. *Über den äfthetifchen Charakter einer fchönen Gegend.* — Von *Rebmann* erhalten wir wenige, aber ftark gewürzte *Radoterieen*, die ein Anderer Weisheitszweifel getauft hätte. Er fieht nicht, wie eine wahre Gefchichte unferer Zeit zu fchreiben möglich feyn wird; und beweifet, dafs die Medicin, Moral und Politik ihre Moden haben, wie andere Dinge. „Der Vf. der Denkwürdigkeiten des Haufes Brandenburg fchrieb

einst: *Selbst die Fehler der Könige* müssten getadelt werden. Ganz Deutschland bewunderte diesen Heroismus der Gerechtigkeit. Ein Glied des Nationalconvents wagte es, ein paar Jahrzehende später, laut zu sagen: *Selbst an Königen* müsse man das *Gute* loben; und Frankreich erstaunte über den verwegenen Muth des Sprechers." — Die oben erwähnten Novellen und Erzählungen sind von *Dahm* und *Hadermann*; keine scheint Rec. einer besonderen Auszeichnung würdig. Ausserdem liest man von anonymen Verfassern ein Schreiben aus Mainz, den Zustand der dortigen Musik betreffend; ein Sendschreiben aus Schwalbach über ähnliche Gegenstände; und ein Gespräch, aus archivalischer Quelle, zwischen Gustav Adolph, König von Schweden, und den Abgeordneten der Stadt Frankfurt. Der König wollte mit seinem Heer in die Stadt rücken, das verbaten die Gesandten unter allerley Vorwänden. Z. B. „*Die Abgeordneten*. Hier sey eine sonderbare Handelstadt, die sonderlich der Messen und Wechsel halben in Acht zu nehmen. *Rex*. Er sehe wol warumb es zu thun, man sehe mehr auf die zeittliche Wechsel, denn auf den Wechsel an einem grossen Tag. Er bitte um Gottes Bluett willen, man wolle desselben Ehr und das gemeine evangelische Wesen besser in Acht nehmen. Thue man das nicht, so frage er nichts darnach wie man zu Frankfurt sey. *D. A.* Was von den Wechseln gemeldt, das verstehe sich fürnehmlich von den Commercien, die gleichwohl erhalten werden müssen, und dependire der Stadt Wolfart davon. *R.* Der König in Spanien werde der Wechsel zu Frankfurt so wenig entrathen als Frankfurt der spanischen. Er verstehe sich auch auf die Wechsel und sey auch damit umbgangen hab aber wenig gewonnen, er habe jetzunder nur noch wenig Thaler;" und weiter: „die Stadt habe nicht Ursach zu einigem Misstrauen, wann es Lübeck wäre, das möchte sich hören lassen; wann der Kaiser ihm die Frankforter schenkte er wollte sie nicht; denn er und seine Lande könnten ihrer kein Nutzen haben."

Cht.

Jahrgang 1812. Auch dieser enthält, bey einigen wenig bedeutenden, mehrere der Auszeichnung werthe Aufsätze. Von den früher abgebrochenen Aufsätzen sind hier fortgesetzt und zum Theil vollendet die *Auszüge aus der Geschichte des rheinischen Bundes* von *Vogt*, die *Bemerkungen über den philosophischen Geist der deutschen Sprache* von *Neeb*, die *städtische Gemäldesammlung von Mainz* von *N. Müller*, *über die neueren lateinischen Dichter* von *Engel*. Unter dem, was neu hinzugekommen ist, nennen wir zuerst, als ihrer Stelle werth, die Gedichte von *K. Hadermann* und *Buri*. Die *Epistel an Fritz Textor* vom Ersteren und die *Friedenswelt* vom Zweyten wird man, so lange die Zeiten zu stürmen fortfahren, gern lesen und wieder lesen. In dem Aufsatz von *Vogt über die ursprüngliche Beschaffenheit des Rheins und seiner Bewohner* ist die fleissige und leicht überfehbare Zusammenstellung zu loben. Das genealogische Bruchstück von *Felix: Wernher, Erzbischof von Trier*, beweiset, dass Wernhers Familienname „von Falkenstein" und nicht „von Königstein" gewesen; dass Wernher ein Bruderskind Kuno's von Falkenstein, nicht der Sohn einer Nichte desselben, der Bruder Philipps des jüngeren, welcher 1409 oder 1410 gestorben, gewesen. Was uns ein Ungenannter von *Johann Friedrich von Pfeiffer* erzählt, ist um so dankenswerther, da es von einem Manne herrührt, der dem Hn. v. Pfeiffer einige Jahre lang täglich und fast ununterbrochen nahe war, seines vorzüglichen Wohlwollens und Vertrauens genoss, und der von ihm über das, was Bezug auf die Geschichte seines Lebens hatte, im Laufe der Unterhaltung, manchen Aufschluss erhielt. — *Über Wilhelm Kyriander und die verschiedenen Auflagen seiner trierischen Annalen* von *Wyttenbach*. Dieser Aufsatz ist eine Verbesserung und Erweiterung dessen, was im J. 1808 im neuen literarischen Anzeiger von demselben Vf. über denselben Gegenstand ausgemittelt worden war. — Die *Geschichte der Luftschifffahrt*, von *Beneken*, erinnert an die Athener Dädalus und seinen Sohn Icarus, an den tarentiner Archytas (nicht *Archyas*, wie fehlerhaft gedruckt ist); an die Deutschen Magnus Repelius, Lohmeier, Leibnitz, Lichtenberg und Richmann; an die Italiäner Franz Lana und Barottini, den Portugiesen Gusmaro, und die Franzosen Gallien, Montgolfier, Pilatre de Rozier, Blanchard u. A., und würdigt ihre Verdienste um diesen Zweig menschlicher Erfindung mit Einsicht und Gerechtigkeit. — *Die Schweden zu Mainz, vom Jahr* 1631 *den* 13 *Dec. bis zum J.* 1636 *den* 9 *Januar*, ein Aufsatz von *F. J. Bodmann*, welcher durch drey Hefte hindurchläuft, ist aus gedruckten und ungedruckten Quellen geschöpft, und nicht bloss als ein Beytrag zur Geschichte der Stadt Mainz, sondern selbst als ein würdiger Beytrag zur Geschichte des dreyssigjährigen Krieges überhaupt anzusehen. Der *Brief über die Freygeisterey der heutigen Erziehung*, an eine Dame auf dem Lande, von *Neeb*, ist ein treffliches Wort zu seiner Zeit. „Ein Kirchenlehrer sagt wahr und schön: Die menschliche Seele ist von Natur eine Christin. So soll auch die Mutter diesen Naturchristen nicht erst zum Heiden verwildern lassen. Das Kind auf der Mutter Schooss ist der gelehrigste Schüler für Dinge, die doch über allen Begriff und über alle (speculative) Vernunft gehen. Welcher erhabene Beruf für die Mutter, den Menschen, den sie neun Monate lang mit ihrem Herzblute nährte, bald nach dem Eintritte in das Leben durch Mittheilung der heiligsten Gefühle ihres Herzens einem Engel anzuvertrauen, der ihn sicher durch alle moralische Gefahren des Lebens geleitet." — Eben so beherzigungswerth ist das, was derselbe Vf. *über einige Worte Kants von den Aftergenien* gesagt hat. Es betrifft das Unwesen mancher sogenannter Philosophen unserer Tage. Auch die *Bemerkungen über den Ein-*

fluss der Sprache der Taubstummen auf ihre Sitten und ihr Erkenntnissvermögen, von Ebendemselben, sind eben so scharfsinnig, als praktisch. — *Folix über den Charakter des Aeneas bey Virgil* gesteht am Ende, dass es ihm unmöglich werde, an Aeneas oder seinen Schicksalen den geringsten Antheil zu nehmen. Ein Mensch ohne festen bestimmten Charakter könne kein Interesse erregen. Das ganze Gedicht verfehle daher, seines Erachtens, seinen wahren Endzweck; unsere Augen werden von dem glänzenden Schmucke der Einkleidung geblendet, allein unser Herz bleibt kalt und ungerührt bey allen Abenteuern des Haupthelden. — Über die Frage: *Ist Witz und Verstand* (*esprit*), *was den Franzosen von dem Deutschen, und Vernunft, was diesen von jenem unterscheidet?* hat sich Hr. *Boost* mit Freymüthigkeit und Unparteylichkeit erklärt. Die Heft VII, S. 205 befindliche Anmerkung verkennt den Mann, den sie betrifft. — *Über Gemüth und Wissenschaft* von *Fr. Koppen*, soll das Verhältniss zwischen Gemüth und Wissenschaft in Bestimmtheit auffassen, und auf dem allgemeinsten Standpuncte kenntlich machen, wie sich beide oft begegnen, oft aber auch zu fliehen scheinen. „Am besten, sagt der Vf., bezeichnen wir mit dem Worte Gemüth jene gleichbleibende Fülle des Gefühls, jene gesammelte Haltung der höchsten geistigen Kraft, wodurch der Mensch, nicht am Irdischen gebunden, ein höheres Gut als sein ursprüngliches Eigenthum betrachtet, ruhig und hell die Ewigkeit in Anspruch nehmend, gleichwie des Meeres unbewegter Spiegel die Tiefe des unendlichen Himmelsraumes mit Sonne und Gestirnen zeigt." — Der Aufsatz von *Jung über den Schall* macht Einwürfe gegen die gewöhnliche Theorie des Schalles. Die Sachverständigen werden sie aus der Natur der elastischen Körper leicht zu beantworten wissen. — *Das Missverständniss* von *Weitzel* ist eine wohlangelegte und ausgeführte Erzählung.

Call.

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Zerbst*, b. Füchsel: *Unterhaltende und belehrende Blätter über gemeinnützige Gegenstände der Natur, der Kunst und des Menschenlebens.* Jahrgang 1813. 1, 2, 3 Heft. 192 S. 8. (Der Jahrgang 3 Rthlr. 12 gr.) Die Gegenstände, an welche sich diese Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung vorzüglich zu halten gedenkt, sind Bemerkungen aus dem Gebiete der Moral, Anthropologie, Psychologie und des gemeinen Lebens; Naturkunde; neue, bisher noch wenig gekannte, der allgemeinen Verbreitung und Anwendung werthe, Erfindungen und Entdeckungen; Gesundheitskunde; kleine Erzählungen aus der Tagsgeschichte, Anekdoten und Charakterzüge; Gedichte. An Materialien wird es also wohl nicht leicht fehlen, um jeden Monat 4 Bogen volldrucken zu können. Aus diesen beiden ersten Heften ersieht man so viel, dass die Redaction nicht ohne Auswahl zu Werke geht. Die mitgetheilten Aufsätze sind grösstentheils ihrer Stelle werth, obschon sie wenig Neues enthalten. Die Stelle aus einem Schreiben von Weimar den 4 Jan. 1813, wo erzählt wird, dass ein grosser Geyer geflogen gekommen sey, und sich auf Ifflands Vorsaal gesetzt habe, ist ohne Unterhaltung und Belehrung, so wie auch die Stanzen S. 123. Wer mag an solcher affectirter Reimspeise Geschmack finden?

> Beglückt, wer eine Seele aufgefunden,
> Die seines Sinnes Innerstes verstand!
> *An stiller Gnüge ist sein Glück gebunden,*
> Es ist schon halb entweiht, wenn er's genannt;
> *Nur stumme Zeugen sollen es bekunden,*
> *Nur Geister schlingen dieses geist'ge Band:*
> *Der zarte Staub* (Staub?) *von Psyche's Silberflügel*
> *Zerstäubt an des Genusses Blumenhügel.*

Hier möchte man mit dem Dichter ausrufen:

> O zu welchen verzweifelten Dingen
> Siehet man Reime die Menschen zwingen!

Cab.

Frankfurt, ohne Angabe des Verlegers: *Allgemeines Commerzbuch.* 1810. 252 S. 8. (20 gr.) Man findet in dieser Sammlung 120 grösstentheils wohlgewählte Trink-, Freundschafts- und Bundes-Lieder, unter denen sich auch drey lateinische befinden. Wer am Commersiren überhaupt nichts Bedenkliches findet, dem wird auch diese Sammlung unbedenklich empfohlen werden können, die sich auch im Äusseren durch einen sehr eleganten Druck und eine artige Titelvignette auszeichnet.

g.

SCHÖNE KÜNSTE. *Leipzig*, in Commission bey Hofmeister u. Kühnel: *Musikalische Scalen, oder Vorstellung der zwölf Dur- und zwölf Moll-Tonarten.* Zum Gebrauch derer, die sich der Tonkunst widmen u. s. w. Mit erklärenden und kritischen Anmerkungen begleitet von *Anton Wolf v. Weissenau.* 1812. 4 Bog. 4. (8 gr.) Diese Schrift macht weiter keinen Anspruch, als die Anfänger in der Musik mit den in der Kunst gebräuchlichen 24 modernen Tonarten, mit den Tonleitern derselben, und mit den in diesen Tonarten nöthigen Modificationen der Töne durch Kreuze oder Be, oder mit der sogenannten Vorzeichnung, bekannt zu machen. Diesen Zweck kann sie auch vollkommen erreichen, und zwar theils durch die Art, wie die Tonarten dargestellt sind, theils durch die beygefügten Anmerkungen, in welchen überdiess noch die Kunstwörter *Leitton*, *Tonika*, *Mediante* und *Unterdominante* erklärt werden. Auch wird etwas Weniges von der Verwandtschaft der Tonarten angeführt, so viel nämlich dem Anfänger davon bey der Erlernung der praktischen Musik zu wissen nöthig ist. Folgendes Beyspiel mag zeigen, auf welche Art die Tonarten dargestellt sind: *H moll* (franz. *Si mineur*) hat zur Vorzeichnung zwey Kreuze, nämlich: ♯ *c* ♯ *f*; und die Klänge (Töne) der Scala sind folgende: aufsteigend: *h cis d e fis gis ais h*; absteigend: *h a g fis e d cis h.* Diese Tonreihen sind in der Abhandlung zugleich in Noten mittelst des G-Schlüssels vorgestellt. Der Vf. verwirft das unter den deutschen Theoristen zuweilen gebräuchliche Kunstwort *Oberdominante.* Allein es kommen in der Theorie Fälle vor, in welchen sowohl von der auf- als abwärts abgezählten fünften Stufe der Tonika gesprochen werden muss, und bey welchen man sich entweder, statt des Ausdruckes *Unterdominante*, des ziemlich veralteten Kunstwortes *quarta toni* bedienen, oder das Kunstwort Oberdominante, als Gegensatz der Unterdominante, beybehalten muss, um nicht undeutlich zu werden.

g.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

NUMISMATIK.

PRAG, b. Haase: *Kritische Beyträge zur Münzkunde des Mittelalters.* Von *Joseph Mader*, k. k. R. und Pr., ord. Mitgl. der k. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften. — Für die Abhandlungen der k. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften. II Theil. 1806. 171 S. Mit 2 Kpft. III Th. 1810. 198 S. Mit 4 Kpft. IV Th. 1811. 259 S. Mit 6 Kpft. V Th. 1811. 184 und 15 S. Mit 8 Kpft. VI Th. 1813. 251 S. Mit 4 Kpft. 8.

Bey einem Werke dieser Art, ist es aus mehr als einer Ursache hinlänglich, bloss die Erscheinung und den Inhalt desselben kurz anzugeben, theils, weil man um so weniger Auszüge daraus machen kann, da sich der Vf. bemühte, in gedrängter Schreibart nur das Nöthige über jede von ihm gewählte Materie zu sagen; theils weil der Werth der numismatischen Schriften von Hn. *M.* anerkannt ist; theils auch, weil nicht leicht ein Freund der Münzkunde des Mittelalters ein Buch dieser Art ungelesen lassen wird. Mit der Wahl der Gegenstände kann man sehr zufrieden seyn. Die Ordnung der Aufsätze ist folgende: *Revision meines ersten kritischen Beytrags zur Münzkunde des Mittelalters.* Hier geht er die über seinen ersten Theil gefällten Urtheile in der allgemeinen deutschen Bibliothek, in unserer A. L. Z. (1804. No. 196), und besonders die des wiener Rec. in den Annalen der österreichischen Literatur (1803 August) durch, würdiget sie mit gehöriger Unparteylichkeit und Gründlichkeit, gesteht mit edler Freymüthigkeit, wo er irrte, und vertheidiget sich mit Gründen, wo die Rec., nach seiner Meinung, fehlten. Aber freylich ist diess ein Fall, wo Autor und Rec. Recht haben können, da Alles auf die Münzen ankommt, die jeder in Händen hat. *Über die Grenzen und Ordnung einer Sammlung von Münzen des Mittelalters.* Den Anfang nimmt er an von den Söhnen des Kaisers Theodosius des Grossen, und das Ende bestimmt er mit den Münzen Karls V. *Bruchstücke über das österreichische Münzwesen im Mittelalter.* Hier wird besonders viel über das Alter der österreichischen Münzen gesagt, und aus einer Urkunde bewiesen, dass man schon im Jahr 1166 wiener Pfennige gehabt haben müsse, obgleich bis jetzt noch kein österreichischer Schriftsteller von einer Münze etwas weiss, die man ganz gewiss in jenes Zeitalter setzen könnte. — *Über die Prägeart der baierischen und österreichischen Halbbracteaten.* Warum der Vf. diese Art Münzen Halbbracteaten nennt, sieht Rec. nicht ein, da sie mehr Ähnlichkeit mit den Solidis haben. Übrigens wird hier *Obermayer* sehr gut berichtigt. *Über einige dunkle oder falsch gelesene Aufschriften auf alten Pfennigen.* Ein fruchtbarer und für Numismatiker des Mittelalters sehr interessanter Aufsatz. *Eine aus Münzen versuchte, aber misslungene, Berichtigung in der Wappenkunde.* Nach der gemeinen Lehre der Heraldiker war das falkensteinische Wappen ein silbernes Rad in blauem Felde; das münzenbergische ein roth- und goldgetheiltes Feld. Nach Anführung der misslungenen Berichtigungen wird die Sache dahin entschieden: Die Stadt Münzenberg führte zwey Thürme mit Zinnen und mit Münzenkraut an den Seiten; die Dynasten selbst aber einen Schild, oben silbern, unten roth; und das falkensteinische Wappen hat nichts als ein Rad. *Rechtfertigung Kaiser Karls IV gegen eine Beschuldigung.* Dieser Aufsatz ist die Widerlegung einer Stelle in dem von dem kurerzkanzlerischen Geh. Rathe, Hn. *J. G. Reuter*, herausgegebenen Buche, das den Titel führt: *Albansgulden* (Mainz 1790), wo er S. 154 sagt, Karl IV habe das Recht, besonders goldene Münzen zu prägen, gern der Krone Böhmen ausschliessend vorbehalten wollen, am Ende jedoch dasselbe den sämmtlichen, sowohl geistlichen als weltlichen, (Kur) Fürsten des Reichs in gleicher Masse nachgeben müssen. — Mit den gehörigen Beweisen zeigt Hr. *M.*, dass Karl, als König von Böhmen, nur sein unabhängiges Münzrecht behauptet, aber nicht das von ihm, als Kaiser, den deutschen Reichsfürsten verliehene als eine Gnade des böhmischen Königs ihnen aufgedrungen, und dass er der Hoheit des deutschen Reichs und seinen Ständen keinen Abbruch gethan habe.

Den Beschluss macht die Erklärung der Kupfer, welche schön und mit vielem Fleisse gearbeitet sind. Sie enthalten 37 Münzen. Obgleich hier nicht, wie im ersten Bande, ein Zeugniss von ihrer Richtigkeit und von ihrer völligen Harmonie mit den Originalen beygefügt ist: so ist doch die kritische Genauigkeit unverkennbar.

Der III und IV Theil sind in unserer A. L. Z. (1810. No. 196 und 1812. No. 135) bereits beurtheilt worden.

Der V Theil enthält 5 Aufsätze: 1) *Über Duby's Werk von den Münzen der französischen Herrn, Prä-*

laten und Städte. Der eigentliche Titel dieſes Werks heiſst: *Traité des monnoies des Barons, ou représentation et explication de toutes les monnoies d'or, d'argent, de billon et de cuivre qu'ont fait frapper les possesseurs de grands fiefs, pairs, évêques, abbés, chapitres, villes, et autres Seigneurs de France, pour servir de complément aux monumens historiques de la France en général et de chacune de ses provinces en particulier. T. I — II. à Paris* 1790. *fol.* — Dieſes Werk hat, bey aller ſcheinbaren Vollſtändigkeit, doch ſeine Unvollkommenheiten und Mängel. Denn da Hr. *Duby* der Continuator von *le Blanc* werden wollte: ſo wäre es nicht unſchicklich geweſen, wenn er die dort fehlenden Königsmünzen hier nachgeholt hätte; er hätte dafür von manchen franzöſiſchen Herren diejenigen Münzen weglaſſen können, welche nicht für franzöſiſche Provinzen geſchlagen wurden. Auch in Abſicht auf die Vollſtändigkeit hat er gefehlt. Bey einem Werke dieſer Art, das ohnehin wegen der vielen *nothigen* Kupfer nicht ganz wohlfeil werden konnte, ſollten wenigſtens *unnöthige* ſo viel als möglich vermieden werden. Dieſes iſt aber nicht geſchehen. Denn viele Münzen, die, bis auf kleine Verſchiedenheiten, einander völlig gleich ſind, ſind alle einzeln abgebildet, da es hinlänglich war, eine von jeder Art zeichnen und ſtechen zu laſſen, und die kleinen Abweichungen in der Beſchreibung anzugeben. Alles dieſes hat Hr. *M.* ſorgfältig bemerkt, auch fehlende Stücke aufzuführen ſich bemüht. 2) *Über Paruta, Vergara und Muratori von den neapolitaniſchen und ſicilianiſchen Münzen.* Ein ſehr reichhaltiges Capitel. Denn wenn das alte Groſsgriechenland in der mittleren Zeit auch nicht ſo reich an Münzen war, als in der alten Zeit: ſo iſt es doch immer noch fruchtbar genug; und ſo wie der Freund der alten Numismatik, auch nach *Torremuzza's* Bemühungen, immer noch manche Nachleſe findet: ſo ſehen wir auch hier, daſs das Mittelalter in numismatiſcher Hinſicht, theils was Erläuterungen, theils was neue Entdeckungen betrifft, immer noch Stoff genug zu neuen Unterhaltungen und Belehrungen darbietet, die durch die gelehrte Feder des Hn. *M.* noch unterhaltender und belehrender werden. 3) *Münzen verſchiedener weſtphäliſcher Herren.* Hier lernt der Numismatiker manche ihm vielleicht noch unbekannte, wenigſtens ſehr ſeltene, Münze kennen, als: von der Herrſchaft *Büren*, von der Abtey *Helmwardshauſen*, von der Stadt *Volkmarſen* u. a. m. Doch dieſs ſey genug, um den gehaltvollen Werth dieſer Arbeit zu beurtheilen. Der IV Aufſatz beſchäftigt ſich mit den *Daten zur Geſchichte der Jahrzahlen auf den Münzen des Mittelalters*, der ſehr leſenswerth iſt, und der V mit der *verſchiedenen Form der* 4 *und* 5.

Auf der Rückſeite des Titels findet man unter dem Titel: *Erklärung der Kupfer*, einen Leitfaden, wie man von den abgebildeten 90 Münzen die Erläuterung leicht finden kann.

Das Regiſter enthält das Verzeichniſs der merkwürdigeren Perſonen und Sachen, die im I. IV und V Beytrage vorkommen; der II und III Beytrag haben ihr eigenes Regiſter.

Nicht zur Probe, denn mit der gründlichen Art des Vfs., ganz unbekannte Münzen zu erklären, zweifelhafte der Gewiſsheit näher zu bringen, und bisher falſch erklärten Münzen ihren ihnen gehörigen Platz anzuweiſen, ſind unſere Leſer längſt bekannt, ſondern zum Vergnügen wird Rec. einige merkwürdige, hier erklärte, Münzen auch des 6ten Bandes ausheben.

N. 2 Eine Schaumünze vom böhmiſchen König *Johann*, wovon man zu Timokur (in Böhmen) im J. 1797 mehrere Exemplare fand, aber nur von Bley. Av. *Rex Bohemie in nomine.* Der König ſitzend, erhebt die R. zum Schwur, und hält mit der L. das Schwerdt empor. Rev. *Imperator(is) Romanorum.* Der ſitzende Kaiſer mit Schwerdt und Reichsapfel. Dieſe Münzen hält Hr. Ritter *M.*, und zwar unſtreitig mit Recht, nur für Stempelproben, die nie in einem edleren Metall ausgeprägt wurden, weil der im July 1312 gekrönte Kaiſer ſchon im Auguſt 1313 umkam, und es alſo mit der Statthalterſchaft, die auf dieſer Münze ausgedrückt iſt, ein Ende hatte. — N. 3. *Johanne Dei. Gra.* Der gekrönte Kopf von vorne. Rev. *Rex. Boe. et. Pol.* Kreuz mit 3 Kugeln in jedem Winkel. Nach *Johanne*, und nach *Pol.* iſt ein kleiner Adler, welches aber auf dieſer, als einer ohne Zweifel in Luxemburg geprägten Münze nicht der polniſche ſeyn kann, ſondern der Reichsadler ſeyn muſs, welchen er auch, als Sohn des Kaiſers, zu führen das Recht hatte. — N. 6. Kleiner Groſchen von K. Johannes drittem Sohne, Wenzel, und ſeiner Gemahlin. *Wenz. z. Joh. Brab. Duce.* Blumenkranz. Rev. *Moneta Lovanie.* Gebäude mit 2 Thürmen über einem Schilde mit 4 Löwen. — N. 8. Groſser Groſchen von Jeſst oder Jodok, Sohn des Markgrafen von Mähren Johann Heinrich (K. Karls IV Bruder). *Jodoc. March. z. Dns Moravie.* Schild mit dem quadrirten luxemburgiſchen und mähriſchen Wappen, in 3 mal gebogener und 3 mal geſpitzter Einfaſſung. Rev. In 2 Zeilen: Innere Umſchrift: *Moneta Lucenb.* Äuſsere Umſchrift: *Bndict. ſit etc.* Ein durch beide Umſchriften gehendes Kreuz. — S. 146 ſagt der Vf.: „Eine ravensbergiſche Münze hatte ich noch nirgends angetroffen. Aber vor mehreren Jahren erhielt ich aus einer Auction in Detmold ein Päcktchen unbekannter Pfennige; darunter waren 6 ravensbergiſche." Ein glücklicher Fund; denn auch Rec. bekennt aufrichtig, niemals eine dergleichen Münze geſehen zu haben; daher wird es manchem Münzfreunde angenehm ſeyn, hier eine abgebildet zu finden. Es iſt (N. 12) folgende: *Wilh. D. Mot. Co. Rave.* Bruſtbild mit einem Steindiadem, in der R. das Schwerdt. Rev. *Moneta nova Bilvel.* Der Sparrenſchild. — N. 14. *Wilhelmus. Marchionis. Juliacenſis.* † Vor der Umſchrift eine Taube. Im Felde zwey gekrönte, und zwar, wie es ſcheint, weibliche Perſonen. Rev. *Salve. virgo. mater, templ. Scispr.* (*ſancti Spiritus.*) Zwiſchen 2

Löwen steht die heilige Jungfrau, mit dem Kinde auf dem linken Arme; neben diesem ein Stern. — Unter den hier angeführten märkischen Denarien zeichnet sich N. 18 aus, weil der Name des Grafen deutlich darauf steht, welches bey den übrigen der Fall gar nicht ist. *Tideri. . us. . A.* Märkisches Schild mit einem Sterne oben und unten; alles in einer bogigen Einfassung. Rev. — — *enoto?* Ringmauer mit 3 Thürmen und einem offenen Thore. — N. 21. *Wilh. Co. de. Limb.* Der Graf geharnischt und bekränzt, hält mit der R. das Schwerdt, mit der L. vor sich hin den bergischen Löwenschild. Rev. *Moneta no. Limborc.* Eine Rose. — Ein sogenannter Englisch N. 24, von Gottfried II oder III Herrn von Heinsberg und Löbenberg im Jülichischen. *Godfr(i)dus.* Schild mit 4 Löwen. Rev. *Moneta Hensberg.* Blumenkranz. — N. 26. *Comes Arnoldus.* Kopf. Rev. *Moneta comitis.* Kreuz mit 3 Kugeln in jedem Winkel. Diese Münze ist vielleicht von Arnold, Grafen von Looz im Lüttichischen. — N. 28. Münze eines Herrn von Herstal im Lüttichischen. *Johes* (Johannes) *de Lovanio.* Bekränzter Kopf von vorne. Rev. *Dns de Harstel.* Glattes Kreuz bis an den Rand; in jedem Winkel 3 Kugeln. — N. 29. *Johannes Epc.* Schild mit aufgerichtetem, rechts gewandtem Löwen, mit dem Schwerdt in der R. Rev. *Leodiensis.* Kreuz bis an den Rand; in den Winkeln: *Hoyi.* Ist von Johann V, Bischof von Flandern. — N. 36. *Otto Comes.* Brustbild mit dem Schwerdt in der R. und dem Scepter in der L. Rev. *Arne*—Schild mit dem nassauischen Löwen. Arnheim in Geldern ist der Münzort. — N. 40. Äussere Umschrift: *Moneta. Oldenb. bnnietu* (*benedictum*). Innere: *Nome. Dni Dei nri Hu. Xr.* In dem einen Winkel des Kreuzes: *L.* Rev. *Turonus civis.* Die Form der Buchstaben zeigt in die Zeiten von 1400, aber das *L.* passt weder auf den Namen eines Grafen, noch eines Orts. Man kann wohl mit Hn. *M.* vermuthen, dass es vielleicht den Münzmeister andeutet. — N. 43. *Teodericus.* Brustbild von vorne mit Bischofsstab und Bischofsmütze. Rev. *Traiectum.* Ein Obol des Bischofs von Utrecht (1199—1212).

Zum Schluss nur noch die Anzeige von den verschiedenen Aufsätzen, die dieser Band enthält, weil dadurch die Ordnung sichtbar wird, in welcher die darin enthaltenen Materien vorgetragen werden. Es sind folgende: 1) *Über Namen, Beynamen und Titel auf den Münzen des Mittelalters.* (Fortsetzung von IV. S. 118 ff.) 2) *Über einige irrig für böhmisch gehaltene Münzen; und von böhmischen Königen und Prinzen nicht für Böhmen geprägte Münzen.* 3) *Münzen verschiedener westphälischer Reichs- und Kreis-Stände.* (Fortsetzung von V. S. 87 ff.) 4) *Münzen oberrheinischer Reichs- und Kreis-Stände.* 5) *Recension der Beschreibung der bischöflichen utrechtischen Münzen von Mieris.*

Wenn ein Werk nach seinem inneren Gehalte und nach dem Reichthum der darin enthaltenen Gegenstände beurtheilt werden muss: so verdienen diese Beyträge den ausgezeichnetsten Beyfall eines jeden wissenschaftlichen Numismatikers. Von der Geschichte auf der einen Seite, auf der anderen von einem richtigen kritischen Gefühle geleitet, geht der Vf. einen ruhigen und sicheren Gang, und belehrt und vergnügt gewiss jeden seiner Leser, daher man auch unstreitig die weitere Fortsetzung dieses so nützlichen Werks wünschen wird. Möchte doch der Himmel die Gesundheit und die Kräfte dieses würdigen Mannes stärken, und ihm Gelegenheit geben, so viel andere Münzen des Mittelalters kennen zu lernen, dass er sich gedrungen fühlte, *neue Beyträge zur Münzkunde des Mittelalters* zu liefern!

Sollte einmal, welches recht sehr zu wünschen wäre, ein gelehrter Numismatiker auf den Gedanken kommen, ein System von Münzen der mittleren Zeit bearbeiten und herausgeben zu wollen: so würden die in diesen Beyträgen niedergelegten Materialien sehr viel dazu beytragen, manches Falsche zu berichtigen, manches Dunkle aufzuhellen, manche neue Idee zu wecken, und überall auf die Geschichte hinzuleiten, welches die Seele und das Leben der Numismatik ist und seyn muss, wenn sie nicht, wie bey Vielen der Fall ist, ein bloses geistloses Sammeln seyn, und gewissermassen zu einer Art von Spielerey herabgewürdigt werden soll.

Wa.

Pesth, b. Trattner: *Appendix ad catalogum nummorum Hungariae ac Transilvaniae Instituti nationalis Széchényiani.* 1810. 232 S. 8.

Zu dem bekannten Schatze ungarischer Münzen, welche der edle Graf *Széchényi* dem National-Museum schenkte, kommt hier noch ein sehr bedeutender Anhang, der dem Tage der feyerlichen Eröffnung dieses ungarischen Cabinets (d. 2 July 1810) gewidmet ist. Auf die Vorrede von Hn. *Jacob Ferdinand Miller de Brasso*, welcher dem ehrwürdigen, und um diese Sammlung sehr verdienten Hn. *Schönviesner* bey der Aufsicht über diesen Nationalschatz an die Seite gesetzt ist, folgt eine diesem Tage und dem grossmüthigen Geber gewidmete Dedication in Lapidarstile; dann eine Übersicht der sämmtlichen ungarischen und siebenbürgischen Münzen, welche dieses Münzcabinet enthält, nach der Ordnung der Schränke. Die ganze Sammlung enthält, ohne den Nachtrag in 17 Schränken 2675 Stück, nämlich 702 in Gold, 1768 in Silber, 193 kupferne, und 12 zinnerne. Ein achtzehnter Schrank ist leer, und zu weiteren Nachträgen bestimmt.

S. 24 folgt: *Series Numorum, qui in catalogo Instituti nationalis Széchényiani, Pestini 1807. 8, typis describuntur quidem, ab Excell. tamen fundatore Museo Hungarico traditi nondum sunt.* Die ganze Series besteht aus einer Goldmünze, aus 6 silbernen und einer zinnernen. Diese Note hätte zur Legitimation der Aufseher im Manuscript beygelegt werden können; aber einen besonderen Artikel *hier* daraus zu machen, scheint Rec. wider eine gewisse Delicatesse zu seyn. — Die beiden Abtheilungen: *Sphalmata, quae in Descriptionem Numorum irrepserunt*, und: *Errata, quae in Tabulis aeri incisis observata sunt*, sind, besonders für die Besitzer dieses Werks, sehr nöthig.

Nun folgt S. 36 das Verzeichniſs der durch die edelmüthige Freygebigkeit des würdigen Hn. Grafen von Neuem hinzugekommenen Münzen, welche aus 16 Goldmünzen, 142 ſilbernen, und 32 kupfernen beſtehen. Die ſeltenen, die ſich darunter befinden, will Rec. nicht auſſuchen; denn Freunde der ungariſchen Münzkunde betrachten dieſe Anzeige als eine Auffoderung, den Appendix ſelbſt kennen zu lernen, und für andere unſerer Leſer wäre dieſe Mühe ohne Nutzen.

Das *Supplementum ad Elenchum Librorum de nummis Hungaricis et Transilvanis agentium* iſt nicht bedeutend, gehört aber in ſofern hieher, als der *Elenchus* im dritten Theile dadurch ergänzt wird. — Endlich ſind noch *Notiones ad rem numariam Hungariae pertinentes* beygefügt, welche folgende Unterabtheilungen enthalten: 1) *Ars cementi tranſumta ex antiquo MS. Bibliothecae in Muſeo regni nationali.* 2) *Reflexiones, circa valorem* 100 *Denariorum Hungaricorum majorum olim unum florenum auri conſtituentium, quibus tempore* ***Wladislai*** II *ruſtici dominis ſuis terreſtribus titulo cenſus tenebantur.* 3) *Adverſaria monetaria.* (Werth der ungariſchen Münzen zu verſchiedenen Zeiten vom Jahr 1390 an.) 4) *Excerpta ex R. P. Gelaſii Dobner a S. Catharina e S. P. Disquiſitione hiſtorica de Sexagena groſſorum Pragenſium.* Die *Sexagena* ſcheint in Böhmen gewöhnlich das ausgedrückt zu haben, was man in anderen Gegenden, und auch in Bohmen ſelbſt, ein Schock Groſchen nannte; allein dieſs litt wieder öftere Ausnahmen, und iſt hier ſehr glücklich aus einander geſetzt, aber nicht wohl eines Auszugs fähig. 5) *Adnotatio de curſu, et valore monetarum in Hungaria ſub initium regiminis Rudolphini.* Sehr kurz und deutlich dargeſtellt. 6) *Decennalis proventus Piſeti ab anno* 1666 *usque* 1676. Die Ausbeute betrug in dieſen 10 Jahren nicht mehr als 15325 fl. und etwas Weniges drüber. 7) *Ant. Hammerſchmidt ſ. c. R. et A. in M. Principatu Tranſilvaniae monetarum Magiſtri opinio ſuper vero et genuino ſenſu Piſeti.* 8) *Data monetaria.* In Ungarn und in Siebenbürgen, wie auch im Banat, werden deſswegen mehrere griechiſche Goldmünzen gefunden, weil die Ungarn bis in die Zeiten Karls I keine eigenen Ducaten hatten, ſondern Byzantiner im Handel brauchten. — Karls I ungariſcher Ducaten iſt unter allen der ſeltenſte, und wird nur in wenigen Münzſammlungen angetroffen.

Die *Acceſſiones novae ad Sylloge(n) Conſtitutionum monetalium et metallicarum regni Hungariae* ſind ein Nachtrag zu *Schönwiesners* ſchon gelieferten Urkunden, gehen von N. XLI — LXIII, und haben alle Bezug auf das ungariſche Münzweſen.

Wa.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOLOGIE. *Göttingen*, b. Dieterich: ***Einige Bemerkungen die Meſsung der griechiſchen heroiſchen Verſe betreffend.*** Beylage zum proſodiſchen Lexicon der griechiſchen Sprache. Von D. *Johann Friedrich Chriſtoph Graeſe.* 1812. 24 S. 8. (2 gr.) Dieſe Schrift iſt gegen unſere Anzeige des proſodiſchen Lexikons J. A. L. Z. 1812. N. 56. gerichtet, und widerlegt, was wir geſagt und nicht geſagt haben. Wir achten es unter unſerer Würde, Vorwürfe mit Vorwürfen zu erwiedern, und wollen uns nur vor einigen Miſsdeutungen unſeres Urtheiles verwahren. Wir wiederholen daher die Bemerkung, daſs beides, Einleitung ſowohl als Anhang, Mängel und Unrichtigkeiten enthalte, deren ſich ein tieferer Kenner der Metrik, nach den Grundlehren neuerer Schriftſteller über griechiſche Verskunſt, nicht ſchuldig machen würde. Sie einzeln vorzurücken, enthalten wir uns theils aus Achtung gegen des Vfs. Perſon und Stand, theils aber auch aus Schonung des Raumes, da zu deren Auffindung ſchon ein aufmerkſames Studium des Anhangs zu *Buttmanns* griechiſcher Schul-Grammatik genügt. Beſonders machen wir den Vf. auf die Unterſcheidung zwiſchen Arſis und Theſis, zwiſchen Wort- und Vers-Füſsen, zwiſchen Fuſs- und Vers-Cäſuren aufmerkſam, damit das metriſche Syllabiren der Verſe zu einem rhythmiſchen Leſen werde. Den Eigenſinn des Vfs., womit er bey dem Ausdrucke *zweyzeitiger* Vocale zur Bezeichnung ihrer Zweydeutigkeit beharrt, berühren wir darum, weil auch *Buttmann* noch denſelben Ausdruck gebraucht, welcher nach *Thierſch* richtiger Überſetzung des griechiſchen δίχρονος die langen Vocale bezeichnen ſollte. *Zweyzeitig* oder doppelzeitig darf eben ſo wenig mit *zweyerleyzeitig* oder zweydeutig verwechſelt werden, als eine zweyfache Verſchmelzung der Vocale in zwey verſchiedenen Sylben eines Wortes, z. B. ἀλλενδία, mit der doppelten Verſchmelzung derſelben in einer einzigen Sylbe, wie ſie in χρυσείῃ ἐν Statt finden ſoll. Wegen *Od.* VI, 79 verweiſen wir auf den *Cod. Harlej.*, deſſen Variante die tauchnizische Handausgabe des Homer zu der Schreibart ἔδωκεν ἐν χρυσείῃ anführt. Daſs es keine ſchwer zu ſcandirenden Verſe gebe, haben wir nirgend behauptet; für unſeren Vf. giebt es deren nur allzuviel. Aus der Schwierigkeit, einen lyriſchen Chor oder pindariſchen Hymnus zu meſſen, folgt aber noch nichts für die jambiſchen, trochäiſchen und anapäſtiſchen Verſe der dramatiſchen Dichter, wogegen die anakreontiſchen Verſe weit gröſseren Schwierigkeiten unterworfen ſind.

Ȝ γ. S.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Darmſtadt*, b. Heyer und Leske: *Darmſtädter Schreib- und Geſchäfts-Kalender*, für das Jahr 1813. 72 S. 4. ohne den Kalender. Auſser einer ſehr zweckmäſsigen Einrichtung zum Gebrauch, empfiehlt ſich dieſer Kalender auch noch durch mancherley intereſſante Notizen. Nach den neueſten aſtronomiſchen Beobachtungen, beträgt die geographiſche Breite von Darmſtadt 49° 52′ 24″, die Länge aber 6° 19′ 30″ öſtlich von Paris. Von S. 45—59 ſind die verſchiedenen Maſse und Gewichte in den groſsherzogl. heſſiſchen Staaten angegeben, und eine Vergleichung der in dieſem Groſsherzogthum üblichen Fruchtmaſse angeſtellt, nach dem darmſtädter und franzöſiſchen Maſs. Man muſs ſich über die groſse Verſchiedenheit des Fruchtmaſses wundern. Beynahe jedes Amt hat ſein eigenes.

—N.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

THEOLOGIE.

Wittenberg, b. Gräfsler: *De gratiae Dei justificantis necessitate morali Prol. II.* — — auctore *Car. Ludov. Nitzsch*, Theol. P. O. etc. 1813. 24 S. 4.

Dieses, während der Blokade der Stadt Wittenberg vom Hn. Gen. Sup. *Nitzsch* geschriebene akademische Osterprogramm konnte nur bedingter Weise zur Osterfeyer einladen. Es schliefst, nach Bemerkung mancher damals bereits erfolgter trauriger Ereignisse, mit den Worten: *Celebrate nobiscum, quoad licebit per tumultus bellicos, diem Victoris, unius omnium laudatissimi, et animos Vestros hoc illactabili tempore in spem unice laetam certamque erigite!* In der That hat die Schrift, wie wir wissen, diesen ihren kirchlichen Zweck nicht erreicht. Dem Gottesdienste wurde, bald nach dessen Anfang, durch ein sehr heftiges Kanonen- und Granaten-Feuer der Belagerer ein Ende gemacht. Ob sie in Ansehung ihres literarischen Zwecks nicht glücklicher seyn dürfte, — sie ist das theologisch-exegetische Gegenstück von der bereits in unseren *Ergänz. Blätt.* (1813. No. 24. S. 191) recensirten philosophischen Erörterung jener Materie; — darüber mögen unsere Leser aus der Inhaltsanzeige, auf die wir uns beschränken, selbst urtheilen.

Vorausgeschickt werden die hier befolgten Grundsätze, welche auf Unterscheidung des *praktischen* und *theoretischen Sinnes* oder Inhalts biblischer Dogmen, ingleichen der *grammatischen* und *theologischen Auslegung* derselben beruhen. Das biblische Dogma hat einen praktischen Sinn, sofern es, das Bewufstseyn von den Pflichten und Hoffnungen der Vernunftreligion in uns aufregend, Herz und Gewissen anspricht, einen theoretischen aber, sofern es die Gründe dieser Pflichten und Hoffnungen für den gemeinen Verstand so bestimmt, dafs sie ihm fafslich und behältlich werden können. Nun mufs in einem populären Religionsunterrichte der theoretische Inhalt, nachdem es die Umstände fodern, bald mehr bald weniger, dem Praktischen *dienstbar* seyn und der eigenen Selbstständigkeit ermangeln, welches in dem Wissenschaftlichen, der das Praktische aus einer Theorie abzuleiten hat, nicht Statt findet: woraus denn folgt, dafs der durch grammatische Auslegung gefundene theoretische Sinn eines Dogma nicht immer sogleich, als für die wissenschaftliche Theologie schon geeignet, angesehen werden dürfe, sondern dafs eine andere Behandlung, die man bald philosophische, bald theologische Auslegung zu nennen angefangen hat, hinzukommen müsse, um die ideale Grundlage der biblischen Lehre zu erforschen, und, ob diese für übervernünftig oder für vernunftmäfsig zu erkennen sey, durch Vergleichung aller zur Sache gehörigen Resultate der grammatischen Interpretation auszumachen. Dafs nur auf diese Art eine christliche Theologie, als Wissenschaft, zu Stande kommen könne, darf um so weniger bezweifelt werden, da bekanntlich in der h. Schrift die göttlichen Dinge, oder die Religionsideen, als historische Thatsachen vorgestellt werden, auch, dem nächsten Zwecke und den wesentlichen Erfodernissen einer äufseren Offenbarung nach, vorgestellt werden mufsten. Diefs sind die Grundsätze des Vfs. Diesen gemäfs wird nun von der biblischen Rechtfertigungslehre 1) der *historisch-grammatische* und 2) ein *doppelter theologischer Sinn*, der alte übervernünftige und ein neuer vernunftmäfsiger, angegeben; sodann aber 3) *welcher von beiden dem Geiste der christlichen Offenbarung angemessener sey*, erörtert, und für den letzteren entschieden.

Was den *grammatischen* Sinn der Beweisstellen anlangt, so genehmigt der Vf., mit geringer Ausnahme, die *storrische* Auslegung in dessen Schrift „über den Zweck des Todes Jesu"; nur verlangt er hier und überhaupt, dafs der historische Interpret dem theoretischen Sinne einer Schriftlehre seine ganze wissenschaftliche Unbestimmtheit lassen, und sich hüten solle, irgend eine solche theoretische Bestimmung, die ja doch immer nur einem praktischen Zwecke ihren Ursprung und ihre Modification verdanke, und sich auf populäre Ansichten beziehe, schon als Schultheorie auszudeuten, da für diese zu sorgen die heiligen Schriftsteller eben so wenig Beruf und Befugnifs, als Willen gehabt hätten. Er gesteht, dafs nach dem historisch grammatischen Sinne der Gehorsam und Kreuzestod Jesu der einige und ewige Begnadigungsgrund sey; dafs Jesus sich zwar über seinen Tod minder bestimmt äufsere, als die Apostel, die ihn zuweilen, wiewohl durch praktische Lehrbedürfnisse bey ihren historischen Ansichten gedrungen, als stellvertretend vorstellen; dafs er aber die apostolische Lehrart im Ganzen gewollt und veranlafst habe, indem er das, was den idealen Begnadigungsgrund ausmache, sich selbst ausschliefsend beylege. Daher hätten die Apostel das ganze Verhältnifs Gottes zur

Menschheit, und also auch die Sündenvergebung, nothwendig von ihm ableiten müssen. Auch wird die Angemessenheit und in sofern die Ächtheit der Worte: εἰς ἄφεσιν ἁμαρτ. Matth. 28, 28, wider *de Wette* aus eben dem Grunde, der sie diesem verdächtig machte, in Schutz genommen. — Nun folgt der *doppelte theologische* Sinn. · Dem *übervernünftigen*, oder der bekannten Lehre von der stellvertretenden Genugthuung und den an unserer Statt erduldeten Sündenstrafen, wird ein *vernunftmäfsiger* entgegengesetzt, nach welchem „*Gott durch* die in der Person Jesu geschehene *Darstellung und wundervolle Auszeichnung des, ihm von Ewigkeit her wohlgefälligen, ächt kindlichen Sinnes*, dessen der Mensch fähig ist, *seine Vaterliebe gegen die Gefallenen* auf eine herzrührende Art, und dergestalt, *weltkundig werden liefs*, dafs ein Jeder den *ethischen* Grund der Begnadigung, der zur wahren Sinnesänderung eben so sehr auffodert, als ermuthiget, fühlen und zu Herzen nehmen, für Alle aber zum Behuf ihrer geistlichen Rettung und Bildung eine *äufsere* ethisch-religiöse Verbindung auf immer begründet werden konnte." — Hierauf läfst der Vf. beide theologische Deutungen um den Preis kämpfen. Er vergleicht sie in dieser Absicht mit der biblischen Rechtfertigungslehre und allem dem, was dahin gehört; zuerst mit dem *ethischen Zwecke*, den die Schrift selbst dem Tode Jesu, und der darauf sich beziehenden Rechtfertigung, wörtlich beylegt, und den die Gegner einräumen; der aber bey der alten übervernünftigen Schuldeutung des Dogma nicht Statt finde, indem diese, wenn sie folgerecht verfahren wolle, auch das blofse dunkle Gefühl des, der Voraussetzung nach, gar nicht vorhandenen ethischen Begnadigungsgrundes ausschliessen müsse, mithin nur eine magische Wirksamkeit der heiligen Geschichte und Lehre, und einen magisch gewirkten Glauben, übrig lassen könne. Ferner werden beide verglichen mit der hieher gehörigen *heiligen Geschichte*, oder mit dem Tode Jesu, der den Grund der Rechtfertigung, und mit seiner Auferweckung, welche die Rechtfertigung selbst offenbaren sollte. Hier wird gezeigt, warum diese Thatsachen schon an sich, und ohne alle wörtliche Erklärung, einen gemein verständlichen Sinn haben mufsten, und dafs sie den obengedachten vernunftmäfsigen auf eine vernehmliche und allen Menschen fühlbare Weise ausdrücken, den übervernünftigen aber nicht einmal ahnden lassen, mithin auch bey den Aposteln, ohne in diesen ein Gefühl jenes vernunftmäfsigen Sinnes zu erregen, die praktisch-zweckmäfsige historische Vorstellungsart, der sie sich bedienten, und die man zu einer unbegreiflichen Schulweisheit erhoben habe, gar nicht hätten veranlassen können. Endlich wird noch der wörtliche Unterricht von der Rechtfertigung, der hauptsächlich zur alten Schuldeutung Gelegenheit gegeben habe, und ihr sehr günstig zu seyn scheint, von einer doppelten Seite in Betrachtung gezogen, und verglichen.

Zuerst in Ansehung der ungemeinen *Wichtigkeit*, welche Jesus und die Apostel der Begnadigungslehre, als der alles umfassenden und bewirkenden Heilswahrheit, beylegen. Allerdings wird von ihnen, wie der Vf. einräumt, die Predigt von der Vergebung der Sünde statt der gesammten Lehre von Gott genannt, und für den Kern des Evangeliums, für das Wort, wodurch der Geist Gottes sich mittheile, für den nächsten Zweck der evangelischen Thatsachen erklärt; mithin die Vergebung selbst, als das Fundament der christlichen Religionsanstalt, auch eben daher das Lehramt als ein Amt der Sündenvergebung, und der ächte Christ als ein solcher, der sich für einen Sünder bekennt, vorgestellt. Diefs hat, wie weiter bemerkt wird, nicht wenig zu den gemeinen Begriffen von Offenbarung und zu der Einbildung beygetragen, dafs der Grund der Sündenvergebung unbegreiflich sey, dafs daher *nur diese* einer Offenbarung, die man sich als übervernünftige Belehrung dachte, bedurft habe. Aber nun zeigt unser Vf., dafs eben diese grofse Auszeichnung der evangelischen Gnadenlehre für den vernunftmäfsigen Sinn derselben, und wider den übervernünftigen, einen völlig entscheidenden Beweis darbiete. Denn sobald die Begnadigung der Menschen eines allgemein fühlbaren ethischen Grundes ermangle: so müsse die Gnadenlehre ein der Sittlichkeit ungünstiges, auch blofs eingeflicktes, einzelnes und heterogenes Stück der gesammten Religionslehre seyn, indefs dafs sie im entgegengesetzten Falle allerdings das Ganze umfasse, was Gott sey, und was der Mensch werden solle, auf eine anziehende Weise zu erkennen gebe, und so den ganzen kindlichen Sinn gegen Gott, oder den Geist der Kindschaft, den das äufsere Zwangsgesetz unter der mosaischen Verfassung höchstens nur veranlassen und mittelbar befördern konnte, unmittelbar zu erzeugen vermöge. — Endlich mufste sich die Vergleichung der beiden theologischen Deutungen noch auf die Hauptstütze der älteren, die *biblische Lehrart*, erstrecken, nach welcher, wie oben bey Erörterung des grammatischen Sinnes gezeigt worden, der Begnadigungsgrund auf Jesu und seinem Tode selbst beruht, folglich nicht idealisch, sondern historisch ist. Der Vf. behauptet nun, dafs es hier, nach den bereits für die vernunftmäfsige Schuldeutung angeführten Gründen, hinreichen müsse, die praktische Nothwendigkeit dieser Lehrart, mithin zunächst der Aufserungen Jesu über seine Theanthropie, aus denen die ganze Lehrart geflossen sey, ins Licht zu setzen; und er beweist sie aus den beiden nothwendigen Zwecken eines Welterlösers, 1) eine öffentliche Gnadenlehre von göttlichem Ansehn für alle Zeiten und Völker zu stiften, und 2) den Begnadigungsgrund historisch, jedoch ohne Schaden für dessen idealischen oder ethischen Gehalt, durch sich selbst und seine Geschichte der Welt darzustellen. In beiderley Hinsicht mufste sich Jesus die Theanthropie, die den übrigen mangelt, nach der aber alle zu streben haben, beylegen können, und wirklich beylegen. Diefs hatte nun die Folge, dafs man ihn, in der ersteren Hinsicht, für den *historischen* (realen) Urheber der Begnadigung erkennen mufste; denn seinem Ver-

dienſte hatte ja die Welt das göttliche Anſehn der Gnadenlehre, und *in ſofern* den Troſt der Gnade ſelbſt, allein zu verdanken. In der letzteren Hinſicht muſste der *idealiſche* ewige Begnadigungsgrund, obwohl an ſich in der Vernunft ſchon vorhanden, doch in Jeſu und mit ihm (das Unſichtbare zugleich mit dem Sichtbaren) gedacht und gefühlt werden. Nur mittelſt dieſer Veranſchaulichung konnte der ethiſche Grund in den Gemüthern recht haften und wirken, und allgemein bekannt und geltend gemacht werden. Hiebey wird vorausgeſetzt, daſs Jeſus ſich einer vollkommenen, über die gefallene Menſchheit erhabenen Unſchuld und Einſtimmung in den göttlichen Willen, und ſo ſeiner Beſtimmung zum Welterlöſer, innigſt bewuſst geweſen ſey. Die Frage über die theoretiſche Anſicht, die er ſelbſt von ſeiner Hoheit und Gröſse gehabt, und über den eigentlichen oder uneigentlichen Sinn einiger darauf ſich beziehender Aeuſserungen, kann, als bloſs ſpeculativ und für die Praxis entbehrlich, unentſchieden bleiben, oder jedem nach ſeinem ſubjectiven religiöſen Bedürfniſs zur eigenen Beantwortung überlaſſen werden; nur ſoll man nicht vergeſſen, daſs nach der Schrift die Theanthropie des Heilandes als etwas allen wahren Chriſten ebenfalls Erreichbares anzuſehen ſey; ingleichen, daſs Jeſus der ihm zukommenden Macht, Sünde zu vergeben, auch Andere, namentlich ſeine Jünger, für empfänglich erklärt habe: mit welchen bibliſchen Aeuſserungen der Vf. den Vorzug der vernunftgemäſsen Schuldeutung am Ende noch bekräftigt. — Wir haben ihn ausreden laſſen, und fürchten desſfalls von dem theologiſchen Publicum keine Vorwürfe. C. L.

WITTENBERG, b. Gräſsler: *De mortis, a Jeſu Chriſto oppetitae, neceſſitate morali,* Proluſio I, ſcr. D. *Carol. Ludov. Nitzſch.* 1810. 22 S. Prol. II. 1811. 24 S. 4.

Dieſe zwey wittenbergiſchen Feſtprogramme des Hn. Gen. Sup. *Nitzſch* waren die Vorläufer der beiden, bereits von uns (*Egänz. Bl.* 1813. No. 24) angezeigten ſpäteren, *de gratiae Dei juſtificantis neceſſitate morali.* Da ſie mit dieſen letzteren in Verbindung ſtehen, und inſonderheit der theologiſch-exegetiſchen Erörterung des Begnadigungsgrundes eine hiſtoriſche Stütze bereiten: ſo haben wir nicht unterlaſſen wollen, eine genaue Anzeige derſelben nachzuliefern. Sie ſind ebenfalls Sproſslinge von der Offenbarungstheorie des Vfs.

In der *erſten* Proluſion wird der Satz, den er zur Beſtätigung ſeiner Anſicht vom Chriſtenthum beweiſen und vertheidigen will, nur erſt *beſtimmt.* Schon der ſel. *Schwarz* in Görlitz hatte in ſ. Schr. *über den Tod Jeſu*, mit noch mehreren und ſtärkeren Gründen aber der jüngere D. *Flatt* im 12ten Hefte des *Süskindſchen Magazins*, eine bloſs vernunftmäſsige Überzeugung Jeſu von der Nothwendigkeit ſeiner frühen Aufopferung für unerweislich erklärt. Der Letztere inſonderheit hatte zu zeigen geſucht, Jeſus würde ſich einer pflichtwidrigen Selbſttödtung ſchuldig gemacht haben, wenn er, ohne das Bewuſstſeyn eines übervernünftigen Auftrags Gottes, ſich in den Garten begeben hätte, wo ſeine Gefangennehmung, wie er ſelbſt vorausſah, erfolgen muſste. Dieſs widerſprach nun ganz der Offenbarungstheorie des Vfs., nach welcher der Tod Jeſu, als eine *an ſich* verſtändliche Darſtellung von der Vortrefflichkeit, der das menſchliche Herz fähig iſt, ſchon aus der Pflicht der Menſchenliebe völlig erklärbar ſeyn muſs. Er ſah ſich daher aufgefodert, dieſen noch unklaren hiſtoriſchen Hauptpunct ins Licht zu ſetzen, um zugleich den leiſeſten Verdacht einer Schwärmerey von Jeſu entfernen zu können. Und weil eben damals *Reinhard* in ſeinen *Geſtändniſſen* eine abſolute Unvereinbarkeit des Rationalismus und Supernaturalismus behauptet, dadurch aber ſtillſchweigend der Theorie des Vfs. widerſprochen hatte: ſo unterſchied dieſer das Materiale und Formale in beiden theologiſchen Anſichten, und zeigte (S. 9 f.), in wiefern ein *formaler Supernaturalismus* mit dem *materialen Rationalismus* gar wohl vereinigt werden könne. Das Bedürfniſs, die reinhardſche Behauptung beſtimmt zu beſchränken, veranlaſste den Vf. zu dieſer, von ihm entſchuldigten, neuen Terminologie. Mit dieſer Scheidung, welche ſchon durch ſeine Theorie begründet war, hebt hier die eigentliche Unterſuchung an. Es wird bemerkt, daſs die *ſchwarziſchen* Gründe faſt nur die Rettung des formalen Supernaturalismus bezielen, der, ſofern er dem ethiſchen Zweck und Gehalt der Offenbarung keinen Abbruch thut, von dem Vf. ſelbſt nicht angetaſtet wird; daſs aber die *flattiſchen* weiter gehen, und auf einen materialen Supernaturalismus, nämlich auf eine unbegreifliche Gnadenlehre, führen. Um nun das dieſen Gelehrten Einzuräumende und das wider ſie zu Erweiſende genauer zu beſtimmen, wird die Vernunftidee eines Welterlöſers aus den moraliſchen Bedürfniſſen der bereits cultivirten, und durch Cultur ſich verſchlimmernden Menſchheit abgeleitet und auf Jeſum angewendet. Die in den menſchlichen Gemüthern von innen und auſsen unterdrückte Gotteskraft bedarf einer äuſserlichen und öffentlichen Erweckung und Belebung, kann ſie aber nicht anders erhalten, als durch ein von Gott ausgezeichnetes anziehendes Vorbild der Menſchheit, und durch deſſen beſtändig fortdauernde und weiter ſich verbreitende, auch immer mehr vervollkommnende, gemeinſchaftliche Beherzigung. Dieſes Vorbild iſt der Weltheiland, der, ſeines Berufs gewiſs, um die Fähigkeit der Menſchen zur Kindſchaft Gottes auf eine rührende Weiſe darzuſtellen, und für den äuſseren Bürgen der göttlichen Gnade und den einigen Retter und Führer der Menſchheit erkannt zu werden, dieſem höchſten Zwecke, den nie ein Menſch haben kann, Alles aufopfert, mit feſtem Glauben, Gott werde das gelingen laſſen. Es wird nun bemerkt, daſs dieſer Beruf eines Heilandes der Menſchen zwar in Anſehung der Maxime oder Geſinnung allgemeine Menſchenpflicht ſey, daſs er aber, dem höchſten Grade der Erfüllung nach, nur einem Einigen, und zwar einem voll-

kommen unschuldigen und mit Gott einstimmigen Menschen zukommen könne; dann aber wird umständlich gezeigt, wie Jesus sich dieses Berufs innig und völlig bewusst werden, und so alle dazu nöthige ausserordentliche Hülfe mit Zuversicht von Gott erwarten konnte. Diesen Beruf also und dessen Bewusstseyn vorausgesetzt, wird die moralische Nothwendigkeit des Todes Jesu behauptet.

Das *zweyte* Programm enthält die umständliche *Beweisführung* und *Vertheidigung*. Vorläufig wird eine neuerlich versuchte philosophische Rechtfertigung der Selbsttödtung mit Ernst zurückgewiesen, übrigens bemerkt, dass der Weltheiland sich durchaus nicht durch eine Handlungsweise hätte ankündigen dürfen oder empfehlen können, welche das gemeine sittliche Gefühl wider sich hat, gesetzt auch, dass die Schulweisheit sie noch in Schutz zu nehmen wüsste. Die Aufgabe war also, Jesum wider allen Verdacht einer übereilten mittelbaren Selbsttödtung zu sichern, und den moralischen Beweggrund seines Verhaltens, da er der Gefangennehmung gleichsam entgegen ging, völlig ins Klare zu bringen. Der Vf. versichert, nach Anführung fremder Versuche und Äusserungen, dass ihm diese Erörterung hauptsächlich durch seine Offenbarungstheorie sey erleichtert worden, indem aus der genaueren Unterscheidung der äusseren historischen Offenbarung von der Religion selbst, die Nothwendigkeit der ersten zum Heil der Welt, mithin die Nothwendigkeit einer factischen Darstellung des Gottgefälligen zur Stiftung der wahren Kirche, erst recht einleuchtend werde, daraus aber deutlich hervorgehe, dass es für Jesum heilige Pflicht der Gottes- und Menschen-Liebe war, *Alles* zu thun, um für den Geliebten Gottes und das Vorbild der Menschheit öffentlich erkannt zu werden, und die dessfalls nöthigen Eindrücke auf die Gemüther zu machen. Hiezu sey aber von Seiten Jesu, und dessen, was von ihm abhing, *Zweyerley* erfoderlich gewesen. Er habe theils das wahre Menschenheil durch Wort und That bekannt machen, theils sich selbst für den von Gott gesandten Vermittler dieses Heils erklären müssen. Jener *Unterricht* und dieses *Bekenntniss* seyen die beiden vornehmsten Aufgaben und Geschäfte seines Berufs gewesen. Allein Anfangs habe der Unterricht als Hauptsache vorgehen, und diesem das Bekenntniss noch nachstehen müssen, daher denn die Vermeidung der Lebensgefahr längere Zeit für ihn Pflicht gewesen sey; zuletzt habe das öffentliche beharrliche Bekenntniss Hauptsache, mithin die Vermeidung der Gelegenheit, dasselbe mit augenscheinlicher Lebensgefahr abzulegen, pflichtwidrig werden müssen. Hier zeigt nun der Vf. sehr umständlich und mit Rücksicht auf die Einwendungen der Gegner, dass Jesus dieses Bekenntniss an dem *Orte* (S. 13 f.), zu der *Zeit* (S. 14 ff.), und auf die *Art* (S. 17 ff.), wie es sein Zweck und Beruf erfoderten, abgelegt habe, und dass der Hingang in den Garten seiner Berufspflicht eben so angemessen gewesen sey, als der Einzug in Jerusalem; indem es nach diesem öffentlichen und feyerlichen Bekenntnisse ihm nicht mehr habe anständig seyn können, irgend etwas von seiner gewohnten Lebensweise in der Absicht zu unterlassen, um jenem lebensgefährlichen, aber an sich nothwendigen, Bekenntnisse auszuweichen. Am Ende werden noch zwey Einwendungen beantwortet. Die bedeutendere letzte, wie Jesus seine Todesart und seine Auferstehung ohne übernatürliche Eingebung habe vorhersagen können, wird dadurch erwiedert, dass er, seines Berufes vollkommen gewiss, Alles, was der Zweck desselben foderte, aber von ihm selbst nicht abhing, mit Zuversicht von Gott erwarten, auch nach seiner Weisheit schon vorher bestimmen konnte; und dass dieses nothwendig aus dem Glauben eines reinen Herzens und aus praktischer Weisheit herzuleiten sey, indem die Voraussetzung einer magischen Einblasung des Erfolges das Grosse und Wahre seiner Leiden ganz vernichten müsste. C. L.

KLEINE SCHRIFTEN.

KINDERSCHRIFTEN. *Braunschweig*, in der Waisenhaus-Buchdruckerey, und *Stendal*, in Commission bey Franz und Grosse: *Neu eingerichtete und erprobte Schul-Fibel zur grossen Erleichterung des Lesenlernens durch ein naturliches Buchstabiren.* Mit Anmerkungen; auch (nebst) einer Grundsylben- und hieroglyphisch verbilderten Abc-Tafel. 1809. Erste Abtheilung. 28 S. 8. (2 gr.) Zweyte Abtheilung 56 S. 8. (3 gr.) Der Vf. dieser Fibel nennt sie eine erprobte, weil er sie durch eigene Erfahrung erprobt habe. Die in derselben befindliche Leselehrart soll wenigstens noch einmal so schnell zum Ziele führen; sie sey der Methode von Olivier in manchen Stücken ähnlich, ob sie gleich lange vor Olivier von unserem Verfasser erfunden worden sey. Obgleich diess der Vf. selbst sagt: so findet Rec. doch Bedenken, dieser Fibel, in welcher allerdings manches Ähnliche mit der Lehrart von Olivier vorkömmt, einen grossen Werth beyzulegen. Das Zweckmässige in derselben, die Aussprache des Doppellauts in Einem Laut, und was in einer Anmerkung zur leichteren Erlernung der Buchstaben gesagt ist, und manches Andere, findet sich auch in mehreren schon vorhandenen Fibeln; und am Geschmacklosen und Unzweckmässigen fehlt es, wie in vielen anderen, auch in dieser Fibel nicht. Besonders elend ist die hieroglyphisch vorbildende Abc-Tafel ausgefallen. Man kann auch nicht die Beziehung finden, in wiefern nach des Herausgebers eigener Erklärung die zweyte Abtheilung oder das Lesebüchlein „die Kluft zwischen Fibel und Bibel ausfüllen" kann, wenn nicht die Anführung einiger zum Theil für Kinder unverständlicher biblischer Sprüche, wohin z. B. der gehört: *Seyd klug wie die Schlangen, aber ohne Falsch wie die Tauben*, diesen Übergang erleichtern soll. O. m. r.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

JURISPRUDENZ.

Bamberg und Würzburg, b. Göbhardt: *System des Criminalrechts nach neueren, von den bisherigen abweichenden Ansichten und Grundsätzen mit besonderer Rücksicht auf den kais. französischen und königl. baierischen Criminal-Codex und sonstige Verordnungen.* Besonders zur Beantwortung der Frage: Kann der Rechtslehrer bey der kaum aufblühenden Cultur einer gesunden Philosophie auf ein criminalistisches Papstthum Anspruch machen? Von dem königl. bair. Lieutenant *Eduard Nicol. Kratzer.* Erster Band. 1812. XVIII und 483 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Die Absicht des Vfs., sein Eifer für die Wissenschaft, und sonst Alles mag recht löblich bey diesem Buche seyn; nur sein Inhalt ist es nicht. Diess ist so wahr, dass sich Rec. an dem Publicum zu versündigen glaubte, wenn er einen umständlichen Beweis davon führen wollte. Schon die schiefen, halbwahren und bereits in anderen Erstlingen sogenannter criminalistischer Reformatoren zum Ekel gelesenen Behauptungen über die noch immer unzureichenden Bemühungen der Gelehrten für die Criminalrechtswissenschaft u. s. w., welche die Vorrede ausdehnen, lassen nichts Sonderliches erwarten. Und die Folge lehrt, dass es ganz unreife Früchte sind, welche hier geboten werden. Man würde sich nicht erklären können, wie es möglich sey, dieselben öffentlich auszubieten, wenn man nicht aus der Vorrede sähe, dass der Vf. beym Ausbruch des letzten österreichischen Krieges mit Frankreich durch Eintritt in Militairdienste in seinem akademischen Studium unterbrochen worden sey, und dann nur in Dienstfreyen Stunden Gelegenheit gehabt habe, sich wieder etwas mit dieser Wissenschaft zu beschäftigen. Ganz in der Manier derjenigen, welche ihre ersten Erfahrungen für Neuigkeiten halten, stellt der Vf. hier die allgemeinen Lehren des Criminalrechts dar. Nichts ist verdaut, und Alles ist so steif, wie gewöhnlich die Proben der Anwendung eben erst erlernter Regeln. Da lernt man denn auch hier, dass es ein *geschriebenes* und *ungeschriebenes* Criminalrecht gebe, dass die Criminal-Rechtswissenschaft nothwendig und nützlich sey, und unentbehrlich demjenigen, *der Richter oder Vertheidiger der Verbrecher werden wolle.* Bey der Angabe der Hülfskenntnisse der Criminalrechtswissenschaft wird das ganze Register gelehrter Kenntnisse gezogen; auch die Staatengeschichte wird daher als Hülfsquelle gerühmt, und so, dass man fast glaubt, es müsste die Reihe auch noch an die allgemeine Weltgeschichte und die Bibel kommen. Welche Begriffe sich der Vf. von einem Verbrechen mache, kann man danach beurtheilen, dass er §. 44 auch die *Felonie* als Verbrechen nennt. Er theilt die *Verbrechen* §. 45 in Capital- und Nichtcapital-Verbrechen, von Gefängniss-, Zuchthaus-, Landesverweisungs- und Staupenschlags-Verbrechen spricht er aber nicht. Die *culpa lata, levis et levissima* wird §. 54 nicht viel anders, als wie man sonst in den Vorlesungen über die Pandekten zu hören pflegte, definirt. Es fehlt nichts, als dass der *diligens pater familias* nur noch genannt wäre. Thatbestand nennt der Vf. §. 132 die *moralische Gewissheit der Existenz einer Thatsache, die solche Merkmale an sich trägt, welche in dem gesetzlichen Begriffe einer bestimmten Art rechtswidriger Handlungen enthalten sind. — Sapienti sat!*

Gr.

Leipzig, b. Hinrichs: *Versuch einer systematischen Darstellung der Patrimonial-Gerichtsverfassung der Rittergüter. Nach gemeinen und sächsischen Rechten.* Ein Handbuch für Gerichtsherren, Gerichtsverwalter und praktische Juristen, von *C. H. Wachsmuth*, königl. sächs. Accis-Inspector und Rentbeamten zu Delitzsch. 1808. XX u. 268 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Der Vf. behandelt seinen Gegenstand in 6 Capiteln: im 1ten spricht er von der Gerichtsbarkeit überhaupt, im 2ten von der Patrimonialgerichtsbarkeit insbesondere, im 3ten von den Gerichten, dann besonders im 1 Abschn. vom Gerichtsherrn, als Richter, im 2 Abschn. vom Justitiar und Actuar, und im 3 Abschn. von den Gerichtspersonen. Das 4te Cap. handelt von den mit dem Eigenthume der Gerichtsbarkeit verbundenen A) Vorrechten, und B) Gerichtsnutzungen. Das 5te Cap. von den mit dem Eigenthume der Gerichtsbarkeit verbundenen Lasten. Das 6te Cap. enthält einige Nachträge, und in einem Anhange giebt der Vf. verschiedene Formulare, z. B. zur Verpflichtung eines Gerichtsverwalters, zum Entwurf einer Bestallung für denselben, zur Verpflichtung eines Dorfrichters, Tranksteueraufsehers auf dem Lande, eines Landacciseinnehmers u. s. w.

Bey der Lage, in welcher sich das Institut der Patrimonial-Gerichtsbarkeit gegenwärtig befindet, mochte sich der Vf. bey seinem Unternehmen immer, wie es

S. IV der Vorrede bemerkt, von den beſonderen Landesgeſetzen leiten laſſen, und die Ergänzung der auf dieſem Wege bleibenden Lücken durch Grundſätze der Vernunft und des allgemeinen Staatsrechts verſuchen. Nur dürfte alsdann, wenn man dieſe Methode nicht ſofort für eine Unmöglichkeit zugleich erklären wollte, die Anſicht des Vfs. von dem Inſtitut der Patrimonial-Gerichtsbarkeit eine Veränderung erleiden müſſen. Nach der Meinung des Vfs. ſoll dieſs Inſtitut dem allgemeinen Staatsrecht fremd ſeyn (S. IV der Vorr.), die Gerichtsbarkeit ſoll nie Eigenthum eines Privatmannes ſeyn können (§. 3 und 18), ſie ſoll eigentlich dem Staate gehören (§. 19). Hätte dieſs ſeine Richtigkeit: dann wäre es doch in der That nicht einzuſehen, wie das Inſtitut der Patrimonialgerichtsbarkeit, das nicht ſowohl den Keim der Vernunft, als vielmehr den der Unvernunft in ſich haben ſoll, ſich zur Identität mit der Vernunft entwickeln und einer Anwendung vernünftiger Grundſätze nicht gänzlich widerſtehen ſollte. Der Vf. hat die Inconſequenz, in die er bey ſeiner Anſicht der Sache verwickelt iſt, ſelbſt ſehr lebendig ausgeſprochen, indem er (S. IV der Vorr. §. 3, 18 und 19) behauptet, die Gerichtsbarkeit iſt Eigenthum des Staates, kann nie Eigenthum eines Privatmannes werden, und nun (da es dennoch eine Patrimonialgerichtsbarkeit giebt § 19 — 31) aus jenem Satze folgert, daſs das Eigenthum der Gerichtsbarkeit einem Privatmanne nur vom Staate ertheilt ſeyn könne. Denn iſt der Vorderſatz richtig: ſo muſs der Vf. aus demſelben ſchlieſsen, daſs es *gar keine* Patrimonialgerichtsbarkeit (und mithin auch keine Rechtslehre von derſelben) geben könne. Kann es aber eine Patrimonialgerichtsbarkeit geben: ſo muſs der Vorderſatz *falſch* ſeyn. — Rec. iſt freylich der Meinung, daſs das Inſtitut der Patrimonialgerichtsbarkeit, wenn es ſich nur allenthalben als ein lebendiges, organiſches Ganzes in jedem Moment ſeiner Exiſtenz auffaſſen und darſtellen lieſse, ſeine Rechtfertigung auch in ſeinen eigenen Mitteln bey ſich führen würde, und daſs man mit eben dem Rechte, womit der Vf. die Vernunftmäſsigkeit deſſelben bezweifelt, die Grundloſigkeit der Idee behaupten könne, die jenem Inſtitut widerſtreitet. Einen Verſuch zur Auflöſung der Aufgabe, auf welche Rec. hier hindeutet, hat der Vf. nicht gemacht; denn das, was derſelbe über die Ausbildung des Inſtituts der P. G. in der Vorrede S. V ff. ſagt, liefert nur kärglich die ſtärkſten Umriſſe der körperlichen Seite deſſelben.

Bey der im 1 Cap. geſchehenen Feſtſetzung der allgemeinen Grundſätze, welche der Vf. ſeiner Arbeit unterlegt, nimmt derſelbe (wider die Meinung mehrerer Juriſten) nur drey Staatsgewalten an, die geſetzgebende, richterliche und vollziehende, und ſcheint der etwas einſeitigen Anſicht zugethan zu ſeyn, welche der richterlichen Gewalt den Rang vor den übrigen Staatsgewalten darum zugeſteht, weil ſie dem Hauptzweck des Staats unmittelbar gewidmet ſey. Allein — was iſt denn der Richterausſpruch ohne Geſetz und ohne Vollzug? Eine jede von den angegebenen Staatsgewalten iſt das Ergänzungsſtück der übrigen beiden, jede einzelne an ſich aber nur Stückwerk. — Daſs in Sachſen das Alter der Mündigkeit (21 Jahre) für das geſetzliche Alter des Richters angeſehen werden müſſe, iſt von dem Vf. eben ſo wenig näher nachgewieſen worden, als die Behauptung, daſs Banquerouteurs zu den Verbrechern gehören, und des richterlichen Amtes unfähig ſeyen. Rec. möchte dieſe letztere Behauptung ſo ohne nähere Beſtimmung denn doch nicht unterſchreiben, ſo ſehr er auch ſonſt von der Heiligkeit des richterlichen Amtes überzeugt iſt. *Berger Oec. Jur.* L. I. Tit. II. §. XIII. not. 3. — *Mandat wider die Banquerout.* d. d. Dresden, den 7 Jan. 1724. §. 5. *verb.*: „auch dieſes alles ihm an ſeinen Ehren unſchädlich ſeyn."

Die einer Gemeinheit, z. B. einer Stadt, einer Dorfgemeinde, einem Domcapitel, Ritterorden u. ſ. w., zukommende eigentliche Patrimonialgerichtsbarkeit ſchlieſst der Vf., um den Gegenſtand ſeiner Abhandlung genauer zu beſtimmen, von demſelben im im 2 Cap. ausdrücklich aus, und ſchränkt ſich lediglich auf die mit einem Grundſtücke verbundene dingliche Gerichtsbarkeit (*jurisdictio realis*) ein. — Daſs dem Vf. über dieſe Einſchränkung ſeiner Aufgabe kein Vorwurf gemacht werden könne, iſt für ſich klar. — Die Benennung ſeiner Abhandlung aber hält der Vf. nicht ohne Grund dadurch für gerechtfertiget, daſs die Benennung „*dingliche Gerichtsbarkeit*" im gemeinen Leben nicht üblich iſt, der von ihm gebrauchte Name des Inſtituts (der Patrimonialgerichtsbarkeit) hingegen allgemein verſtanden wird.

Im 3 Cap. iſt bey dem, was über die Gerichte im Allgemeinen geſagt iſt, in Anſehung der Gerichtsferien die beſonders auf die Patrimonialgerichte ſich wörtlich beziehende Verordnung der Erl. P. O. *ad Tit.* II. §. 4 übergangen worden. — Der vom Vf. bey Gelegenheit der Befugniſſe des Gerichtsherren in Anſehung der peinlichen Gerichtsbarkeit (§. 46. S. 27) niedergeſchriebenen Behauptung, daſs es bey der gegenwärtigen Patrimonialgerichts-Verfaſſung ein durchaus nicht zu verhindernder Miſsbrauch ſey, wenn Gerichtsherrſchaften ihre Gerichtsverwalter an der Unterſuchung mancher Vergehungen oder Verbrechen verhindert, oder zuerkannte Geldſtrafen erlaſſen, Gefängniſsſtrafen, zum Theil aus Mangel eines Gefängniſſes, unvollſtreckt gelaſſen haben, kann Rec. nicht beytreten. Denn wenn Gerichtsherren kein Abolitions- und kein Begnadigungs-Recht haben (wie ſie es denn in der That nicht haben, da beide Rechte zu den landesherrlichen Reſervaten gehören), und wenn der Gerichtsherr, wie der Vf. ſelbſt §. 30 behauptet, wegen Miſsbrauchs der Patrimonialgerichtsbarkeit mit deren Einziehung vom Landesherrn beſtraft werden kann: ſo können die vorgedachten Miſsbräuche auch keinesweges für Etwas angeſehen werden, das bey der gegenwärtigen Lage der Patrimonialgerichtsbarkeit *durchaus nicht gehindert werden könnte*. Dieſs würde nur dann der Fall ſeyn, wenn die Verfaſſung den Gerichtsherrn von der Verantwortlichkeit in Anſehung jener Miſsbräuche ſet-

fpräche, und demfelben die Eingriffe in die landesherrlichen Refervate nachliefse. Giebt es nicht in der beften Verfaffung Verbrecher? Allein — wenn fie nicht entdeckt, oder zwar entdeckt, aber nicht beftraft werden: foll diefs der Verfaffung zur Schuld zugerechnet werden? — Sagt doch der Vf. S. 38. §. 68 in der Note felbft: Es giebt aller Orten Polizey, aber es wird nicht aller Orten darauf gehalten!

Im §. 83. S. 45 hätte bemerkt werden follen, dafs nach Refc. vom 10 Jan. 1696. Cod. Aug. T. II. p. 1167 kein in königl. Dienften ftehender Beamter oder Actuar die Verwaltung der Patrimonialgerichtsbarkeit übernehmen könne. — Die bisher ziemlich allgemein herrfchende Meinung, dafs der Grund des Befugniffes zum Richteramte eines Gerichtsverwalters auf einem Vollmachtscontracte zwifchen dem Gerichtsherrn und dem Juftitiar beruhe, hat der Vf. durch die S. 46 in der Anm. zum §. 83 niedergelegten Reflexionen in ein fo helles Licht gehoben, dafs fie in diefem der Zerftörung durch ihre eigene Inconfequenz wohl fchwerlich entrinnen kann. Die willkührliche Entlaffung eines Gerichtsverwalters verwirft der Vf. in Kraft der von ihm nachgewiefenen Grundfätze §. 89, mit Recht, als eine Ungerechtigkeit. Bey der im Jahre 1805 gewefenen Verfammlung der Stände des Königreichs Sachfen wurde die zur Sprache gekommene Frage: Kann ein Gerichtsherr feinen Juftitiar ohne vorhergehende richterliche Unterfuchung entlaffen? auf Vorftellung mehrerer Patrimonialgerichtsherren mittelft eines landesherrlichen Decrets d. d. Dresden, den 13 April 1805, zwar zu Gunften der Gerichtsherren, jedoch nur *interimiftifch* entfchieden; und Rec. hegt mit dem Vf. die gleiche Hoffnung, dafs die bis jetzt noch nicht erfolgte Definitiventfcheidung jener Frage, bey der anerkannten Gerechtigkeitsliebe des Souverains von Sachfen, nur fo ausfallen könne, dafs die Rechtspflege unter einer grofsen Anzahl Unterthanen gegen die Einflüffe der Willkühr vollkommen ficher gefetzt werden wird. — Die vom Vf. bey Entfcheidung jener Frage unberührt gelaffene Schrift unter dem (etwas misrathenen) Titel: Materialien, die willkührliche Entlaffung der Patrimonialgerichtsverwalter in Kurfachfen betreffend 1805, dürfte der Beherzigung bey der Definitiventfcheidung jener allerdings wichtigen Frage eben fo wenig unwürdig feyn, als der Vorfchlag es ift, den unfer Vf. der Gefetzgebung S. XIII der Vorr. gethan hat, und der hier dem Lefer nicht mitgetheilt werden kann. Nicht minder lefens- und für die Gefetzgebung beachtens-werth ift aber auch das, was der Vf. S. 56 ff. §. 96 ff. überzeugend genug wider die gemeiniglich fo ohne Einfchränkung hingeworfene Behauptung fagt, dafs der Gerichtsherr Alles vertreten und verbüfsen foll, was der Juftitiar in Bezug auf das ihm anvertraute Richteramt gethan haben mag.

Von der Beftimmung der Anzahl der Gerichtsperfonen, in der Allgemeinheit, wie folche im §. 129 angegeben ift, giebt der Vf. keinen Grund an. Wenn er die Nothwendigkeit der Gerichtsperfonen §. 130 nur in denjenigen Fällen behauptet, wo die Gefetze, aufser der in der Regel hinreichenden richterlichen Treue und Glauben, auch noch das Zeugnifs von Beyfitzern des Gerichts erfodern, dann aber hinzufetzt: „In der Regel können Handlungen vor Gericht gefchehen, auch ohne Beyfeyn der Gerichtsperfonen; doch ift ihre Gegenwart nie als überflüffig zu verwerfen, wiewohl fie nur in manchen Fällen nothwendig ift:" fo dürfte es, auch den Inhalt des §. 132 mit eingerechnet, doch wohl nicht ohne alle Inconfequenz abgehen. Denn auf dem Standpuncte der richterlichen Pflicht ift der Gebrauch der Gerichtsperfonen, wenn er nicht als Rechtspflicht erfcheint, mithin nicht nothwendig ift, eben defshalb allerdings überflüffig; fo wie auf dem im §. 152 bezeichneten Standpuncte der Rathfamkeit der Gebrauch der Gerichtsperfonen — auch felbft wenn die vor Gericht handelnden Perfonen das Protocoll unterfchreiben — ftets als zuträglich erfcheinen mufs, und eben defshalb auch nothwendig ift.

Im 4 Cap., wo der Vf. unter den mit dem Eigenthum der Gerichtsbarkeit verbundenen Gerichtsnutzungen auch das Abzugsrecht abhandelt, wird §. 208 und 209 auch *rechtsverwährte Gewohnheit* als ein Grund diefes Befugniffes genannt, und in den §. 210 und 211 derfelbe Gegenftand als *Verjährung* des Abzugsrechts näher beftimmt. Allein — die Behauptungen: das Abzugsrecht ruht auf einer *Gewohnheit*, und das Abzugsrecht ruht auf der *Verjährung* — find eben fo wenig gleichbedeutend, als fie gleichgültig für die Praxis find. Ein ganz anderes Princip entwickelt fich doch wohl offenbar in der rechtlichen Gewohnheit, und ein ganz anderes in der Verjährung, und unter anderen Bedingungen ift ohne Zweifel das Product der Entwickelung des einen Gefetz, fo wie ebenfalls unter anderen Bedingungen das Product der Entwickelung des anderen Erwerb eines Objects ift? — — Ja, es wird doch auch dasjenige, was durch Verjährung (als Erwerbact) gegeben wird, darum nicht fofort durch Gewohnheit (als Gefetz) gegeben werden können, und es werden fich mithin Verjährung und Gewohnheit keinesweges als gleichbedeutende Mittel zu einem Zweck verhalten? — Oder foll fich in keinem der berührten Puncte ein Unterfchied zwifchen Verjährung und Gewohnheit finden? Auf die Theorie kann fich der Vf. hier nicht berufen, denn fie enthält nach dem, was fie bis jetzt geleiftet hat, noch keinen Leitfaden, an dem man wiederum aus dem Labyrinthe kommen könnte, in welches man fich durch das Nachdenken über die angeregten Puncte allmählich verliert, und — es find daher die Fragen: Kann das Abzugsrecht *nur durch Gewohnheit*, oder *nur durch Verjährung*, oder kann es etwa gar *durch beide* Mittel nach Belieben erworben werden? — Steht die Verjährung des Abzugsrechts unter anderen Bedingungen, als die dafelbe einführende rechtliche Gewohnheit, oder ftehen Gewohnheit und Verjährung etwa gar unter gleichen Bedingungen? — diefe Fragen find auch hier Probleme geblieben. Die Regeln über das, was man

nach dem Inhalte der §§. 209 und 210 zu thun hat, um im vorkommenden Fall in Kraft — einer Gewohnheit oder einer Verjährung? — Abzugsgeld zu erzwingen, lehren, ohne eine befriedigende Antwort auf jene Fragen, weiter nichts, als — nützliche Handgriffe, die man ohne Geist erlernt, und ohne Kopf nachmacht! — Was hier gesagt worden ist, gilt auch von dem, was der Vf. über das Herkommen, die Gewohnheit u. s. w. als Grund des Dienstzwangs, der Lehenwaarenfoderung u. s. w. §. 252 Note **). §. 235. 255 ff. gesagt hat.

Unbemerkt darf Rec. übrigens nicht lassen, dass öfter Fragen nach sächsischem Rechte zwar entschieden wurden, nach gemeinem Rechte aber unentschieden geblieben sind, wie z. B. die S. 25. §. 40 f. behandelte Frage: Wiefern kann der Gerichtsherr seine Gerichte selbst verwalten? Ingleichen S. 19. §. 38 f. die: Wiefern kann der Richter bey Patrimonialgerichten außer seinem Gerichtssprengel handeln? u. s. w. Zu rechtfertigen ist es auch nicht, wenn der Vf. es hie und da nicht deutlich heraushob, ob seine Behauptung auf gemeinem oder sächsischem Rechte ruht, wie z. B. §. 30. S. 15, §. 128. S. 82 u. s. w.; so wie es nicht zu billigen ist, wenn der Vf. da, wo er seine Meinung in einem streitigen Falle direct mit Gründen hätte angeben sollen, diess unterläfst und sich mit einem: *Es dürfte*, *es scheint*, *es könnte*, *es ist möglich* und dergleichen behilft, wie z. B. §. 61 am Ende, §. 65, §. 74, §. 81. S. 105. S. 193, oder gar nicht entscheidet, wie §. 104. Note *). So kann's ja im Leben nicht seyn, und für dieses schrieb doch der Vf.! — Will man ferner auch nicht, nach der im Anfange dieser Anzeige bemerklich gemachten Ansicht des hier in Frage befangenen Instituts, mit dem Vf. darüber rechten, mit welchem Rechte sein Werk *systematisch* heisse: so wird dennoch die Abh. Cap. 4 und 5 hier nicht am rechten Orte erscheinen; sie gehört unmittelbar zum Inhalte des 2 Cap., von dem sie durch Einschiebung des 3 Cap. nicht hätte getrennt werden sollen, und — das 6 Cap. hat unter der Firma „*Einige Nachträge*" eben so wenig systematische Bedeutung, als es schwierig ist, die Stelle ausfindig zu machen, welche die hier berührten Gegenstände einnehmen müssen.

Die vom Vf. S. 207 ff. gegebenen Formulare sind brauchbar. Der Vortrag ist, sehr wenige und unbedeutende Mängel abgerechnet, rein und gut, und die Grenze eines Handbuchs wohl nur selten verfehlt. Die hie und da in den Text gebrachten Citate würden ihr Unterkommen schicklicher in den dem Texte eines jeden §. untergelegten Anmerkungen, bey den übrigen Allegaten, gefunden haben. Der bescheidene Vf. hegt nach S. XII der Vorr. die Hoffnung, dass man seiner Arbeit, in Hinsicht derjenigen Personen, für welche sie bestimmt ist, ihre Brauchbarkeit nicht absprechen werde. Diese Hoffnung ist gerecht, und Rec. muss der vorliegenden Schrift, in der berührten Hinsicht, vollkommene Gerechtigkeit wiederfahren lassen, wenn auch die Kritik sonst noch mehr zu erinnern hätte. Möge auch die Erwartung des Vfs. vom Einfluss seiner Arbeit auf Wissenschaft und Gesetzgebung nicht unerfüllt bleiben!

D — ζ — r.

KLEINE SCHRIFTEN.

JURISPRUDENZ. *Erlangen*, b. Palm: *Über die Aufhebung des Gerichtsgeheimnisses in den Staaten des Rheinbundes*; insbesondere über die Frage: *sollen die Urtheilsgründe den Parteyen von Amtswegen bekannt gemacht werden?* von *Aloys Joachim Steiger*, vormals fürstl. waldburg. wolfeggischem Oberamts-Rath. 1812. 30 S. 8. (3 gr.) Diese Schrift ist der Erörterung eines für zweckmäfsige Justizpflege hochwichtigen Gegenstandes gewidmet. Mit Recht hat sich der Vf. für die Aufhebung des Gerichtsgeheimnisses, und für die Bekanntmachung der Urtheilsgründe erklärt. Doch was er hiefür sagt, erschöpft die Sache nicht vollständig. Seine Gründe für die Bekanntmachung der Urtheilsgründe sind blofs aus den äusseren Verhältnissen der richterlichen Thätigkeit entlehnt; nicht aber aus dem Innern des Wesens dieses Zweigs der öffentlichen Verwaltung, worin jedoch, nach unserer Überzeugung, gerade der Hauptgrund für seine Meinung zu suchen ist. Die Bekanntmachung der Urtheilsgründe ist nicht blofs zu dem Ende nöthig, um den Parteyen und dem Staate die Controlirung des Richters zu erleichtern — worin der Vf. die Argumente dafür sucht: sondern, irren wir nicht, so liegt der Hauptgrund dafür darin, dass die Tendenz der richterlichen Thätigkeit *zunächst* nichts anders ist, als *Belehrung der streitenden Parteyen über den Umfang ihres Rechtsbezirks nach vorhandenen Gesetzen*. Dieser Endzweck der richterlichen Thätigkeit aber ist in den meisten Fällen durchaus unerreichbar, wenn der Richter nicht den Parteyen die Motive vorlegt, welche ihn bey der Fällung seines Spruchs geleitet haben. Ein ohne Bekanntmachung der Entscheidungsgründe ertheilter Spruch wird nur in äusserst wenig Fällen die Parteyen bestimmen, ihren, durch ihre irrige Ansichten von dem Umfange ihres Rechtsbezirkes, widerrechtlich gewordenen Willen aufzugeben, und sich in die Bestimmungen zu fügen, welche der Richter in seinem Erkenntnisse gegeben hat; statt dass die Darlegung der Motive auf das trefflichste dazu geeignet ist, sie von ihrem Irrwahne abzubringen, und zur Einsicht und Anerkenntniss der Ordnung und Gesetzlichkeit der Dinge hinzuleiten. Auf der Stufe der Cultur, welche wenigstens der gröfsere Theil der europäischen Menschheit jetzt errungen hat, lassen sich die Menschen nicht mehr durch Orakelsprüche leiten, sondern nur durch genugthuende Überzeugung von der Nothwendigkeit dessen, was man von ihnen fodert; und wenn nur wenige Factionen in dem Richter die personificirte Intelligenz sehen, welche er eigentlich darstellen sollte; wenn sie seinen Aussprüchen keineswegs folgen, im Vertrauen auf seine völlige Rechtlichkeit (in moralischer und intellectueller Beziehung): so ist es gewiss unerläfslich nothwendig, seinen Sprüchen auf dem von uns angedeuteten Wege die Achtung zu sichern und zu befestigen. Geschieht diess nicht: so führen die richterlichen Erkenntnisse gewiss öfter zur Verlängerung des Streits, als zu seiner Beendigung.

Z.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Lemgo, in der meyerschen Buchhandlung: *Thucydides Geschichte des peloponnesischen Krieges*, aus dem Griechischen übersetzt und mit kritischen Anmerkungen erläutert von D. *Johann David Heilmann*, weil. der Theologie ordentl. Lehrer auf der Universität zu Göttingen. Zweyte Auflage. Mit Anmerkungen, Berichtigungen und Nachträgen von *G. G. Bredow*. 1808. 1163 S. 8. (4 Rthlr., die Anmerk. besonders 1 Rthlr.)

Wir können es überhoben seyn, die *heilmannische* Übersetzung des Thucydides einer neuen Prüfung zu unterwerfen. Schon lange bekannt, und nach ihrem Verdienste gewürdigt, bedarf sie unserer Empfehlung nicht. Befriediget sie auch nicht alle Ansprüche, die man an eine gute Übersetzung zu machen berechtiget ist: so wird man sie doch immer als eines der brauchbarsten Hülfsmittel zum Verstehen des Th. betrachten müssen. Wenige Erklärer haben diesen gedankenreichen und wortkargen Schriftsteller so gut verstanden und aufgehellt, als *Heilmann*. Auch findet man viele Stellen, die *Heilmann* selbst nach den strengeren Foderungen der Kritik glücklich übersetzt hat. Es war also ein dankenswerthes Unternehmen der Verlagshandlung, dass sie, da die erste Auflage der *heilmannischen* Übersetzung vergriffen war, eine neue veranstaltete. Während an dieser neuen Auflage gedruckt wurde, kam Hr. *Bredow* auf seiner Reise nach Paris durch Lemgo, und wurde von Hn. *Hellwig* ersucht, diese neue Ausgabe, die übrigens unverändert nach der alten gedruckt werden sollte, mit Anmerkungen zu begleiten, um theils die in der alten Ausgabe befindlichen Schreib- und Druck-Fehler und offenbaren Versehen zu berichtigen, theils eine Nachlese der seit *Heilmanns* Zeiten verbesserten Lesarten und richtiger erklärten Stellen zu halten. Hr. *Bredow* übernahm den Auftrag, in der Hoffnung, dass er vielleicht auch durch pariser Handschriften, die er zu vergleichen dachte, einige Berichtigungen und Nachträge zu liefern im Stande seyn würde. Als ihn seine Reise durch Münster führte, machte er die Bekanntschaft des Hn. Prof. *Kistemaker*, der sich durch die schon im J. 1791 herausgegebenen schätzbaren Anmerkungen zu den vier ersten Büchern des Th. als einen der scharfsichtigsten Erklärer dieses Schriftstellers gezeigt hat. Dieser hatte die Güte, Hn. *B.* seine auch für die vier letzten Bücher des Th. gemachten Bemerkungen zum Gebrauche bey seinen Nachträgen für die *heilmannische* Übersetzung zu überlassen. In Paris erfuhr Hr. *B.*, dass es zehn Handschriften, die den Th. ganz, und drey, die einige Reden desselben umfassten, dort gebe, dass aber Hr. *Gail* sie schon alle zum Behuf einer neuen von ihm veranstalteten Ausgabe des Th. verglichen habe. Von ihm wurden Hn. *B.* die Varianten der pariser Handschriften mitgetheilt, von denen dieser uns die merkwürdigsten alle in seinen Anmerkungen gegeben hat. Über das nun, was die Hnn. *Bredow* und *Kistemaker* zum besseren Verständnis des Th. geleistet haben, sollen wir in unserer Anzeige dem Publicum besonders Rechenschaft ablegen. Wir haben alle ihre Bemerkungen mit grosser Sorgfalt durchmustert, und wir können mit Überzeugung versichern, dass sie, besonders die *kistemakerschen*, viel Treffendes enthalten. Sie sind grösstentheils kritisch. Doch sind auch einzelne schätzbare historischen, geographischen und antiquarischen Inhaltes beygefügt worden. Freylich sind noch manche Stellen in der *heilmannischen* Übersetzung übrig geblieben, die auch einer Verbesserung bedurft hätten. Doch giebt es wenige Capitel, die nicht einige Nachträge erhalten hätten. Von schwierigen Stellen, die Hr. *B.* anders, als *Heilmann*, erklären zu müssen glaubt, theilt er uns gewöhnlich Übersetzungen mit, die auch am besten geschickt sind, des Erklärers eigene Ansichten darzulegen. Unter diesen Übersetzungen einzelner Stellen scheinen uns einige sehr gelungen, die des Hn. *B.* freylich auch durch andere Versuche schon bekanntes Talent für Übertragungen aus den Alten hinlänglich beurkunden. Andere dünken uns etwas zu hart und steif, die auch wohl weniger in der Absicht, um als Muster zu dienen, gemacht sind, als um den Wortsinn recht deutlich zu entwickeln. Hätte Hr. *B.* das Ganze übersetzt: so würde er wahrscheinlich auch diese dem Genius der deutschen Sprache mehr angepasst haben. Als Probe von dem Tone, worin Hr. *B.* den Th. übersetzt wünscht, geben wir das erste Cap. des ersten Buches, dessen Verdeutschung uns besonders gefallen hat, zugleich mit der *heilmannischen* Übersetzung.

Bredow.	*Heilmann.*
Thucydides von Athen hat den Krieg der Peloponnesier und Athener, wie sie gegen einander gekämpfet, beschrieben, anfangend sogleich beym Entstehen desselben, und nach	Thucydides von Athen hat in gegenwärtigem Werke den Krieg beschrieben, welchen die Peloponnesier mit den Athenienfern geführt haben. Er hat sich gleich bey dem ersten

manchen Zeichen vorahndend, es werde der Kampf an Grösse und Denkwürdigkeit die früheren übertreffen; denn im höchsten Flor der gesammten Kriegsrüstung unternahmen ihn beide, und die übrigen Hellenen sah man der einen oder anderen Partey, einige sogleich sich anschliessen, andere doch schon es gedenkend. Denn diess war unstreitig für die Hellenen und einen Theil der Barbaren, ja man kann sagen, selbst für einen grossen Theil des Menschengeschlechts eine der grössten Erschütterungen. Denn was vor dem und noch weiter hinauf vorgefallen ist, sicher zu wissen, ist wegen Länge der Zeit unmöglich; nach Beweisen aber, die mir bey meiner Forschung ins fernste Alterthum glaubwürdig bleiben, urtheile ich, dass weder in Kriegen noch sonst Grosses geschehen sey.

Anfange desselben an die Arbeit gemacht, weil er sich damals schon zum Voraus vorstellen konnte, dass es einer der wichtigsten und der merkwürdigsten unter allen bisherigen Kriegen dieser Völker seyn würde; indem beide damals in Ansehung aller zum Kriege erfoderlichen Rüstungen eben auf dem Gipfel ihrer Macht waren; und auch die übrigen griechischen Mächte sich theils gleich Anfangs, theils erst nach längerem Bedenken zu einer oder der anderen Partey schlugen. In der That war dieses eine der stärksten Bewegungen, worin sowohl die Griechen, als auch einige von den barbarischen Völkern, ja ich möchte wohl sagen, der grösste Theil des Menschen je verwickelt gewesen. Denn ob sich gleich von den älteren Begebenheiten, die sich vor demselben und weiter hinauf zugetragen, der Entfernung der Zeit wegen nicht viel Gewisses herausbringen lässet: so kann ich doch, so viel sich aus verschiedenen Merkmalen in diesen ältesten Zeiten mit einiger Zuverlässigkeit abnehmen lässet, mir nicht vorstellen, dass sie von sonderlicher Wichtigkeit gewesen seyn sollten, so wenig was kriegerische Händel betrifft, als in anderen Absichten.

Man wird aus dieser kleinen Probe sehen, wie nahe ein geschickter Übersetzer selbst den Ton eines Th. erreichen könne, und wie wenig die bisherigen Übersetzer desselben eigentlich noch geleistet haben. Wie weitschweifig und lahm erscheint hier die *heilmannische* Übersetzung gegen die *bredowische*!

Was die kritischen und erklärenden Bemerkungen betrifft: so haben wir weniger Neues, als Bekanntes gut ausgewählt gefunden, besonders hat Hr. *B.* von *Kistemakers* vielen scharfsinnigen Erklärungen mit Recht fleissigen Gebrauch gemacht. Wir übergehen, um nicht zu weitläuftig zu werden, Alles, was Hr. *B.* Treffendes aus anderen Erklärungen zur Verbesserung der *heilmannischen* Übersetzung auswählte, und heben nur dasjenige aus, was wir dem eigenen Scharfsinne des Hn. *B.* in allen, und des Hn. *K.* in den vier letzten Büchern des Th. verdanken. Dann wollen wir noch einige Bemerkungen über die Stellen hinzufügen, wo unsere Ansichten mit den ihrigen nicht übereinstimmen. Die eigenen gelungenen Bemerkungen des Hn. *B.* beziehen sich grösstentheils auf Verbesserungen der Interpunction, die freylich in den bisherigen Ausgaben des Th. ganz vorzüglich vernachlässiget ist. L. 1. C. 6 wird *μετρία ἐσθῆτι* nicht übel durch *ordinäre Kleidung*, die nicht von ausgezeichneter Pracht war, die Jeder, der Vornehme und der Geringe, trug, nach dem Scholiasten, erklärt. C. 10 bemerkt Hr. *B.* richtig, dass man so interpungiren müsse: *πεποίηκε γὰρ χιλίων καὶ διακοσίων νεῶν* (wo die gewöhnlichen Ausgaben ein Colon setzen) *τὰς μὲν B.*; denn nicht die Zahl der Schiffe, sondern der Menschen, wolle Th. angeben. Eben so muss nach *μάχιμοι πάντες* ein Comma stehen, weil *ἐν ταῖς Φιλοκτήτου ναυσὶ δεδήλωκε* zusammengehört. Das Letztere hat *Bauer* schon gesehen. C. 19 *ἦρχον*, das in mehreren Handschriften fehlt, muss als Glosse betrachtet, und vor *Ἀθηναῖοι* ein blosses Colon gesetzt, und aus dem Vorhergehenden *ἡγοῦντο* supplirt werden. C. 29 *ζεύξαντές τε τὰς παλαιάς*. Hr. *B.* vertheidigt die gewöhnliche Lesart gut gegen *Coray*, der *πολλὰς* statt *παλαιὰς* lesen will. C. 33 wird gezeigt, dass nach *μὴ πείσαντες* ein Comma gesetzt, und *ὑμᾶς* mit *ἕξομεν* verbunden werden müsse. C. 37 Hr. *B.* bemerkt richtig, dass *τὴν ἀφ' ἡμῶν ἀξίωσιν* und *τὴν τῶνδε χρείαν* einander entgegengesetzt sind, und erklärt *ἀξίωσις* durch *gerechtes Verlangen*, *χρεία* hingegen durch *Bedürfniss*, *die von blosser Noth erzeugte Bitte*. C. 70 werden die Worte *ὀλίγα τυχὼν πράξαντες* mit einander verbunden: (sie meinen) *eine Kleinigkeit zufällig vollbracht zu haben*. So wollte indessen auch schon *Bauer* verbunden wissen. C. 73. Das Comma muss nach *μᾶλλον ἔσται* gesetzt, und *προβαλλομένοις* mit *ἀνάγκη λέγειν* verbunden, und *στερισκώμεθα* statt *στερισκόμεθα* mit mehreren Handschriften gelesen werden. Das Erstere wollte schon *Gottleber*. C. 82. Dem *ξυμμάχων τε παραγωγῇ* entspricht *καὶ τὰ αὐτῶν ἅμα ἐκποριζώμεθα*; das Punct nach *προσληψόμεθα* muss getilgt, und *ἀνεπίφθονον δὲ* bis *διασωθῆναι* in eine Parenthese geschlossen werden. C. 101 macht Hr. *B.* es wahrscheinlich, dass man *Θουρεᾶται τε καὶ Αἰθαιεῖς* statt *Θουριᾶταί τε καὶ Αἰθεεῖς* lesen müsse. C. 105 wird richtig bemerkt, dass *θέσθαι τὰ ὅπλα* bey den ältesten griechischen Schriftstellern nie die Bedeutung habe: *die Waffen ablegen*, wie Rec. dieses schon früher einmal in diesen Blättern behauptet hat. L. 2. 19. Hr. *B.* vermuthet nicht ohne Wahrscheinlichkeit, dass man *διὰ Κρωπειᾶς* mit fünf pariser Handschriften statt *διὰ Κεκροπίας* lesen müsse. *Κρωπεία* oder *Κρωπία* ist ein Demos in der häufig erwähnten leontinischen Phyle in Attika. C. 40 *βεβαιότερος δὲ ὁ δράσας τὴν χάριν, ὥστε ὀφειλομένην δι' εὐνοίας ᾧ δέδωκε σώζειν*, *und da hat unstreitig derjenige, welcher die Gefälligkeit erwies, den sichern Stand, weil er dieselbe bewahrt als eine dem anderen aufliegende Verpflichtung zu liebevoller Vergeltung.* Hr. *B.* verbindet *ὀφειλομένην δι' εὐνοίας*, da *δι' εὐνοίας* mit *ᾧ δέδωκε* zu verbinden, die Wortstellung nicht zu gestatten scheint. L. 3. 12. *ἔμελλον; ὥς τε εἴτω δοκοῦμεν ἀδικεῖν, προαποστάντες διὰ τὴν ἐκείνων μέλλησιν τῶν ἐς ἡμᾶς δεινῶν, αὐτοὶ οὐκ ἀνταναμείναντες σαφῶς εἰδέναι, εἴ τι αὐτῶν ἔσται, οὐκ ὀρθῶς σκοπεῖ· εἰ γὰρ δυνατοὶ ἦμεν ἐκ τοῦ ἴσου καὶ ἀντεπιβουλεῦσαι, καὶ ἀντεπιμελῆσαι, τί ἔδει ἡμᾶς ἐκ τοῦ ὁμοίου ἐπ' ἐκείνοις εἶναι; ἐπ' ἐκείνοις δὲ ὄντος ἀεὶ τοῦ ἐπιχειρεῖν, καὶ ἐφ' ἡμῖν εἶναι δεῖ τὸ προαμύνασθαι.* Hr. *B.* setzt vor *ὥς τε* ein Punct, streicht das Comma

nach ἀδικεῖν weg, und läfst es nach προαποστάντες folgen, so dafs διὰ τὴν ἐκείνων μέλλησιν τῶν ἐς ἡμᾶς δεινῶν αὐτοὶ οὐκ ἀνταναμείναντες in unmittelbare Verbindung gesetzt werden. Endlich liest er mit *Stephanus*, *Duker* und dem *Scholiasten* ἀντεπιμελλῆσαι, ändert τί mit *Heilmann* und *Kistemaker* in τι, *quodammodo*, und will es entweder mit dem vorausgehenden Zeitworte, oder mit ἔδει verbinden, wonach das Fragezeichen nach εἶναι wegfallen muss. Alle diese Änderungen billigen wir vollkommen. Die ganze Stelle hat er nach den von ihm vorgenommenen Verbesserungen so übersetzt: *Wenn daher Jemand meint, wir thäten bey unserem zuvorkommenden Abfall darin Unrecht, dafs, da jene mit den uns drohenden Schreckniſſen zaudern, nicht wir auch dagegen abwarteten, es zuverläſſig zu erfahren, ob etwas daraus werden würde, der hat nicht den richtigen Gesichtspunct. Denn wenn wir stark genug wären, ganz auf gleichem Fuſse ihnen entgegen Plane zu bereiten, und ihnen entgegen zu zaudern: dann müſsten wir uns auch ganz nach ihnen richten* (und nur, wenn sie angriffen, uns wehren); *da es aber von ihnen abhängt, jeden Augenblick uns anzugreifen: so muſs es auch von uns abhängen, uns zum Voraus dagegen zu wehren.* C. 26. Τοῦ δ' ἐπιγιγνομένου θέρους, οἱ Πελοποννήσιοι, ἐπειδὴ τὰς ἐς Μιτυλήνην δύο καὶ τεσσαράκοντα ναῦς ἀπέστειλαν ἔχοντα Ἀλκίδαν, ὃς ἦν αὐτοῖς ναύαρχος, προστάξαντες, αὐτοὶ ἐς τὴν Ἀττικὴν ἐσέβαλον. Hr. *B.* möchte mit *Stephanus* ein Comma nach ἀπέστειλαν setzen, und ἔχοντα Ἀλκίδαν mit προστάξαντες verbinden: *ihnen durch einen bestimmten Befehl zuordnend, als denjenigen, der sie hätte* (oder anführte), *den Alkidas, der bey ihnen Schiffsoberster war.* Er meint aber, dafs man ἔχοντα β' Ἀλκίδαν, *der für sich zwey Schiffe hatte,* lesen müsse, wegen der Variante ἔχοντας, damit es sich erkläre, warum hier 42 Schiffe genannt werden, da C. 16, 25, 29, 69 nur von 40 Schiffen die Rede ist, und damit die Tautologie vermieden werde. Die Vermuthung ist nicht ganz unwahrscheinlich. Nur begreift man nicht recht, wie Alkidas zu den eigenen Schiffen kam, und warum sie nachher nicht mitgezählt werden. L. 4, 13. Hr. *B.* beweist, dafs man mit der clar. Handschrift πεντήκοντα statt τεσσαράκοντα lesen müsse, da C. 23, nachdem 20 Schiffe hinzugekommen, 70 genannt werden. L. 5, 17. Die Interpunction dieses C. ist sehr fehlerhaft. Vor ὡς ἐπιτειχισμὸν muſs ein Comma gesetzt werden; denn es gehört dem Hauptgedanken nach mit παρασκευῇ τε zusammen. Vor καὶ ἐπειδὴ setzt man ein Punct. Mit καὶ ἐπειδὴ fängt der Vorsatz einer längeren Periode an, zu dem τότε δὴ den Nachsatz macht; daher vor καὶ ὤμοσαν statt eines Puncts nur ein Comma stehen kann. Und die Worte ἀνταπαιτούντων — τὴν Νίσαιαν sind durch Parenthesenzeichen einzuschliessen, wie es in der leipziger Ausgabe auch bereits geschehen ist. C. 21. αὐτὸς μέν, πάλιν πεμπόντων τῶν Λακεδαιμονίων, καὶ κελευόντων — — ἐξαγαγεῖν, κατὰ τάχος ἐπορεύετο. Mit Recht verbindet Hr. *Kistemaker* πάλιν mit ἐπορεύετο, und setzt bey πάλιν das Comma, das nach αὐτὸς μὲν steht. C. 43. πανταχόθεν τε νομίζων ἐλασσοῦσθαι, τότε πρῶτον ἀντεῖπε, οὐ βεβαίους φάσκων εἶναι Λακεδαιμονίους, ἀλλ', ἵνα Ἀργείους σφίσι σπεισάμενοι ἐξέλωσι, καὶ αὖθις ἐπ' Ἀθηναίους μόνους ἴωσι, τούτου ἕνεκα σπένδεσθαι αὐτούς. καὶ τοτε κ. τ. λ. Unstreitig muſs man mit *Kistemaker* τό τε πρῶτον statt τότε πρῶτον lesen, und das Punct vor καὶ τότε in ein Colon verwandeln. Hr. *B.* übersetzt die Stelle nach dieser Veränderung so: *Weil er sich nun in jeder Rücksicht zurückgesetzt glaubte, widersprach er theils das erstemal* (als über das Bündniſs mit den Spartanern unterhandelt wurde), *indem er behauptete, es seyen die Lacedämonier nicht zuverläſsig, sondern sie schlöſsen nur deſswegen den Bund mit ihnen* (den Athenern), *um ihnen dadurch die Argiver zu entziehen, und nachher die Athener allein anzugreifen, und damals* (jetzo), *da die Miſshelligkeit entstanden war, schickt er sogleich für sich selbst* u. s. w. C. 45. τοὺς Λακεδαιμονίους πείθει, πίστιν αὐτοῖς δούς, ἢν μὴ ὁμολογήσωσιν ἐν τῷ δήμῳ αὐτοκράτορες ἥκειν, Πύλον τε αὐτοῖς ἀποδώσειν πείσειν γὰρ αὐτὸς Ἀθηναίους, ὥσπερ καὶ νῦν ἀντιλέγειν, καὶ τἄλλα ξυναλλάξειν. Hr. *Kistemaker* schlieſst πείσειν γὰρ bis ἀντιλέγειν in eine Parenthese, und läſst καὶ τἄλλα ξυναλλάξειν von πίστιν αὐτοῖς δοὺς abhängen. Mit Recht, glauben wir. C. 70. Λακεδαιμόνιοι δέ, βραδέως, καὶ ὑπὸ αὐλητῶν πολλῶν νόμῳ ἐγκαθεστώτων· οὐ τοῦ θείου χάριν, ἀλλ' κ. τ. λ. Mit hinreichendem Grunde verbinden die Hnn. *B.* und *K.* ὑπὸ νόμῳ, und setzen nach νόμῳ ein Comma, so wie sie nach ἐγκαθεστώτων das Colon tilgen, und damit οὐ τοῦ θείου χ. zusammenlesen. C. 79. *Valkenaers* scharfsinnige Vermuthung, dafs man κοινανεόντων (welches für κοινωνεέτωσαν steht) statt κοινᾶν ἐόντων lesen müsse, wird durch eine pariser Handschrift, welche κοιρανεόντων hat, beynahe zur Gewiſsheit. C. 111. Καὶ ἐνθυμεῖσθε πολλάκις, ὅτι περὶ πατρίδος βουλεύεσθε, ἥν, μιᾶς πέρι, καὶ ἐς μίαν βουλήν, τυχοῦσάν τε καὶ μὴ κατορθώσασαν, ἔσται. Wir stimmen Hn. *B.* bey, dafs man mit *Valla* ἴστε statt ἔσται lesen, wie man auch in einer pariser und wiener Handschrift findet, und dieses als Imperativ verstehen müsse. Wir denken uns μιᾶς περὶ καὶ ἐς μίαν βουλὴν als Parenthese. Die Übersetzung, die uns Hr. *B.* von dieser Stelle giebt, scheint uns zu steif und hart. Wir würden etwa so übersetzen: *und bedenket wiederholt, dafs ihr euch über das Vaterland berathet, und dafs dieses* (*es betrifft ein einziges und in Einer Berathung*) *glücklich seyn oder nicht bestehen werde, vergeſst nicht.* Vielleicht muſs man aber nun auch κατορθώσασαν in κατορθώσουσαν verändern, da die Aoristen hier nicht gut passen. *Kistemakers* Erklärung dieser Stelle, der ἣν in ἦν verändern will, befriedigt nicht. C. 115. Die Vermuthung von *Abresch*, dafs man χρήσιμα statt χρήμασιν lesen müsse, wird durch zwey pariser Handschriften bestätigt, und verdient die Aufnahme in den Text. L. 6, 69. Scharfsichtig bemerkt Hr. *Kistemaker*, dafs die Sätze von καὶ τινες αὐτοῖς bis ἄκοντες προὐδίδοσαν als Parenthese gedacht werden

müssen, und dass οὐκ ἂν οἰόμενοι, nach dem langen Zwischensatze, den abgebrochenen Gedanken von ἀπροσδόκητοι wiederhole. C. 72 wird durch mehrere Parallelstellen erwiesen, dass ἄλλως τε zuweilen für ἄλλως τε καὶ gebraucht wird. C. 77. (ὥστε) τοὺς μὲν ἐκ πολεμοῦν πρὸς ἀλλήλους, τοῖς δὲ ὡς ἑκάστοις τι προσηνὲς λέγοντες, δύνανται κακουργεῖν. Hr. *B.* setzt nach δύνανται ein Comma, und supplirt dabey κακουργεῖν, so dass der folgende Infinitiv κακουργεῖν von ὥστε abhängt: *so dass sie andere, wie sie es durch einem jeden angemessene Vorstellungen können, in Unglück bringen.* Wir stimmen bey. C. 88. ἐπὶ δὲ τοὺς μὴ προσχωροῦντας οἱ Ἀθηναῖοι στρατεύοντες, τοὺς μὲν προσηνάγκαζον, τοὺς δὲ καὶ ὑπὸ τῶν Συρακουσίων φρουρούς τε πεμπόντων καὶ βοηθούντων ἀπεκώλυον. Hr. *B.* zeigt, dass sich die gewöhnliche Lesart ὑπὸ Συρακουσίων, wofür *Portus* ἀπὸ Συρακουσίων lesen will, vertheidigen lasse. Er übersetzt: *Gegen die nicht Beytretenden zogen die Athener, und zwangen einige beyzutreten, andere aber hielten sie sogar zurück, durch die Syrakuser, welche nun Besatzung dahin schickten, und Hülfe leisteten* (oder deutlicher: weil die Syrakusier u. s. w.). Hr. *B.* scheint uns richtig erklärt zu haben. C. 100. Hr. *Kistemaker* möchte nach der am Rande der stephanischen Ausgabe angeführten Vermuthung ξυνεσέπεσον statt ξυνέπεσον lesen. L. 7, 1. καὶ Σελινουντίων τινὰς ψιλούς, καὶ ἱππέας καὶ Γελώων ὀλίγους. Mit Recht streicht *Kistemaker* das Comma nach ψιλοὺς weg, und setzt es hinter ἱππέας. C. 4. Hr. *B.* verbindet ἀρξάμενοι ἄνω πρὸς τὸ ἐγκάρσιον (sc. τεῖχος), und lässt τεῖχος ἁπλοῦν abhängen von ἐτείχιζον, *sie zogen ihre Mauer gegen die der ihrigen querlaufende athenische Mauer.* Wir pflichten bey. C. 13. εἰσὶ δ', οἱ καὶ αὐτοῦ ἐμπορευόμενοι, ἀνδράποδα Ὑκκαρικὰ ἀντεμβιβάσαι, ὑπὲρ σφῶν πείσαντες τοὺς τριηράρχους, τὴν ἀκρίβειαν τοῦ ναυτικοῦ ἀφῄρηνται. Mit Recht streicht Hr. *B.*, wie auch *Kistemaker* will, das Comma nach ἐμπορευόμενοι weg, und verbindet ἐμπορευόμενοι mit ἀνδράποδα Ὑκκαρικά. C. 20. *K.* vermuthet, dass nach Ἀργείων τε ὁπλίτας ἐπὶ τὰς ναῦς ein Satz, der mit καὶ anfange, den Gedanken enthaltend: *und dann die lakonische Küste zu verwüsten*, ausgefallen sey. Cap. 29. καὶ ξυμφορὰ τῇ πόλει πάσῃ οὐδεμιᾶς ἧσσων μᾶλλον ἑτέρας ἀδόκητός τε ἐπέσεν αὕτη καὶ δεινή. Völlig gegründet ist die Bemerkung, dass οὐδεμιᾶς ἧσσων zwischen zwey Commata gesetzt werden müsse. C. 30 erklärt Hr. *K.* nicht unwahrscheinlich ζεῦγμα für eine Schiffbrücke, die vom Lande nach den Schiffen ausgebreitet wurde, um das Einsteigen zu erleichtern. C. 31. ὡς οὐχ ἱκανοὺς ὄντας δυοῖν δεούσαις εἴκοσιν ταῖς ἑαυτῶν πρὸς τὰς ἐκείνων πέντε καὶ εἴκοσι ναυμαχεῖν. Hr. *B.* vermuthet, dass Th. geschrieben habe: ὡς οὐχ ἱκανὸς (sc. ὢν oder εἶναι) δυοῖν δ. ε., Hr. *Kistemaker*, dass man lesen müsse: ὡς οὐχ ἱκανὰς οὔσας δυοῖν δεούσαις εἴκοσι τὰς ἑαυτῶν. Wir wagen nicht, etwas zu entscheiden. C. 47. ἀλλ', ἅπερ καὶ διανοηθεὶς ἐς τὰς Ἐπιπολὰς διεκινδύνευσεν, ἐπειδὴ ἔσφαλτο, διεξιέναι ἐψηφίζετο. Hr. *B.* möchte die Lesart διακινδυνεῦσαι vorziehen: *sondern, mit welchem Gedanken er auch den Versuch auf Epipolä gewagt habe* (nämlich wenn er misslänge, umzukehren); *da er nun misslungen war, erklärte er.* C. 57 bemerkt Hr. *B.* richtig, dass man Τήνιοι statt Τήιοι lesen müsse, weil es keine Insel *Teos*, wohl aber eine Insel *Tenos* bey Andros giebt. C. 59. Hr. *Kistemaker* vermuthet mit Grund, dass die Worte καὶ οἱ ξύμμαχοι bey οἵ τε οὖν Συρακούσιοι eine Glosse sind, da sie in mehreren Handschriften fehlen, und C. 56, aus welchem derselbe Gedanke hier wiederholt ist, die Worte nicht vorkommen. C. 69. ἄλλα τε λέγων, ὅσα ἐν τῷ τοιούτῳ ἤδη τοῦ καιροῦ ὄντες ἄνθρωποι, οὐ πρὸς τὸ δοκεῖν τινὶ ἀρχαιολογεῖν, φυλαξάμενοι, εἴποιεν ἄν, καὶ ὑπὲρ ἁπάντων παραπλήσια, ἔς τε γυναῖκας καὶ παῖδας καὶ θεοὺς πατρῴους προφερόμενα, ἀλλ' ἐπὶ τῇ παρούσῃ ἐκπλήξει ὠφέλιμα νομίζοντες ἐπιβοῶνται. Hr. *K.* scheint uns den Sinn dieser schwierigen Stelle am besten nach dem Scholiasten erklärt zu haben. Er construirt so: ἄλλα τε λέγων, καὶ ὑπὲρ ἁπάντων παραπλήσια — — προφερόμενα, ὅσα ἐν τῷ τοιούτῳ ἤδη τοῦ καιροῦ — ἄνθρωποι εἴποιεν ἄν, οὐ φυλαξάμενοι πρὸς — ἀρχαιολογεῖν. Bey ἀλλ' wird man aber nach dieser Erklärung ὅσα wiederholen müssen. Man müsste nun etwa so übersetzen: *sowohl anderes anführend, als auch solche Aeusserungen, die sich in allen Fällen ähnlich sind, die nämlich Weiber, Kinder, vaterländische Götter betreffen, wie sie Menschen, die sich nur in solcher Noth befinden, sagen dürften, ohne Rücksicht, dass sie jemanden etwas Altes zu sagen scheinen, Aeusserungen, die sie vielmehr, nur weil sie dieselben in der gegenwärtigen Bestürzung für nützlich halten, zurufen.* C. 80. Ἐπειδὴ κακῶς σφίσι τὸ στράτευμα εἶχε, τῶν τε ἐπιτηδείων πάντων ἀπορία ἤδη, καὶ κατατετραυματισμένοι ἦσαν πολλοί. Hr. *K.* bemerkt sehr richtig, dass man ἀπορία statt ἀπορίᾳ lesen müsse; denn die Sätze τῶν τε ἐπ. bis πολλοί sind Erklärung von κακῶς σφίσι — εἶχε. C. 86 wird ἐς τὸ θεῖον zwischen νενομισμένην ἐπιτήδευσιν mit Recht für eine Glosse erklärt.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

BESONDERE ABDRÜCKE.

Ökonomie. *Leipzig*, b. Gerh. Fleischer d. J.: *Praktische Beobachtungen über die englischen Grasarten, besonders über solche, welche zur Besserung oder Verbesserung der Wiesen und Weiden am schicklichsten sind.* Nebst einer Aufzählung aller englischen Grasarten von *L. Tucher.* Aus dem Englischen, mit ökon. Anmerkungen des Herausgebers. Mit 6 Kupfern. 1805. 52 S. 8. (12 gr.) Diess ist bloss ein nochmaliger Abdruck aus dem 6 Hefte von *Webers* ökonomischem Sammler, den wir in unserer A. L. Z. (Jahrg. 1808. No. 294) angezeigt haben.

Am.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Lemgo, in der meyerſchen Buchhandlung: *Thucydides Geſchichte des peloponneſiſchen Krieges*, aus dem Griechiſchen überſetzt und mit kritiſchen Anmerkungen erläutert von D. *Johann David Heilmann*, und *G. G. Bredow* u. ſ. w.

(Fortſetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

L. 8, 2. Hr. *Kiſtemaker* lieſt nach der zweyten ſtephaniſchen Ausgabe αὖ τῶν ſtatt αὐτῶν bey Λακεδαιμονίων ξύμμαχοι. Auch uns ſcheint dieſe Lesart vorzüglicher, als die gewöhnliche. Weiter unten: καὶ (ſc. διὰ) μηδ᾽ ὑπολείπειν λόγον αὐτοῖς. ὡς τόγ᾽ ἐπιὸν θέρος οἷοί τ᾽ ἔσονται περιγενέσθαι. Hr. *K.* bezieht αὐτοῖς und οἷοι auf die Athener. Der Gedanke iſt nun: *weil ſie ihnen keinen Grund übrig lieſsen, wie ſie wenigſtens den nächſten Sommer im Stande wären, ſich zu halten.* Und ſo muſs man auch erklären, wenn man nicht αὐτοῖς in αὑτοῖς verwandeln will. C. 6. καὶ αὐτὸς, εἰ δύναιτο (ἅπερ ὁ Τισσαφέρνης προὐθυμεῖτο) τάς τε ἐν τῇ αὐτοῦ ἀρχῇ πόλεις ἀποστήσειε τῶν Ἀθηναίων, διὰ τοὺς φόρους, καὶ ἀφ᾽ ἑαυτοῦ βασιλεῖ τὴν ξυμμαχίαν τῶν Λακεδαιμονίων διὰ ταχέων ποιήσειε. Hr. *K.* ſchlieſst ἅπερ ὁ Τισσαφέρνης zwiſchen zwey Commata, verbindet προὐθυμεῖτο mit καὶ αὐτὸς, und lieſt ἀποστήσειν und ποιήσειν nach Einer Handſchrift ſtatt ἀποστήσειε und ποιήσειε, welches wir billigen. C. 15. Hr. *K.* bemerkt mit Recht, daſs nach τῶν ἐπελθουσῶν νεῶν ein Comma geſetzt werden müſſe, da ἐς τὴν ἐφόρμησιν auf ἀντέπεμψαν bezogen werden muſs. C. 23. ἀλλὰ, τὴν Ἔρεσσον ἀποστήσας, καὶ ὁπλίσας καὶ τοὺς ἀπὸ τῶν ἑαυτοῦ νεῶν ὁπλίτας, πεζῇ παρέπλει ἐπὶ τὴν Ἄντισσαν καὶ Μήθυμναν, ἄρχοντα Ἐτεόνικον προστάξας· καὶ αὐτὸς ταῖς τε μεθ᾽ ἑαυτοῦ ναυσὶ καὶ ταῖς τρισὶ ταῖς Χίαις παρέπλει ἐπὶ Ἄντισσαν καὶ Μήθυμναν. Hr. *Bredow* lieſt die verdorbene Stelle ſo: ἀλλὰ, τὴν Ἔρεσσον ἀποστήσας καὶ ὁπλίσας, καὶ τοὺς ἀπὸ τῶν ἑαυτοῦ νεῶν ὁπλίτας πεζῇ, ἄρχοντα Ἐτεόνικον προστάξας, καὶ αὐτὸς — παρέπλει ἐπὶ τ. Ἀντ. κ. Μηθ. Bey πεζῇ ſupplirt er ein Verbum, das dem Hauptgedanken nach von παρέπλει entlehnt werden muſs, und überſetzt: *ſondern nachdem er Ereſſus abtrünnig gemacht, und die Bürger der Stadt bewaffnet hatte, lieſs er theils die Hopliten von ſeinen Schiffen zu Lande* (vorwärts marſchiren), *unter Anführung des Eteonikos, theils ſegelte er ſelbſt mit ſeinen und den drey chiiſchen Schiffen neben ihnen an der Küſte hin nach Antyſſa und Methymna.* Die Änderung iſt leicht; denn die ganze Verwirrung ſcheint dadurch entſtanden zu ſeyn, daſs der Abſchreiber die Worte παρέπλει ἐ. τ. Ἀ. κ. Μ. doppelt ſchrieb. C. 24. ἢ ἄλλῳ τῷ τρόπῳ. Vier pariſer Handſchriften haben ἄλλῳ τρόπῳ. Der Artikel muſs getilgt werden. C. 26. εἴκοσι νῆες Συρακουσίων ἦλθον, καὶ Σελινούντιαι δύο· αἵ τε ἐκ Πελοποννήσου, ἃς παρεσκευάζοντο, ἑτοῖμοι ἤδη οὖσαι. Hr. *K.* ſetzt nach δύο ein Comma, und ſupplirt ἦλθον bey αἵ τε — οὖσαι, und läſst nach ἑτοῖμοι ἤδη οὖσαι ein Colon folgen. C. 27. Φρύνιχος δὲ, ὁ τῶν Ἀθηναίων στρατηγὸς, ὡς ἀπὸ τῆς Δέρου ἐπύθετο τὰ τῶν νεῶν, σαφῶς βουλομένων κ. τ. λ. Hr. *K.* verändert Δέρου in Λέρου, und ſetzt das nach νεῶν getilgte Comma hinter σαφῶς. C. 41. ἐπύθοντο δὲ οἱ ἐν τῇ Σάμῳ ἐκ τῆς Μιλήτου τὸν ἐπίπλουν αὐτῶν. Hr. *K.* vermuthet mit Recht, daſs man ἐκ τῆς Μήλου ſtatt ἐκ τῆς Μιλήτου nach C. 39 leſen müſſe. C. 46. ἃς περ (ſc. ναῦς) παρεσκευάζετο μελλήσει πλείοσι μισθὸν πορίζοντα. Statt μελλήσει will Hr. *B.* mit dem pariſer Cod. D. ἢ Ἕλλησι leſen, wie ſchon *Bauer* und *Tuſanus* vermutheten. Daſs die Lesart verdorben ſey, leidet keinen Zweifel, und die Änderung iſt leicht. Doch ſcheint es uns noch natürlicher, anzunehmen, daſs ἢ nach μελλήσει weggefallen ſey. Weiter unten: εὐτελέστερα δὲ τὰ δεινὰ βραχεῖ μορίῳ τῆς δαπάνης, καὶ ἅμα μετὰ τῆς ἑαυτοῦ ἀσφαλείας αὐτοὺς περὶ ἑαυτοὺς τοὺς Ἕλληνας κατατρίψαι. Hr. *K.* ſupplirt εἶναι nach εὐτελέστερα, und verbindet τὰ δεινὰ mit κατατρίψαι. Wir billigen dieſes. Noch in demſelben Cap. ἢν μή ποτε αὐτοὺς μὴ ἐξέλωσι. Hr. *K.* bezieht αὐτοὺς auf die Barbaren, und überſetzt: *wenn ſie nicht gar einmal ſie ſelbſt ausrotten würden.* C. 48. Hr. *B.* tilgt nach πολλὰς ἐλπίδας εἶχον das Colon, und verbindet dieſe Worte unmittelbar mit αὐτοί τε αὑτοῖς (denn ſo lieſt er ſtatt αὐτοῖς) οἱ δυνατοὶ τῶν πολιτῶν; mit Recht, glauben wir. C. 52. Hr. *K.* ſchlieſst den Satz ἤδη γὰρ κατὰ τοῦτον — ἐγεγένητο als Parentheſe ein, und lieſet ᾗ ſtatt τῇ, welches er auf διαφορὰν bezieht. Hiedurch wird die dunkle Stelle doch einigermaſsen aufgeklärt. C. 68. καὶ αὐτός τε, ἐπειδὴ τὰ τῶν τετρακοσίων ἐν ὑστέρῳ μεταπεσόντα ὑπὸ τοῦ δήμου ἐκακοῦτο, ἄριστα φαίνεται τῶν μέχρις ἐμοῦ ὑπὲρ αὐτῶν τούτων αἰτίας, ὡς ξυγκατέστησε θανάτου δίκην, ἀπολογησάμενος. Hr. *B.* bemerkt mit Recht, daſs man αἰτιαθεὶς ſtatt αἰτίας leſen, und dieſes mit θανάτου δίκην verbinden, und daher nach ξυγκατέστησε ein Comma ſetzen müſſe. C. 69. Es leidet keinen Zweifel, daſs man mit Hn. *K.*

ἐπ' αὐτοῖς τοῖς ὅπλοις statt ὑπ' αὐτ. τ. ὁ. lesen müsse. C. 70. Ὡς δὲ τούτῳ τῷ τρόπῳ ἥ τε βουλή, οὐδὲν ἀντειποῦσα ὑπεξῆλθε, καὶ οἱ ἄλλοι — βουλευτήριον, τότε μὲν — ἐχρήσαντο. ὕστερον δὲ πολὺ κ. τ. λ. Hr. *B.* hat vollkommen richtig eingesehen, dafs man nach ὑπεξῆλθε ein Colon setzen müsse, weil der Nachsatz mit καὶ οἱ ἄλλοι anfängt, sowie auch nach ἐχρήσαντο ein Colon, weil τότε μὲν und ὕστερον δὲ einen Gegensatz machen. C. 73. οἱ δὲ, ἀκούσαντες, τῶν στρατιωτῶν κ. τ. λ. Hr. *K.* liest mit mehreren Handschriften τῶν τε στρατιωτῶν. C. 83. ξυνηνέχθη γὰρ αὐτοῖς, καὶ τὸν ἐπὶ τὴν Μίλητον Ἀθηναίων ἐπίπλουν, ὡς οὐκ ἠθέλησαν ἀνταναγαγόντες ναυμαχῆσαι, πολλῷ ἐς τὴν μισθοδοσίαν τον ΤισσαΦέρνην ἀῤῥωστότερον γενόμενον, καὶ ἐς τὸ μισεῖσθαι, ὑπ' αὐτῶν πρότερον ἔτι τούτων διά τὸν Ἀλκιβιάδην ἐπιδεδωκέναι. Diese schwierige Stelle ist von Hn. *K.* sehr aufgeklärt worden. Er construirt so: ξυνηνέχθη γ. α. καὶ τὸν ἐ. τ. Μ. Ἀ. ἐπίπλουν (ὡς — — — — ναυμαχ.) ἐπιδεδωκέναι καὶ ἐς τὸ μισεῖσθαι ὑπ' αὐτῶν, πρότερον ἐ. τ. δ. τ. Ἀλκιβιάδην, τὸν ΤισσαΦ. πολλῷ — γενόμενον. Wir geben dazu Hn. *B's.* Übersetzung. *Denn es traf sich, dafs gerade jene Fahrt der Athener gegen Miletus (wo die Peloponneser ihnen nicht entgegen kamen, und kein Seetreffen liefern wollten), den Tissaphernes, schon viel saumseliger im Auszahlen der Lohnung, ihnen verhafster zu machen, vorher noch ehe diefs mit Alcibiades vorfiel, das Ihrige beygetragen hatte.* C. 86. Sehr richtig hat Hr. *B.* bemerkt, dafs nach ὠφελῆσαι nicht ein Punct, sondern nur ein Colon stehen könne, weil κωλυτὴς γενέσθαι von ἐδόκει abhängt, dafs man aber nach γενέσθαι das Colon in ein Punct verändern müsse. C. 89. Φοβούμενοι δὲ, ὡς ἔφασαν, τότε ἐν τῇ Σάμῳ στράτευμα, καὶ τὸν Ἀλκιβιάδην, τούς τε ἐς τὴν Λακεδαίμονα πρεσβευομένους, ἔπεμπον, μή τι ἄνευ τῶν πλειόνων κακὸν δράσωσι τὴν πόλιν, οὐ τὸ ἀπαλλάξειν τοῦ ἄγαν ἐς ὀλίγους ἐλθεῖν, ἀλλὰ τοὺς πεντακισχιλίους ἔργῳ, καὶ μὴ ὀνόματι, χρῆναι ἀποδεικνύναι, καὶ τὴν πολιτείαν ἰσαιτέραν καθιστάναι Diese äusserst dunkle Stelle hat Hr. *B.* nach unserem Urtheile gut erläutert. Er schliesst μή τι ἄνευ — πόλιν in eine Parenthese, und bezieht κακὸν δράσωσι mit Recht auf den Alcibiades und die Athener in Samos, so wie ἄνευ τῶν πλειόνων auf das Volk in Athen; ἔπεμπον übersetzt er durch: *sie wollten durch Gesandte erklären lassen*, und bezieht das Wort (obgleich er diefs eigentlich nicht selber sagt) nicht auf die Gesandten, die nach Lacedämon geschickt waren, oder geschickt werden sollten, sondern auf diejenigen, die von Athen nach Samos bestimmt waren. ἔπεμπον mufs also mit οὐ τὸ ἀπαλλάξειν verbunden werden. Alle Schwierigkeiten sind freylich auch durch diese Erklärung nicht gehoben; aber sie ist doch die erträglichste unter allen, die wir über diese Stelle kennen. C 91. Hr. *K.* liest ἐξειργόμενοι δὲ καὶ τούτου statt ἐξειργόμενοι δὲ τούτου, und tilgt τε vor αὖθις nach den besten Handschriften. C. 99. καὶ αἱ Φοίνισσαι νῆες οὐδὲ ὁ ΤισσαΦέρνης που ἧκων. Hr. *B.* zieht mit Recht die Lesart ἧκον der gewöhnlichen ἧκων vor.

Die angeführten Stellen mögen genügen, das Verdienst zu beweisen, das die Hnn. *B.* und *K.* sich um den Thucydides erworben haben. Wir hätten noch eine Menge anderer Stellen ausheben können, von welchen die genannten Männer richtige und scharfsinnige Erklärungen gegeben haben; aber wir mufsten, um nicht die uns vorgeschriebenen Grenzen bey unserer Anzeige gar zu weit zu überschreiten, alles dasjenige übergehen, was andere scharfsinnige Männer schon vor ihnen bemerkt, und wobey ihnen nur das Verdienst der geschickten Auswahl oder deutlicherer Entwicklung zukömmt. Es sind uns jetzt noch diejenigen Stellen zu betrachten übrig, in deren Erklärungen unsere Meinungen mit den ihrigen nicht übereinstimmen. Wenn gleich die Anzahl derselben ziemlich beträchtlich scheint: so ist sie doch in Vergleichung mit den vielen anderen, über welche wir gleiche Ansichten haben, äusserst unbedeutend. L. 1. C. 22 Die schwierige Stelle von ὅσοι δὲ βουλ. bis ξυγκεῖνται wird gröfstentheils nach *Wyttenbach* so abgetheilt ὅσοι δὲ βουλήσονται τῶν τε γενομένων τὸ σαφὲς σκοπεῖν, καὶ τῶν μελλόντων ποτὲ αὖθις (κατὰ τὸ ἀνθρώπειον τοιούτων ὄντων (wenn ὄντων nach mehreren Handschriften ausgelassen würde, könnte auch die Parenthese fehlen) καὶ παραπλησίων) ἔσεσθαι ὠΦέλιμα κρίνειν, αὐτὰ ἀρκούντως ἕξει· κτῆμά τε ἐς ἀεὶ μᾶλλον, ἢ ἀγώνισμα ἐς τὸ παραχρῆμα ἀκούειν ξυγκεῖνται, und so erklärt: *wer aber den Wunsch haben wird, theils das Vergangene zuverlässig zu wissen, theils das Zukünftige (das nach dem Kreislauf der menschlichen Dinge ähnlich dem Vergangenen) zweckmäfsig und mit Urtheil zu behandeln, dem werden die Begebenheiten selbst genügen; und als Besitzthum vielmehr für die Nachwelt, nicht als Preisstück für die augenblickliche Unterhaltung sind sie dargelegt.* Hr. *B.* scheint uns den Sinn nicht ganz rein aufgefafst zu haben. Nicht von zweckmäfsiger Behandlung des Künftigen überhaupt ist hier die Rede: sondern von Benutzung der vergangenen Begebenheiten für die Zukunft. Wir billigen daher auch nicht, das Hr. *B.* αὐτὰ mit *Wyttenbach* auf ἀρκούντως ἕξει bezieht. Er sagt freylich, αὐτὰ mit κρίνειν verbunden, sey sinnlos. Uns scheint das nicht, wenn man τὰ γενόμενα supplirt. Wir lassen die gewöhnliche Interpunction, und setzen nur nach παραπλησίων ein Comma, so dafs ἔσεσθαι von μελλόντων abhängt, stellen aber das Comma nach αὐτὰ wieder her. Wir übersetzen nun die ganze Stelle so: *Befriedigen aber werden wir diejenigen* (ἀρκούντως ἕξει sc. τούτοις), *die theils von geschehenen Ereignissen das Zuverlässige zu betrachten, theils diese* (nämlich die geschehenen Ereignisse) *in Rücksicht auf die künftigen Ereignisse* (wir suppliren περὶ oder ἕνεκα bey μελλόντων), *die, nach dem Kreislauf menschlicher Dinge, einmal eben so oder auf ähnliche Weise sich ereignen konnen, als nützlich* (oder welches einerley ist: *mit Nutzen*) *zu beurtheilen wünschen. Denn mehr ein Besitzthum für die Nachwelt, als ein glänzendes Werk* (oder Preisstück, wie Hr. *B.* nicht übel verdeutscht) *für die gegenwärtige Unterhal-*

tung haben wir verfertigt. Wenn man ſo überſetzt: ſo bedarf es gar keiner Veränderungen, und man hat nicht nöthig, αὐτὰ durch *Begebenheiten* zu erklären, welches immer hart iſt, und wozu ξύγκειται nicht zu paſſen ſcheint. (Denn wer drückt ſich ſo aus: die Begebenheiten ſind als Beſitzthum für die Nachwelt u. ſ. w. zuſammengeſetzt worden?) Wie wir, hat auch *Coray* die Stelle verſtanden, und eben ſo ſcheint auch Lucian ſie verſtanden zu haben. — Wir können Hn. *B.* in der Erklärung von L. 1, C. 39 zu Anfange nicht beyſtimmen. Die gewöhnliche Lesart iſt folgende: καὶ Φασὶ δὴ δίκῃ πρότερον ἐθελῆσαι κρίνεσθαι· ἥν γε οὐ τὸν προύχοντα καὶ ἐκ τοῦ ἀσφαλοῦς προκαλούμενον λέγειν τι, δοκεῖν δεῖ τηρεῖν, ἀλλὰ τὸν ἐς ἴσον τὰ ἔργα ὁμοίως καὶ τοὺς λόγους, πρὶν διαγωνίζεσθαι, καθιστάντα. Hr. *B.* will τηρεῖν geſtrichen wiſſen, welches wirklich in mehreren Handſchriften fehlt, und der Scholiaſt nicht geleſen zu haben ſcheint, und nach προκαλούμενον ein Comma ſetzen, damit λέγειν τὶ mit δοκεῖν δεῖ unmittelbar verbunden werde. Er überſetzt ſo: *Allein nicht der, welcher im Vortheile bereits etwas voraus hat, und von ſeiner ſicheren Lage aus Unterſuchung fodert, muſs etwas zu ſagen ſcheinen, ſondern derjenige, der ſeine Werke, wie ſeine Reden, ehe mit Waffen gekämpft wird, in eine Lage ſtellt, daſs beide Parteyen einander gleich ſtehen.* Aber Hr. *B.* hat in ſeiner Überſetzung gar keine Rückſicht auf ἥν genommen; und wenn dieſes ſtehen ſoll, wie es denn wirklich in keiner Handſchrift fehlt: ſo ſehen wir nicht ein, wie τηρεῖν getilgt werden könne, wodurch die Periode erſt Sinn erhält. Denn will man auch mit dem Scholiaſten ἥν durch εἰς ἥν, *in Beziehung auf welche,* erklären: ſo kömmt doch kein vernünftiger Sinn heraus. Hr. *B.* hat freylich richtig eingeſehen, daſs προκαλεῖσθαι λέγειν τὶ nicht heiſsen könne *auffodern, eine Klage vorzubringen*, wie *Heilmann* und *Jacobi* überſetzen. Aber warum ſollten die Worte auch nicht in ihrer eigentlichen Bedeutung: *auffodern, etwas für ſich zu ſagen, einen Rechtsgrund für ſich anzuführen*, hier genommen werden? Geben wir auch Hn. *B.* zu, daſs τηρεῖν im Altgriechiſchen nicht *beobachten*, *Folge leiſten* heiſsen könne (welches uns noch keinesweges ausgemacht ſcheint, da es doch auch bey den Alten in der Bedeutung von *bewahren, erhalten*, wie bey Demoſth. τηρεῖν τὴν εἰρήνην, oft genug vorkömmt, welche Bedeutung der eben erwähnten ſehr nahe kömmt): ſo wird ſelbſt, wenn man es in der Bedeutung von *abwarten* nimmt, die er allein für die bey Thucydides übliche hält, der Sinn nicht geſtört. Auch ſcheint προκαλούμενον nicht ſo abſolut geſetzt werden zu können, ohne daſs durch ein nachfolgendes Verbum oder Hauptwort angedeutet wird, worauf die Auffoderung ſich bezieht. Wir überſetzen ſo: *Und ſie ſagen freylich, ſie hätten ſich richterlicher Entſcheidung unterwerfen wollen; aber dieſe muſs nicht derjenige, der im Vortheile iſt, und der, ſelber geſichert, den Andern, etwas zur Vertheidigung anzuführen, auffodert, abzuwarten ſcheinen, ſondern derjenige* u. ſ. w. Für die ſchwierige Stelle am Ende des Cap.: πάλαι δὲ κοινώσαντας τὴν δύναμιν, κοινὰ καὶ τὰ ἀποβαίνοντα ἔχειν. ἐγκλημάτων δὲ μόνων ἀμετόχους, οὕτω τῶν μετὰ τὰς πράξεις τούτων μὴ κοινωνεῖν, hat Hr. *B.* kein neues Licht aufgeſteckt. Er ſetzt vor πάλαι ein Punct, und nimmt den Satz als allgemeine Sentenz. Er verdeutſcht: *Menſchen, die längſt gemeinſchaftlich ihre Macht hatten, müſſen gemeinſchaftlich auch den Erfolg (?) tragen; wer aber bloſs der Anſchuldigungen theillos, der muſs auch nicht ſo* (wie ihr Athener jetzt ſollt) *die Folgen der Handlungen jener gemeinſchaftlich theilen.* Uns genügt dieſe Überſetzung nicht. Denn erſtlich iſt weder τὰ ἀποβαίνοντα noch κοινώσαντες richtig ausgedrückt; und dann iſt die Hauptdunkelheit, die μόνων macht, gar nicht aufgehellt. Denn was heiſst: *wer bloſs der Anſchuldigungen theillos?* Rec. geſteht, daſs er ſich gar nichts dabey denken könne. Offenbar macht μόνων in der Auffaſſung des Sinnes eine groſse Störung. Wir vermuthen, daſs es etwa aus τούτων verdorben ſey. Nach dieſer Conjectur würden wir ſo überſetzen: *Hätten ſie* (die Korkyräer) *euch an ihrer Macht Theil nehmen laſſen: ſo müſsten ſie auch* (nämlich mit euch) *gemeinſchaftliche Schickſale* (τὰ ἀποβαίνοντα, das was ſich ereignet) *haben. Diejenigen aber* (nämlich die Athener), *die an den Beſchwerden* (die ſie gegen uns führen) *dieſer* (der Korkyräer) *keinen Theil haben* (weil die Athener keine mit den Korkyräern vereinigte Macht ſind), *müſſen ſonach* (οὕτω, dem gemäſs) *auch an den Folgen, die aus den Handlungen jener* (der Korkyräer) *entſpringen, keine Gemeinſchaft haben.* Will man indeſſen μόνων oder vielleicht beſſer μόνον erhalten wiſſen: ſo muſs man annehmen, wie es uns ſcheint, daſs οὐκ vor ἀμετόχους ausgefallen iſt. Dann würde der Sinn ſeyn: *Diejenigen aber, die an weiter nichts Theil haben, als an den Beſchwerden* (d. h. denen ihr weiter nichts als eure Klagen mitgetheilt habt), *müſſen ſonach an den Folgen* u. ſ. w. — C. 118. Μετὰ ταῦτα δὲ ἤδη γίγνεται, οὐ πολλοῖς ἔτεσιν ὕστερον τὰ προειρημένα, τά τε Κερκυραϊκὰ καὶ τὰ Ποτιδαιατικά, καὶ ὅσα πρόφασις μεταξὺ τοῦδε τοῦ πολέμου κατέστη. Hr. *B.* hält μεταξὺ bey τοῦδε τοῦ πολέμου für unächt, weil μεταξὺ *zwiſchen zweyen Dingen* heiſse, welche Bedeutung hier nicht Statt finden könne. Wir können nicht beypflichten. Zwar fehlt es in mehreren Handſchriften; aber man begreift eher, warum der Abſchreiber es ausließs, als warum er es hinzuſetzte, man möchte denn annehmen, ſein Auge hätte auf das im folgenden Punct vorkommende μεταξὺ abgeirrt. Μεταξὺ kömmt oft abſolut geſetzt vor, wie Thuc. 3, 21, und wird auch von Heſychius durch ἐξαίφνης, μετ' ὀλίγον erklärt. Herod. 4, 155 οἴχετο μεταξὺ ἀπολιπών, *er ging bald darauf weg.* Eben ſo hier: *und was ſonſt bald nachher* (nämlich nach den potidäiſchen und korkyräiſchen Vorfällen) *Veranlaſſung zu dieſem Kriege gab.* Auch kann man es in der gewöhnlichen Bedeutung: *in der Zwiſchenzeit* (nämlich zwiſchen den Vorfällen in Potidäa und Korkyra und dem Ausbruche dieſes Krieges) über-

ſetzen. — C. 154. καὶ αὐτὸν ἐμέλλησαν μὲν ἐς τὸν Κεάδαν, οὗπερ τοὺς κακούργους ἐμβάλλειν εἰώθεσαν. Hr. *B.* erklärt εἰώθεσαν für ſicherlich falſch, weil es verſchieden geſchrieben, und verſchieden geſtellt wird, auch in einer Handſchrift ganz fehlt. Er will ſo geleſen wiſſen: καὶ αὐτὸν ἐμέλλησαν μὲν ἐς τὸν Κεάδαν, οὗπερ τοὺς κακούργους, ἐμβάλλειν. Wir wiſſen aber nicht, was er bey οὗπερ τοὺς κακούργους ſupplirt wiſſen will; denn unmöglich kann man ἐμέλλησαν ἐμβάλλειν ergänzen, welches ja gar keinen vernünftigen Gedanken giebt. Hr. *B.* pflegt uns gerne Überſetzungen zu geben, um ſeine Meinung deutlicher zu machen; dieſsmal iſt er ſie uns ſchuldig geblieben. — C. 137. γράψας τήν τε ἐκ Σαλαμῖνος προάγγελσιν τῆς ἀναχωρήσεως. Hr. *B.* will ἀναχωρήσεως auf den Xerxes mit *Heilmann* bezogen wiſſen. Denn, ſagt er, die Griechen wollten ſich ja nicht zurückziehen, ſondern zuvorkommen, verfolgen. Aber Themiſtokles wollte den Xerxes, um ihn zur Schlacht zu bewegen, glauben machen, daſs die Griechen die Abſicht hätten, ſich zurückzuziehen, und ſich in ihre einzelnen Staaten zu zerſtreuen, welches ja auch wirklich die Abſicht der Griechen war, die Themiſtokles gerade durch ſeinen Brief an den Xerxes vereitelte. Wir ſehen auch nicht ein, wie man προάγγελσιν τῆς ἀναχωρήσεως anders, als auf die Griechen beziehen könne, da hier nicht, wie Hr. *B.* zu glauben ſcheint, von einer einfachen Wohlthat, ſondern von zweyen die Rede iſt, die Themiſtokles vorgeblich dem Xerxes erzeigt haben wollte, einmal vor der Schlacht bey Salamis, und dann, als er ſich aus Griechenland zurückzog. Daſs aber von zweyen Begebenheiten geredet werde, und zwar zuerſt von dem Dienſte, den er dem Xerxes vor der Schlacht bey Salamis leiſtete, beweiſet der Zuſatz ἐκ Σαλαμῖνος. Bey Nepos in Themiſt. heiſst es ausdrücklich: *adverſarios ejus in fuga eſſe.* Vergl. Herod. 4, 77. Auch προάγγελσις kann nicht die Bedeutung *des warnenden Rathes* haben. — L. 2, 7. Καὶ Λακεδαιμόνιοι μὲν, πρὸς ταῖς αὐτοῦ ὑπαρχούσαις ἐξ Ἰταλίας καὶ Σικελίας, τοῖς τἀκείνων ἑλομένοις, ναῦς ἐπετάχθησαν ποιεῖσθαι, κατὰ μέγεθος τῶν πόλεων. Hr. *B.* ſcheint die gewöhnliche Lesart beyzubehalten; denn er überſetzt: *Die Lacedämonier lieſsen, auſser den von Italien und Sicilien dort liegenden Schiffen, allen denen, die ihre Partey ergriffen, anbefehlen, eine Anzahl Schiffe nach Verhältniſs der Gröſse jeder Stadt zu ſtellen.* Daſs Λακεδαιμονίοις, wofür in der leipziger Ausgabe Λακεδαιμόνιοι gewählt, die richtige Lesart iſt, glauben auch wir. Man hat dann nicht nöthig, ἐπετάχθησαν als Activum zu nehmen, wovon die Beyſpiele doch ſelten ſind, wiewohl C. 67 dieſes Buches ἐταράχθησαν *active* gebraucht zu ſeyn ſcheint. Aber wir ſetzen mit *Heilmann* und Hn. *K.* das Comma nach ὑπαρχούσαις, und conſtruiren ſo: Λακεδαιμονίοις (i. e. ὑπὸ Λακεδαιμονίων ναῦς, als Nom.) ἐπετάχθησαν τοῖς τἀκείνων ἑλομένοις ἐξ I. κ. Σ. ποιεῖσθαι, κ. μ. τ. π. *Die Lacedämonier lieſsen auſser den dort* (nämlich im Peloponnes) *liegenden Schiffen, denen aus Italien und Sicilien, die ihre Partey ergriffen, anbefehlen, Schiffe auszurüſten, nach der Gröſse ihrer Staaten.* Denn wie konnten ſchon jetzt ſicilische und italiſche Kriegsſchiffe (und dieſe ſind doch gemeint) in den lacedämoniſchen Häfen ſeyn, und wie konnte man ſich ihrer ſo ohne Umſtände bemächtigen? — C. 17. ὅμως ὑπὸ τῆς παραχρῆμα ἀνάγκης ἐξῳκήθη. Hr. *B.* glaubt ἐξῳκήθη erklären zu müſſen: *ein Raum iſt Vertriebenen zur Wohnung eingeräumt worden*, und beruft ſich auf den plutarchiſchen Ausdruck: εἰς Ῥώμην ἐξῴκισε, *expulſos ſedibus Romam habitatum traduxit.* Das Beyſpiel paſst nicht; denn erſtlich ſteht dabey die Präpoſition εἰς; und dann würde man ja nach dieſem Beyſpiele überſetzen müſſen: *der Ort wurde zum Bewohnen hingeführt.* *Bauer* ſcheint uns die richtige Bedeutung gefaſst zu haben, wenn er erklärt: *impletum fuit habitatoribus, omne frequentatum.* Wenn Hr. *B.* fragt, wie dieſe Bedeutung in dem Worte liegen könne: ſo dient zur Antwort: Sowie ἐξοικοδομεῖν, *ausbauen*, d. h. *vollſtändig, ganz bauen*, ſo daſs vom Bau nichts übrig bleibt, ἐκπονεῖν, *durch Arbeit vollenden*, bedeutet: ſo heiſst ἐξοικεῖσθαι mit Bewohnern *ganz angefüllt werden, ganz bewohnt werden.* Es iſt bekannt, daſs die Präpoſition ἐκ oft die Bedeutung des einfachen Wortes verſtärke.

(*Die Fortſetzung folgt im nächſten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Nürnberg*, b. Schrag: *Adolph und Virginie oder Liebe und Kunſt.* Ein Roman von *Caroline Paulus.* 1811. 248 S. 8. (1 Thlr.) Leſern von Bildung, für die er ohnedieſs auch nur geſchrieben ſeyn kann, wird dieſer Roman ein angenehmes Geſchenk ſeyn. Ohne Sturm und Drang bewegt ſich Alles faſt wie in der ſtillen Werkſtatt eines Künſtlers. Das Ganze iſt weniger darauf angelegt, durch Sonderbares zu frappiren, als vielmehr durch Freundlichkeit zu gefallen. Bey aller Vorliebe für Kunſt und Künſtlerleben, die ſich von der erſten Seite an das ganze Buch hindurch ausſpricht, iſt doch das Leben überhaupt nicht einſeitig aufgefaſst und dargeſtellt. Bisweilen laſst ſich die ſonſt wohl aufmerkſame Vfn. Nachläſſigkeiten des Stils zu Schulden kommen, oder wird etwas pretiös. S. 185. „So oft ein Tanz geendigt war, verſuchten die *ſieggewohnten Beſieger weiblicher Herzen*, ſich, durch eine Unterhaltung mit ihr, *für ihre Entbehrung* beym Tanze, ſchadlos zu halten; allein die Genien der Keuſchheit, Liebe und Unſchuld ſchützten ſie gegen jeden unheiligen Blick, gegen jede auch noch ſo geheime Entweihung. Sie fühlten mit Beſchämung, daſs ein *anderes Bewuſstſeyn* dazu gehörte, um ſich ihr mit Muth zu nähern, und *die an griechiſche Nacktheit gewohnten frechen Bewunderer feilgebotener weiblicher Reize*, ſtanden betroffen vor dem Anblick der ſittſam verhüllten Jungfrau, und ihrer ehrfurchtgebietenten Macht." —

Bab.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Lemgo, in der meyerschen Buchhandlung: *Thucydides Geschichte des peloponnesischen Krieges*, aus dem Griechischen übersetzt und mit kritischen Anmerkungen erläutert von *D. Johann David Heilmann* und *G. G. Bredow* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Cap. 42. In der schwierigen Stelle von *τῶνδε δὲ οὔτε πλούτου* bis *ἀπηλλάγησαν*, die wir dem Leser nachzuschlagen bitten müssen, da wir sie ihrer Länge wegen mit Hn. *B.* Verdeutschung nicht ganz hersetzen können, bezieht Hr. *B's.* *τῶν δὲ* bey *ἐφίεσθαι* auf *κινδύνων*, supplirt *ἔργῳ* mit dem Scholiasten bey *ἐν αὐτῷ*, und *εἶναι* bey *ἢ τῷ ἐνδόντες*. Wir pflichten seiner Erklärung dieser Stelle, von welcher er uns eine schöne Übersetzung giebt, im Ganzen bey. Nur glauben wir, dass man mit einigen der besten Handschriften *τὸ ἀμύνασθαι καὶ παθεῖν* statt *τῷ ἀμ. κ. π.*, und *ἢ τὸ ἐνδόντες σώζεσθαι* statt *ἢ τῷ ἐνδ. σωζ.* lesen müsse. So scheint auch der Scholiast gelesen zu haben, da er *μᾶλλον* durch *κρεῖττον* erklärt. Eben die ungewöhnliche Bedeutung von *μᾶλλον* scheint Veranlassung zur Verfälschung der Lesart gegeben zu haben. Nach der von uns gebilligten Lesart würde nun der Sinn der Worte: *καὶ ἐν αὐτῷ τὸ ἀμύνασθαι, καὶ παθεῖν μᾶλλον ἡγησάμενοι, ἢ τὸ ἐνδόντες σώζεσθαι* seyn: *Und indem sie in dem Kampfe selbst die Abwehr und das Leiden* (sogar des Todes) *für besser hielten, als durch feiges Nachgeben sich zu retten, entflohen sie* u. s. w. Man vermeidet hiedurch, dass man nicht nöthig hat, *εἶναι* bey *ἐνδόντες* zu suppliren, welches doch in dieser Verbindung hart ist. Auch kann des Perikles Meinung wohl schwerlich gewesen seyn, zu sagen: *die Gefallenen hätten geglaubt, durch Abwehr und etwaniges Leiden* (Verwunden, wie Hr. *B.* erklärt) *eher das Leben zu retten, als durch feiges Nachgeben.* Edle und tapfere Männer müssen vielmehr des Lebens selbst nicht achten, wenn sie durch Aufopferung desselben Schande vermeiden können. Es ist ihnen also auch nicht um die Erhaltung ihres Lebens, sondern nur um die Behauptung ihrer Ehre zu thun. Nach dem aber, was Hr. *B.* den Perikles sagen läfst, ist die Erhaltung des Lebens den gefallenen Kriegern die erste Rücksicht; sie kämpfen und leiden, nicht um Schande abzuwehren, sondern sie kämpfen, weil sie durch Abwehr und Wunden sich eher, als durch Nachgeben, das Leben zu erhalten hoffen. Wer fühlt nicht, dass sich hier eben keine grosse Gesinnung offenbart? Wenn Hr. *B.* behauptet, es müsste, wenn *παθεῖν* und *σώζεσθαι* die Gegensätze bildeten, *πάσχειν* stehen; so scheint er nicht bedacht zu haben, dass der Aoristus, ausser im Indicativ, in allen *modis*, und besonders im Infinitiv seine Unbestimmtheit auch auf die gegenwärtige und künftige Zeit erstrecken könne, d. h. der Ariost stehen könne, wenn entweder gar keine Zeit bestimmt ist, oder wenn sie schon aus dem Zusammenhange erhellt. — C. 44. *καρτερεῖν δὲ χρὴ καὶ ἄλλων παίδων ἐλπίδι, οἷς ἔτι ἡλικία τέκνωσιν ποιεῖσθαι (ἰδίᾳ τε γὰρ τῶν οὐκ ὄντων λήθη οἱ ἐπιγιγνόμενοί τισιν ἔσονται) καὶ τῇ πόλει διχόθεν, ἔκ τε τοῦ μὴ ἐρημοῦσθαι, καὶ ἀσφαλείᾳ, ξυνοίσειν.* Sehr richtig bemerkt Hr. *B.*, dass die Worte *ἰδίᾳ τε γὰρ* bis *ἔσονται* nicht als Parenthese stehen können, da *ἰδίᾳ τε* mit *καὶ πόλει* einen Gegensatz bildet. Aber wir können ihm nicht beypflichten, wenn er *ξυνοίσει* statt *ξυνοίσειν* lesen will. Ohne auf die unmittelbar vorhergehenden Sätze Rücksicht zu nehmen, übersetzt er den letzten Satz so: *aber dem Staate wird es* (was denn?) *zwiefach nützen, dass er nicht entvölkert wird, und durch die höhere Sicherheit, die er gewinnt.* Wir bekennen, dass wir dieses gar nicht verstehen. Uns scheint *Reiske* unter allen Auslegern den wahren Sinn erkannt zu haben. Wir tilgen die Klammer bey *ἰδίᾳ* und *ἔσονται*, streichen das Comma nach *ἀσφαλείᾳ* weg, lassen *καὶ ἀσφαλείᾳ ξυνοίσειν* von *ἐκ* abhängen, suppliren bey *καὶ τῇ πόλει* die Worte *οἱ ἐπιγιγνόμενοι λήθη ἔσονται*, und übersetzen nun so: *Standhaft seyn müssen auch in der Hoffnung anderer Kinder diejenigen, die noch das Alter haben, Kinder zu zeugen; denn Vergessenheit der Abgeschiedenen werden gewähren die Nachgeborenen den Einzelnen sowohl, als dem Staate in doppelter Rücksicht, theils weil er sich nicht entvölkert sieht, theils weil jene* (die Nachgeborenen) *zur Sicherheit beytragen werden.* Der Gedanke des letzteren Satzes ist: der Staat wird die Abgeschiedenen durch die Nachgeborenen vergessen, weil er durch sie noch immer Männer hat, die ihn bevölkern, und für seine Sicherheit wachen. Wenn keine Menschen genug mehr da wären, die ihn bevölkerten und vertheidigten: so würde er auch nothwendig mit Sehnsucht an die Abgeschiedenen denken müssen. Auf diese Art entsteht ein schöner Zusammenhang, und *καὶ ἀσφαλείᾳ*, das nicht recht zu *ἐκ τοῦ μὴ ἐρημοῦσθαι* passt, steht nicht mehr so isolirt da. — C. 80. *ἀδυνάτων ὄντων ξυμβοηθεῖν τῶν*

ἀπὸ θαλάσσης Ἀκαρνάνων; vergl. C. 83 ὅπως μὴ ξυμβοηθῶσιν οἱ ἀπὸ θαλάσσης ἄνω Ἀκαρνᾶνες. Hr. *B.* will gegen alle Ausleger ἀπὸ θαλάσσης durch: *entfernt vom Meere*, überſetzt wiſſen, und behauptet, die Abſicht, warum die Amprakioten und Chaonier eine Flotte und Landmacht von den Peloponneſern verlangt hätten, wäre geweſen, die im Inneren des Landes wohnenden Akarnanier abzuhalten, ihren Landsleuten Hülſe zu leiſten. Seine Gründe für dieſe Meinung ſind folgende: 1) ἀπὸ θαλάσσης wird l. 1, 7 von allen Auslegern durch: *entfernt vom Meere*, überſetzt; 2) οἱ ἀπὸ θαλάσσης ἄνω Ἀκαρνᾶνες kann nichts anders heiſsen, als die fern von der Küſte im Inneren wohnenden Akarnaner; denn ἄνω wird nur von der Wohnung im inneren Lande, ſo wie κάτω von der Wohnung an der Küſte, gebraucht; 3) Niemand kann ſich vorſtellen, daſs Küſtenbewohner den Einwohnern des inneren Landes hätten zu Hülfe kommen ſollen; denn erſt muſs ja die Küſte vertheidigt werden. Es ſcheint uns beynahe, als wenn Hr. *B.* die C. 80—83 nicht im Zuſammenhange geleſen habe; denn nur dadurch wird es begreiflich, wie er eine ſo ſeltſame Erklärung geben konnte. Wenn er ſich die Lage von Ampracia vergegenwärtiget: ſo wird er einſehen müſſen, daſs die Amprakioten nicht die Abſicht haben konnten, mit einem Landheere zunächſt die Küſte Akarnaniens anzugreifen; denn um dahin zu gelangen, muſsten ſie ja zuerſt das innere Land erobert haben. Wenn alſo ihre Abſicht auf das innere Land gerichtet war: wie konnte ihr Wunſch ſeyn, durch eine Flotte der Peloponn. die Einwohner des inneren Landes abzuhalten, Hülfe zu leiſten? Dieſe waren ja die Angegriffenen, denen man Hülfe leiſten muſste, die aber nicht ſelbſt Hülfe leiſten konnten. Auch greifen ja die Amprakioten Stratus, eine im Inneren von Akarnanien gelegene Stadt, an, ehe noch die Hauptflotte der Peloponneſer ankömmt. Die Gründe, die Hr. *B.* für ſeine Meinung anführt, bedeuten nicht viel. Ἀπὸ θαλάσσης heiſst freylich nicht *am Meere*, ſondern *vom Meere*; aber dieſe Bedeutung kann ja auch hier Statt finden; denn die Worte: ἀδυνάτων ὄντων ξυμβοηθεῖν τῶν ἀπὸ θαλάσσης Ἀκαρνάνων ſagen nichts weiter, als: *wenn die Akarnaner von der Meerſeite nicht zu Hülfe kommen konnten.* Man kann ξυμβοηθεῖν mit ἀπὸ θαλάσσης verbinden, oder, wenn man dieſes zu hart findet, ἐλθόντων bey ἀπὸ θαλάσσης ſuppliren. Eben ſo muſs man C. 83 ἄνω nicht mit Ἀκαρνᾶνες verbinden, ſondern mit ξυμβοηθῶσιν: *damit die Arkarnaner nicht von der Meerſeite in das innere Land zu Hülfe kommen möchten.* Solche Verſetzungen ſind bey Thucydides durchaus nichts Seltenes. Endlich warum ſollte man nicht denken können, daſs die Bewohner der Küſte ihren Brüdern im Inneren Hülfe leiſteten, wenn ſie von der Seeſeite keine nahe Gefahr bedrohte? Freylich wenn die peloponneſiſche Flotte mit Landungstruppen an ihren Küſten ſchwärmte: dann konnten ſie nicht helfen; und gerade deſshalb verlangten die Amprakioten die Flotte der Pelop. zu ihrer Unterſtützung. — L. 3, 30 möchte Hr. *B.* mit *Abreſch* τὸ κενὸν τοῦ πολέμου ſtatt τὸ καινὸν τ. π. leſen; jenes überſetzt er *die Blöſse des Krieges.* Ob κενὸν dieſe Bedeutung haben könne, laſſen wir dahin geſtellt. Da aber die Lesart der meiſten und beſten Handſchriften einen ſo paſſenden Sinn darbietet (denn von einem *unerwarteten* Überfall iſt ja kurz zuvor die Rede geweſen): ſo ſehen wir wirklich keinen Grund, die gewöhnliche Lesart zu verlaſſen, und dem Worte κενὸν eine unbekannte Bedeutung aufzuzwingen. Man muſs die Worte: καὶ τοῖς πολεμίοις ἐνορῶν, welche Hn. *B.* beſonders zu einer Änderung der Lesart verleitet zu haben ſcheinen, überſetzen: *wenn er Gelegenheit dazu* (nämlich einen unerwarteten Streich auszuführen) *bey den Feinden wahrnimmt.* Man ſagt wohl *die Blöſse der Feinde*, aber ſchwerlich *die Blöſse des Krieges.* — C. 31. ἐλπίδα δ' εἶναι· οὐδὲν γὰρ ἀκουσίως ἀφῖχθαι· καὶ τὴν πρόσοδον ταύτην μεγίστην οὖσαν Ἀθηναίων ἢν ὑφέλωσι, καὶ ἅμα, ἢν ἐφορμῶσιν αὐτοὺς σφίσι δαπάνη γίγνηται, πείσειν τε οἴεσθαι καὶ Πισσούθνην, ὥστε ξυμπολεμεῖν. Hr. *B.* erklärt dieſe ſchwierige Stelle, die allen Auslegern Sorge gemacht hat, gröſstentheils nach *Kiſtemaker*, nur daſs er ὑφέλωσι und σφίσι δαπάνη γίγνηται auf die ioniſchen Flüchtlinge bezieht, auf folgende Weiſe: *dieſs werde hoffentlich gelingen* (nämlich Ionien zum Abfall zu bewegen); *denn ſie* (die ioniſchen Flüchtlinge) *ſeyen keinesweges durch Noth gezwungen, zu den Peloponneſern gekommen, ohne Plan und Abſicht* (ἀκουσίως) (wie dieſs doch wohl deutlich ſey), *wenn ſie theils den Wunſch hätten, die Einwohner aus den ioniſchen Pflanzſtädten, dieſe Hauptquelle des atheniſchen Reichthums, den Athenern zu entziehen, und wenn ſie andererſeits bereit wären, daſs ihnen ſelbſt* (den Redenden) *beym Angriff auf jene* (αὐτοὺς die Athener) *der dabey nöthige Aufwand zufallen ſollte. Dann aber meinten ſie auch, daſs ſie den Piſſuthnes überreden würden, zum Kriege ſich anzuſchlieſsen.* Wir finden dieſe Erklärung unnatürlich und hart. Was heiſst es: die ioniſchen Flüchtlinge ſind nicht ohne Plan gekommen, in ſofern ſie den Athenern ihre Haupteinkünfte zu nehmen wünſchen, und indem ſie ſelbſt bereit ſind, den Koſtenaufwand von dem Angriff gegen die Athener zu tragen? Wer drückt ſich ſo ſeltſam aus? Daſs ſie die Koſten tragen wollen, davon haben ſie ſich im Vorigen nichts merken laſſen, und daſs ſie einen ſo wichtigen Umſtand ſo nebenbey erwähnen ſollten, iſt kaum zu denken. Und wie können ſie überhaupt in ihrer bedrückten Lage ſolche Anerbietungen machen? Wir erklären die Stelle ſo: *Es wäre Hoffnung damit* (nämlich mit dem Abfall Ioniens) *verbunden; denn ſie* (die Peloponneſer) *würden nicht ungern dahin* (nach Ionien) *gekommen ſeyn, wenn ſie den Athenern die Hauptquelle des Reichthums entzogen hätten, und dieſen* (nämlich den Athenern; wir leſen mit vielen Handſchriften αὐτοῖς) *bey ihrem Angriff auf ſie Koſten verurſachten. Auch glaubten ſie* (nämlich die Ionier), *daſs ſie* u. ſ. w. Das Wort ἀφῖχθαι, das die Hnn. *B.* und *K.* beſonders zu ihren Erklärungen veranlaſst zu haben ſcheint, macht nach

der unserigen keine Schwierigkeit; denn was geschehen soll, können die Ionier schon als geschehen vorstellen, wenn sie die Peloponneser auf die Vortheile aufmerksam machen wollen, die mit dem Einfall in Ionien verbunden sind. Der Gedanke ist also: die Peloponnesier würden einen doppelten Vortheil erhalten; sie würden den Athenern nicht bloss ihre vorzüglichsten Einkünfte entziehen, sondern sie auch zu bedeutenden Ausgaben nöthigen, wenn sie die Peloponneser angreifen wollten. So ungefähr hat auch *Coray* die Stelle verstanden. — C. 36. ἐπικαλοῦντες τήν τε ἄλλην ἀπόστασιν, ὅτι οὐκ ἀρχόμενοι, ὥσπερ οἱ ἄλλοι, ἐποιήσαντο, καὶ προσξυνελάβοντο οὐκ ἐλάχιστον τῆς ὁρμῆς αἱ Πελοποννησίων νῆες, ἐς Ἰωνίαν ἐκείνοις βοηθοὶ τολμήσασαι παρακινδυνεῦσαι. Hr. *B.* billigt *Kistemakers* Erklärung dieser Stelle, giebt sie uns aber nicht ganz getreu. *Kist.* versteht die Stelle so: *sie machten ihnen* (nämlich den Mytilenern) *zum Vorwurfe, theils den Abfall überhaupt, weil sie nicht, wie die übrigen gedrückt, ihn versucht hätten, theils weil zugleich die peloponnesischen Schiffe so äusserst kühn geworden wären, die es gewagt, die gefahrvolle Fahrt zu ihrer Hülfsleistung nach Ionien zu unternehmen.* Auch diese Erklärung scheint uns nicht natürlich genug. Wir sehen nicht ein, warum man nicht bey den nächsten Wortbedeutungen stehen bleiben will, da sie einen völlig befriedigenden Sinn geben. Wir übersetzen: *sie machten den Mytilenäern zum Vorwurf, theils den Abfall überhaupt, weil sie ihn, nicht, wie die übrigen beherrscht, versucht, theils dass die peloponnesischen Schiffe nicht am wenigsten* (d. h. ganz vorzüglich) *die Begierde zum Abfalle unterstützt hätten, die es gewagt, die gefahrvolle Fahrt nach Ionien, um ihnen Hülfe zu leisten, zu unternehmen.* Man sagt freylich: wie konnten die pelop. Schiffe den Abfall befördern, da sie erst nach der Eroberung von Mytilene nach Ionien gekommen waren? Aber die Erwartung dieser Schiffe war es ja doch, die den Abfall beförderte. Dass sie so spät ankommen würden, sahen die Mytilenäer nicht voraus. Der Gedanke ist also: sie machten den Mytilenäern den Abfall überhaupt zum Vorwurfe, und besonders, dass sie die Peloponnesier bewogen, ihnen Schiffe mit eigener Gefahr zu senden, und sie also ganz in ihr Interesse gezogen. Die pelop. Schiffe waren ja wirklich zu ihrem Beystande auf dem Wege; dass sie zu spät kamen, konnte den Unwillen der Athener nicht mässigen, die nur auf die feindlichen Absichten der Mytilenäer sahen. C. 42. οὕτω γὰρ ὅ,τε κατορθῶν, ἥκιστα ἂν ἐπὶ τῷ ἔτι μειζόνων ἀξιοῦσθαι, παρὰ γνώμην τὶ καὶ πρὸς χάριν λέγοι· ὅ,τε μὴ ἐπιτυχὼν, ὀρέγοιτο τῷ αὐτῷ χαριζόμενός τι, καὶ αὐτὸς προσάγεσθαι τὸ πλῆθος. Hr. *B.* findet es unnatürlich, ἥκιστα mit ὀρέγοιτο zu verbinden. Uns scheint dieses nicht, wenn man nach ἥκιστα ἂν ein Comma setzt. Wir verdeutschen den letzten Satz: *und wer seinen Zweck nicht erreichte, würde nicht streben, durch dasselbe Verfahren, indem er sich* (nämlich) *dem Volke gefällig bewiese* (nach dem Wunsche des Volkes redete), *sich selber die Zuneigung des Volkes zu gewinnen.* *Kistemaker* erklärt τῷ αὐτῷ durch *eben desswegen* (wenn nämlich der Staat über den Redner so gesinnt wäre, wie vorher gesagt worden), welches auch einen guten Sinn giebt, aber der Verbindung nicht so angemessen scheint, wie unsere Erklärung. Hn. *B's.* Übersetzung ist uns ganz unverständlich, und passt nicht in den Zusammenhang. C. 87. Mit Unrecht tadelt Hr. *B. Heilmann* wegen seiner Bemerkung über ἀνεξεύρετος ἀριθμός. Sowie δυσεξεύρετον *inventu difficile* bedeutet: so heisst ἀνεξεύρετον, *was sich nicht ausfindig machen lässt*, und nicht *etwas Ungezähltes*, wie Hr. *B.* übersetzt. — L. 4, 12. Hr. *B.* erklärt die Stelle von ἐπὶ πολὺ γὰρ bis προέχειν richtig nach *Valla* und *Kistemaker*; berührt aber nicht, dass, wenn man so erklärt, man nothwendig auch τὰ τῆς δόξης lesen müsse, wie auch der Scholiast gelesen zu haben scheint. — C. 36. κατὰ τὸ ἀεὶ παρῆκον τοῦ κρημνώδους τῆς νήσου προσβαίνων. Hr. *B.* übersetzt: *indem er an dem ununterbrochen, fortlaufenden klippigten Rande der Insel hinankletterte*, und tadelt *Heilmann*, der παρεῖκον vorzieht, und ἀεὶ durch: *bald hie, bald da*, erklärt. Er behauptet, dass ἀεὶ die ihm von *Heilmann* gegebene Bedeutung nicht haben könne, sondern sowohl von der Zeit, als dem Orte *immerfort, im ununterbrochenen Fortgange* bedeute. Wir ziehen mit Hn. *B.* παρῆκον vor; aber wir können ihm in seiner Erklärung von ἀεὶ nicht beypflichten. Ἀεὶ bey Adjectiven und Substantiven bedeutet eben das, was im Lateinischen *cumque, vis, libet*, dem *Pronomini relativo qui, quae, quod* angehängt, wie er von *Kistemaker* hätte lernen können. Im Deutschen kann man es gewöhnlich durch *jedesmal* ausdrücken. Ὁ ἀεὶ βασιλεὺς heisst nicht *der immerfort regierende König*, sondern *der jedesmalige König*, wer es auch ist. S. Thuc. 1, 2 βιαζόμενοι ὑπό τινων ἀεὶ πλειόνων, *gezwungen von solchen, die jedesmal mit grösserer Anzahl angriffen*, und an einer anderen Stelle: καὶ τὰς ἀεὶ πληρουμένας ναῦς ἐξέπεμπον πρὸς τοὺς ἐναντίους, *die jedesmal bemannten Schiffe sandten sie*, oder, *sowie ein Schiff bemannt war, sandten sie es gegen die Feinde.* Ὁ ἀεὶ παρῆκον heisst also auch *das was immer hervorragende.* Man übersetze also: *indem er an dem Abhange hinankletterte, wo immer er hervorragte*, oder: *an dem Abhange, wo er bald hier, bald dort hervorragte*, wie *Heilmann* ganz richtig übersetzt. Uns wundert, dass Hr. *B.* diese so oft vorkommende Bedeutung von ἀεὶ nicht gekannt hat. — C. 50 wird *Heilmann* getadelt, dass er μεταγραψάμενοι durch. *sie liessen übersetzen*, verdeutscht hat. Nach seiner Meinung muss es heissen: *sie liessen umschreiben.* Aber wozu nützte das blosse Umschreiben? Übersetzt musste ja das Schreiben auf jeden Fall werden, wenn die Athener, denen das Persische nicht bekannt war, es verstehen sollten. Μεταγράφεσθαι kann hier also schwerlich etwas anders, als: *übersetzen lassen*, heissen. Hr. *B.* fragt bey dieser Gelegenheit: Sollten auch die Perser assyrisch gesprochen haben? Aber der Name Assyrien war bey den Griechen oft ein weitumfassender Name des Morgenlan-

des. S. *Kuss* bey Ecl. 4, 25. Thuc. folgt hier dem Sprachgebrauche, nach welchem die Perser auch Assyrer genannt werden, wie der Scholiast bey Aesch. Pers. 84 bezeugt. — C. 54. ἀνέστησαν γάρ οἱ Ἀθηναῖοι Κυθηρίους. Hr. *B.* giebt *Kistemakers* Erklärung dieser Stelle den Vorzug. Nach dieser muss man so übersetzen: *denn die Athener hatten die Kytherer zum Aufstande gereizt.* Aber abgerechnet, dass die folgenden Worte sich nur erst gezwungen in den Zusammenhang fügen, möchte sich die Bedeutung von ἀναστῆναι, *zum Aufruhr reizen*, wohl nicht erweisen lassen. Die Stelle l. 3, 28, worauf sich *Kistemaker* beruft, entscheidet nichts, weil das Wort seine gewöhnliche Bedeutung: *aufstehen machen*, *entfernen*, hat. Warum erwähnt Hr. *B. Heilmanns* scharfsinniger Erklärung nicht, die *Kistemaker* selbst der seinigen beynahe vorzieht, nach welcher ἀνέστησαν für ἀνέστησαν ἂν steht: *denn sonst würden die Athener die Kytherer entfernt haben.* Uns scheint ἂν nur durch die letzte Sylbe von ἀνέστησαν verschlungen zu seyn. Übrigens wird ἀναστῆναι so gut, als μεταστῆναι, für *sedibus expelli* gebraucht. Beweis ist selbst l. 3, 28, und l. 1, 8, l. 6, 2 ὑπὸ Λιγύων ἀναστάντες u. s. w. C. 92. πρός τε γὰρ τοὺς ἀστυγείτονας πᾶσι τὸ ἀντίπαλον, καὶ ἐλεύθερον. Hr. *B.* übersetzt: *denn gegen die Nachbaren bewährt sich die Kraft zum Widerstande, und seine Freyheit.* Allein τὸ ἀντίπαλον kann nicht *Kraft zum Widerstande* heissen. Wir sehen nicht ein, warum Hr. *B.* sich nicht mit der Erklärung des Scholiasten und *Heilmanns* Übersetzung befriedigen wollte: *Auf dem Widerstande, den man seinen Nachbaren leistet, beruht allen auch die Freyheit.* Das Comma nach ἀντίπαλον muss freylich getilgt werden. — C. 102 gegen das Ende erregt Hr. *B.* Zweifel gegen περιφανῆ, und wünscht dafür περίφρακτον, oder ein ähnliches Wort. Aber περιφανῆ ist gewiss ächt. Der Zwischensatz enthält nicht den Grund, warum Hagnon die Stadt Amphipolis nannte, sondern der Grund ist in den Worten angegeben, die sich zunächst auf Amphipolis beziehen. Hagnon nannte die Stadt Amphipolis, weil er sie so anlegte, dass sie von der Meerseite und Landseite gesehen werden konnte. Hr. *B.* hätte also die Worte: *und so* (die er freylich nur von *Kistemaker* erborgte) füglich in seiner Übersetzung weglassen können; denn dass die Stadt von der Landseite zwischen beiden Flussarmen mit einer Mauer eingeschlossen wurde, war freylich nicht der Grund, warum sie von der Meer- u. Land-Seite gesehen werden konnte. — L. 5, 20. σκοπείτω δέ τις, κατὰ τοὺς χρόνους, καὶ μὴ τῶν ἑκαστοχοῦ ἢ ἀρχόντων, ἢ ἀπὸ τιμῆς τινος τὴν ἀπαρίθμησιν τῶν ὀνομάτων ἐς τὰ προγεγενημένα σημαινόντων, πιστεύσας μᾶλλον. Hr. *B.* will zu τὴν ἀπαρίθμησιν supplirt wissen σκοπείτω, und übersetzt so: *Man berechne aber nach den Jahreszeiten, und nicht von den jedesmaligen Anführern (?), oder von anderen Ehrenstellen die Aufzählung der Namen, die als Merkmale für die früheren Begebenheiten dienen, um höhere Glaubwürdigkeit zu gewinnen.* Wir verstehen Hn. *B.* kaum in dieser wunderlichen Übersetzung. Die Aufzählung der Namen soll ja nicht berechnet werden (was sagt überhaupt der seltsame Ausdruck?), sondern die Jahre, die der peloponnesische Krieg gedauert hat. Wo steht ferner *von anderen Ehrenstellen* etwas im Griechischen? und wie kann endlich πιστεύσας μᾶλλον bedeuten: um höhere Glaubwürdigkeit zu erlangen? Wir construiren so: σκοπείτω δέ τις κατὰ τοὺς χρόνους, καὶ μὴ (sc. κατὰ) τὴν ἀπαρίθμησιν τῶν ὀνομάτων τῶν ἑκασταχοῦ ἢ ἀρχόντων, ἢ ἀπὸ τιμῆς τινος σημαινόντων ἐς τὰ προγεγενημένα, πιστεύσας μᾶλλον. Wir tilgen also nach σκοπείτω τις das Comma, und setzen es nach χρόνους, aber lassen auf ὀνομάτων kein Comma folgen, wie Hr. *B.* will, und suppliren auch σκοπείτω bey τὴν ἀπαρίθμησιν. Unsere Übersetzung würde nun, mehr wörtlich, als schön ausgedrückt, so lauten: *Man sehe aber auf die Jahreszeiten, und nicht auf die Aufzählung der Namen* (d. h. man richte sich nach den aufgezählten Namen) *derjenigen, die jedesmal entweder Archonten waren, oder nach einer gewissen* (von ihnen bekleideten) *Ehre zur Bezeichnung für frühere Begebenheiten dienen, indem man* (der letzteren Berechnungsart) *mehr Glauben schenkt.* So wird unseres Bedünkens wenigstens ein klarer Sinn gewonnen, und den Worten geschieht keine unnatürliche Gewalt, wie dieses bey anderen Constructionen der Fall ist.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

JUGENDSCHRIFTEN. *Berlin*, b. Herausgeber: *Liedersammlung zur Erhebung, Veredlung und Erfreuung des Herzens.* Ein angenehmes, nützliches und dauerndes Weihnachts-, Neujahrs- und Geburtstags-Geschenk für die deutsche Jugend. Herausgegeben von *Martin Friedr. Philipp Bartsch*, Vorsteher einer Lehr- und Erziehungs-Anstalt. 1811. XII u. 430 S. 16. Wir hätten denn wohl der Liedersammlungen, Anthologieen und Declamationsbücher genug, zumal da sich unsere Sammler das Geschäft so leicht machen, dass nichts weiter als geläufige Finger und ein Dutzend poetische Taschenbücher dazu gehören, um mit der Arbeit fertig zu werden. An verständiger Auswahl, an einem sicheren und reinen Geschmack und an einer methodischen Stufenfolge ist dabey nicht zu denken. Auch vorliegende Sammlung, die sich gleich auf dem Titel mit so grossem Pompe ankündigt, gehört unter diese Kategorie und zeichnet sich vor ähnlichen Erzeugnissen einer kleinlichen Autorsucht nur durch ein feineres Papier und einen gefälligeren Druck aus. Doch ist auch dieser, um das Mass der Sünden recht voll zu machen, durch gräuliche Druckfehler entstellt: denn Verse, wie folgende:

> Wende dich zu uns, zum *wirthschaftlichen* Tische —
> Hebet die Blicke, die *trubend* sich senken —
> Wenn euch die Nebel des Trübsinns *zur* grauen —

und hundert ähnliche sollen doch wohl keine Verbesserungen seyn?

L. Th.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Lemgo, in der meyerschen Buchhandlung: *Thucydides Geschichte des peloponnesischen Krieges*, aus dem Griechischen übersetzt und mit kritischen Anmerkungen erläutert von D. *Johann David Heilmann* und *G. G. Bredow* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Cap. 22. *ὡς δ' αὐτῶν οὐκ ἐσήκουον, ἐκείνους μὲν ἀπέπεμψαν, αὐτοὶ δὲ πρὸς τοὺς Ἀθηναίους ξυμμαχίαν ἐποιήσαντο, νομίζοντες, ἥκιστα ἂν σφίσι τούς τε Ἀργείους, ἐπειδὴ οὐκ ἤθελον, Ἀμπελίδου καὶ Λίχου ἐλθόντων, ἐπισπένδεσθαι, νομίσαντες αὐτοὺς ἄνευ Ἀθηναίων οὐ δεινοὺς εἶναι, καὶ τὴν ἄλλην Πελοπόννησον μάλιστ' ἂν ἡσυχάζειν· πρὸς γὰρ ἂν τοὺς Ἀθηναίους, εἰ ἐξῆν, χωρεῖν.* Hr. *B.* hält die Stelle für verdorben, oder für nachlässig geschrieben, bezieht aber mit dem Scholiasten *αὐτῶν* auf die Bundesgenossen, *ἐσήκουον* auf die Lacedämonier [wiewohl er unten bey der Übersetzung schon vergessen zu haben scheint, was er oben gesagt; denn er übersetzt: *als sie* (die Bundesgenossen) *ihren Befehlen nicht gehorchten*], *αὐτοὶ* wieder auf die Lacedämonier, und *αὐτοὺς* auf die Argiver, und behauptet, dass *νομίσαντες* auf dasselbe Subject gehe, worauf *νομίζοντες* bezogen werden muss, nämlich auf die Lacedämonier, und dass also *νομίσαντες αὐτοὺς* den vorher abgebrochenen Satz *νομίζοντες τούς τε Ἀργείους* wieder aufnehme. Wir können nicht beystimmen. Wir sehen nicht ein, warum man *αὐτῶν* und *αὐτοὶ*, die so nahe bey einander stehen, nicht auf dasselbe Subject beziehen will, wie denn Hr. *B.* als Übersetzer auch gethan hat. Auch kann *νομίσαντες*, wenn die Lesart richtig ist (und keine Handschrift zeigt eine Variante), nach der Stellung, worin es vorkömmt, auf kein anderes Subject, als auf die Argiver, bezogen werden, da *νομίζοντες* und *νομίσαντες*, das eine im Praesens, das Andere im Aorist, verschiedene Subjecte voraussetzen. Wenn man aber *νομίσαντες* auf die Argiver bezieht: so muss *αὐτοὺς* nothwendig auf die Lacedämonier gehen. Wir glauben, dass *νομίσαντες* bis *δεινοὺς εἶναι* als Parenthese betrachtet werden müsse, und lassen *καὶ ἡσυχάζειν* von *νομίζοντες* abhängen, wie es *τούς τε Ἀργείους* zu erfodern scheint. Nach diesen Voraussetzungen würden wir die Stelle so verdeutschen: *Da sie* (nämlich die Bundesgenossen) *nicht auf ihre* (der Lacedämonier) *Vorstellungen hörten, schickten diese* (die Lac.) *jene weg, machten aber selbst ein Bündniss mit den Athenern, da sie glaubten, dass eines Theils die Argiver mit ihnen auf keinen Fall einen Vertrag schliessen, da sie vorher, als Ampelidas und Lichas kamen, es nicht gewollt hatten (denn sie* (die Argiver) *hielten sich* (damals) *überzeugt, die Lacedämonier* (*αὐτοὺς*) *würden ihnen ohne die Athener nicht gefährlich seyn*), *anderen Theils alle übrigen Peloponnesier sich gerne ruhig verhalten würden; denn zu den Athenern würden sie* (die Peloponnesier) *übergehen, wenn es ihnen frey stände.* (Wären aber die Athener Bundesgenossen der Athener: so könnten die Peloponnesier auf jene nicht mehr rechnen, wie Hr. *B.* richtig erklärt.) So hat auch der Scholiast, der sich überall als einen verständigen und scharfsinnigen Erklärer des Thuc. zeigt, die Stelle verstanden, nur dass er *αὐτῶν* auf die Bundesgenossen, und *ἐσήκουον* auf die Lacedämonier bezieht, welches man auch thun kann, ohne dass der Sinn darunter leidet. — C. 54. Hr. *B.* glaubt, man lese am besten mit *Grammius* *ἐσέβαλον* statt *ἐσέβαλλον*; aber im folgenden Cap. kommen dieselben Worte *ἐσέβαλλον καὶ ἐδῄουν* vor, ohne dass er eine Änderung nöthig hält. — C. 77. *ἐπιδείξαντας δὲ τοῖς ξυμμάχοις ξυμβαλέσθαι, αἴκα αὐτοῖς δοκῇ· αἰ δέ τι καὶ ἄλλο δοκῇ τοῖς ξυμμάχοις οἴκαδ' ἀπιάλλειν.* Hr. *B.* übersetzt: *Auf gethane Anzeige könnten beide Parteyen mit ihren Bundesgenossen zusammentreten, wenn diese es wollten; wollten die Bundesgenossen es nicht: so werde man sie in ihre Heimath entsenden.* Aber der Zusatz, man wolle die Bundesgenossen wieder in ihre Heimath entsenden, ist doch gar seltsam. Dass man die Bundesgenossen wieder entlassen musste, wenn die Berathschlagungen beendigt waren, sie mochten nun nach dem Wunsche der Lacedämonier und Argiver, oder gegen denselben ausfallen, verstand sich ja von selbst. Uns scheinen also *Portus* und *Kistemaker* die Wahrheit gesehen zu haben, wenn sie nach *ἄλλο δοκῇ* ein Comma setzen, und *τοῖς ξυμμάχοις* mit *οἴκαδ' ἀπιάλλειν* verbinden. Dann ist der Gedanke des letzteren Satzes: *Wenn man aber auch etwas anderes belieben sollte: so wolle man den Bundesgenossen Nachricht davon in ihre Heimath schicken.* Das *καὶ* bey *ἄλλο* scheint keine andere, als die gegebene Erklärung, zu gestatten. Hr. *B.* und die anderen Übersetzer, übergehen es ganz. Auch steht im Griechischen nicht, dass Abgeordnete der Bundesgenossen nach Argos oder Lacedämon kommen sollten. Im Griechischen heisst es nur: sie wollten den Bundesgenossen den Vertrag mittheilen, und mit ihnen,

wenn sie wollten, sich besprechen, berathen (wahrscheinlich durch Abgeordnete, die von Argos und Lacedämon in die verbündeten Städte gesandt wurden). Zu diesem Gedanken passt gut der Zusatz: sie wollten ihnen auch von anderen Verabredungen, die sie treffen würden, Nachricht geben. — C. 108. καὶ (ἡγούμεθα) βεβαιοτέρους, ἢ ἐς ἄλλους, νομιεῖν. Hr. *B.* übersetzt: *und standhafter, als gegen andere, ihren Grundsätzen getreu bleiben.* Wir begreifen nicht, wie die griechischen Worte diesen Sinn haben können; wenigstens hätte Hr. *B.* den Begriff von νομίζειν näher entwickeln müssen. Er beruft sich freylich auf den Scholiasten; aber bey diesem fanden wir nichts, was diese Erklärung begünstigte. Uns scheinen *Heilmann* und *Bauer* die Stelle am besten verstanden zu haben. Beide suppliren ἡμᾶς ἐς αὐτοὺς bey βεβαιοτέρους: *und dass sie uns für zuverlässiger gegen sie, als gegen andere, halten. Kistemaker* zieht βεβαιοτέρους auf κινδύνους, und übersetzt: *dass sie die für uns übernommenen Gefahren für sicherer halten, als die für andere übernommenen.* So hat der Scholiast die Stelle vielleicht auch verstanden. — C. 110. καὶ οὐ περὶ τῆς μὴ προσηκούσης μᾶλλον, ἢ τῆς οἰκειοτέρας ξυμμαχίδος τε καὶ γῆς, ὁ πόνος ὑμῖν ἔσται. Hr. *B.* hält τε für ein Glossem von καί, welches uns nicht wahrscheinlich ist. Hr. *Kistemaker* glaubt, dass τε καὶ vor ξυμμαχίδος stehen müsse; und diess ist auch unsere Meinung. — L. 6, 4. οἱ δ' ἄλλοι, ἐκ τῆς Θάψου ἀναστάντες, Ὕβλωνος βασιλέως Σικελοῦ προδόντος τὴν χώραν, καὶ καθηγησαμένου, Μεγαρέας ᾤκισαν τοὺς Ὑβλαίους κληθέντας. Hr. *B.* tadelt *Heilmanns* Erklärung, der ἀναστάντες durch: *die aufbrechen*, und προδόντος τὴν χώραν durch: *der das Land aufgab*, übersetzt, und behauptet, ἀναστάντες könne überhaupt, und zumal in diesem Zusammenhange nicht wohl etwas anderes, als *expulsi*, heissen. Wir können nicht beypflichten. Wenn Hr. *B.* die Stellen vergleichen will, worin ἀνιστάναι vorkömmt: so wird er finden, dass es eben sowohl *aufstehen*, als *aufstehen machen* bedeute. Man s. unter anderen nur L. 2, 49. L. 8, 45, in welcher letzteren Stelle es in derselben Bedeutung vorkömmt, wie es hier von *Heilmann* genommen ist. Hr. *B.* übersetzt die Stelle so: *Die übrigen aber, aus Thapsos vertrieben, indem Hyblon, ein sikelischer Konig, ihnen den Platz übergab, und sie selbst dahin führte, gründeten das sogenannte hybläische Megara.* Aber kann προδιδόναι τὴν χώραν heissen: *ein Land übergeben?* Wenn man den Worten unbekannte Bedeutungen unterschiebt: so muss man sie auch durch Parallelstellen rechtfertigen. Wir ziehen die *heilmannische* Erklärung vor, zumal da ἀναστάντες, wenn es *expulsi* heisst, mit ὑπὸ verbunden zu werden pflegt. — C. 10. Mit Recht liest Hr. *B.* δὲ nach σφαλέντων, nach *Kistemaker*; aber wenn er οὕτω γὰρ ἐνθένδε τε ἄνδρες ἔπραξαν αὐτὰς καὶ ἐκ τῶν ἐναντίων übersetzt: *denn auf solche Bedingungen haben ihn Männer von hier unterhandelt:* so können wir ihm unseren Beyfall nicht geben. Denn was soll man bey dem Ausdruck: *auf solche Bedingungen*, suppliren? Soll man ergänzen: *damit der Friede euch Sicherheit gewähre?* Aber dann steht die Parenthese am unrechten Ort. Oder: *damit er nur ein Frieden dem Namen nach sey?* Aber dann klagt Nikias sich selber an. Offenbar ist der Sinn folgender: *denn dahin haben Männer von hier* (er zielt auf den Alcibiades) *und von den Gegnern die Sachen gebracht* (nämlich dass der geschlossene Frieden nur ein Scheinfrieden ist, der nur, so lange ihr euch ruhig verhaltet, bestehen kann). Wir lesen αὐτὰ statt αὐτὰς mit den besten Handschriften. — C. 20. Da die meisten und besten Handschriften, so wie der Scholiast, die Lesart ἀπ' ἀρχῆς φέρεται statt ἀπαρχῇ εἰσφέρεται haben: so wundert uns, dass Hr. *B.* die gewöhnliche Lesart in Schutz nimmt, die sich nicht anders, als durch eine willkührlich angenommene Vermuthung, rechtfertigen lässt. Und gesetzt auch, der Tribut wäre in Naturallieferungen bezahlt worden: so waren diess doch schwerlich die Erstlinge der Früchte. — C. 37. Mit Recht liest Hr. *B.* nach *Abresch* und *Bauer:* ἤπου γε δὴ ἐν πάσῃ πολεμίᾳ Σικελίᾳ (ξυστήσεται γὰρ) στρατοπέδῳ τε ἐκ νεῶν ἱδρ. — — — οὐκ ἐπὶ πολὺ — — — ἐξιόντες. Aber wenn er ἐξιόντες bey στρατοπέδῳ supplirt: so können wir ihm nicht beypflichten; denn wer sagt: *sie gehen in einem Lager nicht hervor?* Das Natürlichste ist, aus dem vorhergehenden οὐ διαφθαρῆναι das Verbum zu suppliren: *geschweige denn, dass sie nicht umkommen sollten, in dem ganz feindlichen Sicilien (denn es wird sich gegen sie vereinigen) und in einem Lager, das zusammengesetzt ist aus Schiffen, Zeltchen und den übrigen nothdürftigsten Geräthen, da sie aus Furcht vor unseren Reitern sich nicht weit von demselben entfernen können.* — C. 69. ἔπειτα δέ, ἐν παρέργῳ, καὶ εἴ τι ἄλλο ξυγκαταστρεψαμένοις ῥᾷον αὐτοῖς ὑπακούσεται. Hr. *B.* weiss sich ὑπακούσεται nicht anders zu erklären, als wenn er τι ἄλλο als Nominativ nimmt. Er übersetzt desshalb: *dann war ihnen ein Nebengedanke, ob den Athenern etwas anderes, wenn sie es gemeinschaftlich mit ihnen unterjocht hätten, leichter gehorchen* (und also ihnen, den gegenwärtigen Unterthanen, Erleichterung verschafft) *werde.* Aber was für ein seltsamer Sinn entsteht aus dieser Erklärung! Wie konnten die gegenwärtigen Unterthanen der Athener hoffen, dass andere Völker, wenn sie dieselben mit den Athenern unterjocht hätten, diesen letzteren leichter gehorchen würden, oder dass ihnen aus dem leichteren Gehorsam anderer Erleichterung verschafft würde? Hier ist ja gar kein vernünftiger Zusammenhang. Wir sehen bey dieser Stelle keine so grosse Schwierigkeit. Der Nominativ, der bey ὑπακούσεται supplirt werden muss, ist das vorhergehende τὸ ὑπήκοον: *Dann war auch ein Nebengedanke bey ihnen* (nämlich bey den Unterthanen), *ob sie ihnen* (den Athenern) *vielleicht leichter gehorchen würden* (d. h. unter leichteren Bedingungen gehorchen würden, also gelinder beherrscht werden dürften), *wenn sie gemeinschaftlich mit ihnen andere unterjocht hätten.* Die Unterthanen hofften, dass die Athener ihnen das Joch erleichtern würden, wenn

ſie ihnen wegen des bey der Unterwerfung anderer Völkerſchaften geleiſteten Beyſtandes Verbindlichkeit hätten. — L. 7, 8. ὁ δὲ τὰ κατὰ τὸ στρατόπεδον διὰ φυλακῆς ἤδη ἔχων, ἑκουσίων κινδύνων ἐπιμελεῖτο. Hr. *B.* glaubt, daſs *Hobbes*, der überſetzt: *was weary of entering into any voluntary dangers*, den Sinn dieſer dunkeln Stelle am richtigſten gefaſst habe. Er ſelber erklärt umſchreibend die Stelle ſo: *Nikias, der jetzt ſchon dahin gekommen war, ſein Lager nur gehörig zu ſchützen, hatte fortdauernd unter beſtändigen Sorgen ſein Augenmerk auf freywillige Gefahren*, d. i., war beſorgt um freywillige Gefahren, ſuchte vor allem nur zu verhüten, daſs er nicht ſelbſt zu Gefahren oder Kämpfen Anlaſs gab. So ſchön der Gedanke an ſich bey dieſer Erklärung iſt: ſo kann ſie doch nicht Statt finden; denn ἐπιμελεῖσθαι mit dem Genitiv heiſst nicht: *für etwas beſorgt ſeyn*, oder: *unter Sorgen auf etwas ſein Augenmerk richten*; ſondern es heiſst: *etwas beſorgen. verwalten*, ohne Nebenbegriff von Bekümmerniſs. *Heilmann*, der die andere Lesart ἢ δι' ἑκουσίων ſtatt ἑκουσίων gewählt hat, ſcheint uns die Stelle allein richtig erklärt zu haben, es mag nun μᾶλλον bey ἤδη im Texte geſtanden haben, wie man wirklich in einer pariſer Handſchrift findet, oder ſupplirt werden müſſen, welches auch nichts Ungewöhnliches iſt. Daſs ἢ δι' in einigen Handſchriften ausgefallen iſt, läſst ſich leicht begreifen, theils weil ἤδη kurz vorher geht, theils weil die Lesart wohl Manchem unverſtändlich war. Das Comma muſs nach dieſer Lesart nach κινδύνων geſetzt werden. Man überſetze: *Nikias aber nahm Bedacht, mehr, wie er jetzt das Lager hütete, als freywilligen Gefahren* (oder Kämpfen) *ſich bloſs ſtellte.* Wir ſehen bey dieſer Lesart nicht die geringſte Schwierigkeit übrig. — C. 13. οἱ μὲν ἐπ' αὐτομολίας προφάσει ἀπέρχονται. Hr. *B.* überſetzt: *einige verlaſſen uns Athener, wobey ſie als Grund anführen, zum Feinde übergehen zu wollen.* Aber es iſt doch äuſserſt unnatürlich, daſs die fremden Soldaten ſelbſt ankündigen, daſs ſie zum Feinde übergehen wollen, und daſs man ſie, die einzelnen, nach dieſer Ankündigung ſo ungehindert fortlaufen läſst. Wenn die Lesart ächt iſt: ſo muſs πρόφασις hier *Gelegenheit* bedeuten, in welcher Bedeutung es auch bey Demoſthenes vorkommen ſoll. Man muſs alſo überſetzen: *einige gehen weg, ſobald ſie Gelegenheit zum Überlaufen finden, andere entfernen ſich, wie ſie ſonſt können* (ohne eben zum Feinde überzugehen). — C. 16 billigt Hr. *B.*, daſs *Gail* εἴκοσι καὶ ἑκατὸν τάλαντα ſtatt εἴκοσι τάλαντα (eine Lesart, die er in einer einzigen Handſchrift fand) in den Text aufgenommen, weil Diodor ſagt, Eurymedon ſey mit 140 Talenten nach Sicilien gekommen. Der Grund ſcheint uns ſchwach. Diodor ſagt ja auch, Eurymedon ſey im Anfange des Frühlinges nach Sicilien gekommen, obgleich Thucydides ſeine Abreiſe gerade in den Anfang des Herbſtes ſetzt. Die Summe von 120 Talenten möchte wohl zu groſs ſeyn, da die Haupthülfe erſt im Frühjahre kommen ſollte. — C. 48. ὡς πολὺ κρείσσους εἰσὶ bezieht Hr. *B.* auf die Athener, da Andere es mit gröſserer Wahrſcheinlichkeit auf die Feinde der Athener beziehen, weil ὡς alsdann ſeine eigene Bedeutung behält. — C. 56. πλήν γε δὴ τοῦ ξύμπαντος λόγου τοῦ ἐν τῷδε τῷ πολέμῳ πρὸς τὴν Ἀθηναίων τε πόλιν καὶ Λακεδαιμονίων. Hr. *Kiſtemaker* erklärt dieſe Worte ſo: *excepto quidem* (*et ſi etiam excipias*) *omni eo militum numero, qui in hoc bello erat ex Athenienſium et Laconum urbe.* Er meint alſo, daſs Thucydides die Truppen der Athener und Lacedämonier nicht mit zählen wolle. Dieſer Erklärung gemäſs, überſetzt er C. 57 Ἀθηναῖοι μὲν αὐτοὶ, Ἴωνες ἐπὶ Δωριέας Συρακουσίους ἑκόντες ἦλθον: *Iones quidem, qui ipſi erant Athenienſes, oriundi ab Athenienſibus, voluntarii, ſua ſponte*; und wundert ſich, daſs alle Ausleger den wahren Sinn des Schriftſtellers verfehlt haben. Aber wie kann erſtlich πρὸς τὴν Ἀθηναίων τε πόλιν καὶ Λακεδαιμονίων heiſsen: aus der Stadt der Athener und Lacedämonier? Zweytens Thucydides zählt ja wirklich im 59ſten Cap. die Lacedämonier mit, nämlich den Gylippos und die Neodamen (denn andere Lacedämonier waren nicht nach Syrakus geſandt worden); er muſs alſo auch hier die Athener mit zählen, und er thut es deutlich genug. Was aber drittens dieſe unnatürliche Erklärung ganz unhaltbar macht, iſt, daſs die Ionier noch beſonders als Bundesgenoſſen der Athener genannt werden; denn weiter unten heiſst es. ἐκ δ' Ἰωνίας, Μιλήσιοι, καὶ Σάμιοι, καὶ Χῖοι. Was ſollten denn für Ionier gemeint ſeyn, die Abkömmlinge der Athener waren? Die Worte alſo πλήν γε bis Λακεδαιμονίων können nichts anders heiſsen als: *auſser der ganzen Menge, die ſich in dieſem Kriege bey der Stadt der Athener und Lacedämonier verſammelte.* — C. 57. ἀλλ', ὡς ἑκάστοις τῆς ξυντυχίας ἢ κατὰ τὸ ξυμφέρον, ἢ ἀνάγκης ἔσχον. Hr. *B.* verbindet ἑκάστοις mit ξυντυχίας, und überſetzt: *durch die jedem ſich darbietenden Umſtände.* Uns ſcheint aber, daſs, wenn man ἑκάστοις mit ξυντυχίας verbinden ſollte, es dem letzteren Worte nachgeſetzt ſeyn würde; und wir ziehen daher die Lesart ἔσχε vor, welche zwey Codices darbieten. — C. 57. οὗτοι δ' εἰσὶ Δρύοπες, ὑπήκοοι δ' ὄντες, καὶ ἀνάγκῃ, ὅμως Ἴωνές τε ἐπὶ Δωριέας, ἠκολούθον. Hr. *B.* möchte leſen καὶ ἀνάγκῃ ὅμως, ὡς Ἴωνές γε ἐπὶ Δωρ. Uns ſcheint zu dieſer Änderung kein hinlänglicher Grund. Sollte auch τε nicht ohne nähere Beziehung ſtehen können (welches noch keinesweges erwieſen iſt, da es an ſo vielen Stellen, wo man immer an eine Änderung denkt, ohne dieſe Beziehung vorkömmt; ſ. unter anderen C. 75 αὐτοῦ τε), und alſo in γε verändert werden müſſe: ſo würden wir doch ὅμως von Ἴωνες nicht trennen. Denn der Gedanke iſt: *ſie folgten freylich als Unterthanen, aber doch als Ionier* (und als ſolche freywillig, des Nationalhaſſes wegen) *gegen die Dorier.* — C. 63. ὅσῳ τῶν ἄνωθεν μᾶλλον τὸ ἔργον τοῦτο. Hr. *B.* überſetzt: *je mehr dieſes eigentlich ein Werk derer ſeyn wird, die aus dem inneren Lande her die Schiffe beſtiegen haben.* Wie ſeltſam! Man ſieht ja gar nicht ein, warum Thucy-

dides einen solchen Zusatz bey dem Worte *Hopliten* gemacht haben sollte, da ein Jeder bey Hopliten an Landsoldaten denken muss, die übrigens nicht eben aus dem Inneren des Landes hergekommen seyn durften. Warum verwirft Hr. *B.* die gewöhnliche Erklärung, die hier so passend ist? *die von oben herab*, d. h. von den Verdecken, kämpfen sollen. Die Hopliten auf den Verdecken sollten für den Kampf das Meiste entscheiden. Vergl. C. 70 οἵ τε ἐπιβάται ἐθεράπευον. ὅτε προσπέσοι ναῦς νηΐ, μὴ λείπεσθαι, τὰ ἀπὸ τοῦ καταστρώματος τῆς ἄλλης τέχνης. Was dort ἀπὸ τοῦ καταστρώματος, ist hier ἄνωθεν. — C. 67. Die Erklärung, welche Hr. *Kistemaker* von ἢ τύχης ἀποκινδυνεύσει, nach *Abreschens* Construction giebt, ist hart. Rec. ist überzeugt, dass man mit *Duker* ἀποκινδυνεῦσαι lesen müsse. — C. 71. Ὅτε ἐκ τῆς γῆς πεζὸς ἀμφοτέρων — — — πολὺν τὸν ἀγῶνα καὶ ξύστασιν τῆς γνώμης εἶχε. Hr. *B.* übersetzt: *die beiderseitigen Landheere fochten in Gedanken lebhaft den Kampf mit, und stellten sich in Gedanken einander gegenüber.* Aber ἄγων steht hier für ἀγωνία, und ξύστασις τῆς γνώμης ist *Spannung des Gemüths.* Gleich darauf: ὅ,τε φόβος ἦν ὑπὲρ τοῦ μέλλοντος οὐδενὶ ἐοικώς, καὶ διὰ τὸ ἀνώμαλον καὶ τὴν ἔποψιν τῆς ναυμαχίας ἐκ τῆς γῆς ἠναγκάζοντο ἔχειν. Hr. *B.* erklärt so: *theils war ihre Furcht sehr gross, theils wurden sie auch dadurch, dass es in den verschiedenen Theilen des Kampfes ungleich aussah, genöthigt, das Seetreffen nicht aus den Augen zu verlieren.* Nein, nicht der ungleiche Kampf, sondern ihre Furcht, ihre Erwartung nöthigte sie zu der Betrachtung. Offenbar muss man ἀνώμαλον hier in doppelter Beziehung nehmen, und construiren ἠναγκάζοντο καὶ διὰ τὸ ἀνώμαλον τῆς ναυμαχίας καὶ τὴν ἔποψιν (ἀνώμαλον) ἔχειν, *theils musste man wegen des ungleichen Kampfes auch einen ungleichen Anblick haben.* — C. 84. Die Hnn. *B.* und *Kistemaker* ziehen die Lesart des Cod. Reg. und des Suidas κατέῤῥεον ἐς τὰ ἐπὶ θάτερά τε τοῦ ποταμοῦ. παραστάντες δὲ οἱ Συρακ. vor, weil die Syrakusier nach ihrer Meinung von dem diesseitigen Ufer auf die Durchgehenden schiessen. Aber woher weiss man, dass sie auf dem diesseitigen Ufer standen? Im Folgenden steht nur, dass die Syrakusier den Athenern nach in den Fluss stiegen. Diess konnte eben so gut vom jenseitigen, als diesseitigen Ufer geschehen. Dass die Athener von dem Flusse nach dem jenseitigen Ufer getrieben wären, gestattet der Lauf des Stromes nicht, der abwärts, aber nicht seitwärts führt. Wahrscheinlich waren die syrakusischen Reiter den Athenern voraus nach dem jenseitigen Ufer geeilt, von welchem sie nun wieder in den Fluss stiegen. — L. 8, 29. Hr. *Kistemaker* vermuthet, dass nach πέντε ναῦς καὶ das Wort πεντήκοντα doppelt gestanden habe, und dass also der Sinn sey, er gab für 55 Schiffe 53 Talente. Allein so hätte Tissaphernes ja nur 2 Talente erspart. Dieser Ersparniss wegen war es kaum der Mühe werth, die den Peloponnesern Anfangs ganz für den Monat bezahlte Drachme zu entziehen. Auch ist dadurch nicht erklärt, warum die fünf lacedämonischen Schiffe (denn diese versteht Hr. *K.* unter den fünf Schiffen, die vorher ausgenommen werden, denen, wie er glaubt, nur drey Obolen für den Mann bestimmt gewesen) weniger, als die übrigen, erhalten sollten. Man möchte eher glauben, dass diese mehr erhalten hätten. Man wird die Stelle wohl als unheilbar aufgeben müssen.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Weimar*, im Landes-Industrie-Comptoir: *Einige Worte über den Vortrag der Anatomie auf Universitäten.* Nebst einer neuen Darstellung des Gekröses und der Netze, als Fortsätze des Bauchfells. Von *Ludwig Friedrich v. Froriep*, des k. w. Civil-Verdienst-Ordens Ritter, der Philos., Medic. u. Chirurg. Dr., ordentl. Prof. der Anatomie, Chirurgie u. Geburtshülfe an der k. Universität zu Tübingen u. s. w. Mit zwey Kupfertafeln. 1812. 17 S. 4. (9 gr.). Mit Recht tadelt der Vf., nachdem er die verschiedenen Rücksichten, welche der Lehrer der Zergliederungskunde auf Physiologie, Chirurgie und gerichtliche Arzneykunde nehmen muss, angeführt hat, einen Vortrag, der nur das Gedächtniss der Zuhörer in Anspruch nimmt, und zieht auch die analytische Methode des Unterrichtes in der Zergliederungskunde der synthetischen Methode vor. Auch sind wir sehr einverstanden mit den Winken, welche über die, bey den Vorträgen zu beobachtende Ordnung gegeben werden. Vorzüglich wichtig ist aber die zweyte Abtheilung dieser gehaltreichen Schrift, welche einem von Lehrern und Schülern längst gefühlten Bedürfnisse auf eine sinnreiche und ganz zweckmässige Weise abhilft. Denn bey allen Bestrebungen des Lehrers, das Verhältniss des Bauchfelles bey der Bildung der Netze und des Gekröses deutlich aus einander zu setzen, bleibt die Sache doch immer den Zuhörern dunkel, oder wird nicht richtig aufgefasst, wenn sie nur die verschiedenen Flächen oder Wände der Bauchhaut in dem Leichname sehen, und die Phantasie zu Hülfe nehmen müssen, um sich das Einzelne im gehörigen Zusammenhange vorzustellen. Zwar hat *John Bell* (Zergliederung des menschl. Körp., nach dem Engl. umgearb. von *Heinroth* und *Rosenmüller*, Thl. 2. Taf. XXI) einen Versuch gemacht, das Bauchfell mit seinen Verhältnissen zu den Theilen des Unterleibes an einem, durch einen perpendicularen Schnitt bewirkten Segmente darzustellen, allein auf die Netze ist dabey gar keine Rücksicht genommen worden. Hr. *v. Fr.* hat dagegen an einem, der Richtung nach ähnlichen Segmente, auf der zweyten Tafel, die Netze im Profil mit der grössten Deutlichkeit dargestellt, so dass der Verlauf der Bauchhaut zu ihrer Hervorbringung sogleich ins Auge fällt. Die erste Tafel stellt ein ganz originelles und neues Segment dar. Es wurde nämlich an dem Leichname der Unterleib quer durchschnitten, und dessen untere Hälfte auf einer Horizontalfläche liegend gezeichnet, so dass nun die Bildung des Gekröses durch das Bauchfell mit der höchsten Deutlichkeit vorgewiesen werden kann. Die Abbildungen entsprechen durch ihre Deutlichkeit dem Zwecke vollkommen, und die erläuternde Auseinandersetzung des Bauchfelles und seiner Fortsätze als Gekrös oder Netz, durch die kurze Beschreibung, werden auch die ersten Anfänger in der Zergliederungskunde für ihre Aufklärung über diesen Gegenstand genügend finden.

C. T.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Lemgo, in der meyerschen Buchhandlung: *Thucydides Geschichte des peloponnesischen Krieges*, aus dem Griechischen übersetzt und mit kritischen Anmerkungen erläutert von D. *Johann David Heilmann*, und *G. G. Bredow* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

C. 35. ἠδ' ἀφειστήκει ἤδη ἀπὸ Τισσαφέρνους. Hr. *Bredow* behauptet, dass ἀπὸ Τισσαφέρνους *auf Veranlassung des Tissaphernes* heisse. Hätte aber Thucydides sagen wollen, dass Knidos vom Tissaphernes abgefallen wäre: so hätte er entweder ἀπὸ ganz weglassen, und nur den Genitiv setzen, oder ἀπὸ Τισσαφέρνους sagen müssen. Denn dass ἀφιστάναι ἀπό τινος nicht bloss heissen könne: *von Jemandem abfallen*, sondern auch gewöhnlich heisse, wird Hr. *B.* nicht in Abrede seyn. Dass aber die griechische Sprache eine solche Vieldeutigkeit gestattete, dass dieselbe Redensart zwey beynahe entgegengesetzte Bedeutungen haben könnte: *von Jemandem abfallen, und durch Jemanden abfallen*, wird uns Niemand einreden. Unter den Stellen, auf welche sich Hr. *B.* beruft, um seine Bedeutung von ἀπὸ zu rechtfertigen, ist nur eine streng beweisend, und zwar L. 1, 12 ἀφ' ὧν ἐκπίπτοντες. Wir sind aber überzeugt, dass man auch dort ὑφ' ὧν lesen müsse. Dass ἀπὸ und ὑπὸ in Handschriften leicht verwechselt werden konnten, und oft verwechselt sind, leidet keinen Zweifel. Wir glauben daher mit *Wolf*, dass bey älteren griechischen Schriftstellern ἀπὸ und ὑπὸ nie als gleichbedeutend gebraucht sind. Die Griechen würden sich ja selbst nicht unter einander verstanden haben, wenn dieselben Redensarten entgegengesetzte Bedeutungen gehabt hätten. Hier werden wir also nothwendig ὑπὸ Τισσαφέρνους lesen müssen. — C. 45. *οὐ τοσοῦτον πενίᾳ, ὅσον ἵνα αὐτῶν μὴ οἱ ναῦται ἐκ περιουσίας ὑβρίζοντες, οἱ μὲν τὰ σώματα χείρω ἔχωσι, δαπανῶντες ἐς τοιαῦτα, ἀφ' ὧν ἡ ἀσθένεια ξυμβαίνει, οἱ δὲ, τὰς ναῦς ἀπολιπόντες, ἐς ὁμηρείαν τὸν προσοφειλόμενον μισθόν.* Hr. *B.* giebt den Sinn dieser schwierigen Stelle nach *Aem. Portus*; aber trägt nichts bey, die grammatische Schwierigkeit zu lösen. Hr. *Kistemaker* will lesen entweder: *οἱ δὲ τὰς ναῦς ἀπολίπωσι, ἐς ὁμηρείαν τοῦ προσοφειλομένου μισθοῦ*, oder: *οἱ δὲ τας ναῦς ἀπολίπωσι, ὑπολίποντες ἐς ὁμηρείαν τὸν προσοφειλόμενον μισθόν.* Bey der ersten Lesart verstehen wir die Worte ἐς ὁμηρείαν τοῦ προσοφειλομένου μισθοῦ nicht, und von Hn. *K.* werden sie auch nicht erläutert. Den Gedanken, welchen die letztere Lesart darbietet, kann man durch eine leichtere Änderung gewinnen, wenn man nach οἱ μὲν und οἱ δὲ die Commata tilgt, und nach ναῦς ein Comma setzt, und nach ὁμηρείαν ein δὲ einschiebt. Nach dieser Änderung müsste man die ganze Stelle so übersetzen: *Nicht so sehr aus Dürftigkeit* (nämlich geben die Athener ihren Seeleuten nur drey Obolen), *als damit nicht die Seeleute, übermüthig wegen des Überflusses, einige die Körper verderben, indem sie ihr Geld für Dinge aufwenden, wodurch die Körper geschwächt zu werden pflegen, andere den Zustand auf den Schiffen* (nämlich verderben; wir suppliren χείρους ἔχωσι), *indem sie diese verlassen, zum Unterpfande aber den Sold, den man ihnen noch schuldig ist* (man supplire ἀπολιπόντες, in den Händen der Ihrigen zurücklassen). Sie glauben nämlich um so eher zum Weglaufen berechtigt zu seyn, weil sie ja durch den grossen Sold, den man ihnen noch schuldig ist, und vielleicht nicht bezahlen kann, eine Art von Unterpfand, von Schadloshaltung zurücklassen. Uns befriediget freylich auch diese Erklärung nicht ganz; aber sie scheint uns doch die erträglichste. C. 48. *τούς τε καλοὺς κἀγαθοὺς ὀνομαζομένους, οὐκ ἐλάσσω, αὐτοὺς νομίσειν, σφίσι πράγματα παρέξειν τοῦ δήμου, ποριστὰς ὄντας καὶ ἐσηγητὰς τῶν κακῶν τῷ δήμῳ, ἐξ ὧν τὰ πλείω αὐτοὺς ὠφελεῖσθαι.* Hr. *B.* liest *νομίζειν* statt *νομίσειν*, und bezieht σφίσι auf die Athener; denn er übersetzt: *Und was die sogenannten Vornehmen und Edlen* (Optimaten) *anbetreffe: so glaube er* (der Sprechende), *dass diese ihnen* (den Athenern) *nicht weniger zu schaffen* u. s. w. Diese Übersetzung ist offenbar ganz falsch, da das Folgende eine solche Deutung nicht gestattet. Denn wie will Hr. *B.* nach seiner Übersetzung die Worte: καὶ τὸ μὲν ἐπ' ἐκείνοις εἶναι, καὶ ἄκριτοι ἂν καὶ βιαιότερον ἀποθνήσκειν κ. τ. λ. erklären? Nach seiner Deutung würden die Oligarchen selbst mit der Oligarchie unzufrieden seyn, welches ein zu ungereimter Gedanke ist, als dass Thucydides ihn geäussert haben könnte. Man wird also die Lesart *νομίσειν* beybehalten, und αὐτοὺς nicht auf καλοὺς κἀγαθοὺς, sondern auf die Einwohner in den verbündeten Staaten beziehen müssen, auf welche auch das vorhergehende αὐτοὺς geht, und auch σφίσι zu beziehen ist. Der Sinn ist: *und sie* (nämlich die einzelnen Bürger der verbündeten Staaten) *würden glauben, dass die sogenannten Edelgeborenen* (d. h. die Optimaten,

die Oligarchen) *ihnen nicht weniger zu schaffen machen würden, als das Volk, da sie Anstifter und Urheber der Übel für das Volk wären, von denen sie selber den meisten Nutzen hätten.* Mit unserer Erklärung stimmt das Folgende schön zusammen; denn auf dasselbe Subject, worauf σφίσι geht, muss auch σφῶν bey καταφυγὴν bezogen werden. Wie kann aber Phrynichos, welcher der Redende ist, meinen, dass das Volk in den verbündeten Städten eine Zuflucht für die Athener wäre? Endlich beweist ja der ganze Satz von καὶ ταῦτα bis νομίζουσι, dass der Redende nur von den Meinungen geredet hat, welche die verbündeten Staaten hegen, und nicht von eigenen Meinungen. So haben *Heilmann* und *Portus*, die mit grossem Unrecht getadelt werden, die Stelle ganz richtig verstanden; und eben so scheint auch der Scholiast sie verstanden zu haben. — C. 84. οἷα δὴ ναῦται übersetzt Hr. *B.*: *wie es das Schiffsvolk zu machen pflegt*, anstatt: *was die Schiffsleute thaten*, wie *H.* richtig erklärt. Wir wissen gar nicht, was Hr. *B.* bey seiner Übersetzung gedacht haben mag. — C. 88. καὶ ὁ μὲν, ἄρας εὐθὺς τῆς Φασήλιδος καὶ Καύνου, ἄνω τὸν πλοῦν ἐποιεῖτο. Hr. *B.* übersetzt: *Er ging also unter Segel gerade auf Phaselis und Kaunus zu, und nahm zu dem Zweck seinen Weg quer über das hohe Meer.* Aber kann ἄνω heissen *quer über das hohe Meer?* Wir übersetzen: *Er segelte gerade auf Phaselis und Kaunus, und schiffte* (von dort an der Küste) *höher hinauf.* — C. 92. φοβούμενοι, μὴ τῷ ὄντι ὦσι. *H.* übersetzt: *aus Furcht, es möchte eine solche Partey vorhanden seyn.* Hr. *B.* macht dabey die Anmerkung: *nämlich welche die Herrschaft der Fünftausend ernstlich und wirklich wünsche.* Diess ist aber schwerlich der Gedanke, den Thucydides im Sinne gehabt hat. Man übersetze: *aus Furcht, sie* (die Fünftausend) *möchten wirklich da seyn* (existiren). Man fürchtete, dass die Fünftausend wirklich schon von den Vierhunderten ausgewählt, und dass sie bis jetzt nur noch nicht in Thätigkeit gesetzt wären. Dass diess die Meinung sey, lehrt das unmittelbar Folgende. — Wir endigen hier unsere Gegenbemerkungen, und wünschen aufrichtig, dass Hr. *B.* dieselben als einen Beweis von der Sorgfalt, mit welcher wir seine Arbeit geprüft haben, und von der Achtung, die wir gegen ihn hegen, betrachten möge. Nicht über ihn uns erheben wollten wir, sondern Wahrheit mit ihm voll redlichen Eifers erforschen. Noch erwähnen wir zum Schlusse, dass Hr *B.* in dem Vorberichte zu diesem Werke die Nachrichten, die uns die Alten von dem Leben des Thucydides hinterlassen, gesammelt, und diesen eigene und fremde Bemerkungen über den schriftstellerischen Charakter desselben Mannes beygefügt habe, aus denen das Treffendste hervorzuheben, der Raum uns nicht gestattet. F. C. W.

Nürnberg, b. Monath und Kussler: *Aristophanis Plutus et Nubes*, in usum praelectionum editae a *Wolfgango Jaegero*, P. P. Iteratis curis recensitae, emendatae, additisque variorum variis notationibus redditae auctiores a *Godofredo Christophoro Rannero*. 1811. VIII u. 229 S. 8. (18 gr.)

Die Ausgabe dieser aristophanischen Komödien von *Jäger* ist Rec. nicht bekannt. Der jetzige Herausgeber hat die Ausgaben von *Brunck* und *Invernizzi* zur Hand gehabt (*Porson* und *Hermann* zu den Wolken kennt er gar nicht), und die Lesarten der ersten meistens aufgenommen. Beym Mangel weiteren Urtheils wäre es schon um der Gleichheit willen besser gewesen, den *brunckischen Text* durchaus zum Grunde zu legen. Zugleich giebt er die Abweichung der Lesarten der beiden genannten und der amsterdamer von 1670 und der *brubachischen* von 1544, doch nicht vollständig, an. Es können solche Angaben bey der Erklärung den fähigeren Schülern zum Stoff kritischer Übung werden, nur müssen sie in Hinsicht auf diesen Zweck und mit sorgsamer Wahl, wenn nicht Alles vollständig aufgenommen wird, angebracht seyn; was wir hier vermissen. Die Anmerkungen enthalten nichts Ausreichendes. Bey den ohne alles Urtheil hingestellten Varianten wird der Schüler Vieles, der Lehrer wenigstens die Bemerkung dessen, was nun, von Anderen beseitigt und ausgemacht, kaum noch zur Sprache kommen kann, vermissen. Die Kürze ist dem Vf. hiebey nicht gelungen: denn oft versteht man die ganze Note nicht; so auch bey den Erklärungen, z. B. zu Nub. 94. Φροντιστήριον] *Ipse Socrates* Φροντιστὴς *doc. Br. ex obs. crit. L. Bos. p.* 63. *Leg. Erlaeut.* 1 *Mus. Att. B.* 2. *Heft* 3. *p.* 55. Die Bücher, welche zur Erläuterung gebraucht wurden (denn Eigenes und Neues findet sich nirgends), sind *Ernestis* Vorrede zu den Wolken, *Brunck's* Commentar, das attische Museum. Allein wie überhaupt die Sacherklärungen nutzreich und richtig abgefasst werden sollen, lehrt dieses Buch nicht, wo sich bisweilen nur trockene Verweise auf andere Schriften, doch ohne Auswahl des Besten, bisweilen unvollständige Erwähnung der Sache, an vielen der Erläuterung bedürftigen Stellen Nichts findet. Was soll ein Schüler über den Kordax aus folgender genau copirter Note lernen: *Mentio hujus ap. Lucian.* T. I. S. 794 *ed. Amst.* 1687. *octon. Autt. de Vett. saltationibus vid. ap. Fabricium in Bibliogr. antiq.* C. 22 §. 9. *Conf. Br. in nott. T.* 2. *p.* 90. *Nota ed. Bat. idem, quod schol. gr. ap. Ernest. Quibus adde, quae habet Pfeifferus Antiq. gr. Lib.* 4. *C.* 37. *p.* 715. *e Casauboni Comment. ad Theophrast. p.* 180 *et* 259. 60. *Plura dabit Harles ad loc. not. subi.* Überhaupt können die Verweise auf die Ausgaben und Commentare von *Brunck* und *Beck* nicht passend heissen; denn wer diese besitzt, bedarf nicht Hn. *R's.* Abdruck und Noten. Von dem, was neuerdings für Aristophanes gethan, und was überhaupt die jetzige Kenntniss der griechischen Sprache ausmacht, findet man hier wenig Spuren. Statt dass der Sprachgebrauch erläutert, die grammatischen Schwierigkeiten aufgehellt werden sollten, laufen einigemal Verweise auf *Zeunes* Vigerius unter, und diess noch bey gewöhnlichen Phrasen, über ἔχων zu Nub. 131 und wieder zu 511,

wo überdiefs fteht: *Atticé, plane abundat;* zu v. 490 lieft man: ὅπως *c. Futur. Indic. femper jungitur;* zu 1143: τὸν υἱὸν—εἶπε *fic folvendum.* περὶ τοῦ υἱοῦ εἶπέ μοι. — In den Text find nicht blofs die befferen, fondern felbft die als vorzüglicher bezeichneten Lesarten nicht aufgenommen worden, wie Nub. 115 τἀδικώτερα ftatt τἀδικώτατα. Der kritifchen Urtheile finden fich fehr wenige, und diefe laffen fich leicht charakterifiren. Zu Nub. 604: σελαγεῖ *Libr. omnes. Br.* σελαγεῖς. *Ingeniofe. Inven.* Zu 401: μαθῶν *Libr. Rav. et Borg.* (ftatt παθὼν). *Prave.* Gerade μαθὼν ift das Richtige. Zu v. 817: τὸν Δία. *Non praetereunda Ernest. Praef.* XXXVIII. *propof. conjectura, in antiquioribus exemplaribus defuiffe articulum, Atticosque non dicere* τοὺς *fed fimpliciter* θεοὺς — Δία νομίζειν *Jovem credere. Add. quae de adjectione et omiff. h. artic. monuit Clericus Art. crit. Vol. I. p.* 120. Wer erwartet in unferer Zeit eine folche Note, die überdiefs kaum verftändlich ift? Sollten diefe Noten von *Jäger* herrühren: fo mufste der Herausgeber fie ausftreichen oder beffern. Doch Hr. *R.* bekennt fich wohl durch die Vorrede dazu, wo Ähnliches vorkommt. Der Abdruck felbft ift nicht correct; in den Noten find bald Accente angegeben, bald ausgelaffen worden. Mehr hat Rec. über diefe Ausgabe nicht zu fagen.

F+W.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Sommer: *Hiftorifch-kritifcher Verfuch über die Arfaciden- und Saffaniden-Dynaftie, nach den Berichten der Perfer, Griechen und Römer bearbeitet.* Eine Preisfchrift von *Carl Friedrich Richter.* 1804. IV u. 260 S. gr. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Seit man unter uns angefangen hat, die orientalifche Literatur fleifsiger zu bearbeiten, fchien die Meinung, als ob die Gefchichte des Morgenlandes am ficherften nur, wenn auch nicht immer am vollftändigften, aus orientalifchen Quellen zu fchöpfen fey, immer mehr an Wahrfcheinlichkeit zu gewinnen. Auch ift diefe Meinung fo fehr in der Sache felbft gegründet, dafs es ihr keinesweges, wenigftens an *einiger* Wahrheit fehlen kann. Und wirklich hat das Studium der morgenländifchen Quellen uns fchon manche Parthie der Gefchichte, aus einem ganz anderen, als dem ehemals gewöhnlichen Gefichtspuncte betrachten gelehrt. Zu wünfchen war es indeffen, dafs die Frage, in wiefern wir uns jenen Quellen überall überlaffen dürfen, zum Gegenftande einer eigenen Unterfuchung gemacht würde. Das nun hat der unterdeffen verftorbene Prof. *R.* in gegenwärtiger Schrift, und zwar in Beziehung auf einen hiftorifchen Abfchnitt gethan, von dem fchon *d' Herbelot* f. v. Afchganian fagte: *Cet endroit est le plus embarrassé et le plus obscur de toute l' histoire de Perse.* Die nähere Veranlaffung dazu gab ihm eine Preisaufgabe der königl. Societät der Wiffenfchaften zu Göttingen. Wie fehr er diefem Gegenftande gewachfen fey, hatte er indeffen fchon neun Jahre vorher durch feine zu Leipzig erfchienene Differtation: *Hiftoriae Perfar. antiquiff. c. Graecor. et Ebraeor. narrationibb. conciliandae fpecimen,* dargethan, wenn gleich freylich die hier anzuzeigende Schrift der Gelehrfamkeit und dem Scharffinn des Hn. *R.* noch gröfsere Ehre macht.

Nachdem der Vf. fehr umftändlich die griechifchen, römifchen und orientalifchen Quellen zuerft der Arfaciden-Dynaftie aufgezählt hat: motivirt er feine Meinung von der gröfseren Vorzüglichkeit der Erfteren vor den Letzteren vorläufig fchon durch folgende Gründe: Griechen und Römer find der Arfaciden-Dynaftie gleichzeitig; die einheimifchen Gefchichtfchreiber aber leben erft zwifchen dem 12ten und 16ten Jahrhunderte, und berufen fich nicht einmal auf alte glaubwürdige Quellen.

Alte Denkmäler und Münzen ferner entfcheiden zum Vortheile der Griechen und Römer, felbft da, wo diefe von den einheimifchen Schriftftellern abweichen, die in der Art anachroniftifch find, dafs fie z. B. den König Arfchak zum Zeitgenoffen Conftantin's des Grofsen, und feinen Nachfolger Schabur zum Zeitgenoffen Chrifti machen. Auch haben Griechen und Römer eine zuverläffigere Zeitrechnung, von der man nichts bey den orientalifchen Schriftftellern (Hr. *R.* nennt fie immer *perfifche*; es find ja aber arabifche und armenifche darunter) findet, fo wie die Gefchichte bey jenen auch reicher an Begebenheiten ift, als bey diefen, welche offenbar mehrere, durch noch vorhandene Münzen unbezweifelbare Könige und Königsnamen auslaffen. Römer und Griechen zählen acht und zwanzig Arfaciden, die einheimifchen Gefchichtfchreiber hingegen nur 15 bis 20, welches für die Dauer der Dynaftie von 486 Jahren viel zu wenige find.

Ein wefentlicher Übelftand aber ift endlich auch der faft gänzliche Mangel aller Gefchichte gleich nach Alexanders des Grofsen Tode bey den morgenländifchen Schriftftellern. Diefe machen den Anthakafch (Antiochus) zum unmittelbaren Nachfolger Alexanders, kennen alfo die grofsen Staatsrevolutionen in Afien unter feinen nächften Nachfolgern nicht, und überfehen den Antigonus, Seleucus Nicator und Antiochus I, ja, vielleicht fogar Antiochus II, Seleucus II und Seleucus III, alfo einen thatenreichen Zeitraum von 70 bis 100 Jahren. Die gedruckten orientalifchen Quellen find hier freylich fehr unzulänglich, trocken und verwirrt. Etwas mehr findet fich indeffen in manchen noch ungedruckten, wie z. B. bey *Noewliri* und *Mafudi*, deren letztere namentlich Rec. vor fich hat, ohne ihn indeffen hier, der nothwendigen Raumbefchränkung wegen, benutzen zu können, was aber an einer anderen Stelle gefchehen foll.

Von S. 21 an behandelt Hr. *R.* nun die Gefchichte der Arfaciden bis S. 152, von hier an aber bis zum Ende der Schrift die fchon, felbft in den Werken der Morgenländer, umftändlicher und klarer behandelte Saffaniden-Gefchichte. Überall zerlegt der Vf. die Gefchichte in die kleineren Parthieen

der einzelnen Regierungen oder Könige, wobey denn die Quellen aller Art in einer bündigen Überficht mit einander verglichen werden, woraus nicht nur Refultate zu ihrer gegenfeitigen Würdigung hervorgehen, fondern fich auch eine kritifche Darftellung diefes Theiles, man könnte fagen, diefer Lücke der Weltgefchichte ergiebt, fo weit eine folche überhaupt möglich ift.

Eines umftändlicheren Auszuges ift diefe treffliche Schrift nicht fähig. Jeder, dem das tiefere Studium der Gefchichte etwas werth ift, und daffelbe nicht auf nur einige näher gelegene Parthieen befchränkt, wird fie zu benutzen, und die von ihrem Vf. auf fie verwendete Mühe dankbar anzuerkennen wiffen, es aber auch mit uns bedauern, dafs die Verlagshandlung fich weigerte, die zehn von Hn. R. ausgearbeiteten, ins Detail gehenden, und die Berichte der Schriftfteller vergleichenden Tabellen, die der Vf. für den gröfsten Vorzug feiner Arbeit hält, aus Beforgnifs vor zu grofsen Koften und geringerem Abfatze, mit abdrucken zu laffen. So wenig dem Verleger daraus ein eigentlicher Vorwurf kann gemacht werden, welcher mehr unfer Zeitalter treffen würde: fo fehr wünfcht Rec. doch, dafs jene Tabellen dem Publicum nicht für immer mögen entzogen bleiben.

— z —

Paris, b. Patris: *Procès instruit par la Cour de Justice criminelle et speciale du Département de la Seine seante à Paris contre Georges, Pichegru et autres prévenus de Conspiration contre la perfonne du premier Consul. Recueilli par des Sténographes. Tome premier.* 1804. IV u. 448 S. *Tome second.* VIII u. 495 S. *Tome troisième.* IV u. 390 S. *Tome quatrième.* VII u. 478 S. *Tome cinquième.* VII u. 429 S. *Tome sixième.* 480 S. 8. — (60 Livres.)

In diefen 6 voluminöfen Bänden find die Acten der wichtigen parifer Staatsverfchwörung, welche auch aus deutfchen Blättern und Überfetzungen theilweife bekannt geworden, vollftändig enthalten, und gleichfam mit der officiellen Authenticität bekräftiget. Getrennt geben diefe Theile nur eine unvollkommene Auskunft; um fo mehr, da fogar die Druckfehler der einzelnen Bände erft in dem folgenden berichtigt werden. — Der 1 Band enthält den Bericht des Oberrichters, die Anklags-Acte, und einen Auszug der fchon früher gedruckten Correfpondenz des Generals *Klinglin*. Im 2 Bande findet man auszugsweife den Briefwechfel des Gefandten *Drake*, und die Einleitung des Verfchwörungs-Proceffes (*Pieces justicatives*). — Der 3 Band liefert die Verhöre von *Lajolais*, *Moreau* u. f. w. nebft dem, was fich auf *Pichegru's* Selbftmord bezieht. — Im 4 Bande, wie im 5 und 6, gehen mit den beiden Tribunals-Verhören vom 8 Praireal und 8 Germinal die *Debats*, d. h. die zahlreichen Zeugen- und Criminal-Verhöre, fort. Hiezu gehören die fchönen und gröfstentheils ähnlichen Kupferftiche der Angeklagten, welche man beffer bey jedem einzelnen Verhör, als bey der Anklags-Acte, binden läfst. Aufser *Pichegru* folgen diefe Verhöre und Bildniffe auf einander in folgender Ordnung: *Querelle dit Courson. George Cadoudal, dit Larive. Leridan. Bouvet de Lozier. Armed Polignac. Picot, dit le petit. Rusillion. Rochelle, dit Richemont. Lajolais, Ex-Général. Noël Ducorps. Jules Polignac. Ch. D'hozier. Custor st. Victor. De Rivière. Louis Ducorps. Lemercier. Armand Gaillard. Hervé. Roger, dit Loyseau. Victor Couchery. Le Général Moreau. Rolland. Tamerlan dit Deroc, dit Tata, dit Devillo. Splin. Lenoble. Fayau, dit Villeneuve. Burban. P. J. Cedoudal. Lelan, dit Brutus. Even. Merille. Femme Denant. Femme Vereler. Fille Hizay.* Mithin in Allem 31 Männer und 3 Weiber. Dafs *Moreau* und die beiden *Polignac's* ähnlich find, kann Rec. aus augenfcheinlicher Kenntnifs bezeugen. Diefes giebt wenigftens für die anderen ein günftiges Vorurtheil. Übrigens macht das Studium diefes Werks, fobald man die Prämiffen als richtig vorausfetzt, keinen widrigen Eindruck gegen die neuere franzöfifche Criminal-Juftiz.

11+2.

KURZE ANZEIGEN.

Lateinische Sprachkunde. *Berlin*, b. Petfch und Winkler: *Lateinifches Lefebuch nebft den Anfangsgründen der lateinifchen Syntax.* 1812. VI u. 166 S. 8. (12 gr.) Der Vf. ift der alten Meinung, dafs fich Eutropius und Cornelius für die unteren Claffen gelehrter Schulen vorzüglich eignen; der aus ihnen genommene Text (4 Bücher aus jenem, 8 Imperatoren aus diefem, zufammen 5 Bogen, denen 5 Seiten kurze Sätze vorangehen) ift den Anfängern durch Abkürzungen erleichtert, wobey den Ausdruck und die Übergänge felbft zu ändern, fich der Vf. mit Recht enthalten hat, wiewohl auch fo nicht alle Abkürzungen gut zu heifsen find, z. B. *Eutr.* L. I. C. 7. *Nam quum filius ejus Lucretiam ftrupraffet, in omnium confpectu fe occidit.* Tödtete fich Traquinius? Ein eo aus dem vorigen Comma war mitzunehmen. Die nichts erfchwerenden Worte C. 11: *auxilium ferente Porfena, Tufciae rege,* follten nicht fehlen, da das Folgende fich darauf bezieht. Untergefetzt find Nachweifungen auf die Paragraphen einer zur Überficht und Einübung der Hauptregeln beygefügten Syntax, nur 2 Bogen lang, die im Ganzen nicht ohne Fleifs gefertiget ift; aber hie und da find die Regeln zu philofophifch aufgeftutzt, ohne hinlängliche Beftimmtheit der Begriffe, z. B. „der Genitiv bedeutet das Verhältnifs der Abhängigkeit, befonders das der Abfonderung oder des Theiles." Wenn man: der Vater des Cicero, nicht umfchreiben darf: der Vater, welcher von Cicero abhängig ift oder war: fo leiftet diefe Beftimmung nicht, was fie foll. Es heifst hernach: diefs Verhältnifs d. A. erkennen wir gewöhnlich an der Frage: weffen? und mit diefer Frage kömmt freylich der Anfänger weiter. Ein Wortregifter macht den Befchlufs.

B. d. S.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

MEDICIN.

Paris, b. Gabon, et Strassburg, b. Levrault: *Sur la non-existence de la maladie vénérienne; ouvrage dans lequel il est prouvé que cette maladie, inventée par les médecins du quinzième siècle, n'est que la réunion d'un grand nombre d'affections morbifiques de nature différente, dont on attribue faussement la cause à un virus contagieux qui n'a jamais existé.* 1811. XII u. 179 S. 8. (22 gr.)

Wenn einmal in der Welt behauptet wurde, die Menschen thäten besser, statt auf zwey Füssen auf vieren zu gehen, die Pest und das gelbe Fieber stecke nicht an, alle Krankheiten beruhen entweder auf Stärke oder Schwäche u. s. w.: so waren diess *Paradoxa*, von denen sich leicht im Voraus erwarten liess, dass sie die Stimme der Wahrheit nicht aufkommen lassen würde; doch machten sie dem Scharfsinn und der Darstellungsgabe ihrer Erfinder Ehre, und man hielt es der Mühe werth, ihnen mit der Waffe der Kritik zu begegnen. Wenn aber ein *Paradoxon*, dergleichen durch den wortreichen und marktschreyerischen Titel der vorliegenden Schrift verkündiget wird, auf so seichtem Grunde ruht, und nicht einmal den *Schein* der Wahrheit an sich trägt, wie es hier der Fall ist: so hat die Kritik genug gethan, wenn sie in wenigen Worten das Irrige und Grundlose der Behauptung bezeichnet, und vor den nachtheiligen Folgen, welche die Verbreitung derselben nach sich ziehen würde, zu warnen sucht.

Der Hauptgrund, auf welchen der Vf. seine Behauptung stützt, dass kein besonderes, specifikes Gift der Venusseuche existire, ist der, dass die diesem Gifte zugeschriebenen Krankheiten schon vor der Epoche der Entdeckung der Lustseuche bekannt gewesen, und dass die epidemischen Krankheiten, die in Europa gegen das Jahr 1494 geherrscht haben, nicht von Amerika gekommen seyen, sich durch Luft und blosse Berührung fortgeflanzt, und keine Ähnlichkeit mit der heutigen Venusseuche gehabt haben; diess sucht er aus mehreren historischen Überresten der damaligen Zeit zu erweisen. Es verlohnt sich aber nicht der Mühe, über den Grund oder Ungrund dieser Behauptung mit dem Vf. zu rechten, da höchstens daraus gefolgert werden könnte, dass der Ursprung der Venusseuche in eine frühere Epoche falle, als man bisher angenommen, keineswegs aber, dass eine solche Krankheit, als specifike Krankheit, überhaupt nicht existirt habe, noch existire. Genug, dass diese Krankheit als solche vorhanden ist, und sich sowohl durch einen besonderen Verlauf als durch eigenthümliche und charakteristische Merkmale von anderen unterscheidet, sie mag nun ihren Ursprung genommen haben, wenn und wo sie wolle. Dieses will freylich der Vf. durchaus nicht gelten lassen. Alle Formen der Lustseuche sollen entweder Modificationen anderer Krankheiten, als Flechte, Krätze, Gicht, Rheumatismus, Skropheln, Scorbut u. s. w., oder Folge schlechter ärztlicher Behandlung mit Mercur und anderen Mitteln seyn. Als Folge eines zu häufigen Beyschlafes können zwar Tripper, Chancres, Bubonen, Phimosis, auch wohl Flechten und andere Hautkrankheiten entstehen: aber diese seyen durch eine besondere Irritation, nicht durch ein specifikes Gift bedingt. So z. B. sey die Ursache eines jeden Trippers Reizung auf die innere Haut der Harnröhre, welche Entzündung und grössere Schleimabsonderung errege, die nach dem Grade der Heftigkeit der Entzündung und nach dem Temperament des Kranken weiss, gelb oder grün sey. Bey gallichten Subjecten sey sie öfters grün (!!!). Dergleichen alberne Behauptungen, für welche die Beweise entweder gänzlich fehlen oder nicht Stich halten, finden sich hier überall. Es lässt sich also im Voraus erwarten, dass, wo dergleichen irrige pathologische Grundsätze zu Hause sind, es um die therapeutischen nicht besser stehen werde, und dem ist denn auch also. So z. B. empfiehlt der Vf. in bösartigen syphilitischen Geschwüren, welche seiner Meinung nach von Flechtenschärfe entstehen, die Anwendung der *Aqua veget. mineralis*, und behauptet, dass die Feigwarzen und andere Auswüchse aller antisyphilitischen Behandlung widerstehen, und oft ohne alle Mittel verschwinden; dass *Alyon* die Lustseuche eben so gut mit Brodkrumen als mit Säuren geheilt haben würde, und man auch mit Zucker venerische Krankheiten heilen könne u. s. w.

Die ganze Schrift ist bis zum Ekel weitläuftig, und mit einer Arroganz verfasst, welche gewöhnlich nur mit solcher Leere und Flachheit gepaart erscheint. Wir sagen diess unverholen, ungeachtet wir fürchten müssen, von dem Vf. unter die Menschen gezählt zu werden, „denen der *bon sens* abgeht," und welche, „wie einst *Galiläis* Widersacher," durch ihren Unglauben der guten Sache den Weg vertreten. Grosser *Galiläi*, in welcher kleinen Gesellschaft erscheinst du hier!

Hbm.

München, b. Hübschmann: *Ernsthafte auf Erfahrungen gegründete Warnungen an die Freunde der Menschheit gegen den Gebrauch des Quecksilbers in venerischen Krankheiten.* Von *Franz Joseph v. Besnard*, der Arzneykunst Doctor, Ritter d. K. bair. Civil-Verdienst-Ordens, kön. baierischen(m) Geh. Rath(e), Leibarzt Sr. Maj. des Königs von Baiern, Vorstand(e) der General-Lazareth-Inspection, und der Medicinal-Comité u. s. w. Erstes Heft. 1808. 20 S. 8. (4 gr.)

Ebendaselbst: *Analytische Erklärung über* (die) *Entstehung, Natur und Wirkung des venerischen Giftes, nebst einer eignen Heilart, die Quelle der Lustseuche auf eine sichere, bequeme, geschwinde und wohlfeile Art ohne Quecksilber zu vertilgen.* Zweytes Heft. 1811. 8.

Diese beiden Schriftchen gehören eigentlich nicht vor das Forum der Kritik, theils weil sie mehr populär geschrieben, und als wissenschaftliche Producte wenig Werth haben, theils auch weil sie noch ein geheimes Mittel gegen die venerische Krankheit anpreisen, das nun endlich, nach fast dreyssigjähriger Geheimhaltung, zur Kenntniss des Publicums gebracht worden ist. So viel Rec. weiss, hat der Vf. sein Arcanum zuerst in Frankreich, in Pulverform, die Dosis etwa für einen Ducaten abgesetzt, und erst späterhin es in eine sogenannte *Tinctura antisyphilitica* verwandelt. So gern wir von der Zulässigkeit und Rechtlichkeit ärztlicher Geheimnisskrämerey hier gänzlich schwiegen; so sehr wir wünschen, der Vf. möchte sich niemals mit dem Debit eines geheimen Mittels abgegeben haben, da er in seiner Lage gewiss nicht jene Impulse der pariser Thaumaturgen *a stomacho* haben konnte, die vielleicht jetzt noch manchen verarmten Arzt nöthigen, zu solchem unserer Wissenschaft und Kunst gewiss nicht Ehre bringenden Handel ihre Zuflucht zu nehmen: so können wir doch nicht umhin, unsere Missbilligung über das Unwesen, das bisher mit Gesundheitstränken für Schwangere, Puerperalpulvern, Gichtpillen, Braunkohlenöl u. s. w. getrieben worden ist, laut auszusprechen. Der Arzt hat einen höheren Beruf; kennt und fühlt er diesen: so muss er sich nöthigen Falls für das Gute aufopfern können. Wir sind keine Manufacturisten, wir können keine englischen Patente verlangen; unsere Patente werden im Himmel gelöst. Für einen Arzt, welcher ein wahrhaft gutes Arzneymittel geheim hält, auch wenn er wüsste, Tausende auf der Erde könnten durch ihn gerettet werden — für den kennt Rec. keinen Namen. Ein Glück für die Menschheit, dass die Vorsehung wahrhaft grosse Dinge uns nur durch edle Seelen offenbart! Denn war unser D. *Jenner* ein Geheimnisskrämer: so fielen noch Tausende durch die Blatterpest. Gewöhnlich sind es unbedeutende Geheimnisse, die so sorgfältig zurückgehalten werden. Zeugnisse von Laien und solchen Ärzten, welche gewissermassen unter der Aufsicht eines Höheren stehen, können für ihre Wichtigkeit und Brauchbarkeit nichts entscheiden. Wir erinnern nur an das Beyspiel *van Switens* mit der Sublimatsolution; derselbe erhielt tausend gute Zeugnisse seiner Unterärzte, von denen sich kaum der zehnte Theil bestätigte. Rec. erinnert sich, nie aus der Gegend des alten Louvre's, der *Terrasse des Feuillans* und *Rue St. Honoré* zurückgekehrt zu seyn, ohne nicht wenigstens ein Dutzend Anpreisungen und Affichen geheimer Mittel und Methoden in grossen und kleinen Zetteln gegen Lues, Krebs, Schwindsucht und andere Krankheiten in seine Taschen prakticirt gefunden zu haben. Frankreich war von jeher das Vaterland solcher Unternehmungen; möge sie das jetzige Gouvernement zum Wohl der Menschheit sammt der Wurzel ausrotten! Die Ausbildung der Heilkunde kann durch sie nur rückgängig gemacht, niemals befördert werden. Jeder Stoff von einiger Wirksamkeit, in den belebten thierischen Körper gebracht, wird besonders im Menschenkörper, unterstützt von lebhafter Einbildungskraft, einige Veränderungen hervorbringen, die auf gewisse Heilkräfte gedeutet werden können; warum sollten nun nicht zwey wirklich grosse Heilmittel, wie Opium und Kali, als die Hauptbestandtheile des Mittels des Vfs., auch in Körpern, die durch Lustseuchengift und Quecksilber verderbt waren, einige heilsame Folgen erwecken können?

Rec. gab seit Jahren an der Lues Erschöpften eine Mischung aus flüchtigem Hirschhornsalz und Opium in gewissen Intervallen mit dem besten Erfolg, musste aber immer wieder zum ernsten Gebrauche des Quecksilbers zurückkehren, weil allemal mit und nach erhöheter Lebensthätigkeit der Kranken zugleich auch Spuren des alten Übels eintraten, welche ohne Widerspruch lehrten, dass wir in dieser Krankheit einen vernünftigen Gebrauch des Quecksilbers bis jetzt nicht werden entbehren können.

Der Vf. erklärt sich S. 8 folgendermassen über und gegen dasselbe: „Vermöge seiner Schwere, schreibt er, senkt es sich auf die Knochen, die Grundpfeiler der menschlichen Maschine, setzt sich allda fest, und bringt unter mancherley Gestalt die gewaltthätigsten Zerstörungen hervor, oder er (es) dränget sich in andere edle Eingeweide. Vermöge seiner Schwere und ausdehnenden Kraft, werden dieselben unverhältnissmässig erweitert, und folglich ihre Thätigkeit so herabgesetzt, dass diese schwerlich oder niemals wieder auf den Punct des normalen Wirkens erhöhet werden." S. 9: „Überhaupt darf man mit Wahrheit sagen, dass das Quecksilber durch seine Schwere das Verhältniss, welches die Natur zwischen Wirkung und Widerstand setzt, verrücke. Unter welcher Form dasselbe auch von den Ärzten gegeben wird, so bleibt der Mercur immer Mercur, jede Maske, jede Hülle, in welche dieser unbändige Körper geschleyert wird, wirft er, durch die animalische Wärme zersetzt, erhitzt von sich, und erscheint wieder in seiner ersten Gestalt. Der Mercur ist ein Ungeheuer, welches durch keine Kunst bezähmt werden kann, ja man darf hinzusetzen, dass er in der Hand des geschicktesten Arztes ein Messer in der Hand des Kindes sey, ein abgeschossener Pfeil, der dem Ungefähr zueilt; indem die zur Heilung gehörige Gabe nicht bestimmt

werden, und das Übermafs davon, diesem oder jenem zum Leben bestimmten Organe, solche Scharten zufügen kann, welche durch eine ganze Lebenszeit nicht mehr auszuwetzen sind; es folgen auf dessen Gebrauch (den Sublimat) Knoten in den Lungen, Blutspeyen, und tödtliche Vereiterung. Möchten doch alle Regierungen und alle Ärzte, die unparteylich und *uneigennützig* handeln, diese grosse Wahrheit tief beherzigen." (Hat denn aber auch der Vf. seit dreyssig Jahren seinen Theil zur Uneigennützigkeit beygetragen? Die Regierungen werden jetzt aus verschiedenem Interesse sehr häufig angerufen; sogar von einem Anfänger in der Heilkunde geschah diess vor Kurzem wegen des innerlichen Gebrauchs des Arsenik's gegen Männer, denen wahrhaftig ein Jüngling das Beobachten am Krankenbett nicht lehren wird.)

Wir geben den Lesern noch eine Probe aus dem 2 Hefte. Der Ansteckungsstoff der Lustseuche soll nach ihm ursprünglich schleimig seyn. Der Schleim der Geschlechtstheile gehe bey dem polyandrischen Beyschlafe durch Vermengung des Saamens in Gährung über. Durch den Verlust der Feuchtigkeiten bey dem häufigen Beyschlafe entstehe Mangel an Wasserstoff (!) und Übermafs an Sauerstoff in den Geschlechtstheilen. Der Ansteckungsstoff werde dann gasartig, und das Mittel des Vfs. soll den *übersäuerten Gährungsprocefs* beschränken und das venerische Gift neutralisiren u. s. w. Rec. überläfst schonend dem Leser das Urtheil, und bemerkt nur, dafs die Schulen zu Montpellier und Strafsburg bereits vor 30 Jahren gewifs bessere Dinge über Lustseuchegift und deren Heilung gelehrt haben, als dafs man dem Vf. wegen dieser Darstellung entschuldigen könne. Rec. läfst der Würdigkeit älterer Ärzte, selbst der alten französischen Routinier's, die in dem besteht, was man *praktischen Fonds* zu nennen pflegt, volle Gerechtigkeit wiederfahren; nur können nicht Ansichten dahin gerechnet werden, welche dem gesunden Menschenverstande geradezu entgegen laufen, und junge Ärzte leicht zu Fehlschlüssen verleiten möchten.

Die zuerst in mehreren politischen Zeitungen und späterhin auch in gelehrten Blättern bekannt gemachte Form des Mittels selbst ist folgende: *R. Salis tart. dep., Aq. cinam. simpl.* āā *Libr. I. Opii puri unc. II. Aq. cinam. c. V. unc. IV. Separatim solvantur, dein misceantur invicem, et stent in balneo Mariae per tres hebdomades, saepius agitando. Dein Colat. admisceantur: Gj. arab. unc. II, Sal. alcali vol. unc. I in Aq. cinam. simp. unc. VI solutae. Omnia in se mixta stent in vase bene clauso per aliquot dies in quiete, dein filtrentur.* Der Gebrauch ist bekannt. Die Menge von Opium ist, bey schon so grosser Sättigung der Flüssigkeit zu grofs; das Gummi wird zum Theil auf dem Filtrum bleiben, und das Kali kann sich in der vorgeschriebenen Menge wohl nicht auflösen: also wäre die Form chemisch unrichtig. Doch dieses bey Seite gesetzt: sieht Rec. auch nicht ein, wie selbst in den Verhältnissen der Bestandtheile dieses Mittels eine besondere Heilkraft gegen die Lustseuche liegen könne. Denn Alkalien und Opium sind von der grossen Menge ausübender Ärzte in Europa gewifs oft Syphilitischen gegeben worden: sollte die Heilkraft so lange ganz unbeachtet geblieben seyn? *Sylvius*, *Balfour*, *Roberdiere*, *Velnos*, *Duvicq* gebrauchten in älteren und neueren Zeiten Kali, Ammoniak und Opium, ohne mehr als die nach lange angedauerter Lues entstehende Kachexie zu heben; das Queckfilber konnten sie nie ganz entbehren. Das Mittel des Vfs. wird also in Hinsicht seiner Wirksamkeit gegen die Lues in die Reihe der Salpetersäure zu stehen kommen, welche sich in genanntem Zustande auch vorzüglich auszeichnet, und von der einige Ärzte einst ebenfalls behaupten wollten, sie heile die Syphilis.

LD.

Wien, b. Kupfer und Wimmer: *Widerlegung der neusten, von Hn. v. Besnard aufgestellten Theorie und Heilart der Lustseuche*, von D. *Hnr. Gust. Bongard.* 1812. 145 S. 8. (20 gr.)

Es ist eine Eigenheit der Welt, dafs sie manchmal von einem Dinge ganz ausserordentlich alterirt werden kann, während tausend ähnliche Dinge fast gar keinen Eindruck auf sie machen. So geht es mit einigen Arzneymitteln, welche fast jeder Kranke als höchst gefährlich und zerstörend in ihren Einwirkungen auf den Organismus ansieht, während er andere nicht minder gefährliche und zerstörende mit der gröfsten Harmlosigkeit verschluckt. Mercur und Arsenik erregen bey allen Kranken Graussen: die Giftpflanzen, Belladonna, Aconitum, Hyoscyamus u. s. w. nimmt Jeder ohne Widerrede. Schon in dieser Hinsicht wäre es gut, wenn wir für solche Mittel, welche von so vielen Kranken mit so entschiedenem Widerwillen genommen werden, gleich wirkende Surrogate entdecken könnten; noch nützlicher wäre es in Absicht auf die genauere Erkenntnifs der Krankheiten selbst. Doch diess aus einander zu setzen gehört nicht hieher. Aber auffallen mufs es jedem Nichtarzte ohne Zweifel und ihn in seinen Vorurtheilen bestärken, wenn selbst Ärzte die Furcht vor dergleichen Mitteln als gegründet darstellen, wie die Hnn. *Hahnemann* und *Besnard* mit dem Quecksilber überhaupt oder einzelnen Präparaten desselben gethan haben. Es ist defshalb sehr zu billigen, wenn Andersdenkende dem Volke und selbst den Sachkundigen über jene irrigen Angaben Belehrung ertheilen. Doppelt Pflicht ist es, wenn die Bestärkung in dem Vorurtheile entweder aus unlauteren Absichten hervorgeht, oder mit grober Charlatanerie verbunden ist. „Die an allen Ecken der Strafsen Wiens mit grosser leserlicher Schrift angekündigten *besnard'schen* Warnungen erregten eine so allgemeine Sensation bey dem Publicum dieser Kaiserstadt, dafs endlich die immer thätige Polizey diesem Unfuge Einhalt thun mufste." Dadurch fand sich der Vf. zunächst berufen, seine Schrift auszuarbeiten, in welcher er untersuchen will: 1) ob Alles wahr sey, was Hr. *v. B.* von der Lustseuche und gegen das Quecksilber sagt, und 2) Alles neu und wahr sey, was derselbe von seiner Behandlungsart angiebt. Die Schrift

zerfällt also in 2 Theile. Im 1 Hefte beantwortet der Vf. die *v. besnardschen Warnungen gegen den Gebrauch des Quecksilbers gegen venerische Krankheiten* Punct für Punct. Der Hauptsatz des Vfs. ist der, dass, wo die Anwendung des Quecksilbers fruchtlos blieb, wenn sie gleich durch die Phänomene der Universalseuche angezeigt war, sie dennoch durch andere obwaltende Verhältnisse contraindicirt gewesen, welche Arzt und Kranker nicht beachteten. Oft legt die individuelle körperliche Beschaffenheit des Kranken, der Grad der Heftigkeit der Krankheit, die Dauer des Übels (und dessen Complicationen) dem Erfolge Hindernisse in den Weg; manchmal auch die schlechte Bereitungsart des Mittels (z. B. der *Mercurius phosphorat. Fuchsii*). Chirurgische Massregeln werden auch bey dem *besnardschen* Mittel manchmal nöthig seyn. Die Natur des Venusgiftes ist uns nicht unbekannter, als der meisten anderen animalischen Gifte, und das Quecksilber kein schlimmeres Mittel, als viele andere in unseren Apotheken. Die Vorstellungen des Hn. *v. B.* sind nur zu übertrieben, veraltet und viele (wirklich) falsch. Dennoch wollen wir Hn. *v. B.* danken, wenn er uns ein neues, sicheres Mittel gegen die Syphilis kennen lehrt. Wie Hr. *v. B.* auf sein Mittel gekommen, welche Theorie und wie unzulänglich dieselbe sey, zeigt der Vf. im 2 Heft, die *v. B. Theorie in Bezug auf Entstehung und Heilart der Syphilis* betreffend. Vollkommen genügend zeigt er auch hier, wie einseitig und übereilt Hr. *v. B.* in seiner Schlussfolge zu Werke gegangen sey, obgleich wir gestehen müssen, dass auch die Ansicht des Vfs. nicht frey von Hypothesen ist. Oder wird Hr. *v. B.* davon alsbald überzeugt werden, wenn der Vf. für unumstösslich richtig annimmt, das Quecksilber könne nur in seinem oxydirten Zustande wirksam gegen die LS. seyn? Oder wenn er die wohlthätigen Wirkungen der Säuren gegen die LS. für wirklich erwiesen annimmt? Aber ganz wahr behauptet der Vf., dass die Chemie weder immer die Bestandtheile der organischen Körper ganz vollkommen und richtig darstelle, noch für oder gegen die Anwendung und Wirksamkeit eines AM. etwas entscheiden könne. Auch habe man es bey der LS. nicht mit dem gelieferten Stoffe, dem Producte der Krankheit, sondern mit dieser selbst zu thun. Mehr überzeugenden Werth haben für uns die Krankengeschichten, aus welchen wir sehen, was die Erfahrung von Hn. *v. B's.* Mittel lehrt. Das Mittel setzte nach dem Vf. S. 96 in keinem Falle den Schankern Grenzen; bey dem einen war Zerstörung der halben Eichel die Folge, bey dem anderen entstand ein neuer Schanker, dessen Ausdehnung mehr als einen Viertelszoll im Umfang hatte. Bey dem einen Kranken hatte das Mittel, nach einer Anwendung von 2 Monaten, nicht die geringste Verbesserung, sondern eher Verschlimmerung der Krankheit herbeygeführt, S. 135. Man behandelte ihn desshalb nach einer anderen Methode und entliess ihn geheilt in der dritten Woche. Bey dem andern zeigte sich in 42 Tagen ebenfalls keine Besserung. Bey einem dritten wichen in 55 Tagen, jedoch in langsamen Graden, die Condylomata. Bey einem vierten wurde der Zustand bald besser, bald schlimmer, und endlich trat ein Stillstand ein, welcher auf eine andere Art bezwungen werden musste. So war es auch bey einem fünften, und bey einem sechsten endlich schienen in 57 Tagen alle krankhaften Erscheinungen verschwunden, aber nach anderen 40 Tagen traten neue, auffallende Symptome der LS. ein, so dass das Mittel auch hier nicht glücklich gewirkt hat. Die Folge der Zeit wird die Wahrheit am besten ausmitteln; *opinionum commenta delet dies*, und bey einem so allgemein verbreiteten Übel, als die LS. ist, wird das sehr leicht und bald geschehen.

Fj.

KURZE ANZEIGEN.

MEDICIN. *Göttingen*, b. Dieterich: *De febri petechiali* Dissertat. inaugur. Auct. *Georg. Ludov. Henr. Carol. Wedemeyer*, Elbingerod. 1812. 84 S. 4. (14 gr.) Die Gelegenheit zu dieser Probeschrift gaben viele Kranke, die an der hier behandelten Krankheit, welcher der Vf., wir glauben mit Recht, den Namen Fleckfieber beygelegt hat, und die dieselbe ist, welche Andere und namentlich *v. Hildenbrand* mit dem undeutschen Namen des ansteckenden Typhus belegt haben, — im Klinico zu Göttingen daniederlagen. Sie zeichnet sich als Probeschrift vortheilhaft aus, und obgleich der Vf. manche seiner Vorgänger, insbesondere *v. Hildenbrand*, häufig benutzt hat: so sind ihm doch viele schätzbare Bemerkungen und Beobachtungen eigen, oder zeugen doch von grosser Aufmerksamkeit auf die mündlichen Lehren seines Lehrers *Himly*, unter dessen Leitung die Kranken behandelt wurden.

Dass jede Fleckfieberepidemie eine Behandlung erfodere, wie die hier angeführte, wo sich besonders ausleerende Mittel und Mercur sehr nützlich erwiesen, bezweifeln wir, gestützt auf fremde und eigene Erfahrungen: wollen aber übrigens die Zweckmässigkeit dieser Heilmethode in der von dem Vf. beobachteten Epidemie keineswegs dadurch ableugnen. Überhaupt wird es in der Folge immer deutlicher werden, dass epidemische Verschiedenheiten bey dieser Krankheit auch Verschiedenheiten in der Behandlung derselben nöthig machen, und dass aus diesem Grunde die Acten über dieselbe noch lange nicht für geschlossen anzusehen sind, obschon manches Treffliche darüber erschienen ist.

Hbm.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

GESCHICHTE.

Duisburg u. Essen, b. Bädeker: *Beytrag zur Bestimmung der Grenzen zwischen den Franken und Sachsen der Vorzeit.* Von *Pet. Fr. Jos. Müller*, Interims-Landrichter und Lehnkammerdirector (zu Werden?). 1804. 95 S. (ohne Vorrede und Dedication) 8. (10 gr.)

Jeder Versuch zur Aufhellung des in manchen Feldern noch so dunkeln deutschen Alterthums muss uns, wenn er nur einigermassen mit kritischem Blick begonnen wird, sehr schätzbar seyn. Besonders bedarf die Geographie der ältesten und mittleren Zeiten, trotz der vielen Anstrengungen braver Männer, noch einer vorzüglichen Hülfe. Die mittlere um so mehr, da seit *Bessel* das Allgemeine dieses Faches nicht bearbeitet, und die vielen vortrefflichen seitdem erworbenen Aufklärungen einzelner Theile noch nicht in ein Ganzes verschmolzen sind. Schon desshalb muss so Manches zu berichtigen seyn, was bey einer unternommenen Bearbeitung des Ganzen bald als fehlerhaft anerkannt seyn würde. Es leidet daher keinen Zweifel, dass die Untersuchung eines so wichtigen Punctes, als die Grenze zwischen Sachsen und Franken war, die zur richtigen Würdigung so mancher späteren geschichtlichen und rechtlichen Fragen beyträgt, Ansprüche auf unseren Dank machen kann. Der Vf. hatte gegen die preussischen Ansprüche auf die Landeshoheit über Werden vor einigen Jahren eine Vertheidigung herausgegeben, in welcher er auch, um den Satz, dass Werden ein Theil der Grafschaft Mark sey, zu entkräften, behauptet hatte, diese Abtey sey ripuarisch-fränkisch, die Mark sächsisch gewesen. Ob dieser Umstand zur Entscheidung des Streits beytragen könne, mag hier unerörtert bleiben; genug dieser Satz leitete den Vf. auf eine Untersuchung der Grenzen der Franken und Sachsen in ihrer ganzen Ausdehnung; die Resultate davon, die er selbst nicht für völlig befriedigend ausgiebt, liegen jetzt vor uns. Der Fleiss des Vfs., seine Combinationsgabe, sein Bestreben, den Vorsatz genügend auszuführen, seine Kenntniss des deutschen Alterthums sind unverkennbar, und verdienen alle Aufmunterung. Sein Werk ist das vollständigste, das wir über diesen Gegenstand besitzen; es enthält eine Reihe richtiger aufgestellter Behauptungen, giebt neue Ansichten, und ist selbst dadurch interessanter gemacht, dass die neueste Zeitgeschichte Vergleichungen hergeben musste. Auch verbreitet sich dasselbe (was freylich auch von einer doppelten Seite genommen werden kann) über manche Gegenstände, auf welche diese Untersuchung beyläufig führte; z. B. Bestimmung der verschiedenen Grafen Wigmann, des Gau Moilla, der Theilungen von 843 und 870, der Gefilde, auf denen Chlodowig die Alemannenschlacht gewann. Bey allen diesen unverkennbaren Vorzügen und dem Lobe, das einzelnen Theilen willig zugetheilt wird, findet Rec. dieses Werkchen dennoch im Ganzen seinen Ideen nicht zusprechend. Und diess aus mancherley Ursachen. Denn erstlich hat der Vf. den Plan desselben nicht vollständig genug, nicht mit ganz umfassender Einsicht angelegt, seinen Hypothesen etwas zu unbedachtsam nachgegeben, und seine Gründe nicht immer hinlänglich abgewogen, oft auch zu bestimmt über das, was sich nur muthmasslich angeben lässt, abgesprochen, und die aufgestellten Gründe und Beweise nicht hinlänglich geordnet, oder ihnen immer die Stelle angewiesen, auf der allein eine vollständige Wirkung derselben zu erwarten war. Man muss also dieses Werk mit Vorsicht gebrauchen. Wer mit der Geschichte der hier in Betracht kommenden Landstriche vertraut ist, sieht leicht ein, dass eine völlig festbestimmte Grenze erst sehr spät entstehen konnte, und dass sie in langen Zeiträumen, wenn sie auch zwischendurch einmal genauer abgesteckt war, schwebend und unzuverlässig bleiben musste. So wenig als sich am rechten Niederrhein eine feste Grenze der römischen Herrschaft zeichnen lässt, indem diese abwechselnd bald kürzer bald weiter sich ins Land erstreckte: eben so wenig trifft man sie bey den nachher gebildeten grossen Vereinen der Franken und Sachsen. Die verschiedenen Zeiten müssen hier wichtige Veränderungen darstellen. Als zuerst die Franken aufstanden, als sie den Rhein überschritten und im römischen Gebiete neue Herrschaften gründeten: waren in ihrem Bunde viele Völker, die bald nachher zu den Sachsen traten. Je nachdem das augenblickliche Interesse es erheischte, mag dieser oder jener Stamm der einen oder der andern Masse sich zugesellet haben. Aber auch als die Bestandtheile eines jeden (und auch des dritten frisischen) Vereins fester verbunden waren, als die Franken weit umher sich die Völker unterwarfen, und das Sachsenland mit ihrem Gebiet umschlossen: entschied über diesen und jenen Landstrich an der Grenze das unbeständige Schicksal unaufhörlicher Kriege; und es giebt die Natur der Sache, dass durch

Gewalt und Vertrag die Grenzen sich stets veränderten. Auch mochte die durch Karl den Grofsen aufgehobene Scheidung abermals schwebend werden, als dessen Enkel die Reiche wieder trennten, und der eine mit fränkischen Provinzen Alles beherrschen wollte, was halb oder sehr zweifelhaft (wovon alte Leute noch Kunde haben konnten) fränkisch gewesen war; der andere aber aus eben dem Grunde, und weil er vielleicht den Vertrag mehr für sich oder den dunkeln eben so gut zu seinem Vortheil auslegen durfte, diese Striche Ostfranken zusprach. Daher kann man die Grenze wohl als eine immerfort schwebende ansehen, und wir vermögen nicht für einen bestimmten gröfseren Zeitraum den Lauf derselben mit Sicherheit anzugeben. Von einer Genauigkeit, wie die Beendignng unserer Territorien nachgewiesen werden kann, ist vollends keine Rede; nur ungefähr läfst sich der Gang der Linie verfolgen, welche Franken und Sachsen schied. Defshalb mufste der Vf. sein Werk mit einer Geschichte dieser Grenze im Allgemeinen beginnen, das Unsichere in der Bestimmung derselben darstellen, und mit der Idee des Schwankenden und stets Veränderlichen zu einer speciellen Nachweisung der einzelnen Theile, wo sie durchgeschnitten haben mufs, übergehen. Diefs ist alles unterlassen. Ohne irgend ein Wort vorauszuschicken, wodurch die Leser, als von einem das Ganze überragenden Standpuncte, die Flur übersehen könnten, in welche sie jetzt geführt werden, finden sie sich auf einmal an Frieslands Ende, und von da fängt der Vf. gleich ohne Weiteres seinen Grenzzug an, und geleitet den Leser alsbald zu mühseligen Pfaden, deren Lage sie nicht auffinden können, wo sie unsicher umhertappen. Über die Verhältnisse des Sachsen- und Friesen-Bundes und des Frankenreichs unter einander, über das, was aus der Geschichte dieser Stämme vor und nach Entstehung und Festsetzung der Bünde auf diese Untersuchung Einflufs hat, wodurch so Manches sich hätte aufhellen und deutlicher machen lassen, was wenigstens kurz angedeutet zu werden höchst nothwendig für den Leser war, finden wir keine Nachweisung, keine Notiz. Rec. ist überzeugt, hätte der Vf. eine solche Einleitung ausgearbeitet, und die dann nothwendig sich darstellenden Ideen, die Thatsachen (von seiner Belesenheit und Kenntnifs dieser Zeiten ihm ganz gewifs vorgelegt), wie sie dann aufs Neue und mit frischen und unverdunkelten Farben seinen Blicken vorschwebten, aufgefafst: er würde gewifs von dem Schwankenden der Grenze und mithin von einer anderen Weise, diesen Gegenstand zu bearbeiten, überzeugt worden seyn. Dagegen unterscheidet der Vf. bey allen den Sätzen, welche er aufstellt, nicht einmal den Zeitpunct; nie versucht er in den verschiedenen Zeiten, worin anscheinend widersprechende Zeugnisse abgegeben sind, das Mittel ihrer Vereinigung zu finden. Denn vom ersten Anfang an soll diese Markung gerade so gelaufen seyn, wie sich irgend einmal die am weitesten vom Rhein entlegenen Abschnitte finden. Daher ist es denn gekommen, dafs so manche Sätze unhaltbar geworden sind, weil sie sich auf Stützen lehnen, welche so weit nicht reichen. Ohne diese Ansicht würde der Vf. sicher nicht gesucht haben, viele Beweise aufzuhäufen, um einen Landstrich fränkisch zu machen. Auch ein anderer grofser Fehler möchte dann wohl vermieden seyn, der, die aufgesuchte Grenze, nach den jetzigen Ländermassen, die sich an der ehemaligen Grenze nun gebildet haben, zu bestimmen, etwas, was als durchaus verwerflich Jedem, der die Geschichte unserer deutschen Territorien kennt, erscheinen mufs. Die alte Grenze zwischen Friesen, Franken und Sachsen sollte in die jetzigen Grenzen der Lande Hadeln, Kedingen, Graffschaft Oldenburg, Bentheim, überall eingefallen seyn? Das hätte der Vf. beweisen müssen; so ist es nicht wohl glaublich. Überhaupt vermifst man oft sehr unangenehmer Weise schärfere geographische Bestimmungen. Gleich §. 1, wo Friesland als fränkisches Territorium angenommen wird, ist unerörtert geblieben, was der Name Friesland umfassen soll, etwa den Friesenbund nach seiner gröfsten Ausdehnung? Rec. zweifelt nicht, dafs im Allgemeinen die hier untersuchte Grenzlinie zu irgend einer Zeit ungefähr da gelaufen haben mag, wo der Vf. sie findet, nur nicht für beständig in dem langen Zeitraume von Entstehung des Frankenbundes bis nach der Zertrümmerung des Herzogthums Lothringen, der Bildung unserer Territorien und der dadurch bewirkten Endigung der älteren deutschen Provincialverfassung, und der ohne Rücksicht auf alte Herzogssprengel erfolgten Emporhebung aller freyen Territorialbesitzer bis unmittelbar unter den König; auch nicht auf allen ihren Puncten so fest bestimmt, wie unsere mit Graben, Schneidebäumen und Steinen verfestigten Marken. Da diese Darstellungen und Bestimmungen fehlen: so bleibt blofs noch übrig, wie der Vf. nach seinem Plane dieses Thema durchgeführt und seine darüber aufgestellten Ansichten und Behauptungen begründet hat. Unseres Bedünkens liefse sich wohl des Vfs. Vorsatz mit mehr Überzeugung und auch vollständiger darstellen und beweisen. Man dürfte wohl noch Gründe finden, welche der Vf. wenig beachtet hat. Dahin gehört vornehmlich die Sprache, die zur Entscheidung viel beytragen kann, obgleich auch sie keine schneidende Trennung nach ihrem jetzigen Zustande gewährt, indem auf den Berührungspuncten bald das Sächsische, bald das Fränkische aus mancherley Ursachen vertauscht und verändert worden seyn kann. Auf diesen Beweis, der freylich eine genaue Kenntnifs des heutigen Zustandes dieser alten Trennungslinien voraussetzt, hat der Vf. sich wenig eingelassen und nur einige Mal darauf hingezeigt. Mit vollem Recht hat er auf die Grenzen des Landes nach der kirchlichen Verfassung manche Aufmerksamkeit gewendet, und von dieser auf die politische geschlossen: ein bekanntlich sehr erprobtes Mittel. Aber auch hier scheint es uns, als sey der Vf. auf halbem Wege stehen geblieben; wir hätten diese Quelle stärker benutzt zu sehen gewünscht. Doch auch dieses Hülfsmittel erfodert Vorsicht. Die Stifter der linken Rheinseite waren zu-

gleich Missionsanstalten für das rechte Ufer, und ihr Sprengel auf dieser Seite unbegrenzt; sobald daher hier eine Zahl Christen erworben, durch angelegte Bethäuser und angewiesene Pfarrbezirke fester Fuss gefasst war: erweiterten sich allmählich die Sprengel, aber nicht auch zugleich die fränkische Herrschaft. So waren die Sprengel, die vor Karls Erwerbung des Sachsenlandes einen Theil dieser Fluren begreifen mochten, ebenfalls vielen Abänderungen in ihrer Ausdehnung ausgesetzt, und da, wo sie sich im heidnischen Lande festgesetzt hatten, sind ihnen, als Sachsen in Bisthümer und Archidiakonate eingekreist wurde, ihre älteren Rechte geblieben. Mit voller Zuverlässigkeit lässt sich also von der Angehörung zu einem Sprengel, dessen Kathedrale am linken Rheinufer lag, kein Schluss auf frühe Einverleibung in den fränkischen Staat machen. Bedauerlicher, als die unterlassene vollständige Benutzung dieser Quellen, ist wohl die Nachsicht, mit welcher der Vf. für seine Hypothese gearbeitet zu haben scheint, und die desshalb nicht gehörig erfolgte Prüfung dessen, was er für dieselbe zusammengetragen und aufgefasst hatte, was vielleicht auf Rechnung des mit zu grosser Eile niedergeschriebenen und abgedruckten Werkes zu setzen ist. Hie und da kommt man in Versuchung, zu vergessen, dass ein geschichtliches Werk vor uns liegt; man wird unwillkührlich vermocht, mit juristischen Deductionen Parallelen zu ziehen. Die öfters hervorspringenden politischen Bemerkungen, die mehrmals durchschimmernde Vorliebe für Werden (dem auch im neuen königlichen Titel eine höhere Stelle angewiesen wird), leihen solchen Vermuthungen Stützen. Nur dann können Hypothesen ihr Glück machen, wenn die für sie aufgestellten Gründe von hoher, einleuchtender Evidenz sind; Zweifel daran führen gewöhnlich zur Zerstörung derselben. Diese Vorzüge können wohl die Vermuthungen des Vfs. und die für solche gegebenen Beweise nicht ansprechen; wie viel sich gegen diese einwenden lässt, wollen wir an einigen Beyspielen zeigen. Von §. 4—12 beschäftiget sich der Vf. mit dem Gau Hamaland (Zütphen), und sucht zu beweisen, er sey kein sächsischer, sondern ein fränkischer Gau gewesen, folglich liege er an der linken Seite der aufgestellten Grenze. Der erste Beweis (S. 25), aus der Anweisung eines Theils des Reichs Ludwig des Frommen an Karl im J. 837 (nach Nithard und den Annal. Bertiniani) hergenommen, erlaubt aber eben so gut, diesen Gau als von Sachsen abgerissen und zu des begünstigten Prinzen Karls Portion gelegt zu halten. Allein eine nähere Ansicht der Alles bestimmenden Worte aus Nithard (I. 1, S. 88 *ed. Kulpis — Schilter*) und den Annal. Bertin. lässt grosse Zweifel entstehen, ob der Gau Hamaland gemeint sey. Denn Ersterer sagt, Karl habe erhalten: *„a mari per fines Saxoniae, usque ad fines Ribuariorum, totam Frisiam, et per fines Ribuariorum comitatus Moilla, Haeccraham molant* (der Vf. liest: *Haet, Chahamolant*), *Masagobbi.“* Die Bertin. lassen die durchschossenen Worte aus. Dass die Namen verderbt sind, thut freylich zur Sache nichts, da sich dieser Fehler zu häufig findet. Allein die beiden Schriftsteller beobachten bey ihrer Aufzählung eine geographische Ordnung, sie fangen vom Meer an. Von Meer an längs den sächsischen bis zu den ripuarischen Grenzen erhielt Karl die daran entlang liegende Provinz Friesland, längs den Grenzen Ripuariens aber die Graffschaften Moilla, Hamaland; so erklärt der Vf. selbst sehr richtig diese Stelle S. 56 ff. Lag denn aber Hamaland an den ripuarischen Grenzen? nicht vielmehr an der sächsischen? Es müsste also entweder unter Friesland begriffen, oder besonders genannt seyn, wenn wir annehmen sollen, dass dieser Gau zu Karls Portion geschlagen worden. Nun sehe man aber, wie die Grafschaften an der ripuarischen Grenze aufgezählt werden. Hamaland wird vor den Maasgauen genannt, und, wenn wir dem Vf. folgen, auch Hattuarien (so erklärt er die verdorbene Stelle). Wie käme er dahin? wie von der sächsischen Grenze auf einmal an die Maas? Höchst wahrscheinlich ist demnach hier nicht der Gau Hamaland, sondern ein anderer gemeint, dessen Name zu verdorben ist, um ihn herauszurathen, oder der uns noch ganz unbekannt ist. Er müsste also zwischen Hattuarien und den Maasgauen, so wie oberhalb jenem Moilla, gesucht werden. Es ist wohl ein Gedächtnissfehler, wenn der Vf. §. 9 sagt: 837 sey das Reich Ludwig des Fr. unter seine Söhne getheilt, Karl habe den angedeuteten Strich, Ludwig Sachsen bekommen. Nur an Karl wurde vom Vater ein Theil abgetreten, die übrigen erhielten dieses Mal keinen Antheil, und Ludwig sollte, wie es aus den folgenden Thatsachen erhellet, nur Baiern haben. Sachsen scheint, als kurz darauf Lothar mit Karl *„omne regnum absque Bajoaria divisit et a Mosa partem australem elegit* (Nith. 1, S. 89), zu Lothars Portion gekommen zu seyn. Erst nach Wegräumung der eben angegebenen Umstände kann also dieser Beweis als vollgültig angenommen werden. *„Zweytens*, sagt der Vf., *wurden Werden 855 Güter im Gau Hamaland geschenkt, deren Übergabe nach fränkisch-salischen, ripuarischen und frisischen Gesetzen, nicht nach sächsischen, erfolgte; daher kann Hamaland kein sächsischer Gau gewesen seyn.“* Da aber nach des Vfs. Meinung so verschiedene Rechte im Hamaland galten, von denen man, wie man Lust hat, auf Angehörung zu Franken, Ripuarien oder Friesland schliessen kann, und welche diesen Landstrich wenigstens als einen sehr vermischten ankündigen würden: so giebt eben dieser Umstand keinen stringenten Beweis, dass nicht auch sächsisches Recht darin gegolten habe. Wir werden gleich sehen, dass die Sache sich etwas anders verhält. Da auch der Gau Hamaland auf beiden Seiten der Issel und des Rheins lag und sich bis an die Süderlee hin und in Gegenden erstreckte, über welche wenig Streit ist, wenn man sie nicht zu Sachsen rechnet, und daher der Einwurf hätte gemacht werden können, dass von Gütern, die offenbar im altfrisischen Gebiete lagen, und ihr altes Recht, auch wenn sie geographisch, wovon hier nur allein

die Rede ist, zu Sachsen geschlagen wurden, beybehalten mussten, kein Schluss auf das Ganze und die näher an Sachsen grenzenden Theile des Gaues gemacht werden dürfe; so glaubte der Vf. wahrscheinlich, wenn diese Urkunde von einigem Einfluss in diesen Streit seyn sollte, den Beweis führen zu müssen, dass die übergebenen Güter am linken Ufer dieser Flüsse lägen. Das unternimmt er denn auch, indem er dazu die der namentlichen Aufzählung der Zeugen vorgesetzte Einleitung benutzt, worin es heisst: „*nomina testium, qui in orientali ripa Rheni fluminis constituti esse noscuntur.*" An und für sich würde diese Bezeichnung gar nichts beweisen, denn wer hat wohl behauptet, dass man zu Zeugen nur Comprovincialen, auch nur vorzugsweise, genommen hätte, und dass man von dem Vaterlande der Zeugen auf den Boden der Grundstücke, worüber verfügt wurde, schliessen könne? Zweytens ist es ja auch noch nicht so ausgemacht, dass dergleichen gerichtliche Verhandlungen beständig nach den in dem Landstriche, worin ein Grundstück lag, herrschenden Gesetzen, und nicht vielmehr auch oft nach dem Rechte geschahen, zu welchem sich der eine Besitzung abtretende Contrahent, vermöge seiner Geburt, seiner Wahl, bekannte, und nach welchem er auch seine Güter beurtheilte. Dann lässt sich aus einer solchen einzelnen Schenkung keine Folgerung auf das Recht einer ganzen Landschaft ziehen, noch viel weniger aber hieraus ein fernerer Schluss auf Landesgrenzen. Aber es ist ausserdem höchst wahrscheinlich, dass die hier angeführte Urkunde, welche *Kindlinger* (*Münst. Beytr.* B. 2. Urk. S. 19) nicht vom Original, sondern aus einem Copiarium des 12 Jahrh. nahm, in welchen Sammlungen man bekanntlich Zeugen und Jahrzahlen oft genug wegliess und an dem blossen Factum sich begnügte, am Ende mangelhaft sey. Diess zeigt der Eingang dieser Zeugenaufzeichnung, der nur dann Sinn hat, wenn auch *nomina testium, qui in occidentali ripa Rheni c. e. n.* folgen. Diese dürften also weggelassen seyn. Ihre Mangelhaftigkeit zeigt die Urkunde selbst, indem wir wenige Zeilen vorher lesen: „*haec sunt nomina testium, qui hanc traditionem secundum leg. ripuar. fieri viderunt,*" deren Namen aber ganz fehlen, wie wahrscheinlich im Original auch solche aufgeführt sind, welche die *tradit. sec. leg. Salicam et Frisionum* bezeugen konnten. Nun sollten eine Menge andererer diess- und jenseits des Rheins folgen, wovon aber nur die diessseitigen übrig geblieben sind.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

GESCHICHTE. *Dorpat*, b. Grenzius: *Skizze einer Geschichte der Stadt Dorpat.* Entworfen von *Friedr. Dav. Lenz,* Oberpastor in Dorpat. Nebst einem Anhange, der die Allerhöchste kaiserl. Constitutions-Acte für die hiesige kaiserl. Universität, ingleichen die Ukasen — — enthält. 1803. 96 S. 8. In 5 Perioden theilt der Vf. diese Geschichte; doch nicht, wie man fodern könnte, nach den merkwürdigsten Ereignissen, sondern bloss in Hinsicht auf die jedesmaligen Oberherren, nämlich die frühesten russischen, die bischöflichen, polnischen, die schwedischen, und endlich die jetzigen russischen. Dabey folgt er bloss den bekannten dasigen Annalisten, ohne sich in Untersuchungen oder Erörterungen einzulassen. Nur eine Angabe S. 6 scheint ihm anzugehören; wenigstens erinnert sich Rec. nicht, sie irgendwo gelesen zu haben. Die Ehsten, als die bekannten ältesten dortigen Einwohner, nennen die Stadt *Tarto Llien*, welches unser Vf. der Tartaren-Stadt übersetzt; denn er meint, die Ehsten möchten wohl etwas von den Einfällen der Tartaren in Russland gehört, und diese mit den Russen für Ein Volk gehalten haben. Aber hier irrt er. Denn ohne zu erwähnen, dass sich die Angabe gar nicht beweisen lässt, und wie aus der Luft genommen da steht: so heisst das Volk, welches den ehstnischen Namen soll veranlasst haben, nicht Tartaren, sondern Tatarn; auch waren es nicht diese, sondern Mongolen, die in Russland einfielen; überdiess erfolgten die Einfälle lange nach der Erbauung der Stadt, welche unstreitig schon von ihrem Anfange an einen Namen muss geführt haben. Warum sollte auch der Ehste, wenn er von jenen Einfällen etwas gehört hätte, die Tatarn mit den Russen verwechseln? Die Letzteren waren seine Oberherren, nicht jene. Über den deutschen Namen seiner Stadt giebt der Vf. gar keinen Bescheid; auch hat er nicht einmal den russischen richtig dargestellt. — Die auf dem Titelblatte erwähnte Constitutions-Acte heisst S. 63 richtiger die Fundations-Acte. Sie und die darauf folgenden Ukasen wegen der neuen Organisation der Schulen, als bey weitem die wichtigsten Stücke im gegenwärtigen Büchelchen, sind schon aus anderweitigen Nachrichten genugsam bekannt. H. OP.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Leipzig*, b. Rein und Compagnie: *Eugenia und Mathilde, oder Denkwürdigkeiten der Familie des Grafen von Revel.* Von der Vfn. der Adele de Senanges. Ein Gemälde nach dem Leben, übersetzt von *J. D. Mutzenbecher.* 1812. Zwey Bändchen v. 306 u. 294 S. 8. (2 Rthlr. 6 gr.) Der französische Ursprung des Buches verräth sich weniger in der Übersetzung, die sehr fliessend ist, und sich gut lesen lässt, als in der Auffassung und Darstellung der Begebenheiten. Das Umständliche, Manierte, Empfindsame, das den französischen Romanen so eigen ist, findet man auch hier wieder, aber sehr gemildert: denn die Vfn. ist offenbar eine geistreiche Frau. Der Zusatz: „ein Gemälde nach dem Leben," mag eine Bedeutung und eine Bestimmung haben, welche er wolle: als ein trügerisches Aushängeschild ist er wenigstens nicht zu nehmen. Die Vfn. hat Kenntniss vom Leben, und sieht bisweilen tief in dasselbe. Dass in ihren Äusserungen hie und da Übertreibungen vorkommen, die der von seinem Original unbestochene Übersetzer zum Theil selbst angezeigt hat, ist ein Fehler, den man ihr um so lieber zu gute hält, weil er ein für die Sache der Tugend sehr erwärmtes Herz verräth. Der Periodenbau hat mitunter etwas Schwerfälliges, z. B. Th. 1, S. 34: „Von den Klagen Mathildens verfolgt, niedergebeugt durch die Thränen seiner Gattin, und überdrüssig der ewigen Vorwürfe der Frau von Couci, die nicht aufhörte, ihm vorzurücken: „dass, wenn er Mathilden gewöhnt hätte, ohne Widerrede zu gehorchen, sie jetzt, wie Ernestine, ohne weiter darüber zu grübeln, sich verheirathen lassen würde" (und doch verrieth diese, als Muster aufgestellte Ernestine nie eine zärtliche Gesinnung für ihren Vater, zeigte nie ein Herz, dem das seinige sich hätte hingeben mögen), „verliess Herr von Revel eines Morgens, mehr wie je bedrückt, das Haus." Bha.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

GESCHICHTE.

Duisburg u. Essen, b. Bädeker: *Beytrag zur Bestimmung der Grenzen zwischen den Franken und Sachsen der Vorzeit.* Von *Pet. Friedr. Jos. Müller* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Doch es giebt noch einen Grund, weſshalb die Zeugen von der Oſtſeite des Rheins keinen Beweis für die Angehörung des Gaues Hamaland zu Franken abgeben können, wenn auch die Urkunde unverſtümmelt ſo lautete, wie ſie vor uns liegt. Nicht bloſs Übertragung von Gütern im Gau Hamaland ſollen dieſe Zeugen beurkunden: nein, auch von Gütern in den Gauen Batue, Velua, Flethethi, von denen keine Frage iſt, daſs ſie friſiſch waren, und in noch mehreren anderen ausdrücklich *friſiſch* genannten Gauen. Der Beweis beweiſt alſo zu viel, und mithin gar nichts. Aus der Urkunde ſelbſt läſst ſich auch zeigen, bey allen Schwierigkeiten, welche ſie darbietet, daſs die von Folker geſchenkten Güter am weſtlichen Rheinufer lagen. Wenn auch im ganzen Gau Hamaland ſaliſche, ripuariſche, friſiſche Geſetze (denn es liegt nun zuvörderſt dem Vf. ob, bey dieſen verſchiedenen Landrechten, nach welchen die an Werden geſchenkten Güter übergeben wurden, und nach der verſchiedenen Lage dieſer Güter zu beſtimmen, welches von dieſen dreyen im Hamaland gegolten hat) beobachtet ſind: ſo folgt doch daraus das noch nicht, was der Vf. wünſcht. Der Gau kann zu Sachſen geographiſch-politiſch gehört, und doch in ihm fränkiſches Geſetz gegolten haben. Nur unter dieſer Bedingung könnten die Bewohner dem Sachſenland ſich angeſchloſſen haben, zu Sachſen geſchlagen, dort eingewandert ſeyn. Nicht das Privatrecht war ja das Band, welches die Einwohner verſchiedener Landſtriche in einen Staatskörper verband. — Der folgende Grund (S. 29) iſt noch weniger erheblich. Er beſteht darin: Heinrich IV, als er Freden an den Erzbiſchof Liemar von Bremen übertrug, und dieſes Stift in den Gau Weſtphalen ſetzte, auch dabey des Gaues Hamaland gedachte, worin das auf eine ähnliche Weiſe früher von ihm verſchenkte Elten lag, habe nicht erwähnt, daſs dieſes Hamaland ein Theil des gröſseren Gaues Weſtphalen ſey. Zuvörderſt muſs der Vf. beweiſen, daſs der *Gau* Weſtphalen alle die Gaue unter ſich begriffen habe, in welche die Provinz Weſtphalen (als Gegenſatz von Oſtphalen, Engern) vertheilt war. Dieſes möchte etwas ſchwer fallen, und Rec. iſt überzeugt, daſs dieſer Beweis nicht geführt werden wird. Nur gebe man das nicht für einen Beweis aus, wenn menſchlicher Unvollkommenheit der kaiſerliche Secretär oder Canzelliſt untergelegen hat, und daher ein Ort unter mehreren Gauen vorkommt, oder Veränderungen vorgegangen ſind. Hat aber der in der Provinz Weſtphalen liegende Gau Weſtphalen den Gau Hamaland nicht unter ſich begriffen: ſo kann aus der Nichtangabe dieſes nicht exiſtirenden Verhältniſſes kein Schluſs auf die Zubehörung Hamalands zur Provinz Weſtphalen gemacht werden. — Die *terra inferior*, worin zum Theil Biſch. Meinwerks Erbgüter lagen, war ein Ausdruck des gemeinen Lebens, der keine beſtimmten Grenzen kannte, und hier alſo keinen Einfluſs hat. — Gegen dieſe Gründe *für* läſst ſich alſo Manches einwenden; wir müſſen uns aber auch mit den Zweifeln beſchäftigen, welche der Vf. aufgeſtellt und zu beſeitigen geſucht hat. Der erſte Einwand iſt aus der Geſchichte der Stiftung des Kloſters Elten genommen, weil Adela, die Tochter des Gründers Wigmann, ihres Vaters Schenkung *nach ſächſiſchem* Recht annulliren wollte (*quod ſec. Saxon. leg. absque ejus conſenſu — nullam potuiſſet facere traditionem*). Hiegegen erwiedert der Vf.: Adela habe nicht dieſe Stiftung auf fränkiſchem Boden zu vereiteln geſucht, ſondern nur die derſelben mit zur Ausſteuer gegebenen *ſächſiſchen* Güter gemeint; ſie habe einen anderen Groſsen, *einen Sachſen* genannt, ein offenbarer Beweis, daſs ſie eine Frankin geweſen ſey. Aber nicht zu rechnen, daſs das klarſte Recht dann verlieret, wenn man zu ſolchen Mitteln ſeine Zuflucht nimmt, wie der Vf. (S. 9, N. 1) thut, wo er, ohne irgend einen anderen Grund, als ſeine Hypotheſe, zu haben, vermuthet, in der Urkunde *Otto* 3 von 997 möge vielleicht *ſec. leg. Salicam ſt. Saxonicam* ſtehen: ſo iſt auch die Behauptung des Vfs. nichts weniger als richtig: „Allein Adela konnte *unmöglich* die im Gau Hamaland gelegenen Güter, z. B. Elten, ſelbſt bezielen, ihre Abſicht *konnte* vielmehr nur auf die *wirklich ſächſiſchen* Güter gehen, gleich wie ſie denn auch nicht alle Güter, ſondern nur einen Theil davon zurück verlangte.“ Sie foderte freylich nur „*quandam hereditatis jam traditae* (*Eltenae*) *partem*,“ das heiſst aber nicht beſtimmte Güter, dieſes oder jenes Stück der Erbſchaft, ſondern der Theil des Ganzen, den ihr nach damaligen Rechten der Vater von ſeinem Vermögen laſſen muſste, ihre Erbquote, denn

auch ihrer Schwester, der Äbt. Lutgard, mufste die ihrige bleiben. Mufste nicht auch der Vf. die fächfifchen, allein hier gemeint feyn follenden Güter nachweifen? und warum ift es unmöglich, dafs Elten felbft und unter fränkifchem Recht liegende Güter angefprochen find? erbten etwa die Töchter nach falifchem Rechte des fohnlofen Vaters Erbgüter nicht? Überdiefs fagt ja auch Otto III in der gedachten Urkunde felbft: (Adela) „*totam patris fui donationem produxit in errorem*;“ liefse fich das wohl fagen, wenn das Klofter felbft unangetaftet blieb, nur ein Theil der gefchenkten Güter zurückverlangt wurde? Ja in der Sühne felbft: *Baldericus, maritus Adelae, sua—suaeque conjugis manu contradidit* a d i p f u m m o n a f t e r i u m *in imperiale mundiburdium, et—cum festuca semel* a b e o d e m *exivit* p r a e d i o; wie konnte Balderich das, wenn feine Frau keine Anfprüche an Elten gemacht hatte? wie konnten fie Handlungen vornehmen, welche nur dem Eigenthümer zuftehen? Bekam Adela nicht endlich für den Anfpruch auf die väterlichen Güter vom Klofter andere? zeigt nicht die Folge, wo nach Otto III Tode Balderich Elter wieder in Befitz nahm, den auf Elten felbft und den väterlichen Nachlafs überhaupt gemachten Anfpruch? Zum Beweis, dafs Adela nur die fächfifchen Güter gemeint habe, und dafs fie Frankin gewefen fey, und auf *fränkifchem Boden* gewohnt habe, führt der Vf. den *Alpertus de diverf. temp.* (*ap. Eccard corp. h. med. aev.* I, 107) an, wo die Adela einen Grafen Wigmann *S a x o n e m i f t u m* nennt. Diefer Ausdruck kann aber eben fo gut Sachfen im Gegenfatz des Franken, als fpecieller im Gegenfatz des Weftphalen andeuten, und Wigmann gehörte zu dem oftphalenfchen Gefchlechte der fächfifch-billung'fchen Herzoge, vergl. *Alpertus* 105. Diefe Bezeichnung bedeutet höchftens, dafs Adela eine Nichtfachfin von Geburt war, aber nicht das Geringfte für die Nichtangehörung Eltens und Hamalands an Sachfen. Ohne Sachfe zu feyn, konnte man Güter in Sachfen befitzen. Da fie aber Elten, wie vorher gezeigt ift, vornehmlich anfprach, und durch fächfifche Rechte diefe Befitzungen des Vaters zurück zu erlangen hoffte: fo dürfte diefe Berufung auf Sachfenrecht bey der Beftimmung der Lage Eltens von Erheblichkeit feyn, da fich, weil die Sache nicht rechtlich unterfchieden ift, nicht mehr ausmachen läfst, in wie weit diefer Grund nur herbeygeholt wurde, um die reiche Erbfchaft zu retten. Rec. will auch gar nicht darauf aufmerkfam machen, dafs es ehemals frey ftand, nach irgend einem der gewöhnlichen Gefetze zu leben, und felbft diefe mehrmals zu vertaufchen. So konnte Adela nach ihrer Verbindung mit dem Lotharinger Balderich das väterliche fächfifche Recht gegen das fränkifche vertaufcht haben. — Ein anderer Einwurf ift aus *Sigebert* (von Gemblours) Leben B. Dietrich von Metz hergenommen, welcher von diefem fagt, er fey *ex pago Saxoniae Hamaland comite Everardo patre* geboren. Auch diefes Zeugnifs ift nichts weniger als entkräftet. Denn der Vf. kann dagegen nichts anführen, als, es fey nichts Ungewöhnliches, wenn befonders *entfernte Schriftfteller* Verwechslungen diefer Art vornehmen; *Sigebert* fey der Mann auch nicht, auf deffen Autorität hin man diefen Umftand glauben müffe, diefs beweife fchon der Fehler, dafs es zu der Zeit keinen Grafen Eberhard im Hamaland gegeben habe, denn diefe Würde habe Wigmann geführt. Der erfte Grund kann nur dann als eine Folgerung zur Verftärkung hinzutreten, wenn durch andere Beweife die Evidenz des Gegentheiles gezeigt ift, welches hier doch wohl nicht der Fall feyn dürfte. Der zweyte ift auch unerheblich; und wenn gleich, wie der Vf. eine Autorität anführt, *Sigebert* in feinem gröfseren Gefchichtswerk, oder den kleineren Abhandlungen „*a n t i q u i t a t u m F r a n c i c a r u m non fatis diftinguens tempora, aliis viris — praeierit in errores nec leves nec paucos*“: was fchadet das diefer Angabe? Hier waren keine Antiquitäten zu erzählen, wo er älteren Legenden und Sagen nachfolgen mufste; hier war er auch nicht dem Ort nach fo fehr entfernter Schriftfteller (Gemblours zwifchen 20 und 30 Meilen), und er lebte auch in Zeiten, wo die Gauverfaffung noch beftand, was hier wohl fehr in Betracht kommen dürfte, die überhaupt in den Gegenden, wovon hier die Rede ift, bis auf uns ihre Ruinen herabgebracht hat, er lebte den Zeiten, die er in diefem Leben befchrieb, fo nahe, dafs er von Augenzeugen feine Nachrichten fchöpfte. Dann hat *Sigebert* endlich, fo viele Fehler er auch in den früheren Zeiten zu unterlaffen nicht vermögend war, in den fpäteren eben fo viele Vorzüge, welche ihn uns fo höchft fchätzbar machen. Was nun den letzten Grund betrifft: fo fcheint wohl die irrige Idee zum Grunde zu liegen, dafs ein Gau ftets nur eine Graffchaft enthalten habe, keiner in mehrere Grafenfprengel getheilt gewefen fey. Ift aber diefe Vorftellung, wie wohl kein Zweifel Statt finden kann (der Vf. trägt fie felbft S. 42 richtig vor, wefshalb man fich um fo mehr wundern mufs, dafs hier Sätze auf die falfche Darftellung gebauet werden) unrichtig: fo fällt diefer Grund von felbft dahin, und es kann daher recht gut aufser Wigmann auch Diderichs Vater Eberhard eine Graffchaft im Gau Hamaland befeffen haben. — Der dritte Einwurf, dafs im Hamaland ein Freyftuhl gewefen, fcheint uns allerdings unerheblich, da er auf die Meinung geftützt ift, aufser weftphälifcher und engernfcher Erde gab es keine Freyftühle. Diefs kann ganz richtig feyn, aber dennoch ift es fo natürlich, und es wäre wunderbar genug, wenn es fich nicht zugetragen hätte, dafs in fpäteren Zeiten, nachdem eine ganz andere Eintheilung Deutfchlands fich gemacht hatte, nachdem alle alten Grenzen verrückt waren, nicht über die alte Schneide Weftphalens hinaus in die Grenzorte auf fränkifcher oder oftphälifcher Erde diefes wichtige Inftitut hinüber getragen worden wäre. Aus einem Freyftuhl in einem Grenzland allein läfst fich alfo wohl nichts für die weftphälifche Erde des Bodens fchliefsen, auf dem er fich befand: wie fich aus dem Nichtvorhandenfeyn diefer Gerichte in einem weftphälifchen Grenzdiftrict keine Folgerung

ziehen läſst, daſs dieser zu einem anderen Boden gehöre, wie der Vf. gleich hierauf in Hinſicht dieses Gaues Hamaland thut. Die ſogenannten weſtphäliſchen Gerichte konnten freylich urſprünglich nicht gut anders als in dem köllniſchen Herzogthum Weſtphalen und Engern entſtehen; allein daraus folgt keinesweges, daſs ſie unter ähnlichen Umſtänden nicht auch anderwärts hätten zu Stande kommen können (wie ſich genug Verſuche der Landherrn zu ihrer Einführung finden, als es rathſam ſchien, ſelbſt Freygerichte unter ſich zu haben (dahin §. 2 dieſer Abh.), die aber, eben weil nicht ähnliche Umſtände vorlagen, ganz ſcheiterten oder bald verkümmerten), oder daſs man nicht hie und da an der Grenze ſich hätte derſelben erwehren können. — Eben ſo wenig ſteht das, was der Vf. als Beweis des *fränkiſchen* Amtes Emmerich aufſtellt, feſt. Dieſer Diſtrict, als Zubehör Hamalands (wie unſicher aber die Stützen für dieſen Gau ſind, hofft Rec. gezeigt zu haben), als unter der utrechter Diöces begriffen, und weil zütphenſches, d. h. fränkiſches Recht hier galt (auch hievon, das Factum als richtig angenommen, iſt ſchon geſprochen worden), wird den Franken vindicirt. Bloſs der mittlere Grund kommt noch in Erwägung. Diöceſe erſtreckten ſich aber nicht allein auf unter gleichem Landrecht ſtehende Provinzen, nicht bloſs über Landſchaften eines Bundes. Osnabrück, ein ſächſiſches Stift, begriff Frieslands Gaue, Magdeburg vereinte Sachſen und Slaven, Mainz dehnte ſich über oſtfränkiſche, thüringiſche, ſächſiſche Provinzen aus, Kölln über Ripuarien und Sachſen. Aus der Angehörung zu einer Diöces kann alſo auf politiſche Verbindung nicht geſchloſſen werden, und hier um ſo weniger, da das in voller Maſse Anwendung findet, was oben von dem Unbeſtimmten der Sprengelgrenzen geſagt worden iſt. Eben das iſt der Fall mit dem Amt Rees, wo die Territorialangehörung deſſelben an das Erzſtift Kölln im 13 und 14 Jahrhundert den Beweis geben ſoll, daſs deſſen Einwohner keine Sachſen waren. Gern wollen wir zugeben, daſs da, wo die münſterſchen und köllniſchen Sprengel ſcheiden, die Grenze der Franken und Sachſen geſucht werden müſſe. nur können wir, nach dem Obenbeygebrachten, dieſe ſelbſt nicht ohne Weiteres mit jenen in einander fallend annehmen. — Der Ruhrgau begriff die fränkiſchen Striche am rechten Rheinufer, und war alſo wohl bald gröſser, bald kleiner, je nachdem auf dieſem Puncte die Sachſen oder die Franken mächtiger und glücklicher waren. Da nun genug Franken auf dieſen überrheiniſchen Beſitzungen ſich anſiedeln mochten, manche zur Vertheidigung dieſer wichtigen Grenze hiehergeſchickt wurden, deren Anzahl durch allmähliche Bekehrungen wuchs: ſo kann man dieſen Gau allerdings als fränkiſch betrachten. Es iſt aber etwas unwahrſcheinlich, daſs dieſer Landſtrich, urſprünglich von Sachſen bewohnt, nachdem dieſer ganze Bund dem fränkiſchen Reiche einverleibt war, nicht ſollte zurückgegeben, mit Sachſen wieder verbunden, und nachher zu Deutſchland gerechnet ſeyn. Auch Karl der Groſse ſah bey den Landes-Eintheilungen auf natürliche Grenzen, und dieſe bildet doch weit mehr der Rhein, als unbedeutendere andere Ströme und Erhöhungen, oder ganz durch Zufall zuſammengebrachte Hofmarken? Der Vf. führt für ſich und die fränkiſche Herrſchaft über den Ruhrgau an, daſs dieſer 843 und 870 Zubehör des lothariugiſchen Reichs geweſen ſey. Allein dieſs iſt nicht bewieſen. Vielmehr läſst ſich immer etwas, nur nicht auf die mit Recht beſtrittene *kremerſche* Weiſe, aus der Theilung von Procaſpis (870) herleiten für die Behauptung, daſs Ludwig d. D. ſchon vorher Theile von Ripuarien beſeſſen haben müſſe, welches dieſe am rechten Rheinufer gelegenen Stücke ſeyn würden. Er erhielt nämlich in der gedachten Theilung das Land auf der rechten Maas-Seite, und zwar ſollte dieſe ſo überall die natürliche Grenze ſeyn, daſs ſelbſt Gaue, welche ſie durchſchnitt, nun getrennt wurden (und warum ſollte nicht auch der Rhein ſo ſcharf die Gebiete der fränkiſchen Prinzen abgeſchnitten haben?). Ripuarien wurde dabey als in 5 Grafſchaftsbezirke eingetheilt angegeben; da nun aber derſelben in dieſer Provinz, nach des Vfs. Behauptung, ſich mehrere fanden: ſo folgt, daſs die übrigen ſchon vorher in Ludwigs Händen geweſen ſeyn müſſen. Was der Vf. über die Gau- und Grafſchafts-Bezirke ſagt, iſt zwar zum Theil richtig, zum Theil aber wohl noch nicht ganz durchgearbeitet, auch in ſofern gegen den Vf. ſelbſt, indem, je kleiner die Grafſchaften werden, deſto mehrere Ludwig ſchon vorher beſeſſen haben muſs. Überhaupt läſst ſich wohl aus einer ſo unbeſtimmten, allgemeinen Angabe, als dieſe von den 5 ripuariſchen Grafſchaften immer bleibt, nimmer etwas Sicheres herleiten; wenigſtens würde erſt dann etwas mehr Licht angezündet werden, wenn man aus den mühſam zu ſammelnden Bruchſtücken einzelner kurzer Notizen die verſchiedenen Grafſchaftsbezirke der ripuariſchen Provinz, welche ſich im Ganzen doch wohl ziemlich gleich geblieben ſind, herauszufinden glücklich genug wäre. Bey dem folgenden Beweiſe §. 18, weil in Duisburg lothariugiſche Reichstage gehalten worden wären, muſste der Vf. erſt darthun, daſs Duisburg, wo die Groſsen Lotharingens ſich verſammelten, im Ruhrgau lag. Dieſs iſt nicht geſchehen. Auch wurde Heinrich 2 zu Duisburg nicht von den Lotharingern zum Könige gewählt, nur die Biſchöfe gaben hier ihre Stimme, erſt in Achen „*a primatibus Luithariorum in regem collaudatur.*" *Ditmar* von *Leibnitz* I, 364. Schwerlich beweiſt aber auch die an einem Orte vorgenommene Wahl des Königs etwas für den Vf. Denn Heinrich II lieſs ſich, wie der Vf. ſelbſt anführt, zu Merſeburg von den ſächſiſchen Groſsen zu ihrem Könige wählen; dieſe Stadt gehörte aber nicht zu Sachſen, ſondern zu Thüringen, alſo zu einem fremden Herzogthum. Auch aus König Zuentebolds Urkunde für das Kl. Werden (898) möchte der Beweis ſich nicht ſo leicht, als der Vf. denkt, führen laſſen. Denn obgleich die Brüder gebeten hatten, „*ſe ipſos et quae ſua in noſtro regno ſunt, ſub noſtro patrimonio ſuſciperemus*": ſo be-

stimmte der König doch nur, „*volumus, ut sub nostro mundiburdio res quascunque in nostro regno habent secure possideant*;" er bestätigt ihnen hierauf noch andere Vorrechte; allein von einer besonderen Aufnahme des Gotteshauses S. Lüdgers und der Conventualen in seinen Schutz findet sich in der Urkunde weiter kein Wort, und diese Weglassung erlaubt uns, die Bitte der Brüder um Schutz ihrer Personen nur auf die Verwaltung der Güter am linken Rheinufer und den Aufenthalt daselbst zu beziehen. Man vergleiche in der Hinsicht die um 30 Jahr jüngere Schutzurkunde Heinrich I für Werden (bey *Schaten* Ann. Paderb. 1 Ibs.); wie weit vollständiger und klarer ist diese! Sollten sich die Formen seit der Zeit so sehr geändert haben? Es ist auch nichts Ungewöhnliches, dass Fürsten Institute dieser Art, ohne Hinsicht auf den fremden Boden, ihres Schutzes versicherten, und es ist nicht ungereimt, diese in der Folge der Zeit so vielfältig ertheilte Gunst auch schon in früheren Jahrhunderten anzunehmen. Auch damals mochte man schon mancherley Ursachen haben, so viele Schutzbriefe als möglich im Archive zu sammeln. Dass Zuentebold Essen nicht auf ähnliche Art als Werden in Schutz nahm, ist nicht sowohl aus dem fremden Gebiete, worin dasselbe lag, sondern daher zu erklären, weil diese Urkunde ein Schenkungsdiplom, kein Schutzprivilegium ist. — Auch ist endlich nicht bewiesen, dass fränkisches Recht in Werden gegolten. Denn dass gewisse Güter von einem lotharingischen Pfalzgrafen übergeben worden sind, entscheidet desshalb gar nichts, weil solche Übergaben auch in fremden, entlegenen Gerichten geschahen und nur möglichst allgemeine Bekanntmachung des Vorganges bezweckt wurde.

Die Sprache dieses Werkes könnte weniger ungewöhnlich und deutlicher seyn; bisweilen scheinen Druckfehler den Sinn zu entstellen, z. B. S. 8, Z. 1 und S. 14, Z. 11, wo man „*Bruders*" nach „*Ekberts*" einschieben muss. *Vor und nach, Äbtinn, ungefahrig*, sind Provincialismen.

Seine Quellen hat der Vf. in Noten, die jedem §. angehängt sind, angegeben; möchte er nur dabey etwas mehr Sorgfalt beobachtet haben! Hin und wieder sind die Namen der Schriftsteller zu sehr abgekürzt, als *Alp. de diversf. temp.*, dürften nicht manche Leser eine Zeitlang herumrathen müssen, da auch die Sammlung nicht angegeben ist? So auch spärlich Unterabtheilungen und Seitenzahlen. Gleich die erste Note lautet: *Ann. Lib.* 1, die zweyte: *Lamb. Schaffnab. ad* 1071. Da kann der suchen, dessen Tacitus und Lambert keine guten Register haben, und suchen mag er, wenn gar eine solche Zahl durch einen Druckfehler entstellt ist, wovon gerade dieses erste Citat einen Beweis giebt, welches Annal. 4, 72 heissen muss.

Wir haben zwar schon hinlänglich den Geist, mit welchem der Vf. gearbeitet, durch Beyspiele erläutert; wir befürchten, die Grenzen dieser Blätter zu überschreiten: aber dennoch glauben wir die Erlaubniss der Leser vorauszusetzen, und auch dem Beyfall des Vfs. entgegen sehen zu können, wenn wir noch Einiges, was uns einer Berichtigung zu bedürfen scheint, ausheben.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

Kinderschriften. *Leipzig*, b. Fleischer: *Unterhaltungsbuch für Kinder von 6 bis 12 Jahren, die gern lesen was ihnen nützlich ist.* Von *M. C. Kohnke.* Mit einem Titelkupfer. 1811. 370 S. 8. (12 gr.) Aus dem Vorbericht zur zweyten Auflage ersieht man Zweyerley: 1) dass das Buch schon in einer etwas anderen Gestalt früher vorhanden gewesen, 2) dass der jetzige Titel, vielleicht auch das Kupfer, welches schlecht ist, eine spätere Zuthat sind: denn der genannte Vorbericht ist datirt Hamburg, den 20 November 1806. Aus dem Buche selbst ersieht man, dass es ein kinderfreundlicher Mann geschrieben, dem besonders auch die moralische Bildung der Kleinen am Herzen gelegen. Ausser Erzählungen findet man belehrende Beschreibungen, katechetische Gespräche, und als Anhang einige Scenen und Gespräche einer glücklichen Familie nebst der Beschreibung eines veränderten Pfänderspiels für die liebe Jugend, an welchem Allen die Jugend Vergnügen und Unterhaltung finden wird.

Ad.

Erbauungsschriften. *Bamberg* und *Würzburg*, b. Göbhardt: *Gebetbuch für junge reisende Künstler und Handwerksgesellen*, von einem katholischen Geistlichen in Franken. 1813. 141 S. 12. (4 gr.) Wir gestehen dem Herausg. (der Vf. starb vor der Zeit) gern zu, dass es keine überflüssige Arbeit sey, für besondere Stände auch besondere Gebetbücher zu schreiben, sobald man es einmal für nöthig findet oder wenigstens für rathlich, überhaupt durch eigene Gebetsformeln der Pflicht und dem Bedürfnisse zu beten nachzuhelfen. Jeder Stand hat seine eigenen besonderen Angelegenheiten, die er seinem Gott vorzutragen hat, und jedes Mitglied desselben muss sein Gebet auf seine eigene besondere Weise verrichten. Je specieller also die Gebetsformeln sind, desto sicherer thun sie ihre Wirkung; je genauer das Gebet dem individuellen Zustande des Betenden entspricht; je gewisser er sich überzeugen kann, dass es die Sprache seines eigenen Herzens, dass es der natürliche Ausdruck seiner gegenwärtigen Empfindung, dass es eine wirkliche Stimmung seines Geistes sey: mit desto grösserer Beruhigung und sicherer Hoffnung der Erhörung endigt es der Betende. Je länger aber ein solches Gebet anhält, und je inniger, herzlicher und inbrünstiger die Andacht ist, mit der es vorgetragen wird: einen desto höheren Schwung nimmt das Gemüth, desto empfänglicher wird es für das Göttliche, und desto fester haftet da Religiosität und der Geist der Andacht. — Die beste Empfehlung dieses Gebetbuchs ist, dass es in jeder Hinsicht zur Erweckung ächt religiöser Gesinnungen dienen kann; auch werden wenig Verhältnisse des Reisenden seyn, die nicht berücksichtiget wären. Der Herausg hat sich D. F. O. unterzeichnet: wahrscheinlich ist es also Hr. *Oberthur.*

Ba.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

GESCHICHTE.

Duisburg u. Essen, b. Bädeker: *Beytrag zur Bestimmung der Grenzen zwischen den Franken und Sachsen der Vorzeit. Von Pet. Friedr. Jos. Müller* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Wir haben schon im Vorigen angedeutet, dass wir gleich im Anfange des Werkes eine genaue Bestimmung des Ausdruckes Friesland vermissen. Hier müssen wir noch bemerken, dass das, was von der Ausdehnung Friesland (S. 1) gesagt ist, sehr unbefriedigend, für den Nichtkenner dieser Geschichten höchst dunkel, und *Tacitus* Beweisstelle erst in Verbindung mit *Germ.* 34 recht beweisend sey. Nicht in seiner ganzen Ausdehnung war Friesland vor der Besiegung Sachsens ein Zubehör des fränkischen Reichs. Vielmehr, wenn man alles das Sachsen nennt, was an dieser Seite der fränkischen Herrschaft nicht gehorchte: so gehörte der Strich Frieslands, der nun mit dem deutschen Reiche verbunden ist, und einige Theile der batavischen Republik (das alte Ostfriesland) zu Sachsen. Friesen fochten selbst in Karls Kriegen noch mit den Sachsen vereint, die Völker dieses Vereins waren den Sachsen verwandter als den Franken, und wenn man aus der Zinsabtragung oder der Vasalleneigenschaft frisischer Häuptlinge fränkische Beherrschung Frieslands herleiten will: so fand ja derselbe Fall auch bey den Sachsen Statt. Der Gesichtspunct ist offenbar etwas verrückt, wenn Alles das als fränkisch angesehen wird, was nicht sächsisch war. Friesland, welches höchstwahrscheinlich auf dieselben Bedingungen, wie Sachsen, ein vereinigter Theil des fränkischen Reichs (unter Karl), keine Provinz desselben, geworden war, musste auch als ein solcher eigener Theil behandelt werden. Wäre es dem Vf. nur darum zu thun gewesen, die Grenzen Sachsens rein geographisch zu zeichnen: so blieb es freylich gleichgültig, welche Farben er den benachbarten Ländern geben wollte; da aber hier auch geschichtlich, ja mit Hinsicht auf Rechtsverhältnisse und Politik unserer Tage geschieden werden soll: so muss Alles bey weitem genauer bestimmt werden. — Hierauf sagt der Vf., dass von der Elbe an die Länder Hadeln und Kedingen *mit Einschluss* der Grafschaft Oldenburg die Grenze gemacht hätten (das ist etwas dunkel!); aber diese Behauptung dürfte doch noch einigen Zweifeln unterliegen. Am rechten Weserufer war kein frisisches Land, sondern nur frisische Kolonisten hatten sich dort niedergelassen, die aber *zu Sachsen gerechnet wurden*, mit diesen verschmolzen, und nie an den Schicksalen der Mutterlande einigen Antheil genommen haben. Rec. macht den Vf. hier auf das aufmerksam, was *Wiarda* (Ostfr. Gesch. I, 49) hierüber gesagt hat. Erst mit der Weser konnte die Grenzzeichnung angefangen werden. Von Oldenburg an bis an die Drente macht der Vf. einen Sprung, und wie die Grenze zwischen diesen beiden Puncten lief, erfahren wir nicht; etwa, weil Ostfrieslands Name schon die Markung hinlänglich nachweist? — S. 16, N. 6 *wiewohl auch Könige und Fürsten, als solche, — über die Kinder des Adels das Recht der Vormundschaft hatten.* Nicht so. Dem Lehnsherrn gebührte die Vormundschaft über seinen Vasallen, ein Recht, das er oft als eine einträgliche, sehr gesuchte Gnade an Andere überliess. — S. 47. Die Markgrafschaft Friesland lag keinesweges zwischen Frankreich und Deutschland, und war gegen keines dieser beiden Reiche gerichtet. Was sollte auch hier in diesem Winkel einzig eine Mark? Sie war vielmehr bestimmt, die nordmännischen Schwärme abzuwehren; später wurde sie dann ein Territorialdistrict, gleich allen anderen Marken, um welchen so wie um die damit verbundenen Rechte Deutschlands Grosse buhlten. Doch diese war von wenig Ansehen und zerfiel bald. *Möser* (Osnabr. Gesch. I, 317) hat in dem Punct allerdings Recht, dass hier eigentlich keine Reichsmark war, denn diese findet nur Statt, wo eine Berührung mit feindlichen Provinzen vorhanden ist. Mehr sagt *Möser* nicht. Nimmt man aber den Begriff einer Mark ausgedehnter, für jede Vertheidigungsanstalt gegen bestimmte Feinde: so kann man der frisischen die Qualität einer Reichsmark wohl zugestehen. Allein wo findet sich denn die Nachricht, dass Graf Reyenbern, *als Graf auf der Mark zwischen Sachsen und Friesland* (wie Dietrich *Graf in Friesland*) 921, im Gefolge Karls aus Frankreich gewesen wäre? Rec. hat jetzt freylich die Urkunde über diese Zusammenkunft nur in dem Abdruck vor sich, welchen *Gundling* (nach *Du Chesne*) in seinem *Henricus auceps* S. 301 gegeben hat, und es können vollständigere Abdrücke sich finden: in diesem treten aber alle Grafen nur mit ihren Vornamen auf, und der Vf. wird doch nicht auf Namensähnlichkeit seine Sätze bauen? — Neu war es Rec., S. 67 zu lesen, dass *nie* ein Herzogthum Thüringen bestanden habe, und dass Burchard, der 908 in

der Schlacht gegen die Ungarn blieb, Herzog von Alemannien gewesen sey. Dieser Burchard ist freylich oft mit seinem Zeitgenossen Herzog Burchhard von Schwaben (ermordet 911) verwechselt worden, und hierauf gründet sich die ganze Hypothese; aber die kleinste nähere Untersuchung würde die Falschheit einer solchen Annahme gezeigt haben. Was der Vf. S. 66 über Dispargum sagt, ist völlig unrichtig. Rec. weiset auf das, was der Rec. H. St. F. (J. A. L. Z. 1804. N. 75. S. 595) darüber gesagt hat, hin, und ersucht den Vf., sich nicht durch *Aimoin*, der als ein so sehr später Schriftsteller hier gar keine Stimme hat, irre führen zu lassen, denn nur dieser (nicht *Gregor* von Tours) läfst die Franken erst nach der Eroberung von Dispargum über den Rhein ziehen. — S. 72. „*Zu der Markgrafschaft Brandenburg gehört nicht ein Fufsbreit eines vormaligen Herzogthums.*" Das war ursprünglich mit allen Marken der Fall, die alle aus Neuland bestehen sollten, und auf feindlichem Boden angelegt wurden; aber das, was diese Marken erwarben, kam allerdings unter das Herzogthum, an dessen Grenzen sie entstanden, wie auch der Graf stets unter dem Herzog blieb. Da aber der Vf. so allgemein redet, so mufs man glauben, dafs er die Geschichte der Altmark nicht beachtet hat, welche ein Theil der Markgrafschaft ist, aber stets zum Herzogthum Sachsen gehört hat, nachdem die askanische Familie sie mit der Mark verbunden und zum Stammlande gemacht hat. — Seit wann ist Neustadt und Gimborn eine *Reichsgrafschaft?* Wodurch wird die erste Stiftung Hildesheim in Elze bewiesen? Zu der Behauptung, dafs Hildesheim in Valedungongau gelegen habe, hat wohl eine zu flüchtige Lesung des *Chronicon Gotwicense* Veranlassung gegeben; sie gehörte zum Ostphalongau. — Auf der hessischen und thüringischen Grenze wird der Vf. sehr kurz, und nimmt sogar Werre und Saale zu Grenzlinien an, was beide Ströme doch nur in einem sehr kleinen Strich waren. Denn die Grenze zog mitten durchs Eichsfeld auf den Harz zu, der als eine alte Grenzscheide beider Nationen bekannt ist, und wahrscheinlich als eine gute zwischenliegende Wüste, welche sie isolirte, betrachtet wurde. Nachher wurde er daher auch so getheilt, dafs die Mitte Grenze beider Provinzen, und überall wenigstens der kirchlichen Sprengel wurde. Hohnstein mit allem Zubehör und Stolberg liegen im mainzer Sprengel; von der letzteren Grafschaft mochte die Grenze auf die Wipper und von dieser durchs Mansfeldsche sich an die Saale wenden, wo dieser Flufs dann erst Grenze beider Länder wird. — Der Vf. schliefst, fast wie er angefangen hat, mit einem politischen Epilog, der sich angenehm lesen läfst, nur etwas zu gesucht ist. Gewundert haben wir uns aber, wie Hr. *M.* noch an die Ächtheit der im hildesheimischen Dom aufgestellten *Irmensäule* glauben kann, von der er sagt, dafs Ostphalens Hauptstadt „die Bewahrerin des ältesten Denkmals deutscher Tapferkeit" sey, und bey der, „der Säule *Herrmanns*, er ewige Treue dem neuen Bunde" schwört. In einer Proclamation, in einer Rede mag das recht gut klingen: aber nicht dem Geschichtsforscher ziemt es, diese Sprache zu führen. Noch eine Bitte an den Vf. Er kündigt uns etymologische Untersuchungen an, möge er doch hiebey recht, recht aufmerksam, vorsichtig und kritisch seyn! D. W.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Weygand: *Moral für Krieger.* 1812. 198 S. 8. (14 gr.)

Der ungenannte Vf. bestimmt seine Schrift vorzüglich Österreichs Kriegern, zu deren Preise die Vorrede spricht. Er nennt sie eine Nachbildung von „Sangerhausens Moral für Preussens Krieger in einem der neuen Heimath und Zeit mehr angepafsten Schnitte." Kann man auch nicht überall mit den Ansichten des Vfs. übereinstimmen: so ist man doch in der Hauptsache gänzlich mit ihm einverstanden, wo es nicht mehr aufs Meinen, sondern aufs Handeln ankömmt. Die Schrift selbst zerfällt in folgende Abschnitte. *Der Krieg.* Der Krieg ist ein wohlthätiges Übel. Dem Vf. scheint die Natur bey der Fortpflanzung der Menschen sichtbar (?) auf ihn Rücksicht genommen zu haben. Er ist ihm die Krankheit der Völker. „Der Staatskörper, welchen er ergreift, wirft durch die fieberhaften gewaltsamen Anstrengungen und Erschütterungen seine verschlimmerten Säfte aus, spannt die erschlafften Nerven wieder, und arbeitet durch vereinigte Kräfte auf einen Punct übereinstimmend hin. Auf diese Art stellt er nicht nur die gesunkenen Kräfte und Gesundheit wieder her, sondern lehrt auch ihren hohen Werth empfinden und schätzen." Ein langer ununterbrochener Friede schadet oft mehr als der Krieg: denn er verzärtelt oder verdirbt den Körper der Nation, verstimmt ihren Charakter, und verleitet zur Sicherheit und Schwärmerey. Ruhe geht in Trägheit, Überflufs in Üppigkeit über. Auch dem Regenten wird der Krieg zur lehrreichen Schule der Weisheit. Er lernt hier Menschenelend empfinden (nicht auch sein Herz gegen dasselbe verhärten?), Treue ehren und an Tugend glauben. (Zuletzt kömmt Alles auf den Spruch hinaus: denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen.) Der Vf. hofft von den sich immer weiter verbreitenden Wirkungen der Philosophie, dafs Kriege künftig immer seltener entstehen, und menschlicher geführt werden. (Noch sind von einer Seite wenigstens diese Wirkungen nicht sichtbar.) *Der Stand des Kriegers.* Der Vf. ergiefst sich in Lobeserhebungen dieses Standes. Ihm ist der Stand des Kriegers der Stand der höchsten Ehre und des höchsten Glanzes, aber doch auch des höchsten Elendes; der Stand der gröfsten Freyheit und des gröfsten Zwanges, der höchsten Macht, Gutes und Böses zu thun, der leichteste, wenn man sein Ziel halb, der schwerste, wenn man es ganz erreichen will, der meisten eigenen That, und doch auch des meisten Glückes. (Sehr wahr!) Der Vf. schliefst diesen Abschnitt mit den trefflichen Worten: „Edle Krieger,

sie sind die Götter der Erde, bewaffnet mit dem Blize des Himmels; aber sie werden sterben — wie Menschen. Gross seyn in der Liste der Helden ist viel, aber gross seyn in dem Buche der Menschheit ist mehr. Ohne Menschlichkeit, ohne Güte, ohne Gerechtigkeit, was ist auch der glücklichste Held? Sein Nachruhm ist der Fluch zertretener Provinzen." *Charakter eines wahren Helden.* In der Bildung des Helden muss sich Natur, Wissenschaft und Kunst die Hände bieten; in ihm muss sich vereinigen die höchste Kraft und die höchste Vernunft, Kenntniss des Kleinen und Kenntniss des Grossen, das grösste Feuer und die grösste Kälte, Weisheit und Glück, Tugend und Leidenschaft; aber Alles muss im vollkommenen Gleichgewicht bleiben. Über die Religion des Helden, wie nothwendig sie ihm sey, findet man hier goldene Worte. *Patriotismus.* Die warme Anhänglichkeit an dem Vaterlande, seinen Gesetzen, Einrichtungen und vorzüglich seinem Regenten giebt dem Gemälde des Helden erst sein volles Leben, seinen glänzenden Thaten ihren Werth. „Vaterland! welch ein umfassendes Wort! Eigenthum und Schutz, Sicherheit und Gesetze, Bedürfnisse und Bequemlichkeiten, Fluren und Wohnungen, Erfindungen und Künste, Verwandtschaft und Freundschaft, Sitten und Denkungsart, Bildung und Religion, kurz Alles, was man bedarf und geniesst, wünscht und schätzt und liebt, das Alles fasst das Vaterland in sich. Und sein Vaterland schützen — retten, welch ein stolzer Gedanke! Das Vaterland ist in Gefahr! und nur *eine* Stimme schallt durch die Fluren, nur *ein* Wirken ergreift die Nation." *Beherrschung der Leidenschaften.* Nachdem der Vf. die Nothwendigkeit, die Leidenschaften zu beherrschen (nicht zu unterdrücken), dargethan: spricht er von den Mitteln, diese Herrschaft zu erlangen, mit besonderer Beziehung auf seinen Gegenstand. Man findet hier zwar nichts Neues, aber viel Kräftiges und Nachdrückliches. *Der Krieger im Felde.* „Unter den Waffen schweigen die Gesetze. Aber nicht alle. Auch der Krieg hat die seinigen. Hergeleitet aus der Natur, beruhen sie auf schweigender Übereinkunft kriegender Völker. Sie verstatten nur List, aber nicht Treulosigkeit, erlauben Gewalt, aber nicht Grausamkeit. Der unedle Krieger brandmarkt vor den Augen der aufmerksamen Welt seine ganze Nation. Von seiner Art zu handeln schliesst man auf den Geist seines Vaterlandes, seines Regenten, seiner Gesetze, seiner Religion; und leichter können in dem bekriegten Lande die Spuren der Verwüstung vertilgt werden, als die Brandmale in dem Namen des Verwüsters." *Der Soldat im Frieden.* Der Soldat muss die Zeit des Friedens sorgfältig zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung benutzen. *Der Krieger im Dienste.* Alles reducirt sich hier auf Befehlen und Gehorchen. Es werden Vorschriften über die Kunst zu befehlen gegeben, und Mittel angezeigt, sich den Gehorsam zu erleichtern. Furcht ist nichts weniger, als das einzige sicherste Mittel eines unbedingten Gehorsams, und strafende Härte und drohende Flüche nichts weniger, als das beste Mittel, sie zu erwecken und zu erhalten. Die Kunst zu fluchen, die wenig Genie verlangt, scheint im Alterthume auch wenig cultivirt worden zu seyn. *Der Krieger im Umgange.* Der Vf. empfiehlt für den gesellschaftlichen Umgang den Spruch des Sokrates: Sey das, wofür du gelten willst. *Benehmen gegen Thiere.* Sie verlangen von uns Schonung und Nachsicht, Pflege und Vorsorge, Aufmerksamkeit und Mitleiden. *Vorurtheile.* Ein wichtiger Abschnitt. Der Vf. geht die gewöhnlichen Vorurtheile der Soldaten gegen Moral, Religion, Bildung und gegen andere Stände durch, und bekämpft sie mit den Waffen der Vernunft. *Das Vergnügen.* Der Mensch verräth sich durch nichts so sehr, als durch seine Vergnügen. Bey dem immerwährenden Ernste seines Standes bedarf der Krieger am meisten einer erhebenden Aufheiterung und wegen der stärkeren Anstrengung bey seinen Geschäften eine öftere Erholung. Der Vf. räth, den Quell des Vergnügens in sich selbst zu eröffnen. *Der Zweykampf.* Dem Vf. ist er in nicht seltenen Fällen ein nothwendiges Übel, welches durch den grösseren Nutzen seine Schädlichkeit zwar nicht rechtfertigen, aber doch entschuldigen kann. Er hofft, dass, so wie die Kriege immer kürzer und menschlicher werden, auch die Kriege der Einzelnen seltener werden dürften. Befehle, Gesetze und Strafen können nur Handlungen ändern, aber nie Meinungen und Grundsätze umschaffen; diess ist das Werk der Zeit, welcher keine Macht widersteht. *Epilog.* Erinnerungen und Ermahnungen eines alten Kriegers an seine Söhne, die eben zwischen Feder und Schwerdt, das Schwerdt gewählt haben. Manches, was im Vorhergehenden keinen schicklichen Platz finden konnte, hat ihn hier gefunden. — In unseren kriegerischen Zeiten wünschen wir dieser aller Empfehlung werthen Schrift allgemein eine günstige Aufnahme und treue Beherzigung ihrer Vorschriften.

K — i.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Leipzig* (ohne Angabe des Verlegers): *Kurze und gemeinnützige Anweisung für den Burger und Landmann, wie er seinen im Wasser oder sonst körperlich verunglückten Mitmenschen Hulfe zu leisten habe;* nach Anleitung des kurf. sächs. desshalb ins Land ergangenen Mandats vom 26 Sept. 1773. Aus den neueren und besten Schriften gezogen und zusammengetragen von *Johann Gottfried Berger*, Ehrenmitgliede der kurf. sächs. leipz. ökonom. Societät. Nebst einer Kupfer- oder Holzschnitt-Tafel. 1802. 56 S. 8. (8 gr.) Der Zweck dieses Auszuges aus älteren und neueren Mandaten, Verordnungen und Schriften, welche in jener Beziehung in den königl. sächs. Landen, bis auf Erscheinung dieser Schrift, erlassen worden, und nicht in eines jeden Bürgers und Landmanns Händen seyn möchten, geht dahin, solche in möglichster Kürze dem Publicum, und zwar mit Hinweglassung aller fremden Sprachausdrücke, zukommen

zu lassen. S. 4 fängt der Vf. damit an, dass die in einigen Ländern und Städten eingeführten Rettungsanstalten zu den nützlichen Entdeckungen und wohlthätigen Anstalten gehören, welche im 18 Jahrhunderte getroffen worden. Allein die Rettungsanstalten als solche, und zwar bloss als Institute betrachtet, mit Ausschluss der verschiedentlichsten Hülfs- und Kunst-Mittel, welche sich bis jetzt so verherrlichet haben, sind keine Entdeckung, welche erst im 18 Jahrhunderte gemacht worden. Sie stammen aus früheren Zeiten ab. Der Vf. geht vom J. 1767 und zwar von der amsterdammer Hülfsanstalt für im Wasser verunglückte Menschen aus, welche damit angefangen und dann in Deutschland, Italien und England einen glücklichen Fortgang gewonnen habe. Darauf kommt er auf Sachsen, welches in gleicher Hinsicht bemüht gewesen, in Dresden und Leipzig Hülfs- und Rettungs-Werkzeuge öffentlich aufstellen zu lassen. S. 5. Inhalt des am 26 Sept. 1773 ergangenen Mandats, *die Rettung der im Wasser oder sonst Verunglückten und für todt gehaltenen Personen betreffend.* S. 9. *Mittel, welche bey den im Wasser ertrunkenen, erfrorenen, erstickten, erdrosselten oder erhenkten Personen, um solche wiederum zum Leben zu bringen, anzuwenden sind.* Erster Abschnitt. *Von den Rettungswerkzeugen oder vom Rettungsapparate,* worauf sich die im beygefügten Kupfer befindlichen neun Figuren, als die Werkzeuge und Mittel zur Rettung der Verunglückten, beziehen. S. 25. Zweyter Abschnitt. *Von dem Verfahren bey Wiederherstellung verunglückter Menschen.* Die neueren litterarischen und praktischen Versuche eines Struve und Anderer, ingleichen der hamburger, wiener, amsterdamer, londoner und mehrerer Hülfs- und Rettungs-Anstalten, welche sich seit einigen Jahren ausserordentlich verbessert haben, machen es wünschenswerth, dass man auch in Sachsen fleissigere Versuche damit anstellen, und weniger Kosten scheuen möge, um darin, wie in anderen nützlichen Veranstaltungen, mit jenen und den Zeiterfodernissen weiter fortzurücken. Denn gewiss ist die Zahl der in Sachsen Geretteten mit denen in Hamburg und anderen Ländern in keine Parallele zu stellen. Ein Edelmann in Mähren verherrlichte die Feyer des 19 Seculums auszeichnend dadurch, dass er 50 Ducaten auf eine obigen Gegenstand betreffende Preisfrage setzte, welche Hr. *Poppe* zu Rudolstadt in seinem „Allgemeinen Rettungsbuche oder Anleitung vielerley Lebensgefahren, welchen die Menschen zu Lande und zu Wasser ausgesetzt sind, vorzubeugen und sie aus den unausweichlichen zu retten ff. Hannover und Pyrmont 1805," mit Zufriedenheit seiner Beurtheiler, beantwortet hat. Möchten die Staaten nicht verschmähen, diesem rühmlichen Beyspiele eines Privatmannes zu folgen!

— a —

MEDICIN. *Quedlinburg,* b. Basse: *Anweisung, alle venerischen Krankheiten gründlich und schnell zu heilen.* Ein Hülfsbuch für Chirurgen auf dem Lande, und für Candidaten (!) der Heilkunde, so wie für Jeden (!), der sich selbst heilen will, nebst den dazu gehörigen Recepten. Von *L. E. v. Frankken,* D. der Medicin. 1812. IV u. 86 S. kl. 8. (8 gr.) Der lange Titel des kurzen Buchs, das Geständniss des Vfs., „dass dieses Werk durch keinen correcten Stil sich auszeichne," so wie die bekannte Firme des Verlegers, erregen nicht die besten Erwartungen von diesem Producte, das man eher ein Educt aus Compendien und Heften nennen könnte. Wer noch nicht wenigstens correct schreiben kann, sollte auf der Schulbank, nicht auf dem Lehrstuhle, sitzen. Doch die Wichtigkeit des Gegenstandes soll den Vf. wegen der Mängel der Darstellung entschuldigen. Hören wir, was er Neues gab. — Zuerst eine *Anatomie* und *Physiologie der Genitalien* beider Geschlechter. Kurz und deutlich; allein für den Arzt unnöthig, und dem Laien ohne Kupfer unverständlich. — II. *Ursprung der Syphilis.* Sie sey jetzt in alle Winkel der Erde verpflanzt (?). III. *Vom venerischen Gifte überhaupt.* Es stecke nicht durch den Magen und die Lungen an. (Ersteres scheint allerdings wahr, Letzteres aber schwer zu beweisen, weil das Gift nicht leicht in der zur Ansteckung erfoderlichen Form in die Lungen kommen kann. Rec. behandelte vor einigen Jahren ein Frauenzimmer, bey welchem nach vernachlässigter venerischer Ansteckung Geschwüre im Halse und zu gleicher Zeit ungewöhnlich starker und profuser Eiterauswurf entstanden. Letztere beide dauerten auch nach Heilung der Halsgeschwüre fort, und wurden von den Ärzten der Kranken für Symptome von *Phthisis purulenta* erklärt. Da aber die starke Eiterung in langer Zeit unerwartet wenig Abmagerung verursachte, und die Lungen auf keine Weise zu leiden schienen: so wurde Rec. hingerufen, und aus dem Angegebenen, aus einem eigenthümlichen Klatschen und Schnarren beym Husten, wobey immer eine grosse Menge — täglich 2 bis 3 Pfund — Eiter theils ausgehustet, theils ausgebrochen wurde, glaubte er auf ein Geschwür schliessen zu müssen, welches Schlund und Luftröhre in Verbindung setzte. Dieses fand sich wirklich nach dem späterhin erfolgten Tode. Die hinteren Segmente der unteren Ringe des Larynx waren zerstört, und zwischen dieser Öffnung und der im Pharynx hatte sich ein grosser Eitersack, und am Grunde desselben ein 4 Scrupel schweres, sehr unregelmässig gestaltetes, hartes steinichtes Concrement gebildet.) Der Vf. erklärt sich, mit *Cappel, Domling* u. A., für die humoralpathologische Ansicht der Wirkungsart des venerischen Giftes. (Aber spricht dafür auch der primäre Schanker? Wann wird man die thörichte, nur dem anatomischen Handlanger brauchbare, Zertrennung des Organismus in sogenannte feste und flüssige oder wohl gar *unorganische* (!) — Theile endlich aufgeben? Welcher gute Physiolog zeichnet die Grenze zwischen beiden? — Das Trockenwerden der Augen bey angestrengtem Beyschlaf, und die *Ophthalmia gonorrh.* beweisen für jene Ansicht nichts, da erstere, wie auch der Mund u. s. w., bey jeder anderen Anstrengung, wegen des dadurch gleichsam erzwungenen Fiebers, trocken werden, und letztere wohl meistens durch Berühren der Augen mit unreinen Händen entsteht. — IV. *Venerische Ansteckung.* Der Vf. hegt noch die durchaus falsche Meinung, dass das Gift in der Zeugung (dem Embryo) mitgetheilt werden könne! — V. *Tripper.* — VI. *Geschichte* (Verlauf) *des Trippers.* — VII. *Heilart des Trippers.* Sehr gut warnet der Vf. vor zu frühen Einspritzungen, welche oft grosses Unheil anrichten. — Das stärkende Mittel S. 27: „*R. Aq. naph.* ℥vj., *Tinct. deliaq.* ℥ij., *Extr. C. P. opt., Extr. cort. aur. aa.* ʒiij., *Tinct. Ludov. mort.* ℥ß. *M. S.* Tags 3 mal 2 Essl.", ist sehr fehlerhaft componirt, und möchte schwer zu nehmen und zu verdauen seyn. Die Injection: *R. Pulv. C. P. opt.* ℥j. *c. c. Aq. font.* ℥viij. *Col.* ℥vj. *adde Aq. saturn.* ℥ij. ist unnöthig, kostbar und wenig wirksam. — VIII. *Fluor alb. malignus.* — IX. *Zufälle nach dem Tripper. a) Hodengeschwulst:* entsteht oft (und bis auf diese Stunde noch öfter, als man — nach so vielen Warnungen! — glauben sollte) von zu früh gestopftem Tripper (besonders nach voreiligen Einspritzungen). — X. *Phymosis* (Phimosis). — XI. *Paraphimosis.* — XII. *Schleimtripper.* Der Altheethee, den der Vf. solchen Kranken verordnet, wird das Übel sicher vermehren. Die S. 56 angegebene Emulsion mit 1 Scrupel Kanthariden*pulver* (!) möchte wohl schreckliches Unheil anrichten. — XIII. *Krankheiten der Harnwerkzeuge.* Acute Harnverhaltung. — *b) Schmerzhafter Trieb zum Harnlassen.* — *c) Geschwüre in der Harnröhre.* — *d) Stricturen der Urethra.* — XIV. *Schanker.* Zwey Gran verkalktes (welches?) Quecksilber, die der Vf. S. 75 Morgens und Abends zu geben räth, werden schnell Speichelfluss und andere üble Zufälle erregen. — XV. *Bubonen.* — XVI. *Feigwarzen.* — XVII. *Verhalten bey Mercurialcuren.* — Der Vf. schreibt auf jeder Seite: *Chyrurg, ideopatisch;* anderer Schreib- und unzähliger Druck-Fehler nicht zu gedenken.

— S.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

ÖKONOMIE.

Berlin, b. Vf. und in Commission in der Realschulbuchhandlung: *Deutschlands Rindvieh-Raçen nach der Natur dargestellt und beschrieben* von *F. W. Witte*, Erbherrn auf Falkenwalde und Gräfendorf. 3 Hefte mit Umschlag, jeder 3 Kupfern. (Jedes Heft mit illuminirten 4 Thlr. 12 gr., mit schwarzen K. 4 Thlr.)

Mit grosser Erwartung nahm Rec. dieses Werk zur Hand, indem es längst sein sehnlichster Wunsch war, diesen so wichtigen Gegenstand einmal gründlich bearbeitet zu sehen. Allein ob er gleich das Verdienst des Herausgebers keinesweges verkennt: so muss er doch im Ganzen gestehen, dass die Wissenschaft bis jetzt dadurch nur wenig gewonnen hat. Ein Werk der Art ist allerdings mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden; denn der Herausg. muss, noch ehe er an die Ausführung desselben geht, mit sich über den Begriff von Raçen, über die Zeichen und den Charakter derselben, vollkommen einig seyn, und alle Raçen eines Landes genau kennen. Das Erstere scheint aber bey dem Vf. nicht durchaus der Fall zu seyn; denn er hat darüber nicht nur nichts gesagt, sondern die Muster, die er in dem 1 Hefte als Raçen gegeben hat, beweisen ganz deutlich, dass er mit dem Begriff der Raçen noch gar nicht aufs Reine war. Es kann in dieses Chaos durchaus kein System gebracht werden, wenn man das Ganze nicht auf einfache Grundsätze zurückführt. Rec. hat diess an einem anderen Orte gethan, und er glaubt dadurch gezeigt zu haben, dass es nicht unmöglich ist. Auch hat Hr. *W.* mehr auf die Ausführung der Zeichnung, als auf die Anlage derselben Rücksicht genommen: ein Umstand, der dem Werke in malerischer Hinsicht allerdings zum Vortheil, in naturhistorischer aber zum Nachtheil gereicht. Um dieses Urtheil im Allgemeinen zu rechtfertigen, wollen wir den Inhalt des Werkes im Einzelnen anzeigen.

Die I Tafel des 1 Heftes stellt die *oldenburger Raçe* dar, durch eine Kuh aus dem Viehstapel zu Cunnersdorf. Hr. *W.* bemerkt in der Beschreibung, er habe diese Kuh gewählt, weil sie das vollständigste Bild einer guten Milchkuh abgebe. Wir zweifeln, dass diese Kuh ganz rein von Raçe ist. Sie gehört allerdings zu den Niederungsraçen, und zwar, dem Anscheine nach, wie Hr. *W.* richtig angiebt, zur holländischen, die ohne Zweifel der Stamm aller Niederungsraçen ist. Die Zeichnung und Illumination ist im Ganzen vortrefflich, und sehr verständig; nur hat Hr. *W.* sich zu sehr von seinem malerischen Talent verführen lassen: sonst durfte er die Kuh nicht weidend darstellen, denn dadurch ist die Form und Bildung des Halses und selbst des Kopfes nicht ganz deutlich geworden. Am anschaulichsten wird Alles, wenn man die Thiere von der Seite im Profil zeichnet. Vorzügliches Lob verdient der Umstand, dass Hr. *W.* immer die Dimensionen beygefügt hat. Die II Tafel liefert die vom Vf. sogenannte *Oderbruchsraçe*, und zwar in einem verschnittenen Zugochsen, vom Amte Wallup. Abgerechnet, dass diese Raçe gar nicht als eigenthümliche Raçe existirt, auf eine Stelle hier folglich keinen Anspruch machen konnte: so war es auch ein unglücklicher Gedanke, die Raçe in einem Zugochsen darzustellen. Die Zeichnung ist übrigens gut, und die Darstellung richtig, die Illumination aber auf Rec. Exemplare ganz verfehlt. Die III Tafel hat Hr. *W. friesisch-anspachische Raçe* überschrieben, und darauf einen Bullen abgebildet, der sich zu Mögelin befindet. Was soll diese Durchkreuzung hier, in einem Werke, das die deutschen Rindviehraçen (doch also Stammraçen) liefern soll? Rec. sieht in der That nicht, warum Hr. *W.* aus diesem Grunde nicht auch alle anderen Kreuzungen aufnimmt. Kann denn eine solche Darstellung nur im Geringsten etwas zur Kenntniss der deutschen Stammraçen beytragen, oder wird sie nicht vielmehr dieses ohnehin verwirrte Gewebe noch mehr verwirren? Auch die Darstellung dieses Ochsens ist so gewählt, dass sie eben nicht geeignet ist, eine recht bestimmte Ansicht von dem Baue des Halses und Kopfes zu geben. Was der Vf. in der Beschreibung über die Verschiedenheit der englischen und deutschen Ansichten sagt, ist sehr richtig.

Das 2 Heft stellt zuerst die *fryburger Raçe* dar, und zwar die schönste Kuh aus dem Viehstapel von Hofwyl. Die Zeichnung ist richtig und anschaulich, die Illumination aber verfehlt. Offenbar ist diess eine ächte Raçe, und nach unserer Meinung gerade der holländischen, als Niederungs-Raçe, entgegengesetzt. Der Text ist in diesem Heft in deutscher und französischer Sprache zugleich gegeben. Von der II Tafel, auf welcher wieder ein Zugochse von dieser Raçe abgebildet ist, gilt unser oben gefälltes Urtheil. Tafel III: *Freyburger Bulle des Pächters Truch zu Marsan*; nebst einem Kalbe. Sehr schön und malerisch; nur Schade, dass der Vf. gerade als Muster einen

Ochsen gab, der eine Abnormität der Hörner hat; denn diese macht auf den Beschauer einen unangenehmen Eindruck.

Das 3 Heft liefert die Abbildung der *Hasli-Race*. Die Kuh auf Tafel I ist ungemein schön gezeichnet, obgleich das Colorit nicht ganz natürlich ist. Wir halten diese Race für eine Mittelrace, welche zwischen der eigentlichen *Hohen-* und *Tiefen-Race* inne steht. Sie hat in vieler Hinsicht noch Vorzüge vor der fryburger, ob sie gleich bedeutend kleiner ist, als jene. Die Darstellung des Ochsens dieser Race, auf der II Tafel, ist, malerisch beurtheilt, sehr schön; aber für diesen Zweck doch nicht deutlich genug. Die III Tafel stellt die Geräthschaften und Gefäfse dar, welche zur Bereitung des Schweizerkäses erfodert werden.

Ungeachtet der hier gerügten Mängel verdient diefs Werk doch die Unterstützung des Publicums gar sehr, indem dem Herausg. alle nöthigen Hülfsmittel zu Gebote stehen, um diese Mängel in der Folge verbessern zu können. Auch scheint er bey der Ausarbeitung des 2 und 3 Heftes schon andere Ansichten gewonnen zu haben. Vor allen Dingen rathen wir ihm, den Unterschied der Racen recht deutlich und bestimmt anzugeben, und mehr auf die naturhistorische als malerische Darstellung Rückficht zu nehmen. Thut er diefs, wie wir gewifs hoffen: so wird er die Wissenschaft fördern, und ein Werk liefern, das sich mit Ehren an *Daltons* treffliches Werk über die Pferde anschliessen kann. —m—

1) Berlin, b. Lange: *Zuruf an meine lieben Nachbarn und Freunde über die auf dem Lande an vielen Orten in der barbarischen Gemeinheit gegenwärtig zu erleidenden Servitute und Einschränkungen der freyen Landwirthschaft, besonders in Absicht der verderblichen Drey-Felder-Wirthschaft und Wiesen-Behütung*, vom Kriegs- und Domainen-Rath *Meyer*. 1804. 30 S. 8. (5 gr.)

2) Ebendaselbst: *Noch etwas über den Fruchtwechsel und Futterbau, zur Vieh-Vermehrung, Dünger-Vermehrung und Früchte-Vermehrung.* Ein Beytrag zu Bergens Anleitung zur Viehzucht, mit Anmerkungen, Berichtigungen und Zusätzen von *Thaer*. Von dem K. u. D. R. *Meyer*. (Nebst einer Tabelle.) 1804. 59 S. 8. (8 gr.)

Der Titel von No. 1 sagt Alles weitläuftig, was nur in der Kürze darin enthalten ist. So erwartungsvoll Rec. das Schriftchen zur Hand nahm: so getäuscht fand er sich. Es enthält Nichts als längst bekannte Dinge. Der Vf. eifert gegen das unzeitige, offenbar verderbliche Hüten des Viehes auf Äckern und Wiesen, als das erste Hindernifs der Cultur derselben, und wünscht um des gemeinsamen Vortheils willen nichts mehr, als die schnellste Aufhebung aller Gemeinheiten. Von den Nachtheilen dieser Hindernisse spricht er ganz im Allgemeinen. Das Behüten der Äcker mit allen Arten Gemeindeviehes auf einem und demselben Orte hält er mit vollem Rechte für den gröfsten Nachtheil. Diefs ist längst ausgemacht, und hat seinen Grund in der Sache selbst; auch hindert es aufserdem noch das Gedeihen des Viehes, wenn alle Arten von Vieh (sogar gesundes und krankes), die sich gierig vorgreifen, je nachdem sie Stärke oder Schwäche, Schnelligkeit oder Unbehülflichkeit zeigen, auf einem Puncte vereiniget sind. Es verräth ferner die schändlichste Barbarey, sein kaum in Garben gebundenes Getreide von allen Seiten dadurch verunstaltet, herum gerissen und vertreten zu sehen. Selbst der Feldboden wird durch das Vertreten des Viehes ganz entstellt, und die künstlichen Futterfelder werden dadurch beeinträchtiget. Rec. stimmt dem Vf. bey, dafs die Behütung der Wiesen im Frühjahre das allerschädlichste Übel in der Landwirthschaft ist; und wenn sie auch im Herbste, nachdem alle Wiesen und Äcker völlig geräumt sind, als ein Nothübel noch geduldet werden müfste: so wäre doch zu wünschen, dafs solches im Frühjahre durchgängig unterbliebe, und von jeder Landespolizey aufs strengste darauf gehalten würde. Der Vf. schliefst mit den Vortheilen, welche eine Abänderung darin offenbar hervorbringen müfste, empfiehlt die Abschaffung überflüssiger Pferde im Herbste, an deren Stelle er zu den Ochsen räth, und wünscht nach Entfernung jener Hindernisse nichts mehr, als die freye Bewirthschaftung des Landeigenthums. — Der Zweck des Vfs. ist höchst lobenswerth; im Ganzen aber wäre der Schrift mehr Reinheit des Stiles und orthographische Genauigkeit zu wünschen.

No. 2. Der Vf. läfst der Landwirthschaft, die bisher zu seicht oder zu geringschätzig beachtet worden sey, Gerechtigkeit angedeihen, wenn er sie S. 5 für einen Gegenstand der tiefsten und schärfsten (scharfsinnigsten) Untersuchung erklärt, der die gröfste Vorsicht im Abstrahiren und die wachsamste Beobachtung im Anwenden verlange, und dessen Theile in durchgängiger Verbindung stehen. S. 8, *vom Fruchtwechsel*, worüber mehrere bewährte Ökonomen, wie der Herzog von *Holstein-Beck*, *Thaer*, *Karbe*, *v. Buggenhagen* u. A., ihre Stimme abgegeben haben, behauptet der Vf. ganz recht, dafs, wenn die Getreidearten dadurch überall gut erzeugt werden können, der Boden natürlich mehr einträgt, als wenn beträchtliche Stücken davon als Brache liegen bleiben. Nur setzt ein solcher Zustand voraus, dafs man die besseren Bodenarten vor sich habe. Denn wie wollte man z. B. in einem schlechten Sand- oder kalten Ton Boden, wie S. 9 gesagt wird, durch den Wechsel die Düngung des Ackerlandes sehr vermehren, wo über und unter der Erde viel Futterbau wachsen soll? Auf solchem Boden fällt das üppige Wachsen ohne starke Düngung ganz weg, man müfste denn diese durch ansehnlichen Wiesewachs und allerley Hülfsmittel herbeyschaffen können. Wahr aber bleibt es, dafs man mit dem Wechsel der Früchte besser thut, als wenn man immer einerley Getreidearten hinter einander säet, weil dieselbe Getreideart auch immer die-

elben Nahrungstheilchen erfodert, und folche wegen des Einerley nicht finden wird. — Die Brache ist ein Hülfsmittel, wo man dieses mit dem Dünger nicht erzwingen kann; aber wer Dünger genug hat, kann Alles besäen. Die Frage ist nur, ob man sich diesen überall zu verschaffen vermag. Darum ist mit dem Vf. S. 9, auch der Gröfse und Localität der Feldmark wegen, anzurathen, dass man nicht mehr unternehme, als man bezwingen kann. Wäre der Satz ausgemacht, dass man sich überall genug Dünger verschaffen könne, der schwerlich erwiesen werden möchte: so bliebe es gar nicht zweifelhaft, dass die Wechselwirthschaft und überhaupt der ganze Feldbau unendlich gewinnen würde. Dann hätten auch des Vfs. Folgerungen ihre Richtigkeit. Hr. *M.* hätte die Bodenart genau bezeichnen und angeben sollen, wie der Wiesewachs, die Hutung, wie die Surrogate zur Düngung, und überhaupt wie ein solcher Ort beschaffen war, wo der Fruchtwechsel eingeführt worden: dann würde sein Satz weit mehr Bestätigung erhalten haben. — S. 13 bestimmt der Vf. 125 Schfl. Kartoffeln zum Auslegen, und nimmt das 6te Korn an. Hier kommt es darauf an, was es für Kartoffeln sind, ob die sogenannten guten oder die hannövrischen. Bey den ersteren ist es kaum möglich, da sie mehrentheils ausgeartet und nicht so gut mehr fortkommen, und für die zweyte Art ist bey dem 6ten Korne (folglich in gutem Lande) der Ertrag äusserst gering, da er leicht noch Einmal soviel ansetzen könnte. 125 Schfl. aber zum Auslegen ist in Verhältniss zu einer Kornsaat von 100 Scheffeln eine äusserst grosse Summe, und beynahe unmöglich. Wenn es ausgemacht ist, dass der Klee immer so reichlich wächst, als hier S. 14 angenommen wird: so möchten wir wissen, wie man verfährt, wenn er im Winter ausfriert, ob man da die Milchrechnung nach der Regel detri mit 3 Quart täglich, von 40 Stück — 1500 Rthlr. herausnehmen kann, wo der Nutzen einer Kuh an 37 Rthlr. 12 gr. betrüge. — Was der Vf. S. 15 von der Stallfütterung sagt, setzt schon gutes Land voraus, und da kann man ohne grosse Missgriffe mancherley Versuche anstellen. Ob auf Sandbergen durch blosse Industrie, ohne fortgesetzten Kostenaufwand, vortreffliche Früchte zu erzeugen sind, was der Vf. S. 23 verspricht, das wird die Folge lehren. Dagegen ist die Zerschlagung der Gemeinheiten allemal gut, da ein Jeder das Seinige besser und freyer benutzen kann. S. 25 No. 4 sind die Verbesserungsarten gut angegeben; ob man aber diese Mittel überall gut ausführen und mit Gewinn fortsetzen könne, ist eine andere Frage. Zu machen ist Alles: nur steht zu erweisen, ob die Kosten, wenn sie einmal angewendet worden, alsdann aufhören oder fortgesetzt werden müssen, wodurch der so täuschende Gewinn ein Beträchtliches verliert. Wer freylich die Mittel wohlfeil und leicht haben kann, wie in der Mark, wo beträchtliche Gräserey und Wiesewachs sind, der kann Versuche leicht anstellen; ausserdem würde sich die Verbesserungslust, ohne besonderen Geldaufwand, gar bald verlieren. — Die Bemerkungen S. 28, 29 f. sind richtig. Die S. 36 und 37 aufgestellten ökonomischen Anlagen gehen unter der Voraussetzung an, dass Alles so fortkommt, wie man es wünscht, dass man Gärten, Wiesen, Wasserkanäle u. s. w. ungehindert anlegen kann. S. 42 weiss sich der Vf. durch die Bewässerung von Wiesen und Feldern zu helfen, wodurch sich allerdings Vieles bewirken lässt. S. 44 scheint er selbst zu zweifeln, ob Alles so beschaffen seyn möchte, wie es doch seyn sollte, und er hebt diese Bedenklichkeit dadurch, dass er eine längere Zeit dazu erfodert. Aber wie kann er denn sogleich einen Kuhstand halten, wenn nicht schon Wiesewachs dazu vorhanden ist?

Hr. *M.* schliesst seine Schrift mit sehr nützlichen Vorschlägen, die auf eine erhöhte Verbesserung des Landbaues abzwecken. Rec. konnte unmöglich über einen Gegenstand oberflächlich hinschlüpfen, der überall beherzigt zu werden verdient, zumal da diese Schrift wegen des Nützlichen und Brauchbaren, das sie enthält, gewiss recht viele Leser und Nachahmer anzieht.

Z. Dn.

BERLIN, b. Schöne: *Anleitung zu Gemeinheits-Theilungen für angehende praktische Geometer, auch Ökonomen*, von *F. Schelle*, königl. preuss. kurmärkischem Regierungs-Conducteur. 1811. Mit 1 ill. Kupfert. 64 S. 8. (18 gr.)

Der Vf. bestimmte dieses Werkchen zur Anleitung für angehende Feldmesser, denen es an einer kurzen, aber deutlichen Anweisung zu diesem in der That nicht wenig schwierigen Geschäfte bisher fehlte. Er theilt die Materie, nach einer kurzen Einleitung, in fünf Abschnitte: I. *das Aufnehmen der Feldmark*; II. das *Registriren*; III. das *Bonitiren*; IV. das *Separiren*; V. das *Subrepartiren*.

Die Beschreibung der Aufnahme der Feldmark hat der Vf. für den ersten Abschnitt in der Einleitung zwar angekündigt, aber nicht geliefert, weil er sie als das leichteste Geschäft bey Jedem voraussetzt. Allerdings muss die Aufnahme einer Feldmark jedem Geometer bekannt seyn; aber um der Vollständigkeit willen hätte der Vf., der uns ein unterrichteter Mann zu seyn scheint, sie nicht ganz übergehen sollen. Wir haben zwar eine Menge Schriften über das Aufnehmen; aber Rec. scheint eine kurze und bündige Anweisung für den Landwirth, den der Vf. doch einmal auf dem Titel mit genannt hat, noch immer ein Bedürfniss zu seyn. Der Vf. beschränkt sich in diesem 1 Abschnitt nur auf ein paar Bemerkungen über die Anfertigung der Flurcharten. Die erste betrifft die Gröfse der Charten. Mit Recht verlangt er, dass der Massstab zu einer Separations-Charte auf den Decimalzoll 20 bis 25 Ruthen enthalten soll. Charten von zu kleinem Massstabe können gerade hier allerdings zu grossen Irrungen und selbst zu Ungerechtigkeiten Anlass geben. In der zweyten Bemerkung thut der Vf. den Vorschlag, die Separations-Charten auf ½ bis 2 Linien starke Platten von Kupfer oder auf Holztafeln,

welche mit Papier überzogen werden, zu zeichnen. Dagegen verwirft er aus guten Gründen die Charten auf blofses Papier, oder auf Papier, welches auf Leinewand gezogen. Den Einwendungen dagegen fucht er zu begegnen; allein es gelingt ihm nicht ganz. So fehr wir die Nützlichkeit diefes Vorfchlags anerkennen: fo dürften doch die Koften fehr hoch kommen, die Charten würden fehr fchwer zu handhaben und felbft nicht ohne Schwierigkeiten anzufertigen feyn. Was der Vf. im 2 Abfchnitt vom Regiftriren fagt, ift kurz, aber für den Geometer befriedigend. Noch fehlt es uns überhaupt an richtigen agronomifchen Grundfätzen darüber: daher wir diefe auch hier nicht erwarten dürfen, vielmehr hat der Vf. die im Preuffifchen faft allgemein übliche Claffification des Bodens zum Grunde gelegt, der wir im Ganzen unferen Beyfall nicht geben können. Der 3 Abfchnitt ift fehr kurz, für eine Anleitung vielleicht zu kurz ausgefallen. Das Gefchäft der Separation im 4 Abfchnitt hat der Vf. durchgängig mit Beyfpielen erläutert, fo dafs dem, welcher in der Geometrie nur einigermafsen bewandert ift, nichts undeutlich bleiben wird. Wenn wir aber den allgemeinen Principien, auf welche diefe Separation fich gründet, überhaupt nicht beyftimmen können, weil fie wenig Genauigkeit und Gleichheit gewähren: fo trifft diefer Tadel weniger den Vf., als die in feinem Lande gemachte Einrichtung. Der 5 Abfchnitt ift für die Wichtigkeit der Materie wieder etwas zu kurz. Im Ganzen aber findet Rec. diefe Schrift recht brauchbar, und er ift überzeugt, dafs der Vf. in der Folge, wenn er diefe höchft wichtige Materie ausführlicher behandeln wollte, gewifs mit Beyfall auftreten wird.

—m—

Leipzig, b. Weigel, jetzt in Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *Hand-Lexicon für Küchengarten-Freunde*, oder *Anleitung zur Kenntnifs und Cultur aller in einem guten Hauswefen unentbehrlichen Küchengarten-Gewächfe, in alphabetifcher Ordnung*. Von *J. F. Volborth*, Prediger zu Nieder-Sachswerfen in der Graffchaft Hohnftein. Nebft einem Küchengarten-Kalender und einem Regifter aller in diefem Buche vorkommenden Namen der Gartengewächfe. 1802. VIII u. 512 S. 8. (20 gr.)

Hr. *V.* fagt fehr befcheiden, dafs er fein Buch weder für gelehrte Kenner noch für Kunftgärtner gefchrieben, fondern bey der Ausarbeitung deffelben den Zweck gehabt habe, Gartenfreunde die vorzüglichften nutzbaren Gewächfe kennen zu lehren, und befonders folchen Männern, die fich beym Antritt eines Amtes, vielleicht auf einem Dorfe, in eine folche Lage verfetzt fähen, wo ihnen der Gartenbau in ihren Nebenftunden eine angenehme Unterhaltung darbietet, über diefen Zweig der Gärtnerey eine kurze und fafsliche Anweifung zu geben. Da der Vf. in feiner Lage feit 13 Jahren Gelegenheit gehabt hat, fich praktifche Kenntniffe zu erwerben, und die von älteren Schriftftellern angegebenen Behandlungsmethoden in Abficht auf Gemüfepflanzkunft zu prüfen: fo find auch feine Vorfchriften um defto zuverläffiger. Die Schriften, welche er nebenbey zu Rathe gezogen, find zwar theils veraltet, theils Auszüge aus gröfseren Werken, z. B. *Idelers* Gartenfreund: indefs hat er in Betreff einer guten Pflege der Gemüfearten eine gute Auswahl getroffen, und immer nur die richtigen Anweifungen beybehalten. Dafs er bey verfchiedenen Küchengewächfen, z. B. beym Spargelbau, die alten und neuen Culturmethoden gegen einander geftellt hat, gefällt uns eben fowohl, als die bey mehreren Arten angezeigte Dauer der Samen, wie lange diefelben nämlich ihre Keimfähigkeit behalten. Der Plan, nach welchem er arbeitete, war ungefähr diefer: 1) giebt er eine fo viel möglich genaue und vollftändige Anleitung zur Kenntnifs der gewöhnlichen Sorten der Küchengarten-Gewächfe, wobey er auf die befferen Sorten aufmerkfam macht; 2) zeigt er die Befchaffenheit und Güte des Bodens, in welchem die Gewächfe am beften fortkommen, ob er fett oder mager, leicht oder fchwer, frifch oder nicht frifch gedüngt feyn, und wie er bearbeitet werden müffe; 3) beftimmt er die Zeit, in welcher der Same eingebracht und bis zur Ausfaat aufbewahrt werden müffe, und lehrt alsdann, wie derfelbe bey der Ausfaat zu behandeln, und was man bey der Wartung der Pflanzen, in den verfchiedenen Stufen ihrer Entwickelung, zu beobachten habe; 4) da, wo es nöthig fcheint, giebt er auch den Nutzen und Gebrauch an, fo wie die Aufbewahrung im Winter, und endlich 5) wie man fich von mehreren Gartenfrüchten felbft Samen verfchaffen könne. Alles diefs ift mit vielem Fleifse ausgearbeitet; nur hätte er die häufigen Widerholungen, dafs die Pflanzen vom Unkraut rein zu halten feyen, wovon jeder Gartenarbeiter die Nothwendigkeit felbft einfehen kann, vermeiden follen. Die deutfchen Namen find bey manchen Gewächfen nicht gut gewählt, und die Ausdrücke bisweilen unrichtig. Auch hätte das Ganze in Anfehung der Namenordnung gewonnen, wenn die lateinifchen Benennungen vorgefetzt worden wären; man fände dann die Arten einer Gattung beyfammen, und müfste fie nicht an mehreren Orten auffuchen, wie diefs z. B. bey *Allium* der Fall ift. Doch diefes find nur kleine Fehler, die den Werth des Buches, das wir den Küchengartenfreunden ohne Bedenken empfehlen, nicht vermindern.

H—ch.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

THEOLOGIE.

Leipzig, b. Märker: *Historico-critica explicationum parabolae de improbo oeconomo descriptio,* qua varias variorum interpretum super Luc. 16, 1—13 expositiones digestas, examinatas, suamque ex apocryphis V. T. potissimum haustam exhibuit M. *Joh. Christoph. Schreiter*, Rev. Minist. Candid. et Collegii philobiblici Lips. Soc. (nunmehr Archidiacon. zu Schleusingen). 1803. XII u. 216 S. gr. 8. (18 gr.)

Hr. *Schr.* stellt hier die mancherley vorhandenen Auslegungen der Parabel von dem ungerechten Haushalter auf, fügt denselben hin und wieder seine Kritiken bey, und kommt dann auf seine eigene Erklärung, für deren Richtigkeit er in den Apokryphen des A. T. Gründe gefunden haben will. Nach einer kurzen Einleitung in dem 1 Cap. über das Wesen der Parabel, untersucht er Cap. 2 die Frage, nach welcher Methode er hiebey verfahren müsse, und findet es am angemessensten, bey Aufzählung der Ausleger auf den Zweck, den jeder in der Parabel fand, Rücksicht zu nehmen, und sie nach diesem Maßstabe zu classificiren. 3 Cap. Ausleger, die der Parabel eine allegorisch-mystische Deutung geben, und sie als eine Vorhersagung der künftigen Schicksale des Christenthums ansehen: *Lomeyer*, *Gräuenberg*, *Harenberg*, *Karl*, *Driesen*, *Deyssing*, *Thimus*, *Pape*. Cap. 4. Ausleger, die in der Parabel eine Ermahnung finden, sich der Aufnahme in das Messiasreich würdig zu machen: *S. H. Möller*. Ihm folgen *Muzel* und ein *Ungenannter* in *Augusti's* theol. Bl. 2 Jahrg. S. 733. (Rec. vermisste hier den M. *Liebe*, welcher sich in den neuen theol. Bl. II B. S. 46 für die *möllerische* Ansicht erklärt, und den Vorwurf der Treulosigkeit von dem Haushalter abzulenken sucht. Er verdiente wenigstens eher angeführt zu werden, als der vorhin erwähnte *Anonymus*, dessen ganzes Raisonnement D. *Enke* in seiner *disp. ad locum Luc.* 16, 9. Lips. 1799 mit Recht für ein Gewäsche erklärt.) Cap. 5. Empfehlung kluger Vorsicht in Absicht auf die den Aposteln bevorstehenden Tage der Trübsal. *Wake*, *Winterberg*, *Zeune*, *Seyffarth*, *Stolz*. Cap. 6. *Joh. Olearius*, *Lightfoot* und ein *Ungenannter* in *Henke's* Mag. für Exeg. u. s. w. V B. S. 355 finden in der Parabel die Lehre: Erstatte das mit Unrecht erworbene Gut, oder wende es zum Besten der Frommen an. Den Letzteren widerlegten *Tobler*, *Nitzsche* und *Flatt*. Cap. 7. Ausleger, welche glauben, der Zweck der Parabel sey, zu Almosen und milden Beyträgen aufzumuntern. *Irenaeus*, *Athanas.*, *Augustin.*, *Theophylact.*, *Erasmus Rot.*, *Clarius*, *Beza*, *Flac. Illyr.*, *Piscator*, *Erasm. Schmidt*, *Corn. a Lapide*, *Hackspan*, *Lud. Capella*, *Clericus*, *Schöttgen*, *Heumann*, *Moldenhauer*, *Hess*, *Hane*, *Storr*, *Michaelis*, *Tobler*, *Weber*. Cap. 8. 1 Abschnitt. Ausleger, nach deren Urtheil die Tendenz der Parabel ist: Mache einen vorsichtigen Gebrauch von den irdischen Gütern. *Grotius*, *Zeger*, *Teelmann*, *Hopfer*, *Gatacker*, *Brucker*, *C. C. L. Schmidt*, *Conz*, *Berger*, *Paulus*. 2 Absch. Ausleger, die in der Parabel folgende Belehrung finden: Brauche die irdischen Güter so, dass du der Aufnahme in die Wohnungen des Himmels würdig erfunden werdest. *Castellio*, *Heinsius*, *Hammond*, *Pricaeus*, *Schöne*, *Wetsten*, *Bengel*, *C. Fr. Bahrdt*, *Tschucke*, *Mosche*, *Rosenmüller*, *Bolten*, *Facius*, *Morus*, *Nitzsche*, *Enke*, *Bauer*, *Reichard*, *Hensler*. 3 Absch. Pflichtmäßiger Gebrauch der irdischen Güter, oder pflichtmäßige Vorsichtigkeit im Gebrauch derselben. *Teller*, *Lange*, *Flatt*. Dieser Erklärung giebt Hr. *Schr.* den Vorzug, und sucht sie durch neue Gründe und Modificationen mehr zu befestigen. Das Resultat seiner Ansicht ist folgendes: „Die späteren Juden nannten den Reichthum *flüchtig* und *unbeständig*. Die chaldäischen Paraphrasen nennen ihn ממן שקר; das שקר aber respondirt dem ἄδικος, und dieses muss also für *flüchtig*, *eitel*, *treulos*, genommen werden. Auch die Apokryphen des A. T. legen dem Reichthum dieses Prädicat bey. 2 Macc. 7, 34. Weish. 5, 8—16. (Aber nennen denn nicht gerade die Apokryphen des A. T. das unrecht erworbene Gut ἄδικον, welches Worts sie sich aber nie bedienen, wenn sie vom *flüchtigen* Reichthum reden? Man sehe Sir. 5, 8. 34, 18. 40, 13.) Seit dem babylonischen Exil legte man den Almosen einen vorzüglichen Werth bey. Tob. 1, 2. Sir. 7, 22. 4, 1—11. (Rec. glaubt, dass man bey den Juden in den vorhergehenden Zeiten auf Almosen einen eben so großen Werth gelegt habe.) Man sah sie als Handlungen an, mit welchen man den Himmel verdienen könne. Auch scheint der Glaube, dass die verstorbenen, in die Seligkeit aufgenommenen Menschen sich um die Angelegenheiten ihrer Freunde auf Erden bekümmern, für ihre zurückbleibenden Wohlthäter bey Gott Fürbitten einlegen, und sie einst in die Wohnungen des Himmels aufnehmen, diesem Zeitalter eigen gewesen zu seyn. 2 Macc. 15, 12 u. s. w. Αἰώνιος wird

κατ' ἐξοχὴν in der h. Schrift von dem künftigen ewigen Leben gebraucht: Tob. 3, 6. vergl. Pred. 12, 5. (Beide Stellen beweisen nichts. Αἰώνιος τόπος ist so wie בית עולם das ewige Haus, worunter sich die Alten das Grab dachten. Der Jude verband gewiss nicht mit עולם, αἰὼν und αἰώνιος den metaphysischen Begriff *ewig* oder *ohne Anfang und Ende*.) Jesus richtet sich nach diesen Zeitbegriffen, und leitet nun aus seiner Erzählung für seine Anhänger eine Lehre ab, die er nach jüdischen Vorstellungen also ausdrückt: Wendet den flüchtigen Reichthum zu Almosen für Arme an, damit diese einst nach ihrem Tode Fürbitter für euch werden, und euch, wenn ihr sterbet, in ihre Gesellschaft, in die Wohnungen des Himmels aufnehmen; — oder ohne Bild zu reden: Macht euch durch pflichmäsige Anwendung der flüchtigen Erdengüter der ewigdauernden Seligkeiten des Himmels würdig.

Man sieht leicht, dass diese Erläuterungen aus den Apokryphen des A. T. die Wichtigkeit nicht haben, welche ihnen hier beygelegt wird. Rec. glaubt überhaupt, dass sich keine der vorhandenen Auslegungen, bey welchen man voraussetzt, dass der Haushalter sich durch Betrug aus seinen verwickelten Umständen herauszuziehen gesucht habe, vertheidigen lasse. Allen steht der Zusammenhang, und besonders das διεβλήθη entgegen. Hr. *Schr.* beruft sich zwar auf D. *Heumann*, welcher erwiesen habe, dass διαβάλλειν auch eine rechtmäsige Anklage bedeute; allein das διαβάλλειν, welches dieser Ausleger aus *Isocr. Areopag.* anführt, heisst offenbar weiter nichts als *verläumden.* Schwerlich wird in Profanscribenten eine Stelle nachgewiesen werden können, in welcher es für eine rechtmäsige Anklage genommen werden *müsste.* Es respondirt dem hebr. שטן, und wo von einer rechtmäsigen Anklage die Rede ist, wird es eben so wenig als διαβάλλειν gebraucht. Offenbar ist nun διεβλήθη dem ἐπῄνεσεν entgegengesetzt, und Jesus kann also bey dieser Parabel keinen anderen Zweck gehabt haben, als das, was er schon in den Cap. 15 vorkommenden Gleichnissen gelehrt hatte, näher zu bestimmen. Es war nicht genug, dass er sagte: Auch Zollner sollen zu Mitgliedern des Messiasreichs angenommen werden; er musste auch zeigen, unter welchen Bedingungen eine solche Aufnahme zu erwarten sey. Darum redete er nun auch besonders πρὸς τοὺς μαθητὰς αὐτοῦ, d. h. zu denen, die schon seine Lehranhänger zu werden sich geneigt bewiesen hatten (wie Joh. 8, 31). Da nun die Personen, die jetzt von ihm zu Jüngern angenommen wurden, mehrentheils aus Zollpächtern bestanden: so erzählt er ihnen die Geschichte von einem Pachter, der treulos gewesen war, dessen Treulosigkeiten aber eben so wie die ihrigen von Verläumdern waren vergrössert worden. Er wird zur Rechenschaft gefodert, und wie er nun verfahren sey, und sich zu retten gesucht habe, das läst sich bey der Unbekanntschaft mit dem Detail der Begebenheit nicht bestimmt angeben; und die Nebenumstände, wodurch die Sache mehr Aufschluss erhält, müssen hinzugedacht werden.

Nun weiset aber das διεβλήθη darauf, dass diese Nebenumstände gar nicht auf eine der Absicht des Erzählers gemäse Art hinzugedacht werden, wenn man die Klugheit des Haushalters in eine noch fortdauernde treulose Verwaltung der Güter setzt. Er behandelte vielleicht die Sache, wie eine Concurssache, wo man, um nicht Alles einzubüssen, die Schuldsummen herabsetzt, oder es waren vielleicht die Schuldner seine Unterpachter, und so konnte er ohne Nachtheil seines Herrn ihnen nachsehen. Genug er muss auf diese oder sonst eine Art verfahren seyn, dass er sich nicht nur die Schuldner zu Freunden machte, sondern auch auf das Lob seines Herrn mit Recht Anspruch machen konnte. Der Herr lobte den ungerechten Haushalter: denn, setzt Jesus sehr treffend hinzu, die Kinder dieser Welt sind klüger εἰς τὴν γενεὰν ἑαυτῶν, in Absicht auf ihre Anhänger, d. h. sie wissen sich mit mehr Klugheit und Vorsicht Anhänger zu verschaffen, als die *Kinder des Lichts, die Pharisäer* (Luc. 11, 52); denn anstatt Andere für sich und die Religion, die sie lehren, zu gewinnen, und die Irrenden durch Sanftmuth wieder auf den rechten Weg zu leiten, scheuchen sie sie von sich, und machen durch ihre Intoleranz und Verketzerungssucht ihnen die Religion verhasst. Gewiss war das ein Wort zu seiner Zeit geredet: denn die Pharisäer, welche Jesum wegen seines Umganges mit Zöllnern getadelt hatten, hörten diesen Vortrag mit an, und ihr Hass gegen die Zöllner, die sie von aller kirchlichen Gemeinschaft ausschlossen, und für Bösewichter erklärten, giebt hinlängliche Erläuterung über den Sinn und den Nachdruck dieser Worte. Und ich sage euch, setzt nun Jesus zur Belehrung seiner Schüler hinzu, wendet euer Vermögen, das ihr zum Theil mit Unrecht erworben habt, noch so an, dass, wenn die jüdische Religions- und Staats-Verfassung ein schreckliches Ende nehmen (S. Luc. 21, 26—31), man euch an den Glückseligkeiten des Messiasreichs, welche nach ihrem ganzen Umfang künftig zu erwarten sind, könne Antheil nehmen lassen.

Ob nun gleich Rec. der Erklärung des Vfs. nicht beystimmen kann, auch nicht findet, dass von ihm aus den Apokryphen bedeutende Aufschlüsse über den Inhalt und die Tendenz der Parabel gegeben worden: so spricht er desswegen seiner Schrift keinesweges ihre Brauchbarkeit ab; vielmehr läst er dem Fleiss und den gelehrten Kenntnissen, die er in derselben vielfältig gezeigt hat, Gerechtigkeit widerfahren. Das Verzeichniss der vorhandenen Ausleger über diese Parabel ist ziemlich vollständig; doch vermisste Rec. mehrere, welche hätten angeführt werden sollen, z. B. *Theophilus von Antiochien*, welcher die Parabel auf den Apostel Paulus und dessen Bekehrungsgeschichte hingedeutet hat. S. *Hieronym. opp. Tom III edit. Erasm. p.* 163. *Johann Christian Schmidt, brandenb. culmb. Hofprediger.* Dieser versteht (S. dessen heil. Reden über die Sonn- und Fest-Evangelien 1765 in 4) unter dem Haushalter Jesum selbst, welcher von den Pharisäern angeklagt worden, dass er mit seiner Lehre grossen Schaden anrichte u.

f. w. Mehrere der von Hn. *Schr.* erwähnten Ausleger hätten können weggelassen werden, weil sie bloss das enthalten, was man bey ihren Vorgängern schon gefunden hatte. Von Druckfehlern wimmelt die Schrift. Sie sind zwar in einem angehängten Verzeichnisse zum Theil angegeben, allein auch dieses Verzeichniss ist nicht von Druckfehlern frey.

Ker.

Leipzig, b. Gräff: *Über die Krankencommunionen, mit besonderer Hinsicht auf ihre Misshandlung und Schädlichkeit.* 1803. 126 S. 8. (8 gr.)

Mit bescheidener Freymüthigkeit und einer dem Vf. zur grossen Ehre gereichenden Wahrheitsliebe erklärt er sich hier über einen Gegenstand, welcher der Aufmerksamkeit aller öffentlichen Religionslehrer werth ist. Die ganze Schrift ist zugleich ein Muster, *wie* man über Gegenstände der Art schreiben müsse, um den Zweck nicht zu verfehlen. Denn wie viel kommt nicht auf das *wie* an, um nicht der guten Sache selbst zu schaden! Das Niederreissen ist leicht; aber auch das Wiederaufbauen? Der Vf. wirft nicht bloss weg, er bewahrt auch das, was bleibenden Werth hat. Seine Schrift verdient, näher gekannt zu seyn.

In der Einleitung setzt der Vf. folgende Hauptgedanken weiter aus einander. Die Stiftung des h. Abendmahls ist und bleibt ein ewiges Denkmal der reinsten Christusliebe; für Kranke und Sterbende ward es nicht gestiftet, und in Absicht der kirchlichen Form dieser Religionshandlung schrieb Christus nichts vor; sie kann daher abgeändert, und ihr politischer und kirchlicher Zweck darf nie Hauptsache werden; nur ihr moralischer Zweck ist Hauptsache. Grosse Nachtheile hatten die verschiedenen Deutungen ihres hohen und erhabenen Endzwecks. Die Kirchenväter trugen durch ihre alte Schul- und Secten-Philosophie und durch ihre mystische Schulsprache (denn man wollte durchaus *Geheimnisse* haben) zu unseligen Missverständnissen bey. Die traurigen Erfolge des vielen Unfugs streit- und herrschsüchtiger Priester, und der vielen Verfälschungen der natürlichsten Erklärungen der Einsetzungsworte lehrt die Kirchengeschichte. Auch die Heiden wurden von der Annahme des Christenthums zurückgeschreckt, und hassten die ersten Bekenner desselben. Auch der Reformation war es nicht möglich, das Übel ganz zu heilen; es entstanden sogar neue Streitigkeiten, neue Religionsparteyen und Secten. Die Feyer des h. A. kann nur durch gereinigte Grundsätze der wahren Philosophie, durch Vermeidung unbegreiflicher Zusätze und aller Schul- und Kunst-Wörter der Dogmatik und Polemik, durch eine vernünftige Exegese und durch Festhaltung des moralischen Zwecks seiner ursprünglichen Würde wieder näher gebracht werden.

Der Vf. behandelt hierauf seinen Hauptgegenstand fast in jeder Hinsicht, besonders was Ordnung und Deutlichkeit betrifft, sehr zweckmässig. Er leugnet nicht, dass Krankencommunionen sehr viel *für* sich haben, jedoch nur bedingungsweise. Er nennt die Fälle — und zwar ohne die mindeste Übertreibung, in denen sie höchst zwecklos, zweckwidrig und sogar schädlich sind. Was er hier vom Aberglauben aus der Vorzeit sagt, ist unleugbar; er führt Beyspiele aus der Religions- und Kirchen-Geschichte an. Bey der Beantwortung der Frage: *was ist überhaupt der Zweck der Abendmahlsfeyer?* hätte sich der Vf. weit kürzer fassen können, indem er sich schon hinlänglich darüber erklärt hatte, so wie es auch keiner so weitläuftigen Auseinandersetzung dessen bedurfte, in wiefern das h. A. ein *Erinnerungsmahl* und ein *Aufmunterungs-* und *Erweckungs-Mahl* zur Menschenliebe und zu einer reineren, himmlischen, Gott wohlgefälligen Tugend und Frömmigkeit sey. Er hätte diess wenigstens auch hier schon mehr in Beziehung auf seinen Hauptgegenstand betrachten sollen. Lesenswerth sind indessen mehrere hieher gehörige Bemerkungen, besonders die Erklärung der Einsetzungsworte betreffend, worin er besonders *Stolz's* Erläuterungen zum N. T. folgt.

Sehr wahr und richtig ist das, was der Vf. darüber sagt, dass nicht bloss von Seiten des geistlichen Standes, sondern auch des Staats und der Regierungen die Krankencommunionen alle Aufmerksamkeit verdienen. Mit vieler Sachkenntniss und möglichst genau beantwortet er die Frage: *worauf gründet sich eigentlich diese Art gottesdienstlicher Andachtsübung auf dem Kranken- und Sterbe-Bette?* „Der Unterschied zwischen der letzten Ölung in der katholischen Kirche und zwischen jener Religionshandlung, meint er, besteht bloss in der Form; der Zweck ist fast derselbe." Soll denn, fragt er mit Recht, der Hang und die Liebe zum Wunderbaren, Ausserordentlichen und Übernatürlichen jetzt noch auch unter den späteren Christen Statt finden? Er zeigt besonders an der bebekannten Stelle Jak. 5, 14—16, worin man die letzte Ölung und Ohrenbeichte finden will, wie vormals der Aberglaube und die Mönchstheologie Alles, was man wollte, in der Bibel gefunden zu haben glaubte. Zugleich führt er an, was *Justinus*, *Basilius* u. A. auf den Kirchenversammlungen in Hinsicht auf Kr. C. verordnet hatten, und dass man sogar Kindern und — den Todten das h. A. gab, welchem schrecklichen Unfuge das karthaginensische Concilium Einhalt thun musste. Mit gebührender Achtung spricht er von dem Verhalten der reformirten Kirche, die freylich ehemals noch strenger war als jetzt.

Über das, was nun der Vf. zur Beantwortung der Frage: *was soll eigentlich der wahre Zweck der Kr. C. seyn?* hier weiter aus einander setzt, ist Rec. gänzlich mit ihm einverstanden. Er versichert, das h. A. könne und solle in einem hohen und viel umfassenden Grade ein Erinnerungs-, ein Erweckungs-, ein Aufmunterungs- und Beruhigungs-Mahl seyn, und erklärt sich darüber auf eine sehr befriedigende Art; aber auch eben so freymüthig darüber, ob Kr. C. auch so zweckmässig gehalten werden, wie die Sache der Religion es erfodert. Mit edlem Eifer deckt er hier die mannichfaltigen Missbräuche auf, welche zum

Theil durch die Diener der Religion selbst veranlaſst werden, und dringt mit Recht auf bestimmte Consistorialverfügungen. Sehr lesenswerth ist das von der zweckmäſsigen Einrichtung der Kr. C. Gesagte; auch gegen dasjenige, was er von der offenbaren Schädlichkeit derselben in moralischer und physischer Hinsicht anführt, ist gar nichts zu erinnern. Möchte man nur dem Prediger mehr Freyheit und in manchen Fällen sogar unbedingte Vollmacht geben! Käme nur endlich der glückliche Zeitpunct, wo er zu seinen Confitenten ganz so sprechen dürfte, wie der Vf. ihn hier sprechen läſst! Aber wie viel gehört und wie viel fehlt noch dazu, sowohl von Seiten seiner selbst, als seiner Gemeine! Kein einziger der vielen äuſserst beherzigenswerthen Vorschläge des Vfs. ist überspannt und unausführbar. Und käme es endlich in einer so wichtigen Angelegenheit dahin, daſs auch nur die meisten oder doch mehrere derselben durch thätige Mitwirkung der Consistorien in Ausübung gebracht würden: wie viel Unfug würde dann auf immer fortgeschafft, und die Würde der Religion aufrecht erhalten werden! Dann würden, wie der Vf. sagt, die Kranken nicht nur nichts verlieren, sondern viel gewinnen. Die Kr. C. wäre zwar eingeschränkt und nur *bedingungsweise* zugestanden; allein die Pflichten des Predigers hätten in mancher Hinsicht einen erweiterten Wirkungskreis bekommen. Von der einen Seite dürfte er sich und seine Überzeugung dem Aberglauben und dem Wahne nicht opfern; von der anderen Seite dürfte er aber auch seine Amtspflicht nicht vernachläſsigen. Bey der Einschränkung der Kr. C. müſsten die Krankenbesuche den Geistlichen um so mehr zur dringenden und vorzüglichen Amtspflicht gemacht werden, damit die Widersacher nicht zu anderen Vorwürfen Veranlassung und Gelegenheit finden können. Die Steine des Anstoſses wären ja weggehoben, und die Ursachen des Ärgernisses wären getilgt!

S. S. B.

KLEINE SCHRIFTEN.

Theologie. *Halle*, b. Kümmel: *Christlicher Cultus nach Angabe der Schrift*, von *Philipp Breitenstein*, Prediger zu Marburg. 1812. 64 S. 8. (4 gr.) Wiederum ein Versuch, die christlichen gemeinschaftlichen Andachtsübungen neu zu modelliren! Mit welchem Glücke? mögen die Leser nach einer getreuen Relation des Inhalts selbst beurtheilen. Der Vf. meint im Vorberichte, man habe in den neueren Vorschlägen zu einer besonderen Einrichtung der öffentlichen Gottesverehrungen mehr auf den Geist des Zeitalters, als auf die Spuren, die sich in der Schrift finden, Rücksicht genommen. (Um dieses zu tadeln, hätte er doch erst beweisen müssen, daſs Christus seinen Verehrern eine gewisse Form der Gottesverehrungen *vorgeschrieben* habe.) Diesen Spuren nun hat er nachzugehen versucht. Er führt die Untersuchung bis auf die abrahamitische Familie zurück, geht auf Mosen über, und schlieſst aus dem Abriſs des heiligen Zeltes, „welchen derselbe *unmittelbar von Gott* erhalten haben soll," es sey Gottes Willens Meinung gewesen, zu *allen Zeiten* und von *allen Völkern* auf eine ähnliche Weise, nur unter anderen Modificationen verehrt zu werden!! (Über die Bündigkeit dieses Schlusses sowohl in Hinsicht der Vordersätze als des Schluſssatzes mögen erleuchtete Leser selbst urtheilen!) Auch die Visionen in der Offenbarung Johannes dienen ihm zur Verstärkung dieser Behauptung. Hierauf giebt nun der Vf. eine detaillirte Beschreibung der Anordnung des jüdischen Gottesdienstes vor den Zeiten Christi, deren eigentliche Quelle, — falls sie nicht Werk der Phantasie seyn soll, — Rec. gern in irgend einem alten jüdischen Schriftsteller möchte nachgewiesen sehen. Diese jüdischen Gebräuche will er verchristlicht wissen, und beruft sich zu dem Ende auf die Beybehaltung mehrerer jüdischer Gebräuche unter den ersten Christen, obgleich er selbst zugiebt, daſs man nach der Zerstörung des Tempels sich mit Verlassung mosaischer Ceremonien nach den Heiden gerichtet habe. (Man muſs also diese Form wohl nicht von ewig bleibender Verbindlichkeit gehalten haben.) Ezechiels Gesicht eines groſsen Tempels, in welchem Vieles nicht mit der mosaischen Verfassung übereinkomme, scheint ihm stark auf christliche Zeiten hinzuwinken; auch will er die vom Eusebius beschriebene Einrichtung des Tempels zu Tyrus, den er in der Offenbarung Johannes vorher abgebildet findet, für ein Modell einer christlichen Kirche angesehen wissen, deren sich in jeder bedeutenden Stadt eine finden sollte, mit zierlichen Geräthschaften ausgeschmückt, wie man denn die christlichen Prediger sowohl durch Amtsnamen als durch Amtskleidung auszeichnen müsse. Nach einer umständlichen Beschreibung des Hochamtes in der katholischen Kirche, nebst der feyn sollenden Beziehung dieser Ceremonieen, so wie der Abendmahlsfeyer in der englischen Kirche, zeichnet er endlich die Anordnung christlicher Gottesverehrungen vor, wie sie ihm nach jenen Spuren aus dem Alterthume am zweckmäſsigsten scheint. Dazu fodert er zuvörderst schon eine am Sonnabend Abend zu haltende Vorbereitungsandacht. (Sollten denn die Unzuträglichkeiten, welche öffentliche Abendgottesdienste ihrer Natur nach mit sich führen, dem Vf. ganz unbekannt seyn?) Für die Sonntage sind weitläuftige Wechselgebete und Intonationen des Predigers und der Gemeine vorgeschrieben, zu welchen gröſstentheils *Klopstocks* Messias den Text liefert. Die Predigt will der Vf. aus dieser Gottesverehrung ganz verbannen, und sie in die Mittagsstunde verschieben u. s. w. Rec. will es beynahe scheinen, man könne den Vorwurf, den der Vf. den bisherigen liturgischen Veränderungen macht, umgekehrt wider die seinigen richten: daſs nämlich bey denselben auf den Geist des Zeitalters *bey weitem zu wenig* Rücksicht genommen sey, ohne daſs man jedoch von ihnen rühmen dürfte, sie wären ächt biblisch, weil der Geist des Christenthums mit einem gezwungenen Formwesen durchaus nichts gemein hat.

WRth.

Vermischte Schriften. Ohne Anzeige des Verlegers: *Darstellung der neuesten Verketzerungsgeschichte und Anregung zu ihrer Fortsetzung.* Von zwölf neuen Aposteln. 1811. 78 S. 8. (5 gr.) Die Verketzerung betrifft den Vf. der Schrift: Über das Bedürfniſs einer Reformation des Priesterstandes. Die Darstellung der Geschichte derselben wird nur für wenig Leser Interesse haben, da sie mit einer Menge Localbeziehungen durchflochten, und auch übrigens nicht sehr geistreich ist.

— h.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

THEOLOGIE.

BERLIN, b. Fröhlich. *Ein Wort über die herrſchende Irreligioſität und einen zweckmäſsigen Religionsunterricht als das wirkſamſte Mittel dagegen*, von *C. W. D. Hoffmann*, weil. Subrector an der kölniſchen Stadtſchule zu Berlin. Nebſt dem Leben des Vfs. 1804. 242 S. 8. (15 gr.)

Die Anzeige dieſer Schrift hat ſich zwar durch zufällige Umſtände verſpätet; aber dieſe Verſpätung kann dem Publicum, für das der Vf. ſchrieb, Vortheil bringen, wenn bey demſelben ſeine kräftigen und gehaltvollen Worte von Neuem in Erinnerung gebracht, und einer ſorgfältigeren Prüfung und Beherzigung empfohlen werden. Es ſind die letzten Worte eines edeln Verſtorbenen, geſchrieben auf dem Sterbebette, wie der Vorbericht ſagt, und eingegeben von dem Geiſt der Wahrheit und Liebe. Zwar iſt über den Gegenſtand, den der Vf. behandelt, in unſeren Tagen ſchon ſo Vieles geſprochen und geſchrieben, räſonnirt und deräſonnirt worden, daſs vielleicht ein groſser Theil unſerer Zeitgenoſſen die Acten über denſelben für geſchloſſen hält, und nichts mehr darüber zu leſen und zu hören ſich vorgeſetzt hat. Nichts deſto weniger aber iſt der Erfolg von allem dem, was bisher für die Sache der Religion geſchehen iſt, noch ſo gering und faſt unmerkbar, daſs Jeder, dem ſie noch eine heilige und ernſte Angelegenheit des Herzens iſt, wünſchen muſs, man möge nicht ermüden, jede Kraft zur Wiederherſtellung und Beförderung derſelben aufzubieten, und mit Weisheit zu benuzen. Der Vf. dieſer Schrift bedurfte alſo keiner Rechtfertigung, wenn auch er ſich berufen fühlte, ſeine Anſichten, Urtheile und Wünſche in Beziehung auf eine religiöſe Bildung des Zeitalters dem Publicum vorzulegen. Rec. übernimmt es mit Vergnügen, den Hauptinhalt ſeiner Schrift kürzlich darzulegen, und einige Bemerkungen über ſie hinzuzufügen.

Zuvörderſt werden die Urſachen des Religionsverfalls aufgeſucht und näher entwickelt, und ſodann die Mittel angegeben, wodurch wahre Religioſität unter den Menſchen wieder verbreitet werden könne. Der Vf. behauptet eben ſo, wie neuerlich *Löffler* und Andere, daſs der ſparſame Beſuch des öffentlichen Gottesdienſtes kein *hinlänglicher* Beweis von dem Verfall der Religion bey uns ſey, — indem es ja möglich bleibe, daſs die der Andacht gewidmeten Gebäude gerade darum weniger beſucht werden, weil das ächt religiöſe Gefühl in ihnen bey ihrer gegenwärtigen Verfaſſung zu wenig Nahrung finde, — aber er ſetzt auch mit Recht hinzu, daſs die Anzahl derer, die aus Religioſität die Kirche nicht beſuchen, gegen den Haufen derer, die aus Irreligioſität ſie fliehen, jetzt wenigſtens gewiſs nicht in Anſchlag kommen kann. Nur müſſen, meint er, auch noch anderweitige Spuren des eingeriſſenen Übels aufgeſucht werden, wenn man ein entſcheidendes Urtheil darüber fällen will. Er findet ſie *in dem Mangel an häuslicher Frömmigkeit*, die bey unſeren Vorfahren galt, und deren Übungen, wenn ſie auch gleich nicht immer ganz zweckmäſsig waren, doch wenigſtens eine Fähigkeit zur Religion in den Herzen der Menſchen erhielten; — ferner *in der Converſation der heutigen Welt*, die auch nicht die leiſeſten religiöſen Andeutungen, noch weniger Unterhaltungen über Gegenſtände der Religion dulde; — eben ſo *in der Behandlung des Eides*, der ſein eigenthümliches religiöſes Anſehen ſo gut als ganz verloren habe, und endlich in der traurigen Verfaſſung, in welcher ſich die *öffentliche* und *häusliche Erziehung* in religiöſer Hinſicht befinde. — *Erſchöpft* dürfte freylich hiemit die Unterſuchung, die der Vf. anſtellt, noch nicht ſeyn; aber treffend ſind die einzelnen Bemerkungen, durch die er jeden Satz erläutert. Nur *eine*, ſey Rec. erlaubt, mitzutheilen, die um ſo unparteyiſcher iſt, da der Vf. ſelbſt ein Schulmann war. „Eine unſelige Antipathie, die ſich, wenigſtens öffentlichen Äuſserungen über dieſen Punct zufolge, zwiſchen Schullehrern und Predigern in unſeren Zeiten eingeſtellt hat, ſcheint dazu (zur Vernachläſſigung der religiöſen Bildung in öffentlichen Schulen) das Ihrige beygetragen zu haben. Zugegeben, daſs manche Schulen unter unverſtändigen eigenſinnigen geiſtlichen Inſpectoren einen unangenehmen und für das Ganze verderblichen Druck erfahren hat: ſo folgt daraus doch noch gar nicht, daſs man nun gleich allgemein über Deſpotie der Geiſtlichkeit ſchreyen muſste, *als wenn nicht eher Heil von den Schulen zu erwarten ſey, als bis ſie aller geiſtlichen Inſpection entzogen wären.* Liegt nicht eine eigene Unſchicklichkeit darin, daſs zwey Stände, welche durch ihre Natur auf das Innigſte verbrüdert ſind, von Vorzügen vor einander ſprechen und ſich anfeinden? — — Warum ſollten aber auch Geiſtliche keine Stimme haben in Dingen, welche die Schulen betreffen, zumal da nicht wenige derſelben ehedem ſelbſt Schulämter rühmlichſt bekleideten? Könnte nicht wenigſtens leicht die Einrichtung ge-

troffen werden, dafs nur folche Geiftliche, die ehedem praktifche Schulmänner gewefen, mit Infpectionen über Schulen beehrt würden? — — Diefer Übergang aber, der an fich fchon feine eigenen Schwierigkeiten hat, wird *in der Folge ganz unmöglich werden*, da ja diejenigen, die fich jetzt für ein Schulamt bilden, gar nicht nöthig zu haben glauben, fich mit theologifchen Wiffenfchaften zu befaffen, fondern mit einigen humaniftifchen Kenntniffen und mit einem gewiffen Anftrich von Philofophie und Äfthetik, *wodurch fie fich in der Regel nur zu Pedanten einer neuen Art bilden*, ftolz über alle andere menfchliche Kenntniffe (die wenigftens fämmtlich dem Kleinod, das fie ergriffen zu haben meinen, nachftehen müffen), am meiften aber über Religion und was ihr anhängt hinwegfehen." — Hierauf geht der Vf. zu den Mitteln über, durch die nach feiner Überzeugung dem Verfall der Religion am beften entgegen gewirkt werden kann. Es kommt hiebey, fagt er, blofs auf den Zweck an, den man fich vorgefetzt hat. Hätte man blofs zur Abficht, eine gewiffe *äufsere* Religion zu begründen: fo würde es genug feyn, zu den verfchiedenen Religionsgebräuchen, die man bisher vernachläffigte, wieder zurückzukehren. Einen ganz anderen Weg aber wird man einfchlagen müffen, fobald Ausbreitung wahrer Religiofität Hauptzweck ift. — Sehr lichtvoll zeigt nun der Vf., wie viel der Staat in fofern dafür thun könne, wenn er nur folche Männer als Jugendlehrer anftellt, die felbft religiös find, indem Niemand Anderen mittheilen könne, was er felbft nicht habe. Eben fo verdient Vieles, was er über die rechte Methode der religiöfen Bildung fagt, die Aufmerkfamkeit derer, die den Religionsunterricht in öffentlichen Schulen zu geben haben. Nur kann Rec. darin mit dem Vf. nicht übereinftimmen, dafs er von diefem Unterricht alles Heil allein erwartet. Er ift davon fo feft überzeugt, dafs er am Schlufs feiner Schrift jeden Zweifel dagegen ernftlich zurückweift, und S. 241 fagt: „Wenn es nur Allen, die fich mit dem Unterricht in der Religion auf Schulen oder in der gewöhnlichen Katechifation befaffen, ein rechter Ernft wäre: fo fehe ich nicht ein, warum es unwahrfcheinlich feyn follte, dafs auf diefem Wege die Religion wieder Achtung und Liebe bey der Jugend, und durch diefe allmählich auch bey den Erwachfenen gewinnen könnte." Rec. erwartet auch viel von einer gründlichen Verbefferung des öffentlichen Unterrichts in der Religion; aber er glaubt, dafs fich noch vieles Andere damit vereinigen müffe, wenn der grofse Zweck, deffen Realifirung er mit dem Vf. aufrichtig wünfcht, erreicht werden foll. Das Zweyte, was Rec. an diefer Schrift auszufetzen hat, ift, dafs nach derfelben in allen Claffen öffentlicher Schulen die Religion ausfchliefsend als Sache des blofsen Gefühls behandelt, und durchaus nicht als Gegenftand einer philofophifchen Erkenntnifs auf dem Wege der Überzeugung begründet werden foll. Ausdrücklich fagt der Vf. S. 208: „Man kann mit Recht fagen, dafs ein wirklicher Unterricht in der Religion gar nicht Statt finde, weil fie felbft kein Gegenftand des Wiffens, fondern des *Fühlens* ift." Und hierauf ift auch die ganze religiöfe Bildungsmethode berechnet, die er vorfchlägt. Zuerft foll der Lehrer in feinen Zöglingen den Sinn für das *Erhabene* wecken, und fie defswegen auf die erhabenften Gegenftände in der Natur aufmerkfam machen, z. B. vulkanifche Eruptionen, Erdbeben, Seeftürme u. f. w. In eben diefer Abficht foll er fie auch frühzeitig zu den *aufserordentlichen* Erfcheinungen in der moralifchen Welt hinführen, und ihnen die Handlungen folcher Menfchen fchildern, die feltene Beyfpiele einer ungewöhnlichen Kraft, eines hohen Muthes und einer unbedingten Aufopferung gegeben haben. Befonders aber foll er die Spuren einer höheren, über das Schickfal waltenden verftändigen Macht durch Exempel aus dem Leben einzelner Menfchen, fo wie aus der allgemeinen Weltgefchichte, ihnen verfinnlichen, und endlich wirklich religiöfe Charaktere, fowohl aus der Profan-Gefchichte als auch vorzüglich aus der Bibel, ihrem Gemüthe zur Anfchauung darftellen. Es würde, hofft der Vf., nicht unzweckmäfsig feyn, wenn fich Jemand für diefe erfte Nahrung des religiöfen Sinnes einen Leitfaden zu fchreiben die Mühe nähme, welcher eine Sammlung von Gefchichten und Charakteren der vorherbefchriebenen Art enthielte. Aber auf einzelne Lehren und Wahrheiten der Religion foll fich hier der Lehrer gar nicht einlaffen, fondern fich begnügen, den Blick des Schülers bey der Betrachtung der Welt und der menfchlichen Schickfale über die Sinnlichkeit hinauszurücken, und ihm den Zuftand eines Gemüths vorzuzeichnen, das aus dem religiöfen Gefichtspunct die Welt anfieht. Allein auch nachher, wenn fchon auf die angegebene Weife der Boden für die Pflanze der Religion gewonnen worden ift, follen nicht etwa gewiffe Wahrheiten der Religion in einer beftimmten Ordnung vorgetragen werden, fondern eine Ungebundenheit in diefer Hinficht dürfte vielmehr der Regelmäfsigkeit vorzuziehen feyn. Die Materialien dazu werden am zweckmäfsigften aus der Bibel genommen, wo man fie am kräftigften und einfachften ausgedrückt findet. Hiemit könnten zugleich die allgemeinften und wichtigften moralifchen Sentenzen, ebenfalls aus der Bibel, verbunden werden. Denn wenn gleich, fagt der Vf., in gewiffer Rückficht ein *fchneidender* Unterfchied zwifchen Religion und Moral Statt findet (fo dafs, wie er S. 183 fich ausdrückt, der religiöfere Menfch nicht beffer als der nicht religiöfe, *vielmehr diefer aus mannichfaltigen Gründen oft der achtungswürdigere ift*): fo gehen doch beide im Leben gleichfam Hand in Hand, wefswegen auch der Religionsunterricht mit dem moralifchen fich natürlich verbinden läfst, und von jeher verbunden worden ift. Wenn nun fo dem Schüler die biblifchen Sprüche und auch einige erbauliche Liederverfe (wobey aber die antiken den modernen vorgezogen werden müfsten) dem Zögling eingeprägt find: fo könnten bey dem folgenden Curfus des Religionsunterrichts in einer höheren Claffe die eigentlichen Religionswahrheiten von der Moral abgefondert, aber auch die Schüler mit dem hiftori-

schen Ursprung der Bibel näher bekannt gemacht werden. Mit diesem historischen Unterricht über die Bibel müsste aber ein vollständigeres Lesen derselben verbunden werden, wobey jedoch der Hauptzweck, die asketische Anwendung, nicht aus den Augen zu lassen wäre. Der hierauf folgende Cursus müsste sich auf Erörterung der Begriffe: *Offenbarung*, *Inspiration*, *Weissagung* und überhaupt auf das *Wunderbare* näher einlassen, und die besonderen *positiven* Lehren des Christenthums abhandeln. Denn es ist, sagt der Vf., zu verhüten, „dass sich nicht in dem Kopfe des Schülers eine gewisse Überweisheit festsetzt, die sich darin zeigt, dass man Alles lächerlich findet, und als Aberglauben verschreyet, was nur die geringste Spur des Wunderglaubens an sich hat, eine Knabenweisheit, welche die Wirkung der neueren Erziehung ist, und die man nicht ohne Ärger bemerken kann." Eben dieser Cursus des Religionsunterrichts würde als historischer Theil nicht unzweckmässig einen ganz kurzen Abriss der Kirchengeschichte enthalten, der aber auch auf Belebung und Nährung des religiösen Sinnes hinwirken müsste. Endlich würde auch der moralische Unterricht in diesem Cursus eine grössere Ausführlichkeit bekommen, und besonders das Ausgezeichnete des Christenthums in dieser Hinsicht in ein gehöriges Licht gesetzt werden müssen; und hiemit könnte der ganze Religionsunterricht, selbst in sofern derselbe für die gebildeten Stände passend seyn soll, also auch auf höheren Schulen abgeschlossen werden. — Allein so vollkommen Rec. mit dem Vf. darin einverstanden ist, dass die Religion von einem gewissen Gefühl, von einer Ahndung des Göttlichen und Übersinnlichen ausgeht, die der Mensch in sich trägt, noch ehe es mit ihm zum *Denken* kommt, und so wahr es ist, dass das *Subjective* der Religion *immer* etwas Unaussprechliches bleibt, und nie zum Gegenstand eines Erkenntnisses werden kann: so müssen doch in objectiver Hinsicht die religiösen Ideen nach ihrem Grund und Gehalt nachgewiesen, und als Erkenntnisse geltend gemacht werden, wenn sie ihre volle Bedeutung und Sicherung erhalten sollen. Wenn daher der Vf. diess für unthunlich, und der wahren Religion sogar schädlich hält: so scheint er das Objective und Subjective zu verwechseln; aber wie nachtheilig, und besonders dem Geist des Protestantismus widersprechend diese Verwechslung ist, diess hat neuerlich unter anderen *Müller* in der Schrift: *Protestantismus und Religion*, ausführlich, und nach der Ansicht des Rec. befriedigend erwiesen.

D. K. N.

CELLE, b. Schulze: *Neuer Almanach für Landprediger und ihre Freunde*; enthaltend: Kurze Winke und Materialien zu Amts-Arbeiten, und Bemerkungen über die verschiedenen bürgerlichen Verhältnisse des Landpredigers, mit besonderer Hinsicht auf die Bedürfnisse unserer Zeiten. Von *Karl Busse*, Pastor im Fürstenthum Hildesheim. Mit dem Bildnisse des *L. Sterne*. 1804. X u. 212 S. kl. 8. (16 gr.)

Sechzehn Aufsätze, die — mit Ausnahme einiger — allerdings dazu dienen können, manche, wenn auch nicht neue oder sehr wichtige, doch gute und zeitgemässe Ideen mehr in Umlauf zu bringen. Der Vf. selbst bringt sie unter *vier* Hauptrubriken: 1. *Für das homiletische Fach. Kurze Dispositionen und Materialien für Sonn- und Busstags-Predigten, Beicht- und Confirmations-Reden.* No. II, III, IV, V. Diess ist die Hauptparthie des Buchs; besonders zeichnen sich die Hauptsätze aus den Sonntagsevangelien meist durch ein glückliches Auffassen des Interessanten, durch Textmässigkeit, Popularität und logische Präcision aus. Nur ein Thema, wie das am Michaelisfest: *dass jeder Mensch seinen eigenen Schutzgeist habe*, ist wohl zu speculativ; und der dritte Satz, *dass diess eine ächt-christliche Vorstellung sey*, durchaus unerweislich (vergl. *Paulus* Commentar II. S. 650). S. 74: „Der Prediger erniedrige die ehrwürdige Handlung der Confirmation nicht zu einem faden Possenspiele. Das Blumenstreuen, Kränzewinden, Kronenaustheilen u. dergl. Gaukeleyen mehr, gehört wohl aufs Theater, aber nicht vor den heiligen Altar des ernsten, Ehrfurcht und stilles Nachdenken gebietenden Gotteshauses." Worte noch immer zu ihrer Zeit! Aber das Einsegnungsgebet S. 81 —84 ist als Gebet zu lang! Warum nicht lieber auf jedes einzelne Kind einen nervösen Spruch angewendet, und zum Schlusse nur ein kurzes Gebet über und für alle? — Die ausgezogenen *homiletischen Regeln* aus des Jesuiten *Drexels* (Hofpredigers in München 1638) *Aurifodina* etc., Antverp. 1641, füllen ihren Platz, besonders in dieser guten Verdeutschung und Abkürzung, sehr passend aus No. VI. — 2. *Zur Katechetik* (eigentlicher zur Pädagogik). Nur ein Aufsatz No. XI, zur Empfehlung des Auswendiglernens in Schulen. — 3. *Zur Pastoralklugheit. Grundlosigkeit einiger von neueren Schriftstellern erregter Besorgnisse, welche durch die Gotteshäuser und Vollziehung kirchlicher Handlungen, besonders auf dem Lande veranlasst worden.* No. VII. Ein Versuch, die bisher zu weit getriebenen Besorgnisse wegen Ansteckung beym gemeinschaftlichen Kelche und wegen Schädlichkeit der Kirchenluft in ihre Schranken zurückzuweisen. Der Vf. meint es recht gut; aber so leicht, wie er glaubt, lässt sich doch eine widrige Dunst oder Zugluft mit ihrem Gefolge von Rheumatismen u. s. w. aus so manchen Kirchen nicht heraus demonstriren. Wenigstens sollte man sich hüten, durch zu einseitige Räsonnements den kaum erwachten Eifer für die Verbesserung der Kirchengebäude nicht zu früh wieder einzuschläfern. Dagegen stimmt Rec. über den Punct, dass die Taufe bey einer so geringen Benetzung, vornehmlich mit lauwarmem Wasser, keine Augenkrankheiten erzeugen könne, ganz unbesorgt mit dem Vf. überein. — Wenn gleich nicht von grossem Belange, doch voll guter Erinnerungen für Viele sind auch die folgenden Abhandlungen No. VIII, IX, X von den *Verhältnissen des Predigers als Hausvaters*, *gegen seinen Schulmeister*, *und über das sogenannte goldene*

ABC der Prediger (Adel, Beamte, Collegen). — 4. *Über das bürgerliche Leben und den Umgang des Predigers. Über Ökonomie, Kleidung, Cölibat der Landprediger.* No. XIII, XIV, XV. *Wie kann man sich auf dem Lande gegen die nächtlichen Einbrüche der Diebe am sichersten verwahren?* No. XVI. — Endlich gehören noch in diese Rubrik zwey Aufsätze, welche Rec. ganz wegwünschte: *Kann auch der Prediger auf einen weltlichen Rang gegründeten Anspruch machen?* No. XII. Hier fällt der Vf. aus dem guten Tone, sinkt in Darstellung und Ausdrücken mehrmals ins Niedrige herab. Einige Belege hiezu unten. — *Über die eigenthümlichen Vorzüge des Landpredigerstandes.* No. I. Auch dieser Aufsatz ist gänzlich misslückt, höchst oberflächlich und einseitig. Da kommt es bey dem Vf. so heraus, als ob nur der ein *Stadtprediger* zu werden wünschen könne, welcher selbst an der grösseren Sitten-Unreinheit der Städte Gefallen fände. Rec. ist weit davon entfernt, Stadtprediger zu seyn oder es werden zu wollen, aber eine solche parteyische und überladene Schilderung jener ganzen Classe von Männern, wie S. 12—15 sich findet, und wovon er nur *seltene Ausnahmen* zugiebt, muss eines Jeden Unwillen erregen. Wie weit tiefer aufgegriffen, wie weit feiner behandelt, und in welche andere Detai's hinein hätte dieser Gegenstand verfolgt werden müssen, um mit Recht und Würde an der Spitze dieses Buchs stehen zu können! — Wenn ferner in dem vorhin erwähnten Aufsatze No. XII. S. 156 von einem „stolzen Pfaffen" gesprochen wird, „der vor lauter *Geruch* von Heiligkeit schier *bersten* möchte," oder S. 159. 160 „von *so manchen* Predigern, die sich in ihrer Unverschämtheit so weit vergessen können, dass sie jedem Trödelweibe die gnädigen Hände lecken ... nur ihren Schmeerbauch vollzupfropfen suchen" u. s. w. —: so liegt in allem diesem wohl Grund genug, dem Vf. dringend zu empfehlen, dass er in Zukunft — denn dieser Almanach soll Nachfolger haben S. X — vor allen Dingen im *reineren Geschmack und Stil* vor seinem Publicum erscheine, — und hiezu den mit Recht von ihm gefeyerten *Drexelius* gegen ihn selbst zu citiren: *Evangelicus Orator acerbitatem vitet, quae offendere potius solet quam corrigere!* und: *Auxeses, hyperbolae, exaggerationes nimiae penitus sunt excludendae!* S. dessen *Aurifodina* p. 303. 298.

Sh.

KLEINE SCHRIFTEN.

Theologie. *Stendal*, b. Franzen u. Grosse: *Kurzgefasster Unterricht in der christlichen Religion fur fähigere Confirmanden* von *Johann Christian Jani*, Generalsuperintendent und Pastor am Dom. 1811. 35 S. 8. (2 gr.) Fähigeren Confirmanden hat der Vf. hauptsächlich diese Bogen bestimmt; für die Schwächeren, meint er in der vorangesetzten kleinen Einleitung, würde es hinlänglich seyn, die angeführten Stellen des kleinen Katechismus Lutheri hersagen zu lassen. Mit diesen ist er denn nun nicht zu freygebig gewesen, welches ihm wohl als Verdienst anzurechnen ist, weil sich wirklich nur einzelne zerstreute Parthieen dieses Büchleins zum Auswendiglernen für Unfähige eignen. Nur wundert es Rec., dass der Vf. in dieser Einleitung gar nichts vom Auswendiglernen der wichtigsten biblischen Sprüche erwähnt, woran die Erinnerung doch von Zeit zu Zeit immer nöthiger wird, je mehr diese, ehemals wohl übertriebene und unzweckmässig angestellte Übung in gegenwärtiger Zeit, zum grossen Nachtheil für die Jugend, vernachlässiget wird. Nach einer vorläufigen Einleitung, in welcher die Natur des Menschen abgehandelt wird, werden zuerst die Glaubens-, dann die Sitten-, und endlich die Glückseligkeits-Lehre aufgestellt. Wider diese Anordnung ist im Ganzen nichts zu erinnern; nur dass in der Einleitung, bey Angabe der Bestimmung des Menschen, die Pflicht Gott zu verehren aufgeführt wird, ehe von dem Daseyn Gottes selbst geredet ist. Wollte man sagen, dass dieses bey fähigeren Confirmanden schon aus dem Elementarunterrichte als hinlänglich bekannt vorauszusetzen sey: so ist das doch bey den Unwissenderen nicht der gleiche Fall, welche der Vf. zugleich mit jenen zu unterrichten scheint, wie es denn wohl überhaupt schwer seyn mag, ein Lehrbuch zu schreiben, welches beiden Classen gleich genügt. Der Erklärung des Gewissens S. 4, als *blosses Wissens des Rechts und Unrechts* seiner Gesinnungen und Handlungen," fehlt offenbar die Hinzufügung des verschiedenen Gefühls, welches dieses Wissen hervorbringt. — Die Allmacht und Allwissenheit Gottes möchten S. 9 schwerlich unter die Eigenschaften zu rechnen seyn, welche bloss aus dem Verhältnisse Gottes zur Welt fliessen. S. 13 wird wieder etwas von der Erlösung von der Sünde anticipirt, ehe von der Sünde selbst ein Wort geredet ist. So ist in manchen kleinen Parthieen die Anordnung anders, als sie — wenigstens Rec. — die leichteste und natürlichste zu seyn scheint; und manche einzelne Lehre ist, verhältnissmässig für die wenigen Blätter des Buches, bald zu kurz bald zu ausführlich behandelt. Doch das mag auf individuellem Gefühl beruhen. Übrigens hält sich der Vf. in Darstellung christlicher Lehren ziemlich auf dem Mittelwege, so fern er sich durch kurze Sätze bezeichnen lässt, welche freylich in der Erläuterung noch eine sehr verschiedene Erklärung zulassen. Seiner Toleranz macht aber immer die Äusserung S. 21 Ehre: „Es ist nicht nöthig, dass alle Christen ihren Glauben mit einerley Worten bekennen, oder einerley Lehrmeinungen haben u. s. w."

WRth.

Vermischte Schriften. *Dresden*, b. Arnold: *Die Flitterwochen meiner Ehe* von *C. S.* 1812. 174 S. 8. (21 gr.) Hr. *C. S.* hat recht und löblich daran gethan, dass er uns die Geschichte seiner Flitterwochen nicht vorenthalten hat. Wir sind dadurch an Erfahrungen mancherley Art reicher geworden. Zweyerley besonders haben wir uns *ad notam* genommen: 1) dass sich in kurzer Zeit gar viel und mancherley zutragen und ereignen kann; 2) dass auch Flitterwochen nicht frey von unangenehmen Zufällen sind. Denen daran liegt zu wissen, wie die Begebenheiten erzählt sind, können wir sagen, dass wir uns beym Lesen nicht gelangweilt haben.

— ls —

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

JURISPRUDENZ.

LEIPZIG, b. Hinrichs: *Josephi Mariae Suaresii, episcopi Vasionensis, notitia Basilicorum.* Recensuit et observationibus auxit *D. Christianus Fridericus Pohlius*, civitatis Lipsiensis senator et syndicus. 1804. XII u. 146 S. 8. (20 gr.)

Suaresens Literarnotiz der Basiliken, welche durch stetes Eingreifen in die angrenzenden Parthieen zu einer Literarnotiz des gröfsten und interessantesten Theils des nach-justianeischen griechischen Rechts geworden ist, verdiente allerdings, da sie bisher nur in gröfseren nicht für einen Jeden zugänglichen Werken zu haben, auch Manches darin zu erläutern und Neueres nachzufügen war, eine neue Ausgabe und Bearbeitung. Freylich wäre, da *Suares* nicht überall in der besten Ordnung geschrieben hat, ein eigenes Werk über diesen Gegenstand von gröfserem Nutzen gewesen. Indess, auch was Hn. *P.* zu leisten gefallen hat, verdient Dank. Dieses besteht in einem Abdrucke von *Suares* mit *Fabricius* Bemerkungen, worin der Herausg. fast alles Dunkle erläutert, manches Unrichtige berichtiget, und die nach alter Art allgemein citirten Stellen, zum Beweise seines grossen Fleisses und ausgebreiteter Belesenheit, fast alle, sehr wenige ausgenommen, genau nachgewiesen hat. Der andere Theil von Hn. *P's.* Bemerkungen besteht in Nachträgen von neuerdings bekannt gewordenen Handschriften, späteren Ausgaben und anderen literarischen Bemerkungen über die einschlagenden Gegenstände, welche sehr fleissig aus späteren Werken, auch in Deutschland seltenen, als *Assemanni biblioth. jur. oriental. Rom.* 1762—66, 5 B. 4, nachgetragen sind, wiewohl auch hier Einzelnes fehlt und einige Unrichtigkeiten mit unterlaufen. Eigene Bemerkungen und Untersuchungen sind indess nur wenige, lange nicht so viele, als man es wünschen möchte, und wo es geschehen, nicht immer mit gehöriger Umsicht und Richtigkeit beygefügt. Dieses allgemeine Urtheil ist jetzt durch einzelne Anzeige einiger dem Rec. aufgefallener Lücken und Unrichtigkeiten in den Erläuterungen und aus neueren Schriften gemachten Nachträgen, — denn des Richtigen und Guten ist hier zu viel, um es einzeln anzuzeigen, — und durch Würdigung der bedeutendsten eigenen Bemerkungen des Hn. *P.* zu belegen. Gleich zu §. 2. 3, wo von den kürzeren Übersichten des Rechts gehandelt wird, hätte bemerkt werden sollen, dafs die von *Suares* genannte Ἐπαναγωγὴ, höchst wahrscheinlich eine dritte von den not. δ nach *Zepernik* sehr richtig und lichtvoll bestimmten zwey Eklogen gänzlich verschiedene Übersicht ist, nicht, wie der Herausg. Not. δ S. 9 glaubt, die eine dieser beiden, die früher als die Basiliken unter Basilius Macedo's, Constantins und Leo's Autorität verfasste. Denn *Suares*, welcher die hier genannten vaticanischen Handschriften als Augenzeuge zu beschreiben scheint, redet offenbar im §. 3 von 3 Eklogen. Dieses ist 1) die obengenannte Ἐπαναγωγὴ, 2) eine *andere* (*aliud*) in derselben Handschrift enthaltene, der von *Leunclajus* (so nennt er sich selbst, nicht Leunclavius, wie auch Hr. *P.* immer schreibt) herausgegebenen, das ist der von den 3 Kaisern verfassten, gleichende, und 3) eine andere, der dazu gehörigen Vorrede nach, die von den 2 Kaisern besorgte. Es kommt hinzu, dafs *Suares* eine andere Überschrift und Vorrede, als welche bey den beiden bekannten Eklogen vorkommen, dieser Ἐπαναγωγὴ zuschreibt. Gründe genug, eine dritte Ekloge in dieser Handschrift zu vermuthen, und in Rom oder Paris sich nach dem Daseyn und Inhalte derselben genauer zu erkundigen, welche Nachforschungen durch *Suaresens* und *Sylburgs* Zahlenbezeichnung der Handschrift, worin sie vorkommen soll, erleichtert werden möchte. — Zum §. 5, S. 17 hätte bemerkt werden sollen, woher *Suares* das Alter des Harmenopulus anscheinend genau (nicht nur in runden Zahlen), und doch so auffallend unrichtig angiebt, wie auch, worauf die richtige Angabe sich gründet. *Freher*, welchem *Suares* folgt, leitete das Zeitalter des Harmenopulus aus dem Datum der jüngsten von ihm benutzten Novelle her; die richtige Angabe gründet sich auf die in einer wiener Handschrift befindliche bestimmte historische Nachricht. — Zu §. 6, S. 21 bemerken wir, dafs auf der helmstädtschen Universitätsbibliothek eine sehr leserliche, freylich auch äusserst junge Handschrift des *Attaliata* in Fol. No. 284 vorhanden war, nach der Überschrift von *Leunclajus* (Löwenklawe) dem Herzog Julius im Jahre (15)89 geschickt. Der letzte Titel περὶ δικαιοσύνης καὶ νόμου ist mit der Zahl 93 versehen. Zu §. 7 Not. *h.* S. 24 ist vergessen anzuführen, was dem Herausg. ohne Zweifel bekannt war, dafs die bosquetsche Ausgabe des *Psellus*, durch *Siebens* Anmerkungen noch brauchbarer gemacht, in *Otto thesaur. tom.* I, welchen man eher als den einzelnen alten Abdruck haben kann, aufgenommen ist. Zum §. 12, S. 48 ff. giebt der Herausg. in der Not. *e*

eine ihm eigenthümliche beyfallswerthe Beſtimmung des Datums der 2 Ausgabe der Baſiliken. Er ſetzt ſie mit höchſter Wahrſcheinlichkeit nicht in das Jahr 910 oder 12, ſondern ſpäter als 945, weil es nicht glaublich ſey, daſs Conſtantins Vormünder eine neue Ausgabe des Geſetzbuchs ſo bald nach deſſen erſter Promulgation für nöthig erachtet haben, auch immer er ſelbſt, nicht ſeine Vormünder noch ſein nachmaliger einſtweiliger Verdränger (Romanus), als Beſorger dieſer neuen Ausgabe genannt wird. Aber erſt 945 bekam Conſtantin wieder die Regierung. — Zum §. 13 hätte die in der Not. φ angeführte Meinung Einiger, daſs wir nicht die ächte 2 Ausgabe der Baſiliken haben, ihres groſsen Intereſſe für den Gebrauch dieſes wichtigen Buches wegen, eine genauere Unterſuchung verdient. Das eine von *Sam. Petitus* angeführte, auf unſere Baſiliken nicht zutreffende Citat des *Balſamo* beweiſt nicht völlig, da bey dieſem *einen* Citate gar leicht ein Schreibfehler unterlaufen konnte. *Hoffmann* (ſo, nicht Hofmann, wie bey unſerem Vf. immer gedruckt ſteht) redet zwar allgemein von nicht zutreffenden Citaten, führt aber nichts Specielles an. Die — freylich mühſelige Arbeit, *Balſamo's* und *Euſtathius* Citate aus den Baſiliken mit dieſen zu vergleichen, würde hier wahrſcheinlich zum Ziele führen. Hr. *P.* läſst ſich aber ſo wenig hierauf ein, daſs er nicht einmal die von *Petitus* angeführten Stellen aus dem *Euſtathius* (unter 8 *Jahren*) und dem *Balſamo* (bey *Photius tit. I Cap.* 28) genau citirt. Es würde aber bey dieſer Arbeit auch auf die verſchiedenen Mſc. Rückſicht zu nehmen ſeyn, aus denen die einzelnen Theile der fabrotiſchen Baſiliken vermuthlich abgedruckt ſind, indem gar wohl ein oder das andere Stück nach der erſten Ausgabe auf uns gekommen ſeyn kann, wahrſcheinlich aber die meiſten nach der zweyten. Eben dieſe Unterſuchung würde auch vielleicht dazu dienen, auszumachen, ob, in welchen Abſchnitten und in welchem Geiſte die neue Ausgabe der Baſiliken beträchtlich geändert ſey. §. 17, Not. *a* S. 59 kommt eine dem Herausg. eigenthümliche, freylich leicht ſich ergebende Bemerkung vor, daſs die Theile des *Corp. jur.* in folgender Ordnung: Pandekten, Codex, Inſtitutionen, Novellen, in den Baſiliken benutzt und excerpirt ſind, wobey es auffallend iſt, daſs dieſe Ordnung ziemlich mit der, in welcher dieſelben ſonſt herausgegeben wurden, übereinſtimmt. Das Princip in beiden Fällen war ohne Zweifel das der praktiſchen Wichtigkeit. — Zu §. 18, S. 62 würde eine kurze Angabe der wichtigſten Gründe für die Meinung, daſs der Paraphraſt *Theophilus* mit dem Mitverfaſſer der Inſtitutionen eine Perſon iſt, ſehr zweckmäſsig geſtanden haben, indem *Reizens Theophilus* nicht in Jedermanns Händen ſich befindet, und noch immer die entgegengeſetzte Behauptung hin und wieder Anhänger findet. S. 64, §. 18 Not. *θ* iſt eine Unrichtigkeit, daſs *Viglius* die Lücke in *Theophilus* aus den Baſiliken ergänzt habe. Der Abſchnitt der Inſtitutionen *de juſtitia et jure* iſt in die Baſiliken gar nicht mit aufgenommen. *Viglius*, von welchem ſogar unwahrſcheinlich iſt, daſs er eine Handſchrift der damals noch nicht gedruckten Baſiliken gehabt, hat, wie die Vergleichung ergiebt, den Inſtitutionentext ins Griechiſche überſetzt. — §. 19, S. 68 Not. *ρ* iſt unrichtig, daſs *Blaſtares* behaupte, der bey Verfaſſung der Pandekten gebrauchte *Stephanus* habe dieſelben überſetzt. Er redet nur von einem Στέφανος τις. Des für die entgegengeſetzte Meinung angeführten *Hoffmanns* Grund, daſs ein Mitverfaſſer der Pandekten nicht gegen *Juſtinians* Befehl dieſelben periphraſtiſch εἰς πλάτος überſetzt haben werde, hätte beyfällige Anführung verdient. Überhaupt iſt an Hn. *P's.* Anführungen, beſonders in der letzten Hälfte ſeiner Schrift, auszuſetzen, daſs er zu ſelten die Gründe der citirten Schriftſteller bemerkt, und noch ſeltener ſie beurtheilt. — Gleich in der folgenden Not. *σ* war *Reizens* Meinung, daſs *Cyrill* vor der 115ten juſtianeiſchen Novelle gelebt, nicht mit *Aſſemanns* bewieſener Annahme eines ſpäteren Alters deſſelben durch Fiction eines zweyten Schriftſtellers gleiches Namens, — welcher Nothbehelf überall vorſichtig gebraucht werden muſs — zu vereinigen, ſondern gänzlich zu verwerfen. Denn daraus, daſs *Cyrill* bey Erläuterung *einer* Pandektenſtelle das entgegenſtehende Novellenrecht nicht bemerkt, ſondern nur das Pandektenrecht erläutert hat, folgt nichts über ſein Alter. Mit eben ſo viel Grunde könnte man faſt einen jeden, auch deutſchen Pandekten-Commentator in das Zeitalter vor den Novellen verſetzen. — Zu §. 20, S. 73 hätte ein auch ſonſt vorkommender Gräcismus *Suareſens*, *Anticenſor* ſtatt *Anteceſſor*, gerügt und verbeſſert werden ſollen. — Zu §. 21, S. 80 war die fabriciſche Not. *x* zu verbeſſern. Nicht *Harmenopulus*, ſondern *Attaliata* (in der Vorr.) ſagt, daſs Juſtinian ſeine Novellen ἐν ἰδιάζοντι βιβλίῳ geſammelt habe. — §. 21, S. 83 hat der Herausg. in der Not. υ unpaſsliche Beyſpiele angeführt, indem im Texte nicht von reſtituirten Novellen, ſondern von reſtituirten Stellen des Codex die Rede iſt. — In demſelben Paragraphen hätte der S. 85 von *Suares* begangene Irrthum, daſs er *Cujac. Lib.* 8 *obſerv. Cap.* 40 von Julians Novellen deutet, berichtiget werden müſſen. Wie die Vergleichung der von *Cujac.* angeführten Worte zeigt, iſt von der *verſio vulgata* die Rede, wofür auch ſchon *Fabricius* §. 23 Not. *a* S. 89 den *Cujac.* anführt. Auch iſt daſelbſt die miräiſche Ausgabe von Julians Novellen in das unrechte Jahr verſetzt. Die Vorrede iſt zwar 1560 geſchrieben, aber auf dem Titel ſteht 1561, wenigſtens bey dem Exemplare, welches Rec. vor ſich hat. — Zu den letzten Worten des §. 22 war zu bemerken, daſs der undeutlich genannte *Cujacii index Novellarum* nicht von ihm verfertiget, ſondern in der Königin von Frankreich Bibliothek in griechiſcher Sprache aufgefunden war. — §. 23, S. 94 Not. *τ* hätte wenigſtens der vollſtändigſten aller Novellen-Ausgaben, im *ſpangenberg-gebauerſchen Corp. juris*, wie auch *Kramers* Unterſuchungen über die Zahl der gloſſirten, und der im Mittelalter bekannten Novellen, in *Hugo's* Magazin B. 3, H. 1. 2 Erwähnung geſchehen ſollen. *Suares* hätte es gewiſs nicht an-

terlassen, wenn ihm diese Arbeiten schon bekannt gewesen wären. — §. 26. S. 103 Not. * fehlt die Anführung der zweyten teucherschen Ausgabe des *Eustathius* von 1802. Auch hätte bey diesem nicht unwichtigen Schriftsteller wohl etwas über das Zeitalter, in welchem er lebte, bemerkt werden mögen. Wahrscheinlich schrieb *Eustathius* nach der ersten und vor der zweyten Ausgabe der Basiliken, zwischen 887 — 945 nach Christus, wie schon §. 13, Not. φ, nur an einer Stelle, wo man es gar nicht sucht, erwähnt ist: denn — und dieser Grund ist nicht entwickelt — *Eustathius* bemerkt unter der Rubrik: 8 Jahre, dass in diesem Alter Jemand zum Lector ordinirt werden könne, wie Justinian in der 123sten Novelle nach der ächten Lesart verordnete, und beruft sich dabey, wie oft, auf die Basiliken; bey 18 Jahren hat er nichts vom Lector: *Balsamo* aber *ad Photii nomocanonem Tit. I Cap.* 28 sagt, dass ein Alter von 18 Jahren, um Lector zu werden, erfoderlich sey, indem die ἀνακάθαρσις (Βασιλικῶν) die 8 Jahre vermehrt habe. Dieser Grund ist hier um desto vollgültiger, da *Eustathius* Werk nach der mehreren oder minderen Zeit geordnet, also ein Schreibfehler bey dieser Zeitbestimmung nicht zu vermuthen ist. Indess würde die zu §. 13 von uns angegebene Untersuchung wahrscheinlich die Gründe hiefür noch vermehren. — Zu den §§. 16 — 29 wäre durch sorgfältige Vergleichung der Basiliken mit ihren hier aufgezählten Quellen und sonstigen Nachrichten auszumitteln gewesen, ob, wie noch neuerlich irgendwo behauptet ist, nirgends eine absichtliche Veränderung des vorhin bestandenen Rechtes vorgenommen sey, oder, da dieses nicht wahrscheinlich ist (vergl. No. 123, Cap. 13 nach der ächten aus *Balsamo*, *Eustathius* und *Julian* hergestellten Lesart mit *Basil. Lib.* 3, *Tit. I Cap.* 28), welche Materien man wenigstens grösstentheils ungeändert gelassen, welche man mehr und in welchem Geiste geändert habe. Diese zur inneren Rechtsgeschichte gehörige Untersuchung würde für den uns vornehmlich interessirenden Gebrauch der Basiliken zur Kritik und Erklärung des justinianeischen *Corpus juris* von besonderer Wichtigkeit seyn. — Zum §. 32 Not. σ, S. 115 u. ff. sucht Hr. *P.* zu beweisen, dass *Fabrot* die Basiliken eben aus der cujacischen Handschrift, welche für die pariser königliche Bibliothek angekauft worden, herausgegeben habe. Eine Behauptung, welche in dieser Allgemeinheit ohne Zweifel unrichtig ist. Denn *Fabrot* versichert selbst in seiner Vorrede, dass das 49 — 60ste Buch verloren gegangen sey. Diese Bücher hatte aber *Cujacius*, wie *Höpfner* (s. *Hugo* civilist. Magaz. B. 2, S. 395) nachgewiesen. Hievon ist das 49 — 52 Buch erst 1732 in die pariser königliche Bibliothek, mittelbar aus *P. Faber's* Sammlung gekommen; und dieser *Faber* eben hatte, nach *Suares*, *Cujacens* Basiliken erhalten. Dennoch ist wenigstens der eine Theil des von Hn. *P.* geführten Beweises von der Art, dass sich mit Recht etwas daraus schliessen lässt. Zwar ist nicht nothwendig, das *opus regium*, dessen *Fabrot* erwähnt, eben von den *cujacischen* Basiliken zu verstehen. Aber dass *Fabrot* weiss, dass in der *cujacischen* Handschrift vorn hinein Figuren von Menschen und Thieren beygezeichnet, im 25, 26 und 27 Buche etwas ausgeschnitten ist, und dass er vermuthet, dieses könne nach *Cujacens* Tode geschehen seyn, macht es sehr wahrscheinlich, dass er wenigstens einen Theil der *cujacischen* Basiliken in Händen gehabt. Bedenkt man hiebey, dass Bücher von dem Umfange als die Basiliken nur theilweise abgeschrieben zu werden pflegten: so wird es sehr glaublich, dass *Fabrot* ausser anderen Handschriften ein Theil der *cujacischen* zu Gebote stand; und wir möchten behaupten, dass dieses die beiden Handschriften waren, welche *Cujacius* nach einem neuerdings von ihm aufgefundenen Briefe (*Hugo* civil. Magaz. B. 3, St. 2, S. 251) in Venedig erhielt, die 15 ersten Bücher, und das 20 — 30. Denn auf diese beiden Sammlungen lässt sich alles aus *Fabrots* Vorrede Angeführte beziehen. Diesem steht nicht im Wege, dass nach *Höpfners* und *Hugo's* Beweise diese Bücher in der *fabrotischen* Ausgabe nicht vollständig vorhanden sind. Denn wir wissen nicht, ob *Cujacius* sie *vollständig* hatte. Auch wird man nicht darauf sich berufen können, dass, nach der von *Höpfner* bey *Hugo* civ. Magaz. B. 2, S. 394 citirten Stelle aus *Costa*, *P. Faber* auch das 2 Buch der Basiliken hatte. Denn dieser konnte alle *cujacischen* Handschriften bekommen, und einen Theil davon *Fabroten* geliehen haben, indem ein anderer, der nachmals von *Meermann* herausgegebene, etwa verlegt war. — Die Not. * zu §. 39, S. 130 ist dahin zu berichtigen, dass *Baphius* wahrscheinlich vor den Basiliken lebte, indem es in der angeführten Stelle heisst, dass seine Behauptung von dem Βασιλικὸς erneuert sey.

Bey der Reichhaltigkeit des beurtheilten Werkchens und der nicht allenthalben guten Ordnung desselben, vermisst man ein Sachregister sehr ungern. Auch hätten die nicht wenigen eingeschlichenen Druckfehler eine Anzeige verdient. Als sinnentstellend und irreführend bemerken wir hier nur folgende: S. 13 letzte Z. *nomine* s. *momen*; S. 30 — 32 waren die Worte *Hac Leonis — Gothofredo* in Parenthesen oder wenigstens in Kommata einzuschliessen; S. 67, Z. 8, 502 s. 402; S. 134 Not. σ Z. 2 *tom.* 208 s. *tom.* 3 p. 208.

S.

K L E I N E   S C H R I F T E N.

Jurisprudenz. *Coblenz*, b. Pauli und C.: *Der Menschelmord des Banquiers Cotentin in Paris.* Eine Criminalgeschichte, nach den Acten dargestellt. 1810. 47 S. 8. (6 gr.)

Am 28 März 1810 wurde der Leichnam eines Mannes in einer Strasse von Paris in einem verschlossenen Korbe gefunden, und nach dem Urtheil der herbeygerufenen Ärzte war dessen Tod durch Erdrosselung verursacht worden. Es ergab sich, dass es der Leichnam des Banquiers *Cotentin* sey. Man

zog einen gewissen *Lepelley*, der mit *Cotentin* in vertrauten Verhältnissen gestanden hatte, einen Bekannten von jenem Namens *Helain*, und dessen an den Bedienten *Thubry* verheirathete Schwester sammt ihrem Manne in Verdacht und Untersuchung. *Lepelley* hatte nämlich dem Sicherheitsbeamten, der nach Auffindung des Leichnams zu ihm kam, um Erkundigungen einzuziehen, sogleich von freyen Stücken erzählt, dass *Cotentin* bey ihm gewesen, und plötzlich von zwey in das Zimmer gekommenen Unbekannten durch einen Schlag niedergeworfen, und mit einem Strick erdrosselt worden sey. Dabey habe ihm der Eine eine Pistole vorgehalten, so dass er seinem Freund auf keine Weise habe zu Hülfe kommen können. Der nachher zu ihm gekommene *Helain*, dem er den Vorfall und seine grosse Verlegenheit entdeckt, habe ihm die gerichtliche Meldung des Vorfalls widerrathen, und dagegen vorgeschlagen, einen Korb mit Weinflaschen holen, ausleeren, und sodann den Leichnam darin forttragen zu lassen; was denn auch erfolgt, und durch *Helain*, der für den Weinkorb und die Träger gesorgt habe, bewirkt worden sey.

Das Unwahrscheinliche dieser Angabe bestätigte sich jedoch durch die mannichfaltigsten Anzeigen, indem sich in den Händen *Lepelleys* und *Helains Cotentins* Papiere, Brieftasche, Uhr, Cofferschlüssel, auch ausgewaschene Blutflecke an Kleidungsstücken und dergleichen vorfanden, und beider Aussagen sich in mehreren Puncten widersprachen. Hiezu kam nachher *Helains* Geständniss (das er freylich mit allen zur Vertheidigung günstigen Wendungen that), dass nämlich *Lepelley*, der vorgegeben, dass ihm *Cotentin* ein sehr wichtiges Document vorenthielt, ihn verleitet habe, diesem, als er zu *Lepelley* gekommen, einen Schlag mit einer Tabaksdose zu versetzen, wovon er betäubt worden, worauf ihn *Lepelley* mit einem Strick erdrosselt, und sich seiner Brieftasche bemächtiget, und ihm die Uhr, auch ein Bankbillet von 500 Livres, um den Wein zu besorgen, gegeben habe.

Thubry und seine Frau wollten von nichts wissen, als dass *Helain* einen verschlossenen Weinkorb bey ihnen eingestellt habe, der nach Passy zu einem Freunde solle. Die *Thubry* habe nachher mit Schrecken gesehen, dass Blut herausgedrungen, und ihr Mann habe den (am Abend der Mordthat) in einem Spielhause gewesenen *Helain* herbeygeholt, der die Worte ausgestossen: „*Wie? Blut! O der Bösewicht ist ein Mörder und hat mich betrogen.*" Er habe darauf gesagt, es dürfe keine Anzeige bey der Polizey geschehen, sie würden alle für Mitschuldige angesehen werden, und das Leben verlieren, und habe sodann mit Hülfe von *Thubry* den Korb auf die Strasse gesetzt.

Ausser diesen und noch anderen Anzeigen, dass *Lepelley* der Hauptverbrecher sey, ergab sich noch durch die Untersuchung, dass *Cotentins* Umstände derangirt gewesen, dass dieser auf *Lepelleys* Namen und mit seiner Hülfe das übrige Vermögen auf die Seite bringen wollen, und dass der Letztere den Mord begangen, um sich seiner besten Papiere zu bemächtigen. *Lepelley* blieb hartnäckig bey seiner ersten Erzählung, obgleich seine Aussagen über *Cotentins* Wechsel mit sich selbst in Widerspruch standen, und den erörterten Umständen nach offenbar falsch waren. Sein bestes Vertheidigungsmittel suchte er in der Correspondenz eines gewissen *Artaux* mit *Cotentin*, indem des Ersteren Briefe scharfe Drohungen enthielten. In unserer Schrift findet sich keine Nachweisung, in wiefern das Gericht *Artaux's* wegen nachgeforscht haben möge. Immer wäre *Lepelley* der Dieb seines ermordeten Freundes geworden. Aber das ganze Vorgeben hat keine innere Wahrscheinlichkeit. Er wurde auch am 1 Juy 1810 nebst *Helain* zum Tode verurtheilt, zur Rückerstattung der gestohlenen Effecten und der Processkosten. — *Thubry* und seine Frau wurden freygesprochen. Die beiden Mörder suchten vergeblich um die Cassation des Urtheils nach, welches am 4 August 1810 an ihnen vollzogen wurde. Von *Lepelley* ist noch anzumerken, dass er vorher als Domainen-Inspector in Coutances wegen seiner Immoralität übel berüchtiget, und dass sein Geselle *Helain* der Unmässigkeit und den Spiel ergeben gewesen.

Es fragt sich nun, was sich der deutsche Criminalist aus diesem Falle abstrahiren kann. Die schnelle Beendigung des gleichwohl sehr umständlich geführten Untersuchungsprocesses abgerechnet, muss sich Jedem die Überzeugung aufdringen, dass *Lepelley* der Verbrecher gewesen, und dass sich der gesunde Menschenverstand gegen jene strenge Theorie empört, die einen solchen Verbrecher, beym Mangel eines vollen unkünstlichen Beweises, in Ansehung des Mordes von der Instanz entbinden würde. In der That eine Aufmunterung gerade für die gefährlichsten Menschen, sobald sie sich gut aufs Leugnen verstehen! Die noch gar zu grosse Unvollkommenheit unseres Criminalprocesses rührt gewiss mit davon her, dass die Theorie bloss ein abstractes Menschwesen und die isolirte böse That vor Augen hat, während in den concreten Fällen der handelnde bürgerliche Mensch ein ganz anderes Geschöpf ist, als ihn die Philosophie am Schreibepulte denkt, und sein Verbrechen meist in Zusammenhange mit einem den Staat schon längst bedrohenden Lebenswandel steht. Eines Solchen Freysprechung hat offenbar keinen Sinn. Vielleicht kämen wir der Sache auch dadurch einen Schritt näher, wenn wir die Arten und Quellen des Verbrechens in Ansehung der juristischen Wahrscheinlichkeit und in Beurtheilung der Schuld oder Unschuld psychologischer und der Erfahrung gemässer unterscheiden wollten. Mit gewissen niederträchtigen oder unedleren Verbrechen, z. B. der Dieberey, des Meuchelmordes, ist immer mehr Feigheit oder Frechheit im Leugnen, mehr Arglist oder Heucheley und Geschmeidigkeit eines ränkevollen Charakters verbunden. Sollen die Worte und Angaben eines solchen Individuums nach eben den Regeln gewürdert werden, als etwa die eines Duellanten, der mit seinem Freund unglücklicherweise in einen Zwist gerathen? u. s. w. Das Leugnen zweyer so verschiedener Subjecte muss, auch ohne Rücksicht auf die begleitenden Umstände, von verschiedenem Effect seyn, wenn wir nicht gerade die gefährlichsten Verbrecher am öftersten auf freyen Fuss stellen wollen. „Mörder aus Habsucht vertheidigen, wie der kais. General-Procurator in obigem Process treffend bemerkt hat, nicht allein ihre Existenz, sondern auch ihren Raub; indem sie ihre Richter zu betrügen suchen, wollen sie zugleich die Früchte ihres Verbrechens retten."

F. J.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Ohne Druckort: *Regulativ zu Einrichtung des Brauwesens der Stadt Zeitz.* 1804. 2½ Bog. 8. (4 gr.) Dieses Regulativ geht nicht auf das technische dieses Gewerbes, sondern es bestimmt die Organisation der Betreibung und Verwaltung desselben, und der darüber zu führenden Aufsicht; zugleich giebt es einige Gerechtsame der Brauberechtigten näher an. Man kann nicht verkennen, dass die Stiftsregierung, von der es erlassen ist, hier Alles, was die Umstände nur erlauben wollten, gethan hat, um eine alte Einrichtung, die an sich nichts taugt, durch Zersplitterung eines einfachen Geschäfts in mehrere Fragmente, durch Übertragung dieser Fragmente an ganz verschiedene Geschäftsführer und durch Unterordnung derselben unter mehrere Controlen noch einigermassen im Gange zu erhalten. Bedauern muss man aber dabey, dass sie den dadurch entstehenden grossen Verlust an Zeit, Arbeit und Kosten, und die hohe Wahrscheinlichkeit, dass der Zweck dessenungeachtet nicht werde erreicht werden, indem so eine Menge Menschen nicht nur den zur Beförderung des Gewerbes nöthigen Gemeingeist nicht haben, sondern auch von einzelnen Vernachlässigungen und Einmischungen des Privatinteresse nicht frey bleiben kann — nicht in Betracht gezogen, und das einzelne Brauen der Bürger nicht in ein Societätsbrauen oder eine ähnliche Anstalt verwandelt hat. Wir haben ja nun schon Erfahrungen genug, wie erspriesslich eine solche Verwandlung sowohl für das gemeine Wesen, als für die einzelnen Berechtigten ist. Wo Eigensinn mehrerer Braugenossen eine solche Veränderung nicht ganz allgemein gestatten wollte, da hat man sie Anfangs wenigstens theilweise verstattet, und daneben die alte Einrichtung bestehen lassen, worauf denn das Bessere bald allgemeiner erkannt und verbreitet worden ist.

a.

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 5.

MEDICIN.

Leipzig, b. Barth: *Neue Haus- und Reise-Apotheke oder medicinisches Noth- und Hülfs-Büchlein, nebst einer genauen Untersuchung aller wirksamen und überall zu habenden Hausmittel*, — für Ökonomen, Gutsbesitzer, Dorfprediger, Landleute und Reisende, von D. *G. W. Becker*, ausüb. Arzte. Zweyte sehr vermehrte Auflage. 1803. XX u. 368 S. (22 gr.) *Zweyter* Theil. Mit einem Anhange, enthaltend mehrere erquickende, heilsame, und meistens leicht zu bereitende Krankenspeisen. 1805. 291 S. 8. (18 gr.)

Mit Recht hat man Volksarzneybücher von jeher für eine sehr verdächtige Waare angesehen, die bey weitem mehr Schaden als Nutzen stifte, wenn ihre Hauptabsicht ist, die Laien Krankheiten, auch wohl alle Krankheiten, durch Arzneyen heilen lehren zu wollen. Arzneyen sind kräftige Substanzen, welche den Körper umzuändern bestimmt sind, welche den gesunden Körper krank, und eben dieser Eigenschaft wegen den Kranken gesund machen. Diese umändernde Eigenschaft jeder Arzney zu kennen, um in jedem vorkommenden Krankheitsfalle die passende, und in gehöriger Gabe anwenden zu können, diese gröſste aller menschlichen Künste, welche weit mehr Vorkenntnisse, Scharfsinn und Beobachtungsgabe zur glücklichen Ausübung voraussetzt, als alle übrigen erdenklichen Wissenschaften, wenn sie nicht zum Verderben der Menschen, zum Mordhandwerke ausarten soll, diese höchste aller Wissenschaften, deren ächten Besitzes so wenige, selbst unter den fleiſsigen und eifrigen Ärzten, sich rühmen können, dem gemeinen Mann einflöſsen zu wollen, ist der Gipfel aller Thorheiten. Welcher Schade muſs da nicht angerichtet werden, wenn jene heftigen Substanzen in Krankheiten, wo sie nicht passen, wie von Laien zu erwarten ist, gebraucht, auch wohl in übergroſsen Gaben gebraucht werden! Muſs nicht das Elend, das bisher durch Quacksalber, Dorf- und Stadt-Barbierer, und selbst durch unwissende und leichtsinnige promovirte Ärzte ohnehin schon so häufig veranlaſst ward, dadurch wenigstens verzehnfacht werden?

Dieser traurige Erfolg ist jedoch von dem hier angezeigten Buche so wenig zu erwarten, daſs Rec. vielmehr dem Vf. für das viele Gute danken muſs, das er der ungelehrten Volksclasse oder den Nichtärzten in demselben beyzubringen wuſste. Wie viel schädliche Vorurtheile entwindet er nicht den Unwissenden, welche Menge von Aberglauben entlarvt er nicht auf eine Weise, die seinen Beruf zum Volkslehrer beurkundet! Irrthümer im Fache der Diät, der Lebensordnung, im Puncte des Aderlassens, des Abführens, der Tagewählerey, und die meisten gangbaren Thorheiten, welche Leben und Gesundheit hindern, zum Theil in offenbare Gefahr bringen, weiſs er in einer für diese Menschen sehr passenden Manier auf die Seite zu räumen, und das Wahrere, Wohlthätigere mit einleuchtender Deutlichkeit und herzlicher Einfalt ihnen beyzubringen; nichts ist eingewebt, was die Aufmerksamkeit abziehen, oder Anstrengung und lange Weile verursachen könnte. Hätte der Vf. diese Lehren, Warnungen und Zurechtweisungen unter ihren wahren Namen dem nichtärztlichen Publicum vorlegen wollen: so würde sein Buch nicht vom zehnten Theile derer, die es jetzt schon gelesen und beherziget haben, gekauft worden seyn. Fast Niemand will sich über den Weg zum Wohlseyn *belehren*, sich vor Abwegen *warnen*, und von der Straſse der Thorheit und des schädlichen Aberglaubens *zurechtweisen* lassen. Mit Arzneyen in *natura* will der Nichtarzt sogern zu thun haben, nach Recepten und Receptbüchern greift er zuerst. Sehr weise war daher der Einfall, das Buch *Haus-* und *Reise-Apotheke* zu nennen. Bloſs unter diesem höchst empirischen Titel konnte er ihm Eingang verschaffen.

Um aber im Buche doch Etwas zu geben, was der Titel verspricht, — denn handgreiflich täuschen muſs man das unärztliche Publicum nicht, und wäre es auch nur, um nicht sein Vertrauen zu verscherzen: — so sagt der Vf. im ersten Theile das Nöthige über etliche (28) Hausmittel und einige (24) ganz einfach zusammengesetzte Arzneymittel, welche er vorräthig zu halten räth, und ihre Anwendung lehrt. Obgleich auch diese wenigen, gelinderen, einfacheren Arzneyen am unrechten Orte Schaden anrichten möchten: so ist doch dieser, selbst im schlimmsten Falle, unglaich geringer, als jene heroischen, drastischen Pferdemittel gewöhnlicher Landbarbierer, welche dieses Buch, das schon seines empirischen Titels wegen in ihre Hände kommen muſs, auf einen weniger verderblichen, ja auf einen guten Weg leiten wird. Denn böse Einführungen lassen sich nicht mit Einem Hiebe abschneiden. Hierauf sagt er das Erheblichste von der Einrichtung des menschlichen Korpers, und dem Heilen überhaupt (freylich nur nach den damaligen Begriffen der Erregungstheorie), dann von den häu-

figften Krankheiten, dem Fieber (wo noch einige Recepte vorkommen), der Ruhr, Cholera, Sonnenstich, Entzündung, Gehirnentzündung, Entzündung des Halses, Brustentzündung, Rofe, Fingerwurm, Gicht und Flüsse, Durchfall, Kolik, Verwundungen, Verrenkungen, Verstauchungen, Brüche, Frostbeulen. Die Behandlungen dieser Übel gehen mehr auf Leitung der Lebensordnung, als auf vielfältigen Arzneygebrauch, und sind geeignet, den Leser mehr von der Empirie abzuziehen, als ihm dazu Vorschub zu leisten. Lebensordnung in gesunden Tagen, Speisen und Getränke, Luft, Kleidung, Schlaf. Lebensordnung in kranken Tagen, wo das Nöthige von den Klystiren, dem Aufliegen u. s. w. vorkommt. Behandlung der Menschen, welche in plötzliche Lebensgefahr gerathen, Scheintod.

Der zweyte Theil handelt von der Schwangerschaft und ihren Unpäfslichkeiten, der Niederkunft, ihren Nachwehen, dem Stillen und der Behandlung der Kinder in Absicht ihrer Lebensordnung, Ernährung und ihrer gewöhnlichen Krankheiten, Gelbsucht, böse Augen, Schwämmchen, Krämpfe, verstopfter Leib, Brüche (venerische Krankheit), Wasserkopf, Wundseyn, Herzgespann, Mitesser, Milchschorf, Zahnen, Entwöhnen, Gehenlernen, Zulp, Nahrungsmittel der Kinder, Kleidung, unreine Köpfe, Blattern. Hier wird zweckmäfsig von der Vaccination gehandelt, was hier mehr Gutes stiften wird, als in einer eigenen Abhandlung, welche von den Landleuten mit Misstrauen in die Hände genommen wird, wenn der Vf. nicht sonst schon ihr völliges Zutrauen besafs. Wind-, Spitz-Pocken, Masern, Scharlachfieber (worunter der Vf. das seit 1800 erschienene bösartige Friesel versteht), Bräune, die häutige, das millarische Asthma, der Keichhusten, Rachitis, Skropheln, Kopfgrind, Bauerwezel. Anhang von leicht verdaulichen Krankenspeisen.

Rec. bittet den Vf., auf dieser Bahn fortzufahren, um die Volksclasse immer mehr von Empirie und Aberglauben abzuziehen, und sie zu gewöhnen, mehr durch gute Lebensordnung als durch Arzneyen die Krankheiten zu entfernen. Denn auf den genau erwogenen Krankheitszustand ein passendes Heilmittel anzuwenden, — eine Kunst, die wir Ärzte in den *meisten* Fällen selbst noch nicht erreicht haben, werden sie nie lernen.

Kleinigkeiten, wie I, 177, wo nach der Erregungstheorie mehr auf die Entstehung als auf die Zeichen der Krankheiten gesehen werden soll, oder 208, wo der Dampf aus Kochsalz durch Vitriolsäure entwickelt für blofsen Sauerstoff gehalten wird, oder 271, wo die Stahlfeder des Bruchbandes Pelotte genannnt wird, oder II, 215, wo das Ansehen der falschen und wahren Kuhpocken für einander fast völlig gleich ausgegeben wird, sowie 291 das Schweinefleisch in den Fleischklöfschen für Kranke, oder das irgendwo vorkommende Wort Keuschheitskürafs statt Schnürlatz oder Mieder, wird der Vf. künftig vermeiden. *Ubi plura nitent, non ego parvis offendar maculis.*

N. E. D.

Leipzig, im Comptoir f. Literatur: *Katechismus der Entbindungskunst, oder die wohlunterrichtete Hebamme in der Stadt und auf dem Lande.* Ein Büchelchen, worin über Alles, was auf Erkenntnifs der Schwangerschaft, die Lebensart der Schwangern, ihre Niederkunft, das Wochenbette, die neugebornen Kinder Bezug hat, und sonst einer Hebamme zu wissen nöthig ist, ein vollständiger, gründlicher und äufserst fafslicher Unterricht ist ertheilet worden. Von D. *G. W. Becker* in Leipzig. 1805. VI u. 184 S. 8. (9 gr.)

In der Vorrede tadelt der Vf. die von *Stark* gewählte dialogische Form des Hebammen-Unterrichts, und führt Gründe an, wefswegen er seinen Lehrvortrag blofs auf eine fafsliche Darstellung des Ganzen eingeschränkt habe. So sehr diefs in manchem Betrachte zu billigen ist: um so mehr mufs man sich wundern, dafs der Vf. seinem Büchelchen den Titel eines *Katechismus* beylegte, da doch die Gegenstände keinesweges in Fragen und Antworten, sondern in systematischem Zusammenhange abgehandelt sind. — Die *Einleitung* schickt einen gedrängten Überblick derjenigen Eigenschaften voraus, welche, in physischer und moralischer Rücksicht, keiner Hebamme fehlen sollten.

Der Unterricht selbst zerfällt in *drey* Abschnitte: I. *Beschreibung der weiblichen Geburtstheile und der* (Leibes-)*Frucht.* S. 13 hätte die Lage der Harnröhrenmündung genauer angegeben werden sollen. Die verschiedenen Durchmesser der oberen Apertur des kleinen Beckens sind (S. 21) durch deutliche Figuren äufserst fafslich dargestellt. Dagegen ist die Angabe der beiden Durchmesser in der Beckenhöhle (oder mittleren Apertur) nicht bestimmt genug, und die der beiden schiefen Durchmesser am Ausgange (oder unteren Apertur) des kleinen Beckens gänzlich übergangen. Übrigens möchte die von dem Vf. empfohlene Messung des Beckens, durch einen äufserlich umgelegten Bindfaden, bey mageren Personen anders als bey fetten, mithin verschieden ausfallen, und daher sehr trüglich seyn. Wenn S. 31—32 von der Leibesfrucht gesagt wird, dafs sie in dem Wasser des menschlichen Eyes *schwimme:* so kann diefs Schwimmen wohl nur in der ersteren Hälfte der Schwangerschaft als möglich angenommen werden, weil in der zweyten, und besonders in den letzteren Monaten, das Fruchtwasser in eben dem Verhältnisse an Quantität abnimmt, als das Volumen des Kindes, durch die zunehmende Entwickelung und Ausbildung seiner Theile, an Umfange und Schwere wächst, wie solches das wenige Wasser bey manchen Geburten, welches zuweilen kaum einige Löffel voll beträgt, hinlänglich beweist. S. 34 wird der grofsen Fontanelle am Kindeskopfe eine, der kleinen ähnliche, *dreyeckige* Figur fälschlich beygelegt, da sie bekanntlich in allen naturgemäfsen Fällen immer ein verschobenes *Viereck* bildet. S. 35—36 ist unter den Merkmalen, wodurch die Hände von den Füfsen unterschieden werden, das sicherste — *der Abstand des Daumens an der Hand* — nicht angeführt worden.

II. *Von den Kennzeichen der Schwangerschaft, ihren verschiedenen Perioden, und der nöthigen Hülfsleistung bey der Geburt.* Sehr gut werden hier die trüglichen Zeichen der Schwangerschaft mit den untrüglichen gegen einander gestellt; auch werden die verschiedenen Arten des Zufühlens deutlich angegeben. Wenn aber S. 51 der Anfang der Bewegung des Kindes in den *sechsten* Monat der Schwangerschaft verlegt wird: so müsste diess mindestens als ein arger Druckfehler gerügt werden. Dass es indess kein Druckfehler sey, beweist die vor- und nachherige Zählung und Beschreibung der *zehn* Schwangerschafts-Monate nach der Reihe. Ausserdem ist das bekannte Zeichen der *ersten* Schwängerung — die *cirkelrunde* Form des Muttermundes — mit Stillschweigen übergangen. S. 56 wird eine Mischung aus *Biebergeil-Essenz* ʒjj, *thebaischer Tinct.* ʒj, *und hofmannischem Balsam* (?) ʒjß, zu 30 Tropfen, gegen Krampfwehen angerathen. Wie oft, und unter welchen Bedingungen, ist nicht bestimmt. Zu loben möchte daher dieser Rath für Hebammen nicht seyn. S. 57 werden die wahren Wehen in *Vorwehen* (statt vorbereitende), forttreibende, austreibende, und in *Nachwehen* eingetheilt. Die Zeit des Wassersprungs will der Vf. S. 59 lieber die *Wasserblasenzeit* genannt wissen. Das künstliche Sprengen der Wasserblase, wozu S. 60 Anleitung gegeben wird, kann Rec. keinesweges empfehlen, auch sollte diess eigentlich den Hebammen gar nicht gestattet werden, ausser in dem einzigen Falle, wo der Kindeskopf die Blase vor sich her, durch den Muttermund ganz durch und bis in die Scheide herabgetrieben hätte, so dass man dieselbe zwischen oder gleich hinter den Schaamlefzen deutlich, sammt dem dahinter stehenden Kopfe, fühlen und leicht durchkneipen könnte. — S. 61 werden zu den Eigenschaften eines brauchbaren Gebärstuhls *eine bewegliche Lehne*, *ein guter Ausschnitt* (vermuthlich im Sitzbrete, von welchem aber die Form nicht angegeben ist), *recht feste Handgriffe und starke Fusstritte* (Fussstützen) verlangt; wo letztere mangeln, soll man eine Lade, eine Bank oder einen Schemel vorstellen und *anbohren* lassen. Was der Vf. hier unter *anbohren* versteht, ist nicht deutlich. Soll es heissen: die Füsse dagegen *anstemmen?* oder sollen die vorzustellenden Sachen etwa mittelst eines Bohrers in den Fussboden befestigt werden? — Zur Verhütung eines Kropfes beym Gebären wird S. 63, ausser dem Andrücken des Kinnes gegen die Brust während einer Wehe, ein besonderes Tuch um den Hals der Kreisenden zu schlingen empfohlen, welches, aus handgreiflichen Ursachen, sehr verwerflich ist. Übrigens wird die eigentliche Zeit der thätigen Mithülfe bey jeder natürlichen Geburt hier ganz richtig bestimmt, zugleich aber auch vor dem öfteren, unnützen und verderblichen Zufühlen aus bekannten Ursachen gewarnt. S. 63—64 steht: „wenn der Kopf in die *Krümmung* getreten ist," statt, in die *Krönung*. Die thätige Handhülfe einer Hebamme soll, mit Recht, nicht eher beginnen, als wann der Kopf des Kindes bereits im Einschneiden begriffen ist. *Wie* aber diese Hülfe geleistet werden müsse, darüber erklärt sich der Vf. S. 64—65 folgendermassen: „Die Hebamme hat nun zuerst darauf zu sehen, dass die Entwickelung des Kopf(es) ja ohne Schaden der Geburtstheile vor sich gehe. Desswegen legt sie die *linke* Hand (warum nicht lieber die *rechte?* das werden wir gleich erfahren) auf das so stark angespannte Mittelfleich und drückt damit den Kopf etwas in die Höhe. Die Gewalt, mit welcher dieser indessen von den Wehen dagegen gepresst wird, ist oft so gross, dass sie (die Hebamme) nur durch Stützen des Ellenbogens ihre Hand gehörig dagegen halten kann. Die rechte Hand wird nun selbst gebraucht, die Entwickelung des Kopfes aus den äusseren Geburtstheilen zu bewirken, und zwar so. (:) Die drey ersten Finger derselben legt sie so an den Kopf, dass die Knöchel gegen das Mittelfleisch oder den Damm gekehrt sind. Kommt nun eine Wehe: so drückt sie mit den Knöcheln gelinde gegen dieses (das Mittelfleisch), mit den Spitzen der Finger sucht sie den Kopf nach der Schambeinfügung zu heben. Sollte das nicht hinlänglich seyn, den Ausgang zu bewirken: so lege sie (die Hebamme) von beiden Händen die zwey ersten Finger an die äusseren Schamlippen; der dritte jeder Hand wird unten gleich über das Mittelfleisch an den Kopf gelegt, und er so gleichsam herausgehoben, wenn eine Wehe kommt." Ja, heraus*gehoben* muss freylich der Kopf werden. Aber welcher Geburtshelfer von reifer Kenntniss und Erfahrung wird dem hiezu vom Vf. empfohlenen Manoeuvre Beyfall geben? Einem Manoeuvre, wobey das Einreissen des Dammes, welches verhindert werden soll, geradezu begünstigt wird, da der Vf. das Mittelfleisch zuletzt nicht nur ohne zureichende Unterstützung, sondern sogar den Knöcheln der arbeitenden Finger beider Hände noch obendrein zum Lastpuncte (*Hypomochlio*) dienen lässt. Unstreitig besser würden die Gebärenden und die Hebammen sich dabey stehen, wenn diese im letzteren Stadio der Geburt, wo nämlich der Kopf im Einschneiden und, durch dessen Andrang, der Damm hemisphärisch aufgetrieben ist, ihren Ballen der *rechten* Hand fest gegen den unteren Schamwinkel und das, mit Öl wohl eingesalbte, Mittelfleisch anlegten, und nöthigenfalls durch Beyhülfe der linken unterstützten, so dass die mit jeder Wehe wachsende Last des Kopfes auf der flachen Hand gleichsam getragen, und beym Andrängen der Wehen vor- und aufwärts gegen den Schoossbogen angedrückt, somit nach und nach dem Ausgange entwunden, oder, wie der Vf. sehr richtig sagt, herausgehoben werde. Nur eine solche Wehemutter, welche dieses Heraus-*Heben* wohl versteht, verdient mit Recht den Namen einer *Heb*-Amme. — In dem S. 67 für Hebammen etwas unverständlich geschriebenen Paragraphen ist das zum Unterbinden der Nabelschnur, unten in der Note, empfohlene leinene Bändchen den gewichsten Zwirnsfäden vorzuziehen, weil diese die Nabelschnur leicht durchschneiden. So sehr wir S. 83 bey einer schiefen Lage der Gebärmutter die entgegengesetzte der Kreisenden billigen: eben so sehr ist der Rath des

Vfs. zu tadeln, dafs die Hebamme in folchen Fällen mit ihrer Hand in die Gebärmutter eingehen, und, *während einer Wehe*, den Kopf des Kindes in die Beckenhöhle herabzuziehen verfuchen folle. Bey vorliegendem Mutterkuchen foll die Hebamme, während ein Geburtshelfer gerufen wird, unterweilen felbft Hand anlegen, und die Geburt zu befördern fuchen. *Wer* kann wohl diefen Rath billigen? — Der S. 89 bey einer widernatürlichen Hervorragung des Kreuzbeins angerathene *fehr einfache Handgriff* (wie der Vf. ihn nennt), den Kopf des Kindes, durch Einbringen der Finger in den Maftdarm, *herabzudrücken*, möchte fehr felten gelingen. S. 93 heifst es: „Ift der Kopf fchon in die untere Beckenoffnung herunter, und zeigte es fich nun erft, *dafs die Nabelfchnur zu kurz wäre:* fo würde bey übrigens guten Umftänden die Hebamme den Ausgang fo befchleunigen und über fich nehmen können. (:) Sie fafste mit zwey Fingern jeder Hand den Kopf, wenn ihn eine Wehe herunter prefste, und erhielt ihn in diefer Lage bis zur nächften Wehe, um ihn fo immer weiter herunter zu bringen. Den Leib der Gebärenden läfst fie zugleich gelinde drücken, um defto ficherer vielleicht die Nachgeburt zu löfen (?!), und den Damm ebenfalls, wenn es nöthig feyn follte und fie nicht indeffen freye Hände bekäme, unterftützen." Und S. 97: „Sind beide Hände mit (dem Kopfe) vorgefallen: fo fafst man fie mit dem Kopf(e) zugleich und fucht fie mit ihm zufammen hervorzuziehen; ift aber nur eine dabey: fo bemüht man fich, diefe zurück über ihn und auf den Beckenrand hinauf zu fchieben. Sonft kann bey vorgefallener Nabelfchnur, vorgefallenem Fufse, die Wendung nöthig feyn." Welcher Mann von wahrer Sachkenntnifs hätte wohl dergleichen unerhörte Irrlehren in einem Hebammen-Unterrichte erwartet? — — Die Handgriffe zur Beendigung der Fufsgeburt find, S. 98—102, fammt der dabey nöthigen Löfung und Entwickelung der Arme und des Kopfes, fehr unvollftändig und verworren vorgetragen. Die dringenden Ermahnungen des Vfs., bey erkannten widernatürlichen und fchweren Fällen einen Geburtshelfer zeitig herbeyzurufen, find allerdings fehr lobenswerth, und mögen den, nach diefem Lehrbuche gebildeten Hebammen infonderheit zu Statten kommen. Tollkühn und verwegen ift es aber, wenn S. 119 der Hebamme gerathen wird: fie folle bey einem erkannten Gebärmutter-Riffe mit der Hand zulangen, durch den Rifs felbft, falls das Kind in die Bauchhöhle getreten wäre, durchgehen, und das Kind bey den Füfsen herausholen. Die Zwillingsgeburt ift S. 129—132 äufserft flüchtig und mangelhaft abgehandelt. Von der befonderen Behandlung der Nachgeburt z. B., welche, wie der Vf. S. 131 in der Note felbft zugiebt, bey den meiften Zwillingen aus Einem gemeinfchaftlichen Mutterkuchen befteht, ift gar nichts erwähnt worden.

III. *Von dem, was zwar nicht unmittelbar zu der Kunft einer Hebamme gehört, aber ihr doch durch ihre Verhältniffe zu wiffen recht nothwendig wird.* Diefes ift in 4 Abtheilungen gefondert. Die 1fte enthält einen Unterricht *über die Befchwerden der Schwangerfchaft und die Mittel, diefen abzuhelfen.* Hier wird den Hebammen vollauf Gelegenheit gegeben, in die Arzneykunde zu pfufchen, welches in keinem Falle und unter keiner Bedingung zu billigen ift. S. 137 wird gegen Hartleibigkeit der Schwangern eine Auflöfung von Glauberfalz in einer Abkochung von Löwenzahn und Queckenwurzeln anempfohlen, und dafür fogar die — *leonhard'fche* Autorität angeführt. In der 2 Abtheil. kommen *die Zufälle des Wochenbetts und deren Behandlung* vor, welche, in arzneylichem Betrachte, ebenfalls keiner Hebamme allein überlaffen werden follte. Die 3 Abthl. handelt *von den Krankheiten neugeborener Kinder*, z. B. von der Leibesverftopfung, Gelbfucht, Entzündung der Augenlieder, von Schwämmchen, Anfchwellungen, befonders der Brüfte u. f. w., wogegen zugleich die Heilmittel vorgefchrieben werden. So tadelhaft diefs Alles in einem Hebammen-Unterrichte ift: fo lobenswerth ift jedoch die Widerrathung des unvernünftigen Auskneipens der Brüftchen neugeborener Kinder, welches, obgleich es fchon (von *Fauft*) öffentlich gerügt worden, dennoch bey den meiften Hebammen üblich ift. In der 4 Abtheil. werden *die Schwierigkeiten der Kenntnifs einer unbefleckten Jungferfchaft* um defswillen noch befonders erörtert, weil der Ausfpruch einer Hebamme über diefen „*kitzlichen*" Gegenftand zuweilen, und infonderheit von Gerichtswegen verlangt wird.

Das Ganze fchliefst ein *Anhang über einige nachtheilige Gewohnheiten, welche die Hebammen vorzüglich auf dem Lande zu haben pflegen.* S. 179 f. ruft der Vf. aus: „Lafst denn die fo fchädliche Gewohnheit fahren, durch Zerren und Ziehen die Geburt, wie ihr meint, felbft bey der günftigften Lage, befchleunigen zu wollen, und wohl gar zu verfuchen, ihre (euere) Finger unter und neben den Kindskopf einzwängen (einzuzwängen). Was foll denn das helfen? Es kann ja nur fchaden u. f. w." Möchte doch Hr. *B.* diefe weifen Worte (aus *Fauft's* Munde entlehnt) felbft wohl beherzigen, und zu feiner eigenen Befferung anwenden! Und möchte hiezu auch diefe Kritik etwas beytragen! —

Hnd.

FORTSETZUNGEN.

Zerbft, b. Füchfel: *Unterhaltende und belehrende Blätter über gemeinnützige Gegenftände, der Natur, der Kunft und des Menfchenlebens.* Jahrgang 1813. 4 bis 6 Heft. S. 193—380. 8. (S. die Rec. der erften Hefte Ergänzungsbl. No. 75.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

NATURGESCHICHTE.

Halle, b. Hemmerde und Schwetschke: *Abhandlungen aus der menschlichen und vergleichenden Anatomie und Physiologie*, von *Friedrich Meckel*, Prof. der Medicin zu Halle. 1806. VI u. 381 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Diese dem unsterblichen *Cuvier* gewidmete Schrift ist ein so wichtiger Beytrag zur Zootomie, und ein so redender Beweis der grossen anatomischen Talente des Vfs., dass schon dadurch der Welt das seltene Beyspiel eines vom Grossvater bis zum Enkel fortgeerbten Talentes für eine und dieselbe Wissenschaft sich beurkundet.

Der 1 Abschnitt dieses reichhaltigen, durchaus viel Neues enthaltenden Werkes handelt von der Schilddrüse, von den Nebennieren und einigen ihnen verwandten Organen. Einen Auszug gestattet er nicht; wir beschränken uns daher nur auf dasjenige, was wir selbst davon bey Thieren untersucht haben. Die Beschreibung der Nebennieren bey Menschen ist sehr umständlich und gewiss richtig. Die von *Duvernoy* angenommene Höhle in denselben findet man nie, wenn man die Untersuchung bald nach dem Tode unternimmt; die Venen derselben sind nicht durchlöchert, wovon der Vf. sich durch Injectionen überzeugt hat. Sehr genau ist die Beschreibung dieser Organe bey *Simia Capucina*, welches Thier Rec. sehr häufig zergliedert hat. So gross, wie *Daubenton* die Nebennieren beym *Mandril* beschreibt, sah Rec. sie nicht, ungeachtet er, wie auch Hr. *M.*, sie sehr ansehnlich fand. Beym *Vampyr*, beym *Vespertilio undatus* und beym *Vespertilio noctula* liegen sie in einer eigenen Vertiefung. Die Beschreibung des Baues derselben beym *Ursus Arctos* kommt mit dem, was Rec. am *Ursus maritimus* beobachtet hat, ziemlich überein; bey dem letzteren Thiere ist ihre Farbe nicht röthlich, wie bey ersterem. Beym Meerschweinchen sind die Nebennieren in doppelter Hinsicht merkwürdig, theils weil sie beym *Foetus* in Verhältniss zum Körper offenbar kleiner sind, als bey Erwachsenen, theils weil sie nicht eher zu wachsen aufhören, als bis der ganze Körper erwachsen ist. Beym *Paka*, welches seltene Thier Rec. lebendig besass, sind sie völlig so gebildet, wie der Vf. sie beschreibt. Beym Biber untersuchte sie Hr. *M.* nicht selbst, sondern liefert nur die Beschreibung von *Daubenton*, welches Rec. sehr bedauert, da ihm der gänzliche Mangel dieser Organe bey dem von *A. C. Bonn* (Sohne des berühmten Anatomen *A. Bonn*) zergliederten Exemplare noch immer unerklärbar ist. S. *Anatome Castoris, auctore A. C. Bonn. Lugd. Bat.* 1806. 4. p. 37. Hier heisst es: *„Dum glandulae suprarenales adessent nullae."* — Die Nebennieren des *Pekarifoetus*, von welchem das Museum in Bremen zwey schöne Exemplare besitzt, sind verhältnissmässig gross. Die von *Tyson* und *Daubenton* gefundene Erweiterung der *Aorta* in einiger Entfernung vom Bogen derselben fand Rec. eben so wenig, wie Hr. *M.* Die Nebennieren des *Delphin Phocaena* sah der Vf. röthlich-weiss; Rec. hingegen bey mehreren Exemplaren, wie die Nieren selbst, stets hochroth, welche Farbe jedoch in Brantwein sich verliert. — Äusserst wichtig ist die Beschreibung der Nebennieren bey den zum Theil höchst seltenen Vögeln, die kein Zootom ohne grosse Belehrung lesen wird. — Bey den Schildkröten fand Hr. *M.* nie etwas den Nebennieren Ähnliches, womit auch Rec. häufige Untersuchungen mehrerer grosser Riesenschildkröten übereinstimmen. Eben so wenig fand er dieselben bey Eidechsen, wenn man nicht zwey Fettkörper dafür ansehen will, die Hr. *M.* namentlich beym *Tupinambis* und im *Chamaeleon* sah, bey welchem letzteren auch Rec. sie gefunden hat.

Das zweyte Organ, die Schilddrüse, beschreibt der Vf. zuerst bey Menschen und nachher bey mehreren Thieren, und zwar, nach dem zu urtheilen, was Rec. bey Thieren, z. B. bey *Simia Sabaea* und *Simia Maimon*, beobachtet hat, sehr genau. Der *Hyothyroideal*sack hatte bey letzterem Thiere, dessen ganzer Körper ungefähr 2½ Fuss lang war, 5 Zoll im Durchmesser. Die abenteuerliche Meinung des Hn. Prof. *Schelver*, dass die Schilddrüse der Menschen eine Metamorphose des Affensacks sey, wird von dem Vf. gehörig gewürdiget; und wenn er S. 113 sagt: „Doch ich halte mich zu lange bey der Widerlegung dieser Meinung auf" u. s. w.: so möchte Rec. diesen eigenen Tadel als gerecht anerkennen. — Auch beym weissen Bären fand Rec. die Schilddrüse sehr ansehnlich, und, im Ganzen genommen, die Gestalt derselben wie die vom Vf. beschriebene des braunen Bären. Hr. *M.* sagt, da *Home* die Schilddrüse bey der *Mustela lutris* gefunden: so könne man vermuthen, dass sie auch beym Fischotter existire. Rec. freuet sich, dem würdigen Vf. versichern zu können, dass seine Vermuthung völlig gegründet sey. — Bey den Katzen ist dieses Organ sehr gross: doch fehlt das gewöhnliche Mittelband der beiden durchaus von ein-

ander getrennten Lappen, worüber der Vf. fich gewifs mit Recht wunderte, da er es bey zwey anderen Thieren, die zu den Katzenarten gehören, nämlich dem Löwen und dem Luchs, fehr deutlich fand. Bey den *Känguruh's* ift die Schilddrüfe klein, und ihre Lappen find völlig von einander getrennt. Beym *Paka* find die beiden Lappen durch ein kleines nach unten convexes Band verbunden. Sehr umftändlich ift die Befchreibung diefes Organes bey dem Elephanten. Die Frage, ob *diefe* Drüfe den *Cetaceis*, und namentlich dem *Delphinus Phocaena* fehle, wie *Hunter* glaubte, wird Rec. wahrfcheinlich in Zukunft entfcheiden können, da er die Eingeweide eines eben geborenen Thieres diefer Art, nebft dem Kehlkopfe von einem ausgewachfenen *Delphinus Phocaena* befitzt, die er zu dem Ende mit möglichfter Sorgfalt unterfuchen wird. Vorläufig glaubt er, dafs Hr. *M.* mit Recht *Hunter's* Meinung bezweifelt. Auch Rec. ift feft überzeugt, dafs die Vögel, Amphibien oder Fifche ein der Schilddrüfe analoges Organ nicht befitzen. — „Die krankhaften Degenerationen der Nebennieren, welche man bis jetzt beobachtet hat," fagt der Vf., „find nicht hinreichend, um ihren Bau und ihre Function dadurch mehr aufzuklären." Bey diefer Gelegenheit befchreibt er mehrere, auch in anderer Rückficht fehr intereffante Präparate aus feiner Sammlung. Die Degenerationen der Nebennieren find ungleich häufiger, und laffen fich auf drey zurückführen: nämlich Vergröfserung ihrer ganzen Maffe mit Auflockerung und reeller Vergröfserung der fie zufammenfetzenden Lappen oder Körner; Bildung von Balggefchwülften und Knochenerzeugung. Diefe Degenerationen finden nicht immer einzeln Statt; fondern oft find zwey oder drey mit einander vereinigct. Mit dem gröfsten Vergnügen lieft man hier die Befchreibungen vieler fehr intereffanter hieher gehöriger Präparate. Hr. *M.* glaubt, das Organ, mit welchem die Nebennieren in einer fpecielleren Verbindung als mit einem anderen zu ftehen fcheinen, feyen die Gefchlechtstheile: welche Meinung er durch viele Gründe, die wir der näheren Prüfung der Lefer überlaffen müffen, zu unterftützen fucht. Der erfte Beweis ift aus der Zergliederung einiger Mifsgeburten entlehnt, zu deren Unterfuchung er einen Auftrag von *Cuvier* erhielt. Bey einer derfelben fand er, dafs das Gehirn, Herz, Lunge, *Larynx*, Luft- und Speife-Röhre, Milz, *Pancreas* und Nebennieren fehlten; dafs der Darmkanal nach Verhältnifs kleiner, als gewöhnlich, unvollftändig ausgebildet war; dafs die Leber bey weitem nicht die gewöhnliche Gröfse hatte, da hingegen das Harnfyftem weder in Rückficht auf Form, noch auf Gröfse vom Normalzuftande abwich. Ein zweyter Beweis ift, dafs man bey Thieren grofse Nebennieren findet, deren Geburtstheile fehr entwickelt find. Drittens fcheint dem Vf. die Nähe und oft fehr genaue Verbindung diefer Organe mit den Genitalien bey den Vögeln und einigen Amphibien und das mit dem Zu- und Abnehmen von Organen, welche zwar ihrer Geftalt nach von den Nebennieren abweichen, aber in ihrer Lage, Farbe und verhältnifsmäfsigen Gröfse bey einigen, den Fröfchen, vollkommen mit denfelben übereinkommen, gleichfalls nicht unbeweifend für den vermutheten Zufammenhang. Der vierte Beweis leidet eine grofse Ausnahme. Denn freylich find die Geburtstheile der *Phoca vitulina* nicht fehr entwickelt; dagegen aber möchte Rec., wenigftens nach feiner Unterfuchung, die Nebennieren nicht befonders klein nennen: fo wie er bey der Zergliederung des *Delphinus Phocaena* die Geburtstheile fo auffallend grofs fand, dafs Hr. *M.* demfelben beyftimmen würde, wenn er fie je bey diefen Thieren unterfucht hätte. Auch ficht Rec. nicht ein, wie die Nebennieren bey diefen Thieren klein genannt werden können, da fie im Gegentheil, fo wie auch die Geburtstheile, fehr entwickelt find. Einen fünften Grund zur Unterftützung feiner Vermuthung glaubt Hr. *M.* aus der Unterfuchung mehrerer Embryonen hernehmen zu dürfen, da er nämlich die Nebennieren in einer Periode, wo fowohl die *Thymus* als Schilddrüfe in Verhältnifs zum ganzen Körper noch fehr klein find, zum Körper gröfser, als zu irgend einer anderen Zeit, fand. Endlich fcheint auch die pathologifche Anatomie den Zufammenhang zwifchen beiden Organen zu lehren, da die Degeneration der Nebennieren, wenigftens in einzelnen Fällen, mit gleichzeitiger Läfion der Gefchlechtstheile verbunden ift, welches der Vf. durch ein paar Beyfpiele an Menfchen, und durch eine Beobachtung an einem Meerfchweinchen belegt. — Ungeachtet die Nebennieren bey einigen Thieren in Rückficht der Farbe, Geftalt, Confiftenz u. f. w. wirklich den wahren Nieren ähneln: fo ift Rec. doch mit Hn. *M.* überzeugt, dafs keine Beziehung zwifchen beiden Statt finde. — Die Befchreibung der *Thymus*-Drüfe bey Menfchen und vielen Thieren, welche der Vf. liefert, übertrifft Alles, was wir bisher davon wufsten. Bey der *Phoca vitulina*, welche Rec. mehrere Mal unterfucht hat, fah er nur einmal bey einem fehr jungen Subjecte diefes Organ: zu welchem Ende er diefes Präparat noch immer aufhebt. Beym *Delphinus Phocaena* fand Rec. die Thymusdrüfe gleichfalls. Eine Unterfuchung des Herzens des Seehundes zeigte dem Vf. den arteriöfen Kanal und das eyrunde Loch ganz verfchloffen, fo wie die euftachifchen Klappen, wie *Albers* fie angiebt, fehr dick und mit Muskelfibern verfehen. Bey den Tauchervögeln, jedoch bey diefen allein, fand er, ungefähr an der Stelle der Thymusdrüfe, ein ihm problematifches Organ, das aber ebenfalls nicht wie bey den Säugethieren Communication mit beiden Herzhälften hat, und welches er beym *Mergus Serrator*, im *Colymbus criftatus* und *Colymbus Immer*, *Alca Lomvia*, *Alca tardo mas* und *Pelecanus baffanus* fehr genau, und, wie Rec. völlig überzeugt ift, richtig befchreibt, wenigftens hat es Rec. bey den drey erften Vögeln eben fo gefunden. Die Frage, ob diefe Maffe wirklich für ein der Thymusdrüfe der Säugthiere entfprechendes Organ anzufehen fey, fucht der Vf. durch viele Gründe unwahrfcheinlich zu machen. Über die krankhafte Degeneration der Thymusdrüfe haben

wir wenig Beobachtungen. Der Vf. erzählt indess mehrere aus anderen Schriftstellern, denen er zwey eigene hinzufügt. In Rückficht des allgemeinen Nutzens dieser Theile ist es ihm sehr wahrscheinlich, dass das Gehirn, Nervensystem, Leber, Milz, Schilddrüse, Thymusorgan, Nebennieren und Geschlechtstheile Eine Classe bilden, deren Geschäft es ist, die Menge des Hydrogen's und Kohlenstoffs im Körper zu mindern, und daher mittelbar die Oxygen-Menge zu dem gesundheitsgemässen überwiegenden Grade zu vermehren. Die weitere Prüfung dieser Ideen des Vfs. müssen wir unseren Lesern überlassen: doch gestehen wir offen, dass sie uns sehr viel Unerwiesenes zu enthalten scheinen.

Der 9 Abschnitt, dessen auch der berühmte *Sömmerring* in seiner Preisschrift: „über die Nabelbrüche," so vortheilhaft erwähnt, führt die Überschrift: „*Fragmente aus der Entwickelungsgeschichte des menschlichen Fötus.*" Es ist in der That unmöglich, aus diesem reichhaltigen, äusserst lehrreichen Aufsatze einen Auszug zu liefern; wir begnügen uns daher, einige Bemerkungen über dasjenige zu liefern, was der Vf. aus der Zootomie zur Erläuterung anführt. Der *Delphinus Phocaena* hat bestimmt einen Einschnitt in der Herzspitze, wie der Vf. aus *Tyson* anführt. Das Herz des Seehundes ist platt; beym Eisbär hingegen sehr gewölbt; sehr breit, aber eigentlich nicht flach ist es beym *Monodon Narwhal*, dessen merkwürdiges Herz *Albers* im letzten Bande der Abhandlungen der kön. Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen beschrieben und abgebildet hat.

Dieses wird hinreichend seyn, unseren Lesern zu beweisen, dass das aufrichtige Lob des Rec., der in keiner Verbindung mit dem Vf. steht, gegründet sey, und dass die Leser dieser Schrift eben so dringend wie wir wünschen werden, dass sein bis jetzt so fruchtbringender Eifer für die Anatomie nie erkalten möge.

M. H.

Frankfurt a. M., b. Simon: *Erstaunende* (erstaunliche) *Naturmerkwürdigkeiten im J.* 1800, *und deren Folgen für Menschen, Thiere* (Vieh) *und Gewächse, nebst Vorschlägen, wie solchen Naturübeln in Zukunft vorzubeugen sey.* Von *K. A. Zwierlein*, D. der Medic. und Philosoph., fürstl. Oranien-Nassau-Fuldaischem Hofrathe, Physicus und Brunnenmedicus zu Brückenau u. s. w. 1804. 213 S. 8. (16 gr.)

Wozu diese aus den Zeitungen und Journalen zusammen getragenen Nachrichten von den sogenannten *erstaunenden* Naturmerkwürdigkeiten des Jahres 1800 dem Publicum nützen sollen, ist weder in Ansehung der hier aufs Neue erzählten traurigen Naturereignisse und ihrer schlimmen Folgen selbst, noch auch in Hinsicht auf die beygefügten Vorschläge, solchen Naturübeln in Zukunft vorzubeugen, im Geringsten begreiflich, besonders da der Vf. in seinen Erzählungen sowohl, als in seinen Vorschlägen, keine sonderlichen physikalischen Kenntnisse verräth, und seine Vorschläge theils in den Intelligenzblättern einen schicklicheren Platz, als hier, gefunden hätten, z. B. die Mittel zur Vertilgung der überhandnehmenden Feldmäuse, theils schon allgemein genug bekannt oder auch gar nicht ausführbar sind, wie wir weiter unten darthun wollen. In den 37 ersten Abschnitten erzählt er uns, wie die Temperatur und Witterung von Monat zu Monat im J. 1800, den December von 1799 mit eingerechnet, gewesen; wie die Heringe von den schottischen oder norwegischen Küsten nach der Elbe, die Cibellen in Schweden haufenweise mit dem Winde nach Westen, der Ibis aus Ägypten nach Frankreich gezogen; wie in Südpreussen ein See blutroth geworden, in Frankreich ein Berg eingestürzt, im Kirchenstaate ein Stück Land mit Bäumen und einem Landhause versunken, zu Göttingen ein Mondregenbogen und in Dännemark die Sonne mit zwey Nebensonnen erschienen ist; wie der Rammelsberg innerlich gebrannt, zu Wien das Eis einige Schiffe und zwey Joche der unteren Brücke zertrümmert, zwischen Hainchen und Rosswein eine Wolkenhose gewüthet, in England ein feuriges Meteor, in Spanien eine Gewitterwolke von fürchterlicher Gestalt die Menschen erschreckt, und in Haarburg der Blitz einen Menschen im Tanzsaale getödtet hat; wie endlich die Waldbrände sowohl, als andere Feuersbrünste, desgleichen die Wolkenbrüche, Donnerwetter, Schlossen, Orkane, Sturmwinde, Erdbeben, Raupen, Käfer, Schnecken, Heuschrecken, Feldmäuse und Hamster unermesslichen Schaden angerichtet haben, — Alles in dem Tone der hieher gehörigen Zeitungsartikel, nur mehr declamatorisch, vorgetragen. Hierauf erfahren wir in 5 Abschnitten die vielfältigen traurigen Folgen, die der trockene und heisse Sommer des genannten Jahres in Hinsicht auf Garten- und Feld-Früchte, auf die Vermehrung der Feldmäuse, und auf die grosse Sterblichkeit unter Menschen und Vieh, nach sich gezogen, auch welchen wohlthätigen Einfluss auf die Beendigung der Seuchen jener gewaltige Sturmwind vom 9 November gehabt hat. Im 43 Abschnitte wird gesagt, was die Polizey bey sehr trokenen Sommern zum allgemeinen Besten zu verfügen habe, und endlich im 44 Abschn. entdeckt uns der Vf. die Ursache der, nach seiner Meinung, jetzt gar zu oft eintretenden sehr trockenen und unerhört heissen Sommer sowohl, als der seit einigen Jahren über die Massen heftig wüthenden Sturmwinde; auch lehrt er da, wie man diese Naturübel mit ihren traurigen Folgen in Zukunft verhüten soll. Dass aber der Vf. seine ächten physikalischen Kenntnisse in dieser Schrift überaus geheim hält, und mitunter Mittel zur Abwendung der in Rede stehenden Naturübel vorschlägt, welche schwerlich anwendbar seyn dürften, das mag aus folgenden Stellen hervorgehen. S. 10: „Der höchste Barometerstand fiel (zu Wien) auf den 1 Jänner, und betrug 28 Zoll 11 Linien $10\frac{1}{2}$ Punct." Linien pflegt man sonst am Barometer in 10 Skrupel oder nach *de Lüc* in 16 Theile einzutheilen. S. 14: „Am 1 Jänner drohete abermals eine starke Kälte bey hellem Himmel. Bey Sonnenuntergang stand das Thermometer in Freyberg schon 13°—0. Plötzlich fiel es um 7 Uhr

bey Strichwolken wieder bis auf 8°—0 in einer Stunde." So unordentlich kann sich in Freyberg wohl kein Wetterbeobachter ausgedrückt haben. S. 114: „Alle Arten von Verfälschungen des Biers wurden von den schelmischen Wirthen aufgesucht und angewandt, um Gerste und Hopfen zu sparen, und dem Biere doch wenigstens den Schein der Güte und Stärke zu geben; — sie liessen Harz, oder Kalbsfüsse in dem Biere verkochen, um es kleberig zu machen, dass die Gläser auf den Tischen anklebten, als wären sie angeleimt. Dieses geschah an vielen Orten, und geschiehet jetzt 1803, da ich dieses schreibe, noch häufig, obschon die Gerste wohlfeiler ist, und das Pfund des besten Hopfens nur 22 kr. kostet. Die betrügerischen Wirthe befinden sich wohl dabey, und machen grossen Gewinn. Freylich ist die schläfrige Polizey bloss an solchem Unfuge Schuld." Diese schelmischen Wirthe müssen aber, wenn sie das wirklich thun, wohl selbst im eigentlichen Sinne Hopfen und Malz an solchen Gebrauen verlieren, folglich sich selbst genug strafen, weil das Harz in der Würze sich nicht auflöset, und Kalbsfussbier ohne Zweifel kein Mensch trinken mag. — Sturmwinde haben, wie der Vf. behauptet, ihren Grund bloss in dem seitherigen Mangel an Wäldern, und hierüber wird folgender Beweis geführt. „Was diese Sache noch wahrscheinlicher oder vielmehr gewiss macht, ist, dass die Stürme seit 1800, vom 9 November an bis jetzt zu Ende d. J. 1803, in dieser kurzen Zeit, sich sehr häufig und heftig eingefunden, eben von der Zeit an, da so viele Holz und Wälder zerstörende Ursachen zusammen trafen, und vorausgingen. Andere offenbare Ursachen und Revolutionen in der Natur lassen sich nirgends finden." Also darum giebt es keine anderen, weil der Vf. sie nicht finden kann. Misswachs in dürren Sommern zu verhüten, lässt er nach *Rössigs* Vorschlägen die Felder und Wiesen mit kleinen Feuerspritzen fleissig bespritzen. Aber die zu trockenen und gar zu heissen Sommer selbst in Zukunft zu verscheuchen, und die Sturmwinde abzuhalten, wird gerathen, dass man allenthalben, besonders aber auf Bergen, recht viel neue Wälder und Obstbäume anlegen möge. — Einen solchen guten Rath sollte man freylich überall, wo es angeht, befolgen, auch wenn dadurch weder die zu trockenen Sommer, noch die Sturmwinde verhütet werden dürften. Allein es heisst in dieser Hinsicht sogar: „Ist eine Gegend aller Berge beraubt: so lege man einen oder mehrere an, und bepflanze sie mit Bäumen, an jenen Stellen einer Gegend, wo sie den meisten Nutzen gewähren können." Sind etwa auf Anrathen des Vfs., der zu trockenen und heissen Sommer wegen, schon einige Berge angelegt und mit Bäumen besetzt worden: so muss er diese Bäume nun wohl wieder umhauen, und jene Berge wieder abtragen lassen, weil sie gleich in dem darauf folgenden sehr kühlen Sommer 1804 nicht allein die Wärme zu sehr gedämpft, sondern auch die bekannten entsetzlichen Wasserfluthen verursacht haben. — Von dem Scherze, womit der Vf. seinen Vortrag zu würzen versieht, und von dem gewaltigen Amtseifer, mit welchem er sich über mancherley, vorzüglich medicinische Unordnungen auslässt, mögen nachstehende Stellen zur Probe dienen. Unter der Nachricht von der in Spanien so fürchterlichen Wolke, an welcher man Hände, Füsse, einen Schwanz und eine hellblaue Schlange sah, steht folgende für gebildete Leser lehrreiche und spasshaftwitzige Note: „Die erhitzte Phantasie der Spanier mag hier das Meiste gewirkt haben; denn an Wolken kann man sehen, was man will. Ich wette, ein verliebtes Mädchen hätte ganz was anders gesehen. — Und was denn? — Ganz gewiss zwey — Küssende." S. 59 heisst es: „*Stechende* Mücken, Wespen und Schnaken schwärmten so häufig in der Luft umher, dass sich furchtsame Damen mit ihren zarten Gesichtern und Busen nicht ohne Entsetzen unter sie wagten; daher man bald alle Damen mit ihren schönen und hässlichen Gesichtern, in Flor gehüllt, umher wandeln sah: allein dieses leichte flatternde Mittel schützte sie nicht genug gegen diese zudringlichen, der zarten Haut so gefährlichen Thierchen, dass sich die Damen in dieser Noth gezwungen sahen, in öffentlichen Blättern galante mitleidige Herren aufzufodern, ihnen doch mit einem wirksamen Mittel zur Abhaltung dieser bösen Feinde an Handen zu gehen." Endlich wird den Afterbrownianern der Text folgendergestalt gelesen: „Die sogenannten Brownianer oder vielmehr After-Brownianer, deren Zahl unbeschreiblich gross ist, wozu sich alle jungen Ärzte, die meisten Halbärzte, berühmte und unberühmte Scharlatane, Stümper in der Arzneykunde, Feldscherer, Barbierer, Apotheker und Apotheker-Gesellen und Jungen bekennen, die, ohne alle richtige Kenntniss des ächt schottischen Systems, blind darauf los curiren, und in der irrigen Meinung stehen, jeder sey ein Brownianer, der jedem Kranken Pfeffertinctur und Opium reicht, — solche Brownianer muss ich beschuldigen, dass sie 1800 mehr als die Seuchen gemordet haben. — Alle Kranken mit Nervenfiebern wurden über Einen Kamm geschoren, alle mussten Wein trinken, so viel sie konnten, dessgleichen Hoppelpoppel, Gloria, kräftige Fleischbrühen; dazu kamen noch sehr stärkende, reizende und erhitzende Arzneyen, — — — dass junge Leute, starke und vollblütige Personen, durch diese heillose Curart sehr schnell zum Tode gebracht wurden."

V—H.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1 8 1 3.

JURISPRUDENZ.

Frankfurt a. M., gedr. b. Wenner: *Versuch einer actenmäſsigen Darſtellung des Rechtsſtreits urſprünglich zwiſchen dem ehemaligen k. heſſ. Ober-Hofagenten Feidel David in Caſſel, Klägern, und dem ehemaligen königl. däniſchen Kammerherrn und Geſandten am herzl. würt. Hoflager Freyherrn Karl Eberhardt v. Wächter, R. d. D. O., Beklagten, ſodann zwiſchen des Königs von Dänemark Majeſtät Intervenienten und dem Ober-Hofagenten Feidel David, modo deſſen Erbmaſſe, Interventen, jetzt zwiſchen des Herrn Herzogs Wilhelm von Würtemberg königl. Hoheit Provocanten und Beklagten und der Erbmaſſe des Feidel David, Provocaten und Kläger, in Betreff einer mit Privat-Hypothek verbundenen Foderung von 3000 Carolins ſammt Zinſen vom 1 Auguſt 1794 auf die Herrſchaft Hirrlingen im ehemaligen öſterreichiſchen Schwaben gelegen, mit Rückſicht auf rechtliches Verfahren und rechtliche Entſcheidung*, von D. *Heinrich Karl Ludwig Euler*, landgräfl. heſſiſchem Cabinets- und Regierungs-Rath, auch groſsherzl. frankfurtiſchem bey ſämmtl. Gerichtsſtellen recipirtem ordentlichem Advocaten zu Frankfurt a. M. 1813. VIII, 180 u. 56 S. 4.

Es iſt nicht Abſicht des Vfs. bey dieſer Darſtellung, den Juriſten tüchtig durchs Leben zu machen, und ihn gleichſam in den Rhythmus deſſelben einzuſtimmen, ſondern die in dem Geſichtskreiſe nur Weniger gelegenen Handlungen der Parteyen und des Richters in jenem Rechtshandel vor die Augen des Publicums zu bringen. — Nicht ſo handfällig und einſchneidend, nicht ſo individuell für das zeitliche Intereſſe, als irgend ein Gerichtshof, ſpricht und vollzieht zwar dieſe Inſtanz ihr Urtheil; aber die Welt und Nachwelt ſpricht und die Geſchichte iſt das Weltgericht, das kein Zweifler leugnen mag! — Nicht jede Sache indeſs qualificirt ſich zur Berufung ans Publicum. Nur wenn gröſsere Güter auf dem Spiele ſtehen, Richter und Parteyen durch ihre Individualität zur Erwartung der ſtrengſten Gerechtigkeit berechtigen und auffodern, kann der berufende Theil hoffen, daſs der angerufene Richter hören und entſcheiden werde. Daſs ſich von dieſer Seite her die vom Vf. vors Publicum gebrachte Sache als *cauſa appellabilis* darſtelle, wird Niemand in Zweifel ziehen. Das tief in eines Jeden Bruſt gewurzelte Bedürfniſs, das ſeine Befriedigung nur in der Realität eines bis ins Kleinſte durchgeführten und ſelbſt den Geringſten umfaſſenden, mit groſsen Anſtrengungen und Opfern in jeder Zeit erkauften, rechtlichen Zuſtandes findet, iſt der Grund jener Behauptung und zugleich Bürge dafür, daſs vorliegende Schrift ſchnell im Publicum verbreitet und von ſachverſtändigen Männern mit Intereſſe geleſen werden wird. Sie iſt mit Freymüthigkeit geſchrieben und nicht ohne wiſſenſchaftlichen Gehalt; aus dem angegebenen Standpuncte aber rechtfertiget ſichs von ſelbſt, wenn in den Augen der Leſer über dem unmittelbaren Intereſſe des Lebens einzelne Mängel und Flecken völlig verſchwinden, welche auf dem Standpuncte des unmittelbaren wiſſenſchaftlichen Intereſſe nicht unbemerkt bleiben könnten.

Die Schrift zerfällt, nach einer kurzen Vorerinnerung, in zwey Abſchnitte, wovon der erſte die Geſchichtserzählung (§. 1—28, S. 1—106), der zweyte die rechtliche Erörterung der Sache (§. 29—53. S. 107—180) enthält. Übrigens befinden ſich dabey noch zwanzig einzelne Actenſtücke als Anlagen, welche mit Einſchluſs eines, ebenfalls aus einzelnen Actenſtücken beſtehenden, erſten und zweyten Anhangs 56 S. einnehmen. Das Innere der Sache, das Detail der von den Parteyen verhandelten einzelnen Streitfragen übergehend oder nur in Allgemeinen berührend, kann Rec. den Inhalt dieſer Schrift nur durch die zur Kenntniſs derſelben unentbehrlichſten Züge andeuten, und das, was durch dieſe ſichtbar und äuſserlich werden kann, hier ſichtbar und äuſserlich werden laſſen.

I. Der Baron v. Wächter hatte von dem Ober-Hofagenten Feidel David zu Heſſencaſſel, jetzt Caſſel in Weſtphalen, nach und nach anlehnsweiſe 3000 Stück neue Louisd'or erhalten, und unterm 1 Auguſt 1794 eine Urkunde ausgeſtellt, vermöge deren er ſich zu dieſer Schuld nicht nur bekannte, ſondern auch zur Sicherheit ſeines Darleihers dieſem, als beſondere Hypothek, die dem Canton Nekar ſteuerbar incorporirte Herrſchaft Hirrlingen, als General-Hypothek aber ſein ganzes Vermögen verpfändete. Unterm 9 März 1798 klagte Feidel David, des Harrens auf ſeine Befriedigung müde, vor dem kaiſerl. Reichs-Kammergericht, dem competenten Gerichtsſtande des Baron v. Wächter, gegen dieſen, und bat, „denſelben zur Bezahlung der Capitalſchuld, Zinſen und Koſten bey Vermeidung deſſen, daſs die Specialhypo-

thek zur Befriedigung angegriffen und veräufsert werden solle, zu verurtheilen und anzuhalten." Das Kammergericht erliefs die gewöhnliche Ladung, welche sich namentlich auch auf die Dimittirung der constituirten Hypothek auf der Herrschaft Hirrlingen erstreckte; die Parteyen verfuhren, und da der Baron v. Wächter die obige Schuld- und Pfand-Verschreibung anerkannte: so sprach das Kammergericht, die von dem Baron v. Wächter zur Ablehnung des Gerichtsstandes vorgeschützten Einreden übergehend, unterm 30 Januar 1803 folgendendes Urtel: „Dafs beklagter Baron v. Wächter das eingeklagte Capital sammt rückständigen Zinsen an Kläger zu bezahlen schuldig, und dazu zu condemniren, auch dem Beklagten zur Execution und Vollziehung ein Termin von drey Monaten *pro termino et prorogatione* bey Strafe 10 Mark löthigen Goldes und Vermeidung der Vollziehung in die Herrschaft Hirrlingen zu geben sey," und das Erkenntnifs wurde rechtskräftig. (§. 1—10.)

Am 23 May 1804 trat des Königs von Dänemark Maj. mit einer Intervention beym Kammergericht, durch dessen Procurator v. Zwirlein auf, mit der Behauptung: dafs des Königs von Dänemark Maj. am 22 Dec. 1793 die Herrschaft Hirrlingen von dem Baron v. Wächter durch einen Kauf an sich gebracht, und am 22 Januar 1804 durch den dänischen Gesandten Freyherrn v. Eyben in Besitz genommen, der Baron v. Wächter mithin am 1 Aug. 1794 kein Recht mehr gehabt habe, dieselbe an Feidel David zu verpfänden. Mit dieser Intervention war der Antrag verbunden: „die gegen den Freyherrn v. Wächter ergangene Ladung, so weit solche die Dimittirung der als einer angeblichen Special-Hypothek ganz unbefugt, auch null und nichtig constituirten Herrschaft Hirrlingen betreffe, *tanquam ad falsas* oder wenigstens *erroneas preces* ertheilt, nunmehro zurückzunehmen und zu cassiren, oder aber als auf sich selbst unter so bewandten Umständen beruhend, zu reponiren." (§. 11.)

Immittelst wurde das Kammergericht in Verfolg der politischen Ereignisse aufgelöset; und nachdem von dem Oberappellationsgericht zu Tübingen am 31 May 1807 auf allerhöchsten Befehl Sr. Maj. des Königs von Wirtemberg öffentlich bekannt gemacht worden war, dafs alle die bey den vorigen Reichsgerichten anhängigen königl. wirtemberg. Unterthanen, Standesherrn oder im Königreich liegende Güter betreffenden Rechtssachen binnen Jahresfrist bey dem königl. Oberappellationsgericht reassumiret und fortgesetzt werden sollten, — die Acten in jener Sache aber bey der an die Stelle des Kammergerichts tretenden Behörde eingegangen waren: so wurde im Sept. 1808 die Sache in der Kategorie einer Mandatssache zur Entscheidung an das königl. Oberjustiz-Collegium zweyten Senats verwiesen (§. 12—14). Bey dieser Behörde überreichten des inzwischen verstorbenen Feidel Davids Erben ihre, gegen die Intervention des Königs von Dänemark gerichtete Erklärung, in welcher die Intervention von allen Seiten angegriffen, besonders der behauptete Erwerb des Eigenthums an der Herrschaft Hirrlingen bestritten, die Besitznahme derselben am 22 Jan. 1804 — *elf ganzer Jahre nach dem Kauf* — bey der ganz nahe bevorstehenden Execution in die Herrschaft mit dem Namen eines *spolii*, der vorgegebene Kauf aber mit dem eines Scheinkaufs belegt und gebeten wurde: „des Königs von Dänemark Maj. mit der angebrachten Intervention ab — oder wenigstens *ad separatum* zu verweisen, die unbefugterweise ergriffene Besitznahme zu cassiren, es sofort bey dem rechtskräftigen Reichs-Kammergerichts-Erkenntnisse vom 30 Jan. 1803 lediglich zu lassen, und demnach die Execution auf die specialiter verpfändete Herrschaft Hirrlingen mittelst deren Verkaufs oder Arrestes auf die Revenüen und deren jährliche Abführung an den Kläger unverweilt zu verhängen, auch den Intervenienten in die Kosten des verzögerten Processes, sammt Zinsen und Schäden, fällig zu erkennen." Auf jene Erklärung erfolgte, der Bemühung von Feidel Davids Erben ungeachtet, keine weitere Verhandlung der Parteyen, sondern die Sache blieb bis zum 9 März 1811 liegen. An diesem Tage erliefs das königl. wirtembergische Oberapellationsgericht zu Tübingen nachstehendes, am 1 May desselben J. den Erben Feidel Davids durch den Audienz-Huissier des königl. westphäl. Tribunals erster Instanz zu Cassel mitgetheiltes Decret: „Nachdem Sr. königl. Majestät von Wirtemberg mit mehreren von den vormaligen Reichs-Gerichten an die königlichen Gerichts-Stellen als unerlediget übergegangenen Processen, auch die bey dem Reichs-Kammergericht zu Wetzlar zwischen dem ehemaligen Hof- und Kammer-Agenten Feidel David von Cassel als Kläger, und den Karl Eberhard Freyherrn v. Wächter aus Stuttgardt als Beklagten, sodann Sr. königl. Majestät zu Dänemark als Intervenienten wegen einer angeblichen auf die Herrschaft Hirrlingen verhypothecirten Schuldfoderung von 3000 Louisd'ors sammt Zinsen, verhandelten Mandats-Sache, neuerlich an dieses königl. Oberappellations-Tribunal als die oberste Gerichts-Stelle zu rechtlicher Entscheidung überwiesen haben: so werden die königl. westphälischen Bürger Loeb Herz Gans Levi Feidel und Samson Ruben Goldschmidt in Cassel, als die nach den vorliegenden Acten zu Führung dieses letzten Processes bevollmächtigten Administratoren der Klägerschen noch unvertheilten Feidel Davidschen Erbschafts-Masse, von dieser getroffenen Abänderung des diffeitigen Gerichts-Standes zu dem Ende benachrichtiget, um nunmehr zu gänzlicher Austragung dieser ihrer Rechtssache entweder ihren vorhin schon bestellt gewesenen hiesigen Anwald, Procurator D. Schnurrer, oder, wenn es belieben sollte, irgend einen anderen aus der Zahl der königl. Obertribunals-Procuratoren allhier innerhalb einer Frist von 2 Monaten rechtsgenügend zu bevollmächtigen, und hievon durch ihn die Anzeige machen zu lassen. Inzwischen hat der bevollmächtigte Anwald Sr. Hoheit des Herzogs Wilhelm von Wirtemberg, welche das unter königl. wirtembergischer Souverainität stehende Gut Hirrlingen mittelst eines vor

Kurzem mit der Krone Dänemark abgeſchloſſenen Kaufvertrags eigenthümlich an ſich gebracht und förmlich in Beſitz genommen haben, gegen die Erben des vormaligen Hof- und Kammer-Agenten Feidel David zu Caſſel, in Beziehung auf ihre anmaſslichen hypothekariſchen Anſprüche auf daſſelbe Gut, eine ſo betitelte Auffoderung zur Klage übergeben, deren Duplicat hiemit den obgenannten Adminiſtratoren der Feidel Davidſchen Verlaſſenſchafts-Maſſe zur Einſicht mitgetheilt wird, ihre Erklärung hierüber bey dieſem königl. Obertribunal, als der für die Prinzen des königl. wirtembergiſchen Hauſes in Hinſicht auf Perſonal- und Real-Klagen rechtszuſtändigen Gerichtsſtelle, durch ihren bevollmächtigten Obertribunals-Procuratur binnen einer hiedurch anberaumten Friſt von 2 Monaten einzureichen, worauf ſodann nach der gegenwärtigen Lage der Hauptſache eine oberſtrichterliche Verfügung erlaſſen werden ſoll" (§. 15 u. 16). Auf die von Sr. königl. Hoheit dem Herrn Herzog Wilhelm von Wirtemberg übergebene Auffoderung zur Klage vom 28 Febr. 1811 (in welcher unter Anderen geſagt wird: die Krone Dänemark habe ſich, *mehr um zu Gunſten ihres Geſandten eine Diverſion zu machen*, zur Intervention bewogen gefunden) gaben dem angeführten Decret gemäſs Feidel Davids Erben am 18 July 1811 ihre Erklärung ein, mit der Bitte: „Sr. königl. Hoheit den Herzog Wilhelm mit dieſer Provocations-Klage vorderſamſt ab — und auf den Ausgang der Interventionsſache des Königs von Dänemark und der Feidel Davidſchen Erben, unter Verurtheilung in die Koſten, zu verweiſen," — und das Appellationsgericht erlieſs hierauf unterm 27 July 1811 folgendes Erkenntniſs: „Nachdem, auf die von Sr. Hoheit dem Hn. Herzog Wilhelm von Wirtemberg, gegen die Erben des vormaligen heſſencaſſelſchen Hof- und Kammer-Agenten Feidel David zu Caſſel, erhobene Provocations-Klage hin, die letzteren durch ihren nun rechtsgenügend bevollmächtigten Anwald, Obertribunals-Procurator D. Schnurrer, die ihnen bey vorliegenden beſonderen Umſtänden, ſtatt der gebetenen Ladung zur Klage, unter dem 9 März dieſes Jahres hierüber abgefoderte Erklärung den 18 dieſes Monats bey dieſem königl. Obertribunal übergeben haben: ſo wird dieſelbe hiemit im Duplicat dem provocantiſchen Anwald Procurator Schott zur Einſicht mitgetheilt, und zu ſeiner Nachachtung Folgendes zu erkennen gegeben: Da nämlich in dieſer Erklärung von Seiten der Feidel Davidſchen Relicten ſich vorerſt auf die Beendigung des bey dem vormaligen Reichs-Kammergericht anhängig gewordenen, und in der Folge an dieſes königl. Obertribunal zu rechtlicher Entſcheidung förmlich übertragenen Interventions-Proceſſes Sr. Majeſtät des Königs von Dänemark bezogen wird, und der Gegenſtand dieſes Rechtsſtreites, wie aus der ſchon unter dem 6 May 1809 bey dem königl. Oberjuſtiz-Collegium zweyten Senats als vorigen Richter übergebenen, hier in Abſchrift anliegenden Exceptions-Handlung der Feidel Davidſchen Erben zu erſehen iſt, für jetzt nicht etwa nur ein einzelnes Recht auf die Herrſchaft Hirrlingen, ſondern die wichtige Präjudicial-Frage betrifft, „ob der zwiſchen dem Baron v. Wächter und des Hn. Prinzen von Heſſen Durchlaucht im J. 1793 abgeſchloſſene Gutskauf ein wahrer oder nicht vielmehr, wie klägeriſcherſeits behauptet werden will, ein bloſser Scheinvertrag und ſimulirtes Rechts-Geſchäfte geweſen ſey; ob mithin, wenn keine Übertragung des Eigenthums auf einen Dritten geſchah, nicht noch jetzt der Baron v. Wächter als wahrer Eigenthümer des Guts Hirrlingen, folglich die von ihm geſchehene Verpfändung deſſelben als rechtsgültig angeſehen werden könne." ſo kann bey dieſer Lage der Sache der Provocations-Klage Sr. Hoheit des Hn. Herzogs Wilhelm, auf diejenige Weiſe, wie ſie jetzt angebracht worden iſt, nicht Statt gegeben werden, und muſs dieſemnach derſelben überlaſſen bleiben, ob ſie entweder den durch die Principal-Intervention Sr. königl. Majeſtät von Dänemark rechtshändigen Proceſs, über das von dem Freyherrn v. Wächter ein Jahr vor der angeblichen Verhypothecirung des Guts Hirrlingen an höchſtdieſelben mittelſt des Rechts-Titels eines förmlichen Verkaufs-Vertrags übergegangene Eigenthums-Recht auf ſolches, zwiſchen den ſtreitenden Theilen allein austragen laſſen, — und bis zur Entſcheidung deſſelben in Ruhe ſtehen wollen; oder ob ſie nicht vielmehr es Ihren Verhältniſſen angemeſſener finden, im Namen und in der Eigenſchaft eines Bevollmächtigten Sr. Maj. des Königs von Dänemark dieſen Proceſs nach ſeinem dermaligen Standpunct fortzuſetzen und rechtlich auszuführen. Wie denn das königl. Obertribunal einer Erklärung hierüber, unter Beylegung eines beglaubigten Auszuges aus dem über das Gut Hirrlingen abgeſchloſſenen Kaufcontracte, innerhalb einer Zeitfriſt von 6 Wochen entgegen ſieht, um hierauf das Weitere in der Sache verfügen zu können." — Dieſes Erkenntniſs wurde, bey Ermangelung eines dagegen ergriffenen Rechtsmittels, rechtskräftig (§. 17 — 20).

Über die bisher dargeſtellte Periode jenes Proceſſes muſs ſich, auch ohne Rückſicht auf den hier unberührt gebliebenen Conflict der inneren Gründe und Gegengründe in jenem Rechtshandel, dem Leſer nothwendig die Überzeugung aufdringen, daſs die Sache bis hieher richtig aufgefaſst und beurtheilt worden iſt. Denn wenn das Kammergericht, mit Übergehung der den Gerichtsſtand ablehnenden Exceptionen des Baron v. Wächter, dieſen, wie geſchehen, condemnirte; wenn dieſes Urtel rechtskräftig geworden war, und mithin die Vollſtreckung deſſelben nur durch die, den Charakter einer Hauptintervention in Anſpruch nehmende, Intervention des Königs von Dänemark aufgehalten werden konnte: ſo war es auch unverkennbar gewiſs, daſs der Interventionsſtreit vor allen Dingen entſchieden werden muſste. Die vollſtändige Darſtellung auch des Inneren jener Rechtsſache im 1 Abſchnitt §. 1 — 20 und die rechtlichen Erörterungen des Vfs. im 2 Abſchnitt §. 29 — 43 u. 47 laſſen darüber vollends keinen Zweifel mehr übrig, und das Oberappellations-Gericht hatte durch jenes Decret vom 27 July 1811 ſeine Gerechtigkeitsliebe

und Unabhängigkeit von einem jeden außer dem Umfange des Rechts selbst gelegenen Motive auf die unzweydeutigste und herrlichste, ihm die Hochachtung der Zeitgenossen und Nachkommen zusichernde Weise ausgesprochen. Allein

II. auf jenes Erkenntniss erfolgte nun keinesweges die urtelsmäßige Erklärung von Seiten des Hn. Herzogs Wilhelm königl. Hoheit; sondern eine — „*weitere Erklärung*" vom 28 Nov. 1811, mit dem Antrage: „den Feidel Davidschen Erben aufzugeben, bey Vermeidung ewigen Stillschweigens, ihre Ansprüche gegen den Besitzer von Hirrlingen in kurzer peremtorischer Frist klagend anzubringen, auch sie in die Kosten fällig zu erkennen." Diese weitere Erklärung (welche von dem Vf. S. 39. §. 22 eine dem rechtskräftigen Erkenntnisse vom 27 July 1811 durchaus zuwiderlaufende, den Acten und unleugbarsten Thatsachen widersprechende, mit schielenden Ambiguitäten angefüllte, alle Processregeln verdrehende und auf actenwidrigen Suppositionen ruhende Erklärung genannt wird) wurde Feidel Davids Erben mittelst folgenden Decrets vom 5 Dec. 1811 mitgetheilt: „Dem Obertribunals - Procurator Fleischmann, welcher als Anwald der Erben des vormaligen kurhessischen Hofagenten Feidel David in Cassel für seine gleichbaldige rechtsförmliche Substitution Sorge zu tragen hat, wird zuerst diejenige Erklärung mit 4 Beylagen, welche Sr. Hoheit der Hr. Herzog Wilhelm von Wirtemberg zur Wiederholung ihrer Provocationsklage gegen jene Erben, in Ansehung der von Letzteren behaupteten hypothekarischen Ansprüche auf das Gut Hirrlingen, bey dem königl. Obertribunal übergeben lassen, hiemit im Duplicate zur Einsicht mitgetheilt. In sofern sich nun daraus zur vollkommenen Überzeugung ergiebt, dass Sr. Hoheit durch einen förmlichen Kaufvertrag und mittelst feyerlicher Immission Besitzer von Hirrlingen geworden sey, und sich in demselben Vertrage (Art. 11) ohnehin zur Übernahme aller gegründeten Real-Ansprüche auf dieses Gut verbindlich erklärt haben: so muss nun die vor dem ehemaligen Reichs - Kammergericht anhängig gewordene Interventions - Process - Sache Sr. Maj. des Königs von Dänemark, als auf deren vorläufige Beendigung der klägerschen Erben in ihrer Erklärung vom 18 July 1811 die Bitte gerichtet hatten, und die dagegen vorgebrachte auf ein bloss persönliches Verhältniss sich gründende *Exceptio simulati contractus*, gegen des Königs von Dänemark Maj., bey diesem königl. Obertribunal auf sich beruhen. Vielmehr findet sich dasselbe bewogen, der von Sr. Hoheit dem Hn. Herzog Wilhelm, unter dem 2 März dieses J. angebrachten und neuerlich reproducirten Provocationsklage, in Erwägung der zu ihrer weiteren Begründung jetzt erst vorgelegten Urkunden, nunmehr Statt zu geben. Es werden daher die Feidel Davidschen Erben unter Anberaumung einer peremtorischen Frist von 3 Monaten, wovon je einer als der erste, zweyte und dritte Termin angesetzt ist, hiedurch aufgefodert und vorgeladen, ihre vermeintlichen hypothekarischen Rechte auf das dem Provocanten eigenthümlich zustehende Gut Hirrlingen um so unfehlbarer rechtsgenügend darzuthun, als dieselben widrigen Falls zu gewärtigen haben, dass sie nach fruchtlosem Ablauf jener peremtorischen Frist auf Anrufen des provocantischen Anwalds, mit ihren gerühmten Rechtsansprüchen, ein für allemal durch Urtheil abgewiesen und ihnen ein ewiges Stillschweigen hierüber auferlegt werden wird." Statt die in diesem Decret gegen des Hn. Herzogs Wilhelm königl. Hoheit vorgeschriebene Klage zu übergeben, reichten Feidel Davids Erben eine Erklärung auf eine weitere Erklärung vom 28 Nov. 1811 ein, und baten: „die Provocation zu verwerfen, und Feidel Davids Erben aus dem Executions - Object Hirrlingen für Capital, Zinsen und Kosten zu befriedigen." Allein — es erfolgte hierauf unter dem 16 April 1812 nachstehendes Erkenntniss: „In der Provocationssache Sr. Hoheit des Hn. Herzogs Wilhelm von Wirtemberg gegen die Administratoren der Erbmasse des vormals Hof - und Kammer - Agenten Feidel David in Cassel, betreffend hypothekarische Ansprüche auf die Herrschaft Hirrlingen, haben Letztere, statt dem Inhalt des Decrets vom 1 Dec. 1811 durch Einreichung einer hypothekarischen Klage Genüge zu leisten, durch ihren substituirten Anwald Obertribunalsprocurator Fleischmann unter dem 2 dieses Monats eine so rubricirte unterthänige Erklärnng, zuvor jedoch durch eben denselben unter dem 9 vorigen Monats die Bitte um Fristerstreckung einreichen lassen. Außer Abschlagung der beiden durch die gedachte Erklärung eingelegten Bitten, so weit solche das Gut Hirrlingen und das diesseitige vermeinte Forum des ehemaligen Hn. Intervenienten betreffen, wird nun zwar, in Anbetracht des Fristgesuches der Administratoren, der provocatischen Erbmasse anmit ein nochmaliger, jedoch letzter zweymonatlicher Termin unter dem Präjudiz anberaumt, dass, wenn innerhalb dieser Frist dem Decret vom 5 Dec. 1811 durch Einreichung der hypothekarischen Klage nicht sollte Genüge geleistet werden, sie ein für allemal mit ihren Ansprüchen auf die Herrschaft Hirrlingen unnachsichtlich werden abgewiesen, und ihnen hierüber ein ewiges Stillschweigen wird auferlegt werden" (§. 21. 25). Ein höheres Gericht war nicht vorhanden, und Feidel Davids Erben (überzeugt von der ihnen immer noch bleibenden Klage wegen unheilbarer Nichtigkeiten) überreichten die ihnen zugemuthete hypothekarische Klage gegen des Hn. Herzogs Wilhelm königl. Hoheit im Juny 1812, unter ausdrücklicher Reservation aller Rechtszuständigkeiten, die aus dem Rechtsverhältnisse erwachsen waren, welches die Intervention des Königs von Dänemark begründet hatte, und das Verfahren gedieh bis zur Replik (§. 26—28).

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

JURISPRUDENZ.

Frankfurt a. M., gedr. b. Wenner: *Versuch einer actenmäſsigen Darſtellung des Rechtsſtreits urſprünglich zwiſchen dem ehemaligen kurf. heſſ. Ober-Hofagenten Feidel David in Caſſel, Klägern, und dem ehemaligen königl. däniſchen Kammerherrn und Geſandten am herz. würt. Hoflager Freyherrn Karl Eberhardt v. Wächter, Beklagten*, von D. *Heinrich Karl Ludwig Euler* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

Erwägt man nun die eben angezeigte Periode jenes Proceſſes und die in derſelben vorkommenden Decrete und Verhandlungen der Parteyen: ſo muſs jene weitere Erklärung Sr. königl. Hoheit, des Hn. Herzogs Wilhelm, ſich nicht nur als eine ſehr unerwartete Erſcheinung darſtellen, ſondern es müſſen auch die beiden Decrete des Oberapellationsgerichts im höchſten Grade überraſchen. Dieſe Behauptung iſt keinesweges dadurch abzulehnen, daſs man (was kein Leſer der §§. 21—25 des 1, und der §§. 34—43 des 2 Abſchnittes gegenwärtiger Schriſt zugeben wird) annimmt: Rechtlich erwogen ſey ſeit dem Jahre 1793 der Baron v. Wächter nicht mehr für den Eigenthümer von Hirrlingen zu halten, die Intervention des Königs von Dänemark *mehr* als eine *bloſse* Diverſion zu Gunſten des däniſchen Geſandten, und das von dem Könige von Dänemark und Sr. königl. Hoheit dem Hn. Herzog Wilhelm von Wirtemberg behauptete Eigenthum an der Herrſchaft Hirrlingen, nach dem Inhalte und der Form der dafür beygebrachten Urkunden, nicht zu bezweifeln. Denn bey allen dieſen Vorausſetzungen ſind und bleiben es ja doch wahre und über jeden Zweifel erhabene Thatſachen: daſs das Kammergericht durch Ladung und rechtskräftiges, *jura partium* beſtimmendes, Urtel die Herrſchaft Hirrlingen bereits für das — mit der vom König von Dänemark und Sr. Hoheit dem Hn. Herzog Wilhelm beſtrittenen Hypothek behaftete — Executions-Object anerkannt hatte; — daſs die Herrſchaft Hirrlingen nur durch ein rechtskräftiges Urtel, mittelſt deſſen das — der Intervention des Königs von Dänemark untergelegte Eigenthum anerkannt wurde, aus jenem rechtlichen Nexus herausgeriſſen werden konnte; — daſs nur dann, wenn dieſs geſchehen, überdieſs auch noch der Erwerb des Eigenthums an jener Herrſchaft durch des Hn. Herzogs Wilhelm königl. Hoheit auſser Zweifel geſetzt war, und nun die Erben Feidel Davids ſich einer Hypothek auf Hirrlingen rühmten, allererſt von einer Provocation des Hn. Herzogs Wilhelm königl. Hoheit die Rede ſeyn konnte; — daſs das Oberapellationsgericht dieſs in ſeinem rechtskräftig gewordenen Decrete vom 27 July 1811 ſelbſt aufs unzweydeutigſte anerkannt und ausgeſprochen hatte, und daſs Feidel Davids Erben auf jene weitere Erklärung Sr. Hoheit, des Hn. Herzogs Wilhelm, vor Ertheilung des Decrets vom 5 Dec. 1811 nicht einmal gehört worden waren. — — Sind aber dieſe Thatſachen wahr und über jeden Zweifel erhaben: ſo müſſen, ſelbſt wenn man mit den vorberührten Suppoſitionen debitiren wollte, die Decrete vom 5 Dec. 1811 und vom 16 April 1812 dennoch eine höchſt unerwartete, in dem rechtlichen Gange der Sache völlig unbegreifliche Erſcheinung ſeyn! — In einem ſchneidenden und ſchreyenden Contraſte mit jenem Decrete vom 27 Jul. 1811 ſpringen ſie — jene Decrete — von der ſelbſt durch den erſten Blick auf die Sache ſich als nothwendig ankündigenden, früherhin von dem Oberappellationsgericht im Decret vom 27 Jul. 1811 ſelbſt als nothwendig anerkannten und ausgeſpochenen Form der Verhandlung, ohne irgend einen Rechtsgrund, ab, — entreiſsen den Erben Feidel Davids ihren bisherigen Gegner, den König von Dänemark, ohne rechtliches und rechtskräftiges Erkenntniſs, und nöthigen denſelben (was gar nicht gleichgültig iſt §. 44—46 des 2 Abſchnittes) einen anderen Gegner und mit dieſem auch einen anderen Proceſs auf, welches ohne rechtliches und rechtskräftiges Erkenntniſs bey der Pendenz jener Interventionsſache doch abſolut unmöglich iſt, und in dem Decrete vom 27 Jul. 1811 mit vollem Rechte in dieſer Eigenſchaft anerkannt worden war! — „Eine ſolche Menge ſich ſelbſt durch die Acten rechtfertigender Nichtigkeiten", ſagt der Vf. (im 2 Abſchn. §. 52, S. 177) in Hinſicht auf jene Mängel, „iſt zu auffallend, als daſs ſie nicht die Aufmerkſamkeit des Monarchen und Juſtiz-Miniſterii rege machen ſollten. Sie ſind von der Art, daſs ſie die Unparteylichkeit und Aufrichtigkeit der Rechtspflege äuſserſt zweydeutig machen müſſen, und können nichts anders als eine Furcht im Auslande erwecken, welche von nachtheiligen Wirkungen für das allgemeine Intereſſe ſeyn muſs." — Bey ſolchen Thatſachen erklärt es der Vf. (§. 53. S. 178 f.) in der gegenwärtigen Sache für Pflicht des Juſtizminiſterium, durch eine Verfügung alsbald den *Status quo* der Sache, wenigſtens der Wir-

kung nach, so herzustellen, wie er zur Zeit der erhobenen Intervention und der Einlassung auf dieselbe von Feidel Davids Erben und am 27 Jul. 1811 festgestellt worden war. „Nur auf diese Art", sagt der Vf. (S. 180), „können die begangenen Nullitäten verbessert und gehoben, nur auf diese Art kann ein Beweis gegeben werden, dass die Gerechtigkeit und Wahrheit, die Unparteylichkeit und Gewissenhaftigkeit kein leerer Schall, sondern verdiente Eigenthümlichkeiten eines Justizministeriums sind, dessen Ruf im In- und Auslande gegründet ist, und das den gerechtesten Anspruch auf die Gnade, den Schutz und die Huld eines Monarchen hat, dessen Gerechtigkeitsliebe, Ordnungsgeist und Abneigung gegen alles Unrecht, gegen alle Gefährte, die Grenzen seines Reichs dergestalt überschreitet, dass jeder Ausländer mit Verehrung und Dank den Ausdruck seiner Huldigung darzubringen aus Überzeugung geneigt ist," — und gewiss wird jeder Leser mit dem Vf., von gleichem Gefühl des Rechts und der Wahrheit durchdrungen, die Schlussworte dieser Schrift aussprechen: „Möge diese getreue Darstellung dieses nicht unwichtigen Rechtsstreites mit der Überzeugung aufgenommen werden, dass sie nur die höchste Noth und die Rücksichtslosigkeit gegen alle Vorstellungen und Gründe erzeugt hat; möge sie den Zweck erfüllen, die gekränkten und unterdrückten Rechte der Feidel Davidschen Erben lebhaft vor Augen zu legen, und deren gerechte Ansprüche auf Abhülfe und Ordnung im Verfahren geltend und wirkungsvoll zu machen, und die ewige Wahrheit von Neuem, selbst in unseren Zeiten, zu bestätigen: *quod Justitia sit constans et perpetua voluntas, jus suum cuique tribuendi.*"

III. Während indess jene Darstellung unter der Presse war, ging auch noch die (im ersten Anhange S. 47 f. ersichtliche) Duplik sammt der dazu gehörigen (im zweyten Anhange S. 54 f. befindlichen) nachträglichen Erklärung ein, und wenige Tage nachher erfolgte das (ebenfalls im zweyten Anhange S. 56 abgedruckte, im K. O. A. G. zu Tübingen am 3 Dec. 1812 eröffnete) Definitiverkenntniss, ohne alle Entscheidungsgründe, dahin: „In Klagsachen sich haltend zwischen den Feidel Davidschen Erben zu Cassel, Klägern an einem — und Sr. Hoheit, dem Hn. Herzog Wilhelm von Wirtemberg, als Besitzer der Herrschaft Hirrlingen, Beklagtem am anderen Theil, betreffend Pfandrechts-Ansprüche, wegen eines Capitals von 33,000 fl. nebst den aus demselben seit 1794 verfallenen Zinsen, wird auf gepflogene Verhandlung anmit durch Urtel zu Recht erkannt, — dass den klagenden Erben das angesprochene Pfandrecht auf die Herrschaft Hirrlingen nicht zustehe, und demnach der Hr. Beklagte, als Besitzer dieser Herrschaft, von der gegen ihn angestellten Klage zu entbinden sey; — die aufgegangene Processkosten jedoch aus bewegenden Gründen gegen einander verglichen seyn sollen. V. R. W." Der Vf. bemerkt (im zweyten Anhange S. 53), dass dieses Urtel, wegen seiner nichtigen Prämissen null und nichtig, dem ganzen Verfahren vollends die Krone aufsetze. — Feidel Davids Erben haben Revision gegen dasselbe eingelegt, und — es möge seiner Zeit der Vf., den Triumph der Wahrheit und des Rechts feyernd, dem Publicum das Weitere berichten! p—ζ—r.

M U S I K.

WIEN, b. Weigl: *Medea*, eine tragische Oper in drey Aufzügen. Frey nach dem Französischen, von *J. F. Treitschke*. Musik von *Cherubini*. Clavier-Auszug. 27 Bogen mit Titelk. (8 fl.)

Bey der jetzt so allgemeinen Wuth, von jedem Meisterwerke, welches Fülle der Vocal- und Instrumental-Musik verbindet, Auszüge für ein einzelnes Instrument, *das Clavier*, oder gar für *zwey Flöten* zu liefern, ist es gar nicht zu verwundern, wenn auch die Werke *Cherubini's* die Reihe trifft; aber keck lässt sich behaupten, dass unter allen Opern der bisher aufgetretenen Componisten, selbst *Mozart's* nicht ausgenommen, keine so sehr diesem höchstbeschränkten Unternehmen widerstanden haben als *Cherubini's*. Wer nur *cherubinische* Musik gehört hat, wird bezeugen, dass seine sonderbare Vertheilung der Hauptparthieen, das Ausmalen und Halten der Blas-Instrumente, die abgerissenen Figuren und Gedanken, kurz das Bizarre und Lärmende, keinesweges einen Auszug verstatte, sondern vielmehr in einem solchen Versuche noch abgerissener und widerlicher hervortreten müsse, wie die schon vorhandenen Clavierauszüge beweisen. Der gegenwärtige nun ist Auszug im vollständigsten Sinne. Gar oft findet sich nur die 1ste Violine mit einem leeren Basse, und oben die Stimmen, oft alle vier, ausgeschrieben. Ferner kann, und zwar mit allem Rechte, nicht die ganze Oper ausgezogen seyn (jede Numer hat ihre besondere Seitenzahl, für den einzelnen Verkauf); aber auch viele der ausgezogenen Stücke können mit Vergnügen wohl schwerlich *so* aufgeführt werden, z. B. das überlange Duett: *Kinder, ach!* u. s. w. Solche Auszüge möchten, wenn sie noch von einigem Nutzen seyn sollen, höchstens von den einstudirenden Sängern bey Proben gebraucht werden; und wie beschränkt wäre dann ihr Publicum!

Wer nicht das Ganze gehört hat, kann unmöglich durch diese Fragmente eine Idee für das *Bessere dieser* Musik gewinnen. Gleich in der Ouverture, die einen schönen Anklang des Tragischen hat, fehlen die Haltungen der Blasinstrumente und des legirten Basses; mit ihnen geht der Geist verloren, und man hört so grösstentheils nur Bruchstücke, oder ein übelklingendes Gehack. Den ersten Chor auszuziehen, war eben so unnöthig, weil solche Chöre wohl nicht *zum Claviere* gesungen zu werden pflegen, besonders da es ganz an einem Hauptschlusse fehlt, S. 9. Das Finale am Ende des Auszuges, und die lärmenden Ouverturen nicht weniger. Das wahrhaft schöne Duett: *Ihr drohet mir umsonst* u. s. w., eine Arie und einige Märsche waren noch am besten auszuziehen. Der untergelegte Text verstösst nicht sel-

ten gegen die Mufik. Der Stich ift grob, der Preis theuer; der Titel das Befte.

M.....s.

1) Leipzig, im Bureau für die Mufik, u. Wien, b. Hoffmeifter u. Comp.: *XV Inventions pour le Clavecin, comp. par J. S. Bach.* (16 gr.)

2) Ebendafelbft: *Oeuvres complettes de J. S. Bach.* 16 Hefte (zufammen 19 Rthlr. 4 gr.)

3) Leipzig, b. Breitkopf und Härtel: *J. S. Bachs Choral-Vorfpiele für die Orgel mit einem und zwey Clavieren und Pedal.* I und II Heft. (Jedes Heft 16 gr.)

Bey dem Gange, welchen die Mufik feit *J. S. Bachs* Zeiten genommen hat, und bey dem Gefchmacke, welcher nach und nach durch diefen Gang begründet worden ift, ift es allerdings eine merkwürdige Erfcheinung, dafs theils die neuen Auflagen der ehedem fchon geftochenen, theils die Ausgaben der bisher blofs in Abfchriften vorhanden gewefenen Werke diefes Componiften von Seiten des mufikalifchen Publicums fo viel Unterftützung gefunden haben, dafs fogar mehrere Kunfthandlungen, die fich beynahe völlig gleichzeitig zu der Herausgabe diefer Werke entfchloffen hatten, im Stande waren, ihr Unternehmen fortzufetzen. Es ift hier der Ort nicht, zu unterfuchen, in wiefern Künftler und Dilettanten, die fich ganz nach dem Gefchmacke der Zeit gebildet haben, die Kunftfchönheiten der Werke *J. S. Bachs* zu geniefsen vermögen, ohne ihren Gefchmack in einem gewiffen Grade umzuftimmen. Rec. aber ift überzeugt, dafs es in Hinficht auf den gröfsten Theil des mufikalifchen Publicums höchft nöthig gewefen wäre, die Ausgaben diefer Werke mit einer Abhandlung zu begleiten, in welcher die richtige Anficht der Kunftproducte diefes Gröfsten aller Harmoniften aus dem Gefichtspuncte der modernen Mufik gezeigt worden wäre. *Forkel* hat zwar in feinem Werke: *Über J. S. Bachs Leben* u. f. w., diefen Gegenftand nicht gänzlich unberührt gelaffen; aber was er hierüber fagt, kann blofs von folchen Künftlern und Dilettanten gefühlt werden, die fchon fo weit in das Heiligthum der Kunft eingedrungen find, dafs bey ihrem Urtheile über Kunftwerke der Gefchmack diefes oder jenes Zeitalters keine entfcheidende Stimme mehr haben kann. Sollte der Inhalt einer folchen Abhandlung dem Bedürfniffe des Publicums entfprechen: fo hätten die eigenthümlichen Schönheiten und Wirkungen fowohl der fogenannten thematifchen, als der freyeren Schreibart zergliedert werden müffen, und aus der Vergleichung diefer befonderen Eigenheiten würde die richtige Anficht der Werke *J. S. Bachs* von felbft hervorgegangen feyn.

Über den vorzüglichen Kunftwerth von *Bach's* hinterlaffenen Werken herrfcht übrigens unter den Kennern nur eine Stimme; und nach alle dem, was von der von *Marpurg* verfafsten Vorrede zu der Kunft der Fuge an bis jetzt öffentlich darüber gefagt worden ift, würde eine Beurtheilung und Zergliederung derfelben ganz überflüffig feyn.

— o —

Wien, b. Weigl: *Ausgewählte Stücke aus dem Singfpiel die Verwiefenen auf Kamtfchatka,* von Verfchiedenen. Für das Fortepiano. 6½ Bogen. (1 Thlr. 14 gr.)

Faft auf allen gröfseren Opertheatern ift diefes Singfpiel, wie mufikalifche Zeitungen berichten, mit Glück gegeben worden. Rec., der weder eine Aufführung deffelben gehört, noch die zu Paris mit dem franzöfifchen Text herausgekommene Partitur gefehen hat, kann fich bey Beurtheilung der vorliegenden erften 6 Numern nur auf das befchränken, was diefer Clavierauszug ift und giebt. Die kurze Ouverture von *Boieldieu* ift charakteriftifcher, als die gewöhnlichen neuerer Franzofen; nur ftechen in der That die fanften Parthieen derfelben zu fehr von den raufchenden Maffen (S. 3) ab. Sie ift auf dem Claviere fehr gut fpielbar. Eben fo die ernfte Arie des *Stepanoff* von *Vogel* (No 2), nur dafs in der Figur der Begleitung (S. 1, Syft. 2 Takt 5 u. f. f.) der Wiederanfchlag des im erften Achtel fchon gehörten Tons auf dem Claviere fchlecht fich ausnimmt. Der Übergang (S. 1, Syft. 2 Takt 2 und 3) ift für das Gefühl ftörend; der Text für das Adagio zu ftark. S. 2, Syft. 4 Takt 4 mufs der Stichfehler *diefen* in *Tiefen* corrigirt werden. Die Abwechfelung der Tempi mufs übrigens im Ganzen fehr gute Wirkung thun. Die angenehme franzöfifche Arie von *Boieldieu* (N. 3) ift von dem vorhergehenden, einfachen Schweizerliede an Charakter und Rhythmus zu fehr verfchieden, als dafs die unmittelbare Folge derfelben fich gut ausnehmen könnte. Die Singftimme ift hier, nach dem gewöhnlichen Stile der Franzofen, zu untergeordnet unter die obere Begleitung. S. 2, Syft. 2, Takt 4 find die erften Viertel des Baffes beffer in *b* zu verwandeln. Im Texte fteht durch die ganze Arie der Stichfehler *von nahen Glück.* Weit angenehmer ift aber (No. 4) die leichte und fröhliche Arie, ebenfalls von *Boieldieu*, die fich befonders durch fchönen Gefang, angemeffene Begleitung, von der gröfseren Menge überladener Bravourarien vortheilhaft unterfcheidet (obwohl einige Reminifcenzen nachgewiefen werden könnten), und in diefem Auszuge auch fehr gut am Fortepiano zu executiren ift. No. 5, Scene von *Vogel*, ift ein vortreffliches Stück. Das einleitende *Andante* (nicht *Andate*) *vostenuto* charakterifirt ganz den finnenden Ernft, und geht nach einigen kurzen abgebrochenen Sätzen, zwifchen welchen gefprochen wird, in das fo finnig traurige Gebet (in Adagio) über, deffen Kürze die fchöne Einfachheit noch mehr erhebt. Weit weniger ausgebildet ift das Duett von demfelben Componiften (No. 6), und es erinnert fehr an ähnliche Opernftücke.

Die deutfche Überfetzung ift etwas beffer, als fie gewöhnlich aus dergleichen Fabriken zu kommen pflegt; fo auch Papier und Stich. Der Preis ift übermäfsig theuer.

M....s.

Breslau u. Leipzig, b. Gehr: *Stimmbuch, oder vielmehr Anweisung, wie jeder Liebhaber sein Clavierinstrument, sey es übrigens ein Saiten- oder ein Pfeifen-Werk, selbst repariren und also auch stimmen könne.* Zweyte, stark vermehrte, und mit Figuren begleitete Auflage. Von *J. H. E. Nachersberg.* 1804. 214 S. 8. Nebst einem Bogen Figuren. (12 gr.)

Der Vf. dieses Werkes (von welchem Rec. die erste Auflage nicht besitzt, um sie mit der zweyten vergleichen zu können) hat sich bemüht, die mechanische Einrichtung der jetzt gewöhnlichen Clavierinstrumente sehr genau zu zergliedern, um die etwanigen Gebrechen jedes einzelnen Theiles derselben einsehen und verbessern zu lehren. Alles ist mit vielem Fleisse zusammengetragen und geordnet, und zeigt, dass der Vf. Sachkenntnisse und Erfahrung besitze. Auch ist es für jeden Clavierspieler sehr vortheilhaft, die mechanische Einrichtung seines Instruments so genau zu kennen, um diesem oder jenem kleinen Gebrechen desselben, zu dessen Verbesserung keine besondere Geschicklichkeit in dem Gebrauche mechanischer Instrumente erfoderlich ist, in der Geschwindigkeit selbst abzuhelfen. Von solchen Reparaturen freylich, die den Gebrauch anderer Instrumente, als den des Stimmhammers, nothwendig machen, würde Rec. einem Clavierspieler abrathen, er müsste sich denn schon vorher mit diesen oder jenen mechanischen Arbeiten beschäftiget haben. Denn wären ihm auch die Instrumente zur Hand: so fehlt es ihm an der nöthigen Sicherheit und Geschicklichkeit, sie zu gebrauchen, und er kann leicht in Gefahr kommen, an seinem Instrumente mehr zu verderben, als zu verbessern. Das Aufziehen neuer Saiten, und die Stimmung des Instrumentes sind die einzigen Arten der Reparatur, deren sich der Clavierspieler ohne Gefahr unterziehen darf. In Hinsicht auf jenes hat der Vf. alle nöthigen Vortheile und Handgriffe weitläuftig beschrieben. In Hinsicht auf die Stimmung hingegen würde Rec., statt der zwar grösstentheils noch gewöhnlichen alten Stimmung durch den Quintencirkel, lieber die neuere Art zu stimmen anempfehlen, nach welcher mit den vier zuerst zu stimmenden Quinten zugleich die drey grossen Terzen, woraus die Octave besteht, eingestimmt werden, nämlich in folgender Ordnung:

1) $\bar{c}$ $\bar{\bar{c}}$
2) $\bar{c}$ $\bar{g}$
3) $\bar{c}$ $\bar{e}$ $\bar{g}$ 4) $\bar{e}$ $\bar{h}$
5) $\bar{e}$ $\overline{gis}$ $\bar{h}$ 6) $\overline{gis}$ oder $\overline{as}$ $\bar{\bar{es}}$
7) $\overline{as}$ $\bar{\bar{c}}$ $\bar{\bar{es}}$ u. s. w.

weil man bey dieser Art zu stimmen nicht allein mit den Tönen $\bar{e}$ $\overline{gis}$ $\bar{h}$ $\bar{\bar{es}}$ gleichsam feststehende Stimmpuncte erhält, zwischen welchen sich die übrigen Quinten nach dem Quintencirkel leicht einstimmen lassen, sondern auch, weil dadurch das gleiche Abwärtsschweben aller Quinten, so wie das gleiche Aufwärtsschweben aller grossen Terzen, sehr erleichtert wird.

— o —

KLEINE SCHRIFTEN.

Jugendschriften. *Nürnberg*, b. Bieling: *Neues Bilder- und Lese-Buch über verschiedene gemeinnützige Gegenstände besonders naturhistorischen Inhalts, oder die vergnügten Abendstunden eines Vaters unter seinen Kindern*, vom Vf. der unterhaltenden Erzählungen. Mit vielen colorirten Kupfern. 1810. 240 S. 8. (1 Rthlr.) Mit der Darstellung dieses Bilder- und Lese-Buchs hat man Ursache zufrieden zu seyn. Der Vf. beweiset Bekanntschaft mit der Kinderwelt, mit dem Charakter und Ideengange der Jugend, er beweiset, dass er selbst viel und reflectirend unter Kindern gelebt hat. Aber mit der Auswahl dessen, was sich in diesem Lesebuch findet, ist Rec. nicht so zufrieden. Freylich hat dazu wohl der unglückliche Zwang, alte schon vorlängst der Vergessenheit übergebene schlechte Bilder commentiren zu müssen, das Meiste beygetragen; bisweilen findet sich aber auch in diesen Bildern selbst keine nähere Veranlassung. So z. B. in der Erzählung von der Schöpfung. „Lieber Mann, sprach die Mutter, die bisher stillschweigend zugehört hatte, du hast ja vergessen, deinen Kindern zu sagen, *dass die Frau von edlerer Abkunft ist*, als der Mann. Der Mann wurde aus einem Erdenklos geschaffen, die Frau aber aus der Rippe des Mannes. Auch hast du nicht gesagt, dass Eva von der Schlange verführt wurde, den Apfel zu essen, und dass sie also unschuldig war. — Was! sprach Julchen, die Frau wurde aus einer Rippe des Mannes erschaffen? Jetzt weiss ich doch, warum der Nachbar seine Frau immer *ein böses Ripp* nennt. — Vater und Mutter konnten sich über Julchens naiven Einfall des Lachens nicht enthalten." Das Buch enthält fünf und zwanzig Abendgespräche, deren Gegenstände folgende sind: die Schöpfung, Blumen und Bäume, Jagdthiere, die Electricität u. s. f., die Elemente, die Seefische, die Gesträuche, die Bergwerke, die vier Jahreszeiten, die Chemie, die Insecten, die Menschen, Naturerscheinungen, die Feldfrüchte, die Planeten, Quellen und springende Wasser, Raubthiere, das Steinreich, die Hausthiere, das Ungeziefer, die Waldvögel, das Weltgebäude, Wasserthiere, wilde und zahme Thiere, der Thierkreis. 3X11.

Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *Erster Unterricht in der Religion* für Kinder, welche auf die Begriffe von den Religionslehren erst vorbereitet und hingeleitet werden müssen. Von *J. K. F. Witting*, Past. a. d. Magnusk. in Braunschweig. 1810. VIII u. 163 S. 8. (6 gr.) Hr. *W.* liefert hier eine Sammlung längerer und kürzerer Erzählungen, welche dazu dienen sollen, den ersten religiösen Unterricht anschaulich zu machen. Der grösste Theil der hier aufgenommenen Erzählungen bezieht sich auf die Pflichtenlehre, welche folglich der Vf. auch zu den Religions*lehren* rechnet. Für die hiehergehörigen Rubriken fehlt es nicht an Vorarbeiten. Desto weniger ist aber für die eigentliche Religions- oder Glaubens-Lehre gethan, wovon der Grund in der Natur der Wahrheiten dieser Lehre selbst liegt. Was daher der Vf. aufnahm, um die Rubriken: Unsterblichkeit, Auferstehung u. A., zu besetzen, kann wohl kaum den Namen eines erläuternden Beyspiels verdienen. Wer indessen anderer Hülfsmittel zu dem angegebenen Behuf ermangelt, wird in diesem Büchelchen manches Brauchbare finden.

W. *.*.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Hartknoch: *Johann Gottfried v. Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit.* Mit einer Einleitung von *Heinrich Luden.* 1812. I Theil. LXII u. 431 S. II Theil. 518 S. 8. (3 Rthlr.)

Da das vor uns liegende Werk ein bloſser Abdruck der vielbeſprochenen Ideen *Herders* iſt, durch den erſten Verleger derſelben, Hn. Hartknoch, erneuert, und nun mit einer Einleitung von Hn. HR. *Luden* begleitet: ſo hält ſich Rec. in ſeiner Beurtheilung an dieſe letztere, die ihm jedoch hin und wieder Anlaſs bieten wird, ſeine Gedanken über das *herderſche* Werk rhapſodiſch beyzufügen. Er bemerkt nur daraus, daſs dieſe neue Ausgabe deſſelben, geſondert von der groſsen Zahl der Werke des Verewigten, und nett und anſtändig dem Äuſseren nach, den Beyfall des Publicums verdient und finden wird.

Hr. *L.* beginnt damit, zu zeigen, wie ein denkender Mann, ein denkendes Zeitalter zu Betrachtungen und Gedanken kommen müſſe, wie diejenigen, die das *herderſche* Werk entſtehen machten. Einem Volke, wie das, welchem *Herodot* ſeine Geſchichte las, wird die einfache Erzählung ſeiner eigenen Geſchichte genügen, weil es in ihr ſich glücklich fühlt, und die eigene Befriedigung allgemeine philoſophiſche Betrachtungen über das Menſchengeſchlecht nicht wohl aufkommen läſst. Wo aber ein Volk einer ſolchen glücklichen Zeit nur wie eines goldenen Zeitalters gedenkt, und aus einer trüben Gegenwart, aus ſelbſtverſchuldetem Verfall, zurückblickt auf beſſere aber verſchwundene Zeiten, auf Trümmer, die ſich über Trümmern häufen, da werden ſeine Geſchichtſchreiber einen anderen Charakter zeigen, als ſolche glückliche der Vorzeit. Die Einen werden, mit ihrer Zeit, den Sinn für Volksthümlichkeit (es ſey Rec. vergönnt, dieſes von Hn. *L.* oft gebrauchten Wortes ſich zu bedienen) verloren haben, und eine ſeichte Alltagsmoral zur Richterin des Vergangenen ſetzen, und dieſelbe, als allein heilbringend, einführen wollen in die Gegenwart; indeſs Andere, unbekümmert um das Einzelne, und ohne Theilnahme für daſſelbe, ſich mit dem Allgemeinen, mit der Menſchheit beſchäftigen, und, philoſophiſch betrachtend, in einer gewiſſen Weltbürgerlichkeit, oder in fernen, über das Wirkliche erhabenen Regionen ein Heil ſuchen, über welchem das Leid der Erde leicht vergeſſen werden mag. „Diejenigen aber, fährt Hr. *L.* fort, in deren Knochen Mark, in deren Augen Schärfe iſt, welche die Tugend nur ins Handeln, das Glück aber in die Tugend ſetzen, welche fühlen, daſs der Menſch für ſich allein nichts ſeyn kann, aber auch das Spiel mit Allgemeinheiten nicht lieben, die daher den Werth der Volksthümlichkeit erkennen: — dieſe werden mit ihrem Zeitalter im Kampfe ſtehn, ſie werden warnend und belehrend auftreten, und von der Weltbürgerlichkeit zurückrufen zu dem heiligen Sinn für Volk und Vaterland." — Aber, ſcheint es auch, daſs ein ſolcher Hiſtoriker ſich ſtreng an das Einzelne, an wirkliche Begebenheiten binden werde: dennoch wird er auf allgemeine, über der irdiſchen Erſcheinung waltende, ewige Geſetze kommen müſſen. — „Wer nach den Begebenheiten vergangener Zeiten die Begebenheiten künftiger zu leiten ſtrebt, wird der nicht behaupten, daſs es ein Geſetz gebe, durch welches das Spätere mit dem Früheren zuſammenhange und eins ſey?" — Rec. hätte hier mehr Ausführlichkeit und mehr Klarheit gewünſcht; doch zeigt das Beyſpiel, von *Herodot* genommen, es ſey von jenen göttlichen Geſetzen die Rede, von jener „in ſich gleichen Kraft, an welcher ſich die Kraft des Menſchen bricht, ſobald ſie nicht mit ihr wirkt". Auf dieſe wird jeder wahre Hiſtoriker geführt werden. Den Vater der Geſchichte durchdringt das Gefühl derſelben durchaus; jedes Blatt ſeines Buches iſt Zeuge davon; *Thucydides* konnte, wie er auch menſchliche Freyheit und Willkühr in den mannichfaltigſten Weiſen darſtellt, nicht umhin, an ein ἀνθρώπειον zu erinnern, welches ſich ohne ein θεῖον nicht denken läſst; und *J. Müllers* Geſchichte iſt ein mit dem tiefſten Verſtande, und mit einem von göttlichem Geiſte durchdrungenen Sinne angelegtes Gewebe, welches jene beiden Kräfte, die göttliche und menſchliche, vollendet haben.

Allerdings, wie Hr. *L.* ſagt, muſs es, bey ſo erhabenen Muſtern, befremden, daſs bedeutende Hiſtoriker ſich allen Bemühungen, in der Geſchichte das Einzelne zu einem Ganzen zu verbinden, abhold zeigen. Der von ſchwachen Köpfen getriebene Unfug war *Müllern* zur Genüge bekannt und verhaſst; dennoch beugte er ſich jederzeit vor der wahren Weisheit, die in der Geſchichte waltet, und las mit Entzücken und mit überdachtem Beyfall das Buch *Herders*, von welchem hier die Rede iſt, und nannte es „den Troſt ſeines Lebens".

Rec. führt dieſen Umſtand aus beſonderer Urſache

an. Denn jene in der Einleitung nach Verdienst gepriesene dritte Weise, die Geschichte zu behandeln, müsste, so scheint es, eher auf ein Geschichtsbuch, wie die Schweizerhistorie, als auf eine Philosophie der Geschichte, wie die vor uns liegende, führen. Ist aber diese Letztere von dem Vf. der Ersteren gelobt worden und geliebt: so konnte er nichts seiner Weise Fremdes, er musste vielmehr Übereinstimmung, gleiche Ansicht und gleiche Ideen in ihr finden. Er fand sie; er sagt dieses selbst (in den Briefen an das väterliche Haus, einem unschätzbaren, Jedem, dem *J. Müller* theuer ist, heiligen Document) auf das deutlichste (*J. v. Müllers* sämmtliche Werke. B. 5. S. 138. 318 u. a. a. O.). Und es wird wohl Niemand in Abrede seyn, dass Gedanken, Ideen über die Geschichte nicht auch auf anderem Wege als durch strenge Darstellung des Geschehenen selbst ausgesprochen werden können.

Hr. *L.* zeigt nun, auf welche Weise der Mensch zu einer wohlbegründeten Ansicht über den Gang der Menschheit gelangen könne; er fodert Folgendes: vor allem eine philosophische Einsicht in das Wesen der Menschheit, die Vernunft; dann, bey der Beachtung, dass die Menschheit in Individuen existire, die neben und nach einander leben, eine auf Beobachtung und Erfahrung gegründete Kunde von dem Wohnplatze dieser Individuen; endlich drittens, eine aus der Geschichte gewonnene Kenntniss von dem Gange, den die Völker im Einzelnen genommen, wie von dem Gange des ganzen menschlichen Geschlechts in den Völkern. — Rec. stimmt Hn. *L.* bey; und besonders dünkt ihm vortrefflich, was über die Gefahr gesagt ist, die derjenige läuft, der von dem ersten Puncte allein ausgeht, unbekümmert um die beiden übrigen. In der That, in welches Gedränge der Philosoph kommt, der eine zweyte goldene Zeit auf Erden, welcher das Menschengeschlecht durch alle Zeiten zusteure, und wo jeder Einzelne Theil habe an allen möglichen Gaben des Himmels, an das Ende der Geschichte setzt; wie unnatürlich der Gedanke ist, jeder Einzelne lebe nur, um sein Leben jenem seligen Geschlechte in der Zukunft zum Opfer zu bringen; in welchem Widerspruch die einfache Beobachtung, dass so manche Bestrebung des menschlichen Geistes in früheren, verschwundenen Völkern einen Gipfel erreicht, den zu erklimmen oder zu übersteigen ein künftiges Geschlecht schwerlich hoffen dürfte, mit jener Behauptung steht; wie der Geograph zeigt, dass die Natur einiger Himmelsstriche unserer Erde, die ja doch überall bewohnt seyn soll, eine allgemeine vollendete Cultur nicht gestattet, — das Alles ist überzeugend und gründlich von dem Vf. dargestellt worden: wie denn die ganze Einleitung in einer vortrefflichen, wahrhaft erhebenden Sprache abgefasst ist. — Jene Ansicht hat auch ihre furchtbare Seite. Wenigstens dünkt es Rec. furchtbar, diese ungeheuren Trümmer, die uns die Geschichte vor Augen bringt, Athens, Roms, der grossen asiatischen Reiche, in der Beziehung auf eine künftige selige Zeit auf Erden betrachten zu müssen. Was müsste das für ein Gott seyn, der keinen anderen Weg als einen solchen für seine Kinder wusste!

Wie sehr aber Rec. über das eben Angeführte mit Hn. *L.* übereinstimmt: so hat ihn die Bemerkung befremdet, *Herdern*, der von den obengenannten drey Gesichtspuncten ausgegangen sey, habe die Philosophie, d. h. die lebendige Anschauung der menschlichen Natur, nicht genug beschäftiget, *indem er „den Geist nicht voraufgesetzt, sondern ihn gleichsam durch die Organisation der Materie hervorgehen lasse*; die Vernunft trete also nicht hervor als die ewige Quelle, aus welcher alle Ströme des Lebens fliessen." *Herder* erkannte gewiss die Vernunft, diese ewige Quelle alles dessen, was da ist. Wo sollten sich die ewigen, unwandelbaren Gesetze finden, auf die er immer zurück kommt, wenn nicht in ihr? Was wäre sein Glaube an Gott gewesen, wenn er nicht in ihn diese Vernunft setzte? — Daran zweifelt auch Hr. *L.* nicht. Rec. glaubt aber, dass *Herdern* ein richtiges Gefühl leitete, wenn er diese Vernunft und den Geist des Menschen, der ihr Ebenbild ist, in seiner Betrachtung der Natur und des Menschengeschlechts nicht „voraussetzte." In einem so umfassenden Werke wie das *herdersche*, das sich über *das Einzelne* der Natur verbreitet, möchte dieses nicht thunlich gewesen seyn; wie denn wohl jede Philosophie daran scheitern müsste, wenn sie die Natur und den Menschen in seiner wundervollen schönen Gestaltung bis in das Einzelne hinab aus ihren Principien deduciren wollte. Wahrlich, eine solche Teleologie würde höchst unerfreulich seyn, um nicht einen stärkeren Ausdruck zu gebrauchen. Solches hat auch Hr. *L.* wohl nicht gewünscht. Will er aber in *Herders* Buche nur ausdrücklich gesagt, „wie die Nothwendigkeit der Entwickelung des Geistes, gegenüber der Sinnenwelt, die aufrechte Gestalt des Menschen und seine ganze Organisation erzeugt, wie das ewige Wesen der Vernunft, die sich in dem Menschen offenbart, und die Individuen zur Einheit verknüpft, die Sprache nothwendig macht": — so dünkt uns eine Darstellung wie die *herdersche*, wo über den geringeren Geschöpfen der Erde der Mensch sich erhebt, wie, den niederen Erzeugnissen der Natur analog, aber sie übertreffend, die Glieder des menschlichen Leibes und seine ganze herrliche Gestalt sich bilden, bis, unendlich erhaben über Allem, auf dem Gipfel dieser Bildung die Vernunft sich kund thut und in lebendiger Rede sich ausspricht, — eine solche Ansicht und Darstellung dünkt uns unendlich herrlicher und reicher. — Und jene von Hn. *L.* gefoderte Ansicht, dass die Vernunft die ewige Quelle sey, aus der alle Ströme des Lebens fliessen, leidet hierunter in der That nicht. Denken wir uns die Kräfte des ewigen Geistes als wirkend erst im Minderen, Geringeren, und zurücklassend tausend mannichfaltige Spuren, dann durchdringend bis zum höchsten Ziele, wo der Vernunft des Menschen ein Theil der Vollendung des grossen Werkes selbst in die Hände gegeben ist: — die Macht und

Herrlichkeit des grofsen Geiftes wird nur um fo lebendiger und herrlicher fich offenbaren. Das fcheint auch der Gedanke gewefen zu feyn, der *Herdern* bey feiner Darftellung regierte, und fomit dünkt uns die Bemerkung unrichtig, „*Herder* fcheine die Seele erft durch den Körper entftehen zu laffen.“ Uns fcheinen das 3, 4, 5 Buch der Ideen, die fich mit jener Anficht befchäftigen, die köftlichften in feinem reichen, lebenweckenden Werke.

Was aber, um auf die Hauptfache zu kommen, war denn *Herders* Gedanke über den Gang, den das menfchliche Gefchlecht auf Erden genommen und nimmt? — Hr. *L.* beantwortet diefe Frage am Schlufs der Einleitung folgendermafsen: „Geahndet hat *H.* den Zufammenhang alles Seyns; gewufst hat er, dafs fich über den Gang der Menfchheit nichts durch den Menfchen erkennen laffe, als nur durch Vergleichung unferer Sehnfucht nach Einheit, und Ordnung und Glück mit der Gefchichte der Natur und Befchaffenheit der Erde und unferes Verhältniffes zu ihr. Und daher ift er auf den Gedanken gekommen, dafs die Bildung allein die Gefchlechter verbinde, die nach einander leben, und dafs in der Bildung die Einheit der Menfchheit mit fich felbft zu fuchen fey. Ob er fich beftimmt gedacht hat, wie die Kette diefer Bildung fich fortziehen werde und müffe, das mag immerhin unentfchieden bleiben.“

Rec., in der Hauptfache mit Hn. *L.* einftimmig, bemüht fich nur, *Herders* Anficht etwas ausführlicher darzulegen.

„Graufenvoll, fagt *Herder* in einer auch von Hn. *L.* angeführten Stelle, ift der Anblick, in den Revolutionen der Erde nur Trümmer auf Trümmern zu fehen, ewige Anfänge ohne Ende, Umwälzungen des Schickfals ohne dauernde Abficht! *Die Kette der Bildung allein* macht aus diefen Trümmern ein Ganzes, in welchem zwar Menfchengeftalten verfchwinden, aber der *Menfchengeift* unfterblich und fortwirkend lebet.“ — *Herder* fah, und mit einem grofsen, das Wahre und Schöne tief erhafchenden Blicke, das Grofse, das nur noch in Trümmern unfer Erftaunen und unferen Schmerz erregt; er ahndete Ägyptens uralte Weisheit und den Sinn, der in feinen Riefenwerken lebte, fah die Ruinen von Palmyra und Perfepolis, die fchwachen Refte von den Künften Athens, ftaunte die Republik Roms an, und war erfchüttert durch ihren Untergang. — So Grofses, in feiner Art fo Grofses werde nicht wiederkommen, das fühlte er. Aber über den Trümmern fah er den unfterblichen, ewig fortwirkenden Geift der Menfchheit. Was Theil hat an ihm, das ftrebt nach *Humanität*, weil Menfch zu feyn des Menfchen Beftimmung feyn mufs. In feine eigenen Hände war dem Menfchen fein Loos gegeben. „Als die Gottheit die Erde und alle vernunftlofen Gefchöpfe derfelben erfchaffen hatte, formte fie den Menfchen, und fprach zu ihm: Sey mein Bild, ein Gott auf Erden! herrfche und walte. Was du aus deiner Natur Edles und Vortreffliches zu fchaffen vermagft, bringe hervor; ich darf dir nicht durch Wunder beyftehn, da ich dein menfchliches Schickfal in deine Hand legte; aber alle meine heiligen, ewigen Gefetze der Natur werden dir helfen“ (Th. 2, S. 226).

Demzufolge finden wir *überall und zu aller Zeit* den Menfchen im Befitz und Gebrauch des Rechtes, fich zu einer Art von Humanität zu bilden, nachdem er folche erkannte. Seine Natur ift zu diefem Zwecke gebildet; irrte er: fo war ihm felbft durch diefes Irren der Weg zu einem befferen Gebrauche der Vernunft geöffnet. Zu einem menfchlichen Seyn konnte fich jede Vereinung von Menfchen bilden; unter allen Himmelsftrichen fprach die Stimme der Humanität in der Bruft des Menfchen, und kein Gefchlecht darf klagen, dafs ihm die Quelle des Lebens verftopft gewefen fey; jedes konnte aus ihr fchöpfen nach feinem Mafs. Defshalb darf auch der Menfch nicht zürnen, dafs unter feinen Brüdern fo vielen ein geringeres Mafs an Cultur zu Theil ward; fie waren, was fie zu feyn begehrten, was fie feyn konnten, wenn das Gefetz freyer Entwickelung des Menfchengefchlechts gelten follte. Diefe Entwickelung konnte nur in der Zeit vor fich gehen; fie geht langfam ihren Weg fort: aber die zerftörenden Kräfte auf der Erde halten fie nicht auf, und felbft diefe müffen den erhaltenden mit der Zeit nicht nur unterliegen, fondern auch felbft, zuletzt zur Ausbildung des Ganzen dienen. Selbft der ungeheure Trieb zu herrfchen mufs fich zu einer menfchenbeglückenden Weisheit geftalten, und Leidenfchaft und Begierde müffen um ihr felbft willen diefes wollen. Das Letzte aber, wonach der Menfch trachtet, was Alle begehren, wie der Einzelne, ift *Vernunft und Billigkeit* in allen Claffen, in allen Gefchäften des Menfchen. Nicht die gemeine Billigkeit, der zufolge die gewöhnlichen Gefchäfte des Tages ungeftört ihren Gang gehen, und der Menfch gemächlich und bequem feine Tage verleben kann, fondern jene höhere, jenes Mafs im Handeln, jene heilige Scheu vor dem Göttlichen, die der Vater der Gefchichte in jedem Capitel feines heiligen Buches lehrt, jene Gerechtigkeit, die die Völker erhöhet, die die Vefte des Stuhles der Gottheit und das erfte Attribut ihrer irdifchen Stellvertreter ift. — Künfte blühen und verblühen, und es ift undenkbar, dafs eine Zeit kommen folle, wo das ganze Menfchengefchlecht Genufs und Theil haben werde an derfelben vollendeten Kunft; fo ift es mit Verfaffungen und Einrichtungen des Lebens. Die Letzten des Menfchengefchlechts machen nicht das ganze Menfchengefchlecht aus, und was hie und da auf Erden feine Blüthe erreicht hat, das hat dem Menfchengefchlechte gehört. Nur der Vernunft und des Mafses im Leben kann diefes in feiner Gefammtheit nicht entbehren. Sie werden nicht erfterben. Über ihnen walten die ewigen göttlichen Gefetze; wo der Menfch an ihnen frevelt, da büfst er; noch Niemand hat ungeftraft den Geift der Humanität verletzt. So ift das Menfchengefchlecht auf alle Zeit unter der Leitung einer ewigen Güte und Weisheit, wie in der Schule Gottes; und es kann nicht anders

feyn, es muſs ſich weiter bilden mit ſeiner wachſenden Einſicht zu immer edlerer Menſchlichkeit. „Es iſt keine Schwärmerey, zu hoffen, daſs wo irgend Menſchen wohnen, einſt auch vernünftige, billige und glückliche Menſchen wohnen werden, glücklich, nicht durch ihre eigene, ſondern durch die gemeinſchaftliche Vernunft ihres Brudergeſchlechts" (Th. 2, S. 262).

Dieſe Gedanken hat *Herder* im 15 Buche ſeines Werkes ausgeſprochen; und was er aus der Natur und der Geſchichte zuſammengetragen hat, ſind alles Belege zu denſelben. Mit ihnen ſcheint Hr. *L.* einſtimmig zu ſeyn; und wer würde es nicht, der Gefühl für Menſchenſeyn hat, dem „des Lebens Quelle durch den Buſen rein und ungehindert flieſst"?

Wenn Hr. *L.* hie und da nicht einſtimmig iſt mit *Herder*, wenn er dieſes oder jenes tadelt, das wird nur der übel empfinden, der nicht fühlt, daſs ein Arges unſerer Zeit nicht darin liegt, daſs man ernſtlich und treu ſeine Meinung über geprieſene Männer ſagt, und das Ungegründete an das Tageslicht bringt, ſondern darin, daſs man erhabene Männer, der Nation lange werth und theuer, in leichtem, frevelndem Sinne berührt und verwirft, ehe man ſie verſtanden. Ein wahrhaft groſser Mann kann durch Wahrheit, womit man ihn betrachtet und beurtheilt, nur gewinnen. Und ſo wird jeder Verehrer *Herders* Hn. *L.* danken, daſs er auf eine ſo würdige Weiſe von Neuem an den groſsen, edlen Geiſt erinnert hat, der in des Verewigten Buche waltet.

F. i. n. k.

KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Dresden* u. *Leipzig*, b. Hartknoch: *Predigt am Feſte der Kirchenverbeſſerung den* 31 *October* 1811 zu Dresden gehalten von D. *Franz Volkmar Reinhard*. 32 S. gr. 8. (4 gr.)

Ebendaſelbſt: *Predigt am dritten Buſstage des Jahres* 1811 *den* 15 *November* in Dresden gehalten von D. *F. V. Reinhard*. 24 S. gr. 8. (3 gr.)

Nachdem der ehrwürdige Vf. dieſer Predigten, mit eben ſo viel Wahrheit als Beſcheidenheit, ſeines eigenen Urtheils über ſeine homiletiſchen Arbeiten geſtändig geworden iſt, bleibt den Rec. kaum etwas weiter, als eine Anzeige derſelben übrig. Die Reformationspredigt iſt gehalten über Epheſ. 4. 3, und giebt *eine ermunternde Überſicht der heiligen Bande, die unſere Kirche zu einem Ganzen verknüpfen.* Unſere Kirche iſt kein abenteuerliches, mit ſich ſelbſt ſtreitendes Ganzes, ſie wird zuſammengehalten durch den gleichen Eifer für die Freyheit des Gewiſſens, durch die gemeinſchaftliche Unterwerfung unter das entſcheidende Anſehen der Schrift, durch den übereinſtimmenden Glauben an die Hauptwahrheiten des Evangelii, durch die gegenſeitige Duldung in allem Übrigen und durch das muntere Emporſtreben zu jeder Art von Vollkommenheit. Die Überſicht der Hauptwahrheiten des Evangelii, welche in der dritten Abtheilung gegeben wird, iſt in mehr als einer Hinſicht beachtenswerth. Trefflich ausgeführt iſt unter den Ermunterungen die Pflicht, wider Alles zu kämpfen, was die heiligen Bande unſerer Vereinigung ſchwächen, und Alles zu befördern, was ſie befeſtigen und enger zuſammenziehen kann. Kräftig erklärt ſich hier der Redner über den Miſsbrauch, den man in unſerer Kirche von dem Rechte des eigenen Urtheils gemacht habe. „Iſt man nicht, ſagt er, inſonderheit in unſeren Tagen mit einer Frechheit zu Werke gegangen, welche ſelbſt das Zeugniſs Gottes nicht mehr achtete, welche in der Schrift keine Offenbarung Gottes weiter erkennen wollte, welche die Schrift zu einer Sammlung bloſs menſchlicher, nicht einmal nützlicher Bücher herabwürdigte? Man taſtet das heiligſte und unentbehrlichſte Band an, das unſere Kirche zu einem Ganzen vereinigt, wenn man ſich an der Schrift vergreift. Hört die Ehrfurcht gegen ſie, hört die Unterwerfung unter das Anſehen derſelben auf: ſo hält uns nichts mehr zuſammen, ſo folgt Jeder ſeinem Dünkel, ſo löſet ſich Alles auf, ſo ſind wir nichts weniger, als ächte Proteſtanten, als Glaubensverwandte der edlen Männer, deren Andenken wir heute feyern, und denen die Schrift Alles war." —

Die Buſstagspredigt iſt der ſchöne Erguſs einer edlen Begeiſterung über 5 Moſ. 5, 29. Sie muſs in ihrem lebendigen Ausſtrömen eine groſse Wirkung hervorgebracht haben. Zuerſt wird der Wunſch des Textes denen ans Herz gelegt, die zwar dem Vaterlande angehören, aber ohne in beſtimmten Verhältniſſen zu ſtehen. Das Können, Sollen und Werden iſt mit Meiſterhänden ausgeführt. Hierauf wendet ſich der Wunſch an die, welche in häuslichen Verhältniſſen ſtehen. Als Familienhäupter ſind ſie die Urheber und Bildner des nächſten Geſchlechts, als Kinder die Hoffnung des Vaterlandes, als Hausgenoſſen und Freunde die Störer oder Beförderer der Ordnung und des Wohlſtandes in den Familien. Mit wahrhaft väterlicher Zärtlichkeit werden hier die Kinder angeſprochen. Zuletzt der Wunſch denen dargebracht, die in öffentlichen Verhältniſſen ſtehen, und ihnen die Gründe angegeben, warum von ihnen vorzüglich das Vaterland erwarte, daſs ſie deſſen Wohlfahrt durch Tugend und Frömmigkeit gründen und ſicher ſtellen ſollen. Sie ſind ja die ausgezeichneten, die hochbetrauten und die einfluſsreichen Bürger deſſelben. „Wenn ihr, ſo werden gegen das Ende die einfluſsreichen Bürger angeredet, wenn ihr, mit einem ſo vielfachen Vermögen verſehen, wenig oder nichts thätet; wenn ihr die Macht, welche euch anvertraut iſt, wohl gar miſsbrauchtet; wenn ihr eure Mitbürger, ſtatt ſie zu ſchützen, unterdrücktet, ſtatt ſie zu beglücken, elend machtet: wie würdet ihr euch entehren, welcher Verachtung würdet ihr euch ausſetzen, und bliebet ihr auch bey Menſchen ungeſtraft, wie wolltet ihr den Ahndungen des höchſten Richters entfliehen! Aber Heil euch und dem Vaterlande, wenn ihr nichts ungebraucht laſſet, was euch anvertraut iſt; wenn ſich Alles ordnet, beſſert und verherrlicht, was unter eurem Einfluſſe ſteht; wenn ihr nicht aus Eigennutz und Ehrgeiz, ſondern um des Gewiſſens willen Gutes wirket, wenn euch eine Frömmigkeit, eine Liebe zu den Brüdern, ein Eifer für die Pflicht beſeelt, welche der allgemeinen Wohlfahrt jedes Opfer zu bringen bereit ſind."

Gb.

Jena, gedruckt bey Schreiber und Comp.



